







Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Vierzehnter Jahrgang

Oktober 1916 - März 1917

Band 1

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes XIV. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

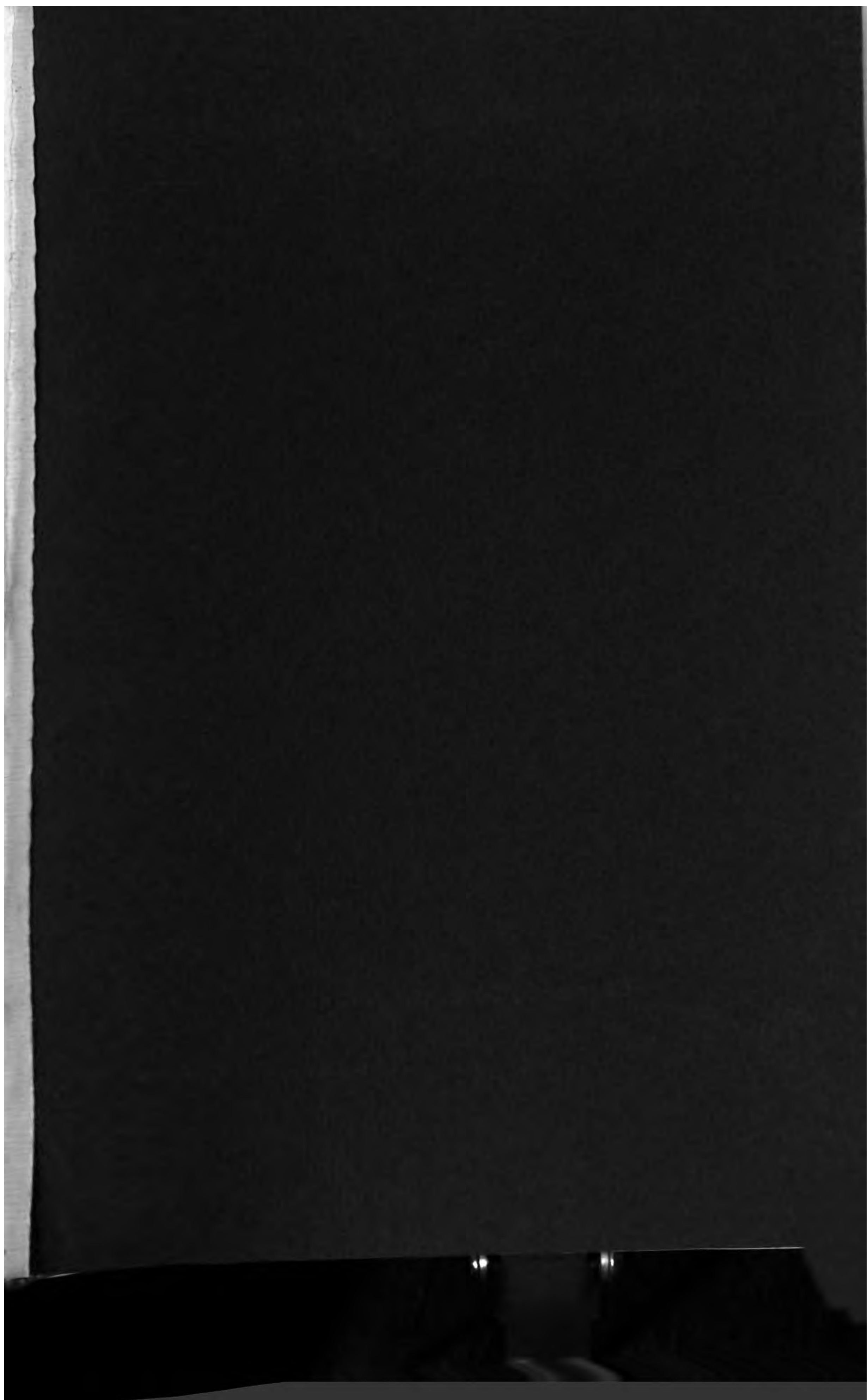
VII. Neues vom Büchermarkt

VIII. Unsere Kunstbeilagen

IX. Offene Briefe

X. Kunstbeilagen

XI. Besprochene Bücher und Theateraufführungen





Michelangelo: Der Prophet Jesaias



Oktober 1916

[illegible] Jahrgang

[illegible] „Hochland“ ist der vier[illegible] Er nimmt seinen Anfang [illegible] der Gegenwart [illegible] Aufgaben vermehrt ist, [illegible] herantreten werden.

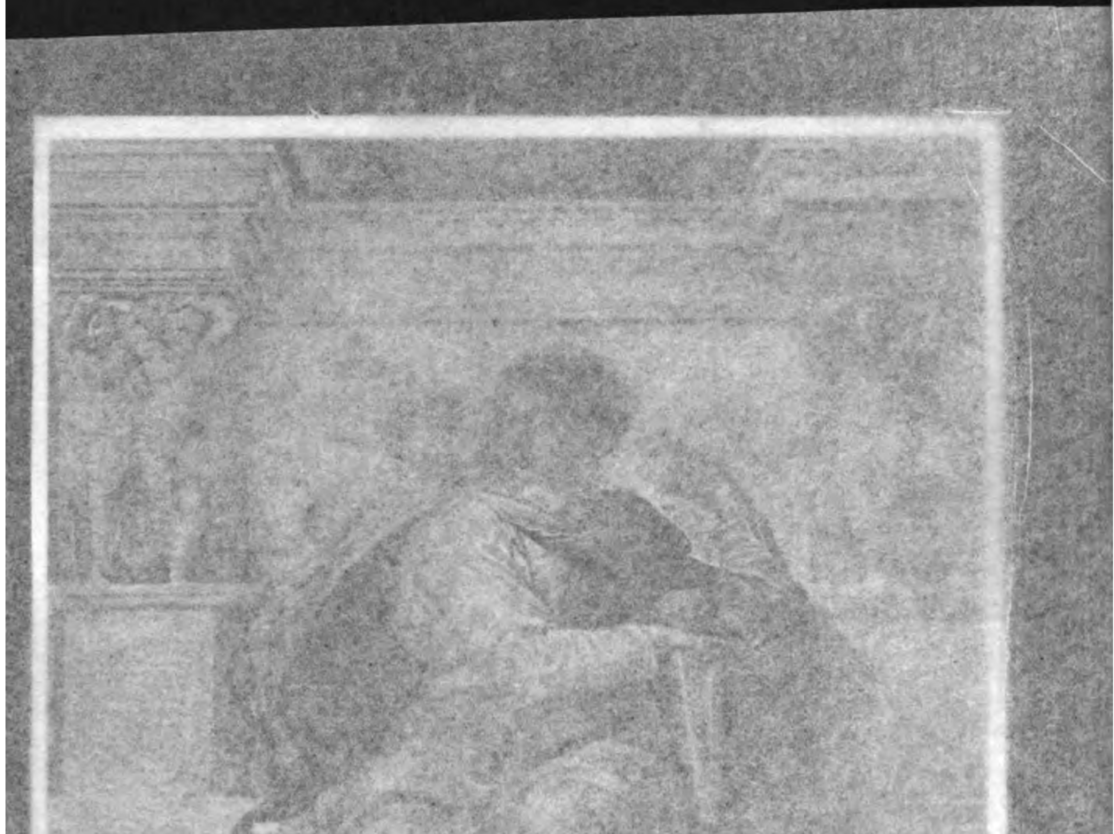
[illegible], bereits im dreizehnten Jahrgang [illegible] Europas und der [illegible] Jahrgang des „Hochland“ [illegible] mit den Bestrebungen unserer Zeitschrift [illegible] erwarteterweise von Monat zu Monat [illegible] Anzeichen vor, daß immer mehr Leser [illegible], aus dessen [illegible] heraus wir [illegible] zu wirken gedenken.

[illegible] nächste Zeitabschnitt bringen mag [illegible] Waffenstillstand und Frieden [illegible] Monat wichtiger, dringlicher [illegible] der großen Völker[illegible] Blutrausch das [illegible] Wort des [illegible] gewinnen muß:

[illegible], mitzulieben bin ich da!

[illegible] zunächst an den Angehörigen des eigenen Volkes [illegible] heilen, deren [illegible] sänftigen. Sie wird jedoch







Vierzehnter Jahrgang Oktober 1916

Zum dritten Kriegsjahrgang
Vom Herausgeber

Dieser dritte Kriegsjahrgang von „Hochland“ ist der vierzehnte seit dem Beginn der Zeitschrift. Er nimmt seinen Anfang in einem Zeitpunkt, wo die Sorgenlast der Gegenwart ganz besonders durch die Fragen nach den Aufgaben vermehrt ist, die mit dem Ende des Krieges an unser Volk herantreten werden.

Die Parole Neuorientierung, bereits im dreizehnten Jahrgang im Hinblick auf große, unvergängliche Ideale Europas und der Christenheit ausgegeben, wird auch im kommenden Jahrgang des „Hochland“ Erkennungswort aller derer sein, die mit den Bestrebungen unserer Zeitschrift übereinstimmen. Ihre Zahl ist unerwarteterweise von Monat zu Monat gewachsen, und es liegen mannigfache Anzeichen vor, daß immer mehr Leser um den Ideenkreis sich scharen werden, aus dessen Mittelpunkt heraus wir bisher gewirkt haben und auch künftighin zu wirken gedenken.

Was daher auch immer der nächste Zeitabschnitt bringen mag — ob den Fortgang der Kämpfe, ob Waffenstillstand und Frieden —, unsere Arbeit wird jedenfalls mit jedem Monat wichtiger, dringlicher, unerläßlicher: mit jedem Monat kommen wir ja der großen Völkerschicksalswende näher, da nach dem verflogenen Blutrausch das edle Wort des vorchristlichen Tragikers immer mehr Geltung gewinnen muß:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“

Diese Liebe wird sich zunächst an den Angehörigen des eigenen Volkes betätigen, deren Wunden heilen, deren Trauer sänftigen. Sie wird jedoch

dabei nicht stehen bleiben, sich vor der übrigen Welt nicht mit dieser Sorge verschließen dürfen. Die Völker werden sich genötigt sehen, größere Gerechtigkeit einander widerfahren zu lassen. Gerechtigkeit ist ja nur eine andere Art der Liebe.

Deutschland ist das Herz Europas, nicht nur in bezug auf seine geographische Lage, sondern auch im Hinblick auf seinen geistigen Organismus. Nur dadurch wird unser Volk sich selbst treu bleiben und auch seine wahre Mission erfüllen können, daß es sich in der Fülle der Kraft zu beherrschen weiß. Gerade im deutschen Volk muß ein Wille zu einer höheren Gemeinschaft wach werden, auf daß in unserem Tun und Denken das frühere europäische und christliche Gewissen sich wieder verkörpere. Niemals werden wir unsere weltpolitische Sendung richtig erfassen ohne Selbsteinkehr, ohne Selbstprüfung. Wir werden erkennen müssen, daß dieser Krieg, vor dessen Furchtbarkeit alle früheren ‚männermordenden' und greuelhaften Kriege fast verblassen, nur der Ausdruck der ganz falschen Stellung ist, in die wir alle in Europa zu dem eigentlichen Sinne unseres Lebens geraten sind. Wir alle haben vergessen, daß wir noch einer weit höheren als der bloß materiellen Wohlfahrt verpflichtet sind. Wir haben verlernt, daß unser Leben nur aus der Tiefe unseres geheimnisvollen Ursprungs heraus in die Höhe gebaut werden kann. Wir sind der Aufgabe untreu geworden, Hüter einer großen geistigen Ordnung zu sein, auf die wir durch die Lehren des Christentums wie auch durch unsere geschichtliche Erfahrung verwiesen waren. Erst jetzt, leider zu spät, kommt vielen zum Bewußtsein, was bei der Jahrhundertfeier der großen politischen Wiedergeburt nur wenigen dämmerte, daß unserer politischen Erhebung eine geistige vorangegangen ist und daß selbst der materielle Wohlstand des neuen Deutschen Reiches gar nicht möglich gewesen wäre ohne die Geistigkeit und sittliche Zucht unserer Vorfahren. Zu welch hohem sittlichen Ideale hätte gerade der größere Reichtum und die dadurch gewonnene Unabhängigkeit der einzelnen uns verpflichten müssen, und wie haben sie uns in Wirklichkeit vom Pfade jener echten Kultur geradezu abgedrängt, die in so hohem Maße das Zeitalter unserer politischen Erhebung gegen die napoleonische Militärdiktatur und revolutionäre Gleichmacherei auszeichnete.

Die Ursachen der mannigfaltigen Gebrechen unserer Zeit zu erkennen, um uns der zersetzenden Elemente in unserem Volksleben bewußt zu erwehren — das ist die wichtigste Aufgabe, die an unsere Zeitschrift herantreten wird. Der Wahrheit eingedenk, daß der Mut zur Selbsterkenntnis schon Kraft bedeutet, wollen wir, anstatt in bequemer und schmeichelnder Selbstgerechtigkeit zu verharren, sogar den alten Spruch bewähren: Licet et ab hoste doceri!

Mag der Feind in seiner Kritik unseres Wesens sich bis zur schmähenden Ungerechtigkeit versteigen und dadurch unser Ehrgefühl in berechtigter Weise herausfordern — er darf uns gegen die wirklichen Mängel unserer Art und unseres Staatslebens nicht blind machen; gern wollen wir ihm die

Rolle jenes verneinenden Geistes einräumen, der ‚stets das Böse will und stets das Gute schafft‘.

Ob wir aus dieser europäischen Katastrophe als ein sittlich und religiös erneuertes Volk hervorgehen werden, das kann niemand voraussagen; wenn unser Leben wieder in seine geordneten Bahnen zurückgekehrt sein wird, dann wird sich zeigen, ob wir in dieser fürchterlichen Katastrophe auch innerlich geläutert worden sind. Religiöse Erneuerung ist etwas anderes als ein plötzlich aufflammendes Gefühl; sie beruht vielmehr auf Willensäußerungen, die durch tiefe Einsichten bestimmt und durch religiöse Erfahrung geleitet werden.

Gern und hoffnungsvoll reden wir von dem Frieden der Konfessionen. Ist er ein Friede bürgerlicher Verträglichkeit, dann ist er in der neuen Gesellschaft etwas Selbstverständliches. Sollte sich aber dahinter auch nur die geringste Herabstimmung christlicher und kirchlicher Lebensanschauung verbergen, so wäre er das Schlimmste der Übel, das die Grundlagen der christlichen Kultur treffen könnte. Glaubensfrohe und unerschütterliche Bekenner, nicht schwankende und in ihrem Bekenntnis schwache Menschen wird die nächste Zeit ganz besonders erfordern. Bekennen heißt auch tapfer sein, und tapfer sein schließt keinesfalls Liebe und Duldung aus. Wenn wir diese Lehren nicht auch in das konfessionelle Leben aus den Erfahrungen dieses Krieges hinübernehmen, so kann man wohl sagen, daß das viele und kostbare Blut unserer besten Söhne, tiefer betrachtet, umsonst geflossen ist.

Wahrspruch.

Du rufst den Geist zu seiner reifen Stunde,
Den Geist, der sehnend Deiner harrt, Lebendiger,
Damit er Deiner Hände Taten singe,
Damit er Deiner Schöpfung Zeuge sei.

Der Du den Widersinn des Außen schlichtest
In wundersamer Fügung Wohl und Wehe:
Du teilst die Wasser, die mich heute drängen,
Du rufst den Geist zu seiner hehren Stunde.

Reinhard Johannes Sorge
(gefallen am 20. Juli 1916).

Leibniz und die Größe Deutschlands

Ein Gedenkblatt zum Leibnizjubiläum / Von F. X. Kiefl

Am 14. November 1716 abends 9 Uhr starb in Hannover Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz. Der Fürstenhof, welcher dem großen Manne nicht bloß die Hauptfrüchte eines unvergleichlichen Gelehrtenlebens verdankte, sondern auch einen Kurhut und eine Königskrone (England), folgte der Einladung zur Leichenfeier nicht. Des Leibniz Feind und kleiner Nebenbuhler Eckhart begleitete als einziger Leidtragender den Sarg des Mannes, um dessen Gunst bei Lebzeiten Kaiser und Königinnen gewetteifert hatten. Deutschland weiß bis zur Stunde die Stätte seines Grabes nicht. Die Berliner Akademie fand damals kein Wort des Gedenkens für ihren Stifter. Die Londoner Akademie, welche dereinst den jungen Leibniz zu ihrem Mitglied ernannt hatte, schwieg von dem siegreichen Rivalen ihres Newton, den England wie einen Fürsten begrub. Nur in der französischen Akademie las am ersten Jahrestage seines Todes Fontenelle eine Gedächtnisrede auf ihn. Er saß am Platze Bossuets, des Bischofs von Meaux, der mit Leibniz die berühmten Verhandlungen über den Kirchenfrieden geführt hatte.

Hundert Jahre blieb der geistige Schatz, den Leibniz zurückgelassen, überhaupt vergraben. Nicht lange vor Ausbruch des Weltkrieges erst vereinigten sich die europäischen Akademien, und zwar merkwürdig genug auf französischen Vorschlag, um eine Gesamtausgabe seiner Werke vorzubereiten.

Auf den einzelnen Wissenschaftsgebieten ist der Stern des Leibniz seit mehreren Jahrzehnten im Steigen begriffen. Seitdem Du Bois-Reymond im Kriegsjahre 1870 in der Berliner Akademie in seiner Rede über ‚Leibnizische Gedanken in der modernen Naturwissenschaft‘ den Ausspruch tat, schon die Leistungen des Leibniz auf dem Gebiete der mathematischen Physik allein ließen ihn, selbst wenn man alles andere abziehen würde, als einen der gewaltigsten Geister erscheinen, hat man auch auf anderen Gebieten begonnen, in Leibniz statt des gelehrten Polyhistor den Grundleger und Bahnbrecher exakter Wissenschaft zu erkennen. Die Art und Weise, wie er die Entdeckung des Cartesius vom ‚Maße der Kräfte‘ verbesserte, war zwar zu seiner Zeit heftig umstritten; heute aber ist sie als geniale Intuition anerkannt, worin er das letzte und gefeiertste Prinzip der modernen Naturwissenschaft antizipierte, nämlich die Lehre von Helmholtz, daß die Kraft der Lokomotive, die tobende Gewalt des Niagarafalles, die unwiderstehliche Macht des vorrückenden Gletschers, die Stärke unserer Muskeln, der Klang unserer Stimme nichts als verwandeltes Sonnenlicht sei. Aus solchen Einsichten und Vorahnungen heraus konnte er das stolze Wort sprechen, daß Deutschland in der Wissenschaft Europa die Spitze bieten könne. (Vgl. Kiefl, ‚Leibniz‘ in Kirchheims ‚Weltgeschichte in Charakterbildern‘.)

Eines fehlte bisher in der Würdigung des größten deutschen Genius auf wissenschaftlichem Gebiete, das einigende Band, welches die Lei-

stungen des Leibniz auf philosophischem und theologischem, mathematischem und naturwissenschaftlichem, historischem, juridischem und sprachwissenschaftlichem Gebiete verknüpfte, so daß es der oberflächlichen Beurteilung immer wieder schien, als hätten Zufall und Laune so ungleichartige Dinge in einem Geiste zusammengehalten. Die neueren Quellenpublikationen, namentlich die Auffindung der politischen und staatswissenschaftlichen Schriften des Leibniz, haben dieses einigende Band in helles Licht gesetzt. Deutschlands Größe war das Ideal, das wie ein leuchtender Stern seinem ganzen Lebenswerk die Richtung gab und das ihn von einem Wissenschaftsgebiet in das andere trieb, um die Grundlagen für seine hohen, vaterländischen Ziele zu schaffen. Um nur ein Beispiel zu nennen: als der jugendliche Diplomat in Paris seine mathematischen Entdeckungen machte, die mit einem Schlage ihn zum Rivalen der ersten wissenschaftlichen Bahnbrecher seiner Zeit erhoben, gestand er, sein Zweck bei diesen Studien sei der, durch Auffindung einer wissenschaftlichen Methode die Schlichtung der konfessionellen Kontroversen herbeizuführen und so den Zwiespalt im Herzen Deutschlands zu überwinden.

Wenn ich zum 200. Todestage des Mannes im folgenden die vaterländische Idee des Leibniz kurz zu zeichnen versuche, so soll damit nicht eine erschöpfende Schilderung seiner gewaltigen politischen Wirksamkeit beabsichtigt sein, welche selbst der Geschichtschreibung vielfach bis zur Stunde ein verborgenes Land geblieben ist, sondern ich will nur zeigen, welches Bild von Deutschlands Größe dem Geiste des Leibniz vorgeschwebt hat und worin er die Wurzeln deutscher Kraft gesehen hat.

Aus seiner Vaterstadt Leipzig wurde der junge Leibniz durch Verweigerung der Promotion vertrieben. Die älteste deutsche Universität stieß den größten deutschen Genius von sich, eine Tragik, welcher die akademische Jugend beim glänzenden Leipziger Universitätsjubiläum 1909 in dem Bilde des Festzuges ‚Auszug des Leibniz von Leipzig' zarten Ausdruck gab. In Nürnberg führte ihn ein glücklicher Stern zu dem gestürzten Mainzischen Minister Boineburg, der bei der ersten Begegnung das Genie des Jünglings entdeckte. Er nahm ihn mit nach Frankfurt und verschaffte dem Vierundzwanzigjährigen 1670 eine Stelle als Rat am obersten Richterkollegium in Mainz.

Das Kabinett des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, eines der edelsten Fürsten, welche der deutsche Boden hervorgebracht hat, war der Brennpunkt der vaterländischen Geschichte; an den Ideen dieses Fürsten von Freiheit und Ruhm des deutschen Vaterlandes fing der jugendliche Genius um so mehr Feuer, als gerade damals der verhängnisvolle Wendepunkt des europäischen Staaten- und Völkerlebens eintrat, wo der überschäumende Ehrgeiz Ludwigs XIV. das europäische Gleichgewicht, die oberste Staatsmaxime des Kurfürsten von Mainz, bedrohte.

Ludwig XIV. hatte, seit langem durch reiche Pensionen deutsche Fürsten und Staatsmänner für seine Zwecke erkaufend, mit dem Einfall in die spa-

nischen Niederlande 1668 den europäischen Frieden gefährdet, damit aber sich den Kurfürsten von Mainz, seinen bisherigen Freund, zum Todfeinde gemacht. Während nun der Kurfürst in ungestümem Feuereifer Frankreich durch Förderung der Tripelallianz reizte und andererseits der mit ihm wiederversöhnte Boineburg in der Gier nach persönlichen Vorteilen unsicher zwischen Paris und Wien hin und her schwankte, zeigte der junge Leibniz sein diplomatisches Genie in der Art und Weise, wie er das Problem der politischen Lage Europas auffaßte.

In drei Tagen entwarf Leibniz im August 1670 in Schwalbach eine Denkschrift über ‚Die Sicherheit des Reiches', welche noch heute Beachtung verdient und das patriotische Ideal des Jünglings in glänzenden Farben zeichnet: Der Verfasser zeichnet im Eingange seiner Schrift ein Bild von der Krankheit des deutschen Staatskörpers und ihren ‚Ursprüngen und Quellen'. Das Deutsche Reich trage in sich die Garantie der selbständigen Existenz. Die Leute seien herzhaft und verständig, das Land fruchtbar, die Bedingungen der Industrie günstig. Aber den tatsächlichen Zustand des Reiches findet Leibniz so, daß ein innerlicher oder äußerlicher Hauptkrieg die deutsche Republik auf einmal stürzen könne. ‚Dagegen wir ganz blind, schläfrig, bloß, offen, zerteilt, unbewehrt und notwendig entweder des Feindes oder des Beschützers Raub seyen.' Rührend ist des Leibniz Klage über die schwerfällige, nie zu einer durchschlagenden Aktion taugliche Reichsverfassung und die Schläfrigkeit des perennierenden Reichstags zu Regensburg. Da eine ‚Union des ganzen Reichs auf öffentlichem Reichstage' ihm als ein ‚desperates fast unmögliches Werk' erscheint, so wünscht er eine Allianz der Hauptreichsstände, die der Gefahr am nächsten stehen. Mit feinster Psychologie entwirft Leibniz den Plan: Frankreich, der Feind der deutschen Einheit, dürfe den Zweck der Allianz, die innere Stärkung des Reiches, nicht merken, damit die Idee nicht in ihrer Blüte verdorre. Dagegen der Kaiser, dessen ‚ruheliebendes, mit Gegenwärtigem sich kontentierendes, stilles Gemüt' Leibniz sympathisch bewundert, müsse in die wahren Ziele eingeweiht werden. Prophetisch sagt er voraus, wenn der König von Frankreich ‚einmal am Rhein Posto gefaßt, werde ihn wohl keine Macht mehr davon abtreiben'. Daher sollten die Fürsten am Rhein mit ihm diplomatische Freundschaft halten.

Die Schwalbacher Denkschrift des Leibniz ragt aber dadurch unendlich über die diplomatische Literatur seines Jahrhunderts hinaus, daß der feurige, von Vaterlandsliebe und Religion glühende jugendliche Geist weit über den unmittelbaren Gedanken einer Defensivallianz emporgetragen wird. Man glaubt die edelsten Klänge der deutschen Klassiker mitten im deutschen Befreiungskriege zu hören, wenn man liest, wie Leibniz an das zu gründende Bündnis die Hoffnung auf eine innere Wiedergeburt Deutschlands knüpft und als wirksamstes Mittel dazu die Emanzipation aus der inneren sittlichen Knechtschaft gegenüber Frankreich verkündet: ‚Stehet nun, wie gedacht, die Allianz, alsdann werden auch viel andere zu Wohl-

fahrt des Reichs und gemeiner Ruhe nötige Dinge gehoben, die Streitigkeiten der Stände aufgehoben, das Justizienwerk und langweilige Prozeßordnungen verbessert, zu Einrichtung der Commercien und Polizei nachdrückliche Consilia gefaßt, ja mit der Zeit zu synodis provincialibus oder gar, beneplacito sedis apostolicae, nationalibus und ungezwungener Konvention oder Moderation, Duldung in Religionssachen, gelanget werden.'

Am Schlusse des zweiten (Mainzischen) Teiles der Denkschrift sagt Leibniz, wenn einmal die Reform in Reichsverfassung, Finanz- und Militärwesen durchgeführt sei, ‚dann ist Zeit, den verderblichen und endlich unserer Wohlfahrt letalen Mißbrauch abzuschaffen, dadurch alle Jahre zum wenigsten das gehende Teil unserer Substanz ohne etwas als Lumperei dagegen zu haben, nach Frankreich gehet. Es hat ja kein Fürst noch Herr, der auch doppelt und dreifach französisch, einiges Interesse, vielmehr aber unwiederbringlichen Schaden dabei'. Leibniz verlangt ernstlich, daß man die Auslandreisen des jungen Adels beschränken solle: ‚Es wird doch bei uns an Schulen der Politesse nicht mangeln und, was nicht ist, anzustellen sein. Was Commercien betrifft, können sie durch Restablierung der Hansastädte wieder aufgerichtet werden. . . . Rohe Waren bei uns sauber zu verarbeiten, nötige Manufakturen zu introduzieren, werden sich Köpfe und Künstler genugsam finden, denen man mit Imposten auf fremde helfen muß. Endlich würden wir mit Wein und Brantewein großtenteils ganz England, Holland und Norden versehen und damit Frankreich mehr Schaden tun, als wenn wir ihm zehn Armeen ruiniert hätten.'

Ging das ganze fernere Bestreben des Leibniz, namentlich auch bei seinen internationalen Korrespondenzen und Reisen, dahin, Deutschland moralisch und wirtschaftlich selbständig zu machen und in seinem eigenen Inneren die Quellen seiner Kraft zu öffnen, so war doch schon der jugendliche Enthusiasmus frei von allem Chauvinismus, der stets der Tod aller höheren Kulturideale ist. Als Staatsmann in großem Stile betrachtet schon der junge Leibniz das Deutsche Reich, so hoch er ihm seine Ziele steckt, nur als Glied des europäischen Staatensystems, dem er ein erhabenes Kulturideal als einigendes Zentrum vorhält, nämlich das Christentum: ‚Gewißlich, wer sein Gemüt etwas höher schwinget und gleichsam mit einem Blicke den Zustand von Europa durchgehet, wird mir Beifall geben, daß diese Allianz eines von den nützlichsten Vorhaben sei, so jemals zu allgemeinem Besten der Christenheit im Werk gewesen. Das Reich ist das Hauptglied, Teutschland das Mittel von Europa. Teutschland ist vor diesem allen seinen Nachbarn ein Schrecken gewesen. Jetzo sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachsen. Teutschland ist der Ball, den die einander zugeworfen, die um die Monarchie gespielt. Teutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft von Europa gefochten. Kürzlich: Teutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis

es aufgeweckt, sich rekolligiert, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten.' Deutschlands Stärke soll die Friedensgarantie für Europa sein: ‚Ganz Europa wird sich zur Ruhe begeben, in sich selbst zu wühlen aufhören und die Augen dahin werfen, wo so viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichtum mit gutem Gewissen auf eine Gott angenehme Weise zu erjagen. Es wird sich ein ander Streit erheben, nicht wie einer dem anderen das seinige abdringen, sondern wer am meisten dem Erbfeind, den Barbaren, den Ungläubigen abgewinnen und nicht allein sich, sondern auch Christi Reich erweitern könne.' Leibniz entwirft dabei den Plan eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Türken, die damals mit gewaltiger Macht an den Toren des christlichen Europas pochten.

Die Schwalbach-Mainzer Denkschrift war eine staunenswerte Prophezie auf die kommende geschichtliche Entwicklung Europas. Mit tief ergreifender Bewegung hatte der Verfasser an das Urteil der Nachwelt appelliert für den Fall, daß der Warnungsruf nicht im letzten Augenblicke in dem dem Untergange nahen Vaterlande Widerhall fände und sein lebhaftes Bild von der inneren Wiedergeburt Deutschlands ‚in die Luft geschrieben' wäre. Seine Befürchtung traf leider ein. Zwar folgte der Denkschrift die vom Kurfürsten von Mainz im Oktober 1671 auf der Feste Marienburg bei Würzburg gestiftete Allianz einiger deutscher Fürsten. Allein es war nur ein letztes Aufflackern der deutschen Kraft. Die meisten Fürsten rechtfertigten den Verdacht des Leibniz, daß sie hofften ‚vom einfallenden Haus (des Reiches) gute Stücken zu erwischen, etwas Neues damit zu bauen'. Die Reichsverfassung war derart, daß, ‚wenn die Schlüsse zu Realitäten kommen sollen, die Räder inwendig verstellet seyn und alles überall anstoßet und nirgend fort will ... Zu geschweigen zweier Hauptinstrumente, nämlich Volk und Geld. Aber Volk verstehe ich hier auf eine etwas andere Manier als sonsten, das ist nicht Manns- sondern Weibsvolk. Mit welchen beiden Instrumenten alle Schlösser sich auftun, alle Pforten ohne Petarden eröffnen, auch alle Winkel bis in die innerste Cabinete unvermerkt und ohne Gygis Ring durchkriechen lassen.'

Den gegen Deutschland sich wälzenden Strom aufzuhalten, konnte bei der inneren Zersplitterung des Reiches nicht gelingen.

Im September 1671 fuhr Leibniz von Straßburg zurückkehrend auf einem Kahn nach Mainz. Er schreibt über seine Empfindungen bei dieser Fahrt zwei Jahre später in Paris: ‚Damals war jener Fluß mit seinen ruhigen Ufern zu beiden Seiten und dem Herbste den glücklichen Weingott zeigend, für den durch die lange Reise Ermüdeten einladend, die anmutigste Fahrt zu unternehmen. Man hätte geglaubt, in der über den Erdkreis ausgegossenen Ruhe würden die Hügel selbst vor Freude aufspringen, während ringsum die Nymphen des Schwarzwalds den Reigen führten in keckem Tanze vor übermütiger Freude. Aber gleichwie oft der Tiere Ausgelassenheit eine Änderung in der Luft anzeigt und die freien Spiele der Delphine als Vorzeichen des Sturmes gelten, so schien Deutschland

damals des bald einzubüßenden Friedens übermütig genießen zu wollen, und der Rhein, der König der Flüsse, freute sich, als wäre er der Verhängnisse kundig gewesen, der nicht lange mehr währenden Freiheit. Denn jetzt, bald von gewaltigen Heeren eingezäumt, bald durch eine Furth besudelt, bald mit Flotten bedeckt, bald unter das Joch der Brücken geschickt, denkt der Unglückliche nur mit Seufzen der verlorenen Glückseligkeit.'

Das Scheitern der Hoffnung, das gesamte Reich nochmals zu einem kompakten Körper zu verbinden, trieb den jungen Diplomaten zu einem genialen Projekte, um den Sturm, welcher Deutschland drohte, nach einer anderen Seite abzuwenden. Den seiner Kraft sich bewußten jugendlichen Geist schwellte der Gedanke, den auf die Herrschaft über Europa gerichteten Ehrgeiz Ludwigs XIV. auf ein noch höheres, aber für Deutschland ungefährliches Ziel zu lenken, auf die Weltherrschaft. Hatte Leibniz schon im zweiten (Mainzer) Teil der Schwalbacher Denkschrift im November 1670 seine staatsmännische Befähigung dadurch erwiesen, daß er mit bewunderungswürdigem Aufwande von philosophischen, historischen und politischen Argumenten bewies, die geheimen Rüstungen Ludwigs XIV. seien gegen Holland gerichtet, so hatte er schon hier den König auf Ägypten, ‚eines der bestgelegensten Länder der Welt', hingewiesen. In der Folge arbeitete Leibniz eine Reihe von Abhandlungen und Denkschriften aus, die uns das Ringen seines Geistes mit der gigantischen Idee klar vor Augen führen, von der er mit Recht behauptet, daß sie das Examen der raffiniertesten Staatsmänner nicht zu fürchten brauche. Mit einem Weitblicke, welcher vielfach die heutigen Einsichten in die Bedingungen der Weltherrschaft antizipiert, sucht Leibniz den französischen König vom europäischen Schauplatz wegzulocken, um Holland von Ägypten aus, statt in Europa, anzugreifen und ihm die Reichtümer des indischen Handels abzuschneiden. Mit glühenden Farben schildert er Ägypten als Zünglein der Weltherrschaft, als Band zwischen Asien und Afrika, Damm zwischen Ozean und Mittelmeer, Scheune des Orients, Zentralhafen zwischen Indien und Europa. Von Ägypten aus winke dem französischen Herrscher statt der angestrebten deutschen die orientalische Kaiserkrone und damit das Generalat der Christenheit. Das türkische Reich werde von der Vorsehung als eine in Jahrhunderten gereifte Frucht dem König in den Schoß gelegt: ‚Wenn je, so handelt es sich hier nur die Sache Gottes und der Seele. Nicht Ägypten, nicht Palästina, nicht der Euphrat werden wie einst für die römische Macht, so jetzt für die Herrschaft Christi die Grenzen sein, sondern zu den äußersten Völkern der Japaner, zu den gebildetsten Ländern der Chinesen, an die unbekannten Küsten Australiens und an die Grenzen der Erde wird Frankreich von Ägypten aus den Erlöser aller bringen. Diese Expedition wird Europa von Schrecken, Frankreich von der Mißgunst, die sich bisher zerreißende Christenheit von dem Joche der Ungläubigen, die Welt von der Barbarei, die Menschheit von der Blindheit, den König von der Rechenschaft über die ihm verliehene Macht und

Geisteskraft und Ludwig den Heiligen von seinem im eigenen Namen übernommenen Gelübde befreien.'

Am 18. März 1672 ritt Leibniz mit einem Diener von Mainz weg nach Paris. Hier arbeitete er eine Denkschrift für den König selbst aus, welcher das innere Feuer der höchsten patriotischen und religiösen Ideale des jugendlichen Genies eine unnachahmlich schöne Form gegeben hat. Allein die politischen Pläne Ludwigs waren schon zu fest gefügt, um noch eine Bresche von so grundstürzendem Charakter zu dulden. Leibniz erhielt Zutritt zu der geistigen Elite Frankreichs, in welcher seine phänomenale Persönlichkeit einen unauslöschlicheren Eindruck machte, als bis dahin in seinem Vaterlande. Zum König kam er nicht. Auf die immer zudringlichere Mahnung des Leibniz, den König sollten die Wundmale und Ketten Ludwigs des Heiligen, in welche die Sarazenen ihn geworfen, vom Traume aufschrecken, ließ Ludwig XIV. am 21. Juni 1671 erwidern, heilige Kriege hätten seit Ludwig dem Neunten aufgehört, Mode zu sein. Ludwig XIV. suchte unter ungeheuren Verdemütigungen Frieden mit dem Sultan, der seinem Gesandten, weil er sich nicht tief genug bückte, den Kopf niederstoßen ließ, daß er zu Boden fiel. Sein Stolz war auf die Unterjochung Deutschlands gerichtet.

Mit Ludwig XIV. hat auch die Geschichtschreibung von der vermeintlichen Schwärmerei des Leibniz kaum Notiz genommen. Aber ein Größerer sollte ein gewaltiges Siegel auf die geistige Bedeutung des Leibnizschen Projektes drücken. Napoleon richtete sein Augenmerk auf Ägypten, das er nach dessen Eroberung durch eine glänzende Waffentat mit den Worten des Leibniz den schönsten Teil der Welt nannte. Mit ihm stürzte der Plan seiner Weltherrschaft: aber die englische Regierung weigerte sich schon 1803, indem sie aus den Denkschriften des Leibniz in einem öffentlichen Manifeste die Pläne Napoleons enthüllte, Malta, den Schlüssel Ägyptens, den stärksten Posten Europas, herauszugeben. England war es auch, das die Früchte zog aus einer der größten Ideen des deutschen Gelehrten, indem es den von Leibniz betonten Zusammenhang Ägyptens mit Indien begriff, und nach der Bedeutung, welche heute Ägypten im Urteile der ringenden Völker spielt, muß das Projekt des Leibniz als eines der geistvollsten und erhabensten Denkmäler der europäischen Politik bezeichnet werden; denn Ägypten ist heute ganz im Sinne des Leibniz der Mittelpunkt der Berechnungen aller Staatsmänner nicht bloß von Europa, sondern der ganzen Welt geworden.

Auf den ersten Blick sticht das Problem in die Augen, inwiefern Leibniz dem Erbfeinde Deutschlands eine solche Rolle zuteilen und dem Projekte eine so gewaltige Fülle seiner Geistesarbeit weihen konnte. Die Antwort ist einfach. Abgesehen von dem idealen, kulturellen Gepräge, das Leibniz aus innerster Seele dem großen Projekte gab, sah er darin das einzige Mittel, Deutschland vor dem Untergange zu bewahren, der ihm von Frankreich her drohte.

Wenn Frankreich letzteres Ziel nicht erreichte, obwohl es in den folgenden Jahrzehnten mehr als einmal demselben nahe schien, so gehört zu den Männern, die dies hinderten, in erster Linie Leibniz, welcher, ohne leitender Staatsmann zu sein, ja ohne mit seinem Namen an die Öffentlichkeit zu treten, Ratgeber und Orakel der europäischen Fürsten und Minister war und durch seine Denkschriften, die zum Teil erst in neuerer Zeit als sein Eigentum von der Wissenschaft entdeckt wurden, in alle großen politischen Konjunkturen entscheidend eingriff. Dabei war Kern und Stern seines staatsmännischen Handelns, so weit dieses auch öfters äußerlich von diesem Ziele wegzuführen schien, die Größe und der Ruhm des deutschen Vaterlandes.

Noch einmal wandte sich Leibniz persönlich an Ludwig XIV. in zwei Denkschriften nach dem Frieden von Nimwegen. Ein anderes Friedensideal hielt er ihm entgegen als früher mit dem ägyptischen Projekte.

Mit den Waffen tiefster spekulativer Gründe suchte er nochmals dem Rade der europäischen Eroberungspolitik Ludwigs XIV. in die Speichen zu fallen. Als höchstes Ideal des Herrschers stellt er die Universalharmonie und den ewigen Frieden im Reiche der Wahrheit hin. Der Rückfall in die Barbarei drohe der europäischen Kultur. Heil sei nur zu erwarten von einem großen Fürsten. Was Alexander und Aristoteles für die Naturwissenschaften, was Justinian für das Recht, das müsse der große Fürst der Zukunft für das ganze Wissensgebiet erstreben: Die Quintessenz der vorzüglichsten Schriften sammeln, mit den kostbarsten Erfahrungen der lebenden Gelehrten verbinden, durch Repertorien fruchtbar machen und so das Glück der Menschen befördern, das werde eines der größten Denkmäler menschlichen Ruhmes sein und eine unvergleichliche Verpflichtung, welche dieser Fürst dem ganzen Geschlechte auferlegen werde. Aber man brauche nicht in die Zukunft zu schweifen. Das gegenwärtige Jahrhundert sei das der Erfindungen und Wunder. Und das größte Wunder sei dieser Fürst, den nachkommende Zeiten vergeblich wünschen werden. Er werde sicher auf der Höhe seines Ruhmes die Wissenschaften schmücken, welche die vornehmste Zierde des Friedens, das größte Werkzeug des Krieges und der köstlichste Schatz des menschlichen Geschlechtes sind.

Solche Lobsprüche aus der Feder des Leibniz las Ludwig XIV. gern. Allein sein Lebensziel änderten sie nicht. Wer aber glaubte, daß Leibniz mit solchen Worten zu weit gegangen, der wird entschädigt, wenn er spätere Denkschriften liest. Mit unendlichem Schmerze sah Leibniz Straßburg fallen.

,O labem Rhenus quam non satis abluit omnis
quod torpore jacent Caesar et imperium!'*

Und als gar Frankreich 1683 die Türken gegen Wien hetzte, da tauchte Leibniz seine Feder in Glut und übte im ,Mars christianissimus' die schärfste Kritik, die je an die Person Ludwigs XIV. herangetreten ist.

Es hing mit dem philosophisch-politischen System des Leibniz zusam-

* ,Solch eine Makel zu tilgen, reicht wohl die Flutkraft des Rheins nicht, daß geschändet so tief schmachten Kaiser und Reich'.

men, daß er von Jugend an die Prärogativen des Kaisers bis zur Schwärmerei feierte. Früh schon knüpfte er persönliche Beziehungen in Wien an und errang sich dort Liebe und Hochschätzung; als aber Ludwig XIV. 1688 den Waffenstillstand brach und die Pfalz verwüstete, da trieb es Leibniz in die Nähe des Kaisers. Er überreichte ihm im Oktober 1688 eine Denkschrift ‚Geschwinde Kriegsverfassung', in welcher seine Begeisterung in hellen Flammen aufschlug. Ein Donnerschlag sei nötig gewesen, Deutschland aufzuwecken. Wer jetzt noch privaten Nutzen suche, eile in sein sicheres Verderben. Deutschland müsse alle Gemütskräfte und Landesmittel aufbieten, um der hereinbrechenden Sklaverei zu entrinnen. ‚Der Krieg ist anjetzo eine rechte Wissenschaft trotz der subtilsten Mathematik, und mit einem Worte fast aus der Bassette zum Schachspiel geworden.'

Gegen die ‚Gefahr, den ganzen Rheinstrom zu verlieren', betrieb Leibniz die Magdeburger Fürstenzusammenkunft am 15. Okt. 1688. Er ist auch ohne Zweifel der Verfasser des geistig hochbedeutenden Schriftstückes, in welchem der Kaiser am 18. Oktober die französische Kriegserklärung beantwortete, welche dem siegreichen Kaiser in dem Augenblicke in den Arm fiel, da dieser den Türken die Tore Europas schließen wollte. Mit furchtbarer Gewalt der Sprache werden in der Erklärung die wahren Ursachen des französischen Völkerrechtsbruches enthüllt und in einem flammenden Appell alle europäischen Mächte zu einem Schutz- und Trutzbündnis gegen die drohende Übermacht Frankreichs aufgefordert: ‚Die Sache der Christenheit, deren Hoffnungen man zerstört, die Sache der Gerechtigkeit, über die man sich lustig macht, die Sache der Unschuld, die man grausam unterdrückt, das ist die Sache Gottes!'

Der Geist der Theodizee schwebt über allen Staatsschriften des Leibniz, und das ist der großartige Zug, der sie weit über alle politischen Akte seiner Zeit hinaushebt und der ihren geistigen Wert auch da sichert, wo der Gang der politischen Ereignisse sich nicht zu ihren beherrschenden Ideen erheben konnte. Immer wieder betont Leibniz das oberste Prinzip der deutschen Politik, die innere Einheit des Reiches: ‚Die französische Politik trachtet die Gemüter der deutschen Stände in Schwanken und Mißtrauen zu erhalten, damit sie nicht dereinst zum wahren Ruhm und der allgemeinen Sicherheit zusammentreten, weil der König sie einzeln leicht niederlegen werde, während er ohne alle Mühe von allen in die Flucht geschlagen würde.'

In den Wiener Aufenthalt des Leibniz in dem weltgeschichtlich so wichtigen Jahre 1688 fällt auch der Plan desselben zur Teilung des türkischen Reiches, der nur eine neue Variation seines staatsmännischen Jugendideals darstellt, Frankreich durch Anbietung von Konstantinopel und Kairo den Weg zur Universalmonarchie in Asien zu zeigen und im Westen die Hegemonie des Kaisers durchzuführen, so daß beide Reiche sich in die Weltherrschaft teilten. Wie wenig aber Ludwig XIV. auch jetzt geneigt war, seiner Machtstellung in Europa zugunsten der asiatischen Kaiserkrone zu

entsagen, das zeichnete Leibniz selbst am trefflichsten in seinem 1703 verfaßten Manifeste für die Rechte Karls III. von Spanien gegen den Enkel Ludwigs XIV. In dieser Staatsschrift ruft Leibniz aus:

‚Diese Krone Frankreichs ist es, welche durch ihre Habgier eine schreckliche Vergießung von Christenblut seit beinahe 30 Jahren verursacht hat, indem sie stets die andern angriff, und beinahe alle Übel, welche Europa in dieser Zeit gelitten hat, müssen ihr zugerechnet werden.'

Und sehr treffend weist Leibniz auf das Schlimmste hin, was Frankreich dem von ihm tyrannisierten Europa beschert: ‚Das Schlimmste von allem ist, daß der Atheismus dreist in Frankreich einhergeht, daß die sogenannten esprits forts dort Mode sind und die Frömmigkeit lächerlich gemacht wird. Dieses Gift verbreitet sich mit dem französischen Geiste, und überall, wo dieser Geist die Oberhand gewinnt, trägt er dies Gift mit sich. Wir sehen es in Frankreich selbst, wo unter einem devoten Könige die Sittenlosigkeit und Irreligiosität alles übertreffen, was man in der christlichen Welt jemals gesehen.'

Die Lässigkeit, mit welcher das Reich 1688 bis 97 den Krieg mit Frankreich betrieb, regte die Seele des Leibniz in ihren Tiefen auf. Rührend schrieb er an den Jesuiten Menegatto, den Beichtvater des Kaisers: ‚Ich, für den hier weder gesäet noch geerntet wird, kann den überströmenden Schmerz der Seele kaum ertragen, indem ich die Zurüstungen sehe zum Begräbnis der deutschen Ehre.' Tief empört äußerte sich Leibniz darüber, daß der perennierende Reichstag in Regensburg über Zeremonien stritt, während Europa das Blut der Deutschen in seinen Kriegen verwendete, und daß das Reich trotz der drohenden Erschöpfung an Leuten und Brot sich nicht zu einer Gesamtaktion aufraffte, sondern in langsamen, schwächlichen Aktionen seine Kraft verzettelte. Viele Steinchen, gegen eine Mauer geschleudert, richten das nicht aus wie ein Block, der so viel sei wie die Steinchen zusammen. Viele Hagelkörner durchlöchern eine Planke nicht, wohl aber eine zielsichere Kugel. Aber der Wunsch des Leibniz, daß das Reich mit 100 000 Mann Straßburg und zugleich England mit Bomben Dünkirchen und die anderen Seeplätze angreife, erfüllte sich nicht. Auf die Bomben verfaßte er damals ein in ganz Europa Aufsehen erregendes Lobgedicht.

Der fruchtbare Geist des Leibniz war unerschöpflich in Vorschlägen, um dem deutschen Vaterlande wirtschaftlich den Sieg zu sichern. Hier finden wir vielfach von Leibniz Gedanken vorweggenommen, welche erst die moderne Kriegführung in die Praxis übergeführt hat. In seinem Aufsatze ‚Mala Franciae' und in anderen Denkschriften weist er eingehend nach, daß Frankreich leichter als mit Waffen von Holland und England durch Abschneidung der Seezufuhr besiegt werden könne. Dem König Wilhelm III. legte er 1694 einen weitausschauenden Plan vor, um Frankreich dessen exzessive Größe nicht zum geringsten Teile auf dem Handel beruhe, zu schwächen. Mit Branntwein halte Frankreich einen guten Teil von Europa in Abhängigkeit von sich, ja selbst die Barbaren bis Amerika. Er sei das Manna

des arbeitenden Volkes. Leibniz, der zu diesem Zwecke bereits eine Handelsgesellschaft gegründet hatte, legte dem Könige den Plan vor, durch Massenbau von Zucker namentlich in Amerika Branntwein zu gewinnen. Denn wenn es Frankreich gelinge, die schwachen Spanier aus den Kolonien zu vertreiben und sich die Reichtumsquellen der neuen Welt zu erschließen, so sei der Ruin Europas und der öffentlichen Freiheit vollendet.

Dem Kaiser machte Leibniz den Vorschlag, in Ungarn Rübsamen zu bauen, um die 20 000 Zentner Unschlitt, welche Wien jährlich für die Beleuchtung brauchte, für Volksernährung zu sparen. Dem namentlich an Bevölkerung durch die Kriegsnot geschwächten Reiche wollte er aufhelfen durch eine staatliche Assekurationskasse aus der Versicherung gegen Wasser, Feuer und Teuerung und durch Kultivierung des Landes. Er entwickelt dabei Gedanken von unberechenbarer volkswirtschaftlicher Bedeutung, die erst viel später im modernen Staate Eingang gefunden haben. Durch millionenfache Pflanzung von Maulbeerbäumen hoffte er eine Seide zu erzielen, gegen welche die fremde, besonders Meerseide, wie Flachs sich ausnehme. Auch die Schätze der einheimischen Bergwerke suchte Leibniz durch langjährige Studien und Versuche nutzbar zu machen. Aus allen Zweigen der Staatswissenschaft schüttete er den Regierungen die Früchte seines Geistes in den Schoß, die erst eine viel spätere Zeit zu nutzen verstand.

Auch in Beziehung auf militärische Erziehung der Nation ist Leibniz dem Verständnis seiner Zeit weit vorausgeeilt. In den ‚patriotischen Gedanken' fordert er systematische Erziehung der Jugend zur Abhärtung durch Leibesübungen und Sport. Jedermann im Volke, vom Fürsten bis zum Ackerknechte, solle geschickt gemacht werden, dem Vaterlande Kriegsdienste zu leisten. Bei dem stillen, aber intensiven Einfluß, den Leibniz auf die erste Preußenkönigin Sophie Charlotte, seine fähigste Schülerin, übte, wäre erst noch zu untersuchen, wie viele Gedanken auf diesem Gebiete durch Preußens Könige praktische Gestalt gewonnen haben, besonders durch Friedrich II., der von Leibniz sagte, er allein sei eine Akademie gewesen.

So vieles Leibniz indes auch im einzelnen zum Wohle des Vaterlandes erreichte, so war er doch nicht imstande, den Ereignissen sich entgegenzustemmen. Mit unendlichem Seelenschmerz sah er 1697 im Frieden von Ryswick Straßburg verloren gehen. Über den beim ersten Hahnenschrei geschlossenen Nachtfrieden schrieb er die Verse:

‚Quaenam pax facta est? heu non est filia lucis.
Est belli fax cur? Filia noctis erat.'*

Das vaterländische Unglück machte alle Seelenkräfte des Leibniz lebendig, um auf Wiederaufrichtung des darniederliegenden Vaterlandes zu sinnen. Es kann hier nicht einmal versucht werden, aus dem unerschöpflichen Schatz an patriotischen Gedanken, den Leibniz in zahllosen Denkschriften und Korrespondenzen mit Staatsmännern niederlegte, eine Auslese zu geben. Nur

* ‚Welch ein Friede ist das? Ach keine Geburt ist's des Lichtes,
sondern Fackel des Kriegs; ist's doch ein Sprößling der Nacht.'

den wichtigsten von allen Punkten möchte ich kurz hervorheben. Den schlimmen Einfluß der französischen und holländischen Tagesliteratur erkannte er als die Hauptursache für die Untergrabung des kaiserlichen Ansehens, in dem er den Nerv der nationalen Kraft erblickte. Klassisch ist die bald nach dem Ryswicker Frieden geschriebene Abhandlung ‚Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben'. Die Abhandlung beginnt mit einem begeisterten Lob auf das deutsche Vaterland und seine herrlichen Gottesgaben. Die Vogtei der allgemeinen Kirche, welche Deutschland kraft der Idee des Reiches zustehe, sichere ihm die Hegemonie der Welt. Die Erfahrung zeige, daß Nation und Sprache zugleich blühen: ‚Wie der Dreißigjährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Deutschland von fremden und einheimischen Völkern wie mit einer Wasserflut überschwemmt worden und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rappuse gangen.' ‚Man hat Frankreich gleichsam als Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere jungen Leute, so ihre Heimat nicht gekannt und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprach und Sitten angenommen . . . Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, doch wegen ihrer Herkunft und Reichtums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Ämtern gelanget, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regieret, und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft, daran es zwar auch nicht viel gefehlet, doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht.' Leibniz fürchtet, daß, wenn es so fortgehe, das Deutsche in Deutschland ebenso verloren gehe wie das Angelsächsische in England. Es sei ‚ewig Schmach und Schande, wenn unsere Haupt- und Heldensprache dergestalt durch unsere Fahrlässigkeit zugrunde gehen sollte, so fast nichts Gutes schwanen machen dürfte, weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geführet'. Über den kostbaren Wert der deutschen Sprache hat nach dem Urteile des Franzosen Dutens niemand je so herrliche Worte gefunden wie Leibniz. Er weist darauf hin, daß eine künftige Durchforschung unserer Sprache den Nachweis bringen werde, ‚daß der Ursprung und Brunnquell des europäischen Wesens großenteils bei uns zu suchen'. ‚Stecket also im deutschen Altertum und sonderlich in der deutschen uralten Sprache, so über das Alter aller griechischen und lateinischen Bücher hinaufsteiget, der Ursprung der europäischen Völker und Sprachen, auch zum Teile des uralten Gottesdienstes, der Sitten, Rechte des Adels, auch oft der alten Namen der Sachen, Örter und Leute.' Leibniz, keineswegs blind gegen die Mängel der deutschen Sprache zu seiner Zeit, hebt doch mit tiefem Blick die unvergleichlichen Vorzüge derselben hervor: ‚Daher ich bei denen Italienern und Franzosen zu rühmen gepfleget, wir Deutschen hätten einen sonderbaren Probierstein der Gedanken, den anderen unbekannt, unsere

Sprache selbst. Denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte sagen lasse, das seye wirklich etwas Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine deutsche Sprache nicht an.‘

Was Leibniz an theoretischen Vorschlägen über die Erforschung der deutschen Sprache erdachte, hat erst mit den Brüdern Grimm teilweise eine Verwirklichung erfahren. Die Pflege der deutschen Sprache war einer der höchsten Zwecke der Berliner Akademie, die Leibniz gründete. Allein diese Akademie war es, welche zu einer französischen Kolonie wurde, in der ein Voltaire sich tummeln konnte, in welcher noch im 19. Jahrhundert das Französisch Ludwigs XIV. getreuer sich bewahrte als in Paris. Als bereits Goethe wie eine aufgehende Sonne das Ideal des Leibniz in strahlender Wirklichkeit zeigte, wies Minister Herzberg in der Berliner Akademie (1792) auf die sprachliche Reformidee des Leibniz als eines der höchsten Ziele der Nation hin. Aber noch fast hundert Jahre später konnte in der nämlichen Akademie Du Bois Reymond den Gedanken einer Akademie für deutsche Sprache wie eine originale Entdeckung ausgeben. Und noch zu Beginn des Weltkrieges konnte ein so hochstehender Philosoph wie Wundt Leibniz einen Vorwurf daraus machen, daß er seine meisten Werke französisch schrieb, als ob ein Mann mit den Aufgaben eines europäischen Schriftstellers wie Leibniz damals eine andere Möglichkeit gehabt hätte. Was Leibniz der deutschen Sprache geschenkt hat, nicht nur durch seine programmatischen Forderungen, die noch in der Verwirklichung begriffen sind, sondern durch den philosophischen Grundgedanken seiner Monadologie, der wie ein goldener Stern aus den edelsten Schöpfungen der deutschen Klassiker uns entgegenstrahlt, das habe ich schon im Aprilheft dieses Jahrganges darzulegen versucht.

Es bleibt das unsterbliche Verdienst des Leibniz, daß er den Grundgedanken des deutschen Idealismus im Herzen der deutschen Nation aufgerichtet hat, jener Weltanschauung, welche nicht nur mit der ersten Erhebung Deutschlands aus tiefster Schmach vor 100 Jahren innigst zusammenhängt, sondern auch das Kriterium des deutschen Geistes in seiner genuinen Entwicklung geblieben ist. Ich verstehe hier das Wort Idealismus nicht in jenem engeren Sinne, in welchem es die philosophischen Systeme an der Wende des 19. Jahrhunderts bezeichnet, welche in die Netze Spinozas sich verstrickend bei Schopenhauers Pessimismus und Nietzsches Atheismus geendet haben. Leibniz haßte Spinoza und erblickte in ihm den Keim des öffentlichen Verderbens. Der Gottesgedanke ist bei ihm der Kern des Weltbildes. Er hat so energisch wie vor ihm nur Plato die ewige Grundidee des Idealismus proklamiert, daß das Wesen der Dinge nach dem Vorbilde des menschlichen Geistes, des Spiegels der Welt, als ein geistiges Sein gedacht werden müsse, daß in der geistigen Welt das Wesen der Welt selbst sich entfalte. Besonders energisch betonte Leibniz, daß es keinen leeren Raum im Weltall gebe, sondern jeder kleinste Punkt eine Welt voll innerer

G. W. von Leibniz



Herrlichkeit sei, daß jeder tote Punkt ein Zeugnis für den Atheismus sein würde.

Diesem kerndeutschen Idealismus gegenüber erhob England das Banner einer ausschließlich auf die sinnliche Wirklichkeit gerichteten Weltbetrachtung und einer platten Nützlichkeitsmoral. Locke, gegen den hauptsächlich der Kampf des Leibniz sich richtete, war nur der philosophische Schildträger eines geistig Größeren, des Isaak Newton.

Als der heftige Streit der Geister darüber entbrannte, ob Leibniz oder Newton der Erfinder der Differentialrechnung, einer der Hauptwurzeln der modernen Wissenschaftsfortschritte sei, da betonte Leibniz, zu dessen Gunsten heute der Streit entschieden ist, daß es sich um viel tiefere Dinge, nämlich um die Philosophie handele. Er wies in seiner berühmten Kontroverse mit Clarke nach, daß das von England als Weltwunder ausposaunte Werk Newtons, die Optik, auf einer äußerst materialistischen Weltauffassung ruhte. Leibniz betonte, daß durch die englische Philosophie die Grundlagen der natürlichen Religion selbst bedroht seien, indem Locke die Unsterblichkeit des Geistes leugne und Newton den Raum als Organ erkläre, dessen Gott sich bediene, um die Dinge zu empfinden. War bei Leibniz das ganze Denken beherrscht von der völkerverbindenden Gottesidee, welche allein den Gedanken einer Weltharmonie ermöglicht, war er es, welcher der die Wunder der modernen Industrie und Technik heraufführenden Naturwissenschaft eine unendlich höhere Weihe gab durch das herrliche Wort: ‚soviel jemand Wunder der Natur weiß, soviel lebendige Bildnisse der göttlichen Majestät trägt er in seinem Innern', so schloß die englische Philosophie zum ersten Male in der Geschichte des europäischen Denkens alle religiösen Probleme aus, um den nackten, völkerspaltenden Egoismus auf den Altar zu erheben. Äußerst interessant ist für uns heute die Konstatierung des Leibniz, daß sein Streit mit Newton ein Streit zwischen England und Deutschland sei. Als zu Beginn des Weltkrieges W. Wundt sein Werk über ‚Die Nationen und ihre Philosophie' schrieb, betonte er mit Recht, daß die in den ‚Essais' des Leibniz mit Locke geführte Polemik ein Bild der nationalen Gegensätze des Denkens bietet, wie es die Folgezeit nicht wieder hervorgebracht hat. Aber schon Herder hat auf eine noch interessantere Tatsache hingewiesen, nämlich darauf, daß Leibniz in seiner philosophischen Hauptschrift gegen Locke die europäische Revolution als Frucht der neuen philosophischen Theorien, die in England ihren Mutterboden hatten, vorausgesagt hat. Leibniz sagt dort u. a.:

‚Ich finde selbst, daß derlei Meinungen, die nach und nach den Geist der Männer der großen Welt, welche die anderen führen, gewinnen und sich in die Modebücher einschleichen, die Dinge für die allgemeine Revolution, von welcher Europa bedroht ist, vorbereiten. . .'

Und energisch betont er, wie die von der englischen Philosophie auf den Thron erhobene Wohlfahrtsmoral ‚vollends zerstören werde, was in

der Welt noch übrig von jenen großherzigen Gefühlen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterlande und die Sorge für die Nachwelt dem Vermögen und selbst dem Leben vorzogen.' ,Sie werden immer mehr aufhören, wenn sie aufhören werden, durch die gute Moral und durch die wahre Religion, welche die natürliche Vernunft selbst uns lehrt, unterstützt zu werden.' ,Wenn man sich noch von dieser Krankheit eines epidemischen Geistes bessert, dessen Wirkungen sichtbar zu werden anfangen, so wird man diesen Übeln vielleicht vorbeugen. Aber wenn sie zunimmt, so wird die Vorsehung die Menschen durch die Revolution selbst, welche daraus entstehen muß, bessern.'

Locke siegte über Leibniz. Voltaire, der Wegbereiter der Revolution, spottete über den deutschen Denker und predigte die Lehren Lockes nicht bloß in Frankreich, auch in Berlin. Die deutsche Aufklärung ließ den gewaltigen Schatz der Leibnizschen Gedanken völlig brach liegen und verherrlichte Locke und Shaftesbury. Als aber die nationale Befreiung die Volksseele in ihren Tiefen aufwühlte, besann sie sich auf Leibniz. In Fichtes ,Reden an die deutsche Nation' glauben wir die Stimme des Leibniz wieder zu vernehmen, und in dem, was der deutsche Idealismus (trotz seiner sonstigen Mängel) als die innersten Kraftquellen des deutschen Volkes aufdeckte, vollzog sich die Befreiung von der schlimmsten Fremdherrschaft, jener der Gedanken, und loderte anstatt des englischen Utilitarismus der Idealismus des Leibniz wie eine befreiende Flamme empor. Man hat es bedauert, daß in der Zeit, da Frankreich Europa eroberte und England seine Seeherrschaft und seine Kolonialreiche gründete und die Reichtümer der Welt einzuheimsen begann, Deutschland in seinen obersten Denkern ein Reich der Innerlichkeit baute und bei der Teilung der Welt leer ausging. Allein der heutige Weltkrieg hat gezeigt, daß Deutschland auf diesem Wege die innere Einheit seines Volkstums und die unzerstörbare Grundlage seiner Kraftentfaltung gefunden hat, wie Leibniz es vorherverkündete.

Der großartigste Zug in der Weltanschauung des Leibniz, welcher sich auch in seinem patriotischen Ideale herrlich ausprägte, ist der Gedanke der Weltharmonie. An Stelle der toten und leeren Atome setzte er die Monaden. Wie der Einzelne, so enthüllt auch das deutsche Vaterland seine Größe und Herrlichkeit nicht in der Isolierung, sondern als Spiegel des Universums. ,In unserem Selbstwesen steckt eine Unendlichkeit, ein Fußstapf, ein Ebenbild der Allwissenheit und Allmacht Gottes.' So hoch auch seinen genialen Geist seine patriotischen Pläne trugen, so gewaltig auch sein Zorn gegen die Unterdrücker deutschen Wesens entflammte, stets stand das Gemälde eines ewigen Friedens der Christenheit und einer Universalunternehmung der christlichen Nationen zur Kolonisation fremder Erdteile im Hintergrunde seiner Projekte, damit ,jenes Philosophen (Aristoteles) Wunsch wahr werde, daß die Menschen nur mit Wölfen und wilden Tieren Krieg führen sollten.'

Mit Unrecht nahm die bisherige Geschichtschreibung an, die Lebens-

kraft des Leibniz habe sich im Dienste kleinlicher Hauspolitik zahlloser Höfe zersplittert. In der Tat ist sein höchstes philosophisches Ideal die Sonne, in der sich die entlegensten Bestrebungen seines Lebens sammeln. Seine genialen Jugendarbeiten im Dienste von Mainz galten ohnedies den Friedensideen des großen Erzkanzlers, des ‚Gleichgewichtshalters' von Europa; ja sein Geist strahlte mildernd und versöhnend in jene Periode, wo des Kurfürsten Zorn zu ungestüm gegen Deutschlands Erbfeind losfahren wollte. Auch die übrigen Staatsschriften des Leibniz aus dieser Periode, wie z. B. die Denkschrift für die polnische Königswahl, zeigen die nämliche kosmopolitische Weite des Gesichtskreises. Die Jahre des kräftigsten Mannesalters widmete Leibniz der aufblühenden Macht des Hauses Hannover unter Ernst August und Kurfürstin Sophie, den Stammeltern in männlicher Linie der Könige von England, in weiblicher der Könige von Preußen. Den letzten Abschnitt seines Lebens kennzeichnet sein eifriger, ja leidenschaftlicher Anteil an der Beförderung des Flors und der Glorie des jungen preußischen Königshauses, eine Anteilnahme, die sich aus der Freundschaft mit der ersten Königin nicht genügend erklärt, sondern ausdrücklich auf die prophetisch erfaßte Bedeutung Preußens als Vormacht Deutschlands sich zurückleitet. Es traf also sicher auf Leibniz nicht das Wort der Frau von Staël zu, daß diejenigen, welche nicht mit dem Weltall sich befaßten, im damaligen Deutschland nichts zu tun hatten. Trotzdem münden alle seine patriotischen Ziele aus in allgemeine menschliche Kulturideale, so daß er, der glühende Patriot, an seinem Lebensabend an Peter den Großen schreiben konnte, er betrachte den Himmel als sein Vaterland und alle wohlgesinnten Menschen als dessen Mitbürger. Europa aus einem Kriegstheater in eine friedliche Palästra der Künste und Wissenschaften zu verwandeln, die Sammlung aller menschlichen Geisteskräfte zur Stiftung höchsten Menschheitsglückes zu fördern, — das war der Grundgedanke seines gewaltigen Lebenswerkes, in dessen Lichte er seine großen Entdeckungen machte, so daß er den von der aufgehenden Sonne bestrahlten Berggipfeln glich, während rings die Täler noch in tiefem Schatten lagen. Dieser Grundgedanke war es, in dem er selbst auf wirtschaftlichem Gebiete so große internationale Projekte des neunzehnten Jahrhunderts wie den Bau des Suezkanals und eine bequeme Straße nach China (sibirische Bahn) vorausahnte (Harnack). Nahm doch der berühmte Chemiker Becher unseren Leibniz in seinen ‚Narrentempel' auf, weil derselbe von einem Wagen sprach, auf welchem man in sechs Stunden von Hannover nach Amsterdam fahren könne, und es für möglich hielt, ein Schiff zu konstruieren, das automatisch an einer bestimmten Stelle eine Kurve mache. Selbst die Luftschiffahrt spielte in seinen Ideen eine Rolle.

Daraus entsprang auch seine Idee von den Akademien. Was London und Paris vor Leibniz besaßen, reichte nicht von ferne an sein Ideal heran. Der Gedanke einer weltumspannenden Organisation der Wissenschaft

zum Zwecke der praktischen Verwertung für das Leben war es, der Leibniz in seinem tiefsten Gemüte beherrschte.

‚Teleskop, Mikroskop und verbesserte Logik,' so ruft er aus, ‚stecken noch wie eine kostbare Brille unbenutzt im Futteral. Es ist Zeit, wissenschaftliche Gesellschaften zu gründen.' ‚Es muß ein forum sapientiae geschaffen werden, darin die Gelehrten ebenso sich treffen wie die Kaufleute wegen ihrer vergänglichen Dinge auf der Leipziger Messe.'

Leibniz hat drei Akademien gegründet: Berlin, Wien und Petersburg. Überall waren es Frauen, welche am tiefsten seine Gedanken erfaßten und fortführten: Königin Sophie Charlotte von Preußen, Kaiserin Amalie und später Maria Theresia, Katharina von Rußland. Schrieb doch die erstere an ihn das königliche Wort: ‚Glauben Sie nicht, daß ich den Glanz dieser Kronen dem Reize der philosophischen Unterredungen vorziehe, die wir in Charlottenburg miteinander gepflogen haben.' Das letzte Jahrhundert erst hat Anfänge zur Verwirklichung seines Gedankens gebracht, die Akademien zu einem internationalen Kartell zusammenzuschließen und Aufgaben in Angriff zu nehmen, welche nur der vereinten Geistesarbeit der Völker gelingen können. Wenn man aber die Denkschriften des Leibniz sieht, in welchen mit Feuereifer die Schaffung einer medizinischen Völkerzentrale verlangt wird, um die Erfahrungen des Erdkreises für die Gesundheit des Menschengeschlechtes zu sammeln, so möchte man noch heute mit Leibniz ausrufen: ‚Wir kleben noch an den ersten Wegen zur Wissenschaft und scheinen wie durch ein Fatum abgehalten zu werden, die Wohltaten des Schöpfers und die Schätze der Natur rüstiger zu erforschen.'

Als Hauptstiftungszweck der Berliner Akademie bezeichnet Leibniz das Missionswesen, ein ganz moderner Gedanke, den noch der vielgefeierte Sekretär Formey der Berliner Akademie verspottete, den erst unsere Zeit zu würdigen beginnt. Brandenburg sollte als Schutzherrschaft der Missionen das offene Tor nach der großen Tartarei und dem herrlichen China benützen und ein Weltkommerzium nicht bloß mit Waren, sondern auch mit Licht und Weisheit eröffnen. Dem Jesuiten P. Grimaldi, den der Kaiser von China als Präsidenten des mathematischen Tribunals nach Peking rief, gab Leibniz eine mathematische Erfindung (Dyadik) mit in der Hoffnung, ‚dem Kaiser werde dieses Sinnbild des Geheimnisses der Schöpfung die Vortrefflichkeit des christlichen Glaubens veranschaulichen'.

Leibniz selbst mußte sich beklagen, daß sein Gedanke von der Hebung des Missionswesens in Deutschland unbeachtet blieb, während sein Werk ‚Novissima Sinica', worin er seine Korrespondenz mit Missionären sammelte, in London Anlaß zur Stiftung einer ‚Societas de propaganda fide' gab.

Noch ein internationaler Zug seines Lebenswerkes darf hier nicht übergangen werden, seine Arbeit für Versöhnung der christlichen Konfessionen. Dem, was Leibniz hier zeit seines Lebens an Gelehrsamkeit in unzähligen Schriften, an diplomatischer Arbeit bei Fürsten und Theologen, besonders an den Höfen in Paris, Rom, Wien und Petersburg auf-

geboten hat, läßt sich in der Geschichte der Irenik schlechterdings nichts an die Seite stellen. Konnte er auch die dogmatische Formel für die Einigung der Christen nicht finden, so steht doch sein Beispiel wie ein Leuchtturm in der Geschichte des Glaubensstreites da. Und war die innerste Triebfeder zu dem gigantischen Streben auch hier eine deutschpatriotische, so war doch auch dieses Streben in letzter Linie allgemein menschheitlich orientiert. Aufrichtigst strebte sein ganzes Wesen, die ganze Fülle der aus seinem Inneren hervorbrechenden Ideen und Entwürfe nach dem höchsten Ziele, der Ausgleichung aller irdischen Disharmonien in der Universalharmonie des Gottesreiches. Daher seine unauslöschliche Sympathie mit der großen Idee der katholischen Kirche, wo alle menschliche Disharmonie ihren Ausgleich findet in dem einen göttlichen Herrscher. — Von Peter dem Großen, dem aufgehenden Stern Europas, erwartete Leibniz am Schluß seines Lebens die Berufung eines Weltkonzils und die Versöhnung der Christenheit. Nur ein Mittel zu diesem Zwecke war es, wenn er keinen diplomatischen Weg unversucht ließ, um dem Zaren seine Pläne für Zivilisation des russischen Riesenreiches zu unterbreiten und auf dem jungfräulichen Boden dieses Reiches die Ideen auszustreuen, für die er die europäischen Völker noch nicht bereitet fand und von denen er die Verjüngung Europas erwartete.

Wie ein Wunder steht Leibniz inmitten der europäischen Geistesentwicklung, und wie ein tragischer Untergang mutet uns das Ende dieses Mannes an, der seine höchsten Ziele, von seinem heißgeliebten Vaterlande unverstanden, ins Grab nehmen mußte. Aber die 200. Wiederkehr seines Todes fällt in die große Zeit, die er prophetisch geschaut und mit der letzten Faser seines Herzens ersehnt hat, die er durch seine Werke hat heraufführen helfen.

Über den Schlachtfeldern Europas erhebt sich der Schatten des Leibniz aus seinem Grabe riesengroß. Was er gegen Newton und Locke als Keim der europäischen Revolution gekennzeichnet hat, nämlich der Materialismus und die Wohlfahrtsmoral, hat ‚seine schrecklichen Früchte' gezeitigt. Und was er von seinem deutschen Vaterlande so innig ersehnte, daß es sich einige, durch ‚Ausmusterung fremden Affenwerkes' die Quellen seiner Kraft finde und als Rächer und Hort der sittlichen Weltordnung seinen Anteil an der Weltherrschaft ethisch legitimiere, das ist über alle Maßen glänzend in Erfüllung gegangen.

Zur Zeit erneuert sich in England und Frankreich die Diskussion der Frage, ob Kant oder Nietzsche die Schuld am Weltkriege trage. In diesen Streit fällt das Leibnizjubiläum wie ein Gotteszeichen. Wenn sie nach dem ersten Urheber dessen forschen, nicht was den Krieg heraufgeführt hat, sondern was Deutschland unüberwindlich gemacht hat, so können sie es mit klaren Worten in den Werken des Leibniz finden: Deutschland, das Mittel von Europa, wie Leibniz es nannte, hält eine Welt von Feinden im Zaume, seitdem es sich geeinigt hat und seitdem der Geist des Leibniz, jener Idealismus, der den letzten Blutstropfen gibt für die sittlichen Güter der Gerechtigkeit, wie eine Lohe aus dem Herzen der Nation emporgeschlagen hat.

Leibniz ist ein Geist, um den uns Europa beneidet. Frankreich hat dies durch Männer wie Voltaire und Diderot ausgesprochen, die ihn zu den Größten des Menschengeschlechtes zählen und von denen letzterer, selbst ein Universalgenie, sagt, er habe Deutschland allein mehr Ruhm gebracht als Griechenland ein Plato, Aristoteles und Archimedes zusammengenommen. England, das durch ihn am schärfsten in seinem Lebensnerv sich getroffen fühlte, hat es laut verkündet durch die niedrige Art, mit der es bis zur Stunde Newtons weltgeschichtliche Niederlage gegen Leibniz zu verhüllen suchte. Die fortschreitende Leibnizforschung, welche namentlich einen früher verborgenen unendlichen Reichtum diplomatischer Beziehungen des Leibniz zu den Fürstenhöfen Europas aufdeckte, hat noch weit mehr die Worte bewahrheitet, die vor 70 Jahren beim 200. Geburtsjubiläum des Leibniz Guhrauer schrieb:

‚Was dieser Heros in der Philosophie und in allen Wissenschaften göttlicher und menschlicher Dinge durch neue Methoden und unzählige Erfindungen und Entdeckungen aufgestellt, was er, wie schlummernde Funken, aus der Tiefe des Geistes hervorgeholt und zu helleuchtenden Flammen angefacht, wie er, gleich einem des Friedens und der Liebe wegen vom Himmel gesandten Geist, die Harmonie, welche er in seinem Gottesbewußtsein schaute, durch rastlose Vermittlungen unter den Menschen, als Christen, als Gliedern des bürgerlichen wie des gelehrten Staates, überhaupt aber als Menschen zu verwirklichen strebte, daß er die Weisheit aus der Schule in das Leben hinüberführte und aus den Hörsälen in die Säle der Großen — alles dieses, bedeutet es etwas anderes als eine organisierte Welt von angeborenen und erworbenen, geistigen und sittlichen Mitteln, mit welchen Leibniz jene Höhe weltgeschichtlicher Wirksamkeit erstieg?‘

Möge das Leibnizjubiläum auch in den feindlichen und neutralen Ländern die Erinnerung an die geistigen Wohltaten wecken, die sie dem deutschen Wesen verdanken, welches gerade durch Leibniz in innigsten Kontakt mit den Edelsten aus ihrer Mitte getreten ist. Möge die internationale Wissenschaft, besonders soweit sie sich in den Dienst einer niedrigen Rassenhetze gestellt hat, bedenken, daß sie die großen Menschheitsaufgaben, die sie nach dem Kriege wieder aufzunehmen hat, nur nach den Ideen des Leibniz wird fördern können. Möge aber auch die Welt an dem Geiste des Leibniz, von dem alle europäischen Völker Spuren empfangen haben, sich überzeugen, daß der innerste Zug des deutschen Wesens nicht auf Unterjochung der Welt, sondern auf Befreiung der Völker und auf Weltharmonie und ewigen Frieden gerichtet ist.

Martinian sucht den Teufel
Ein Roman von Johannes von Guenther

Erstes Kapitel.

1.

Anders ist die Welt der Christen, anders ist deren Lebensweise, Denken, Reden und Handeln, und anders ist die Lebensweise der Menschen dieser Welt, ihr Reden, Denken und Handeln. Etwas anderes sind jene, und etwas anderes sind diese, ein großer Unterschied besteht zwischen ihnen. Denn die Bewohner der Erde und die Kinder dieser Welt gleichen dem Getreide, das im Siebe unserer Erde geschüttelt wird. In unsteten Gedanken der Welt, in beständiger Unruhe der irdischen Geschäfte und Gelüste und der verschiedenartigsten weltlichen Vorstellungen werden sie gesiebt. Satan nämlich schüttelt die Seelen und siebt sie im Siebe, das heißt in den irdischen Dingen das ganze sündige Menschengeschlecht seit dem Fall Adams, der das Gebot übertrat und so in die Gewalt des Fürsten der Bosheit fiel. Dieser bekam die Macht, und seitdem siebt er in unaufhörlich trügerischen und verwirrenden Gedanken die Kinder dieser Erde und schüttelt sie im Siebe der Welt.

In einer verborgenen Schlucht am südlichen Abhang des Berges Karmel stand Martinians Zelle. Die anderen Einsiedler wohnten nach Norden und nach Westen hin, wo sie der heiße und ermattende Südwind nicht erreichen konnte. Aber Martinian verachtete die glühende Müdigkeit, die der Chamsin mit sich trug, und hielt ihm schon seit zehn Jahren stand, ohne jemals unterlegen zu sein.

Er trug einen linnenen Mantel zur Nacht und tags ein gegerbtes Ziegenfell; er schlief auf der harten Erde und aß, was der Zufall ihm brachte: ein wenig Brot mit kargem Olivenöl, ein wenig Datteln und das Gemüse der Jahreszeit; sein Trank bestand aus dem Quellwasser des Berges, und nur, wenn er sich besonders müde fühlte, nahm er einige Tropfen Essig dazu.

Aber glaubt nicht, das magere Essen und viele Fasten hätte seinen Leib schwach und mürbe gemacht; im Gegenteil: er war noch ebenso kräftig und jugendlich wie vor den zehn Jahren, als er, ein Zwanzigjähriger, Gottes Stimme vernahm und zu den frommen Greisen in die Einöde ging. Noch waren seine Haare leuchtend schwarz und fielen in langen Locken über seine Schultern; noch war das Feuer blauer Augen nicht erloschen, wenig eingesunken noch die

Rundung voller Wangen. Seine Haut war freilich nicht mehr die eines Jünglings; Winter und Sommer, Frost und Sonne hatten sie gebräunt und hart gemacht. Er trug keinen Bart, so daß die ernste Verschlossenheit seiner dünnen Lippen jedem sichtbar war und sein etwas grausames vorgeschobenes breites Kinn. Sein Wuchs war hoch, er war schlank und sehnig.

Wer seine Eltern waren, wußte er nicht. Er war vor dem Tor des Palastes, in dem der Statthalter wohnte, gefunden worden, und einer der Soldaten brachte ihn mit sich nach Hause. Die Frau des Soldaten nahm sich seiner liebreich an, hatte sie doch keine Kinder, und so wuchs Martinian auf und war eines Tages ein kleiner Soldat, lernte mit Speer und Schwert umgehen, mit Pfeilen schießen und mit Schilden parieren, auf Pferden reiten und an Lagerfeuern in der Wüste hungern und zog unter Zinkenklang durch die Straßen Caesareas.

Dies Leben fesselte ihn, und eifrig war er bei jeder Übung, nichts wurde ihm zu viel. Die Hauptleute lobten ihn, aber seine Kameraden spotteten:

— Es wurmt ihn heimlich was. Es plagt ihn wohl, daß er keinen Vater hat und keine Mutter, daß er so ein Ding von der Straße ist, darum hält er sich fern von uns.

Martinian hielt sich wirklich fern von den anderen, denn wenn sie beim Wein saßen und von Weibern schwatzten oder lärmend vor die Stadt zogen, wo die vielen kleinen hellen Fenster lockten, dann saß er irgendwo für sich und dachte über den Schuß von heute und das Schwert von morgen nach und war ein guter kleiner Soldat.

Eines Tages, wie das so kommt, fiel er vom Pferd und brach sich das Bein, und da gaben ihn seine Eltern zu den frommen Einsiedlern, die unweit der Stadt an dem Berge lebten, den man den Ort der Arche Noäh nennt; dort blieb der Knabe viele Monate und durfte nicht mehr an Pfeile denken, schnelle Rosse und glänzende Panzer; er mußte ganz still liegen und hören, was die frommen Väter mit den langen weißen Bärten ihm erzählten. Da gab es auch Kämpfe und Siege, gab es noch glänzendere Rüstungen, schimmerndere Waffen, wilde Feinde, wie er sie nie geahnt, boshafte und listige Feinde und leuchtende Heerscharen seliger Krieger. Kein Wunder, daß so verlockende Bilder das junge Herz bald gefangen nahmen, und als Martinian wieder aufstehen konnte, umhergehen und springen wie immer, blieb er bei den Vätern mit den langen weißen Bärten, blieb vergnügt als ihr Diener, der von Zelle zu Zelle

morgens das Wasser und abends die Datteln brachte und nachts in guten Träumen die weißen Heerscharen seliger Krieger sah. Die frommen Mönche waren seiner froh, und so verging die Zeit.

Als Martinian aber zwanzig Jahre alt geworden war, trat er eines Abends vor die Ehrwürdigen und sagte, nun müsse er fort.

Wohin? fragte man ihn.

Fort! dies wußte er bestimmt. Ein Engel wäre ihm des Nachts erschienen und hätte ihn fortgewiesen; Einsiedler werden, so lautete der Befehl, am Berge Karmel in großer Einsamkeit das harte Leben des Asketen führen, zur größeren Ehre Gottes.

Die Väter widersetzten sich nicht, gewohnt an solche Berufungen, und Martinian zog aus, suchte und fand den Ort, baute seine Zelle und lobte den Herrn. Morgen- und Abendröten standen über ihm, er zählte sie nicht, aber es waren zehn Jahre, die an ihm vorüberglitten, zehn Jahre, nur dazu da, sein Gebet zu kräftigen und zu vertiefen. Man sagte von ihm, er lebe das Leben eines Heiligen, und das mag wohl zutreffen, da der Widersacher doppelt darauf aus war, ihn in seinen Fallstricken zu fangen, die er den starken und glühenden Herzen stellt.

Die Welt wurde auf ihn aufmerksam; Kranke kamen zu ihm, bittend, er möge die Hand auf sie legen, ja, man brachte ihm einen Knaben, der von einem argen Teufel besessen schien: Martinians Gebet, seine Berührung vermöchten zu heilen, glaubten alle — und wurden darum vielleicht auch geheilt. Oder war er wirklich ein Heiliger? Die Welt war auf ihn aufmerksam geworden und wollte es glauben und so war er es vielleicht.

Aber Gott, der auch das Verborgene sieht, wollte Martinians Glauben schwierigeren Proben unterziehen und sandte ihm Versuchungen, denen, wie man sehen wird, auch der Beste nicht widerstanden hätte, auch die weißen Heerscharen der seligen Krieger nicht.

Eines Nachts kam ein Soldat zu ihm in zerlumpter Kleidung; er trug eine Trommel wie die öffentlichen Ausrufer, und schlug damit einen gewaltigen Lärm.

— Wer bist du, daß du dich so benimmst in meiner Einöde? fragte Martinian, den das häßliche Dröhnen der Trommel vom Gebet aufstörte.

— Erkennst du mich nicht? entgegnete der Soldat. Du solltest mich gut kennen.

— Ich kenne dich nicht. Was willst du? Kommst du in Gottes oder der Welt Namen?

Der Soldat lachte nur und sagte darauf freundlich und seiner Sache gewiß: Ich bin gekommen, dich aus deiner Zelle zu verjagen, aus deinen Gebeten und aus deinem Leben; ich will dich hin und her jagen und zerren nach meinem Gelüst; ich will dich unstet und flüchtig machen auf der Erde und in deinen Gedanken, bis du einst dein erbärmliches Leben keuchend von dir wirfst und ins warme Dunkel zurückkehrst, aus dem du entsprungen bist. Ich will dich erwürgen mit starker Hand.

— Nun erkenn ich dich, flüsterte Martinian: Du bist . .

— Der Teufel! lachte der Soldat.

— Weiche von hier!

— Gewiß, ich weiche; aber in deinen Gedanken bleibe ich zurück, aus denen wirst du mich nie mehr verbannen. Ich weiche, aber meiner Macht bist auch du verfallen, kleiner Mönch.

Ein Sturmwind fuhr auf; der Teufel verwandelte sich in ein Rudel von Bergeseln, die mit wildem Geschrei unter tollen Sprüngen davonbrausten.

— Das war der Teufel, murmelte Martinian, indem er in seine Zelle zurückkehrte: Das ist der Krieg!

Und von Stund ab kamen die Zeichen und Versuchungen über ihn; von Stund ab begann der Kampf, den jeder einst zu kämpfen hatte, jeder aus der weißen Heerschar der seligen Krieger.

Zeichen und Versuchungen. Es begann mit allerlei Spuk: knisternde Funken irgendwoher aus einer dunklen Ecke, dumpfes Klopfen von allen Seiten; ein Gelächter scholl über dem Ohr des Schlafenden, daß er erschreckt in leere Nacht auffuhr; eine kalte Hand legte sich in seine, wenn er ganz in Gedanken nach seinem Wasserkruge griff. Dies alles berührte ihn wenig. Dann wieder war es ihm, als untergrabe jemand den Boden seiner Zelle, als wollte man sie zum Einsturz bringen. Aber unerschrocken vollendete Martinian sein Gebet, beugte sich dann zum Fensterspalt hinaus und rief:

— Ja, so gehört's sich, daß du auf der Erde kriechst, du altes Gewürm; mich schreckt dein Spuk nicht, mit mir sind Christus und die Weissagungen. Komm hervor, wenn du etwas von mir willst.

Aber niemand kam, das Graben hörte auf, und in der anbrechenden Stille hörte er nur sein eigenes Blut gleichmäßig schlagen.

Denkt aber jetzt nicht, daß der Widersacher sich mit solch geringen Mitteln zufrieden gegeben hätte: er wußte sich schon ein besseres Ding, um die Pulse des frommen Einsiedlers schneller pochen zu machen.

Martinian, der freudig den Worten Gottes nachsann, spürte von Tag zu Tag stärker ein wachsendes Verlangen, in die Welt zu ziehen, Wunder zu wirken und angesehen zu werden; ehrgeizige Gedanken plagten ihn und er wußte ihrer nicht mehr Herr zu werden. Was bin ich schlechter, so raunte eine Stimme in ihm, als jene Wundertäter glorreichen Angedenkens? Auch ich habe Kranke und Besessene geheilt; auch mir hat der Herr Erkenntnis in sein heiliges Wort gegeben, und so will ich denn ausziehen, um für das Evangelium zu kämpfen und ein wackerer Soldat des Himmels zu werden. Also plagte ihn die Versuchung, aber obwohl sie lange dauerte, gab er nicht nach. Zuletzt warf er sich auf die Türschwelle nieder, streckte die Füße nach außen und sagte:

— Zieht, ihr Teufel, zieht! Denn ich gehe nicht fort mit meinen eigenen Füßen; könnt ihr mich wegbringen, nun, so will ich gehen.

Niemand kam, aber das Verlangen wollte nicht weichen. Das ärgerte ihn, und er schwur:

— Ich bleibe hier liegen bis zum Abend; wenn ihr mich bis dahin nicht wegschafft, will ich nicht mehr auf euch hören.

Und so lag er da auf seine Schwelle hingestreckt, bis die stille Nacht sich über ihn senkte. Jedoch in ihm ward es nicht still, und die Gedanken an ferne berühmte Wanderungen setzten ihm von neuem, ja noch heftiger zu. Schwarze Nacht mit Sternen rauschte über dem Bergesgipfel, da nahm er einen großen Korb, der zwei Scheffel faßte, füllte ihn mit Steinen, lud ihn auf die Schultern und trug ihn in der Schlucht umher. Er keuchte unter der Last, es war, als müsse er zusammenbrechen, aber mutig schleppte er den Korb ganz angefüllt mit Steinen hin und her in der Schlucht, hin und her. Und die Sterne oben, weiß am dunkelsten Himmel, sahen's und spotteten nicht: sie wußten, es müsse so sein; sie wußten's, die Sterne weiß am schwarzen Himmel. Oder waren es nicht die Sterne, die auf das mühselige Werk hinabblickten, sondern segnend die weiße Heerschar der seligen Krieger?

Stille Nacht lag über dem dunklen Tale, schweratmend stolperte der Mönch wieder an seiner Zelle vorbei, da löste sich aus dem zackigen Schatten der Kiefern eine Gestalt, von der ein dunkles Flimmern ausging, als trüge sie Panzer und Eisenwaffen.

Martinian schauderte, trat aber beherzt an die Gestalt heran: Er, der Teufel . . .

— Martinian, bist du's?

— Weiche von mir, Unsauberer!

— Kleiner Mönch, für wen hältst du mich? Kleiner Soldat, war ich nicht einst dein guter Bruder?

Klirrend trat es näher, Martinian blieb stehen. Die weißen Sterne funkelten auf dunklem Stahlpanzer.

— Ich kenne dich nicht.

— Nun, heiliger Mann, nun, du vergißt Freundschaft schnell. Muß ich dich erinnern? Soll ich die Lagerfeuer in schwüler Nacht in dein Gedächtnis zurückrufen, oder die staubigen Straßen Caesareas, oder die Häuser vor der Stadt mit den vielen kleinen hellen Fenstern, von denen du nie was wissen wolltest, oder was weiß ich?

Des Mönchs Stimme wurde tiefer, als er nun fragte: Valens, Valens, bist du's?

— Ich bin's.

— Und du kommst zu mir, Valens?

— Ja, ich, Valens, komme zu dir, Martinian; auf langen Wegen komme ich zu dir; gib mir Wasser und Brot, denn ich bin verschmachtet; gib mir dein lebendiges Wort, denn ich bin nichts mehr, Martinian, gar nichts mehr, kein Hauptmann mehr in ritterlichem Heer, kein reicher Mann mehr mit Palästen und Juwelen: ich bin nur noch der Sklave einer Dirne.

— Laß dich umarmen, Freund!

Sie gingen in die Zelle. Martinian steckte eine Fackel an und sah in ihrem rötlich ungewissen Licht das schöne, traurige Gesicht des Freundes. Wie bleich ist dieser, dachte er, aber wie gierig sind seine Lippen! Er trug Wasser und Brot herbei, Oliven und Datteln, die karge Speise des Eremiten.

— Nimm und iß, Freund! erquicke dich und dann sprich.

Der Freund sah ihn lange an:

— Kleiner Soldat, du hast dich sehr verändert. Du bist nicht der, der mit Speer und Pfeil glücklich die Tage vergaß. Wer bist du jetzt?

— Ich weiß nicht. Ich habe bessere Waffen.

— Ich sah dich schon, als ich durch die Kiefern kam. Du trugst mühsam eine Last. Was war das?

Zum ersten Male lächelte Martinian: Das wirst du nicht verstehen, Freund; ich plage den, der mich plagt, denn unablässig treibt mich einer an, in die Ferne zu wandern; nun plag' ich ihn und wandre mit diesem Korb voll von Steinen vor meinem Hause auf und ab.

Der Freund sah ihn wieder lange an; auch er lächelte jetzt:

Du bist noch immer der gute kleine Soldat, der du warst. Ist denn das, wovon du sprichst, eine Plage? In die Ferne nicht zu zieh'n, obwohl es gewaltsam lockt, ist das schwer? Ach, kleiner Mönch, und ist das alles? Du kennst die Plagen noch nicht, die das Herz zerspalten; noch kennst du nicht das Weib.

Martinian sah ihn erstaunt an: Das Weib, warum eine Plage? Ich verstehe dich nicht.

— Das Weib, ja, ich sehe, du kennst es noch immer nicht, entgegnete eifrig der Freund: Das Weib ist der Teufel mit glatter Haut und süßem Gesicht. Süß tut die Frucht, lieblich tut sie dem Gaumen, wenn du sie ißt; aber bitter dringt ihr Saft in dein Blut und verstört es auf immer.

— Du übertreibst, rief Martinian, aber vergessene dunkle Worte stiegen in ihm auf, verwirrende Bilder und irrende Träume — und fast finster fügte er hinzu: Mag sein, vielleicht ist auch in ihr der Teufel, obwohl ich es nicht glaube; doch sprich nur weiter.

— Was soll ich da viel sagen. Nachdem du fortgingst, hatte ich keinen Freund mehr, denn die übrigen Kameraden waren mir zu wild; so geriet ich auf einer Wanderung abends in eines der Häuser vor der Stadt mit den vielen kleinen hellen Fenstern. Heiße, süße Luft schlug mir entgegen und heiße, süße Augen fielen in meine; eine sanfte Hand führte mich durch Zimmer und Gänge; Lachen und Musik erscholl; ich trank Wein und fühlte sanfte, glatte Haut.

Martinian sah ihn barmherzig an: Armer Freund, du hast viel gelitten.

— Viel gelitten? der Freund blickte erstaunt auf: Doch sei's.. Nun höre weiter: du weißt, ich hatte reiche Eltern; sie starben und ich erbte alles: Paläste, Gärten, Sklaven, Juwelen, Gold .. ich wußte nicht, wohin mit all dem Überfluß. Ich brauche nicht dir mein Leben zu beschreiben; Freunde und Freundinnen fanden sich genug, die mit mir Tage und Nächte, Jahre um Jahre verzechten und verbuhlten, bis endlich eines Tages ..

Er stockte. Martinian lächelte gütig: Bis du eines Tages plötzlich zur Besinnung kamst, nicht wahr?

Aber wie fuhr der Mönch zusammen, als da der Freund häßlich und laut auflachte. Dann saß er eine Weile ganz still mit gesenktem Haupt, seufzte und sprach, leiser als das murmelnde Wasser im Bach, stiller als ein Herz: Kleiner, guter Soldat, du sagst, ich kam zur Besinnung .. ach! wär es so gekommen .. siehst du, mein Herz ist zerspalten, so darf ich davon sprechen .. nein, ich kam nicht zur Besinnung, aber die unbarmherzige Liebe kam zu mir. Ich weiß,

du kannst das nicht verstehen, aber ich spreche doch. Auf einer meiner Reisen kam ich nach Alexandria in Ägypten, es ist die weiße schimmernde Stadt der Sehnsucht, die heiße Stadt des brennenden Lebens; nun gut, ich kam hin und lebte, wie ich lebte, schwärmend in den Tag herein .. und sah sie .. die Schauspielerin und Tänzerin. Sie war nicht schwarz, wie die Mädchen bei uns, sie war ganz schlank und hatte goldenes Haar und goldene Augen; sie war ganz weiß und hatte so kühle und feste Haut; sie war ganz jung, aber sie kannte tausend Sünden .. Tänzerin, hörst du, wie ich von dir spreche? — Ich liebte sie, Martinian, ich verbrannte vor ihr; ich war ein Blatt, das vor dem Sturm hinweht, so war ich ihr ergeben — aber sie liebte mich nicht: sie liebte nur ihr goldenes Haar und ihre kühle Haut, vielleicht noch ein wenig ihre kostbaren Steine und reichen Gewänder, aber nicht mich, Martinian, nicht mich, der für sie gerne sterben wollte. Meinem Gold zuliebe gab sie mir ihren Körper und was ich wollte; sie lachte mit mir und raste mit mir im bitteren Taumel der Sinne, aber, verstehe, sie gehörte nicht mir, nie gehörte sie mir: sie gehörte nur ihrem goldenen Haar, ihrem kühlen Fleisch und ihren funkelnden Steinen. Ich war nichts für sie, als ein Ding, das man aufnimmt und wegwirft nach Gefallen. Viele waren da, die sie liebten, ich weiß es, aber sie liebte keinen; jeder hätte sie kaufen können, aber ich war reicher als alle, und so blieb sie bei mir. Doch jeder glühende Blick, der sie traf, jeder lächelnde Blick, den sie verschenkte, fuhr mir wie ein vergifteter Dolch ins Herz. Ich konnte es nicht ertragen, daß Menschen sie ansahen, aber war ich allein mit ihr, so war's noch schlimmer; ich zerbrach die Spiegel, ich zertrat die Steine, aber am nächsten Tag brachte ich ihr neue Spiegel und neue Steine und neue Herzen, und was weiß ich? Ich reiste mit ihr nach Caesarea zurück, aber es wurde nicht besser. Das alte Spiel begann auf neue Weise. So lebte ich dahin.

— Und was willst du bei mir? fragte nach einer Pause unbewegt der Mönch.

Der Freund griff nach dem Wasserkrug und trank in langen und durstigen Zügen.

— Auf langen Wegen komm ich zu dir, Martinian, auf rauhen Wegen, der Tag war heiß. Gib mir die Ruhe!

— Wie kann ich das?

— Als ich zurückkam, hörte ich in der Stadt von dir sprechen. Du seist ein Wundertäter und ein heiliger Mann, sagte man mir; sieh, ich bin krank und bin besessen; heile mich.

— Ich kenne deine Krankheit nicht. Wie soll ich heilen, was ich nicht kenne?

— Mönch will ich werden wie du.

Aber Martinian verwies es ihm: Das kannst du nicht werden. Du bist verwöhnt von Jugend auf; du kennst nur seidene Betten, und hier sind harte Steine. Kehre lieber in die Stadt zurück und führ ein gottgefälliges und arbeitsames Leben! Das rauhe Wüstenleben ist zu schwer für deinesgleichen.

Der Freund entgegnete: Ich will bei dir bleiben. Befiehl nur, was du willst! Ich tu alles. Aber schick mich nicht fort, gib mich nicht zurück in meine Qual.

Jedoch es war Martinian nicht recht. Er wiederholte: Ich hab es dir schon gesagt; du bist ein Kind der Welt und kannst nicht; aber wenn du durchaus Mönch werden willst, dann geh in ein Kloster; da sind mehr Mönche beisammen, die können dich leichter stützen in deiner Schwäche.

Er suchte mit solcherlei Reden ihn abzuschrecken, aber der Freund wich nicht von der Stelle. Wort gab Wort, immer dringender wurde die Bitte, immer heftiger die Abwehr.

— Zieh deines Weges. Was quälst du mich? Du kannst ja doch nicht dableiben.

— Laß mich bleiben, mir ist es gleichgültig, wo ich sterben muß.

Stein auf Stein geschlagen gibt Funken; Rede und Widerrede endlich Streit.

— Nun kenne ich dich! du willst mich versuchen: der Widersacher spricht aus dir.

— Darfst du mich schmähen in meiner Not, harter Mönch? Willst du den, der bittend zu dir tritt, ein Werkzeug des Teufels nennen!

Martinian bekreuzigte sich und rief eifernd:

— Du gellst mir die Ohren voll mit den verrufenen Stimmen der Welt; du würdest mir bald mein Werk vergällen, in Stille und Demut dem Herrn zu dienen. Mein Tagwerk war rauh und rein von Jugend auf, deine Hände sind weich von Wohlleben und beschmutzt von Sünden. So zieh deines Wegs. Was hat mein mühevolles Leben mit deinen verliebten Klagen zu tun? Geh heim und verbrenne dein seidenes Leben aus gottgefälliger Kraft, wenn du das kannst; dann komm zurück. Aber du kannst es nicht, das weißt du selber, nicht einmal ein Weib konntest du besiegen, wie könntest du den Versuchungen widerstehen, die mich bedrängen? Nähme

ich dich hier auf, du würdest mir die Ohren vollheulen mit deinen lächerlichen Liebesklagen, du erbärmlicher Schwächling! Was habe ich mit deinesgleichen zu tun? Geh fort, geh schneller fort, schon allzulang hält mich dein Plärren auf.

Er wies ihm die Tür. Des Freundes schönes und bleiches Antlitz erschien im ungewissen Fackellicht verzerrt und dunkel; er stand auf.

— Du weisest mich fort?

— Ich habe mit deinen Dingen nichts zu schaffen. Ich weise dich fort.

— Mönch, ich kam zu dir, um Gottes Trost zu vernehmen, aber dein Gott ist hart, und hart ist deine Rede. Ich will mir einen besseren Herrn suchen.

— Der Dienst Gottes schmeckt bitter, du aber willst süße Speise. Geh! Gott hat mit deinesgleichen nichts zu tun.

— Ich gehe, Mönch; aber unsere Wege sollen sich kreuzen. Und bitter soll es dir schmecken, wenn wir uns wiedersehen.

Im ungewissen Fackellicht funkelte dunkel der Panzer des Feindes, als er die Zelle verließ. Die Fackel flackerte noch einmal auf und erlosch. Dunkelraunende Nacht drang in die Zelle Martinians. Er trat vor die Tür. Vom Feinde war nichts mehr zu sehen. Das war der Teufel, murmelte Martinian: das ist der Krieg! Und in langen zurückirrenden Gedanken setzte er hinzu: aber was sprach er da vom Weibe? Was sprach er vom Weibe?

Kühle und sanfte Nachtluft streichelte zärtlich seine heiße Stirn. Schwarzer Himmel stand über dem Berge und über ihm; unbewegt sahen die weißen großen Sterne herab, als wüßten sie alles, als wären sie die Augen der weißen Heerscharen seliger Krieger. Martinian kniete nieder; er kniete lange unter dem schwarzen Himmel und den großen weißen Sternen und sprach seine Gebete. Rings war es unbeschreiblich still.

Dann stand er auf und schritt in seine Zelle zurück. Da seine Fackel ausgebrannt war, griff er im Dunkel nach seinem Wasserkrug, denn er war durstig. Der Wasserkrug war kühl und fest anzufassen, und mit brennenden Pulsen erinnerte er sich der Worte des Fortgegangenen: Die Tänzerin . . . ihr Fleisch ist weiß . . .

Dann legte er sich nieder, betete und schlief ein.

2.

Einige behaupten, es gebe nur einen Himmel und eine Hölle. Wir aber sagen: es gibt viele Stufen und Unterschiede und Grade

in demselben Himmelreich und in derselben Hölle. Wie in allen Gliedern nur eine Seele ist, oben im Gehirn wirkt und unten die Füße bewegt, so umfaßt auch die Gottheit alle Geschöpfe, die himmlischen und die unterirdischen, sie ist vollkommen überall in der Schöpfung, wenn sie auch außerhalb der Geschöpfe existiert, da sie unermeßlich und unumgrenzt ist. Darum beachtet auch die Gottheit die Menschen und ordnet alles nach Gebühr. Da beten nun manche, ohne zu wissen, was sie wollen; einige fasten, andere sind dienstfertig. Einem jeden aber zahlt Gott als gerechter Richter nach dem Glaubensmaße den Lohn aus. Denn was sie tun, tun sie aus Gottesfurcht. Allein nicht alle diese sind Söhne und Könige und Erben.

In Caesarea gibt es breite Straßen, große Marktplätze und prächtige Paläste. In Caesarea gibt es Händler, die mit köstlichen Teppichen handeln, mit feinem Linnen, mit seltenen Steinen und edelen Waffen; Tücher aus Indien kann man dort kaufen, Gewürz aus Ophir, Spezereien aus Persien und Wohlgerüche aus Rom. Schiffe laufen in den Hafen, und fragt man den Steuermann, woher er kam, so sagt er: aus Spanien, aus Tunis, aus Griechenland; kein Strand ist so weit, er sende nicht Segel nach Caesarea.

In Caesarea gibt es viele reiche Staatsbedienstete und Kaufleute, die für gutes Geld schöne Waren kaufen und den Pfennig nicht ansehen, ist nur der Kauf nach Wunsch. In Caesarea gibt es viele lustige Soldaten und Matrosen, die den Wein trinken und die Bürger prügeln und die Mädchen küssen — viele freundliche Mädchen wohnen in Caesarea, die den Burschen das Leben nicht schwer machen; viele hübsche gutwillige Mädchen mit und ohne Juwelen, aber wer ist die Schönste?

Sie ist nicht schwarz wie die Mädchen in Caesarea, sie ist schlank und hat goldenes Haar und goldene Augen; sie ist weiß und hat kühle Haut; sie ist zierlich, so zierlich ist sie wie eine Tänzerin, denn das war sie doch, erinnert euch nur, das war sie ja, die schöne Tänzerin Taor aus Alexandria, jetzt die Geliebte des reichen Valens in Caesarea.

Aber in Caesarea gibt es nicht nur reiche Kaufleute, lustige Soldaten und gutwillige Mädchen, es wohnen da auch angesehene und fromme Männer, die das Wort Gottes achten und ausüben, und in Ehren und in guter Sitte ihr Leben zubringen; sie haben keinen Umgang mit den reichen Kaufleuten, und sie wenden sich ab von den lustigen Soldaten und den gutwilligen Mädchen.

Eines Tages gingen zwei solcher gottesfürchtiger Männer in Caesarea spazieren und sprachen selbander gehend von erbaulichen Lehren und tugendhaften Beispielen. Sie sprachen, wie es so kommt, auch vom Lebenswandel des Asketen Dorotheus von Theben und von seinem Schüler, dem jungen Martinian, der am Berge Karmel lebt. Der eine dieser Männer lobte den Dorotheus als unvergleichliches Vorbild, während der andere noch größere Stücke von Martinian hielt, der als junger Mann schon das greise Leben der Heiligen führe.

— Dorotheus, sagte der erste: Dorotheus war enthaltsam wie kein zweiter. Täglich aß er sechs Unzen Brot und eine Handvoll kurzer Kräuter und trank entsprechend wenig Wasser. Niemals, Gott ist mein Zeuge, niemals sah ich ihn die Füße ausstrecken, noch auf einer Binsenmatte oder einem andern Lager schlafen; er saß vielmehr die ganze Nacht und flocht aus Palmenzweigen Stricke, um sich sein Brot zu verdienen. In der Meinung, er tue das vielleicht nur, solange ich zugegen sei, forschte ich seine Schüler darüber aus und erfuhr, daß er es von Jugend auf genau so hielt und sich niemals mit Absicht dem Schlafe hingab, weswegen ihm manchmal beim Arbeiten oder Essen die Augen zufielen; es kam sogar vor, daß ihm oft der Bissen aus dem Munde fiel, wenn er vor Erschöpfung beim Essen einschlief. Als ich ihn einmal zwang, sich auf eine Matte zu legen, sprach er traurig: Einen wahrhaft eifrigen Menschen kannst du so wenig zum Schlafe bewegen wie einen Engel.

— Gewiß, ein ruhmvolles Beispiel, entgegnete der andere: Aber was will das bei einem so alten Manne sagen? Martinian hingegen ist jung und hat bereits die Standhaftigkeit der Engel. Höre nur, was ich von ihm weiß: meinen Knaben, den er einmal auf einige Wochen bei sich in der Christenlehre unterwies, meinen Knaben also schickte er einst um die neunte Stunde zum Brunnen um Trinkwasser. Als der Knabe hinkam, sah er eine Schlange darin. Er wagte nicht mehr zu schöpfen, sondern lief eilig zurück und sagte: wir sind verloren, Vater, denn ich habe eine Schlange im Brunnen gesehen. Martinian blickte ihn lange lächelnd an, schüttelte den Kopf und sprach: Angenommen, es fiele dem Teufel ein, in jeden Brunnen Schlangen oder Schildkröten in jede Quelle zu werfen, würdest du dann überhaupt nicht mehr trinken? Dann ging er hinaus, schöpfte selbst, trank, obwohl er noch nüchtern war, und rief: Wo das Kreuz hinkommt, kann unmöglich etwas schaden.

Unter solchen Gesprächen kamen die beiden Männer auch bis vor

den Palast des Statthalters, der in Marmor schimmerte; die Mauer vor dem mächtigen Gebäude war aus rotglänzendem Stein, aber gegenüber stand eine Reihe von Bäumen, in deren Schatten kühle Ruhebänke standen, und auf einer von diesen saß Taor, die Tänzerin mit goldenem Haar und goldenen Augen und sah kühl in die Welt. Der reiche Valens, ihr Freund, war fort in die Wüste oder weiß Gott wohin, zu einem wundertätigen Mönch, und sie langweilte sich. Sie hatte kein Spielzeug mehr, das sie nach Gefallen quälen konnte, denn die Sklaven zu quälen war erst recht langweilig, da sie ja nur dazu da waren. Weil der Tag heiß war, gingen wenige vorbei, mit denen sie lächeln konnte, und mit ihren fächerschwingenden Dienerinnen konnte sie doch auf offener Straße nicht sprechen. So langweilte sie sich denn, und so kam es auch, daß sie den zwei alten und frommen Männern, die von irgendeinem Wüstenmönche sprachen, Beachtung schenkte, was sie sonst natürlich nicht getan hätte.

Die gottesfürchtigen Männer hatten das Ding mit goldenen Haaren und goldenen Augen wohl bemerkt, führte doch der Weg an ihr hart vorbei, aber sie sahen mit Fleiß nicht hin, und der andere setzte seine Erzählung von Martinians Lebenswandel fort:

— Er kasteit seinen Leib wie kein zweiter. In der glühendsten Sonnenhitze trägt er Steine zusammen und baut Zellen für die Mönche am Karmel, die des Bauens nicht kundig sind. Jedes Jahr stellt er so mehrere Zellen fertig. Mein Knabe frug ihn eines Tages: Vater, wie kommt es, daß du deinen Leib so lange der Sonnenglut aussetzen kannst, die jeden anderen töten würde? Aber Martinian gab ihm zur Antwort: Er tötet mich, und ich töte ihn.

— Das ist ein vortreffliches Wort, rief der erste: Er tötet mich, und ich töte ihn! Das will ich mir merken.

Wie sie nun gerade so sprachen, kamen sie an der Bank vorbei, auf der das gemiedene Ding mit goldenem Haar und goldenen Augen saß. Aber sonderbar: sie stand auf, trat an die Männer heran und fragte kalt:

— Was ist das für ein Mann, den ihr da unter euch bewundert?

Und wie sie das sagte, mußten die frommen Männer doch aufsehen und stehen bleiben: zu herrisch war der süße Ton der Worte, zu funkelnd das dunkle Gold der Augen, zu blendend das lichte Gold seidener Locken. Sie mußten aufsehen und stehen bleiben, gebannt von der Bewegung des viel zu roten Mundes; mußten aufsehen und wußten nicht, wieso es kam; mußten stehen bleiben und ahnten nicht, wie Rede stehen.

Taor sah die Verwirrten kalt und funkelnd an und schwieg. Ihre Dienerinnen waren bestürzt zurückgetreten, die Fächer wehten nicht mehr. Taor, die Tänzerin, fragte kalt weiter, denn ihr Zorn auf Valens, der zu einem verrückten Mönch weiß Gott wohin gelaufen war, wuchs mit jedem Augenblick, — sie fragte also kalt weiter:

— Der Mann, den ihr so bewundert, was tut er Großes? Was führt er für einen Wandel? Wenn ich nur will, so werfe ich den wie ein Blatt vom Baume zu Boden; wieso verdient sein Tun so großes Lob? Wie ein wildes Tier hat er sich irgendwo in der Wüste eingeschlossen, weil er des Fleisches Leidenschaften nicht ertragen kann. Da er kein Weib sieht, hat er auch keine Leidenschaft. Ihr wißt ja, wenn kein Feuer da ist, brennt das Stroh nicht: ich lobe mir's, wenn es im Feuer unverbrannt bleibt! Und so ist's auch mit jenem. Wenn ich zu ihm gehe, er mich sieht, und er dann noch nicht wankend wird in seinem Vorsatz und es ihn nicht durchzuckt und sich sein Sinnen nicht zu meiner Schönheit wendet: dann ist der Mann wahrhaftig zu bewundern nicht nur bei Menschen, nein, selbst bei Gottes Engeln!

So sprach Taor mit schnellen Worten, und glühend und kalt überkam es die frommen Männer. Sie sahen das Ding mit goldenen Haaren und goldenen Augen aufmerksam an und sahen, wie schön sie war; da dachte der eine heimlich bei sich: die könnt's; aber der andere bekreuzigte sich und sagte ganz leise:

— Weib, du weißt nicht, was du sprichst. Der Mann dort ist ein Heiliger und kein Futter für dich. Zudem ist er arm und hat kein Geld.

— Alter Mann, höhnte Taor: Was sagst du da? Geld! Brauch ich Geld? Ich hab mehr als genug; und hätt ich keins, du gäbest mir welches. Nicht wahr, alter Mann, du hast doch Geld? Nun also: du wirst es mir geben und er wird in meinen Armen schmachten.

— Oh, über deine unzüchtigen Reden! entsetzte sich der fromme Mann: Laß ab davon, Martinian ist nichts für dich.

— Martinian heißt euer lächerlicher Sonderling; der Name gefällt mir, ich will ihn besuchen. Wollt ihr wetten, Grauköpfe, daß Martinian bald in Taors Armen sein Leben hinstöhnen wird?

— Schäme dich, Dirne, versetzte der erste. Es ist genug gelästert. Komm, gehen wir! fügte er hinzu, indem er sich an den anderen wandte.

— Ah! ihr wollt also fliehn, damit ich euren armen Narren

nicht zu Fall bringe? Ihr traut ihm wohl selber nicht so recht? Daß ich nicht lache!

— Still doch, Weib! erzürnte sich da der Mann, der anfangs über den frommen Mönch sprach: still doch! Aber wenn du durchaus die Beschämung erleben willst, dich verachtet und verlacht zu sehn, dann geh nur zu Martinian, geh nur zu ihm, geh, und du wirst es ja sehn! Er wohnt am Fuße des Karmel.

Damit wandte er sich ab und schritt stumm mit seinem Genossen nach Hause.

Golden in goldener Sonne blieb Taor, die Tänzerin, zurück. Sie setzte sich lächelnd auf die Bank, und die Fächer begannen aufs neue zu wehen. Ich will diesen Einfältigen mir ansehen, so dachte sie. Dann stand sie auf und schritt umringt von ihren Dienerinnen nach Hause; des Wegs sang sie belustigt den kleinen Satz vor sich hin: er tötet mich, und ich töte ihn . . .

3.

Da ist eine Quelle, der reines Wasser entströmt, unten aber liegt Schmutz. Wühlt jemand den Schmutz auf, so wird die ganze Quelle verunreinigt. So auch die Seele, wenn sie in Unruhe versetzt und mit der Bosheit vermischt wird. Und eins wird Satan mit der Seele, zur Unzucht oder zum Mord. Darum heißt es: wer sich an eine Hure hängt, ist ein Leib mit ihr. Aber zu anderer Zeit ist die Seele selbständig für sich, bereut ihre Taten, weint und betet und gedenkt Gottes. Wie nun könnte die Seele dies tun, wenn sie immer in das Böse versenkt wäre? Satan will doch nie, daß die Menschen zur Buße gelangen. Denn er ist erbarmungslos. — Das Weib ist gemäß ihrer Verbindung mit dem Manne eins mit ihm. Zu anderer Zeit aber sind sie getrennt. Denn oft stirbt das eine von ihnen und das andere lebt. Solches gilt auch von der Gemeinschaft des Heiligen Geistes. Sie werden ein Geist. Denn wer dem Herrn anhängt, ist ein Geist mit ihm. Dies geschieht aber, wenn der Mensch von der Gnade selbst verschlungen wird.

Wollt ihr wohl wissen, wie es im Hause einer reichen Courtisane aussieht? Aber ob ihr es nun wißt oder nicht, ihr könnt euch denken, daß in diesen Gemächern die Pracht herrscht; wie könnte es auch anders sein? Wem dienen sie, wenn nicht dem üppigen Leben und den leichten Lüsten des Fleisches? Anders wohnen die, die von großen Gedanken und Leidenschaften beherrscht starrsinnig geradeaus auf ihr gewolltes Ziel zufliegen. Anders wohnen die, denen der

tägliche Mangel ein gewohnter Gast ist, gleichviel, ob nun zum Heil oder Unheil ihrer Seelen. Wo aber wie Wein das Vergnügen der Sinne den Geist berauscht, da, ihr wißt es, da kann nur Pracht herrschen und weiches Wohlleben.

So war es im Hause der Tänzerin, Taors, der goldenen und kühlen Tänzerin. Weiche Polster, in bunten Farben und goldenen Linien künstlich ausgestickt, luden zum Träumen ein, griechische Figuren aus festem und kühlem Marmor — zum genießenden Sinnen. Hier drang nie das grelle Licht in dämmernde Räume: dunkle, schön geraffte Vorhänge wehrten dem enthüllenden Licht.

— Ich will ihm einen Brief schreiben, dem törichten Mönch, sagte Taor, nach Hause zurückgekehrt, und nahm ihr Wachstäfelchen und ihren Griffel aus Achat; aber es war vergebens: keine witzigen Worte fielen ihr ein und keine zierlichen Wendungen. Es wurde nichts daraus, denn sie war verwirrt.

— Ich habe mich geärgert, dachte sie dann: Geärgert über die zwei alten Narren und ihren einfältigen Mönch. Ich habe mich geärgert, das ist nicht gut. Ich muß mich zerstreuen lassen.

Sie klatschte in die Hände; im Nu glitten und schlüpften zierliche Dienerinnen in den schattigen Raum und zwitscherten ihre Fragen hervor: Was die Herrin wünsche? was man tun solle? was die Herrin verlange?

— Ihr seid dumm! beschloß Taor: Immer muß man euch alles sagen! Ihr müßtet wissen, was ich will!

Und die Dienerinnen wußten viele vergnügliche Dinge vorzuschlagen:

— Will die Herrin mit dem Ball spielen? Es hüpft sich leicht im sanften Schatten des Nachmittags.

— Ich will nicht laufen!

— Will die Herrin ein Bad nehmen? Es ruht sich gut im lauen Schmeicheln duftenden Wassers, und viele freundliche Gedanken kommen da.

— Ich mag nicht träumen!

— Will die Herrin den Juwelenhändler rufen lassen? Es tut erschlafften Händen wohl, in kühlen funkelnden Steinen zu wühlen, und die Augen laben sich daran.

— Ich kann nicht feilschen!

— Will die Herrin nicht den Pfau holen lassen, ihm die Federn auszureißen und den Machtlosen zur Wut zu reizen? Wenn er schäu-

mend und zuckend am Boden liegt, mahnt es die Herrin nicht an die göttlichen Stunden der trunkenen Liebe?

— Liebe! Taor lachte.

Aber das Wort erinnerte sie daran, daß es Abend wäre und somit die Stunde, um in den Garten zu geh'n, da die Sonne bald unterginge.

Sie nahm ihren schönsten Schleier, der karminrot war und mit goldenen Wundervögeln ausgestickt, und ging in den Garten.

Orangene Wölkchen zogen bereits am Himmel, der Abend brachte kühlen Schatten; süßer dufteten die Blumen, Levkoien, Rosen und Malven, stärker atmeten die Oleanderbüsche und die Mandelbäume; irgendwo in der Nähe quakten Frösche. Taor setzte sich auf eine Bank; sie war erfüllt von linder Traurigkeit, wie immer um diese Zeit. Was hatte sie vom Leben? Zwei Jahre lang war sie an diesen eifersüchtigen Valens gefesselt, der ihr nicht einmal gefiel. Wohl war er schön und reich; aber es gab schönere und reichere Männer. Doch alle Männer, die sie kannte, waren ihr langweilig, und sie sehnte sich nach Ungewöhnlichem. Sie träumte von einer großen Liebe, von unermeßlicher Leidenschaft, von einem Glück über die Sterne hinaus, von Gefühlen, süß und schmerzlich wie Tränen, von seligen Wünschen und brennendem Liebestod. Ihr fielen die Worte ein, die der närrische Mönch in der Wüste gesagt habe: er tötet mich, und ich töte ihn; aber dieses Mal lächelte sie nicht, sie träumte in leichter Traurigkeit weiter, träumte . . .

Valens stand vor ihr.

— Ich suche dich seit einer Stunde!

— Du hast mich erschreckt; ich dachte und träumte. Du bist wieder da? Und du bist erregt. Wo ist der Mönch?

Sie lachte.

— Taor, ich bitte dich, höre zu.

Schon brach die Nacht herein; es war finster. Große, weiße Sterne glitzerten am Himmel. Taor gähnte:

— Also sprich.

— Taor, ich muß an einem Manne Rache nehmen, und du mußt mir helfen. Er ist ein Jüngling, und du wirst ihn verführen.

— Geh auf die Straßen, da findest du Mädchen, die das für Geld tun, antwortete Taor kühl: Mich aber verschone mit diesen Torheiten.

— Nimm mein Haus, Taor, nimm mein Gold, nimm alles, was ich habe, nur hilf mir!

Taor wurde aufmerksam. Da mußte Großes geschehen sein: der eifersüchtige Valens selber schickt sie, einen Mann zu betören. Taor wurde aufmerksam.

— Wer ist es?

— Ein Mönch.

Taor überlegte: Er zog von ihr, um einen Mönch zu besuchen, und nun sollte sie einem Mönch Versucherin sein. Das war etwas Neues.

— Wer ist dieser Mönch?

— Er wohnt in der Wüste. Er hat mich beleidigt. Ich kann ihn nicht erschlagen, einen Mönch erschlägt man nicht. Doch vernichten will ich seinen Stolz und meine Rache genießen. Du wirst seine Gier entzünden; er ist nicht alt. Aber mehr nicht, Taor, nur seine Gier entflammen und dann fort; ich werde dich in der Nähe erwarten.

— Wo wohnt dein Mönch und wie heißt er?

— Er heißt Martinian und wohnt am Berge Karmel.

Taor lachte belustigt: Martinian! Ich habe heute auf der Straße mit zwei alten frommen Narren, die von ihm sprachen, gewettet, er würde mir nicht widerstehen.

Sie erzählte ihm die Begegnung. Valens schwieg; häßliche Falten entstellten sein Gesicht.

— Willst du gehen? stieß er hervor.

— Ja, sagte sie tonlos. Heute abend liebe ich dich, komm!

Die weißen Sterne glitzerten unruhig am schwarzen Himmel. Vom Meer stieg ein leichter Nebel auf, und rötlich schob sich am Horizont eine große Mondsichel empor, unheimlich starrte sie von der linken Seite in den Garten.

4.

Solange das Pferd in den Wäldern mit den wilden Tieren weidet, gehorcht es dem Menschen nicht. Fängt man es aber zur Zähmung ein, so legt man ihm einen schweren Zügel an, bis es lernt, in Reih und Glied und in rechter Haltung zu gehen. Dann wird es von einem erfahrenen Bereiter in Zucht genommen, damit es auch für den Krieg tauglich wird. Darauf legt man ihm eine Waffenrüstung an, nämlich den Brustharnisch und die Panzerdecken, hängt ihm zunächst einen Zügel vor und schüttelt ihn dann vor seinen Augen, damit es sich daran gewöhne und nicht scheue. Auf solche Weise wird es vom Bereiter abgerichtet. Wenn es nun nichts lernt, so kann es

nicht in den Krieg ziehen. Lernt es aber und gewöhnt es sich an den Kriegsgebrauch, so sprengt es, sobald es nur etwas wittert und Kriegsgeschrei hört, von selbst bereitwillig gegen die Feinde. Schon durch sein Wiehern jagt es den Feinden Schrecken ein. In gleicher Weise weilt auch die Seele, die seit dem Sündenfalle wild und ungebändigt ist, in der Wüste der Welt unter wilden Tieren, den Geistern der Bosheit, und obliegt dem Sündendienst. Sobald sie nun Gottes Wort hört und glaubt, legt sie, vom Geiste am Zügel geleitet, ihre wilden Sitten und ihre fleischliche Gesinnung ab und wird von Christus bestiegen und mit dem Zügel regiert. Nun kommt sie in Bedrängnis, in Zucht und Beklemmung, um geprüft und vom Geiste allmählich gezähmt zu werden. Es nimmt nach und nach die Sünde in ihr ab und verschwindet. Und so erhält die Seele den Panzer der Gerechtigkeit, den Helm des Heiles, den Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes. Sie wird unterwiesen im Kriegführen mit ihren Feinden. Also bewaffnet mit dem Geiste des Herrn, kämpft sie gegen die Geister der Bosheit und löscht die Brandpfeile des Bösen aus. Denn ohne die Waffen des Geistes tritt sie nicht in die Schlachtreihe ein. Mit den Waffen des Herrn aber zieht sie, sobald sie von heftigen Kriegen hört und erfährt, unter Kriegsgeschrei und Schlachtruf aus, und es stürzen, wie es bei Job heißt, schon vor der Stimme ihres Gebetes die Feinde nieder.

Es regnete, obwohl der Oktober erst in der Hälfte stand, es regnete schon den ganzen Tag und gegen Abend wurde es stürmisch. Martinian trat vor seine Zelle und sah den Himmel an: das Wetter hatte gewechselt. An Stelle des ermattenden Südwindes wehte es jetzt von Norden her kalt und frostig: der Winter begann in diesem Jahr frühzeitig. Dunkle Regenwolken jagten unablässig mit niedrigem Gang über die Bergspitze daher. Ihn fröstelte, er war heute kaum aus seiner Zelle gekommen. Er war unruhig. Schon seit zwei Tagen, seit jener verwirrende Besuch aus der fernen Stadt erschienen war, verfolgte ihn eine lähmende Unsicherheit; ging er abends schlafen, so kam er kaum mit seinen geistlichen Übungen zurecht; stand er morgens auf, so lag es wie Blei in seinen Gliedern: sein Schlaf war von lästigen Träumen bewegt gewesen. Er fastete und plagte sich mehr als gewöhnlich, aber es hatte bisher nicht geholfen.

Es regnete in vielen kleinen lautlos fallenden Tropfen, die Ferne lag in grauem Dunst. Der Abend brach schnell herein. Martinian kehrte in seine Zelle zurück, machte Licht und aß sein karges Abendessen. Die Zelle war kalt, aber es war doch schön, eine

trockene und erhellte Wohnung zu haben bei dem häßlichen Wetter draußen. Er dachte an die vielen armen Wanderer auf weiten Wegen, die jetzt viel darum geben würden, ein Dach über ihrem Haupte zu haben. Er dachte daran und dankte Gott, der ihm ein sicheres Lager gegeben und Trank und Speise zur Nacht.

Er wollte eben beginnen, den Psalm zu singen, als er ein ungewöhnliches Geräusch vernahm. Obwohl es regnete und der Sturm heulte, hörte er ein klägliches Weinen und Schritte, eilige, trippelnde Schritte. Er bekreuzigte sich und horchte angestrengt in die Nacht hinaus. Wahrhaftig, dort weinte jemand. Unschlüssig erhob er sich von den Knien und stand eine ganze Weile. Die Schritte näherten sich. Ein Kind, dachte er, das den Weg verloren hat! — da klopfte es schon an seine Tür und klagte und weinte.

Martinian verließ das Beigemach, in dem er schlief, ging zur Tür und fragte, wer draußen sei.

— Erbarme dich meiner, Knecht Gottes! entgegnete ihm eine flehende Stimme: Erbarme dich meiner und laß mich nicht von den wilden Tieren gefressen werden; ich bin vom Wege abgekommen und in diese Einöde geraten und weiß nicht, wohin ich gehen soll. Weise mich nicht zurück in solcher Not und verachte nicht die Sünderin, denn auch ich bin Gottes Geschöpf.

Dies sagte die Stimme mit Weinen und Jammern. Martinian öffnete die Türe und ließ die Draußenstehende ein. Es war ein altes Mütterchen, ein Fetzen um ihr Haupt, mit einem Strick gegürtet und einen Ranzen in der Hand; als sie der fromme Mann in ihrem Aufzug sah, in Lumpen gehüllt und von Regen durchnäßt, tat sie ihm in der Seele weh. Er sprach zu sich:

— Nun wehe mir, Sünder, denn jetzt kommt die Prüfung meines Herzens: entweder übertrete ich Gottes Gebot oder mein Gelübde. Sie ist ein Weib und ist in Not. Weise ich sie zurück und lasse sie nicht in meine Zelle, so wird sie den Tieren ein Fraß und befleckt meine Seele. Wenn aber die Versuchung mit ihr hereinkommt — oh! daß sie mich nur nicht vom rechten Weg abbringt! Ich weiß nicht, was ich tun soll.

Er wandte sich ab, reckte die Hände gen Himmel und rief: Auf dich, Herr, traue ich, du wirst mich nicht zu Schanden werden lassen!

Dann trat er von der Tür zurück und ließ sie ein. Mit einem Wink wies er ihr die Bank, auf die sie sich setzen konnte, und zündete ein Feuer an.

— Weib, wärme dich und sorge für dich, sagte er ihr, als er fertig war: Denn hier ist niemand, der dich bedienen kann.

Er reichte ihr auch Wasser und einige Datteln und sprach: Iß und trink und komm zu dir. Du kannst für diese Nacht hier bleiben und magst dann morgen in Frieden weiterziehn.

Nach dem ersten Blick hatte er sie nicht wieder angesehen. Er bemerkte nur, daß ihr Jammern allmählich aufhörte und nahm zufällig wahr, daß von ihrem Haar ein sonderbarer Schein ausging. Doch er zerbrach sich nicht den Kopf, wünschte ihr gute Nacht und ging in das hintere Gelaß. Er schloß die Tür zu und machte sich an den Psalm der dritten Nachtstunde, den er vorhin singen wollte. Doch da fiel ihm die herzliche Not ein, in die ihn die Ankunft des fremden Weibes versetzt hatte, und er wählte einen anderen Psalm, in dem er seine Klage vor dem Herrn ausschütten konnte. Als er gesungen hatte, betete er und schlief ein.

Inzwischen war das Weib nicht müßig gewesen. Von ihrem Kopf riß sie den Fetzen, den Strick von ihren Lenden, die Lumpen glitten an ihr herunter, und so stand sie, Taor, die goldene und kühle Tänzerin, vor dem roten Feuer, mit goldenen Haaren und goldenen Augen, wie die Schaumentstiegene in leuchtender Schönheit. Sie wärmte sich und lächelte ihr dünnes grausames Lächeln. Dann öffnete sie den Ranzen und entnahm ihm einen silbernen Spiegel, in welchem sie sich lange betrachtete; ein Kamm war auch dabei, Töpfe mit Schminke und Puder und Stangen mit schwarzer Masse für ihre sonderbar dunklen Augenbrauen.

Aus dem Beigemach drang Gesang. Sie lauschte; es war Martinians dunkle Stimme:

Herr, höre mein Gebet
Und laß mein Schreien zu dir kommen.
Verbirg dein Antlitz nicht vor mir,
In der Not neige deine Ohren zu mir;
Wenn ich dich anrufe, so erhöre mich bald.
Denn meine Tage sind vergangen wie ein Rauch,
Und meine Gebeine sind verbrannt wie ein Brand
Mein Herz ist geschlagen und verdorret wie Gras,
Daß ich auch vergesse, mein Brot zu essen.
Mein Gebein klebt an meinem Fleisch
Vor Heulen und Seufzen.
Ich bin gleich wie eine Rohrdommel in der Wüste;
Ich bin gleich wie ein Käuzlein in den verstörten Städten.

Ich wache und bin
Wie ein einsamer Vogel auf dem Dach.
Täglich schmähen mich meine Feinde,
Und die mich spotten, schwören bei mir.
Denn ich esse Asche wie Brot,
Und mische meinen Trank mit Weinen
Vor deinem Dräuen und Zorn,
Daß du mich aufgehoben und zu Boden gestoßen hast.
Meine Tage sind dahin wie ein Schatten,
Und ich verdorre wie Gras.
Du aber, Herr, bleibest ewiglich
Und dein Gedächtnis für und für.

Während der Mönch nebenan langsam und dunkel seinen Psalm sang, hatte Taor ihr Werk beendet, doch von ihren Lippen wich das dünne und grausame Lächeln nicht.

Der Regen draußen rauschte auf die Erde nieder. Aber aus dem Beigemach scholl immer kräftiger die dunkle Stimme:

Er demütiget auf dem Wege meine Kraft,
Er verkürzet meine Tage.
Ich sage: mein Gott, nimm mich nicht weg
In der Hälfte meiner Tage.
Deine Jahre währen für und für.
Du hast vorhin die Erde gegründet,
Und die Himmel sind deiner Hände Werk.
Sie werden vergehen, aber du bleibest.
Sie werden alle veralten wie ein Gewand;
Sie werden verwandelt wie ein Kleid,
Wenn du sie verwandeln wirst.
Du aber bleibest, wie du bist,
Und deine Jahre nehmen kein Ende.

5.

Steht der Mensch auch auf der Höhe und ist er reich an Gnade, so ist doch daneben ein wildwachsender Garten der Bosheit in ihm. Er hat aber den Helfer, der ihm zur Seite steht. Darum darf er, wenn er sich in Drangsalen befindet und von Leidenschaften umwogt ist, nicht verzweifeln. Denn dann verdichtet sich um so mehr die Sünde und dringt ein. Setzt er aber stets seine Hoffnung fest auf Gott, so wird das Böse gleichsam verdünnt und ausgetrocknet. Daß manche gelähmt und entstellt sind, Fieber haben und krank

sind, das kommt von der Sünde her. Denn diese ist die Wurzel aller Übel. Die sinnlichen Leidenschaften der Seele und der schlimmen Gedanken stammen von ihr. Da ist eine überfließende Quelle. Dabei liegen nasse und feuchte Plätze; bei Eintritt der Hitze aber trocknet die Quelle zusamt den nächstgelegenen Plätzen aus. So trocknet auch die Gnade in den Knechten Gottes, in denen sie reichlich vorhanden ist, die vom Bösen erregte Lust, ebenso aber auch die natürliche aus. Denn jetzt sind die Gottesmänner größer als der erste Adam.

Als Martinian beim Morgengrauen erwachte, wehte kein Sturm und rauschte kein Regen mehr; noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber der Himmel war zart und blau. Er stand auf, sang seinen Psalm und schritt zur Tür, da fiel ihm das Weib ein, und er öffnete die Tür nicht:

— Weib, bist du aufgestanden?

— Ja, frommer Mann.

Martinian runzelte die Stirn. Er schritt durch die Tür, um das Weib fortzuschicken. Da er sie sah, erkannte er sie nicht wieder.

Was er erblickte, war ein karminroter Schleier mit goldenen Wundervögeln ausgestickt und darunter weiße schimmernde Haut. Und er sah goldene Augen und goldene Haare.

Sein Herz schlug hoch auf. Erinnerungen an vergessene Worte bedrängten ihn. Erst war er eine ganze Weile stumm, dann aber rief er:

— Wer bist du? und wo kommst du her, Teufelin?

— Ich bin Taor, die Tänzerin.

— Wo ist das Weib in Lumpen, das gestern abend hier Einlaß begehrte?

— Ich bin es, Martinian.

— Woher kennst du mich?

— Wie sollte ich dich nicht kennen, wo doch jedermann in Caesarea deines Ruhmes voll ist.

Martinians Stirn rötete sich.

Er wollte sich zwingen fortzuschauen, aber seine Augen glitten über das kaum verhüllte Weib hin. Sie war sehr schön.

— Was willst du? was willst du? schrie er.

— Ich bin aus Caesarea, sprach sie ruhig, und als ich von deiner Jugend hörte und wie schön du seiest, anders als alle Männer, da ist mein Herz entbrannt ob deiner Blüte und ob deiner Schönheit, und dich zu schauen bin ich hergekommen und mich zu sättigen an deiner

Schönheit. Oh, nicht vergebens hab ich diesen langen Weg gemacht! Mein Herr, du bist schön: kühn und mächtig ist dein Gesicht; schwarzer Sturm, so flattern deine Locken und Gewitter funkeln deine Augen; dein Kinn ist hart und grausam, aber weich ist dein Hals; du bist schlank und stark wie ein junger Baum, deine Glieder sind adlig, adlig sind deine kleinen Füße.

Ihre süße und weiche Stimme sang so lockend in den Ohren Martinians, und vom Ohr zum Herzen der Weg ist nicht weit. Fieber erschlaffte seine Sinne: so hatte noch nie ein Mensch mit ihm gesprochen; das Weib — oh, wie schön war sie! — sie sagte, er wäre schön. Und sie sprach weiter:

— Nun sag mir, Herr, was soll dies, dein unzeitiges Fasten? Weshalb verwüstest du solch marmorschöne Jugend durch jämmerliches Leben ohne Not? Schon sind deine Wangen eingefallen, hager sind deine Wangen, und ich fürchte, ein schleichendes Fieber mag dich befallen. Wo, Herr, steht geschrieben, daß man nicht essen, nicht trinken, nicht heiraten soll? Hat nicht der Apostel Paulus gesagt: Ehrbar ist die Ehe und das Lager unbefleckt? Wer von den Propheten und Patriarchen war nicht verheiratet: und sind doch Erben des Himmelreichs geworden. Ich brauche dir ihre Namen nicht aufzuzählen, du kennst sie selber, Herr.

So sprach sie und ihre Worte tropften wie süßes Gift in Martinians erregte Adern. Hatte die Welt ein neues Antlitz bekommen, und war gestern noch so verständlich? Taumel ergriff ihn, alles Gedachte und Erlebte gewann eine neue Bedeutung. Das Weib, vormals verächtlich, hier stand es schön und begehrenswert.

— Ah! stöhnte er: Was willst du?

— Ich habe einen langen Weg gemacht, dich zu sehen; flüsterte sie schnell: Weil man mir gesagt hatte, du seiest schön und jung. Aber du bist viel schöner, als ich dachte, viel herrlicher bist du. So werde mein eigen!

Martinians Sinne verwirrten sich. Mit einem letzten Rest von Widerstand stieß er hervor:

— Nun gut, und wenn ich dich zum Weib nehme, wohin soll ich dich bringen? Wovon soll ich dich ernähren, da ich nichts besitze, denn, wie du siehst, lebe ich ohne alle Habe?

— Mache dir deswegen keine Sorgen. Ich habe ein Haus und Gold und Silber, kostbare Habe, Sklaven und Sklavinnen. All dies soll dir untertan sein, du sollst darüber Herr sein, wenn du mich als Weib erkennst.

Und wie sie so sprach, die goldene und kühle Tänzerin, begann der Mann in seinem Vorsatz wankend zu werden und zu entbrennen in verwirrender Lust. Er sah ihre Schönheit durch ihren karminroten Schleier leuchten, und seine Hände zuckten, sie zu berühren. Es war, als stünde er in einem Strom von Feuer; aber keuchend sprach er nur: Weib, du bist schön! Wie schön bist du! Ich will tun, was du begehrst. Nur warte eine Weile, denn es kommen oft Leute des Wegs, meinen Segen zu empfangen. Ich will den nahen Hügel ersteigen und die Wege überschauen, auf daß niemand uns überrasche und uns beisammenfinde. Denn wenn auch unser Tun vor Gott offenbar ist, so wollen wir doch den Menschen keinen Anstoß geben.

Sie nickte schweigend und er verließ die Zelle. Hastigen Laufes stieg er auf die Höhe des Hügels, um die Wege zu überschauen.

Als er atemlos oben angelangt war, da mußte er sich ermattet niedersetzen und sah das Tal vor sich. Die herbstlich klare Ferne dehnte sich weithin. Ganz fern im Westen glitzerte in der Sonne das ruhige blaue Meer. Der Wohlgeruch der atmenden Ebene drang bis zu ihm herauf. Kein Mensch war rings zu sehen, als nur in weiter Entfernung die Gestalt eines in der Richtung nach Caesarea zuschreitenden Soldaten oder Ritters.

Es war sehr still in der sanften herbstlichen Sonne. Sein Blut, von Wollust und schnellem Lauf erregt, beruhigte sich, und Klarheit kehrte in Martinians Geist. Je mehr er nachdachte, je unruhiger wurde er. Was war das vorhin? Schaudernd sprang er auf.

— Oh, du Fleisch! Du törichtes, wildes Fleisch! Du hast noch immer die Wünsche des alten Feindes in dir! Brennst du, mein Fleisch? brennst du vor gierigem Verlangen? Nun wohl, du sollst brennen, süß sollst du verbrennen in ungestümer Wollust!

Dies rief er, raffte ein großes Bündel Reisig zusammen und stieg eilends herab vom Berge und lief in die Zelle.

6.

Das himmlische Feuer der Gottheit, das die Christen jetzt in dieser Welt innen im Herzen aufnehmen und das im Innern ihres Herzens wirkt, tritt nach der Auflösung des Leibes nach außen, fügt die Formen wieder zusammen und bewirkt die Auferstehung der zerfallenen Glieder. Das Feuer, das zu Jerusalem auf dem Opferaltare seinen Dienst verrichtete, war zur Zeit der Gefangenschaft in

einer Grube verborgen. Allein nach dem Eintritt des Friedens und der Rückkehr der Gefangenen ward es gleichsam erneuert und verrichtete wieder seinen gewöhnlichen Dienst. Ebenso geht es auch mit unserem gegenwärtigen Leibe. Dieser wird nach seiner Auflösung zu Kot. Allein das himmlische Feuer stellt ihn wieder her und erneuert ihn. Es stehen die verwesten Leiber wieder auf. Denn das jetzt noch innerliche, im Herzen wohnende Feuer wird dann ein äußerliches und bewirkt die Auferstehung der Leiber.

Als Martinian solcher Art die Zelle verließ, um die Wege zu überschauen, blieb Taor allein zurück und frohlockte.

— Der eine wie der andere, dachte sie: Keiner entgeht der Verführung glatter Haut und schimmernder Haare. Kleiner Mönch, du bist bald dahin; ich dachte, der Sieg würde mir schwerer fallen.

Dann entnahm sie ihrem Ranzen eine goldene Spange, die ganz mit großen und kühlen Smaragden besetzt war, und nestelte sie in ihr Haar. Drohend funkelten die grünen Steine. Sie zog auch aus dem Ranzen ein kristallenes Glas und goß Flüssiges auf dem Boden aus; ein verwirrender und süß betäubender Duft stieg auf.

Und sie ging zur Tür und sah sich um: Warum kommt er noch immer nicht? Wo bleibt er? Aber da sah sie ihn, wie er geraden Weges vom Berg herunter lief; lächelnd trat sie in die Zelle zurück, lächelnd breitete sie die Arme aus, ihn zu begrüßen.

Martinian trat mit leuchtendem Gesicht herein; sein Atem flog hörbar, denn er war gelaufen.

— Weib, nun sollst du deinen Willen haben!

Er warf sein Reisigbündel zu Boden und roch den Duft des verschütteten Wohlgeruchs.

— Was ist das? Ah, ich verstehe, du hast dein Rauchopfer dargebracht; nun will ich mein Flammenopfer bringen; wenn dann die Flammen hochaufschlagen, wollen wir uns an ihrer Glut wärmen. Die Flammen reinigen alles, nicht wahr? Glücklich sind, die in der Flamme stehen.

Und Taor, die den dunklen Schmerz seiner freundlichen Worte nicht verstand, lächelte mit feuchten und offenen Lippen, und auch ihr Herz schlug in der Erwartung ihres kommenden Sieges.

Martinian richtete das Bündel, holte aus dem Beigemach einen Feuerbrand und zündete das Reisig an. Und als die Flamme hoch und heiß emporschlug, rief er mit triumphierender Lust:

— Hier ist unser Brautbett, Weib!

Und sprang hinein und stand mitten im Feuer und wurde furchtbar verletzt. Das alles geschah so schnell, daß Taor erst spät begriff, was vorging. Mit immer noch lächelnden Lippen, aber mit schon starren Augen und weiß im Gesicht lehnte sie an der Wand; die Smaragde auf ihrer Spange gluteten noch drohender als zuvor; dunkel funkelte ihr goldenes Haar. Ein scharfer Geruch verbrannten Fleisches mischte sich mit dem süßen verwirrenden Duft des Flüssigen.

Martinian trat aus der Lohe; seine Füße schmerzten und er schalt sich laut:

— Ei, was hast du, Martinian? Hat dich das Feuer gepackt? Kannst du die Qual dieser Marter ertragen? Wenn du dies kannst, so magst du auch jenes Weib umarmen: denn durch sie wird dir das ewige Feuer beschert werden. Aber wisse, Martinian, sie ist an deinem Ungemach nicht schuld, sie selbst ist nicht schuld, sondern der Widersacher, der alte Soldat mit der Trommel, der hat sie hierhergetrieben, um dich zu versuchen, der Fürst des ewigen Feuers. Nun, so denke, Martinian, an die ewige Qual, stelle dir das ewige Feuer vor Augen: die Flamme hier wird vom Wasser gelöscht, aber das Feuer dort brennt ewiglich, und die Strafengel dort kennen kein Erbarmen. Denk' es, Martinian.

Das Weib — war das noch Taor, die Tänzerin? — das Weib sah mit erstarrten Augen den Versengten an, noch immer aber flackerte um ihre Lippen ein Lächeln, wenn auch nicht mehr schmelzend wie vorhin, wenn auch ein wenig dünn und grausam. Sie lehnte nicht mehr an der Wand, sie stand aufrecht im Raum. Der Widerschein der Glut spielte dunkel auf ihrem goldenen Haar.

— Nun, Weib! rief Martinian: Wie schmeckt das brennende Feuer? Schmeckt es süß, das verzehrende Feuer? Schmeckt es wie die Liebe? Oh, gegrüßt sei, reinigendes Feuer, heile meine Seele!

Damit sprang er wieder in das Feuer und stand inmitten und sang den Psalm:

Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir.
Herr, höre meine Stimme,
Laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens.
So du willst, Herr, Sünden zurechnen,
Herr, wer wird bestehen?

So sang er dunkel in der Glut stehend, bis daß er schwer verbrannt herauswankte und zu Boden fiel. In großen Schmerzen lag er stumm und mit geschlossenen Augen. Das Weib rührte sich nicht. Endlich flüsterte er stöhnend und unter Tränen:

— Mein Gott, vergib, daß ich in die Sünde willigte; ach, Herr, der du die Herzen kennst, du weißt ja, daß ich dich liebte und nur nach dir Verlangen trug; nur deinetwillen, Herr, nur deinetwillen übergab ich meinen Leib dem Feuer: verzeihe mir, du Barmherziger!

So betete Martinian auf dem Boden liegend, denn vor Brandwunden konnte er nicht stehen; dann schloß er wieder seine Augen. Aber andere Augen wachten auf.

Taor, die Tänzerin, sah und hörte. Sie wachte auf wie aus tiefem Schlaf — und es war alles ganz anders. Langsam kam sie zu sich: das erstarrte Entsetzen der Augen zerschmolz in zwei ungewohnten Tränen, das dünne und grausame Lächeln der Lippen verschwand, bitter senkten sich die Mundwinkel, und ihr süßes Gesicht zuckte unter dem Ansturm der unbekannten Tränen.

O Tränen, holde Tränen, reine, heiligende Tränen, aus Flut und Feuer geborene Perlen des Himmels, wer segnet nicht eure erlösende Kraft?

Taor begriff, daß jener Mann um ihres und seines Seelenheiles willen seinen Leib dem Feuer übergab, und ihre Sünde kam ihr zum Bewußtsein. Sie beugte sich über ihn, um ihn zu betrachten; doch in demselben Augenblick schlug der Ohnmächtige die Augen auf. Als er das schöne Weib so über sich gebückt sah, glaubte er, sie käme aufs neue, ihn zu verwirren — und wälzte mit letzter Kraft seinen verstümmelten Körper der Flamme zu, allein sie warf sich dazwischen, fiel zu seinen Füßen nieder und hub an, mit Tränen zu schreien:

— Nicht so, Herr, nicht so! Verzeih mir, Knecht Gottes, meine Sünde! Oh, bete für mich, vielleicht wird durch dein Gebet meine befleckte Seele gereinigt. Rette meine Seele!

Sie riß allen ihren Schmuck vom Leibe und warf ihn ins Feuer, dann holte sie die Lumpen, in denen sie am Abend angekommen war, und zog sie an. Der Mönch, in seinen Schmerzen am Boden liegend, sah sie an. Aus ihren goldenen Augen strömten lichte Tränen. Er fragte:

— Warum kamst du her?

— Herr, zwei fromme Männer sprachen auf der Straße von deinem heiligen Leben. Ich wettete mit ihnen, daß du mir nicht widerstehen würdest . . .

— Oh, daran erkenne ich den Widersacher, unterbrach sie Martinian: Der alte Feind ist von jeher ein Freund der Wetten. Und so kamst du her?

— Nein, Herr, noch eins. Mein Geliebter hat mich am selben Abend gebeten, ihn an dir zu rächen. Auch er wollte, daß ich mit meiner armen Schönheit dich verwirren sollte.

— Warum? warum? Aber nein, Weib, sage mir nichts weiter; es war Gottes Wille.

— Herr, darf ich noch eines sagen?

— Sprich.

— Ich bereue mein Leben, Herr; die Flamme deiner Schmerzen hat mir die Augen aufgerissen. Ich sehe, Herr, und schaudere. Herr, wie mag ich würdig werden, den gleichen Kampf zu kämpfen wie du?

Martinian sah sie barmherzig an. Sie war ganz anders geworden und fast wie ein rührendes Kind. Du Zarte, Zierliche, Verwöhnte, was willst du mit dem kargen Leben der Gottgeweihten? so dachte er und lächelte ihr zu, indem er sprach:

— Gott wird dir die Sünde vergeben. Ziehe hin in Frieden und kämpfe wider das Fleisch, so wirst du den Bösen zu schanden machen.

— Herr, entgegnete sie: Ich bin noch zu schwach, um allein zu gehen. Ich bitte dich, sage mir, wohin ich gehen soll, denn ich habe einen Abscheu vor der Welt.

— Wenn du es denn durchaus willst, antwortete ihr Martinian mit sichtlicher Freude: Dann geh nach Bethlehem und frage dort nach der Jungfrau Melania, die so viele Kirchen erbaut hat. Geh zu ihr hinein und erzähle ihr alles, was geschehen ist, bei ihr magst du gerettet werden.

— Bete für mich, Vater.

Sie stand auf und auch er erhob sich trotz seiner vielen Schmerzen, gab ihr einige Datteln zur Nahrung für die Reise, machte das Kreuzeszeichen über sie und zeigte ihr, an die Türe seiner Zelle gelehnt, den Weg in die Stadt.

So stand er noch lange und sah ihr nach, bis sie seinen Augen entschwand. Dann schleppte er sich mühsam in die Zelle zurück und lag einsam von großen Schmerzen und bösem Fieber gepeinigt viele Tage und glaubte zu vergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der gute Kriegsmann unseres Herrn Jesu: Franz Josef Rudigier / Von Hermann Bahr

1.

Mein Vater war im oberösterreichischen Landtag ein Hauptredner gegen den streitbaren Bischof Rudigier. Wenn dieser in seinem schwellenden, an den Endsilben verweilenden Vorarlberger Ton gegen die neue Schule sprach, wußte man schon, daß der Notar Dr. Alois Bahr, der Abgeordnete der Stadt Linz, es kaum erwarten konnte, gleich nach ihm aufzuspringen und das Wort zu nehmen, um Satz für Satz, wie er sie sich eifrig notiert hatte, in wohl gefügter, klar gegliederter Rede zu widerlegen. Dem altklugen Knaben, der ich war, wurde so der politische Kampf zur häuslichen Angelegenheit, und er hätte den Bischof hassen mögen, wenn er ihn nicht hätte lieben müssen, von klein auf ja zur Ehrfurcht vor dem geistlichen Oberhaupt erzogen. Früh lernte so das Kind, was wir am schwersten lernen: daß jemand, der nach unserer Überzeugung irrt, dabei dennoch unserer Verehrung würdig bleiben kann. Und es horchte nachdenklich den spöttischen und ärgerlichen Reden über einen Mann, dem dieselben verärgerten Spötter doch eine halb widerwillige Hochachtung nicht versagen konnten, weil er nun einmal im ganzen Land an Geisteskraft und Willensmacht der Erste war. Daß er einst vom Gericht zum Kerker verurteilt, aber am nächsten Tage schon vom Kaiser begnadigt worden und also, obwohl eines Verbrechens schuldig gesprochen, dennoch des Allerhöchsten Schutzes teilhaft geblieben war, mußte das kindliche Gefühl noch mehr verwirren. Es war ausgemacht, daß er unrecht getan, und dennoch behielt er recht. Er brach das Gesetz und war doch fromm. Er hatte gefehlt und sich aber eben dadurch verdient gemacht. Kann man im Rechte sein, wenn man unrecht tut? Oder gibt es über dem Gesetz, das bei Gericht gilt, noch ein zweites, ein höheres, an das sich der Kaiser hielt? Wer die Gnade verdient, warum achtet aber den nicht auch schon das Gesetz? Ist das Gesetz so hinfällig und ungenügend, daß es erst noch der Gnade bedarf, damit nicht eben durch das Gesetz, das doch Unrecht verhüten soll, selbst Unrecht geschieht? Und jene Richter, die den Mann der kaiserlichen Gnade verurteilt und sich mit dieser Gnade einen leisen Tadel des Kaisers zugezogen hatten, waren ja doch aber die Freunde seines guten, rechtschaffenen, wohlgesinnten Vaters! Können also rechte Menschen unrecht tun? Wer bestimmt, was recht ist? Wer weiß, was recht ist? Weiß das nur der Kaiser? Denn die Richter wissen es offenbar nicht, denn der Kaiser hat ja ihnen nicht recht gegeben, und der Kaiser ist sichtlich stärker als sie, denn ihr Spruch gilt seitdem nicht mehr, sondern das Kaiserwort gilt, die Gnade kann also mehr als das Gesetz. Das Gesetz weiß nicht, was recht ist, aber die Gnade weiß es. Und der Bischof hat es offenbar auch gewußt, denn er behielt ja recht, selbst gegen das Gesetz. Aber dann hat vielleicht der Vater auch nicht recht, wenn er dem Bischof immer wider-

spricht? Der Vater, der aber doch gewiß in allem recht hat! Denn dies stand dem Knaben über allem fest. Und dies blieb ihm auch jetzt noch fest, als es sonst rings um ihn zu wanken begann. Nur der Vater und der Kaiser blieben ihm noch gewiß, dazwischen aber war ein trüber Raum voll Fragwürdigkeiten. Das Kind ahnte zum erstenmal, daß, wenn zwei Männer einander widersprechen, vielleicht auch beide recht haben können, jeder in seiner Art, jeder von sich aus, und daß, welches von den beiden Rechten das bessere, das wahre, das ewige ist, nicht immer schon hier auf Erden entschieden wird, weshalb man klug tut, mit seinem Rechte nicht gar zu fest aufzutreten, es sei denn, daß man, wie der Bischof offenbar, eine höhere Sicherheit hat. Solche Sicherheit wünschte sich das Kind sehr und dieser Wunsch wich nie mehr von ihm, sein ganzes Leben nicht. Was es auch seitdem begann, immer hat es eigentlich bloß diese letzte Sicherheit gesucht, unter vielen Namen.

Der Vater, jahrelang ein Führer der oberösterreichischen Liberalen, war von seiner Mutter, einer frommen Salzburgerin, in unserem Glauben erzogen worden, dem er denn auch bis in sein Grab treu geblieben ist. Ich weiß noch gut, wie seltsam es mich ergriff, wenn ich als junger Student und wilder Freigeist, so oft ich auf Ferien kam, im Schlafzimmer des Vaters untergebracht, jeden Abend den strengen, hochgewachsenen, langen Mann an seinem Bette niederknien, die Hände falten und das Gebet verrichten sah; damals war mir's halb rührend, halb ärgerlich. Scherz oder gar Spott über Heiliges litt er nicht, er kam an keiner Kirche, keinem Kreuze vorbei, ohne den Hut zu ziehen, und was jemand dem Bruder der Ebner-Eschenbach nachgesagt hat, trifft auch auf meinen Vater zu: auch er betrug sich gegen die heilige Jungfrau stets mit der allergrößten Politesse. Zunächst war seine Religion eigentlich Pietät: er hing seiner Mutter selbst als alter Mann noch mit solcher Zärtlichkeit an, daß, was ihr heilig gewesen, es auch ihm blieb. Von ihren Lehren wich sein Gemüt nicht ab, im Herzen hielt er darum auch seinen Kinderglauben fest, dem er mit dem Kopfe längst aufgesagt hatte. Merkwürdig, mit welcher Unschuld diese braven Altliberalen Empfindungen gehorchten, die ihnen der Verstand längst aberkannt, und dabei doch in aller Ruhe fortfuhren, auf eben diesen ohnmächtigen Verstand ihr Leben zu bauen. Ererbte sittliche Zucht war ihnen so zur zweiten Natur geworden, daß sie sie mit der ersten verwechselten. Sie konnten sich allen Exzessen ausschweifenden Vernünftelns getrost überlassen, ohne je die Sicherheit ihres Gefühls zu gefährden. Sie glaubten Religion entbehren und durch Menschlichkeit ersetzen zu können und ahnten nicht, daß ihre Menschlichkeit, auf die sie so pochten, zu Fleisch und Blut gewordene Religion war. Sie meinten, sich in allem auf ihren gesunden Menschenverstand verlassen zu können, da doch, was sie so nannten, nur schon fast zum sittlichen Instinkt gewordene Gewohnheit von Jahrhunderten war. Wie sehr sie sich selbst betrogen, merkten sie nicht, oder doch erst an ihren Kindern, die mit geschwächten Instinkten

aufwuchsen; da mochten sie dann freilich oft arg erschrecken. Doch saß ihr Aberglaube an den alleinseligmachenden Verstand zu tief, als daß sie sich noch hätten besinnen können. Auch war ihr eigenes lenkendes Gefühl zu stark, als daß sie sich (wie später ihre Kinder: um nicht haltlos zu versinken) hätten besinnen müssen. Und bei der größten inneren Rechtlichkeit wußten sie sich in Widersprüchen zwischen Verstand und Gefühl ja mit einer Unbefangenheit abzufinden, die wir argwöhnischen Menschen von heute, die sich selber nicht so leicht glauben, kaum mehr begreifen können. In meines Vaters Tagebuch ist eine seltsame Stelle; er schrieb sie bei der Nachricht vom Tode seiner Mutter. Indem er sich ganz seinem kindlichen Schmerz überläßt, ziehen an seinem inneren Auge da noch einmal alle hohen Tugenden der Verklärten vorüber, und er fährt dann fort: ‚Sie starb sanft und leicht, ohne Kampf und ohne Schmerz — den Tod der Gerechten! Sie kam auch direkt, wenn es einen gibt, in den Himmel, den sie sich durch ihre Opferwilligkeit, Güte und Sorgsamkeit und so manche bittere Leiden auf Erden verdient hat.‘ Und dann sucht er Trost, indem er sich selbst zur ‚Ergebung in Gottes weises Walten‘ mahnt. Fast wundert man sich, daß hier der Zusatz fehlt: Wenn es einen gibt! So fast automatisch hat sich damals Vernunftstolz selbst in den echtesten Schmerz gemischt, und man weiß nicht recht, ob man mehr über seine Verwegenheit oder seine Schwäche staunen soll. Er redet in alles drein, aber das genügt ihm; auszurichten vermag er nichts. Der Verstand macht seinen Vorbehalt und läßt dann das Gefühl ungestört. Die ganze Bildung, mit der jene Zeit so prahlt, beschränkt sich auf einen Zusatz. Sie gefällt sich in kritischen Anmerkungen zum Leben und läßt es übrigens ungeschoren. Man war denkend und redend ‚aufgeklärt‘ und blieb aber handelnd stockkatholisch. Und wurde der Widerspruch doch einmal unbequem, so half man sich mit der Ausrede, ja nicht ungläubig, sondern nur unkirchlich zu sein, und ‚eben aus Religion‘ sich zu keiner zu bekennen. Die wunderliche Mischung von angestammter alter Frömmigkeit mit der hochtrabenden Zweifelsucht der neuen Zeit ergab eine besondere Sorte von Katholiken, nämlich die es auf eigene Faust sein wollten und gar nicht merkten, daß dies doch dem tiefsten katholischen Sinn widerspricht, oder, wenn sie es merkten, in der Beschämung, im Zorne, in der Verlegenheit darüber auf die Kirche losschlugen. Die Kirche war ihnen immer an allem schuld! Und was sollte die Kirche denn überhaupt auch noch, da der Mensch doch jetzt so weit ist, daß sich jeder seine Religion selber macht? Wer unter ihnen darauf hielt, gerecht zu wägen, gestand ihr allenfalls eine gewisse Bedeutung für die Vergangenheit zu, sie mochte die ersten Schritte der kindlich unsicheren Menschheit lenken, an ihrer Hand hat der Mensch gehen gelernt, aber seit er es kann, braucht er sie nicht mehr, er ist mündig, sie hilft ihm nicht mehr, er ist ihr entwachsen, sie hemmt ihn jetzt nur, er kommt ohne sie weiter, und schneller, sie hat keinen Sinn mehr. So groß war das ungemessene Zutrauen dieser Zeit zur eigenen

Kraft, daß selbst die friedfertigsten ihrer Kinder sich einer leisen Ungeduld mit der starren Kirche nicht erwehren konnten. Auch mein Vater, durchaus nicht zänkisch, sondern versöhnlich gesinnt, glaubte doch, wenn es gegen den Bischof ging, nur das gute Recht der Gegenwart gegen Anmaßungen einer abgetanen Zeit zu führen. Der Gegensatz war damit auf eine so bequeme Formel gebracht, daß ich jahrelang gebraucht habe, bis mir einfiel, mich einmal zu fragen, ob es nicht doch vielleicht auch umgekehrt sein könnte, und die Partei meines Vaters vielleicht nur ein Überrest des 18. Jahrhunderts, ein Nachhall und Ausklang, ein Ende, gerade der Bischof aber vielleicht ein Anfang, ein Vorwort, und das erste Zeichen der Zukunft. Jahre sind seitdem vergangen und schon die zweite Generation wächst im stillen heran, die Hand zur Tat erhebend.

Es waren fast lauter Doktoren, die damals, vom Ende der Sechzigerjahre an, das Bauernland Oberösterreich beherrschten. Sie kamen aus dem kleinen Bürgertum. Der Großvater war meist noch Knecht auf dem Land gewesen, allenfalls Kutscher oder Lakai bei der Herrschaft, der Vater zog ins Städtchen, als Handwerker, Krämer, Hausmeister, heiratete vielleicht gar in den ‚schwarzen Bären' oder ins ‚goldene Horn' und sparte sich's vom Mund ab, den Sohn studieren zu lassen, der sich nun durchzuhungern, durchzubetteln, durchzudienern hatte, Koststudent, Hauslehrer, Hofmeister, aber mit dem einen Trost im Elend, früher oder später schließlich doch einmal in ein Amt zu kommen, und da war er ja dann versorgt und hatte noch dazu Teil an der Staatsgewalt. Auch war ein ‚Studierter' damals ein höheres Wesen, nicht bloß nach unten hin, sondern auch nach oben. Ohne jenes blinde Vertrauen ihrer Zeit zur Kraft des Wissens hätten die Hungerleider kaum durchgehalten. Aber es galt ihnen für ausgemacht, daß Bildung Wunder tut. Sie zweifelten nicht, daß der Mensch alles erlernen kann. Alles ist in Büchern zu finden. Wer aber etwas gelernt hat, dem kann es dann nicht fehlen. Denn Wissen ist Macht, und Bildung bringt Wohlhabenheit, alle bürgerlichen Ehren und das Glück eines wohlklingenden Lebens. Dies glaubten sie, und man glaubte es ihnen.

Aber die Bildung, deren sich die jungen Leute rühmten, war nicht weit her. Von Kant, Herder, Goethe, Schiller und der Romantik kannten sie die Namen und Zitate. Sie lasen, in Auszügen, die einer vom anderen abschrieb, Heine, der ihr Dichter, Gutzkow, der ihr Philosoph war, und mit Leidenschaft Anastasius Grün, gelegentlich auch in Rottecks Staatslexikon und Schlossers Weltgeschichte, hauptsächlich aber die Zeitung und Theaterstücke. Das einzige, was sie wirklich gelernt hatten, war Latein und das römische Recht. Sie lasen noch als alte Herren geläufig Horaz und Cicero, wußten in den punischen Kriegen Bescheid und blieben in den Pandekten fest. Das finstere Mittelalter verachteten sie zu sehr, um es kennen zu lernen, von der Blüte der österreichischen Kultur im siebzehnten Jahrhundert wußten sie nichts, dafür aber alle Daten der großen Revolution, mit der für sie die Menschheit erwacht und die Morgenröte der

ewigen Glückseligkeit auf Erden angebrochen war. Gedankenlos nachbetender Respekt vor dem (noch dazu ganz grob aufgefaßten) klassischen Altertum, unwissende Verachtung der siebzehn christlichen Jahrhunderte und eine kindische Begeisterung für die Gebärden der Revolution, das war der Inhalt dieser Bildung, die nun alle Vergangenheit vor ihr Gericht lud. Ordnung in ihren angelesenen Gedanken zu machen oder auch nur einen ihrer Gedanken einmal auszudenken, bis ans Ende durchzudenken, fiel den guten Jungen nicht ein. Sie hielten sich dreist an das Gefühl, daß man im Westen schon viel weiter, daß dort das Heil der Welt, und daß es höchste Zeit für Österreich war, nachzulaufen. In Deutschland stieß dieselbe Stimmung doch auf den Widerstand einer urwüchsigen Überlieferung, dort wirkte die wesenhafte Gesinnung Justus Mösers, Arndts, des Freiherrn vom Stein, der Brüder Grimm und einer ganzen Reihe eingewurzelter, standhafter Männer noch nach und allem bloßen Gaukeln und Irrlichteln entgegen. Österreich aber war schon unter Kaiser Joseph aus seiner Idee kopfüber ins Unwesen gesprungen, seinem Bürgertum fehlte jede Zucht, es erwachte gleich jakobinisch. Der Jakobiner versucht, den Begriff produktiv zu machen; das von der Welt Abgezogene soll nun selber eine Welt zeugen. Das ist nur möglich, wenn hinter dem Begriff ein Wille steckt; es kann nur gelingen, wenn der Begriff bloß vorgeschoben wird. Durch den Begriff gedeckt ist es dann der Wille, der hinten schafft, was in der Vorderansicht ein Geschöpf des Begriffs scheint. Dazu gehört aber, daß die Begriffe wirklich bloß als Deckungen benützt werden und selbst nichts sein wollen. Unser Liberalismus verdankt seinen Sieg nur der österreichischen Begabung, alle Denkmoden äußerlich anzunehmen, aber keine jemals ins Innere zuzulassen: daß sich hinter ihm jeder Wille verstecken konnte, hat ihn populär gemacht. Er war niemals eine Weltanschauung, er wurde nur eben dadurch der allgemeine Sprachgebrauch; er trug Ideen bloß zur Schau, dahinter trieb jeder sein eigenes Geschäft. Nur so konnte jenes merkwürdige Bündnis von Widersprüchen entstehen, das Josephinismus heißt.

Alles, was nach Macht strebt im Lande, verbündet sich zum Josephinismus: der Ehrgeiz des Regenten, die Begierde des wachsenden Bürgertums und die List der eben entstehenden Bureaukratie. Dem Regenten zittert noch die Gefahr in den Gliedern, die seinem Hause vom Preußenkönig gedroht hatte. Da war es zum ersten Male irre geworden an dem fast erhabenen Leichtsinn, mit dem es sich sonst immer in seiner Idee sicher gefühlt hatte. Es glaubte so fest an sich, es stand seit Jahrhunderten so sichtlich in Gottes Schutz, es blieb seiner Sendung, seiner Bestimmung, seiner inneren Führung in allen äußeren Wechseln so gewiß, es konnte sich so ruhig auf die Gnade verlassen, das Wunder stand ihm so treu bei, ja seine ganze Geschichte schien so sehr ein einziges und gerade, wenn die Not am höchsten, immer neue Blüten treibendes, die schönsten Früchte tragendes Wunder, daß man ihm nicht verdenken kann, wenn es, im tiefen

Gefühl dieser Geborgenheit, alle Vorsorge menschlicher Weisheit eitel, ja vielleicht eher herausfordernden Fürwitz und jedenfalls bei so hoher und untrüglicher innerer Kraft äußere Macht entbehrlich fand. Dann aber kam der arge Tag, wo die junge Kaiserin, des letzten Habsburgers Kind, ganz allein vor der verschworenen Welt stand: ‚ohne Geld, ohne Truppen und ohne Rat'. Sie verzagte nicht, sie hatte den alten Glauben noch, und er bewährte sich, zur Stunde traf das österreichische Wunder wieder ein. Ihr Sohn aber mochte denken, daß es doch vielleicht nicht schaden könnte, lieber dem preußischen Beispiel zu folgen und zum inneren Recht auch noch nach äußerer Macht zu trachten; nach Waffen, Geld und Menschen. Er hatte jenen tiefen Glauben an Österreich nicht mehr, nur der Mächtige schien ihm stark. Er begegnete darin dem jungen Bürgertum, das emporringt, sich die Kraft zutraut, den Adel zu verdrängen, und daraus auf ein Recht schließt, die Staatsordnung nach seinen Wünschen umzuformen, aber sich nicht verhehlen kann, daß ihm dazu weder jene Kraft noch dieses Recht verhilft, so lange es ihm an äußerer Macht fehlt. Nach Macht also drängt das anschwellende Bürgertum, wie der Kaiser nach Macht drängt, und nach Macht drängt auch die jetzt eben erst emporkommende Schar der Staatsdiener, des Bürgertums verkappte Vorhut, von ihm auf Kundschaft und zum Minieren vorgeschickt, eine neue Kaste von Zuläufern aus allen Klassen, die den Unverstand, die Schwäche, den Leichtsinn eines ratlosen Adels benützt, um, zunächst noch als sein Lakai maskiert, alles zersetzend, auflösend, verreibend, in dem Brei dann nach Macht zu fischen. Machtwille lenkt alle drei Gruppen, jede will zur Macht, Macht meint ihr Ruf nach Freiheit, von dem die Welt erschallt. Und alle Mißvergnügten, Enterbten, Heimatlosen, Ausgestoßenen, nach Veränderung Lüsternen, die nichts zu verlieren, alles zu gewinnen haben, stimmen im Chor ein. Daß jeder nur sich will, daß, wenn sie heute siegen, morgen jeder den anderen anfällt, daß sie die Beute nicht teilen können, weil es allen doch um den Alleinbesitz der ganzen Macht geht, läßt die Berauschten ihr Taumel nicht merken. Jede der drei Gruppen will nur erst einmal zur Macht, der unbequemen Gefährten wird sie sich dann schon irgendwie durch Betrug oder Verrat entledigen. Auch ist ja, wenn sich doch einmal unter ihnen Mißtrauen gegeneinander regt, ein guter Ableiter da: der gemeinsame Haß gegen die Kirche. Denn in ihrer Gier nach äußerer Macht, die allein ihnen alles Leben zu verbürgen, allein über alles Geschehen zu entscheiden scheint (ein Mißverständnis, dem sich eben jetzt unsere Epoche wieder nähert), stoßen sie plötzlich auf einen unvermuteten Widerstand, den Glauben, ein Wesen höherer Art, das äußere Macht weder braucht noch scheut, ja mit ihr eigentlich gar nichts anzufangen weiß, das aller äußeren Macht spottet, ja das unfähig ist, zur äußeren Macht welches Verhältnis immer einzugehen. Sie müssen hassen, was durch seine bloße Gegenwart schon sie zuschanden macht. Denn Glaube gehört seinem Wesen nach einer Region an, in der die Macht ohnmächtig wird. Und sie kommt doch überhaupt erfüllten Menschen nicht bei,

weshalb sie denn diese vor allem innerlich auszupumpen sucht. Sind sie nur erst entleert, dann hat sie gewonnen. Jeder Kampf um äußere Macht ist ein Kampf gegen den Geist; die Kirche mußte den Ungeist gegen sich erbittern. Um freilich die schnaubende Wut, die Raserei, die Trunkenheit, mit der sie sich jauchzend in die Flammen dieser Erbitterung warfen, ganz begreifen zu können, muß man sich erinnern, daß ja Glaubenshaß auch ein geschlechtliches Stimulans ist, ein flagellierender, erigierender Reiz der sinnlichen Lust. Nicht bloß des ‚göttlichen' Marquis Justin und Juliette, denen der bloße Name Gottes schon ‚das Blut kochend macht' und die Brunst stets mit Lästerungen, Schmähungen und Verhöhnungen des Erlösers geheizt wird, beweisen das. Der Josephinismus war ein Sinnesrausch der Verstandesmenschen; er hat auch das Pedantische, das Maniaken eigen ist. Und er hat ein unsittliches Pathos, das an sich, als Schauspiel, prachtvoll ist, gerade wie sein Werk, bloß als Leistung angesehen, zur Bewunderung zwingt. Niemals hat sich der Ungeist mächtiger, niemals Verneinung so fast fruchtbar, niemals Willkür so täuschend der Ordnung gleich gezeigt. Es gelang ihm, den Glauben abzuschaffen. Ja noch mehr: es gelang ihm, dem Glauben eine Fratze unterzuschieben und diese für den vertriebenen Glauben auszugeben, so daß sich an ihr, an diesem vermeintlichen Glauben, immer wieder neuer Haß auch in redlichen, sehnsüchtigen, zum Glauben bereiten Gemütern entzünden mußte. Er ließ unter dem Namen der Kirche ein Unwesen bestehen, das gerade jeden kirchlichen Sinn abgeschreckt hat, der sich denn, ein halbes Jahrhundert lang, verloren sah.

Der Josephinismus verdankt seinen Erfolg einer List: er gab seinen Glaubenshaß noch für Glaubenseifer aus, er gestand nicht ein, daß es gegen den Glauben, er beteuerte, daß es um den wahren Glauben ging. Indem er die Kirche knechtete, rief er den heiligen Namen der Freiheit an, indem er sie zerbrach, gab er sie zu reinigen vor, und nachdem er sie geköpft und entseelt, wies er auf den verwesten Leichnam hin: Seht die Kirche! So kam es zu dem wilden Kirchenhaß, der drei Generationen Österreichs, und bis tief in die vierte hinein, betört hat. Sie meinten, die katholische Kirche zu hassen, und es gab doch in Österreich längst schon keine mehr. Was so hieß, war bloß eine mit Moralin angestrichene Strafanstalt, die freilich den Zorn jedes gläubigen Gemüts redlich verdiente. Die katholische Kirche glomm in unseren Landen nur noch unterirdisch fort, von unverzagten Priestern und getreuen Bauern stumm dem Volke bewahrt.

Schon mit dem Placetum regium, dem Vorzeichen des Josephinismus, nimmt sich der Landesfürst das Recht, päpstlichen Bullen und allen Erlässen der Kurie die Kundmachung in seinem Lande nach Willkür zu gewähren oder zu versagen. Damit ist der Papst abgesetzt, er wird dem Landesfürsten untertan, er muß ihn erst ums Wort bitten, wenn er zu seiner Kirche sprechen will. Er darf an österreichische Bischöfe, sie dürfen an ihn nur offen schreiben, jeder Brief von ihm und an ihn geht durch die Staatsbehörde, die nach Willkür ihn zustellt oder aufhält, es ist Kriegszustand.

Kein päpstlicher Legat darf mehr die österreichische Kirche visitieren, kein österreichischer Hirte sich unzensuriert an die Gemeinde wenden, das Papsttum wird auf die herkömmlichen äußeren Ehren und das Recht, die vom Staat ernannten Bischöfe zu bestätigen, reduziert; man läßt sich herab, dem Gefangenen noch ein Kompliment zu machen. Indem der Josephinismus der Kirche den Papst nimmt, reißt er dem katholischen Glauben das Herz aus, der Febronianismus wird erfüllt, die Kirche verstaatlicht, die Lehre Christi durch kaiserliche Verordnungen ersetzt, von der Religion bleibt nur soviel, als die Polizei für ihre Zwecke vorläufig noch nicht entbehren zu können glaubt. Ganz wie Lanjouinais, ein entlaufener Mönch, in seinem Monarque accompli, einer Apotheose des ‚philosophischen Monarchen', es verkündet hat: ‚Je mehr sich die Polizei vervollkommnet, desto weniger bedarf es der religiösen Übungen.' Das ist der josephinische Begriff von Religion, sie wird zum Trabanten, Zutreiber, Büttel der Polizei, der Priester ein harmlos aussehender Gendarm, die Predigt eine Belehrung in den staatsbürgerlichen Pflichten. Der Prediger sieht sich verhalten, die Vorschriften der hohen Regierung von der Kanzel zu verlesen und seine lieben Christen über Viehseuchen aufzuklären; man hat es nicht gern, wenn er ‚andächtelt', und daß er sich das vergehen läßt, dafür sorgen Aufpasser, freiwillige und amtliche. Schon die gute Karoline Pichler klagt, wie sonst im Theater säßen die ‚Aufklärer' jetzt in allen Kirchen, um den Prediger zu kritisieren wie sonst den Schauspieler, und die Berichte sind uns erhalten, worin sich die Späher, die die Predigten des heiligen Klemens Hofbauer (übrigens auch die Zacharias Werners) überwachten, der Agent Ohms und der Hofkonzipient von Zettler, höchst unzufrieden über diesen ‚auferstandenen Pater Abraham', diesen ‚Prediger für den ganz gemeinen Pöbel' und seine ‚sehr gemeine Art zu predigen' vernehmen und es an warnenden Bedenken gegen den ‚korrupten, präzipitanten, undeutschen, mitunter unzusammenhängenden und trivialen, fast pöbelhaften Vortrag' und die ‚unartigen Gebärden' des ‚orthodoxen Eiferers' nicht fehlen lassen, den Pius X. am Himmelfahrtstage 1909 zu den Heiligen der Kirche Gottes aufgenommen hat, was seit dem Babenberger Leopold keinem Deutschen Österreichs mehr widerfahren war. Doch jenen Aufklärern schien aller Glaube ‚gemein', für vornehm aber und dem Geschmacke der erleuchteten Zeit gerecht wurde nur der Prediger befunden, der sich in schönen Empfindungen moralisierend und humanisierend erging und durch ein wohlklingendes Lob der hohen Obrigkeit empfahl. Ein enges Netz pedantischer Vorschriften wurde dem Gottesdienst umgeworfen, es war genau bestimmt, wieviel Kerzen brennen durften und wann der Segen mit der Monstranz, wann mit dem Ziborium erteilt werden sollte. Vor ‚Übertreibungen' im Sakrament der Buße und des Altars wurde gewarnt, Wallfahrten, Prozessionen, Weihen, Ablässe, der Rosenkranz, die Bestattung in Grüften, die Vespern waren verboten, die Kirchen blieben, sobald die Messe gelesen war, den Tag über gesperrt. Kein Wunder, daß das Volk diesem ‚k. k.

Gottesdienst', wie ihn Hurter, diesem ‚Kanzleistil des Kirchendienstes', wie ihn P. Innerkofler genannt hat, fernblieb; die Kirchen verödeten. Um aber auch aller häuslichen Andacht zu wehren, erging ein Verbot, Bücher der alten Frömmigkeit neu aufzulegen oder nachzudrucken; auf diesen Index kamen auch die Briefe des heiligen Franz Xaver und die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen. Um dem Josephinismus aber auch alle Zukunft zu sichern, galt es jetzt nur noch, ungläubige Priester zu züchten. So hob das Gesetz vom 3. Februar 1785 den Eid der Theologen auf das tridentinische Bekenntnis auf, entband sie des Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl und verpflichtete sie bei der Promotion, ‚die theologischen Lehrgegenstände von den schlecht begründeten Meinungen der Scholastiker wieder zu reinigen', also auch des Thomas von Aquin und Bonaventura. Was blieb da noch vom Glauben unserer Väter? Und was blieb von der großen Zeit Österreichs?

Das Ergebnis war: Das Volk, aller seiner geistigen Gewohnheiten beraubt, in seinen geistigen Bedürfnissen ungestillt, dumpf vegetierend; die Gebildeten gleichgültig, von den moralischen Bettelsuppen angewidert, ziellos, Spötter, zynisch, witzelnd, raunzend, sich in Genüssen betäubend, lebensleer; und manche Bischöfe jenen Ehrgeizigen und Pflichtvergessenen gleich, die der heilige Alfons von Liguori eine ‚Wunde der Kirche' genannt hat, kleine Nachfahren jener Hofbischöfe der griechischen Kaiserzeit, mit denen Athanasius, Johannes Chrysostomus, Basilius der Große, Ambrosius und Eusebius rangen, Duodez-Wolseys und Westentaschen-Bossuets, schwach, eitel, hinfällig, wie der Erzbischof Milde von Wien, der den Papst ‚seinen Collega in Rom' zu nennen pflegte, wie der Bischof Buchmeier von St. Pölten, der einmal erklärt hat: ‚Für mich gibt es kein Tridentinum, ich kenne nur die allerhöchsten Erlässe'.

Die List schien gelungen. Seit der Feind, ins Innere der Kirche gedrungen, dort unter ihrem Namen sich selbst errichtet hatte, mußte da nicht alles echte Gefühl vor ihr zurückschaudern und sie meiden? Den Fragen des bangen Herzens stumm, kläglich in ihrer Leere, dem Andächtigen ein Aergernis, verrief sie den heiligen Namen, den sie trug. Der abgestandene, angesäuerte, flaue Gäscht aus wohlfeilem Hausverstand, schmachtender Empfindsamkeit und dreister Abgötterei, der nun amtlich als katholischer Glaube verabreicht wurde, ließ die Seelen ungestillt. Wie lange noch, und sie verdursteten? Um 1800 schien der katholische Glaube in Österreich ausgetilgt. Es war nach menschlicher Berechnung undenkbar, daß er noch einmal wiederkommen könnte. Woher auch?

Daß er wider alle menschliche Voraussicht dennoch auferstand, ist in der Tat unbegreiflich. So wenig man versteht, wie im Berlin Nicolais die Frau geboren und im Paris Holbachs erzogen werden konnte, der bestimmt war, vom stillen Münster aus den katholischen Glauben Deutschlands aufzuhissen, die Fürstin Gallitzin, die Freundin Fürstenbergs, Overbergs, Stolbergs und jenes Clemens August Droste, der dann als standhaft leidender Erzbischof

von Köln das Feuerzeichen gab, so geheimnisvoll bleibt die Erscheinung des einen Mannes, an dem die österreichische Kirche aus der Asche stieg. Er war ein Priester aus Mähren, ehemals Bäcker, der heilige Klemens Maria Hofbauer. Der kam, von den Franzosen aus Polen vertrieben, 1808, sechsundfünfzig Jahre alt, nach Wien, und da hatte, wie Anton von Klinckowström in seiner Biographie Friedrichs sagt, das neue Ninive seinen Jonas gefunden. Den Behörden verdächtig, arm und bloß, unbekannt in der heiteren Stadt, fing er sein Werk still zu bereiten an, dem mächtigen Sedlnitzky noch sehr zum Verdrusse, dem bald der Eifer einer geheimen Gesellschaft von Studenten und jungen Beamten gemeldet wurde, mit dem Ziele, ‚die katholische Religion wieder so in Ausübung zu bringen, wie sie in den ersten Zeiten des Christentums in Ausübung war'. Der Heilige wird als ein ungezierter, schlichter, ja derber Mann geschildert, kindlich heiter, eher wortkarg, einfach fast bis zur Einfalt, in Demut ergeben, aber glühend und von einer bezwingenden Gewalt des die Herzen aufschlagenden Blicks. Wodurch er eigentlich so tief und weit gewirkt, weiß uns kein Zeitgenosse recht zu sagen, und wenn Zacharias Werner ihn mit Napoleon und Goethe verglich, so wird damit doch auch wieder nur die Macht, die von ihm ausging, ersichtlich, nicht aber, wie sie gewirkt hat. Ein großer Redner war er nicht, noch durch irdische Weisheit ausgezeichnet. Wir hören eigentlich nur immer, daß er mit den jungen Leuten gern spazieren ging, in den Prater oder auch über Land, und davon kamen sie dann wie ‚ganz umgewandelt' heim. Wer aber gar bei ihm beichtete, verfiel ihm. Da war ein Student, eines angesehenen Beamten Sohn, weltlich erzogen, zum Juristen bestimmt, der sich, zunächst vielleicht mehr aus bloßer Neugierde, von einem Kameraden beim Hofbauer einführen ließ, womit ‚das Unglück' begann, heißt's in einem Briefe seiner Tante. Er ging in sich, war wie verwandelt und gestand den Eltern den Wunsch, Priester zu werden, worüber seine gute Mutter so erschrak, daß sie in ihrer Verzweiflung zum Kaiser lief. Der Kaiser, ihrem Gatten für seine und der Seinen Verdienste so zugetan, daß er ihm vor Jahren schon den erbländischen Adel verliehen hatte, hörte sie gütig an und versprach, es durch die Polizei untersuchen zu lassen. Doch half auch das nichts, der Sohn blieb fest und ist dann der Kardinal Rauscher geworden, Fürsterzbischof von Wien, der Mittler des Konkordats. Da war ferner ein Professor, vordem an der Salzburger, damals an der Wiener Universität, ein typischer Josephiner recht nach dem Sinne der Zeit, bis er, schon an die fünfzig, mit Hofbauer bekannt wurde; der wendete sein Herz um, nun meinte dieser Roman Zängerle nicht mehr, ‚mit den Wölfen heulen zu müssen', und hat dann als Fürstbischof von Seckau die Steiermark den Josephinern entrungen, wie Gregorius Thomas Ziegler, auch ein Jünger Hofbauers, Oberösterreich; er starb als Bischof von Linz, ihm folgte Rudigier. Hofbauer hat auch Klinckowström und Friedrich Schlosser bekehrt, Grillparzers Base, Maria Rizzy, war sein Beichtkind, Clemens Brentano, Friedrich Schlegel und Dorothea, Emanuel Veith, Adam Müller und Eichendorff

ließen sich von ihm führen, auch der seltsame Philosoph Anton Günther taucht bei ihm auf und Karoline Pichler geht ihm nach wie Gewey, der Eipelbauer. Er muß die Menschen ganz unmittelbar ergriffen haben, bloß durch die gewaltige Wahrheit seines Wesens: er sah sie an und sie glaubten. Kein äußerer Glanz war an ihm, keine Kunst der Überredung besaß er, aber der inneren Macht seiner Gegenwart widerstand niemand. Man begreift, daß er der Polizei höchst unheimlich war. Sie wußte sich gar nicht zu helfen. Mit ihm war in der ahnungslosen Stadt der Geist erschienen. Darauf konnten die Behörden nicht gefaßt sein, er ließ sich nicht verbieten, man kommt mit allen Paragraphen einem Manne nicht bei, der durch die Wahrheit seines bloßen Daseins wirkt. Sie atmeten auf, als er starb. Daß er nun erst überall im Lande zu leben begann, konnten sie nicht wissen. Von diesem Toten aus ist Österreich wieder katholisch geworden.

An jener Audienz der Mutter Rauscher beim Kaiser fällt auf, wie der Kaiser dabei fast verlegen scheint. Die Mutter klagt, daß ihr Sohn in die Gesellschaft des Paters Hofbauer geraten. ‚Lassen Sie ihn dabei', antwortet der Kaiser. Er will offenbar keine Klagen über Hofbauer hören. Und da sie dennoch nicht abläßt, fragt er: ‚Wie waren denn die Sitten Ihres Sohnes vorher?' Und schließlich weiß er sich und ihr keinen anderen Rat, als daß er verspricht, ‚es durch die Polizei untersuchen zu lassen'. Man hat den Eindruck, daß er dem Heiligen geneigt ist, doch ohne den Mut, für ihn einzustehen. Wie man überhaupt den Eindruck hat, daß er, josephinisch aufgewachsen, um 1809 herum selbst innerlich ein anderer wird, aber nach außen hin, durch Furcht oder Scham geschwächt, nichts davon merken lassen will. Die Not der Zeit mag ihn ins Herz getroffen haben, aber der Stimme seines Herzens zu folgen, hat ihm die Kanzlei nicht erlaubt. Er tastet nirgends den Josephinismus an, wenn er ihn auch in der Ausführung sachte zu lindern zuweilen schüchtern versucht. Das Österreich der Restauration, das Österreich der heiligen Allianz bleibt josephinisch. Immer wieder sucht der Kaiser einen Weg nach Rom, doch scheint er zu meinen, auch der josephinische führe dahin. Vielleicht hat Görres an Franz und Metternich gedacht, als er in seinem Athanasius schrieb, daß ‚zwischen Christus und Belial eine rechte Mitte nicht wohl zu finden ist, obgleich die meisten unserer Staatsmänner unausgesetzt nach ihr suchen'. Franz hat seit 1810 immer wieder mit dem Papst unterhandelt, zuletzt noch in den dreißiger Jahren durch den mächtigen Aristaces Azaria, den Erzbischof von Cäsarea und Generalabt der Mechitaristen in Wien. Es blieb vergeblich, die Kanzlei war stärker als der Kaiser. Sterbend bat er Metternich noch: ‚Ich lege meine Ruhe im Grabe in Ihre Hände.' Aber der Kanzler war ohnmächtig wie der Kaiser. Auch Metternich, selbst dem romantischen Kreise geistig nahe, konnte den Kanzleisinn nicht brechen.

Indessen nahmen die Jünger Hofbauers still die Herzen ein, und seine Saat ging auf.

2.

Hofbauers Jünger, Gregorius Thomas Ziegler, der vierte Bischof von Linz, starb am 15. April 1852, zweiundachtzig Jahre alt. Ihm folgte der Brixener Domherr und Regens Franz Joseph Rudigier auf den Stuhl. Der Ruf hoher Würdigkeit ging ihm voraus, der Segen seiner Werke blüht ihm heute noch nach.

Er war im Montafoner Tal zu Parthenen geboren, einem Dörfchen aus hölzernen Häusern, 1074 Meter über dem Meer, acht Gehstunden von Bludenz. Der Vater ein kleiner Bauer, Mauteinnehmer nebenher und Flickschuster, die Mutter eine Frau von strenger Frömmigkeit mit versonnenen Augen, harten, fast männlichen Zügen und scharf gezogenen, dünnen, gramvollen Lippen, er selbst das jüngste von acht Geschwistern, das, aufgeweckt, wohlgelaunt, bald ein eifriger Ministrant, schon 1823, noch nicht zwölf Jahre alt, zu seinem geistlichen Bruder nach Schruns kam, um dort den Winter über fleißig zu lernen, im Sommer aber immer wieder auf der Alm auszuhelfen. Nach zwei Jahren ging er an das Gymnasium in Innsbruck, trat 1831 ins Seminar zu Brixen ein, wurde hier 1835 zum Priester geweiht, diente bis 1838 in der Seelsorge, kam 1838 an das höhere Bildungsinstitut zu St. Augustin in Wien, wurde 1839 zum Professor in Brixen, erst für Kirchengeschichte und Kirchenrecht, dann für Moral und Pädagogik, Ostern 1845 zum Hofkaplan und Spiritualdirektor in Wien ernannt, September 1848 als Stiftspropst, Dekan und Pfarrer nach Innichen, zwei Jahre später als Kanonikus und Seminarregens nach Brixen berufen, hier traf ihn am 4. Januar 1853 das Dekret mit seiner Ernennung zum Bischof von Linz. Die allerhöchste Entschließung war vom 19. Dezember 1852 aus Berlin datiert, weshalb ihn sein Jugendfreund Feßler gern scherzend einen lutherischen Bischof hieß.

Schweren Herzens trat er sein Amt an. Ihm war von Jugend auf eigen, sein Leben selbst zu führen, er ließ sich niemals treiben, er setzte sich immer selbst mit seiner ganzen Kraft ein. Aus der Innsbrucker Zeit sind Hefte des Knaben erhalten, Zeugnisse der Strenge, mit der er, sich niemals genügend, immer wieder Gericht über sich gehalten hat; er hat sich nichts leicht gemacht. Aber seiner unerbittlichen Vernunft war ein sehr empfindliches Ahnungsvermögen beigegeben, er sah hell. Als er auf seiner ersten Fahrt nach Wien zum erstenmal in Linz war und auf den Freimberg ging, um dort in der Kirche der Jesuiten die heilige Messe zu lesen, kam im Anblick der zu seinen Füßen heiter an den glänzenden Strom gelehnten Stadt, in der er dereinst so Bitteres leiden sollte, eine unerklärliche Wehmut der Seele über ihn, die nur allmählich erst in einer tröstlichen Unterredung mit dem Rektor des Kollegs wieder von ihm wich; ‚erbaut, getröstet und gestärkt, trat ich dann wieder den Rückweg nach Linz an‘, hat er fast fünfzig Jahre später erzählt. Ein warnendes Vorgefühl, zu großen Pflichten, großen Leiden auserwählt zu sein, verließ ihn nicht; er war immer in der Vorbereitung auf sie, sie fanden ihn gewärtig. Zum Bischof ernannt, rief er

in Brixen zum Abschied noch einmal seine Alumnen um sich, hieß diesen Tag einen der schwersten seines Lebens und gedachte der Rede des heiligen Paulus an die Ältesten von Ephesus, bevor er nach Jerusalem ging, ahnend, daß seiner dort nichts Gutes warte. ‚Wie Paulus zu Ephesus drei Jahre wirkte, so habe ich auch bereits drei Jahre hier im Seminar unter Ihnen gewirkt. Nur kann ich mir nicht das Zeugnis geben, welches sich der Apostel gegeben hat. Ich bekenne vor Gott dem Allmächtigen, daß ich zu wenig gebetet, zu wenig gearbeitet habe. Ich werde deshalb unter Abbetung des Miserere die Schwelle dieses Hauses verlassen. Auch ich gehe nach Linz alligatus spiritu wie der Apostel nach Jerusalem. Glauben Sie mir, meine Teuersten, nie würde ich gewünscht haben, Sie zu verlassen, hätte ich nicht den mir gewordenen Ruf als den Ruf Jesu Christi anerkannt. ‚Vado Jerusalem et quae in ea sint ventura mihi ignorans.‘ Ja, meine Herren, ich gehe nach Linz. Auch ich weiß nicht, was mich dort erwartet. Komme aber, was da wolle, so bin ich nicht gesonnen, mich beugen zu lassen. Ob aber mein Wille ins Werk gesetzt werde, hängt von Gott ab, der das Vollbringen gibt. Beten Sie daher, meine Herren, daß er mir zur Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes über Hunderttausende von Seelen seine allmächtige Hilfe nicht entziehe.‘ Das war nicht bloß aus einer bloßen Stimmung, aus einer Laune des Augenblicks gesprochen. Die ersten Worte des neuen Bischofs von der Kanzel des Linzer Doms haben denselben Ton: ‚Ich komme in der aufrichtigsten Absicht, euch ein guter Hirt zu sein, für den obersten guten Hirten unter euch zu arbeiten. Ich will beten für euch, arbeiten für euch, leiden für euch nach seinem Beispiele. Ja, beten will ich für euch alle Tage, daß der Herr niemand von denjenigen, welche er meiner Hirtensorge anvertraut hat, verloren gehen lasse. Und arbeiten will ich für euch als ein guter Kriegsmann Jesu Christi. Ich will lehren sein Evangelium, will verwalten die Geheimnisse seines Reiches, will wachen über euch, befestigen die Guten, will bitten, ermahnen, zurechtweisen die Irrenden und will überhaupt die Werke desjenigen vollziehen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist, solange Leben und Kraft dauert. Und leiden will ich für euch. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Wenn ich mit meinem Leben eine Seele retten kann, so will ich es geben. Als Paulus über Milet nach Jerusalem reiste, sprach er zu den Ältesten: „Ich gehe nach Jerusalem und weiß nicht, was mir da begegnen wird. Nur das sagt mir der Hl. Geist, daß Trübsale meiner warten. Aber nichts fürchte ich. Ich schätze mein Leben nicht höher als mich, wenn ich nur meinen Lauf vollende und den Beruf erfülle, den ich vom Herrn Jesu empfangen habe.“ Es bedarf für einen Bischof, welcher seine Pflicht tun will, keine übernatürliche Offenbarung, um einzusehen, daß er in seinem Amte leiden müsse. Ich bin mit der festen Überzeugung nach Linz gegangen, daß ich ein schweres Tagwerk übernehme, daß ich vieles leiden werde. Aber ich will leiden. Es gehört wesentlich zu meinem Berufe. Wenn ich nur meinen Beruf vollende, will ich keine Leiden für zu schwer ansehen.‘ Und eine

Michelangelo/Die cumäische Sibylle



Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Woche später schrieb er nach Brixen: ‚Am 12. d. M. habe ich aufgehört, Domkapitular von Brixen zu sein, da ich an diesem Tage mittels feierlicher Inthronisation die neue Pfründe übernahm, zu welcher der Herr mich berufen hat. Ich stelle daher in der Anlage dem hochwürdigsten, innigst verehrten Domkapitel das große Kapitelkreuz zurück, das ich am 23. September 1850 empfangen habe, und Gott weiß es, bis ans Ende meines Lebens viel lieber getragen hätte, als das bischöfliche Pektorale, das sie mir vor 14 Tagen umgehängt haben.‘ Und noch aus seinem ersten Hirtenschreiben, das er am Feste Mariä Lichtmeß 1854 erließ, tönt es ebenso: ‚Ja, Vielgeliebte, ich kam zu Euch im Namen Jesu Christi . . . Ich will mit diesen Worten vor allem sagen, daß es Jesus Christus sei, der mich zu Euch gesendet hat. Der fromme, eifrige und liebenswürdige Bischof Gregorius Thomas, der durch 26 Jahre euer treuer Oberhirt gewesen, ist am 15. April 1852 von dem ewigen guten Hirten Jesus Christus zum Lohne für seine Arbeiten und zur Ruhe von seinen Mühen in ein besseres Leben hinübergerufen worden. An seiner Stelle hat mich dieser ewige Hirt zu eurem Oberhirten gesetzt. Das ist meine feste Überzeugung, daß Er mich setzte; ich habe mir nicht selbst diese Würde genommen, sondern nur weil ich mich von Gott berufen glaubte wie Aaron. Ich zitterte, als ich hörte, daß bei Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles von Linz an mich gedacht werde; wohl bewußt meiner Schwäche und Armseligkeit, wohl kennend die hohe Würde und die furchtbare Bürde des bischöflichen Amtes, eine Bürde, die auch für Engelsschultern furchtbar wäre, und erwägend die ungeheure Rechenschaft, die einem Oberhirten von mehr als siebenmalhunderttausend durch das kostbare Blut Christi erlösten Seelen bevorsteht, erschauderte ich in meinem Innersten bei dem Gedanken, daß ich dieses Amt übernehmen sollte; und so wie ihr, Vielgeliebte, von dem Tode eures Bischofes an um einen würdigen Nachfolger desselben gebetet habet, so habe auch ich von jener Zeit an alle Tage gebetet, daß er der verwaisten großen Heerde einen Mann nach seinem Herzen zum Hirten geben und an mir diesen Kelch, wenn es anders möglich sei, vorübergehen lassen wolle. Er ließ ihn aber nicht vorübergehen. Seine apostolische Majestät unser allergnädigster Kaiser hat kraft des ihm zustehenden Rechtes am 19. Dezember 1852 mich zum Bischof von Linz ernannt; mein damaliger hochehrwürdiger Bischof Bernard von Brixen, durch seine amtliche und persönliche Stellung für mich der vorzüglichste Dolmetscher des göttlichen Willens, hat mich zur Annahme dieses Amtes ermuntert, der heilige Vater in Rom, der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, hat mich am 10. März v. J. in demselben bestätigt, und sein Nuntius in Wien, der hochwürdigste Herr Cardinal-Erzbischof Viale-Prelá, hat mich am 5. Juni desselben Jahres, als am Feste des heiligsten Herzens Jesu und dem Gedächtnißtage des Apostels der Deutschen, des heiligen Bonifacius, zum Bischof consecrirt. So bin ich euer Bischof geworden, bin es lediglich deßwegen geworden, weil nach meiner innigsten Überzeugung der Herr, der bei seiner Kirche fort-

während als unsichtbares Oberhaupt bleibt, es so wollte, und nicht weil ich es so wollte. Die Tage, in welche meine Ernennung fiel, waren die härtesten meines Lebens. Ich übernahm das Amt, weil ich Gottes Ruf zu hören glaubte; ich übernahm es mit der Überzeugung, daß derjenige, der einst arme Fischer zu seinen Aposteln machte, abermals, was vor der Welt töricht ist, erwählt habe, um die Weisen zu beschämen und das Geringe vor der Welt und das Verachtete und das, was Nichts ist, gewählt habe, um das, was Etwas ist, zu nichte zu machen. Ich konnte dem Herrn auf seinen Ruf nur antworten: Hier bin ich, siehe, ich komme, um deinen Willen zu tun. So kam ich also im Namen Jesu Christi zu euch.' So steht er immer schon gleichsam im Angesichte seines Schicksals. Es ist schon vor ihm da, und er streckt sich ihm entgegen, nicht abwehrend, sondern mit offenen Armen es aufzunehmen bereit. Leid schreckt ihn nicht, nur bange wird ihm oft, ob er denn der großen Stunde, die ihn erwartet, auch würdig sein wird. Lieber sterben als verfehlen! Schon bei seiner Ankunft auf oberösterreichischer Erde war das gleich sein erster Gedanke, da sprach er im Dechantshofe zu Enns: ‚Ich betrete nun meine Diözese. Vor etwa einer Stunde auf dem Strengberge wäre bald der Wagen durch das Scheuwerden eines Pferdes gestürzt und hätte mich vielleicht getötet. Ich hätte gewünscht, daß er mich zermalmte, wenn ich wüßte, daß ich kein guter Bischof würde.' So laut schlug ihm das Herz in der gewaffneten Brust.

Still ging er in Demut ans Werk. Am 1. August 1854 schrieb Pius X. ein Jubiläum aus, am 8. Dezember 1854 wurde die dogmatische Definition der Unbefleckten Empfängnis Mariä, am 1. Mai 1855 der Entschluß des Bischofs von Linz verkündet zum ewigen Gedächtnisse daran in seiner Stadt aus freiwilligen Gaben einen neuen Dom aufzuführen, und am 1. Mai 1862 sein Grundstein, auf dem Ölberg, am Grab Mariens, unweit der Marienquelle gebrochen, vom Bischof, nachdem Salz und Wasser wie der Ort des Kreuzes geweiht und die Urkunde unterschrieben worden, in den Granit versenkt, unter den Klängen der vom Domorganisten Anton Bruckner dargebrachten Kantate; Baumeister war, von Eduard Steinle empfohlen, Vinzenz Statz aus Köln am Rhein, als Kirchenbaumeister seit lange weit und breit bekannt und als Mithelfer am Kölner Dome mit der altdeutschen Bauart vertraut, für die sich der Bischof entschieden hatte, weil er fand, daß keine andere ‚ein Gotteshaus so feierlich und ehrwürdig macht', denn da ‚ist alles sinnreich, alles deutet auf das Heilige, Himmlische hin und zieht die Herzen nach oben'. Drei Tage, bis tief in die Nacht, wurde da der Platz nicht leer; Landvolk oder städtisch, wollte jedes insgesamt, Mann und Weib und Kind, seinen Hammerschlag tun, ja viele boten sich an, gleich Hand ans Werk zu legen, und hätten am liebsten, wie der hl. Franziskus einst tat, selber Stein für Stein auf ihren Schultern gebracht. Damals hat der Bischof die Liebe seines oberösterreichischen Volkes in allen Augen leuchten gesehen. Leicht ist die nicht zu haben, denn das sind harte Menschen von argwöhnischem Sinn und überlegen es sich

dreimal, bevor sie zutrauen, und warten dann erst noch ein Jahr oder zwei, bis sie's zeigen, wenn sie sich's nicht im letzten Augenblick noch wieder lieber anders überlegt haben. Aber der Bischof hatte sie jetzt. Und wer sie hat, kann sich verlassen. Sie fühlten, daß er vom selben Holze war. Hart wie sie, rechtsinnig und geradezu. Wenn ihnen anfangs seine Vorarlberger Rede fremd klang, fast schulmeisterlich und, gar für Innviertlerohren, etwas geziert, sie merkten doch bald, daß er innerlich ihre Mundart sprach. Und er war auch für jedermann zu haben, wie gering sich auch einer trug, er sah nicht auf das Kleid, der Bischofhof stand allen offen und wer immer kam, Knecht, Handwerker oder armer Student, dem wurde, wenn der Bischof gerade keine Zeit hatte, zunächst eine Jause vorgesetzt, solange bis der Bischof selber erschien und ihn anhören und ihm ein Andenken, ein frommes Buch oder ein Heiligenbildl mitgeben konnte. Wer aber nicht zu ihm kam, zu dem kam er: Jahr für Jahr ist er von Pfarre zu Pfarre gereist, bis er alle kannte; 835 mal hat er in den 32 Jahren seiner Regierung das Land visitiert. Und wenn seine mächtige, hochragende Gestalt, die Würde seines Wesens, sein durchdringender Blick Ehrfurcht geboten und so einem einfältigen alten Weiblein zuweilen schon anfangs vor ihm etwas sonderbar zu Mute war, der milde Glanz seiner unvergeßlichen blauen Augen schmolz jede Scheu hinweg. Gar aber die Kinder erkannten überall gleich sein Herz. Er ist ein großer Kinderfreund gewesen, und wenn eins gar nichts wußte, so daß der arme Lehrer schon in tausend Ängsten vor dem visitierenden Bischof war, brauchte dann nur dieser selbst es zu prüfen und gleich ging's wie am Schnürl, und was er es auch fragte, es war nicht mehr um Antwort verlegen, Liebe weckt alle Kinder auf.

Das Land wußte bald, was es an seinem Bischof hatte. Und auch in der braven Stadt Linz war man stolz auf ihn, wenn er auch freilich da nicht jedem gefiel. Linz war damals ein Landstädtchen, das eben erst behutsam sich ein wenig zu strecken begann. Nur die ganz Gescheiten merkten das schon und witterten ein Geschäft dabei. Das wollten sie nun aber schön still unter sich machen und nicht gestört werden und mit niemand teilen. Es galt die Macht über die Stadt an sie, die studierten Herren, zu bringen. Jene Zeit hatte ja den Aberglauben, daß der Jurist alles kann. Diesen Juristen nun, die sich schon als Regenten sahen, war der Bischof von Anfang an nicht recht geheuer. Seine Tugenden konnten sie nicht leugnen, sie hatten aber nicht viel Verständnis dafür, sie fanden, er passe damit in die neue Zeit nicht. Und gerade daß sich hoher Verstand, fester Wille, großer Sinn ihm nicht absprechen ließen, verdroß sie; derlei sollte für sie reserviert bleiben. Es ging ihnen nicht zusammen, daß einer klug und stark sein könnte und dennoch fromm. Das stimmte mit ihrer Denkart nicht. Aller Heiligkeit war da doch ein für allemal die Simplizität zum Aufenthalt angewiesen. Frommer Einfalt, so von der halb komischen, halb rührenden Art des Klosterbruders im Nathan, ließ man es an wohlfeilen Ehren nicht fehlen. An Schwärmern, Empfindlern, Schmerzgebeugten, an

Kindern, blutleeren Frauen, verfallenen Greisen, an allen irgendwie defekten, noch nicht oder nicht mehr ganz richtigen Exemplaren der Menschheit schien ihnen Andacht verzeihlich, der Schwäche stand sie gut. Aber dieser hochgelehrte, kraftvolle, weltkluge, beredte, kunstverständige, willensstarke Bischof war doch die leibhaftige Widerlegung ihres Lehrsatzes, daß in der heutigen aufgeklärten Zeit nur beschränkte Köpfe von kurzem Verstande noch an dem Glauben der Väter hingen. Da sie seinen Intellekt nicht verdächtigen konnten, noch sein Wissen, noch seine Rechtschaffenheit, aber unfähig waren, sich vorzustellen, es könnte jemand innerlich anders gewachsen sein als sie, hieß es schließlich, ihm sitze bei aller Bildung halt doch immer noch der Bauer im Nacken, was auch seine Volkstümlichkeit erkläre, die Mostschädel spürten eben die geistige Verwandtschaft heraus, er sei ja genau so störrisch und stützig wie sie. Denn diese studierten Herren der Stadt waren meistens landfremd und auf das Volk nicht gut zu sprechen; es gehört zu den Eigentümlichkeiten der österreichischen Provinz, daß sie gern von ‚Zugereisten' befehligt wird. Und jener Vorwurf der Rechthaberei war ganz ehrlich gemeint, sie konnten sich darauf berufen, daß es, bei Verhandlungen mit dem Bischof, so sanft, geduldig und begütigend er sich auch zeigte, doch immer eine Grenze gab, an der er dann auf einmal sich zuzuschließen schien, plötzlich starr war und fortan gegen jedes Argument taub blieb. Er ließ sich auf ihre Beredsamkeit nicht weiter ein und hatte für ihre dialektischen Künste nur noch immer wieder dasselbe steinharte Nein. Sie bewiesen ihm, er müsse, und wurden heftig, wenn er es dabei bewenden ließ, er könne nicht. Sie schlossen daraus, er sei, wie man immer auch seinen hohen Verstand rühme, dennoch im Grunde borniert, oder manche gar in ihrer Wut, er sei von arger, heimtückischer Hinterlist, und alle die Güte, Milde, ja Kindlichkeit seines menschenfreundlichen Wesens nur Maske. Daß ein ganz echter Mensch innere Sicherheiten hat, die tiefer liegen, als sein eigener Verstand reicht, daß er im Gefühl dieser Sicherheiten zur Entscheidung erst keinen Beweis mehr braucht, daß er sich eben in diesen Sicherheiten mit der ewigen Macht verknüpft, von der ewigen Macht gelenkt weiß, das konnten sie nicht ahnen, dahin ihm nicht folgen. Sie blieben an der Fläche, er sprach aus der Tiefe, da war keine Verständigung möglich. Er hatte von Jugend auf nach dem Einen getrachtet, das not ist; seit er es hatte, war das für ihn das Maß der Welt. Sie verlangten nur immer, wußten aber im Grunde gar nicht, was sie verlangten, sie verlangten bloß aus Verlangen, und so verlangten sie nur immer noch mehr und hatten doch nie genug. Denn wenn man noch so viele Relativitäten noch so lange summiert, kommt noch immer das Absolute nicht heraus. Wer aber einmal im Absoluten steht, hat auch alle Relativitäten daran, nur daß er jetzt freilich keine von ihnen mehr braucht. Nichts braucht er jetzt mehr, die Welt kann ihm nichts mehr geben noch nehmen. Wen soll fürchten, was noch begehren, wer die Wahrheit hat? Was will, wer das Ewige berührt, noch in der Zeit? Wenn er sich dennoch mit ihr wieder einläßt, so doch gewiß nicht um seinetwillen,

für den sie nichts mehr hat. Es kann nur noch der anderen wegen geschehen und die Liebe muß überwältigend sein, die ihn aus den Armen Gottes reißt, und wieder in die Finsternis herab, aus Erbarmen mit den Brüdern, die dort zurückgeblieben sind, und um jetzt auch sie zu holen. Wenn uns der Anblick des Entrückten, des auf Erden schon in Gott Versenkten, der, mit dem Leibe noch unter uns, im Geiste schon drüben lebt, tief erschauern läßt, ist unserm dankbaren Herzen jenes andere Geschlecht von Heiligen doch näher, das uns niemals vergessen kann und immer aus seinen seligen Wonnen in unser Elend wiederkehrt, mit uns zu leiden, uns zu trösten, für uns zu kämpfen, das Geschlecht der Helden Gottes in der Welt, das den noch vom ewigen Glanze trunkenen Blick nun wieder auf den Staub kehrt, wie die hl. Katharina von Siena, wie die hl. Theresia, wie der hl. Ignatius. Ihnen ging Rudigier nach. Davon bemerkten aber die Linzer Stadtregenten nichts, und hätten sie's bemerkt, es wäre ihnen ‚übertrieben' vorgekommen. Sie hatten nicht das Augenmaß für ihn. Comprendre c'est égaler. Nur gleich und gleich versteht sich. Wie sie waren, mußten sie zwar zugestehen, daß er über ihnen stand, durch eine wunderbare Kraft des Geistes und des Willens sichtbar ausgezeichnet, aber das verlangten sie sich doch eigentlich ja gar nicht, es war ihnen eher unbequem, es störte sie, denn er ging unter ihnen als ein lebendiger Vorwurf für all ihr Tun und Trachten um. Sie hätten sich vor ihm nur retten können in Hingebung und Liebe. Da sie diesen Ausweg nicht fanden, mußten sie, zur Macht gelangt, sich auf ihn stürzen, dessen bloße Gegenwart eine beständige Drohung für sie war.

Hier stand nicht bloß ein Zeitalter wider das andere: Den letzten Ausläufern des von Verstandeswut delirierenden 18. Jahrhunderts gegenüber ein Vorläufer des zwanzigsten, das wieder in Demut an den Tisch der ewigen Wahrheit drängt. Es stießen auch zwei geistige Rassen aufeinander, die sich vom Anbeginn der Zeiten her befehden: die nur äußere Sinne hat und darum das irdische Leben beim Wort, ja buchstäblich nimmt, und die andere, der, weil sie mit den Augen des inneren Sinnes auch das Unsichtbare berührt, alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Und endlich war hier über einförmigen, ratlosen, an Worten hängenden, mühsam unvermögenden, vom Gefühl ihrer Verlassenheit erschreckten Menschen der mittleren Art ein hochgeborener erschienen, einer von den Gewaltigen, die sich ihr Leben aus eigener Macht gestalten, ein irdisch unbedingter Mann.

Sein Dasein war ihnen bedrückend. So hoben sie den Schild der Freiheit gegen ihn. Aber es sollte sich bald herrlich offenbaren, welche Freiheit sie meinten.

Er aber hat gewiß, was kam, immer schon kommen gesehen und vielleicht, als es kam, aufatmend in seinem Herzen frohlockt wie jener andere große Bischof seiner Zeit, Clemens August von Cöln, der, in Banden geschlagen, ausrief: Gelobt sei Jesus Christus, jetzt geschieht Gewalt!

(Schluß folgt.)

Deutschland im Wandel französischen Urteils

Von Charlotte Lady Blennerhassett

> ‚Wenn wir die Kultur des 19. Jahrhunderts als Weltkultur betrachten, so finden wir sie im Besitz der Tradition aller Zeiten, Völker und Kulturen, und die Literatur unserer Zeit ist eine Weltliteratur'.
>
> Jakob Burkhardt 1871
> ‚Weltgeschichtliche Betrachtungen' S. 67.

I.

Seit Beginn ihrer Geschichte sind Deutsche und Franzosen aufeinander angewiesen und im Kampf um die Macht in feindliche Lager geschieden. Die lange unbestimmt gezogenen Grenzgebiete zwischen ihnen sind noch heute wie in uralten Tagen das Schlachtfeld, auf dem sie ihre Kräfte messen; die Aufgaben, deren Lösung das Schicksal von ihnen fordert, haben sie immer wieder in Berührung gebracht, ohne doch jemals die zwischen ihnen bestehenden Gegensätze aufzuheben. Diese Gegensätze bestimmen bereits das erste Auftreten der beiden Völkerfamilien im Rahmen europäischer Geschichte.

Die von der römischen Herrschaft unzertrennlichen Kulturwerte boten dem Germanen keinen Ersatz für den Verlust seiner Freiheit: mit Hilfe von Galliern dagegen hat Caesar Gallien unterworfen. Die römische Herrschaft wurde von den unter diesem Namen vereinigten Stämmen nicht als unerträgliches Joch empfunden; sie ließ ihnen ihre Religion, ihre Sprache, ihre noch bestehenden Organisationen; sie brachte ihnen die pax romana, die es ermöglichte, das Land zu zivilisieren. Der große französische Erforscher jener Epoche, Fustel de Coulanges, nennt diese Gallier klug genug, um zu begreifen, daß die Zivilisation der Barbarei vorzuziehen sei: ‚Nicht so sehr Rom, sondern die Zivilisation war es, die sie gewann. Römer sein, das hieß in ihren Augen nicht einem fremden Gebieter untertan werden, sondern die Sitten, das Wissen, den Genuß alles dessen teilen, das ihnen das Höchste in der Kultur der Menschheit darstellte.'* Auf dem Boden Galliens begegneten Römer zuerst Cimbern und Teutonen; der Einbruch der Barbaren im dritten Jahrhundert, das Auftreten von Franken und Alemannen fand Gallien auf seiten des bedrohten Römerreiches, es wurde Rückhalt und Zentrum des römischen Patriotismus im Abendland, und mit dem Zerfall Roms fiel auch Gallien zurück in den anarchischen Zustand, aus dem es durch Rom errettet worden war. Ein Werkzeug seiner Herrschaft überdauerte. Wenn auch erst im Lauf von Jahrhunderten, siegte die lateinische Sprache über das einheimisch Keltische, das im sechsten Jahrhundert endgültig verschwindet. An seine Stelle war das aus dem volkstümlichen Latein geborne Romanische getreten, während die offizielle Sprache der Regierung und ihrer Organe, das klassische Latein, von allen denjenigen gesprochen wurde, die Anspruch

---

* Fustel de Coulanges, ‚La Gaule romaine'.

auf Bildung und auf Teilnahme an der Verwaltung erhoben. Für seine Kenntnis und Verbreitung, selbst für den Unterricht im Griechischen, sorgten zahlreiche Lehrer und Hochschulen. Es gab eine gallo-römische Literatur, die zwar keiner großen oder originalen Leistungen sich rühmen kann, aber die klassische Tradition aufrecht erhielt und einheimische Namen von Dichtern und Schriftstellern aufzuweisen hat.

Das Bild, das Zeitgenossen vom Leben insbesondere der großen Landbesitzer in Gallien des vierten Jahrhunderts entwarfen, überrascht durch den entfalteten Luxus, die Vornehmheit und Annehmlichkeit der Lebensgewohnheiten, die Pflege von Wissenschaften und Künsten. Diese Blüte der Kultur blieb viele Menschenalter hindurch ausgetilgt und vergessen, nachdem die Gefährdung der ‚Villa' durch barbarische Horden den Besitzer genötigt hatte, sie mit Befestigungen zu umgeben und so den Grund zur feudalen Feste der Zukunft zu legen. Denn schon im nächstfolgenden, dem fünften Jahrhundert, wird ein Land des Westens nach dem andern vom Strom der Völkerwanderung erfaßt und verschlungen. Es legt sich allmählich immer tieferes Dunkel über die Geschicke der Völker und Länder. Auch in Gallien, das noch am längsten Sinn für die alte Kultur bewahrt, erliegt diese, an eigener Schwäche unheilbar krankend, endlich doch den ihr feindlichen Mächten.

In seiner Geschichte der römischen Literatur bemerkt W. S. Teuffel, in des Julius Victor ‚Ars rhetorica' sei von diesem römischen Rhetor zu Ende des vierten Jahrhunderts auch ein Markomannus unter seinen Quellen angeführt, ‚mit welchem erstmals ein deutscher Name in die römische Literatur eintritt'.*

Die flüchtige Erscheinung des Germanen blieb vereinzelt. Mit dem Sieg des Christentums sind es vornehmlich, wenn nicht ausschließlich Cleriker, meist Bischöfe: Hilarius von Poitiers, Ausonius, Prudentius, Sulpicius Severus, Vincentius aus Lerinum, Venantius Fortunatus, Gregor, Bischof von Tours, die römische Kultur und mit ihr die klassische Überlieferung noch literarisch vertreten und diese gallo-römische Literatur dem Glauben dienstbar machen. In lateinischer Sprache erzählen Sulpicius Severus in einem frommen Roman, Paulinus von Perigueux und Venantius Fortunatus in epischer Form ihren Landsleuten des fünften und sechsten Jahrhunderts die zur Wunderlegende umgedichtete Geschichte des Lieblingsheiligen Galliens, Martin von Tours. Es währte fünfhundert Jahre, bis die Geschichte der französischen Literatur ebenfalls mit einer Heiligenlegende, der ‚Vie de Saint Alexis' beginnt, deren Verfasser unbekannt und deren erste Redaktion in die Mitte des elften Jahrhunderts fällt.

Mit einer der großen Epochen der Weltgeschichte, dem Kaisertum Karls des Großen, war das von den Franken eroberte, abermals mit seinen Eroberern versöhnte Gallien zum Ausgangspunkt des nach so vielen Wechsel-

---

* W. S. Teuffel, ‚Geschichte der römischen Literatur' S. 938, 1067–69–97, 1128.

fällen einheitlich gestalteten Frankenreichs geworden. Unter einem Herrscher bekannte es sich zu einer Religion; es erweiterte seine Grenzen von der Elbe bis zum Atlantischen Ozean, von den Pyrenäen bis zur Donau. Nach Karls zweitem Römerzug und seiner Krönung durch den Papst konnte die Welt an die Wiederaufrichtung des Römischen Reichs im Abendlande glauben, das in Kirche und Staat wieder einem Gebieter gehorchte.

In unsern Tagen blinder Gehässigkeit Frankreichs gegen alles, was deutsch ist, muß hervorgehoben werden, daß die französische Geschichtswissenschaft bis 1914 durchaus auf der Höhe ihrer Aufgabe geblieben ist. Die von Henri Lavisse redigierte, mit Hilfe der besten Kräfte 1903 hergestellte ‚Histoire de France', von den Ursprüngen bis 1789, kann klassischen Rang beanspruchen und ist das einzige zusammenfassende Werk, seitdem Henri Martin und Michelet sich derselben Aufgabe unterzogen hatten. Der Historiker der Karolinger, C. Bayet unter andern, hat sich am müßigen Streit über Karls des Großen Geburtsland z. B. nicht beteiligt. Er zitiert Eginhard, den zeitgenössischen Biographen: ‚Über Karls Geburt und Kindheit fand ich nichts in den Büchern, und niemand behauptet jetzt, etwas darüber zu wissen; so bin ich zum Schluß gekommen, es sei besser, nichts darüber zu sagen.' Worauf auch Bayet sich mit der Note begnügt, alles, was von Karls Jugend bekannt sei, beschränke sich darauf, daß er wahrscheinlich am 2. April 742 an unbekannt gebliebenem Ort geboren, im Alter von elf Jahren den Papst Stephan II. zu Quierzy empfangen habe und 761 oder 762 seinem Vater in den Krieg gegen Aquitanien gefolgt sei.

Wenn das Reich, das Karl der Große geschaffen hatte, seine Nachfolger überdauert hätte, so dürfte vorausgesetzt werden, daß die Blütezeit von Wissenschaften und Künsten beschleunigt worden wäre. Von seiner fränkischen Muttersprache ließ der Kaiser eine Grammatik anfertigen; die profane und geistliche Literatur, die er pflegte und förderte, hat auch seine Taten gefeiert. Aber nicht hundert Jahre nach seinem Tod trennten sich, diesmal für immer, Deutschland und Italien vom westfränkischen Reich und es beginnt die Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Französisch, d. h. romanisch sprechende Landesteile, ein Teil von Lothringen, das arelatische Königreich, kamen unter deutsche Herrschaft, ‚denn,' so schreibt ein französischer Historiker, ‚vom 9. bis 11. Jahrhundert war Deutschland besser organisiert und mächtiger wie das westliche Frankreich, wenn auch die strittige Zone zwischen ihnen das Schlachtfeld blieb, auf dem sie ihre Kräfte maßen. . . Damals aber waren Frankreich und Deutschland nicht durch einen unversöhnlichen Gegensatz getrennt und internationaler Haß war nicht geboren. Die Nationalität (bei Beginn der Herrschaft der Capetinger) anzurufen, hieße den Menschen des 10. Jahrhunderts die Gefühle anderer Epochen zuschreiben und die Geschichte entstellen.'*

* Ernest Lavisse, ‚Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution', II, pp. 398, 413.

Politisch voneinander geschieden, bleiben beide Länder geistig aufeinander angewiesen. Deutschen wie französischen Historikern verdanken wir die besten Darstellungen der Bedeutung und des Einflusses, die von der Abtei Cluny im Burgundischen ausgehend, sich über einen großen Teil des Abendlandes erstreckten.* Diese großartige Schöpfung des Benediktinerordens, Trägerin der kirchlichen Reform und Verkünderin des Gottesfriedens, war zugleich so populär, daß die Völker die berühmten Äbte von Cluny heilig sprachen, bevor die Kirche sie kanonisierte. Im elften Jahrhundert, auf dem Höhepunkt unvergleichlicher Macht, erlagen die Cluniacenser nicht zum wenigsten den Folgen des Reichtums, den die Dankbarkeit der Gläubigen aller Länder gespendet hatte. In der Epoche, in der der Klerus Erzieher des Volkes und Theologie die Krone aller Wissenschaften war, überwiegt das lateinische Element. Bereits vor Gründung der Pariser Universität besuchten Ausländer, unter ihnen viele Deutsche, die Schulen von Paris und Cluny. Auf französischem Boden entstanden die Häresien, die einem französischen Könige, Robert, das traurige Vorrecht sichern, zu Orleans 1022 die ersten Scheiterhaufen entzündet zu haben, auf denen vierzehn Unglückliche der Wut des Volkes, das ihren Tod verlangte, geopfert wurden.**

Während achtundzwanzig Jahren, 1125—1153, spiegelt sich die Zeitgeschichte in einem ihrer größten Männer. Der Burgunde Bernhard von Clairvaux, zugleich mystisch in Gott versenkter Asket, Mönch, Reformator und Beherrscher der Menschen, dem Könige, Bischöfe, Päpste zu gehorchen lernten und der die Beratungen von Konzilien lenkte, stellte, ohne Berücksichtigung einzelner Volksgemeinschaften, seine ungeheure geistige Macht in den Dienst der Universalkirche und der Christenheit.* Nach den Wirrnissen des Investiturstreites fand Deutschland in diesem Ausländer den Anwalt einer Verständigung zwischen Kaisertum und Papsttum. Nach dem ersten Kreuzzug entflammte er die Völker für den zweiten Kreuzzug und bewog die Könige, die 1096—99 fehlten, sich 1147 an die Spitze des Unternehmens zu stellen, dessen Mißerfolg er noch erlebte. Von Abtötungen, Leiden, Sorgen und Mühen aller Art vorzeitig aufgerieben und nie entmutigt, schloß er 1153 die Augen zu Clairvaux, seiner Schöpfung, dessen weltfernen Frieden er kaum hatte teilen dürfen.

II.

Im Gegensatz zum Klerus des Mittelalters, der zur Pflege der Wissenschaft sich berufen fühlte, hatte Bernhard von Clairvaux der Theologie und Philosophie, der Scholastik wie der klassischen Überlieferung, in seinem Apostolat keine Heimstätte bereitet. Der nach Paris zu den Studien eilenden

* E. Sackur, ‚Die Cluniacenser in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit bis zur Mitte des elften Jahrhunderts‘. 2 Bde. 1894. Pignot, ‚Histoire de l'ordre de Cluny‘. 1848 usw.

** E. Lavisse, ‚Histoire de France‘ etc. p. 195.

Jugend rief er zu, Babylon zu meiden und ihre Seele zu retten. Nur einzelne folgten ihm, der jedoch selbst Gelehrsamkeit pflegte: die Wissenschaft ging ihre Wege und ein neues Gebiet erschloß sich europäischen Völkern. Im elften Jahrhundert traten sie ein in die Literatur, indem sie in eigener Sprache zu dichten begannen.

Ein unbekannt gebliebener Verfasser schenkte der französischen Sprache das erste Epos, das auch ihr schönstes blieb. Aus dem Sagenkreis Karls des Großen ging es hervor, aber nicht der große Kaiser ist sein Held. In der erdichteten Gestalt des Besiegers der Sarazenen zu Roncevaux verherrlicht das Rolandslied ‚La Chanson de Roland‘ das Rittertum und seine Taten um die Zeit der Entstehung des Gedichtes, die etwa auf 1080 festgelegt wurde. Das Datum ist zweifelhaft, das Ergebnis nicht: die französische Literatur hat begonnen.

In den gegenwärtigen Kriegstagen ist von französischer Seite ganz ernstlich der wahnwitzige Vorschlag gemacht worden, auf jede Zusammenarbeit mit der wissenschaftlichen Welt des feindlichen Auslandes zu verzichten und sich auf eine geistig ihr hermetisch verschlossene nationale Welt lateinischer Rasse zurückzuziehen, insbesondere jede intellektuelle Berührung mit Deutschland dem Verrat am eigenen Volkstum gleichzusetzen. Unzertrennlich davon ist der Vorwurf, die deutsche Literatur und ihre gelehrten Ausleger hätten — um es kurz zu fassen — zunächst in Bezug auf das Epos des Mittelalters, dem Ausgang der Poesie beider Völker, den Vorrang für die Germanen beansprucht, der ihnen in keiner Weise gebühre.

Den Herren, die damit der Wahrheit ins Gesicht schlagen, gefällt es, zu vergessen, daß die erste Voraussetzung für eine so ungeheuerliche Behauptung die Vernichtung aller Zeugnisse französischer Wissenschaft wäre, die das Gegenteil bestätigen. So schreibt u. a. ein Fachgelehrter, Leon Gautier: ‚Das französische Epos ist deutschen Ursprungs. Diese Germanen übten auf unsere Zivilisation einen Einfluß, den es zu bestreiten nicht mehr erlaubt ist. Man müßte sich in einen recht schlecht verstandenen Patriotismus hineinvertiefen, um nicht zu erkennen, daß diese Eindringlinge sich aufs innigste mit der alten Bevölkerung Galliens verschmolzen und daß die französische Nation das Ergebnis dieser Mischung ist.‘ Und wieder: ‚Die Trennung zwischen beiden Nationen wird nach den Zeiten Karls des Großen bestimmter und jedes der beiden großen Völker lenkt ab auf seine poetische Zukunft, das eine auf dem Weg, der es zum ‚Rolandslied‘, das andere auf der Bahn, die es zu den ‚Nibelungen‘ führen wird.... Zwei unserer alten Dichtungen sind in die Länder deutscher Zunge eingedrungen.... Die Wahl der Deutschen, man muß es gestehen, konnte nicht glücklicher sein. Es war der ‚Roland‘ und der ‚Aliscans‘. Ersterer wurde von einem deutschen Priester, namens Konrad, während der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts übersetzt und gegen 1230 von einem Romandichter, den man ‚den Stricker‘ nennt, bearbeitet. Dem ‚Aliscans‘ war das Schicksal noch günstiger; denn es fand sich ein wirklicher Dichter, um ihn meisterhaft nachzuahmen. Der Dichter hieß Wolf-

ram von Eschenbach und das Gedicht wird unsterblich berühmt bleiben unter dem Namen des ‚Willehalm'.*

Die Fragmente zweier anglonormannischer Dichter zur Geschichte Tristans und Isoldens, bekannt unter dem Namen bretonische Romane, veranlaßten Gottfried von Straßburg zur leider unvollendeten Nachbildung von hohem, poetischem Wert, die ein Prosaroman vom Anfang des 13. Jahrhunderts vervollständigt. Der ‚Parzival' des Chrétien de Troyes, der vornehmlich dazu beigetragen hat, die Graslegende mit der Artussage in Verbindung zu bringen, diente abermals Wolfram von Eschenbach zum Vorbild: ‚So darf ohne Verwegenheit für Frankreich die Ehre beansprucht werden, das unvergleichliche Liebesepos geschaffen zu haben.' Diesem Urteil von Franzosen über die Glanzzeit ihrer mittelalterlichen Poesie haben Deutsche sich rückhaltlos angeschlossen. Der Dichter und Literarhistoriker Wilhelm Hertz urteilt ganz wie sein französischer Kollege Bedier, wenn es gilt, im französischen ‚Lai' die älteste Form der Volkssprachen des neueren Europa nachzuweisen, oder es einen der denkwürdigsten Momente zu nennen, als der romanischen Welt zum erstenmal die Namen Artus und Guinewer, Iwein und Gavain, Tristan und Isolde — auch Parzival — entgegenklangen.**

Da es nicht unsere Aufgabe ist, die Behandlung dieses Gebietes der Fachliteratur weiter zu verfolgen, so sei wenigstens noch auf einige der allerletzten Äußerungen derselben verwiesen. ‚Frankreich, die Führerin des Abendlandes auf dem Wege zur literarischen Kunst', so die Aufschrift des betreffenden Kapitels in Heinrich Morffs 1909 erschienenen Werke ‚Romanische Literaturen und Sprachen'. Dort sagt er: ‚In seinem Süden hat Frankreich das erste persönliche Lied angestimmt; in seinem Norden hat es germanischem Geiste in der Helden- und Tiersage romanische Form gegeben, die Schätze der keltischen und der antiken Sage, die Fabeleien des Orients, die Legende und das Erbe volkstümlicher Contes der neuen Welt erschlossen und eine universelle Prosa geschaffen. Auch in der Entwicklung der Lebensformen ist Frankreich vorangegangen und seine Wissenschaft, insbesondere seine Theologie, war maßgebend. So konnte Chrétien de Troyes stolz sagen: ‚Zuerst waren Gelehrsamkeit (Clergie) und höfische Bildung (Chevalerie) in Griechenland heimisch; von da kamen sie nach Rom und nun sind sie in Frankreich zu Hause.' Dasselbe Nordfrankreich ist auch die Heimat der Gotik. Es hat im 12. Jahrhundert der Civitas Dei das Gotteshaus geschaffen. England, Italien, Spanien, Deutschland, Skandinavien haben es ihm nachgebaut. Die Schüler seiner Literatur sind auch die seiner Kunst. So war es dann wirklich, wie ein alter Chronist sagt: ‚Francia, domina multarum nationum.'***

---

* Gaston Paris darüber, Revue de Paris 15. April 1894. Petit de Julleville, ‚Histoire de la Langue et de la Littérature française' I, p. 53, 71, 154, 259, 281, 284, mit Anführung vornehmlich deutscher Quellen in der p. 340 gegebenen Bibliographie.

** Wilhelm Hertz, ‚Spielmannsbuch', Einleitung S. 51.

*** ‚Kultur der Gegenwart': Heinrich Morff, ‚Romanische Literaturen und Sprachen', Berlin 1909, S. 159.

Ganz übereinstimmend mit unseren besten Literarhistorikern und Geschichtschreibern äußert sich, ebenfalls 1909, Professor Steinhausen, der Historiker der Sixtina und der ‚Deutschen Kultur': ‚Gewiß bleibt, daß der Deutsche sehr viel von seiner Kultur von außen überkommen hat... (Im Mittelalter) setzte der große Einfluß Frankreichs ein, geistig, künstlerisch und gesellschaftlich. Scholastik, Gotik und höfisch-ritterliche Kultur sind französischen Ursprungs.' Nach der italienischen und spanischen Einflußperiode in der Renaissance ‚übte Frankreich abermals fast unumschränkt, wie überhaupt in Europa, so insbesondere in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert, eine kulturelle Hegemonie aus. Der Deutsche wurde fast zum Halbfranzosen'. ‚Der große Kultureinfluß gerade der Deutschen auf das übrige Europa ist im wesentlichen ein junger. Er setzt in der Hauptsache erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein. Und heute ist die Weltkultur nicht mehr romanisch, sondern zum großen Teil doch germanisch bestimmt.' *

Auch der blindeste, gehässigste Feind Deutschlands dürfte zu behaupten anstehen, daß es solchen und ähnlichen Urteilen an unparteiischer Objektivität und Anerkennung französischer Überlegenheit gebricht. Eher ließe sich einwenden, daß von zwei fast gleichzeitig auftretenden Dichtern, den französischen Autoren des ‚Roman de la Rose' und dem Fürsten des deutschen Minnesangs, Walter von der Vogelweide, letzterem denn doch der Vorrang über die beiden bewunderten und populären Schöpfer des genannten Liebesromans, Guillaume de Lorris und Jean de Meun, gebühre. In seiner Polemik gegen Jean de Meuns Erotik spricht Gerson vom broddium germanicum, womit zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein Kindskoch oder Milchbrei zu wegwerfendem Vergleich mit der Dichtung herangezogen ist, die der berühmte Kanzler der Pariser Universität ihres gottlosen Inhalts wegen zum Feuer verurteilt sehen wollte. Das Ausland, in erster Reihe wieder Deutschland, ließ sich in der Begeisterung für den Roman de la Rose dadurch nicht irremachen.

Gelohnt wurde den Deutschen die Vorliebe für französisches Wesen nicht; vielmehr wird der von den Römern zuerst auf unterworfene Völker angewandte Ausdruck ‚Barbaren' jetzt ein vornehmlich gegen Deutsche gerichtetes Schmähwort. Aus England überliefert, wiederholten Romanen das Urteil ‚Theutonici . . . nullius amici' über die sittenrohen, herrischen Germanen, von deren Jähzorn es im 13. Jahrhundert hieß: ‚Li plus ireux sont en Alemaigne'. Steinhausen, den wir abermals zitieren, spricht von einem ‚sicher verletzenden, in seiner Bedeutung nicht recht erklärbaren Neckruf für die Deutschen' aus der Zeit des zweiten Kreuzzugs. Ihr plumpes, tölpelhaftes Auftreten diente andern Nationen zum Spott. ‚Sie sind roh und sie leben roh,' urteilt der Burgunder Philippe de Comines über diese deutschen Trinker und Schlemmer des 15. Jahrhunderts. Grossiers et communs

---

* Professor Dr. Georg Steinhausen. ‚Die Deutschen im Urteil des Auslandes', ‚Deutsche Rundschau', Dezember 1909, S. 438—439.

fanden sie die provenzalischen Troubadours, auch zum Sterben langweilig, wenn sie die höfischen spielen wollten.*

Ein Brabanter Troubadour, Adenet le Roi, bezeugt, wie die französische Sprache in deutschen Landen gepflegt wurde und nennt es Brauch.

,Que tout li grant seignor, li conte et li marchis
Avaient entour ausgent françoise tous dis
Pour apprendre françois lor filles et lor fils.'

Auf ähnliches scheint Wolfram von Eschenbach im ,Parzival' anzuspielen, wo der tapfere Anführer der Heiden französisch spricht, aber mit fremdem Akzent, während Wolfram sich im ,Willehalm' (237, 3) über die eigene geringe Kenntnis der Sprache lustig macht:

,Herbergen ist loschiern genannt
So vil hân ich der Sprâche erkant.
Ein ungefüeger Tschampâneys**
Kunde vil baz Franzoys
Dann ich, zwiech Franzoys spreche.'***

Einer der letzten französischen Dichter des ausgehenden Mittelalters, der pessimistisch gestimmte Eustache Dechamps, scheut sich jedoch nicht, nach der Schlacht von Rosebecque, 1382, französischen Bauern über die nach Deutschland ziehende Soldateska die Worte in den Mund zu legen: ,Möge kein einziger von ihnen wiederkehren!'

Während die Glanzperiode mittelalterlicher Poesie unwiderbringlich dahin war, schufen französische Chronisten, Villehardouin, Joinville, Froissard, die Prosa, Comines, der 1511 starb, ihr erstes Geschichtswerk. Auch Froissard unter andern ist den Deutschen nicht hold. ,Ce sont des convoiteux', sagt er wegwerfend, sie tun nichts, es sei denn für klingende Münze. Und die französischen Raubritter? Sie verachten das Geld keineswegs, aber sie lieben das Abenteuer.

Zeitlich sind diese Schriftsteller der durch Luther begonnenen Reformation der deutschen Sprache vorangegangen. Wie Luthers Lehre, so blieb auch der Ton seiner Schriften auf germanische Völker beschränkt. Einen weit größeren Einfluß, auch sprachlich, hat Calvins ,Institutio' auf die Welt ausgeübt, wie denn auch der starre, unbeugsame, auf die Teilnahme der Massen sich stützende Calvinismus einem Grundzug des französischen Geistes entsprach. Fanatische Härte in Religionssachen ist dem Heimatland von Albigensern und Hugenotten niemals fremd gewesen; die katholische Liga, als sie die Greuel des Bürgerkrieges entfesselte und den politischen Mord in ihre Dienste stellte, verfuhr nicht anders wie die protestantische Gegenpartei, die ihre Orthodoxie mit Feuer und Schwert aufdrängte. Kein Inquisitor hat unbedingter wie Calvin den Satz aufgestellt und befolgt, daß die

* Steinhausen loc. cit.
** Einwohner der Champagne.
*** Das heißt reines französisch.

Häresie — nach seinem Sinn die Abweichung von seiner eigenen Lehre — mit dem Tode zu bestrafen sei.*

Erst mit der Renaissance, von Norden her durch Erasmus, aus dem Süden, aus Italien, im Gefolge französischer Heere und Monarchen, brach sich auch in Frankreich eine andere Gesinnung Bahn. Sie triumphierte langsam, und zwar nicht aus religiösen, sondern aus politischen Erwägungen. Rabelais, Marot, Ronsard, Du Bellay und ihre Kollegen, die Reformatoren der Dichtkunst in der ‚Pleiade', Moralisten wie Montaigne, Charron, Du Vair, Gelehrte und Historiker oder Chronisten wie Etienne Pasquier, Brantôme, mit Ausnahme des Protestanten De Thou — eines der vier Verfasser des Ediktes von Nantes —, verrieten alle mehr oder weniger Hinneigung zur neuen Lehre. Sie überdauerte bei keinem Patrioten, denn sie alle waren Royalisten. Und die Monarchie, die Frankreich gemacht, die um Bretonen und Provenzalen, Normannen und Bearner das feste Band der Nationalität geschlungen hatte, verlangte, ganz ebenso wie die Zentralisierung des Staates im Königtum, so die Einheit des Glaubens in der alten Kirche. Dieser Patriotismus ist bestimmend für die ganze französische Literatur des 16. Jahrhunderts, selbstverständlich mit Ausschluß ihrer nicht sehr zahlreichen protestantischen Vertreter. Von Rabelais, dessen heidnisch gefärbte Orthodoxie bei seinem Aufenthalt in Rom 1536 nicht beanstandet wurde, bis zu den Autoren der ‚Satyre Ménippée', die, um 1593 veröffentlicht, der Liga den Todesstoß versetzte und im Hugenotten Heinrich von Navarra dem Nachfolger des hl. Ludwig huldigte, steht das intellektuelle Frankreich bereits unbewußt im Dienst des Staatsgedankens von Richelieu.

Um das Kaisertum, das tatsächlich, nicht theoretisch und notwendigerweise, den Deutschen zugehörte, beneidet sie das in Einheit mächtige Frankreich nicht mehr. Dem Deutschen kamen seine Prärogativen selten zugute, die französischen Monarchen machten immer wieder Ansprüche darauf geltend. Die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Karl V. und Franz I. galten der Universalmonarchie, um die der Valois mit dem Habsburger warb.

Diesem König der Renaissance und seinem Musenhof hatten Deutsche nichts zu bieten. Rabelais spottet im ‚Pantagruel' über die stupiden Astrologen von Löwen, Nürnberg und Tübingen. Die Namen Luthers, deutscher Humanisten und Reformatoren nennt er nicht. In seiner aristokratisch gedachten Utopia, der Abtei von Thelêmes, besuchen Männer und Frauen ihre großen, schönen Bibliotheken, ‚in Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Französisch, Toskanisch und Spanisch' nach Sprachen geordnet und aufgestellt: von deutschen Büchern ist keine Rede.

Zwanzig Jahre später besuchte der berühmte Chirurg Ambroise Paré das von Alba belagerte Metz, um der französischen Garnison ärztliche Hilfe zu bringen. Er beklagt die Leiden seiner Landsleute; des Kaisers Soldaten erwähnt er spottend, ‚gelagert auf zwei Fuß hohem Schnee, die mit

* Jules Bonnet, ‚Lettres françaises de Calvin', I, 265, 267, II, 10, ff.

Sternen besäte Decke heller wie Gold. Täglich wechseln sie im Gasthaus zum Mond die Wäsche, und schmausen, wenn sie etwas zu essen finden. Der Kämme benötigen sie nicht, um Flaum und Federn aus ihren Bärten und Haaren zu entfernen, und Fleisch ist ihren Mahlzeiten unbekannt'. Sie zogen bekanntlich unverrichteter Dinge ab: ‚Die Metz und die Magd haben dem Kaiser den Dienst versagt,' hieß es in Deutschland. Dort rächte man sich, indem man den Franzosen die Frivolität ihrer geistigen Produktion vorwarf. Der Stachel haftete. Nach dem Erscheinen von De Thou ‚Geschichte meiner Zeit' (Historia mei temporis), im vorletzten Jahrzehnt des Säkulums, schrieb der große Hugenotte Agrippa d'Aubigné in der 1616 erschienenen Einleitung zum ersten Band seiner Universalgeschichte von De Thou: ‚Niemals vorher hat Frankreich einen mächtigeren Geist zur Abwehr der Fremden und insbesondere der Deutschen hervorgebracht. Diese werfen uns vor, wohl subtile und feinsinnige, niemals aber solche Werke geschaffen zu haben, die Kraft zur Arbeit, Gleichmut mit sich selbst und mächtiges, gründliches Urteil voraussetzen. Alle diese Dinge sind so vollkommen durch den unvergleichlichen Autor erreicht, daß wir hinfort von ihnen (den Deutschen) verlangen werden, was sie bisher von uns forderten.'

Der nächste französische Schriftsteller, aber kein Franzose von Geburt, der savoyische Edelmann Franz von Sales, Fürstbischof von Genf, dessen Schriften in deutschen Landen, besonders in Wien, verbreitet und populär wurden, fand auch dort unbegrenzte Verehrung. Man zögerte nicht, ihn Kirchenvätern, einem Hieronymus, Ambrosius, Augustinus, gleichzustellen* und besaß doch in der deutschen Mystik unvergleichliche Schätze.

Das deutsche 16. Jahrhundert bearbeitete den ‚Amadis aus Frankreich' und andere Helden von Liebesromanen, die bereits Hans Sachs benützte, bis im nächsten Jahrhundert der Einfluß des Französischen in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg zum Schmerz vereinzelter Patrioten übermächtig wurde, obwohl seit Malherbe die Lyrik dort zweihundert Jahre lang schwieg und von der Literatur überhaupt geklagt wurde, ‚die französische Muse habe während dreißig Jahren eine Wüste durchquert, ohne jemanden zu finden, mit dem sie hätte sprechen können'.**

Ohne Übertreibung läßt sich bezeugen, daß diese Muse, seit den dunkeln Zeiten der Merowinger zuerst lateinisch, dann französisch, bis zum Ausgang der Valois und wenn auch mit den erwähnten Unterbrechungen, zu Deutschland redete und kaum geringeres Gehör dort wie in der eigentlichen Heimat fand. Bis zu dieser Epoche sind die Beziehungen zwischen beiden Ländern, wo nicht politisch, so doch ausschließlich literarisch nachweisbar. Wenn es an persönlichen Berührungspunkten zwischen Deutschen und Franzosen auch

* A. Sayous, ‚Histoire de la Littérature française à l'étranger', 1853. Dom. B. Mackey O. S. B., ‚Introductions aux six Volumes de ‚Oeuvres de Saint François de Sales', Annecy 1892—95. Vol. IV, p. XXVIII.

** Petit de Julleville, ‚Histoire de la Langue et de la Littérature française' IV, p. 14, 72.

im Lauf einer tausendjährigen Entwicklung nicht fehlen konnte, so überleben doch kaum Zeugnisse darüber. Erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts sind solche vorhanden und zu ihnen kann sich eine Studie über die von Franzosen in Deutschland gewonnenen Eindrücke nunmehr wenden.

III.

Einer der ersten Besucher Deutschlands nach der Reformation war Henri Etienne. Ihn führten Wanderlust und die Interessen seines berühmten Hauses an der Spitze der Buchdruckerkunst nach Frankfurt. In überschwenglicher, mit klassischen Zitaten geschmückter Rede lobt er die mit Athen verglichene Stadt und das Land, von denen aus die Wohltaten des Wissens sich über den ganzen Erdkreis ergießen.* Von den Bewohnern ist nur geklagt, daß sie leider dem Trunk zu sehr ergeben seien.

Deutsches Wesen, deutsche Sitten und Gebräuche waren in Frankreich so gut wie unbekannt, als einer der größten Franzosen seiner Zeit, der der Weltliteratur zugehörende Philosoph und Moralist Michel Eyquem de Montaigne gegen Ende des 16. Jahrhunderts Süddeutschland bereiste und im Journal de Voyage beschrieb, das seine Landsleute allerdings erst 1774 zu lesen bekamen. Uns Deutschen ist es ein unschätzbares Dokument, bis ins kleinste verlässiger und wohlwollendster Beurteilung des täglichen Lebens und der Zustände zur Zeit Kaiser Rudolfs II., 1582.

Montaigne, 1533 im Schloß Montaigne an der Grenze des Perigord, das dem Geschlecht reicher Handelsherrn aus Bordeaux seit 1477 den Namen gab, geboren, verdankte seinem Vater die ungewöhnlich frühe Bildung, die seinen späteren Ruf vorbereitete. Pierre de Montaigne, aus Italien, wohin ihn das Waffenhandwerk geführt hatte, nach Bordeaux zurückgekehrt und Bürgermeister seiner Heimatstadt geworden, beschloß, bei seines kleinen Sohnes Erziehung erfahrene Pädagogen zu Rate zu ziehen. Das Lateinische war die Sprache, in der alle Wissenschaften gelehrt wurden. Sie erklärten, die ungenügende Kenntnis des Latein trage Schuld, wenn die Schüler ihrer Kollegien sich in beiden klassischen Sprachen ‚die Vollkommenheit des Wissens der Alten nicht aneignen konnten'. Da entschied Montaignes Vater zugunsten einer Lehrmethode, deren Neuheit ihn nicht abschreckte. Ein Zeitgenosse, der gelehrte Jurist Etienne Pasquier, der das Französische zur Gerichtssprache erheben wollte, bemerkt bei einer solchen Gelegenheit, es gefalle den Franzosen, ihre Sprache, statt sich ihrer zu bedienen, wie einen kostbaren, verborgenen Schatz zu hüten, während es in Deutschland, England und Schottland kein vornehmes Haus ohne einen Präzeptor gebe, um die Kinder im Französischen zu unterrichten. Pierre de Montaigne berief einen Deutschen. Kaum der Amme entwachsen, so erzählt Michel selbst im Kapitel XXVI des ersten Buchs der ‚Essais', sei er im väterlichen Schloß der Obhut eines Deutschen, Horstanus genannt, anvertraut worden, der später als berühmter Arzt in Frankreich gestorben, damals kein Wort französisch ver-

* Henr. Stephanus, ‚Francofordiense Emporium', 1574. p. 27.

stand: ‚Eigens deswegen berufen und teuer bezahlt, hatte er mich beständig auf den Armen. Zwei Leute geringeren Wissens waren ihm zu meiner Begleitung und Bedienung beigegeben und auch diese unterhielten mich nur auf lateinisch. Was das übrige Haus betraf, so war es unverbrüchliche Vorschrift meines Vaters, daß weder er selbst, noch meine Mutter, die Diener und Mägde sich in meiner Gesellschaft anderer als der Anzahl von Worten bedienten, die sie auf lateinisch erlernt hatten, um mit mir zu schwätzen. Wunderbar war, was jedes von ihnen gewann: mein Vater und meine Mutter lernten genug Latein, um es zu verstehen und im Fall der Not sich dessen zu bedienen; ein gleiches tat die meinem Dienst zugeteilte Dienerschaft. Kurz, wir lateinisierten soviel, daß es bis in unsere nächstliegenden Dörfer überfloß, wo die Gewohnheit fortbesteht, lateinischer Bezeichnungen für Handwerker und Handwerkszeug sich zu bedienen. Was mich betrifft, so war ich über sechs Jahre alt, bevor ich soviel französisch oder Dialekt des Perigord wie etwa arabisch verstanden hätte. Wollte man mir, nach dem Herkommen auf der Schule, eine Aufgabe geben, so erhielten sie die andern auf französisch, ich aber in schlechtem Latein, das ich hierauf in gutes umsetzte.‘

Der frühreife kleine Junge, dessen sprachliche Fertigkeit seine ersten Lehrer in Verlegenheit brachte, erwarb unter berühmten Philologen zu Bordeaux die gründliche klassische Bildung, der zunächst die Erfolge der richterlichen Laufbahn zu danken waren, welcher er trotzdem bereits 1570 entsagte. Der Tod hatte den Vater, den er liebte und verehrte, den Kollegen und Herzensfreund La Boetie hinweggerafft, er selbst die Vernunftheirat mit einer klugen, pflichttreuen Frau geschlossen, von der er hoffte, sie werde die Zukunft seines Hauses sicherstellen. Von seinen Kindern jedoch blieb nur eine kränkliche Tochter am Leben, er selbst litt früh an schmerzlichem Steinleiden, dessen Wechselfälle er der Nachwelt nicht vorenthalten hat. So zog er sich nach seinem Schloß Montaigne und in die Bibliothek zurück, in deren Turmgelaß im nächsten Jahrzehnt die ‚Essais‘ entstanden. Zwei Jahre vor der Bartholomäusnacht, zu einer Zeit, wo Heinrich von Navarra, der Monarch nach Michels Sinn und sein Gast auf Schloß Montaigne, noch weit davon entfernt schien, König von Frankreich zu werden, inmitten der Greuel der Bürgerkriege und des religiösen Fanatismus, flüchtete der einsame Denker zur Weisheit der Alten und zu den Lehren der Erfahrung. In beständiger Selbstbetrachtung und Analyse des eigenen, des menschlichen Herzens überhaupt, nach Erwägung des Für und Wider, des beständigen Wechsels und Widerspruchs in Sitten und Gebräuchen, Glauben und Denken, Tun und Lassen der Völker gelangte Montaigne zur skeptisch kühlen Weltanschauung, die sich mit ironischer Resignation darin findet, nichts mit Sicherheit zu behaupten, keine bestimmten Grenzen zwischen Recht und Unrecht zu ziehen, auf heroische Größe zu verzichten und sich in der Welt, wie sie nun einmal ist, aufs bestmögliche einzurichten. Den Ausdruck dieser paganisch angehauchten Lebenskunst brachten die 1580 zum erstenmal veröffentlichten ‚Essais‘.

Ihr Verfasser war noch nicht fünfzigjährig, sein Werk, vorläufig wenig-

stens, vollendet; seiner Gesundheit konnte der Gebrauch ausländischer Heilquellen förderlich sein, seiner Gattin versicherte er, die Freuden des Zusammenlebens übertreffe der Genuß, sich nach langer Trennung wiederzufinden: ihn lockte die Wanderlust, das Reisen um des Reisens willen. Das Ziel war sein Lieblingsland Italien, der Weg dahin ging durch die Schweiz und Süddeutschland.

Entsann er sich noch des Lehrers seiner Kindheit, des weisen Magister Horstanus? Genannt hat er seinen Namen nicht mehr, aber es darf vorausgesetzt werden, daß die Erinnerung an ihn dem Volk günstig stimmte, aus dem er gekommen war. Jedenfalls fand Montaigne an deutschen Verhältnissen fast nur zu loben. Er reiste zu Pferd, mit einem Troß von Dienern, in Begleitung seines jüngeren Bruders und dreier Edelleute. Ihre Teilnahmlosigkeit veranlaßte ihn zur Klage, sie mitgenommen zu haben, und sie beschwerten sich ihrerseits darüber, daß er sich im Kreise drehe, denn wo immer etwas Sehenswertes ihm entgangen sei, lenke er den Weg zurück, um es zu besichtigen. Der ‚Baedeker‘ des 16. Jahrhunderts hieß Minster und ließ vieles im Dunkeln, so daß Montaigne unbedenklich den Inn bei Wien sich in die Donau ergießen läßt.* Dagegen gab es bereits Handbüchlein der Umgangssprache zum Gebrauch der Reisenden, wovon das älteste, ‚Manière de langage‘, 1396 in England verfaßt, in einem Manuskript des Britischen Museums entdeckt wurde.** Es vervollständigt das Bild dieser Odyssee, daß sechs Lakaien ihren fünf berittenen Herren durch drei Länder zu Fuß, in Gesellschaft eines das Gepäck tragenden Maulesels nachlaufen mußten, was dadurch ermöglicht wurde, daß man nur im Schritt ritt.

Die erste deutsche Stadt, die die Reisenden betraten, war Konstanz. Eine Auseinandersetzung mit dem übrigens italienischen Gastwirte veranlaßte Montaigne zur Erwähnung ‚de la liberté et fierté barbare Almanesque‘, ein Ausdruck, den er nicht wieder gebraucht. Das Frankreich der letzten Valois war ihm verhaßt geworden, ohne jedes Vorurteil fügte er sich in deutsche Art und beobachtete alles bis ins kleinste. Mit der Geistlichkeit beider Konfessionen verkehrte er auf lateinisch; er betont die deutsche Kultusfreiheit, aber auch den Haß der Anhänger des ‚Martinus‘ gegen Calvin und Zwingli und ihre Streitigkeiten über den Sinn der eigenen Lehre. Montaigne gehörte zu den Franzosen, die, wie erwähnt, schon aus patriotischen Gründen der Reformation abgeneigt waren, und solche Betrachtungen sind im Tagebuch selten. In bezug auf politische Fragen schweigt er völlig. Dagegen werden Kleidung und Essen, die Zubereitung des Sauerkrauts, die Einrichtung in Häusern und Herbergen, die Reichlichkeit und Güte der Speisen und des Weines, ‚die besser als in Frankreichs vornehmen Häusern sind‘, das schöne Leinenzeug der Betten, ihre Vorhänge und Federkissen, die herr-

* G. Lautrey ‚Montaigne, Journal de Voyage‘ Paris 1906. Enthält treffliche Fußnoten zur Erläuterung des Textes.

** Von M. Paul Meyer, S. Stengel, Zeitschrift für ‚neufranzösische Sprache und Literatur‘, I, 4–15.

schende Reinlichkeit und Aufmerksamkeit in der Bedienung aufs wärmste gepriesen. Montaigne bedauert, keinen Koch mitgebracht zu haben, um ihn in Deutschland zu schulen (!); zwar seien die Preise seiner Gasthäuser viel höher, aber diese Häuser auch viel besser gehalten wie die französischen, sodaß es sich lohne, die hohen Preise zu zahlen. Gehandelt werde nicht, die Leute seien sehr selbstbewußt, zornig und trunksüchtig, aber weder Betrüger noch Diebe. Ein leerer Becher werde stets wieder gefüllt; Montaigne selbst begann, den Wein ohne Wasser gemischt zu trinken. Nur mit der Feuerung werde gespart. Auch sei es Sitte der Reisenden, ihre Wappenschilder, geschnitzt oder auf Glas gemalt, zum Andenken zurückzulassen, so sehr liebe man die Wappen überhaupt. Dann wird u. a. ein ganz gewöhnlicher Staubbesen beschrieben und wiederholt erzählt, daß die Deutschen die Eier ‚nur hart gesotten, auf Salat', zu genießen pflegten. Alle Städte und Klöster zwischen Lindau und Augsburg wurden besucht und bewundert.

Keine französische Stadt lasse sich mit Augsburg vergleichen, wo das Kupferdach des Fuggerhauses angestaunt wurde. Die Stadt erwies sich den hohen Reisenden gastfrei durch Übersendung von vierzehn Gefäßen — vesseaus — guten Weines, eine Artigkeit, die hohes Trinkgeld kostete. Keine Sehenswürdigkeit, Hochzeiten, Wasserkünste, Tanzböden, Tierparks, merkwürdige Befestigungsanstalten, die bis da nicht besucht und gerühmt worden seien, und bei den Frauen wird Mangel an Schönheit beklagt. Besonders gelobt wurden Süßigkeiten und Wohlgerüche, mit denen die Gastwirte nicht kargten.

Nach Augsburg fiel München in Abwesenheit des Hofes ab. Nur der Marstall, ‚der schönste, den er je gesehen', ist genannt. Innsbruck, ebenfalls ‚eine reizende Stadt', trauerte um des dort residierenden Erzherzogs Gemahlin, Philippine Welser. Dieser, Ferdinand, Neffe Karls V., weigerte sich, Montaigne zu empfangen, weil das Haus Frankreich dem seinen feindlich gesinnt sei. Aus demselben Grunde wurde Schloß Ambras ihm nicht gezeigt, und er nimmt beides schweigend hin. Auch rühmt er die außerordentliche Sicherheit der Heerstraßen; nie, sagt er, sei ihm die Torheit der Menschen, die ihm das Gebirge trostlos, die Alpenübergänge lebensgefährlich, die Sitten der Bewohner verwildert, das Klima unerträglich geschildert hatten, mehr zum Bewußtsein gekommen, als da er die Luft mild, die Ordnung musterhaft, die Unterkunft überall die beste und freundlichste gefunden. Am liebsten wäre Montaigne noch länger in deutschen Ländern umhergezogen und zunächst nach Wien gereist. Er mußte seinem ursprünglichen Plan treu bleiben und über die Alpen nach Venedig ziehen, womit das Interesse seines Tagebuches für den Gegenstand dieser Studie schwindet.

Mit Montaigne, der 1592 starb, schließen für längere Zeit französische Reiseberichte aus Deutschland; unseren Nachforschungen wenigstens ist es nicht gelungen, die Lücke bis weit ins siebenzehnte Jahrhundert auszufüllen. Schon Heinrich IV. stand bereit zum Kampf gegen das Haus Österreich,

den Ravaillacs Dolch vertagte, nicht aufhob, bis Richelieu ihn mit aller Macht und im Bunde mit Schweden fortsetzte. Auf die Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen fällt ein Streiflicht in den erst 1717 veröffentlichten Memoiren des Marschalls von Gramont, der unter seinem Geschlechtsnamen eines Grafen von Guiche, 1625 noch unter Wallensteins Befehl die Waffen führte, aber das Anerbieten, zu ihm überzutreten, ausschlug. Sein Charakterbild des Feldherrn, den er bewundert und dennoch scharf beurteilt, mag später ergänzt worden sein. Nach der Schlacht bei Nördlingen in Gefangenschaft geraten, wurde Gramont nach Ingolstadt gebracht und von den Einwohnern der Festung auf eine Weise empfangen und gefeiert, als ob er nicht ein Gegner, sondern ein siegreicher deutscher General gewesen wäre. Das Volk warf ihm Blumen, der Minister des bayrischen Kurfürsten schickte aus München den Befehl seines Herrn an den Ingolstädter Kommandanten, den Marschall auf Ehrenwort in der Stadt frei umhergehen zu lassen, die Kurfürstin übersandte eine goldgestickte Schärpe und kostbare Kassetten mit Süßigkeiten. Bald darauf gegen einen deutschen Führer ausgewechselt und nach München eingeladen, wurde Gramont im Haus des ersten Ministers einquartiert und von Offizieren glänzend bewirtet. Man tafelte, bis die Gäste ‚sinnlos betrunken' unter den Tisch fielen: ‚Das ist Mode und Galanterie in deutschen Landen, und daran muß man sich gewöhnen, wenn man mit Deutschen verhandelt,' meint der Franzose. Er hatte unter Tilly gefochten und über sein sonderbares Äußere hinwegsehend, ‚niemals einen weiseren, umsichtigeren, seines Heeres mächtigeren Kriegshelden getroffen.' Es ist ein Kampfgenosse Turennes und Condés, der das Lob spendet.

Ein ungleich größerer Mann diente seit 1617 unter Moritz von Oranien und Tilly und focht in der Schlacht am Weißen Berg unter Buquoy gegen die Böhmen, dann gegen die Türken. Dieser Offizier, René Descartes, benützte die Ruhepause des Winterlagers vor Neuburg a./D., um seinen Abschied vorzubereiten. In der Stille dieser abgelegenen Residenz, ‚wo kein geselliger Umgang Unterhaltung gewährte,' legte Descartes die Grundlagen zu seinen Entdeckungen in der Mathematik und zum philosophischen System, das er ‚einer göttlichen Eingebung' zuschrieb und wofür er zum Dank nach Loretto pilgerte. ‚Ihre Nation tat genug für die Philosophie, da sie ihr Descartes schenkte,' sprach Hegel zu Victor Cousin. Obwohl nichts weniger als ein weltfremder Sonderling, hat Descartes Land und Leuten in Deutschland keine Aufmerksamkeit geschenkt, wohl aber zwanzig Jahre später in der deutschen Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, der Tochter des Winterkönigs, den ebenbürtigen Geist und die verwandte Seele gefunden, mit der er die tiefsten Probleme des Wissens und Denkens besprechen und Freundschaft tauschen konnte.

(Schluß folgt.)

Johannes Ranke als Forscher

Von Ferdinand Birkner


Der Altmeister der deutschen Anthropologie, Geheimer Hofrat Prof. Dr. Johannes Ranke, ist am 26. Juli 1916 in Solln bei München aus dem Leben geschieden, kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahres.

Geboren am 23. August 1836 zu Thurnau in Oberfranken als Sohn des nachmaligen Oberkonsistorialrates Friedrich Heinrich Ranke, beschäftigte er sich infolge des persönlichen Einflusses seines Großvaters mütterlicherseits, des Geheimrats Prof. Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert, schon seit seiner frühen Jugend mit den Gegenständen aus der Natur und bereitete sich so schon frühzeitig für seinen künftigen Beruf als Naturforscher vor. Der persönliche Umgang mit dem geistvollen Naturphilosophen v. Schubert, dem begeisterten Kenner und Freund der Natur und vor allem des Menschen, war für die geistige Richtung Rankes in hohem Maße bedeutsam. Im Vaterhause aber wurde durch seinen Vater, den gründlichen Sprachforscher und Kenner des orientalischen und klassischen Altertums, der junge Ranke in die Schönheiten der Weltliteratur, vor allem auch des römisch-griechischen Altertums, und in die durch seinen Onkel Leopold v. Ranke neubelebte kritisch-historische Forschung eingeführt. Bis zu seinem Lebensende hat dieser Geist des Vaterhauses in ihm die Liebe zur Natur, zum Altertum, zur klassischen Literatur und Geschichte wach gehalten.

Nachdem er seine Gymnasialstudien in Ansbach abgeschlossen hatte, bezog Ranke die Universität München, wo ihn bedeutende Lehrer und Forscher, wie Justus von Liebig, Jolly, von Siebold, von Kobell, Schafhäutl, Anton Wagner, aus der naturphilosophischen Vorschule in die exakte Naturforschung einführten. Vor allem war es Liebig, dem er sich zu besonderem Dank verpflichtet fühlte. ‚Seine klare, durch keine vorgefaßte Meinung getrübte Auffassung der Natur und ihrer Vorgänge,' schreibt er selbst, ‚die absolute Abkehr von unbewiesener und nicht zu beweisender Theorie in der Naturbetrachtung ist mir für mein ganzes Leben und Forschen Vorbild und Richtschnur geblieben.' Da es von Anbeginn seines Universitätsstudiums sein Streben und seine Absicht war, die einst so erfolgreiche Lehrtätigkeit seines Großvaters, ausgerüstet mit den Ergebnissen der modernen Forschung, wieder zu beleben, wollte er die Basis seiner Kenntnisse so breit und tief als möglich legen, weshalb er nach mehrjährigen, ausschließlich naturwissenschaftlichen Studien sich der Medizin zuwandte, wobei er in München, Berlin und Paris Schüler der berühmtesten Lehrer und Forscher auf medizinischem Gebiete war. Besonders wertvoll wurde für ihn die nahe Verbindung, die sich zu warmer Freundschaft entwickelnde Verehrung für den Forscher der strengsten naturwissenschaftlichen Kritik, für Rudolf Virchow, unter dessen Angriffen einst die ältere Naturphilosophie erlegen war, und der sich auch der nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder neubelebten natur-

philosophischen Richtung, als der exakten kritischen Naturforschung widerstreitend und schädlich, energisch entgegensetzte. Mit R. Virchow ist Ranke trotz mannigfacher Angriffe der kritischen Methode bis zum Lebensende treugeblieben.

Im Jahre 1861 promovierte er in der medizinischen Fakultät in München und habilitierte sich 1863 daselbst für Physiologie. Wenn er auch vom Beginn seiner Lehrtätigkeit an Vorlesungen über anthropologische Fragen abhielt, so waren doch die ersten Jahre seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in erster Linie physiologischen Fragen gewidmet. Wir verdanken ihm aus dieser Zeit Arbeiten über das Blut, die Nerven- und Sinnestätigkeit sowie über die Ernährungsphysiologie des Menschen und der Tiere. Als zusammenfassende Frucht dieser Tätigkeit erschienen im Jahre 1868 zum ersten Male seine ‚Grundzüge der Physiologie des Menschen', welche noch weitere drei Auflagen erlebten und ins Ungarische übersetzt wurden. Diese Jahre anatomischer und physiologischer Studien legten den Grundstein zu seinen späteren Arbeiten auf anthropologischem Gebiete.

Im Kriegsjahre 1866 kurz vor Beginn des Krieges, den er als Arzt mitmachte, verheiratete er sich mit Anna Bever, der Tochter des Ministerialdirektors von Bever.

Nach dem Tode von Professor J. Beraz, dem Nachfolger Schuberts, im Jahre 1869 wurde ihm dessen Stelle übertragen mit der Aufgabe, die Vorlesungen über Anthropologie und allgemeine Naturgeschichte fortzusetzen.

Seit seiner Habilitation entwickelte Ranke eine *erfolgreiche Lehrtätigkeit*. Er war ein vorzüglicher, wohlwollender, liebenswürdiger Lehrer, der es verstand, in anschaulichem, anregendem Vortrage seine Zuhörer mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung bekannt zu machen. Tausende und aber Tausende Hörer aus allen Fakultäten saßen zu seinen Füßen und erinnern sich noch im hohen Alter mit Freuden an die genußreichen Stunden, welche ihnen Rankes Vorlesungen über Anthropologie bereitet haben.

Bei der Gründung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 18. März 1870 war er mittätig und wurde eine Hauptstütze der neuen Gesellschaft, welche sich mit einer Anzahl von anderen deutschen Vereinen mit gleichen Zielen zur Deutschen anthropologischen Gesellschaft zusammenschloß. Als der Anatom Julius Kollmann im Jahre 1878 dem Rufe nach der Universität in Basel folgte, wurde Ranke in der allgemeinen Versammlung in Kiel zum *Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft* gewählt und führte als solcher zusammen mit Rudolf Virchow und den bedeutendsten Anthropologen Deutschlands bis zum Jahre 1908 die Geschäfte der Gesellschaft zum Segen der anthropologischen Forschung. Auf den allgemeinen Versammlungen referierte er bis zum Jahre 1908 regelmäßig über die Erfolge seiner Arbeiten und gab einen wissenschaftlichen Bericht über die Fortschritte auf anthropologischem Gebiete während des Jahres. Diese wissenschaftlichen Jahresberichte sind eine Fund-

grube für die Geschichte der anthropologischen Forschung; er verstand es, die trockene Aufzählung der Veröffentlichungen zu vermeiden und die Spreu vom Weizen zu sondern; er hat manche kritische Bemerkungen in die Berichte hineinverwoben, die uns Aufschluß geben über seine wissenschaftlichen Anschauungen, so daß derjenige, der einst eine ausführliche Lebensbeschreibung von Rankes Wirken und Denken liefern will, diese Berichte nicht außer acht lassen darf. Auf der Versammlung in Frankfurt a. M. legte er seine Stelle als Generalsekretär nieder und wurde als Anerkennung seiner Verdienste um die Deutsche anthropologische Gesellschaft zu deren Ehrenvorsitzenden gewählt. Auch in der Münchner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte war er lange Jahre als Schriftführer tätig, bis er 1888 zu deren 1. Vorsitzenden gewählt wurde. 22 Jahre führte er erfolgreich den Vorsitz und wurde im Jahre 1910 auch in dieser Gesellschaft durch die Wahl zum Ehrenvorsitzenden ausgezeichnet.

Im engsten Zusammenhang mit seiner Vereinstätigkeit steht die Herausgabe und Schriftleitung des ‚Korrespondenzblattes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft', des ‚Archivs für Anthropologie' und der ‚Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns'. Das ‚Korrespondenzblatt' redigierte er seit 1878, das ‚Archiv' seit dem 14. Band 1883. Im Jahre 1877 beteiligte er sich an der Gründung der ‚Beiträge' durch die Münchner anthropologische Gesellschaft und übernahm mit Professor N. Rüdinger die Schriftleitung.

Um seine anthropologischen Vorlesungen anschaulich zu gestalten, war er von Anfang an bestrebt, anthropologisches und prähistorisches Demonstrationsmaterial zu sammeln. Dieses bildete im Jahre 1885 den Grundstock zu der prähistorischen Abteilung der paläontologischen Sammlung in München, welche im Jahre 1889 als selbständiges Konservatorium dem Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates unter der Leitung Rankes angegliedert wurde. Später erhielt sie den Namen Anthropologisch-prähistorische Sammlung. Bis zu dem Zeitpunkt, wo ein eigener Etat zur Verfügung stand, sorgte der Museumsverein für vorgeschichtliche Altertümer Bayerns, dessen Vorsitzender Ranke war, für die nötigen Mittel. Der Anthropologisch-prähistorischen Staatssammlung widmete Ranke viel Zeit und Arbeitskraft. Er war bestrebt, sie immer besser auszugestalten, zu vermehren und die räumlichen Verhältnisse für seine Schöpfung zu verbessern. Bis zu den letzten Tagen seines Lebens beschäftigte er sich mit der in Aussicht genommenen Neuordnung der prähistorischen Staatssammlung, die den längst gehegten Plan, eine zentrale Übersichtssammlung zu schaffen, zur Ausführung bringen sollte. In dieser Hinsicht hat Ranke schon 1900 bei der Festrede in der Akademie am 28. März folgendes ausgeführt: ‚Sie (die prähistorische Sammlung des Staates) soll eine Zentralsammlung für die Urgeschichte Bayerns — mit Ausschluß des

Römischen — sein oder vielmehr werden. Aber dazu sollen nicht etwa die hauptsächlichsten Altertümer im Original aus allen Landesteilen in ihr vereinigt werden. Es schwebt als Ziel vor, neben den, „ohne im geringsten Eigentumsrechte zu verletzen" oder die berechtigten Interessen der lokalen Sammlungen und Vereine zu stören, erworbenen Originalobjekten — wie solche nach den eben mitgeteilten von dem Königlichen Staatsministerium festgestellten Grundsätzen der prähistorischen Sammlung zukommen sollen — durch naturgetreue plastische Nachbildungen aller wichtigen Originalfunde aus allen urgeschichtlichen Sammlungen des Landes einen Mittelpunkt für vergleichende wissenschaftliche urgeschichtliche (speziell prähistorische) Studien herzustellen.'

Der zielbewußten, erfolgreichen Forscher- und Lehrtätigkeit Rankes auf anthropologischem Gebiete, welche ihm 1882 den Ehrendoktor der philosophischen Fakultät, 2. Sektion eintrug, ist es in erster Linie zu danken, daß im Jahre 1886 an der Universität München die erste ordentliche Professur für Anthropologie errichtet wurde. Nach äußerst anerkennenden Worten über das neuerschienene Werk ‚Der Mensch' äußerte sich R. Virchow über diese für die anthropologische Forschung so wichtige Neugründung auf der allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Stettin folgendermaßen: ‚Freilich hat der Herr Generalsekretär in der Zwischenzeit auch eine andere Anerkennung gefunden; er ist der erste deutsche Professor ordinarius für Anthropologie geworden. Das habe ich die Ehre, der Versammlung mitzuteilen, und ich bitte Sie, daß Sie zur Anerkennung der bayerischen Regierung, die das getan hat, sich von Ihren Sitzen erheben möchten.' (Die Versammlung erhebt sich.) ‚Das ist in der Tat ein nationaler Fortschritt: ein erster deutscher ordentlicher Professor der Anthropologie!'

Im Jahre 1893 wurde J. Ranke in die kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften als außerordentliches, im Jahre 1902 als ordentliches Mitglied gewählt und nahm seit dem Jahre 1894 an den Arbeiten der Akademischen Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns, in welcher er seit 1901 den Vorsitz führte, regen Anteil, bis im Jahre 1908 die Aufgaben der Kommission, die wissenschaftliche Erforschung des vorgeschichtlichen Bayern zu fördern und zu organisieren, von dem neugeordneten und selbständig gewordenen Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns übernommen wurden. Da sich durch die von ihm geförderten Untersuchungen in verschiedenen Höhlen Bayerns herausstellte, daß der Eiszeitmensch im Höhlengebiet Bayerns seine Wohnstätten aufgeschlagen hatte, regte Ranke 1914 bei der k. bayer. Akademie der Wissenschaften mit Erfolg die Gründung einer Kommission für Höhlenforschung an, welche trotz des Krieges unter seinem Vorsitz die in Aussicht genommenen Arbeiten in Angriff nehmen konnte.

Rankes Ruf als Anthropologe ist in weite Kreise gedrungen; es ist

deshalb nicht zu verwundern, daß er Ehrenmitglied in zahlreichen in- und ausländischen Vereinen und Gesellschaften geworden ist und daß ihm Orden und sonstige Auszeichnungen in reichem Maße verliehen wurden.

J. Ranke hatte seinen Studiengang auf breitester Grundlage aufgebaut, da er von Anfang an bestrebt war, nichts nur oberflächlich oder als Meinung sogenannter Autoritäten zu erkennen und anzunehmen, sondern durch selbständige Forschungen möglichst in die Tiefe zu gehen, womöglich auf allen Gebieten, auf denen er sich geistig bewegte, Fachmann, seine eigene Autorität zu sein.

Die auf möglichst viele Fächer ausgedehnte Vorbereitung hat reiche Früchte getragen. Noch in den siebziger Jahren begann Ranke mit der Bearbeitung der in den Ossuarien Bayerns aufbewahrten Schädel der bayerischen Bevölkerung. Abgesehen von kleineren Mitteilungen über seine Ergebnisse veröffentlichte er seine Arbeiten auf diesem Gebiete zuerst in den ersten Bänden der ‚Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns‘; im Jahre 1883 erschienen diese Abhandlungen dann als selbständiges Werk im ersten Bande der ‚Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern‘, dessen zweiter im Jahre 1892 erschienener Band über die gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Schädelgrund, Gehirn- und Gesichtsschädel handelte. Die Arbeiten Rankes über die bayerischen Schädel, über frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau (Sitzungsberichte der math.-phys. Klasse der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, Band XXVII, S. 1—92, 1897), und über die Körpergröße der bayerischen Militärpflichtigen (zur Statistik und Physiologie der Körpergröße der bayerischen Militärpflichtigen in den sieben rechtsrheinischen Regierungsbezirken nach den Vorstellungslisten der k. Oberersatzkommission vom Jahre 1875 in den Beiträgen Band IV 1881) bilden grundlegende Beiträge zur europäischen Rassenkunde und zur Entwicklung der Schädeltypen in einem begrenzten Gebiete. Auf Grund seiner Studien kam er zu der Anschauung, daß wir trotz all der Völkerverschiebungen, welche während der Völkerwanderungsperiode auf bayerischem Boden stattgefunden haben, jetzt nach anderthalb Jahrtausenden in wesentlichen Zügen das gleiche Bild der kraniologischen Verhältnisse wiederfinden, welches vor der Völkerwanderung bestanden hat, und daß trotz der Wirkungen der seit ältester Zeit statthabenden und zum Teil noch heute erkennbaren Völkerverschiebungen im großen und ganzen die Kopfform an der geographischen Provinz haftet, sodaß man von einer ‚Bodenständigkeit der Schädelformen‘ sprechen kann. Aus diesen Ergebnissen erwächst nach Ranke der wissenschaftlichen Forschung die Aufgabe, ‚die Möglichkeit der Kopfumbildung und die in örtlichen Verhältnissen begründeten Ursachen einer solchen festzustellen‘. Als Ursache der alpinen Brachykephalie speziell in Bayern und Tirol betrachtete Ranke die Einflüsse und Einwirkungen des Lebens im Hochgebirge, welche eine aufrechte, senkrechte Kopfhaltung bedingen, was zu einer mehr oder minder senkrechten Aufrichtung der Hinterhauptschuppe führt und

so ein Moment zur Verminderung der Dolichokephalie und zur Erzeugung wahrer Brachykephalie darstellt. Die starke Abplattung des Hinterhauptes der modernen bayerischen Bevölkerung führte er auf die volkstümliche Bettung der Neugebornen und zartesten Kinder zurück, bei welchen der Kopf auf dem Hinterhaupt aufruht und sich dieses gegen die Unterlage mehr oder weniger plattdrückt. Auf die gleiche Ursache der volkstümlichen Bettung der Kinder konnte er die starke Brachykephalie der alten Peruaner zurückführen, obwohl deren angeborene Schädelform zur Meso- und Dolichokephalie neigt. (Über altperuanische Schädel von Ancon und Pachacamac. Abh. d. k. b. Akad. d. Wiss., Bd. XX, Abt. III und Bd. XXIII.) Für wichtiger als die äußeren Einflüsse auf die Kopfbildung hielt Ranke die Wirkungen innerer Ursachen. ‚Wir können diese,' schreibt er, ‚in ihrer Gesamtheit als Kultureinflüsse bezeichnen: Die Natur hat im allgemeinen die Tendenz, die Schädel breiter und runder, brachykephaler zu gestalten.' Die Kultur wirkt vermindernd auf das Wachstum der Kauwerkzeuge und steigernd auf das Wachstum des Gehirns, wodurch der Schädel breiter wird. Ranke vertrat demnach im Gegensatz zu der lediglich auf Unkenntnis des wahren Sachverhaltes begründeten Lehre anthropologischer Dilettanten von der angeblichen physischen und geistigen Herrenform der Dolichokephalie die Anschauung, daß für Europa Dolichokephalie und Brachykephalie keine Rassencharaktere sind. Beide Kopfformen sind primär durch den Wohnort bedingt, wozu dann noch äußere und innere Einwirkungen kommen. (Zur Rassenfrage. Über Umbildung der Kopfform, Frühling Jhrg. 1. 1908).

Mit besonderer Befriedigung dachte Ranke an die gemeinsam mit dem Verfasser ausgeführten Untersuchungen im Dom zu Speyer, in der Alexanderkirche zu Zweibrücken und im Dome zu Worms, wobei es galt, in den von den Franzosen zerstörten Gruften die Überreste historischer Persönlichkeiten zu identifizieren. Es sei besonders darauf hingewiesen, daß es uns gelungen ist, die zerstreuten Überreste Rudolphs von Habsburg, soweit sie noch vorhanden waren, festzustellen und der neuen feierlichen Bestattung zuzuführen. (H. Grauert: Die Kaisergräber im Dome zu Speyer. Sitzungsberichte der philos.-philol. u. histor. Klasse der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1900. — G. Roth: Die Fürstengräber der Alexanderkirche zu Zweibrücken. — J. Ranke und F. Birkner: Untersuchung der Skelettreste aus der Dalberg-Gruft. Vom Rhein. 12. Jhrg. Feb. 1913. — F. Birkner: Anthropologie und Geschichtsforschung. Festschrift der Görresgesellschaft für Georg von Hertling 1913.)

Die letzten Monate seines Lebens widmete Ranke noch der Untersuchung von Schädeln und Mumien aus Ägypten, welche die Anthropologisch-prähistorische Sammlung des Staates in München durch Prof. Frizzi und Prof. Elliot Smith erhalten hat; leider war es ihm nicht mehr gegönnt, diese Arbeit zu vollenden.

Rankes Arbeiten auf prähistorischem Gebiete sind weniger zahlreich als die somatisch-anthropologischen. Sein Hauptverdienst liegt

hier in der Anregung und Förderung der Erforschung der Vorgeschichte Bayerns. Durch seine ‚Anleitung an der Hand klassischer Beispiele zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Beobachtungen im Gebiete der deutschen und österreichischen Alpen‘ (Wien 1881) gab er Veranlassung zur Gründung einer Anzahl von Vereinen und Gesellschaften, welche sich mit vorgeschichtlicher Forschung befaßten. Eine Reihe von Männern aus den verschiedensten Berufsklassen wurden angeregt, ihre freie Zeit diesem interessanten Zweige der Erforschung der vaterländischen Kultur zu widmen, und wertvolle Ergebnisse sind durch diese Mitarbeit von Freunden und Helfern der vorgeschichtlichen Forschung erzielt worden. Besonders erfolgreich war Rankes Tätigkeit als Direktor der durch ihn gegründeten Anthropologisch-prähistorischen Sammlung des Staates und als Vorsitzender der akademischen Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns. Durch Zusammenstellung aller in den bayerischen Museen zerstreuten Steinwerkzeuge hat er den Beweis geliefert, daß auch in Bayern der Mensch der jüngeren Steinzeit gelebt hat. (Die vorgeschichtliche Steinzeit im rechtsrheinischen Bayern, Beiträge Band III, 1880). Schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beschäftigte er sich eingehend mit den Ergebnissen der Höhlenforschung in Bayern (Die natürlichen Höhlen in Bayern. Zwergloch und Hasenloch bei Pottenstein in Oberfranken. Beiträge Band II; Die Felsenwohnungen der jüngeren Steinzeit in der fränkischen Schweiz. Beiträge Band III) und seit dieser Zeit hat er alle Bestrebungen auf diesem Gebiete in nachdrücklichster Weise unterstützt. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hat er, wie schon erwähnt, die Gründung einer eigenen akademischen Kommission für Höhlenforschung in Bayern angeregt und deren Leitung übernommen.

Die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen sowie die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gesamtgebiete der Anthropologie überhaupt, hat er in fesselnder, anregender Sprache in dem epochemachenden, zweibändigen Werke ‚Der Mensch‘ niedergelegt, von dem R. Virchow in der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Stettin 1886 sagte, daß ein derartiges Werk bisher in der Vollständigkeit überhaupt nicht vorhanden war. ‚Das will ich aber sagen‘, fuhr R. Virchow fort, ‚daß die Deutsche anthropologische Gesellschaft glücklich ist, ein solches Buch zu besitzen und stolz darauf, daß es in Deutschland gemacht worden ist, und besonders stolz darauf, daß ihr Generalsekretär es war.‘ Das Werk kann in der Tat als ein wohlgelungener Versuch bezeichnet werden, die anthropologischen Fragen und deren anatomisch-physiologischen Grundlagen dem großen Kreis derjenigen, welche sich für die Wissenschaft vom Menschen interessieren, in angenehmer Form zur Kenntnis zu bringen. Die hohe Wertschätzung, die das Werk gewonnen hat, läßt sich aus der Tatsache ersehen, daß es drei Auflagen erlebte und in verschiedene fremde Sprachen übersetzt wurde. In die letzte Auflage, die erst in den Jahren 1911/12 erschienen ist, hat Ranke noch alle modernen wirklichen Errungenschaften

der anthropologischen und prähistorischen Forschung hineinverarbeitet, so daß auch die neue Auflage ein treues Spiegelbild der Wissenschaft vom Menschen darstellt.

Der Forschungstätigkeit Rankes verdankt die Anthropologie eine Reihe wichtiger Arbeiten über einzelne Gebiete; es ist aber auch von Interesse, wie sich der Altmeister der Anthropologie zu den allgemeinen Problemen der anthropologischen Forschung stellt. Seine Stellungnahme zu den für den Fortschritt in der Wissenschaft notwendigen Hypothesen ergibt sich aus dem Vorwort zur 1. Auflage seines Werkes ‚Der Mensch'. Er schreibt dort: ‚Gemäß dem Ausspruch des Altmeisters in der Wissenschaft vom animalen Leben, Johannes Müller: „Die Hypothese gehört nur in das Laboratorium des Forschers", wurden die Hypothesen aus den Darstellungen der Forschungsergebnisse, soweit irgend tunlich, ausgeschlossen.' Er verkannte also nicht den Wert der Hypothesen für die wissenschaftliche Arbeit; er hielt es aber für bedenklich, wenn hypothetische Annahmen dem großen Kreis der Laien vorgetragen werden, die nicht imstande sind, den Wert oder Unwert nachzuprüfen. Die Erkenntnis von der Gefahr, welche Hypothesen, und mögen sie noch so geistreich sein, in Laienkreisen anrichten können, veranlaßten Ranke auf der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau 1899 den Ausführungen von H. Klaatsch über die ‚Menschwerdung' in sonst bei ihm nicht gewohnter Schärfe entgegenzutreten. Da seine Ausführungen zugleich seine Anschauung über die Aufgaben der Forschung und über das Alter des Menschen wiedergeben, mögen sie hier wiederholt werden.

‚Ich glaube, der Gesellschaft wird von vorneherein klar geworden sein, welch tiefe Gegensätze zwischen dieser eben ausgesprochenen Anschauung und der im allgemeinen in unserer Gesellschaft vertretenen Anschauung und Methode der Forschung bestehen. Während uns hier ein schönes Bild der Vergangenheit und vielleicht der Zukunft gezeigt, während uns hier ein phantasievolles Gemälde nach allen Seiten hin ausgeführt wird, suchen wir im allgemeinen nicht nach Theorien, sondern nach Tatsachen. Die Tatsachen aber, auf welchen die geistvolle Theorie des Herrn Klaatsch aufgebaut werden soll, sind bis jetzt keineswegs vorhanden, und ich muß dagegen protestieren, als ob von seiten der Zoologie und Paläontologie diese Tatsachen bis jetzt wirklich geliefert seien, ebensowenig wie von seiten der Anatomie. Auch dagegen muß ich protestieren, daß überhaupt auf dem Wege naturwissenschaftlicher Forschung das Alter des Menschen schon sicher bestimmt worden wäre. Wir sind, wie auch die Diskussionen dieses Kongresses wieder ergeben haben, in unseren Forschungen über das Alter des Menschen nicht sehr weit vorgedrungen in das Alter der Welt; auch in neuerer Zeit sind wir noch nicht über die letzte Interglazialzeit und die letzte Glazialperiode hinausgekommen mit dem, was wir über den Menschen wissen. Alles andere ist für uns zunächst noch Hypothese, und wenn daraus schon ein wirklich vollkommenes Bild abgeleitet werden will, so ist das eine Phantasie.'

Rankes naturwissenschaftliche Denkweise konnte sich der modernen Entwicklungslehre nicht anschließen. Für ihn waren die durch Einzelforschung aufgedeckten Ähnlichkeiten zwischen den verschiedensten Tierklassen keine Beweise einer genetischen Abstammung, sondern Beweise für ein einheitliches Baugesetz in der animalen Welt. ‚Die Grundlage aller in diesem Buche enthaltenen Betrachtungen,‘ schreibt er im Vorwort zum „Der Mensch“, ‚bildet der allgemein anerkannte Satz, daß in gesetzmäßiger d. h. logischer Weise die gesamte animale Welt in körperlicher Beziehung zu einer idealen Einheit zusammengeschlossen ist, an deren Spitze der Mensch steht. In diesem Sinne ist das Tierreich der zergliederte Mensch und der Mensch das Paradigma des gesamten Tierreiches.‘

Während es Mode geworden war, bei einem Vergleich zwischen Mensch und Tier, vor allem zwischen Mensch und Affe, die Ähnlichkeiten und Gleichheiten in den Vordergrund zu stellen, legte J. Ranke auf die Verschiedenheiten das Hauptgewicht. Durch seine Untersuchungen vor allem über die Halswirbelsäule (Zur Anthropologie der Halswirbelsäule. Sitzungsberichte d. math.-phys. Kl. der k. bayer. Akad. d. Wiss. 1895, Bd. XXV) wurde die Wichtigkeit der Hirnentwicklung für die menschlichen Körpereigentümlichkeiten bewiesen. Die zentrale Stellung des Hinterhauptsloches bei dem Menschen ist nach diesen Untersuchungen bedingt durch die den Menschen charakterisierende Gehirnentwicklung. Auf der zentralen Lage des Hinterhauptsloches an der Schädelbasis d. h. der beiden seitlich von ihm stehenden Gelenkhöcker des Schädels, der Condylen, welche mit der Wirbelsäule im Atlasgelenk sich verbinden, beruht aber nach Ranke mechanisch die Möglichkeit der mühelosen Balanzierung des Schädels bei der aufrechten Körperhaltung und damit der typischen aufrechten Ruhestellung des menschlichen Körpers im ganzen, durch welche dann weiter seine spezifische äußere und innere Körper- und Organgestaltung bedingt ist. Das Gehirn beherrscht somit mechanisch die gesamte typisch-menschliche Körperentwicklung. Da das Gehirn nicht nur die physische Körperform, sondern auch die psychische Stellung des Menschen in der animalen Welt begründet, so wandte Ranke zur Charakterisierung des Gesamtverhältnisses der menschlichen Eigentümlichkeiten die von Richard Owen erfundene Bezeichnung Archenkephalie (Hirnherrschaft) an; er bezeichnete an anderer Stelle den Menschen als ‚Gehirnwesen‘, während die übrigen animalen Wesen als ‚Darmwesen‘ bezeichnet werden können. (Über die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen usw. Kor.-Blatt d. deutschen anthr. Ges. 1894).

Als Ranke bei seinen Arbeiten über die Verknöcherung des Schädeldaches (Die überzähligen Hautknochen des menschlichen Schädeldaches, Abh. d. k. bayer. Akad. d. Wiss. Bd. XX; Über das Interparietale und die Verknöcherung des Schädeldaches bei Affen, Sitzungsbericht d. k. bayer. Akad. d. Wiss. math.-phys. Kl. 1913) fand, daß das menschliche Schädeldach aus Elementarknochen sich zusammensetzt, die bei niederen Wirbeltieren, Fischen und namentlich Knorpelganoiden dauernd und individualisiert bleiben, beim

Menschen und den höheren Wirbeltieren aber normal nur während des Fötallebens gesondert erscheinen und nur unter seltenen Wachstumsbedingungen während des nachembryonalen Lebens und im erwachsenen Alter ihre Selbständigkeit behaupten, wurde die Veröffentlichung dieser Beobachtung dahin ausgelegt, daß Ranke den Menschen von den niederen Wirbeltieren ableite. Dagegen verwahrte sich Ranke, indem er auf den im Vorwort zu dem Werke ‚Der Mensch' veröffentlichten Satz über die ideale Einheit der animalen Welt hinwies und außerdem betonte, daß seine Untersuchungen des Schädels des Menschen in einem gewissen Gegensatz stehen gegen die populäre Auffassung von den ‚Postulaten' der Entwicklungstheorie. ‚Während nach diesen', schreibt er, ‚ein Fortschritt von einfacheren Verhältnissen zu komplizierteren selbstverständlich erscheint, welch letztere als Neuerscheinungen gewertet werden, tritt uns nach meinen Ergebnissen bei den Hautknochen des Schädeldaches ein Reduktionsvorgang entgegen: Die Bildungsverhältnisse sind auf unteren paläontologischen und niedrigen systematischen Stufen besonders kompliziert und werden in den höheren und höchsten systematischen Stufen durch Reduktion wesentlich vereinfacht. Aber individuelle Entwicklungsgeschichte und individuelle Variationen des Baues im nachembryonalen Leben lassen das primäre komplizierte Baugesetz auch bei den reduzierten Formen noch hervortreten.' Wie hinsichtlich des Schädeldaches des Menschen, so hat J. Ranke für den ganzen Schädel auf Grund seiner auf entwicklungsgeschichtlichen, vergleichend-anatomischen und anatomisch-morphologischen Vergleichen beruhenden Arbeiten die Anschauung vertreten, daß die höchste Form der Schädelbildung, die menschliche, der gemeinschaftliche Ausgangspunkt für die Schädelentwicklung der gesamten Säugetierreihe ist, nicht umgekehrt wie es die landläufige Auslegung der Entwicklungslehre annimmt.

Ranke war nicht ein Gegner der Entwicklungslehre selbst, er hat nur stets abgelehnt, den unbewiesenen, vielleicht sogar unbeweisbaren Stammbäumen und Abstammungshypothesen, wie sie von manchen Forschern, vor allem aber von Schriftstellern, welche in populärer Form über die anthropologischen Probleme schrieben, veröffentlicht worden sind, eine größere Bedeutung beizulegen, als sie als Hypothesen und Meinungen verdienen.

Hinsichtlich des Menschengeschlechts und des Verhältnisses der Menschenrassen zueinander stand er auf dem Standpunkt, daß uns die Gesamtheit der körperlichen Differenzen innerhalb des Menschengeschlechts als eine in sich geschlossene Reihe erscheint, in der wir Trennungen der einzelnen Formen voneinander nur durch mehr oder weniger willkürlich gezogene Scheidelinien veranstalten können; er tritt für die Einheitlichkeit des Menschengeschlechts ein. Auch innerhalb des Menschengeschlechts fand er hinsichtlich des Schädels die Annahme der modernen Entwicklungslehre nicht bestätigt, auch in dieser Hinsicht wies er auf Grund seiner exakten Forschungen darauf hin, ‚daß in der individuellen Entwicklung der Schädelform bei jedem Menschen sich in allen wesentlichen Grund-

zügen die Gesamtreihe der Schädelformen ergibt, welche uns als Rassenformen bei den Erwachsenen entgegentreten.' Aber der Ausgangspunkt ist nicht die niedere Tierform, sondern die Form des extrem-menschlichen Typus. Er betonte deshalb auch, daß man die Halbmenschen als Vorläufer des heutigen Menschen sowohl im Tertiär als auch im Diluvium vergeblich gesucht habe, an deren Stelle hat man die diluvialen Urrassen Europas kennen gelernt, die durch ihre bedeutende Hirnmasse sich als würdige Urahnen der heutigen europäischen Kulturvölker ausweisen. Er schreibt im 2. Bande seines Werkes ‚Der Mensch': ‚An Stelle eines affenähnlichen, vielleicht noch als halbes Klettertier auf Bäumen nistenden Geschöpfes mit überlangen Armen, kurzen Beinen und Kletterdaumen am Fuße, wie ihn die Phantasie mancher Schöpfungstheoretiker sich wohl ausmalte, tritt uns der Urmensch Europas in der kraftvollen, hirnreichen Neandertalrasse und in seinen zahlreichsten Vertretern, in der edelgeformten „merkwürdigschönen" Rasse von Cromagnon entgegen. An Stelle eines auf niedriger, halb tierischer Stufe stehenden Gehirns, wie es die Theorie der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit zu fordern schien, zeigte es sich, daß der Inhalt der diluvialen Schädel denjenigen der heutigen Westeuropäer übertrifft.'

Entgegen der Methode der Entwicklungstheoretiker, welche alle individuellen und rassenhaften Unterschiede als Rückschläge auf die Zustände tierischer Ahnen erklären zu müssen glauben, stellte Ranke die Forderung auf, daß zuerst festgestellt werden müsse, ob diese Eigentümlichkeiten sich aus der individuellen Entwicklungsgeschichte des Einzelnen, die mit einer gewissen Sicherheit festgestellt werden kann, erklären lassen, erst wenn diese Quelle für die Erklärung der Eigentümlichkeiten versagt, ist es gerechtfertigt, auf eine hypothetische Stammesentwicklung zurückzugreifen. Schon im Jahre 1892 hat Ranke in der naturwissenschaftlichen Fakultät der Münchner Universität die Preisaufgabe gestellt: ‚Durch neuere Untersuchungen ist festgestellt worden, daß einige sogenannte individuelle und rassenhafte Eigenschaften des Menschen sich entwicklungsgeschichtlich als Hemmungs- oder Exzeßbildung erklären. Es wird nun die Aufgabe gestellt, wenn möglich weitere Beweise für diese neugewonnene wissenschaftliche Anschauung beizubringen.' Die mit dem Preise gekrönte Lösung durch den Verfasser dieser Zeilen hat die Annahme Rankes bestätigt, und auch die sonstigen Arbeiten von Ranke selbst und von seinen Schülern haben stets zu dem Ergebnis geführt, daß sich die *rassenhaften Eigentümlichkeiten des* Menschen als *Stadien der individuellen Entwicklung* erklären lassen, ohne daß man zu Schlagwörtern wie Atavismus, Rückschlag auf tierische Ahnen usw. greifen muß.

Ranke war ein *Gegner der ‚modernen' Rassentheoretiker*, ‚an deren Spitze der Franzose Gobineau und der Engländer Chamberlain stehen', deren Lehren ein Ausdruck sind für die in neuerer Zeit in erschreckender Weise angewachsenen völkertrennenden Instinkte'. Er war ein Gegner aller Bestrebungen, die anthropologische Forschung in das politische und

religiöse Gebiet hineinzuzerren und hat diese seine Anschauung, welche er schon im Vorwort zur ersten Auflage seines Werkes ‚Der Mensch' zum Ausdruck gebracht hat, bis an sein Lebensende trotz aller Angriffe vertreten. In der vor kurzem im Archiv für Anthropologie (N. F. Bd. XV, 1916) erschienenen Besprechung von F. Hertz ‚Rasse und Kultur' schrieb er noch: ‚Es wird in schroffem Gegensatz zu den Tatsachen der Anthropologie „die Lehre gepredigt, daß innerhalb der Menschheit, ja innerhalb der Nationen, unüberbrückbare Abgründe liegen und Rassengegensätze walten, die jeder Versöhnung widerstreben". So wurde Feindschaft zwischen den Nationen und Völkern gesät, und wir sehen die Folgen in dem schrecklichen uns aufgedrungenen Kriege, in dem angeblichen instinktiven Rassenhaß zwischen den „germanischen" Deutschen und den „keltischen" Engländern, deren enge Blutsverwandtschaft und gemeinsame kulturelle Arbeit dem Friedensjahrhundert seit der gemeinsamen Niederringung der Napoleonischen Übermacht die Signatur aufgedrückt hat. Ein ähnlich offenkundiger Unsinn ist es, wenn man in unserem Volke einen Gegensatz zwischen den „minderbegabten" Kurzköpfen und den „höher veranlagten" Langköpfen zu konstruieren versucht hat. Die herrlichen Erfolge unserer Heere gegen eine Welt von Feinden, wobei in treuester Waffenbrüderschaft alle Stämme und alle Einzelnen, mögen sie kurz- oder langköpfig sein, zusammenstehen, werden auch mit diesem lächerlichen Vorurteil aufräumen, das in keiner Weise tatsächlich begründet ist oder sich begründen lassen kann.'

J. Ranke gehörte zu jener älteren Schule, von der E. Fischer in seinem Nachrufe für H. Klaatsch in der Zeitschrift für Ethnologie (1915) sagt, daß deren Träger in mühevoller Einzelarbeit das Material beischafften, das dann die jüngere zu ihren Einzelvergleichungen brauchen konnte. Ranke war nicht dagegen, ‚daß auch in der deutschen Anthropologie die Untersuchung der fossilen Hominiden, der Paläolithen, der vergleichenden Primatenmorphologie die ihnen gebührende Stellung einnimmt', im Gegenteil, er hat derartige Forschungen gefördert. Er war aber gegen die Art und Weise der Verwertung dieser Forschung, wie sie von der jüngeren Schule in der Wissenschaft zur Geltung kam. Ob der Weg der älteren oder der der jüngeren Schule der richtige ist, darüber wird die Zukunft entscheiden. Obwohl Ranke von der Naturphilosophischen Schule zur exakten Forschung kam, widerstand er bis zu seinem Lebensende der Versuchung, die Wege der rein naturwissenschaftlichen Forschung zu verlassen und zu den spekulativen Methoden der wiedererwachten Naturphilosophie zurückzukehren. Er fand seine Befriedigung in dem Bewußtsein, durch eifrige Forschertätigkeit die Wissenschaft vom Menschen gefördert zu haben, ohne daß es ihn gelüstete, in Gefahr zu kommen, auf dem gefährlichen Boden der Hypothesen in die Irre zu gehen.

Seine Arbeiten auf naturwissenschaftlichem Gebiete hinderten ihn nicht, an der christlichen Religion festzuhalten und an dem Leben seiner kirchlichen Gemeinschaft teilzunehmen. Bei der akademischen Feier der Vollendung

seines hundertsten Semesters als Universitätslehrer sprach er es öffentlich aus, daß ein Hauptziel seiner Lehr- und Forschertätigkeit gewesen sei, durch die Tat zu beweisen, daß naturwissenschaftliche Forschung und christlicher Glaube sich nicht ausschließen.

Alle diejenigen, welche das Glück hatten, mit ihm im Leben in Verbindung zu treten, werden ihm als liebenswürdigen, treuen Freund und Kollegen, als wohlwollenden Lehrer und Vorgesetzten im Herzen ein dauerndes Andenken bewahren.

Treuschwur.

Öffne das Herz mir im Stich,
Nimm, Herr, mein pulsendes Blut,
Laß mich ersterben, eh ich
Schreibe dem Feinde mich gut!

Eh daß ein trübender Hauch
Blankes Gewaffen mir färbt,
Schwinde mein Dasein wie Rauch,
Sei ich des Odems enterbt!

Reinhard Johannes Sorge
(gefallen am 20. Juli 1916.)

Kleine Bausteine

Das Dienstjahr der Frauen
Von J. Graßl

Fast alle Frauen, die über das weibliche Dienstjahr sprechen, gehen von der Militärpflicht des Mannes als Analogon aus. Die Militärpflicht des Mannes ist nicht Endzweck, sondern lediglich Mittel zum Zwecke. Der Zweck des Militärjahres ist, Soldaten zu bekommen, die die Verteidigung des Vaterlandes übernehmen und in der Verteidigung ihr Leben lassen. So schön und süß der Tod für das Vaterland ist, er kostet immer das Höchste, was der Mensch auf dieser Welt hat, das Leben. Es liegt nicht im Belieben des Soldaten, sein Leben zu opfern oder nicht. Der Tod wird erzwungen. Auch das Dienstjahr der Frau ist nicht Endzweck, sondern lediglich Mittel zum Zwecke. Der Zweck der staatlichen Frauendurchbildung kann nur die Ausübung der im Durchbildungsjahr gewonnenen Kenntnisse im Leben sein. Hierin stimmen wohl alle Frauen mit ihren Anforderungen nach einem Dienstjahr überein. Sie wollen aber gar nichts davon wissen, daß der Staat, der doch die Kosten der Ausbildung übernehmen muß, ähnlich als wie bei den Männern die zwangsweise Durchführung des Gelernten fordern muß. Als ich einer führenden Dame einmal die Berechtigung der Forderung des weiblichen Dienstjahres zugestand unter der Bedingung, daß sie das Gelernte auch praktisch ausüben müsse, daß sie also selbst ihren Haushalt führen müßte — da — ja da! — Ich schweige aus angeborener Höflichkeit über das, was man mir zur Antwort gab. Unmöglich kann der Staat so schwere Lasten auf sich nehmen und dann den Nutzen dieser Belehrung von dem Willen der einzelnen abhängig machen. Das weibliche Zwangsjahr führt naturgemäß zur zwangsmäßigen Ausübung der Koch- und Hauswirtschaftskurse durch die Frau auch dann, wenn diese Frau durch den Verdienst ihres Mannes oder ihres Vaters ‚es nicht nötig hätte'. Daß dieser Zwang zur Ausübung der Hauswirtschaft nur eine Gesundung in der sozialen Schichtung der Frau bringen würde, glaube ich fest. Der Unterschied zwischen den Geschlechtsgenossen der Frau ist wesentlich größer als der des Mannes, ist noch viel mehr von der Schmarotzereigenschaft mitbedingt als bei dem Manne.

Ob nicht doch hie und da eine Frau, die jetzt durch Dienstpersonal ihre häuslichen Pflichten erfüllen läßt und dafür in Vereinen Reden hält, von dem notwendigen Ende ihrer Forderung abgebracht wird? Als der Inhalt des weiblichen Dienstjahres wird in der Mehrzahl der Fälle, die ich überschauen konnte, die Hausfrauenfertigkeit in ihrer Gesamtheit angegeben. Dagegen ist nichts einzuwenden; im Gegenteil jedermann, der Gelegenheit hat, mit Frauen der verschiedensten Standesklassen zusammenzukommen, wird rückhaltlos das Bedürfnis nach besserer Durchbildung anerkennen.

Aber es ist geradezu überhebend, wenn die Frauen der Unterschichte als die hauptsächlichst Unterrichtsbedürftigen hingestellt werden. Auch die Militärpflicht des Mannes umfaßt die ganze Männerwelt, so weit sie dazu tauglich ist. Bekanntlich werden in Deutschland im Frieden etwa 50 % der gestellungspflichtigen Jünglinge zum Waffenhandwerk herangezogen; die übrigen werden hievon befreit. Die Auswahl geschieht nach dem Grade der körperlichen Tauglichkeit zu dem Endzwecke, der Verteidigung des Vaterlandes. Auch die Frauenwelt wird damit rechnen müssen, daß der Zwang zum Dienstjahr auch bei ihr eingeschränkt wird, daß eine große Zahl der Frauen von diesem Zwange befreit wird. Und ähnlich wie bei dem Manne wird auch bei der Frau die körperliche und geistige Tauglichkeit zur Ausübung der im Dienstjahr erworbenen Kenntnisse während des Lebens der Auswahl-Gesichtspunkt bleiben müssen. Man wird also auch bei dem Mädchen eine Art Dienstjahr-Musterung annehmen müssen und auch hier wird dem Arzte oder der Ärztin eine entscheidende Stimme einzuräumen sein und diesem Arzte wird öffentlicher Charakter zuzuerkennen sein und die Musterung wird mit Sicherheitsmaßregeln zu umgeben sein. Wir beamteten Ärzte werden also in der Wertschätzung steigen müssen. — Durchschnittlich dürften in Deutschland eine Million Mädchen jährlich zu mustern sein, inbegriffen der zur Entscheidung Zurückgestellten; einberufen dürfte der dritte Teil werden. Anfangs wird zwar der Begriff der Tauglichkeit zur hauswirtschaftlichen Tätigkeit in seiner Entwickelung Schwierigkeiten machen, doch sind diese Schwierigkeiten nicht grundsätzlicher Natur. Viel ernster ist der Umstand zu nehmen, daß bei dem Mann die Auswahl zur Waffentauglichkeit mit verschwindender Ausnahme eine Hemmung in seinem wirtschaftlichen Leben bedeutet, also durch den Waffendienst eine Art Ausgleich zwischen den körperlich-mindertauglichen Nicht-Waffenpflichtigen und den körperlich höher entwickelten Waffenpflichtigen herbeigeführt wird, daß dagegen bei den Mädchen gerade das Gegenteil stattfindet. Die weit überwiegende Mehrzahl der Mädchen kommt zur Ehe und dadurch zur Ausübung der hauswirtschaftlichen Tätigkeit, also zur Gelegenheit der praktischen Durchführung des Gelernten. Diese Mädchen haben also vor den nicht dienstfähigen Mädchen einen großen Vorsprung; sie werden — sofern das Dienstjahr, was ja Voraussetzung ist, praktischen Nutzen hat — die nicht Einberufenen hart bedrängen, deren Verheiratungsmöglichkeit herabsetzen. Es wird sich fragen, wie sich die Männerwelt gegen die Abgelehnten stellt. Es ist möglich, daß der Mann sich scheut, eine Abgelehnte zur Gattin zu nehmen, und daß gerade dadurch indirekt eine starke Auswahl der Bräute stattfindet und eine Verbesserung der Erbmassen. Andererseits läuft die Abgelehnte Gefahr, sozial und gesellschaftlich und wirtschaftlich tiefer zu sinken. Jedenfalls ist nach meiner Auffassung die Frage wichtig genug, sie *vor* der Einführung des Dienstjahres eingehend zu beraten. Sehr einschneidend in die Frauenverhältnisse wird auch die Art und Weise der Durchführung wirken. Fast allen Schriftstellerinnen und Rednerinnen, die sich über den Gegenstand äußern, schwebt für die Mehrzahl

der Dienstjahrteilnehmerinnen ein Internat vor, auf gut deutsch die Kasernierung. Schon bei unsern jungen Männern bringt die Kasernierung hohe sittliche Gefahren, vor denen kein wahrer Freund des Volkes vorbeigehen darf. Nun sind aber unsere Soldaten mit 20 Jahren in ihrer sittlichen Anschauung viel homogener als die Mädchen. Der junge Soldat hat in der Regel ein gereiftes, zum mindesten geheimes Geschlechtsleben hinter sich, wenn er in die Kaserne tritt. Die Mädchen aus guten bürgerlichen Kreisen oder aus Beamtenfamilien sind unberührt; einige Mädchen sind mit den Jahren, in denen sie ihr Jahr abdienen sollen, bereits dem Laster verfallen. Die Gefahr der sittlichen Ansteckung ist um so größer, als auch die Mädchen der guten Gesellschaftskreise der Vollreife nahekommen. Dazu kommt noch ein weiterer für das Leben äußerst wichtiger Umstand: die Mädchen sollen dem Haushalt in der Ehe vorstehen. Die Ehe ist also für sie ein Beruf. Zur Ehe gehört aber die Gattenwahl. Gottlob, daß wir so weit sind, unsere Kinder nicht mehr zu verkaufen, sondern ihnen ein Mitbestimmungsrecht einzuräumen. Die Ausführung des Rechtes der Gattenwahl erfordert aber eine gewisse praktische Ausübung. Wir dürfen unsere Mädchen in den Jahren der Geschlechtsreife nicht puritanisch absondern, wir müssen ihnen zu ihrem eigenen Wohl eine gewisse Bewegungsfreiheit einräumen. Da erhebt sich nun die Frage in der Praxis, wie groß diese Bewegungsfreiheit sein darf. Die Ansichten darüber gehen weit je nach Stand, Land und allgemeiner Lebensauffassung auseinander. Man stellt sich das Internat als eine Nebenanstalt klösterlicher Institute vor. Ob die Nonnen so ausnahmslos die Fähigkeit haben, Mädchen in diesen Jahren zu leiten, ist noch lange nicht ausgemacht. Oder an Stelle der Nonnen übernehmen jungfräulich gebliebene Damen die Leitung mit ihren im Grunde genommen oft nicht viel geringeren Anforderungen an die ‚Sittsamkeit' ihrer Pflegeschülerinnen. Wenn schon die eigenen Eltern oft in der Behandlung ihrer Töchter in diesen Jahren sorgenvoll sind, welche Sorgen erwachsen, wenn fremde Frauen schematisch die Leitung übernehmen! Es ist sehr zu befürchten, daß die allgemeine Sittlichkeit unserer Frauen durch das Dienstjahr fällt. Man nehme solche Befürchtungen nicht auf die leichte Schulter; sie dürften letzten Endes tiefer eingreifen in das Volksleben, als man gemeinhin glaubt. Etwas abschwächen kann man ja die Gefahr durch Abtrennung der vermutlich bereits geschlechtstätigen Mädchen. Die Schwierigkeit und die Deklassierung dieser Absonderungen ist aber praktisch tief eingreifend.

Nicht ohne Einfluß auf das zukünftige nationale Leben wäre das weibliche Dienstjahr in Bezug auf die wirtschaftlichen Verhältnisse. Schon die Finanzen des Staates werden stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Die einmaligen Ausgaben würden sicher eine Milliarde in Anspruch nehmen, die Jahresausgaben — den ausfallenden Gewinst mitgerechnet — würden eine halbe Milliarde betragen. Aber bei einer Sache, die nationale Bedeutung hat, dürften diese hohen Ausgaben nicht ausschlaggebend sein. Viel größer wäre die Rückwirkung auf die Erwerbsverhältnisse. Um diese Rückwirkung

im großen ganzen kennen zu lernen, ist eine Skizze der gedachten Ausbildung notwendig.

Da die Ausbildung nicht Selbstzweck ist, sondern lediglich Mittel zum Zwecke, muß sie sich an den Zweck anpassen. Der Zweck ist aber der Haushalt in der Ehe. Aber dieser Haushalt kann kein uniformer sein, sondern ist je nach dem Stande, den Erwerbsmöglichkeiten, dem Klima, den Bodenprodukten verschieden. Die Ausscheidung muß also nicht bloß nach der körperlichen Tauglichkeit, der sittlichen Beschaffenheit der Zöglinge, sondern auch nach dem Stande stattfinden. Man kann und darf dem Bauernmädchen nicht die Küche des Kleinbeamten lernen, der Tochter des Kleinbeamten nicht die des Großbauers. Damit wird eine weitere Bresche in die Einheit und damit in die völkische Wirksamkeit des Jahres gesprengt, im Gegensatz zu dem Dienstjahr des Mannes, der nicht praktische, bürgerliche Erfolge beabsichtigt, sondern lediglich den einen Gedanken der Waffentauglichkeit verfolgt.

Nehmen wir nun an, daß 70 Bauernmädchen in einer Mädchenkaserne zur Teilnahme an dem Pflichtjahr versammelt sind. Hier können sie Unterricht und Anleitung finden in der Behandlung der Küche, der Wäsche, der Wohnung, des Kindes und des Familienkranken. Da für die beiden letzteren Zweige das Material fehlt, kann lediglich ein theoretischer Unterricht in der Hauptsache stattfinden. Der praktische Teil beschränkt sich auf die drei ersten Abschnitte. Man mag es machen wie man will, man wird 70 gesunde aus dem Bauernstand kommende Mädchen mit der in der Kaserne anfallenden praktischen Arbeit nur sehr mangelhaft beschäftigen können. Die Bauernmädchen, die vorher die Gabel führten, werden alsbald den Unterschied zwischen der Körperleistung in der Landwirtschaft und der in dem Pflichtjahre herausbekommen und wenn dann das Jahr herum ist, wird weitaus der größere Teil dieser Mädchen, pochend auf ihre hausfrauenmäßige Durchbildung, Dienstbotenstellen bei „Herrschaften‘ anstreben. Mit Sicherheit ist zu erwarten, daß die weiblichen Kräfte der Landwirtschaft in die Stadt noch mehr abfließen als jetzt. Die Erfahrungen, die man mit länger dauernden Kochschulen auf dem Lande gemacht hat, sprechen alle für diese Befürchtung und es war nicht zufällig, sondern bewußt vorbauend, als der Präsident des landwirtschaftlichsten Kreises Bayerns nach einigen Jahren gerade aus diesem Grunde eine ländliche Kochschule wieder aufhob.

Ähnlich verhält es sich mit den Fabrikarbeiterinnen, wenn auch nicht so scharf ausgeprägt.

Auf eine völkische Folge des Pflichtjahres muß man jetzt schon aufmerksam machen. Die nicht unerheblichen Kosten des Jahres werden der Männerwelt zufallen, entweder der Gesamtheit durch Erhöhung der Steuern oder der Familien durch Ausfall des Verdienstes und durch Zuschuß zu den Lebensbedürfnissen der Mädchen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der ohnehin bedrängte Familienvater die erhöhten Ausgaben durch Einschränkung der Kinderzahl einzusparen versuchen wird.

Für diejenige Frau, die mit der Wirklichkeit der Dinge rechnet, wird

die Einsicht nicht fernbleiben, daß bis zur Durchführung des an sich schönen Gedankens noch lange Zeit verlaufen wird und daß wir gerade nach dem Kriege viel vordringlichere Dinge zu erledigen haben, als in ihren Folgen noch unabsehbare Wünsche zu erfüllen. Und doch ist die Sache ernst genug, um ihre Verwirklichung jetzt schon anzustreben. Wie wäre es, wenn die Frauen, die das Dienstjahr wünschen, sich mit einer Teileinrichtung begnügen würden? Wenn die Mädchen der besten Gesellschaftsklassen angehalten würden, in Familien mit großer Kinderzahl und mit anerkannt tüchtiger Führung ein freiwilliges Jahr abzudienen? Ich glaube, man kommt damit dem Ziele näher als mit akademischen Erörterungen. Aber daran wird sie die weiche Erziehung und die anerzogene Überhebung wahrscheinlich hindern.

Kritik

‚Der Roman des Katholizismus'
Eine kritische Würdigung von Karl Muth

Hermann Bahr hat kürzlich als vierten Roman einer Reihe von zwölfen, die er plant, den Roman ‚Himmelfahrt' erscheinen lassen, und der Fischersche Verlag hat diesem Roman auf der Bandschleife die Etikette ‚Roman des Katholizismus' aufgeklebt. In einem ‚Waschzettel', der dem Buche beigegeben ist, wird des weiteren gesagt, Hermann Bahr habe ‚auf dem Wege durch das weite Land der österreichischen Seele', den er in diesem Zyklus von Romanen zu durchlaufen gedenke, ‚früher oder später an das katholische Problem geraten müssen'. Dieses ‚Müssen' wird sodann als etwas rein Sachliches hingestellt, denn, wie es in der Anzeige weiter heißt: ‚Alle Österreicher sind ja sozusagen katholisch gemarkt, katholisch geprägt, gar nicht so sehr dem Geiste, als dem ganzen Habitus, der inneren Form nach, die vielleicht an jenen gerade, die sich ihrer gar nicht bewußt sind, ja sich wohl gegen sie zu wehren suchen, am stärksten ist.' Wer sich schon einmal die Aufgabe gestellt hat, ‚das Land der österreichischen Seele' zu durchwandern, kann also an einem ‚Roman des Katholizismus' nicht wohl vorbeikommen. Auch die Leser — so sagte sich offenbar der Verlag — werden diese Notwendigkeit verstehen und schon aus rein psychologischem Interesse auch einmal einen derartigen Roman als unvermeidlich mit in Kauf nehmen. Die publizistische Weichenstellung kann wirklich nicht geschickter sein. Und wie unverfänglich klingt das alles! Da darf man sich ja mit einem Seitenblick auf die Katholiken getrost auch noch die kleine Sensation: ‚Roman des Katholizismus' leisten. Zumal ja auch die Klugheit es gebietet. Denn wer bürgt dafür, daß das moderne Publikum, an das der Fischersche Verlag sich mit sicherem Erfolg wendet, am Ende doch vor dieser unerklärlichen Pedanterie des Dichters nicht scheu wird, die sich in seltsamer Weise darauf versteift, das Österreichertum nicht bloß in den Typen der Cafés und der Theater, der Börse und der Klubs, des Artistentums und der Komtessenwelt zu finden, sondern die sogar ‚den seltsamen seelischen Geruch' aufspürt, ‚der das ganze Wesen von Katholiken durchdringt und gleichsam imprägniert'. Weckt man hingegen das Interesse der Katholiken nebenbei, so ist man doch wenigstens gegen das ‚allfällige' Risiko gedeckt.

Es würde mich, aufrichtig gestanden, gar nicht wundern, wenn feinhörige katholische Leser, durch diese knifflige Werbearbeit mißtrauisch geworden, mit Vorurteilen an das Werk heranträten oder sogar an ihm gleichgültig vorbeigingen. Sie würden damit bedauerlicherweise den Autor entgelten lassen, was der Verlag aus zu weitgehender Berechnung gefehlt hat. Daß Hermann Bahr, der schon vieles konnte, selbst mit einem solchen Thema geschickt fertig werden könnte, das würden sie ihm ohne weiteres auch zugeben; daß er aber aus wahrem Miterleben und nicht bloß als ästhetischer Schilderer und poetisch sich ‚Einfühlender' den wirklichen Roman des Katholizismus schreiben könnte — dies anzunehmen fehlen freilich den meisten dieser Leser die nötigen Voraussetzungen.

Zunächst scheint es mir billig, eins festzustellen: Hermann Bahr ist weit davon

entfernt, seinen Roman für den Roman des Katholizismus ausgeben zu wollen. Er selber hat an eine solche Etikettierung wahrscheinlich weder vorher noch nachher überhaupt gedacht. Dieser Roman ist aber tatsächlich ein Werk geworden, das einem in vielen modernen Seelen erwachten Verständnis für die Welt katholischer Glaubenssicherheit einen erlebten und starken Ausdruck gibt. Es ist kein Werk religiöser Leidenschaft; es ist — echt zeitgemäß — ein psychologischer Roman. Aber die Psychologie beruht hier auf einer so eindringlichen und allseitigen Kenntnis der modernen Seelenverfassung, ist so vertraut mit all den Schwierigkeiten, die der Intellekt des modernen Menschen dem für unser Leben durchaus notwendigen Willen zum Glauben entgegensetzt, sie weiß so gründlich Bescheid, nicht nur in dieser ganzen Sophistik, sondern auch in den Mitteln, sie ad absurdum zu führen, daß man sich schließlich doch fragt, ob hier die Kunst der ‚Einfühlung' allein auch ausreichen könne. Kann denn wirklich jemand, und mag er als Mensch und Künstler noch so wandlungsfähig sein, die Winkelzüge des menschlichen Denkens auch in solchen Konflikten verstehen, ohne zugleich diese Konflikte in sich selber durchgekämpft zu haben? Ich behaupte, daß diese Arbeit nur ein Künstler vollbringen kann, der selber den Entwicklungsgang der Hauptfigur ehrlich durchlaufen hat. Als die erstaunlichste Einfühlung in religiöse Zustände, die je einem Dichter gelungen ist, wird immer das 6. Buch von ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren' gelten dürfen. Aber Goethe legt Wert darauf, bei dem Leser ja keinen Zweifel aufkommen zu lassen, daß er persönlich über der ‚zartesten Verwechslung des Subjektiven und Objektiven' steht. Als Künstler hat er zwar die Fähigkeit, auch diese Gemütszustände mit innerer Wahrheit darzustellen, als Mensch aber gesteht er der Welt, auf die sie sich beziehen, keine Objektivität zu. Eine gewisse Kritik will auch bei Hermann Bahr in der Darstellung religiöser Erlebnisse lediglich das künstlerische Experiment gelten lassen, mit anderen Worten, sie sträubt sich anzunehmen, daß dem Dichter der letzte Schritt der Hauptperson seines Romans mehr sei als eine rein subjektive Anwandlung.

* * *

Graf Franz Flayn, der viele hohe Schulen besucht, Chemie studiert und praktiziert hat, die halbe Welt bereist, gedichtet, gemalt, musiziert, gespielt, kurz so ziemlich alles getrieben und kennen gelernt, was moderne Ruhelosigkeit in Verbindung mit Talent, Titel und Geld vermag, ist zu guter Letzt auch unter die Spiritisten gegangen und gründlich enttäuscht worden. Wir machen seine Bekanntschaft in demselben Augenblick, da er einer Bloßstellung durch den Betrug eines Mediums entflieht, um bei seinem Bruder, einem seßhaften, braven, frommen Durchschnittsmenschen, Landwirt und Familienvater, in der weltverlorenen Provinzstadt die lang entbehrte Ruhe und Selbstvergessenheit zu suchen. Er hat vor dem Leben kapituliert. Auch der letzte Versuch, aus Geistermund von drüben die Wahrheit zu holen, war mißlungen. Ein berühmter Zeitgenosse hat ihm einmal gesagt: ‚Erkennen, daß wir nichts erkennen können, ist auch Erkenntnis, und die höchste; die Wahrheit, daß es keine Wahrheit gibt, erlöst uns von allem Übel.' Aber er fühlt: von solcher Erkenntnis hat er doch nichts, denn er will gar nichts um der Erkenntnis willen erkennen, ‚er will nur soviel wissen, als er braucht, um richtig handeln zu können. Was soll ich?, auf diese Frage will er Antwort, damit hat's angefangen, und seit er an der Antwort verzweifelt, hat's aufgehört.' Wenn er sich nur einmal aus einem kraftvollen Willensmittelpunkt selbst zu bösem Tun heraus aufraffen könnte, sein Handeln durch echten Instinkt geleitet sähe,

er wär's zufrieden; denn er ist kein Moralist, er will nur aus den Widersprüchen seines Lebens erlöst und mit sich selbst eins werden, gleichviel ob zum Guten oder zum Bösen. Mit dieser ‚maladie du siècle‘ behaftet, lebt er unter lauter Menschen, die gänzlich anders sind, einfach, gottesfürchtig, tätig.. Das zwingt ihn, den Dilettanten auf verschiedenen Lebensgebieten, zu tieferem Nachdenken. Ruhige sachliche Beschäftigung und Nachdenken befruchten sich ja gegenseitig. Zu dem Nachdenken kommt die Aussprache hinzu, und es ist vor allem ein Priester, dem er anstandshalber nicht ausweichen kann, schließlich auch nicht mehr ausweichen will, und der ihn tief in die Netze seines noch gewundenen Denkens verstrickt. Der Domherr, Exzellenz, gilt im Städtchen und weit darüber hinaus als eine hochmögende Person. Einflußreiche Verbindungen geben ihm in dem Urteil der Bürger großen Kredit. Durch ein äußerst sicheres, aber ungezwungen vornehmes Auftreten weiß er diesen Kredit noch zu erhöhen. Ein Hauch von Würde und Bonhomie umschwebt seine Gestalt. Er ist gescheit und ein bezaubernder Plauderer: Weltmann und Priester in vollendeter Mischung.

Graf Flayn war nicht ohne Vorurteil gegen ihn. Ein schnurriger Verwandter hatte den Domherrn einmal einen klerikalen Großindustriellen genannt, und Franz sah in dieser Exzellenz, noch bevor er deren Bekanntschaft gemacht — zeitweilig auch nachher —, ‚ein abschreckendes Beispiel des Weltsinns einer noch politisierenden Kirche‘. Daß diese politische Macht der Kirche erst gebrochen werden müßte, ehe die Menschheit das Göttliche in ihr erkennen und verehren lerne, stand ihm fest. Als er daher zum erstenmal zu dem Domherrn ging, der ihn auch seines geheimnisvollen Rufes wegen zu interessieren anfing, hatte er sich mit allerlei Vorbehalten bewaffnet bis an die Zähne. Die erste Begegnung war denn auch merkwürdig genug, durchaus nicht erschütternd, und für Franz bedeutete sie in keiner Weise mehr als eine vergnügliche Abwechslung inmitten der Langeweile seiner schlichten Existenz: bot sie ihm doch willkommene Gelegenheit, nun auch noch mit diesem Typ und mit der Welt, die ihn hervorbringt, endgültig fertig zu werden.

Was nunmehr kommt und fortan den Hauptinhalt des Romans ausmacht, läßt sich nicht mehr bloß erzählen, man müßte ganze Stellen wörtlich wiedergeben oder doch das zarte Gewebe eines äußerst feinen und geistreichen dialektischen Redespiels, das so duftig und schön ausgebreitet ist, in einen Knoten eng zusammenziehen und ihm damit das Beste seines Reizes nehmen. Obwohl ein völlig unintriganter Spieler, übernimmt der Domherr in Franzens Augen doch manchmal die Rolle der Vorsehung. Als Franz in ein kleines erotisches Abenteuer gerät, bei dem sein mystischer Drang, zunächst nur im Besuch dunkelnder Kirchen befriedigt, bald auch auf die Ergründung weiblicher Frömmigkeit sich erstreckt und allmählich zum Vehikel selbst seiner religiösen Fortschritte wird, da greift der Domherr höchst unsentimental in dieses Qui pro quo hinein und stellt seinen jüngeren Freund derb wieder auf den Boden einer gesunden Wirklichkeit. Gewiß könne jemand Gott suchen und unterwegs eine Frau finden. Aber vor Verwechslungen möchte er ihn doch warnen. Und dieses von Ironie und Geist sprühende Gespräch geht auf ganz natürliche Weise zu tieferen Fragen über, deckt den ganzen Jammer moderner Willenlosigkeit auf und bringt in das Labyrinth ihrer tausend und aber tausend Schlupfwinkel ein, um schließlich auf die Frage Franzens, ob man in allem Ernst Wunsch und Wille überhaupt kommandieren könne, die lapidare Antwort zu bringen: ‚Ihr habt das Abc der Menschheit verlernt.‘ ‚Die ganze neuere Geschichte, dem Anscheine nach ein Triumphzug des Geistes, ist in Wahrheit ein Pöbelaufstand schlecht bewachter Gefühle, die nur so groß tun können, weil ihr Wächter schläft, der Wille. Nichts

ist mir charakteristischer als deine Frage: Kann man denn das überhaupt? Du bemerkst also gar nicht, daß damit ja der Mensch erst anfängt. Nur wer kann, was er will, ist doch erst ein Mensch. Kein sittliches Urteil über unsere Mitmenschen wäre sonst möglich, und wie könnten wir denn je von Recht und Unrecht, von Schuld und Strafe, von irgendeiner Verantwortlichkeit reden, wenn wirklich jedes Gefühl, jeder Trieb, jeder Wunsch mächtiger wäre als unser hochthronender Wille. Seit er vom Throne verjagt worden ist, treibt nun ein Gefühl das andere weg, nichts hat mehr Dauer, der Urstand kehrt wieder und scheint euch noch ganz natürlich, scheint euch unabänderlich, so sehr ist alles vergessen, was den gesitteten Menschen sonst vom Wilden unterschied! Kein Wunder, daß ihr euch langweilt, eine solche Sklavenexistenz muß entsetzlich sein, sie ist doch wider die Natur des Menschen, der nun einmal zum Herrn über sich geboren ist! Seinen inneren Pöbel zu bändigen, in Zucht und Ordnung zu halten und ein reinliches Regiment im Hause zu führen, ist doch das einzige bißchen Vergnügen, was man hier noch hat, der Rest steht wirklich nicht dafür. Es wundert mich, daß ein so kluger Mensch wie du das noch nicht bemerkt haben und nicht wenigstens aus Neugierde einmal versuchen sollte, seinen Haushalt zu regeln, schon der Abwechslung wegen. Du bringst dein Leben damit zu, bloß immer auf dein Gefühl zu horchen und bist unglücklich, daß du da meistens nichts hörst. Das muß doch auf die Länge recht langweilig sein. Lerne wollen, dann erst lebst du selbst, ihr Lebenskünstler kennt die Kunst des Lebens nicht.‘ — ‚Wollen lernen,‘ sagte Franz, ‚ja! Wer aber sagt mir denn, was ich wollen soll? Das müßt ich doch erst wissen, um das eben frag' ich ja! Wissen, was zu wollen ist, das wäre doch das Erste!‘ — ‚Nein,‘ sagte der Domherr mit ruhiger Entschiedenheit, ‚das kommt dann schon. Ich behaupte nicht, daß es von selbst kommt. Es will auch gelernt sein. Aber es kommt erst später dran. Und es ist dann gar nicht so schwer, wie du zu denken scheinst. Wärst du nur einmal so weit, wollen zu können, meinetwegen Böses, was mitunter sogar eine gar nicht üble Vorübung sein kann, zu der ich dir freilich keineswegs raten möchte, so hättest du schon viel gewonnen. Wie aber sollst du deinen Willen auf das Rechte richten, so lang du keinen hast?‘ — ‚Und wenn ich keinen habe,‘ fragte Franz, ‚wie kann ich ihn haben? Um das Rechte zu wollen, muß ich erst überhaupt wollen können. Ich kann es nicht, also muß ich es lernen. Das setzt doch aber dann schon wieder voraus, daß ich es lernen will, setzt also gerade das voraus, was mir doch eben ja fehlt! Da drehen wir uns immer nur im Kreise.‘ — ‚Du sprichst damit aus, worauf es ankommt‘, sagte der Domherr. ‚Genau das ist es, das ist dein Problem! Wenn du dich nämlich nur lange genug in diesem Kreise drehst, bist du gerettet. Ist dir erst gewiß geworden, daß dir nichts nottut als das eine zunächst: wollen zu lernen, so kannst du's.‘ — ‚Wie denn?‘ fragte Franz gierig. — ‚Es gehört zu den Geheimnissen,‘ sagte der Domherr, ‚daß dem Menschen, was ihm nottut, nicht versagt bleibt, sobald er nur inne geworden ist, daß es ihm nottut. Er bittet nämlich dann darum. Und wer um das, was ihm nottut, bittet, wird erhört. Dem Verstande bleibt das unerklärlich, aber es ist durch Erfahrung bewiesen. Bitte um das, was dir nottut, wenn es auch oft nicht gerade das ist, was dir not scheint, denn das mußt du schon dem Geber überlassen, er weiß es besser!‘ — ‚Wer weiß es? Wer gibt mir's? Wen soll ich bitten?‘ fragte Franz flehentlich. ‚Frage nicht, sondern bitte!‘ sagte der Domherr. ‚Versuch's! Du hast ja schon manches versucht. Mißlingt's, so wär's nicht zum erstenmal. Gelingt's, so weißt du, daß deine Bitte erhört werden kann, das wird dir Vertrauen geben, du wirst wieder bitten, dann drehst du dich nicht

mehr, du trittst in das Innere des Kreises, und dann können wir ja, wenn du Lust hast, gelegentlich einmal weiter darüber reden.‘

Und sie reden noch öfter und bei anderer Gelegenheit weiter darüber, und immer mehr Masken und Verkleidungsstücke sieht Franz von sich abfallen. Da, eines Tages, als ihm der Domherr, wie früher einmal den tieferen Sinn und die geheimnisvolle Macht des Gebetes, jetzt die Seelenverfassung des Glaubenden zeigt und in Gegensatz zum Seelenzustand des modernen, aller Demut und jeglichem Schuldgefühl so fernen Menschen stellt, da kommt es auch zu folgendem Frage- und Antwortspiel. — Der Domherr: ‚Wer einen Führer nimmt, kennt offenbar selbst den Weg nicht und traut dem Führer zu, daß er ihn kennt. Er wird ihm folgen. Wer aber den Führer erst noch auf dem Wege bei jedem Schritte wieder ins Verhör nimmt, ob er denn auch recht geht, und wer dann an jeder Ecke erst wieder bewiesen haben will, wird nicht weit kommen.‘ — Franz: ‚Es gibt aber doch viele Führer, und jeder geht einen anderen Weg.‘ — Der Domherr: ‚Ich glaube, daß es nur einen Führer gibt, und nur einen Weg. Doch will ich dich ja nicht nötigen. Es steht dir frei, Türke zu werden oder Jude.‘ — Franz: ‚Sie mißverstehen mich. Für mich gibt es nur einen Glauben, den katholischen, in dem ich geboren bin. Ich kann wählen zwischen Glauben und Unglauben, aber wenn ich den Glauben wähle, habe ich keine Wahl mehr, es kann für mich nur der katholische sein. Warum weiß ich eigentlich selbst nicht, aber wenn ich an Religion denke, meine ich immer nur die katholische. Sie ist für mich die Religion.‘ —

Franz hat, wie man sieht, in der rationalen Theologie wenig Fortschritte gemacht und ist dennoch näher am Ziel, als er weiß. Noch quält ihn statt aller anderen Fragen theologischer Logik die Beobachtung, daß selbst unter den Katholiken fast keiner dem anderen gleiche — alle sind sie sogar grundverschieden: der Domherr, dessen Mutter, ja sein eigener Bruder, Ordensleute, die er kannte, und schließlich eine geheimnisvolle und nicht die unbedeutendste Gestalt des Romans, der Infant, von dem ich dem Leser noch schnell ein Wort sagen muß, ehe ich mit dem skizzierten Inhalt des Buches zu Ende komme. —

Auf dem Gut seines Bruders lernt Franz einen Knecht kennen, der ihm durch sein widerspruchsvolles Wesen auffällt. Er gilt allgemein als schwachsinnig. Bei mancherlei Spuren eines früher wild verbrachten Lebens ist er jetzt von stiller und fast blöder Dienstgefälligkeit und scheint sogar von Anfällen religiösen Wahnsinns nicht frei zu sein. Dieser als Blasl lange untergeordnet dahinlebende Mensch, ein ‚Dorftrottel, der einem Hidalgo gleicht‘, wird eines Tages infolge einer seltsamen Äußerung, die er bei der Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand tut, als Anarchist verhaftet und seltsamerweise als spanischer Infant entlarvt. Sein Tagebuch, das man bei ihm fand, ist das eines Mystikers, wie nur seine Heimat sie kennt, eines vollkommenen Geistmenschen, der sich zu entselbsten sucht, um nur noch ein Echo der Gottheit zu sein. Unter den Katholiken des Bahrschen Romans allein der absolut religiöse Mensch. An ihn vor allem denkt Franz, wenn er von den großen Verschiedenheiten unter den Katholiken spricht. Jedenfalls hat die Erscheinung des Infanten und was der Domherr daran anknüpfend sagt, auf Franz großen Eindruck gemacht.

Der Krieg ist erklärt, Franz steht im Begriff, die Waffen zu nehmen. ‚Vielleicht ist es der Sinn dieser furchtbaren Zeit‘, sagt der Domherr, ‚vielleicht hat Gott die gräßliche Prüfung dieses Krieges über die Menschheit geschickt, ein verlorenes Geschlecht im letzten Augenblick noch zu retten. Vielleicht bricht dort draußen dieser bloß ausgedachte, ganz entseelte, mechanische Mensch, den ihr

auch künstlich aufgesetzt habt und in dessen luftleerem Raum eure Natur erstickt ist, vor dem Ungeheuren zusammen und ihr werdet noch wieder wahr! Er ist meine letzte Hoffnung für dich und deinesgleichen.' Nach diesen und einigen weiteren Worten des Domherrn verabschiedet sich Franz von ihm.

Was weiter geschieht, erledigt der Erzähler mit den folgenden paar inhaltsschweren Worten: ‚Auf dem Heimweg kam Franz zum Dom. Er trat ein. Niemand kniete vor der Heiligen Jungfrau, sie war mit dem flackernden Licht allein. Es zog ihn in das Seitenschiff, seine Schritte hallten. Er kam an einen Beichtstuhl. Ein alter Priester saß darin, den Kopf in die Hand gestützt, beim Schein einer Wachskerze betend, wartend. Franz blieb stehen, der Priester sah nicht auf. Sie waren ganz allein in der ungeheuren Stille des weiten Doms. Franz stand und dachte nichts und wußte nichts. Plötzlich fand er sich im Beichtstuhl knien und sagte das längst vergessene Gebet auf. Es war geschehen, er wußte nichts davon.'

So schließt der Roman, der seinen Titel ‚Himmelfahrt' nach dem Namen des Gutes führt, auf dem Franz bei seinem Bruder eingekehrt war, nachdem er der Welt entflohen, um sich selbst zu finden.

Nach ihrem Inhalt betrachtet, ist diese dichterische Arbeit nur der Roman des modernen Menschen, keinesfalls der des Katholizismus. Dieser hat eben nur seine Tore aufgetan und wir stehen am Eingang in den Vorhof. Der Weg dahin war zwar ein Weg echter Selbsterkenntnis, aber was den Grafen Flayn auch immer zu dieser geführt hat, sein Leben sehen wir dadurch nicht von Grund aus erschüttert. Wohl hat er sich zu einem Akt der Demut verstanden und damit den ersten Sieg erfochten, aber die Erneuerung des alten Menschen haben wir nicht miterlebt. Nur große Schicksale, aufwühlende Ereignisse, die die Existenz eines Menschen aus ihren Angeln heben, vermögen Seelen wie diese dauernd zu wandeln. Wohl wirkt die Gnade auch ohne tiefere Erschütterungen ihre wahren Wunder. Aber diese geheimnisvollste aller Wirkungen darzustellen, — wo wollte der Dichter, der sich an unser Gefühl, nicht an unsere Einsicht zu wenden hat, die Mittel dazu hernehmen? Und so hat er hier aus richtigem Instinkt gehandelt, jenen letzten Schritt Franzens zusammenfallen zu lassen mit der allgemeinen Erschütterung, die der Ausbruch eines so großen folgenschweren Krieges wie der gegenwärtige notwendig auf einen jeden tieferen Menschen hervorbringt. Der Weltkrieg ist ja die greifbarste Lebensverneinung, vor die sich das Individuum gestellt sieht. Nur im Lichte unserer untergehenden Lebenssonne dämmern die rettenden Gestade der Ewigkeit herauf. Je stärker sie leuchten, um so tiefer dunkelt unser eingeschränktes Leben. Der Infant ist der einzige ausgeweitete Mensch in dem Roman, der ganz aus dem Geiste der Religion lebt, und der Maler Höfeling, eine sehr bedeutsame, wenn auch scheinbar untergeordnete Figur, der einzige, der die tiefere Erkenntnis hat, warum es bei den anderen daran fehlt.

Franzens Charakter ist nicht dazu angetan, leidenschaftliche Teilnahme für ihn zu wecken. Seine Art ist zu dilettierend, zu wenig in den Tiefen des Gemüts wurzelnd, nicht warm genug, um auch den Leser warm zu machen. Man kann daher von Anfang an nicht im geringsten vermuten, was sich später noch alles mit ihm begeben wird. Es fehlen ihm die virulenten Kräfte des alle Möglichkeiten in seinem Schoße tragenden Chaos. Eine Trümmerstätte kann keine Welt gebären. Die Teilnahme für sein Schicksal erhebt sich daher über das gewöhnliche Maß des mit der bloßen Neugier verwandten Interesses erst dann, wenn der Domherr anfängt, mit seiner Menschenkenntnis in diese müde und doch ruhelose Seele hineinzuleuchten.

Wie das geschieht, ist zwar von ungewöhnlichem Reiz. Aber von dem gleichen Augenblick an scheinen auch die Rollen vertauscht. Der Domherr rückt an die erste Stelle; Franz hat nicht mehr das herkömmliche Interesse der Hauptfigur für sich. Der Kommentar (Domherr) sozusagen wird wertvoller als der Text (Franz).

Die Seelenkenntnis des Priesters ist meisterhaft, seine Argumentation eine ganz reife Frucht echter Lebenserfahrung und daher von eindringlicher, unmittelbarer Wirkung. Obwohl er kaum handelnd auftritt, noch weniger in der überlieferten Romanart beschrieben wird, steht seine Gestalt doch vollkommen klar und rund da und übt durch das Verhaltene ihres Wesens einen ästhetischen Reiz aus wie keine andere Gestalt des ganzen Buches. Nur an einer Stelle droht sie einen Riß zu bekommen, ich meine dort, wo der Domherr seine eigene problematische Entwicklung, sein ‚Experiment‘ schildert. Die Fiktion des Ich gewisser Denker und die Philosophie des Als-Ob spielen darin ihre verdächtige Rolle. Es ist ohne weiteres klar, was diese Episode im künstlerischen Plan des Ganzen und in ihrer seelischen Wirkung auf Franz bedeutet; aber das verhütet nicht, daß der Charakter des Domherrn an innerer Klarheit und Fertigkeit viel verliert, weil wir ihm zu genau auf den Grund sehen und erkennen, daß auch sein Glaube nur eine Züchtung, nichts Ursprüngliches ist, nicht aus Lebenstiefen und Himmelshöhen hervorgegangen, nicht durch Leiden und Stürme fest und wetterhart geworden. Wohl wird dieser enttäuschende Eindruck sofort abgeschwächt durch die kluge Selbstkritik und Warnung, die der Domherr seinem Bekenntnis unmittelbar folgen läßt, aber der Duft ist doch von dem Bilde genommen, das gerade dadurch so bezaubernd gewirkt hat, daß sich darin eine intellektuell nicht angekränkelte Glaubenszuversicht und Seelenreinheit mit der Fähigkeit eines weitherzigen Verständnisses andersgearteter Seelenverfassungen und auch einem der Form nach höchst liebenswürdig toleranten Sinn verbunden zeigte. Nun aber sehen wir auf einmal, daß auch in dieser Seele eine Bruchstelle ist, bilden uns ein, es sogar am Klang zu hören und geben uns auch durch die psychologisch fein berechnete Wirkung dieses Geständnisses nicht mehr ganz zufrieden. Blicken wir dann allerdings wieder zurück, so müssen wir gestehen, daß auch das Wesen des Domherrn im Grunde vielleicht gerade durch dieses merkwürdige Erlebnis erst seine richtige Deutung und Beleuchtung findet, und daß die wohltuend empfundene Abklärung seines Wesens vielleicht ohne diesen merkwürdigen Umweg gar nicht hätte so eigenartig erfolgen können.

Aber mit dieser Einsicht eröffnet sich mir sogleich eine weitere, die auf die Gesamthaltung dieses Romans sich bezieht und die sich vielleicht so ausdrücken läßt, daß der Roman als solcher ebensowenig wie der darin auftretende Domherr irgendeine überredende, zwingende, fortreißende Wirkung ausüben *will*, daß er vielmehr bloß klarlegen, analysieren und die Kräfte zeigen möchte, die heute in den an ihrer Leere und Ziellosigkeit leidenden Seelen arbeiten. Der Roman hat zwar dem Inhalt nach viel, der Form nach gar nichts Apologetisches an sich, und das macht wohl auch verständlich, daß einzelne Kritiker es ablehnen, von diesem Werk auf die Gesinnung seines Urhebers zu schließen, mit anderen Worten, daß sie darin nur ein Erzeugnis des künstlerischen Spieltriebs sehen. Und in der Tat, ein noch so geistvoller Tendenzroman würde nicht nur ein ganz anderes Gesicht zeigen, sondern er würde auch wesentlich verschieden wirken. Nur bleibt es fraglich, ob diese Wirkung bei jenem Seelenzustand der Modernen, wie er durch den Grafen Franz Flayn repräsentiert wird, so stark und nachhaltig wäre. Der moderne Mensch scheut vor nichts mehr zurück, als vor der Umnebelung durch das Gefühl und vor gefühlsmäßigen Selbsttäuschungen; hingegen leuchtet ihm alles Intellek-

tuelle und Pragmatische unmittelbar ein. Ich komme daher auf den Gedanken, es seien hier das künstlerische Wollen und der apologetische Zweckgedanke so vollkommen eins geworden, daß man nicht sagen kann, was von beiden das Ursprüngliche war, wie denn auch der Roman ebensowohl ganz rein ästhetisch fesseln kann, d. h. in bezug auf die gemeisterte Welt, als auch rein religiös, d. h. in bezug auf den Inhalt und sein Ziel. Ich meine, von welcher Seite man ihn auch nehme, die Wirkung ist immer echt, und im allerletzten Grunde sind die beiden Welten auch gar nicht reinlich zu trennen. Infolgedessen würde eine ausschließlich theologische Auseinandersetzung mit dem Buch nicht befriedigen, die Betrachtung müßte immer wieder auf das Ganze gehen und der Leistung des Dichters gerecht werden.

Bei aller Schätzung des Romans dürfen wir uns aber doch eines nicht verhehlen: dichterischer wird stets das Leben eines Menschen wirken, dessen Gang und Schicksal nicht dadurch bestimmt wird, daß er an Leere und Ziellosigkeit leidet, sondern dadurch, daß er durch faustischen Drang in Leidenschaft und Leiden zur Erkenntnis gelangt, eine Erkenntnis, die, weil sie im Feuer erprobt ist, höher und fester steht als jede auf Grund bloß negativer Erfahrungen gewonnene. Aber, wie schon gesagt, „Himmelfahrt‘ ist nur ein Roman unter mehreren, die ihm folgen sollen, und so könnte es ja am Ende im Plan des Dichters liegen, auch den Typus des homo religiosus et catholicus einmal zu gestalten, wie er in der Person des Infanten als ideelle Kompositionsfigur im Hintergrund der ganzen Erzählung silhouettenhaft groß und wie mit dem Finger auf dem Munde still vorüberzieht.

Es wäre noch manches zu sagen über das Formelle des Romans, über die ruhige, so vornehm Abstand haltende, besonnene Sprache darin, über die durchdachten Feinheiten der Komposition, bei der jede Figur um ihrer selbst willen da zu sein scheint und dennoch im Dienst des Ganzen steht, über die eigenartige Technik der Menschenschilderung, über die eindrucksstarken Bilder aus der Natur — aber das alles kann einmal im Rahmen einer Gesamtwürdigung des Dichters nachgeholt werden; hier scheint es uns wichtiger, in diesem Zusammenhang mit dem bereits Gesagten noch schnell auf das jüngste Werk Hermann Bahrs hinzuweisen, das soeben die Presse verläßt. Es ist ein Schauspiel und heißt ‚Die Stimme‘; es behandelt, zum Teil nicht nur mit den gleichen Personen, sondern auch mit den gleichlautenden Wendungen, dasselbe Problem, nur noch eindringlicher, zugespitzter, dialektisch bewegter und zugleich noch stärker als der Roman. Schon ist der Einwand, den wir gegen die einseitig rationale Art der Lösung im Roman machten, hier überwunden: der Held in der Rolle des Grafen Flayn ist gleich vom ersten Augenblick, da wir seine Bekanntschaft machen, der Leidtragende eines ganz ungewöhnlichen, sein Fühlen und Denken in größten Aufruhr versetzenden Vorgangs, angesichts dessen ihm nur die Wahl bleibt, an der Wahrheit dieses Erlebnisses oder an der Richtigkeit der damit nicht zu vereinigenden Weltanschauung zu zweifeln, der er bis jetzt anhing. Hier ist ‚das Wunderbare‘ aus einer ganz anderen Dimension als bei Ibsen und Strindberg in den Mittelpunkt eines dialektisch-dialogischen Geschehens gestellt, aus dem es, die Prämisse des Erlebnisses als feststehend angenommen, kein Entrinnen gibt. Mehr sei heute nicht gesagt. Das Stück wird in der bevorstehenden Spielzeit über mehrere deutsche Bühnen gehen. Wir werden somit Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Rundschau

Zeitgeschichte

Der Kaisergedanke. Mehr als einmal in der Weltgeschichte schien der geistige Zustand der Menschheit dem Chaos zuzudrängen. Alles löste sich und zerfiel in immer kleinere Gruppen: Staatengebilde, Kulturgüter, Religionen und Volkseinheiten. Jede neuaufsteigende Kraft schien zum Zerspalten und Trennen geboren zu sein. Der Schüler des Philosophen, der Feldherr des Königs, der Jünger des Propheten empörten sich und warfen ihre Kraft gegen das Ganze, von dem sie ausgegangen waren. Die Großen der Reiche, die mächtigen Vasallen schwächten das Gesamtvolk, indem sie Stämme zur Macht erhoben. Aber immer endete solch eine chaotische Epoche in eine große Einheit, die all die tausend Trümmer in einen gewaltigen Bau zusammenfaßte. In mehr als einer Beziehung steht unsere organisationsstolze heutige Welt im Zeichen des Chaos. Staatenbündnisse, freundschaftliche Völkerbeziehungen lösten sich auf. Die großen Religionen sehen weite Bezirke im Abfall und gebären Sekten und Sektchen in erstaunlicher Menge. Wo aber ist die einheitliche Orientierung der Kunst und Philosophie geblieben? Man hat manchmal den Eindruck einer hysterischen Sucht, neue Gruppen zu bilden und Ziele zu setzen.

In solcher Zeit ist es nun natürlich, daß Gedanken der Sammlung rege werden und die Sehnsucht nach einer Harmonie der sich zerfleischenden Kräfte ersteht. Wenn man bedenkt, was jede einzelne der gegenwärtig lebendigen Gewalten im Vernichten und Niederringen der Konkurrierenden leistet, so muß die Vorstellung, was diese Riesen geeint leisten könnten, das Herz eines Menschenfreundes wie eine übermächtige Vision entzünden.

Alfons Paquet, der Weltreisende, Politiker und Dichter* sieht über den Hexenkessel der europäischen Revolutionen hinweg einen europäischen Imperialismus, und er gibt dieser Vorstellung eine gewisse mystische Weihe, indem er sie als eine Weiterbildung des uralten, gewaltigen Kaisergedankens darstellt.** ‚Der Gedanke des Kaisertums ist ein Löwe. Er gehört zu jenen zeitlosen Ideen, die zu ihren Trägern gleichsam auch Löwen unter den Menschen brauchen.' Der Kaisergedanke ist von den letztvergangenen Jahrhunderten fallen gelassen worden. Aber nur so, wie ein Künstler sich ermüdet von einem halbfertigen Werke abwendet, um es gelegentlich mit frischen Kräften wieder aufzunehmen. Die gegenwärtige Zeit scheint für einen ‚Kaiser' gereift zu sein. Der Nationalismus, der das neunzehnte Jahrhundert beherrschte, mündet in ein imperialistisches Zeitalter. ‚Was Europa anbetrifft, so werden ja bereits in den führenden Vertretern seines auswärtigen Handels, in den philosophischen Köpfen, vielleicht auch da und dort schon in den kolonialen Verwaltungen und bei regierenden Staatsmännern die Notwendigkeiten einer gemeinsamen Einstellung des europäischen Imperialismus lebendig.' Alle Charaktergrenzen und Sprachgrenzen innerhalb Europas werden bereits unwesentlich. Nur die Kulturgrenze Danzig—Triest bleibt eine bedeutsame und scheidet wirklich. ‚Bei der ungeheuren Vergrößerung der Werte, der Gütermengen und ihrer Abnehmer, um die es sich im europäischen Binnenverkehr handelt, sind die Hemmnisse der Binnen-

* Vgl. Hochland April 1916, S. 119.

** Der Kaisergedanke, Rütten & Loening, Frankfurt 1915.

grenzen Europas nicht weniger, sondern empfindlicher fühlbar als die kleinen Schikanen und Hindernisse in der Zeit der Schlagbäume vor fünfzig Jahren.'

Paquet eigentümlich ist, daß er immer seine Rede über Handelswege, Prozente, Kaufpreise mit Worten religiöser Inbrunst und Sätzen religionsgeschichtlicher Ausblicke durchbricht. So untersucht er sofort die Stellung der Religion und der Konfessionen zu der Kaiseridee. Und hierbei kommt er zu merkwürdigen Schlüssen. Offenbart er sich in allen Fragen als kenntnisreicher Dilettant im Chamberlainschen Sinne, so verliert er sich hier bisweilen ganz in das grenzenlose Reich der Utopie, und man weiß nicht recht, ob man die Kühle oder die Schwärmerei in religiösen Anschauungen ernst nehmen soll. Sein Herz gehört ganz offenbar dem, was er die Johanneische Kirche (im Gegensatz zu der Petrinischen und Paulinischen) nennt. Und diese Vorliebe für die Schwarmgeister benimmt ihm nicht selten das gesunde Urteil über die straff organisierten Kirchen. Während er mit dem Streben eines echten Forschers sich mit Buddhismus, Konfuzius, Judentum und Islam beschäftigt, fühlt man, wie er sich zu einiger Teilnahme zwingen muß, sobald er von katholischen Dingen redet. Da faßt ihn eine merkwürdige Befangenheit an und läßt ihn nur Äußerliches sehen. Während er sonst mit Liebe frägt und forscht, tut er es hier wie einer, dem ein Gegenstand nicht liegt. Heißt dieses Unvermögen Antipathie, Vorurteil oder wie denn? Jedenfalls ist es deutlich und überall vorhanden. Man hätte erwarten sollen, daß bei einem Buch über den Kaisergedanken doch der Anteil der abendländisch-katholischen Kirche gezeigt worden wäre, denn in ihren Archiven mehr als in den Staatsarchiven führt er Geisterleben. Aber was darüber wirklich gesagt wird, ist unzutreffend. Papst und Kaiser mußten sich bekämpfen. Es war eine geschichtliche Notwendigkeit geworden. Aber sie müssen sich nicht auch zukünftig bekämpfen. Denn dieser Gegensatz ist kein absoluter. Sonst hätten sie nie miteinander und auseinander wirken können. Auch hier ist es darum mißlich, Parallelen zu ziehen. Und wenn Paquet vielleicht einmal die ‚petrinische' Kirche besser kennt, wird er wohl den Satz streichen: ‚Mag es einmal in Europa zur Erneuerung und zur Weiterbildung des großen Gedankens (eines Kaisertums) kommen, so wird sein stärkster Gegner letzten Endes in der Kirche zu finden sein ... Der Protestantismus im weiten unkirchlichen Sinne, das Auswirken der Reformationen und der Revolutionen Europas wird das Element und die Stütze des wiedergeborenen Kaisertumes sein.' In katholischen Kreisen wird kein schwaches, sondern ein starkes Kaisertum gewünscht. Der Universalismus der Kirche ist ihnen kein Hindernis, sondern eine Vorschule, um einen Universalismus der weltlichen Gewalt zu denken und zu wünschen. Ein Herrscher, der erfüllt ist von seinem Gottesgnadentum, findet gerade bei ihnen volles Verständnis. Sie glauben an ein mögliches, großzügiges Zusammenwirken der beiden Gewalten und jubeln darum einem Kaiser um so begeisterter zu, je mehr er sich als Kaiser im vollen alten Sinne zeigt. Das beweist die jüngst im Volksvereinsverlage herausgekommene Broschüre*, welche insbesondere Wilhelm II. als bewußten ‚Kaiser' feiert, dem ja auch Paquet gerade von diesem Gesichtspunkte aus ein paar sympathische Zeilen widmet, als einem, der gleichsam vor der Türe stehe, aber es noch nicht unternommen habe, diese Türe auch aufzutun. Während das 2. Heft der Zeitschrift ‚Der Jude' Alfons Paquet ein eigenes Dankwort dafür widmen konnte, dafür, daß er ‚Zeugnis für die Juden ablegte', weil er den Orient in seiner Wahrheit erfaßte, weil er das Werden eines neuen Juden-

---

* Der deutsche Kaisergedanke im Weltkrieg von Karl Hoeber.

tums erkannte und weil er erfaßte, wie viel Deutschland in der bevorstehenden Neuordnung für das Judentum leisten könne, müssen deutsche Volksgenossen befremdet gestehen, daß dieselben Bücher Zeugnis dafür ablegen, wie die nächsten Brüder in Deutschland aneinander vorbeigehen, ohne einen Antrieb zu verspüren, sich mehr als oberflächlich kennen zu lernen.

Welches sind nun die Mächte, welche sich wohl um diese neue Krone bewerben und welches sind ihre Aussichten? ‚Deutschland ist in Europa das Land der Mitte, ja es verdient diesen Namen in einem ganz allgemeinen Sinne. In der Geordnetheit seiner Verwaltung, in der ausschweifenden Gewalt seiner Unternehmungen, in der Aufnahme des Fremden und in der Bewahrung des großen Eigenen, in seiner Gedanklichkeit und Musik erlebt es seine Dichtungen, seine Hemmungen, seine Beziehung aufs Weltganze.... Das eine ist sicher: nur durch ein führendes oder ein zertrümmertes Deutschland wird einmal der europäische Gedanke wahr werden.... Das bittere Opfer einer vollständigen Niederlage und politischen Vernichtung Deutschlands könnte uns wohl die äußere Macht, um so weniger aber den entscheidenden Einfluß auf das geistige Leben Europas rauben. Der Preis eines deutschen Sieges aber wäre weltbedeutend: ein Bündnis mit England und mit Frankreich für alle Zeiten und die ersehnte Ausdehnung nach Osten. Eine slawische Staatengruppe unter einem habsburgischen Herrscher, der freie Weg nach Vorderasien: das wäre der Weg des größeren Reiches. Es würde den Bundesstaaten ihre territorialen Hoheiten, ihre Dynastien oder ihre demokratischen Regierungsformen nicht nehmen.‘

Ganz unklar bleibt ihm die religiöse Form seines ersehnten Kaiserreiches. Er spricht von den verschiedenen Religionen als Erzeugnissen der Menschen. Der Begriff Offenbarung ist ihm fremd. ‚Katholizismus, Protestantismus und freie Spielarten sind drei Hauptformen der Religiosität überhaupt, die sich wie im Christentum, so auch in anderen Weltreligionen nachweisen lassen.‘ Nicht unabgeneigt wäre er solchen politisch-religiösen Bestrebungen, die im antiken Sinn eine Einheit im Kulturleben erstreben, nur findet er keinen der bisher versuchten Wege für brauchbar. Und so gipfeln seine Tastversuche im religiösen Gebiete in einem vagen Gedanken: ‚Wird nicht eines Tages das byzantinische Kreuz über einem Christenvolke strahlen, das weder römisch noch moskovitisch ist?‘ Er hofft, daß eine neue Terminologie der Wirklichkeiten die entlegenen Allegorien und die scholastischen Begriffe von einst ersetze. Als das Zeugnis eines Mannes, der selbst Chaos ist und unter ihm leidet, sind diese Ausführungen merkwürdig. Aber so wenig Berge von den Menschen getürmt und Meere von ihnen ausgetieft worden sind, so wenig werden durch ihr Reflektieren und Planen Kaisertümer des Geistes geschaffen. Diese haben tiefere Wurzeln und Quellen. Und auch die Mächte, welche zu einem Zusammenschluß von Völkern und zur Gestaltung eines ‚neuen Himmels und einer neuen Erde‘ führen, pflegen undeutbarer und unberechenbarer zu sein, als daß sie sich dem Auge des prophezeienden Geschichtsphilosophen darböten. Das ist eine Wahrheit, die sprichwörtlich geworden ist, und doch hat das Deuten der Zeichen für gewisse Geister eine so große, durch alle Mißerfolge unbeirrbare Anziehungskraft wie das Wettermachen. Dr. P. Dörfler.

Kriegsbetrachtung für Aug. 1916*

Im Mai 1915 schien es, als sei der Höhengipfel des Weltkrieges erreicht. Doch der August 1916 zeigte wieder eine erhebliche Steigerung und die Möglichkeit weiteren Anschwellens unserer Feinde. Aus fünf

* Vergl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Juli 1916‘ Hochland 1915/16 II. Band S. 751.

Großmächten und sechs kleineren Staaten besteht nun der Einkreisungsverband, der irrtümlich in den Zeitungen stets ‚Vierverband' genannt wird. Aber als fest zusammengeschweißter Block ist ihm in treuer Bundesgenossenschaft der ‚Vierbund' der Mittelmächte tapfer gegenüber und hält große Landgebiete der Gegner besetzt: gegen 400 000 qkm mit 30—40 Millionen feindlicher Bevölkerung. Aus dieser glänzenden Tatsache allein geht schon hervor, daß die Gesamtkriegslage für den Vierbund günstig ist. Neue Scheite in die Flammen warf der Eintritt Rumäniens in den Völkerkampf und brachte sie zu hellem Auflodern.

Im Seekampfe gab es während des 25. Kriegsmonats auf dem Wasserspiegel keine entscheidenden Zusammenstöße, nur ein Begegnungsgefecht am 19. August in den Gewässern der englischen Ostküste, wobei durch Torpedotreffer deutscher Tauchschiffe die zwei britischen leichten Kreuzer ‚Nottingham' und ‚Falmouth' versenkt, ein weiterer kleiner Kreuzer und ein Linienschiff schwer beschädigt wurden, während die deutschen Unterseefahrzeuge heil blieben. Sonst aber wurden die Seekämpfe fast ausschließlich in der bisherigen Weise unter dem Wasserspiegel geführt. Seitens der Einkreisungsmächte wurden Veröffentlichungen über die Versenkung ihrer eigenen Schiffe durch gegnerische Unterseefahrzeuge untersagt, um deren verstimmende Erfolge zu verschweigen. Nach amtlichem Marineberichte wurden im 25. Kriegsmonate 126 feindliche Kauffahrteischiffe mit rund 170 800 Brutto-Register-Tonnen durch Torpedos und Minen des Vierbundes vernichtet, ferner 35 neutrale Handelsfahrzeuge mit 38 570 Tonnen wegen Beförderung von Bannwaren. Unter Verletzung der schwedischen Neutralität und Mißbrauch schwedischer Flaggen seitens russischer Kriegsfahrzeuge gingen auch mehrere deutsche Handelsschiffe verloren. Zwischen den Regierungen Schwedens und Rußlands schweben noch Verhandlungen darüber. Als besonders erfreuliches Vorkommnis des deutsch-britischen Handelskrieges ist die abermalige Durchbrechung der britischen Seesperre und glückliche Heimkehr des Frachttauchschiffes ‚Deutschland' mit kostbarer Ladung von Baltimore nach Bremen hervorzuheben. Wenn das erfolgreiche Unternehmen wertvollen friedlichen Warenaustausches vorläufig auch nur als vollgelungener Fahrtversuch zu betrachten ist, so lieferte diese noch nie dagewesene Neuerscheinung den sicheren Beweis, daß die britische Seeherrschaft nur bedingt ist und bei Vermehrung und Vervollkommung solcher Fahrzeuge überseeischen Handelsverkehr bloß erschweren, aber nicht verhindern kann.

Äußerst lebhaft wurde im August der Luftkrieg auf allen Kampfgebieten und von beiden Seiten geführt. Bei den Fliegerkämpfen gingen nach amtlichen deutschen Berichten etwa viermal so viel feindliche als eigene Flugzeuge verloren, wobei mehr als die Hälfte der abgeschossenen gegnerischen in deutschen Besitz gelangten. Besonders eindrucks- und wirkungsvoll waren die deutschen Luftschiffangriffe auf England zu Anfang und zu Ende August. Sie bildeten eine wirksame Vergeltung des britischen ‚Baralong'-Verbrechens. Sehr wirksam waren auch die Angriffe der österreichisch-ungarischen Marineflieger auf norditalienische militärische Anlagen. Auf den Kriegsverlauf üben jedoch alle diese Unternehmungen wohl einen störenden, hemmenden, doch keinen erkennbaren unmittelbaren Einfluß aus, deshalb wird dennoch keine Partei auf dieses neuzeitliche Kriegsmittel verzichten, sondern sogar es verbessern und weiter ausbauen wollen. Dem Stoffgeschick öffnet sich hier ein weites Feld.

Im Westen setzten sich im 25. Kriegsmonate die seit 1. Juli andauernden britisch-französischen Hauptangriffe beiderseits der Somme, sowie die im Februar 1916 begonnene Festungsschlacht bei Verdun in hin- und herwogenden

blutigsten Kämpfen fast ununterbrochen fort. Trotz unerhörter Menschenschlächterei blieb die Kriegslage dort unverändert. Dank der deutschen Standhaftigkeit und geschickten Verteidigung mißlang der von den Gegnern beabsichtigte Durchbruch, der die Entscheidung des Weltkrieges herbeiführen und nach Vertreibung der Deutschen aus Frankreich und Belgien Deutschland zum letzten Kampfplatz machen sollte. Nur den einzigen Vorteil erreichte er, daß neben geringem Geländegewinn der schon nahegewesene Fall von Verdun erheblich verzögert wurde. Besonders kennzeichnend für die Kampfweise ist, daß beiderseits das Schwergewicht auf die Geschütztätigkeit mit einem ungeheuren Aufwand von Schießbedarf gelegt wird, um der stürmenden Infanterie den Weg zu bahnen und den Angriff zu erleichtern. Aber die gewaltigen Gegenstöße der deutschen Verteidiger gleichen stets die feindlichen Feuervorteile wieder aus, wobei sie durch die auch vom Gegner anerkannte Überlegenheit ihrer mit neuen, weittragenden Geschützen ausgerüsteten Artillerie vortrefflich unterstützt werden.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze blieb im August die Lage in der Hauptsache gleich, nur am Isonzo trat eine rückschlagende Änderung ein. Die österreichisch-ungarischen Streitkräfte räumten nämlich den von der italienischen Artillerie mit schwersten Geschützen beschossenen Brückenkopf von Görz und die schon schwer beschädigte Stadt am 8. und 9. August und verlegten die Verteidigung weiter östlich in die schon bei Kriegsbeginn vorgesehenen Höhenstellungen, nachdem das Festhalten jenes Brückenkopfes die Stadtzerstörung durch weittragende Geschütze nicht verhindern konnte. Seither machten die Italiener aber keine Fortschritte mehr. Trotz der heftigen Erdbeben an der Adriaküste, die Mitte August großen Schaden in Italien anrichteten, erklärte dessen Regierung im Zusammenwirken mit Rumänien den Krieg an das Deutsche Reich, mit dem es übrigens die staatsunterhändlerischen Beziehungen schon seit dem 23. Mai 1915 abgebrochen hatte. Auf die Kriegführung übt diese italienische Maßnahme übrigens nur geringen Einfluß aus und ändert an dem tatsächlichen Verhältnisse nur insofern etwas, als nun die raubgierigen Italiener das bei ihnen angelegte deutsche Vermögen, besonders die begehrenswerten deutschen Handelsschiffe an sich reißen.

Große Veränderungen gab es auf dem Balkangebiete. In der ersten Hälfte des 25. Kriegsmonats erfolgten zwar nur Vorposten-Geplänkel und Artilleriekämpfe, dann aber gingen die in und um Saloniki versammelten 300 000 bis 500 000 Mann starken Streitkräfte des Einkreisungsverbandes zum Angriff gegen die an der griechischen Nordgrenze stehenden deutschen und bulgarischen Truppen vor. Erfolgreich wiesen diese die Angreifer ab und begannen dann selbst am 16. August mit kräftigen Gegenangriffen das allgemeine Vorgehen nach Süden, von dem sie bisher seit neun Monaten, vermutlich aus politischen Rücksichten auf Griechenland und vielleicht auch auf Rumänien, abstanden. Durch die ausfallenden Vorstöße der aus Briten, Franzosen, Italienern, Russen, Serben und sonstiger Bundesgenossen zusammengesetzten Gegner konnte das Betreten griechischen Gebietes nicht mehr vermieden werden. Innerhalb 10 Tagen gelang es ihnen, das Balkanheer des Einkreisungsverbandes in einem sich stets verengenden, etwa 150 km langen Bogen zu umschließen, dessen vorderste Stellungen noch 80—100 km von Saloniki entfernt sind und ungefähr vom Rudnik- und Ostrowosee westlich, über Doiran- und Butkowasee nördlich zum Tahinossee östlich Saloniki sich erstrecken. Besonders wertvoll ist die Besitznahme der nun hinter dem linken bulgarischen Flügel liegenden Bahnstrecke Buck-Demir Hissar, durch die unmittelbare Verbindung mit Stambul und Sofia besteht. Zur Ent-

lastung der bei Saloniki gefährdeten umschlossenen Bundesgenossen versuchten die am Adriatischen Meere bei Valona verstärkten italienischen Truppen bei Monatsschluß über die Vojusa angriffsweise vorzugehen, wurden aber von den dort befindlichen österreichisch-ungarischen Streitkräften über den Fluß zurückgeschlagen.

Die stärkste Veränderung auf dem Balkangebiete brachte am 27. August die Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn, die erwidert wurde durch ebensolche Erklärungen des Deutschen Reiches, der Türkei und Bulgariens an Rumänien am 28. und 30. August, sowie am 1. September. Damit wurde unseren Gegnern die geschlossene Einheit des Vierbundes deutlich erwiesen; angesichts der Überzahl zeigt sie zugleich die innere Stärke und Kraft, die bisher schon gegenüber der Einkreisung sich nicht auf reinen Abwehrwiderstand beschränkte, sondern von Anfang an den Krieg angriffsweise weit in feindliches Gebiet hineintrug. So wurde denn, wenn auch an der ungarisch-rumänischen Grenze durch Preisgabe des südöstlichen Siebenbürgen die österreichisch-ungarische Verteidigungsstellung weiter westlich auf das linke Marosufer verlegt wurde, der Krieg von deutschen und bulgarischen Truppen am 1. September durch Einmarsch in die Dobrutscha sofort nach Rumänien hineingetragen. Dadurch wird nun dieser treulose Raubstaat, der 30 Jahre lang mit Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche verbündet war, die schlimmen Folgen seiner schimpflichen Handlungsweise am eigenen Volk und Land verspüren. Mit dem Eintritt Rumäniens in den Krieg erstreckt sich jetzt das östliche Kampfgebiet, in Ausbiegungen 2000 km lang, vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee, doch ist es vorläufig vom südlichen Balkankriegsschauplatz durch Bulgarien noch etwa 400 km entfernt. Glückt das deutsch-bulgarische Vorgehen in der Dobrutscha nach Norden zwischen Schwarzem Meer und Donau, dann kann der Abstand bald größer werden. Vorläufig bleibt der letztgenannte Kriegsschauplatz zwischen Adriatischem und Aegäischem Meere ein für sich abgeschlossenes, selbständiges Kampfgebiet.

Im Osten brachte der Anfang des 25. Kriegsmonats eine vom deutschen Volke längst gewünschte und ersehnte Überraschung, indem in Vereinbarung der beiden Kaiserlichen Majestäten Franz Joseph II. und Wilhelm II. die Befehlsverhältnisse am 2. August neu geordnet wurden, um der durch das russische allgemeine Vorgehen neugeschaffenen Kriegslage Rechnung zu tragen. Unter Generalfeldmarschall v. Hindenburg wurden hiezu mehrere Heeresgruppen der Verbündeten zu einheitlicher Verwendung nach Vereinbarung der beiden Obersten Heeresleitungen zusammengefaßt von westlich Tarnopol bis zur Ostsee. Dem Thronfolger Erzherzog Karl wurden die übrigen südlichen Stellungen bis zum damals noch neutralen rumänischen Gebiet übertragen. Während des ganzen Monats setzten sich die heftigen russischen Angriffe stetig fort unter größten Menschenopfern, die seit Beginn des russischen Vorgehens anfangs Juni schon nahezu 700 000 Mann betragen sollen. Nur zeitweise wechselten die Örtlichkeiten. Auf die Aufzählung der hin- und herschwankenden zahlreichen Kämpfe muß verzichtet werden. Während es den Russen gelang, die Stellungen österreichisch-ungarischer Heeresteile streckenweise nach Westen zurückzudrücken, konnten die deutschen Truppen ihre Stellungen behaupten, den Russen vorübergehend erreichte Vorteile durch Gegenangriffe wieder entreißen und in den südlichen ostgalizischen Karpathen sogar erheblichen Geländegewinn erzielen. Trotz des Eingreifens rumänischer Streitkräfte in den letzten Augusttagen, das in Siebenbürgen das freiwillige, kampflose Zurückbiegen und Verkürzen der österreichisch-ungarischen Stellungen verursachte,

liegen im Osten die militärischen Kriegsgrenzen gegen Rußland am Monatsschluß in der Hauptsache fast ebenso wie anfangs August. Seit drei Monaten dauerte nun mit kurzen Unterbrechungen der russische Durchbruchsversuch und hatte so geringen Erfolg wie der britisch-französische im Westen, der italienische im Süden und der gemeinsame aller Bundesgenossen auf dem Balkangebiete.

Noch größere Überraschung wie der Anfang brachte der Schluß des 25. Kriegsmonats für alle Welt. Am 29. August enthob S. M. der Deutsche Kaiser den General v. Falkenhayn zwecks anderweitiger Verwendung von der Stellung als Chef des Generalstabes des Feldheeres und ernannte zu seinem Nachfolger den ‚deutschen Volkshelden' Generalfeldmarschall von Hindenburg, und dessen bisherigen Generalstabschef General Ludendorf zum 1. Generalquartiermeister. Damit wurde dem kriegserfahrenen und kriegserprobten Heerführer die Leitung sämtlicher Landstreitkräfte unter kaiserlichem Höchstbefehl übertragen. Bei dem allgemeinen Vertrauen, das ‚Unser Hindenburg' genießt, bestehen die höchsten Erwartungen auf seine künftigen Leistungen. Einen verheißungsvollen glänzenden Anfang bildet die während Niederschrift am 5. September erfolgte deutsch-bulgarische Eroberung der neuerbauten rumänischen Festung Tutrakan.

Auf den türkischen Kriegsschauplätzen trat im August trotz vieler hin- und herwogender Kämpfe keine entscheidende Änderung der Lage ein. Im Kaukasusgebiete besserte sie sich erheblich zugunsten der Türken, indem zunächst ihre bei Bitlis-Musch befindliche III. Heeresgruppe am 7. und 8. August diese Orte gewann und die Russen über 20 km weit an das Nordwestufer des Wansee, sowie über den oberen Muradfluß (östlicher Euphrat) zurücktrieb, während die westlich Ersingjan stehende II. Heeresgruppe alle russischen Angriffe erfolgreich abwehrte. Am linken, an das Schwarze Meer angelehnten Flügel errang die I. Heeresgruppe nach abgeschlagenen russischen Angriffen zum Monatsschlusse mit einem überraschenden Gegenangriff einen vollen Sieg, wobei $2^1/_2$ russische Divisionen vollständig zersprengt und nebst sonstiger Kriegsbeute 5000 Gefangene gemacht wurden. Bei der IV. Heeresgruppe im nordwestpersischen Abschnitt von Asserbeidjan ergab sich keine Änderung. Dagegen konnte in Südwestpersien die V. Heeresgruppe ihr Vorgehen nach Nordosten fortsetzen und die Russen in Richtung Teheran weiter zurückdrängen. Am 10. August besetzte sie die als Verkehrsknoten wichtige Stadt Hamadan (Ekbadana), vereitelte damit die beabsichtigte Vereinigung der Russen und Briten und bedroht nun bereits die durch Nordpersien führenden russischen Verbindungen. Nach russischen Zeitungsberichten aus Teheran sei die Lage des dortigen russischen Heeres trostlos. Von den türkischen Angriffen sei es geschwächt und den Qualen der furchtbaren Hitze in der Wüste der ‚Bussitumskischen Felsen' ausgesetzt. Den durch Erkrankungen absterbenden Truppen drohe wegen mangelnder Zufuhr eine Hungersnot. Durch das Vorrücken der türkischen V. Heeresgruppe bis östlich Hamadan springen jetzt die vom arabischen Irak am unteren Euphrat bis an das Schwarze Meer reichenden türkischen Stellungen mit einer Schleife 300 km weit nach Nordosten gegen Teheran vor, die im Raume zwischen Hamadan und Urmia befindlichen gegnerischen Streitkräfte umfassend. Diese hieraus zu vertreiben, mißlang jedoch den Türken. Nach anfänglich erfolgreichem Vorgehen Mitte August von Sinna auf Bidschgar und Sakkys wurden sie von weit überlegenen russischen Verstärkungen am 22. August mit erheblichen Verlusten an die persisch-türkische Grenze auf ihre Haupttruppen zurückgedrängt. Bei der VI. und VII. Heeresgruppe in den oberen und unteren Irakstellungen trat während

des 25. Kriegsmonats keine Änderung ein. Nach englischen Zeitungsnachrichten vom 10. August seien alle Verbindungen mit dem britischen Tigrisheere bei Fellahie unterbrochen und wird befürchtet, daß dieses abgeschnitten sei. Mitte August wurde ein britischer Angriff bei Nassirieh am Euphrat von den Türken siegreich zurückgeschlagen. In Arabien vertrieben die Türken von Mekka aus die aufständischen Araber anfangs August von ihren Stellungen 80 km südlich Medina und stellten die Ruhe her. In Ägypten östlich des Suezkanals unternahm am 4. August ein etwa 14 000 Mann starker türkischer Truppenverband von Katia aus einen Erkundungsvorstoß auf Roumanie, wurde aber nach anfänglichem Erfolge durch unbemerkte Umgehung seines linken Flügels von berittenen britischen Truppen mit erheblichen Verlusten zum Rückzuge auf Katia genötigt, wo dann die nachdrängenden Briten aller Waffen am 5. August unter schweren Verlusten zurückgeworfen wurden. Allmählich macht sich übrigens der ‚Heilige Krieg' geltend und zeitigte Erfolge der Mohammedaner im Sudan, in Tripolis und im inneren Ägypten. Gleich nützlich für den Vierbund ist die ernste Gestaltung der Lage in Russisch-Turkestan, wo der Khan von Chiwa sich den aufständischen Turkmenen anschloß und sämtliche chiitischen Stämme in den Aufruhr mitriß, der mit seinem Kleinkrieg in bergigen Geländen die Überfälle der landeskundigen Einwohner auf russische Truppen begünstigt.

Von Deutsch-Ostafrika kamen ungünstige britische Nachrichten, wonach die deutschen Schutztruppen von der starken Übermacht stetig zurückgedrängt wurden, so daß in absehbarer Zeit auf ein Aufgeben des Widerstandes zu rechnen sei. Im Widerspruche damit steht ein in Holland veröffentlichter Brief aus Kapstadt, daß dort bezüglich des verlustreichen Feldzuges in Deutsch-Ostafrika sehr ungünstige Gerüchte umliefen und neuerdings 40 000 Mann britische Verstärkungen verlangt worden seien für das Unternehmen, das bereits 40 Millionen Mark verschlungen habe und noch weitere 16 Millionen Mark benötige. Bemerkenswert ist auch das große Lob, das bei Forderung von Verstärkungen der britische General Botha den deutschen Schutztruppen spendete.

Aus dem inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches ist besonders bemerkenswert die erfolgte Errichtung eines Kriegswucheramtes. Auf welche Höhe der Warenwucher stieg und diese Maßregel nötig machte, zeigt beispielsweise, daß die Kriegspreise des reichlich gewachsenen Obstes auf das Zehnfache der Friedenspreise gesteigert wurden.

Alle Umstände zusammenfassend, ergibt sich für die Monatsabgleichung, daß die allgemeine militärische Lage trotz Anschluß Rumäniens an unsere Feinde gut ist, somit an einem günstigen Endergebnis des Krieges, wie auch Feldmarschall v. Hindenburg sich äußerte, nicht zu zweifeln sei. Allerdings steht der Friede noch nicht in naher Aussicht, denn die hiezu zwingende Entscheidung des Völkerkampfes fiel noch nicht.

Der japanische Admiral Akiyama bezeichnet die deutschen Taten und Leistungen im Pariser ‚Temps' als ein erstaunliches Wunder in der Weltgeschichte. Wenn er dabei fragte, wie lange diese kraftvolle deutsche Einheit vor den sie bedrohenden Gefahren dauern wird, lautet die Antwort: So lange wie diese!

Abgeschlossen am 1. September 1916.
Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Zum Gedächtnis Casements. Die Tragik Irlands ruht zu tiefst auf seiner geographischen Lage. Der englische Volksvertreter Bright hat darauf einmal mit den Worten hingewiesen: ‚Wenn die Mehrzahl der Irländer ihren Willen und die Macht hätte, so würde sie ihre Insel vom Meeresgrunde lösen und wenigstens 2000 Meilen weiter westwärts steuern.'

Der Kampf zwischen dem scheinbar unaussöhnbaren Irentum und Engländertum scheint ein unabänderliches Naturverhängnis zu sein. Immer wieder hat sich der Ire gegen seinen Bedrücker erhoben, immer wieder hat ihn die Kraft des Stärkeren zu Boden geschlagen. Der Letzte, der es wagte, den Kampf gegen die Übermacht zu organisieren, war Sir Roger Casement.* Auch er hat gleich tausenden seiner Landsleute vor ihm den Ruf seiner grünen Insel zur Befreiungstat mit dem Leben bezahlt.

Bevor wir das unsagbar traurige Kapitel der irischen Geschichte anblättern, eine Bemerkung. Man muß sich darüber klar sein und Casement war es: Das England, wie es heute ist, kann auf Irland nicht verzichten, will es nicht seine Flankendeckung aufgeben. Irland war stets der schwache Punkt in der geographischen Lage Englands. Das haben seine Gegner stets gewußt. Auf Irland stützte sich der Stuart Jakob II., dem die Franzosen ein Heer zu Hilfe schickten. Auf irischem Boden standen unter Hoche wiederum Franzosen, um der geknechteten Nation die Freiheit zu erringen. Aber Erfüllung war dem irischen Sehnen nicht beschieden, selbst dann nicht, als Irland einheitlich hinter Führern und Freunden stand. Darum sagen heute die Iren, die die englisch-irischen Beziehungen für unversöhnlich halten — und zu ihnen gehört auch Casement —, indem sie das Problem zu Ende denken: Da ein freies Irland an der Seite eines mächtigen England im Laufe der Geschichte nicht gekommen ist und für die Zukunft nicht denkbar erscheint, so zertrümmern wir dieses England, beschränken es auf seinen Inselbestand und stellen uns gleichberechtigt in den Rahmen der europäischen Gemeinschaft. Ein freies Irland ist der Todesstoß für England. Darum sagt Casement: ‚Nehmt England die Goldküste, den Niger, Gibraltar, sogar Ägypten, legt ihm schwere Geldbuße auf, und England würde, während Deutschland sich kaum von den baren Auslagen und Verlusten erholt hätte, tatsächlich so gut wie nichts verloren haben, wenn nicht Irland entschlossen aus britischer Vormundschaft herausgelöst würde.'

Solche, die beobachtet haben, daß England im Verkehr mit seinen Nebenländern viel Geschäftsgewandtheit und Takt gezeigt hat, fragen wohl, warum die irische Frage nicht versöhnlicher behandelt worden ist. Der Grund liegt in der bis heute unüberbrückbaren Kluft, die Rasse und Religion geschaffen haben. Ein Doppelkampf hat sich auf irischem Boden abgespielt: von dem Riesenkampfe zwischen Kelten und Germanen, der einmal die vorhistorischen Zeiten erfüllt haben muß, erleben wir hier im Lichte der Geschichte einen kleinen Teilausschnitt und dann beobachten wir, wie der englische Protestantismus diese Hochburg des Katholizismus mit Gewalt zu nehmen suchte. Beide Male hat der Engländer trotz mancher Erfolge eine Niederlage erlitten. Die meerumschlossene Insel hat den weicheren und phantastischeren Kelten vor der Aufsaugung durch die zielbewußtere Rasse bewahrt, und die Verfolgung und Tötung von Priestern und Nonnen, ja das Verbot des katholischen Unterrichts haben das katholische Glaubensleben nicht zu ersticken vermocht.

Die Beziehungen Englands zu Irland zur Normannenzeit und darüber hinaus waren die von Eroberern und Unterjochten, wie sie in der damaligen Welt üblich waren. Schärfe bekamen die Beziehungen vor allem dann, als der Glaubenskonflikt hinzutrat. Auch damit stand ja England nicht abseits von der im übrigen Europa geübten Praxis. Für das, was Elisabeth und die ersten Stuarts taten, finden sich

* Die gesammelten Schriften von Sir Roger Casement sind im Verlag von Jos. Huber, Diessen vor München (3.50 M.) erschienen. Eine dankenswerte Übersicht über die gesamten irischen Verhältnisse mit einem Literaturnachweis zu weiterem Studium bietet neuerdings der Wiener Keltist Pokorny in seinem Buche: Irland, Verlag Perthes Gotha 1916 (3 M.)

wohl Parallelen. Anders jedoch ist es mit Cromwell, dessen nackter Staatsegoismus ohnegleichen war. Durch ihn wurde das System wirtschaftlicher Ruinierung zum Grundsatz erhoben, das die Iren tief erniedrigte, dem Hungertode auslieferte oder nach Amerika trieb. Schon Heinrich VIII. hatte das katholische Kirchengut eingezogen, Elisabeth und Jakob I. hatten weite Strecken enteignet, aber Cromwell verbannte, was seinem Schwerte entging, in die unwirtlichsten Landesteile, vor allem nach Connaught. Durch Konfiskationen, Hungersnöte, Schwert und Ächtung wurde das irische Volk systematisch zum Paria herabgedrückt. Die Zahl der Iren sinkt um die Hälfte. Armselige Auswandererzüge, die Saat des Hasses im Herzen, suchen in Amerika ihre Zuflucht. Ein Wandel tritt erst im 19. Jahrhundert ein. Irland wird selbstbewußter und organisiert sich politisch. O'Connell schreibt die Katholikenemanzipation, die Abschaffung der anglikanischen Kirche und die Loslösung von England auf die Fahne, um die sich begeistert das hoffnungslos gewordene Volk schart. Dann tritt unter Butt die irische Partei ins politische Leben, die unter Führung des unbeugsamen Obstruktionisten Parnell zum Schrecken der Regierung wird.

In der irischen Opposition des 19. Jahrhunderts finden wir durchweg zwei Strömungen, zwischen denen allerdings Verbindungsfäden hin- und herlaufen: die eine will einen gesetzmäßigen Widerstand organisieren und hat mit unerhörter Zähigkeit kämpfend, unterstützt von der Geistlichkeit im englischen Parlamente die Gleichstellung der Katholiken, die Entstaatlichung der englischen Staatskirche, die Landreformgesetzgebung und Homerule den Engländern abgerungen, die andere, radikalere, hält ihr Antlitz verborgen, arbeitet im Geheimen und bricht vulkanisch mit Taten, die Schauder und Entsetzen verbreiten, hervor. Schon zur Zeit O'Connells zweigte sich die jungirische Bewegung ab, die leidenschaftlicher fühlte als jener und vor der Gewalt nicht zurückschreckte. Dann kam der Bund der Fenier, der Widerstand gegen die Grundherrn durch Tierverstümmelung und die Boykottbewegung auf dem Lande. Alles das waren Zeichen, daß nun endlich der Ire, den die drei entsetzlichen Hungerjahre 1845, 1846 und 1847 vollends zur Verzweiflung getrieben hatten, zu allen Taten fähig war. Diese Erkenntnis weckte in einsichtigen englischen Kreisen den Wunsch nach einer Verständigung. Die langsam in Fluß kommende Reformgesetzgebung wandte sich vor allem der wirtschaftlichen Hebung der irischen Pächter und der politischen Verselbständigung durch Homerule zu.

Trotz mancher Besserung blieb die Unzufriedenheit, und die nationale Flamme erlosch nicht. Neben den Nationalisten im Parlament unter Redmond arbeiteten die gaelische Liga — ein Kulturbund zur Hebung der irischen Sonderkultur — und der 1905 gegründete Bund der radikal gerichteten Sinn Feiner, dessen Ziele in den Ostertagen verwirklicht werden sollten. Auch zu Beginn des Krieges haben wir die Doppelströmung: Redmond, der vor Kriegsausbruch als Gegner Carsons etwa 170000 irische Freiwillige hinter sich hatte, hielt zur Regierung; nur 11000 Mann zweigten sich unter der Führung von Casement und Mac Neill ab, um ihre ablehnende Stellung dem Kriege gegenüber zu zeigen. Wie aus all diesen Unterströmungen fast unter den Augen der tatenlos zusehenden Regierung sich jener Osteraufstand entwickelte, hat die Untersuchung teilweise enthüllt. Immerhin scheint es, als ob die Erhebung verhältnismäßig schwachen Rückhalt im Volke gehabt habe. Die Gründe sind klar: vor allem seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat stets nur die Minderheit hinter der radikalen Opposition gestanden, einmal weil die katholische Hierarchie, die im heutigen Irland infolge ihres Einflusses auf die gesamte Erziehung von der Volksschule bis

zur Universität keinen Grund zur Klage hat, mit ihrer großen Macht den Geheimbünden, in denen sich vielfach stark antiklerikale Elemente gesammelt hatten, entgegenarbeitete, dann aber weil es der irischen Landbevölkerung seit den achtziger Jahren besser geht. Vor allem seit der Wyndhamschen Agrarreform von 1903, die den Großgrundbesitz enteignen und in freies Bauernland umschaffen will, war ein Bauernstand entstanden, der nach der tiefen Erniedrigung der voraufgegangenen Jahrhunderte die Besserung seiner Verhältnisse wohltuend empfand und darum aller Revolution abgeneigt war.

Freilich stände einmal ein fremdes Heer auf irischem Boden fest, dann würde das alte Erbgefühl des Hasses auch den konservativsten mit sich reißen. Dann und nur dann hätte die nationalistische Bewegung, die wie bei den meisten unterdrückten Nationalitäten heute ihre Hauptgetreuen unter der gebildeten Oberschicht, den Lehrern, Professoren, Literaten, Beamten, und auch einem Teil des niederen Klerus hat, Aussicht auf entscheidenden Erfolg. Daß sie auch heute schon für Deutschland einen wichtigen Kriegsfaktor bedeutet, kann man bei Casement nachlesen. Wie Casements Tod auf die Iren gewirkt hat, läßt sich nur ahnen; sicherlich wird auch in diesem Falle die alte Tatsache erhärtet, daß vergossenes Blut dem Boden freiheitlicher Gesinnung neue Kraft zuführt.

K. Eckermann.

Missionswissenschaft

Erster missionswissenschaftlicher Kursus zu Köln. Das im Jahre 1911 gegründete Institut für missionswissenschaftliche Forschungen lud für die Tage vom 5.—7. September zu einem ersten missionswissenschaftlichen Kursus nach Köln. Trotz der regen Aufklärungs- und Werbearbeit, die namentlich die von Universitätsprofessor Schmidlin (Münster) geleitete ‚Zeitschrift für Missionswissenschaft' für die Gedanken der noch neuen Missionswissenschaft entfaltet hat, mochte das manchen überraschen. Franz Blei steht mit den Bedenken, die er unlängst im Hochland (Dezemberheft 1915) gegen die Missionstätigkeit in der Gegenwart geäußert, sicher nicht ganz allein. Und die Kriegslage konnte auch bei Andersdenkenden solche wecken. Aber was schon am ersten Tage des Kursus Universitätsprofessor Esser (Bonn) über ‚Die dogmatische Begründung der Missionsaufgabe und der Missionspflicht' sagte, war doch weitesten katholischen Kreisen aus dem Herzen gesprochen, wenn sie auch nicht über die klare, herausgearbeitete dogmatische Formulierung des Redners verfügten: ‚Missionsaufgabe und Missionspflicht wurzeln im Wesen Gottes, im Wesen der Menschwerdung, im Wesen der allgemeinen Kirche und des zukünftigen Weltgerichtes.' Der Missionsbefehl Christi gilt für alle Zeiten, und es ist eine geschichtliche Tatsache und hängt mit dem Charakter der Weltreligion des Christentums zusammen, daß in Entscheidungsmomenten der Weltgeschichte stets die Mission einsetzte. Und ein Vortrag wie der des Steyler Missionärs und Missionshistorikers P. Schwager über die ‚Erfahrungen der Weltmission im Weltkrieg' durfte von vornherein auf Interesse rechnen. Freilich war das Bild dieser Erfahrungen ein trübes. Namentlich hat die Orientmission, die hauptsächlich in den Händen Frankreichs lag, schwer gelitten. Nicht zuletzt infolge des französischen Protektorats, das ein politisches Gepräge trug. Aber wenn die Erfahrungen lehren, daß die Mission keinen politischen Charakter haben darf und die Missionäre nicht nur einer oder ein paar Nationalitäten entnommen sein dürfen, so sind sie vielleicht trotzdem nicht zu teuer erkauft.

Der Kursus trug ein kirchliches Gepräge. Er stand unter dem Protektorate des Kardinalerzbischofes Hartmann von Köln: in seiner Eröffnungsan-

sprache nahm er Veranlassung, den kirchlichen Charakter jeder Missionstätigkeit zu betonen: nur der Papst hat die Sendung an die ganze Welt; jede Tätigkeit in der Heidenmission muß sich in seinen Dienst stellen.

Und der Kursus trug ein wissenschaftliches Gepräge. Schmidlin, der Inhaber der ersten und bis jetzt einzigen Professur für Missionswissenschaft in Deutschland, stellte in seinem an die Eröffnungsansprache sich anschließenden Vortrag ‚Missionswissenschaft' die Notwendigkeit derselben heraus und zeichnete ihre Aufgaben: Erforschung und Darstellung der Missionstätigkeit in Vergangenheit und Gegenwart. Sie gliedert sich naturgemäß wieder in verschiedene Fächer: Missionsgeschichte, Missionsgeographie, Missionsstatistik usw. und zieht die Erscheinungen, die Methoden, die Mittel usw. der Mission in ihren Betrachtungskreis. P. Robert Streit (Hünfeld), schon mehrfach als Missionsbibliograph hervorgetreten und mit einem umfangreichen Werke über die Missionsliteratur beschäftigt, bot eine Einführung in den gegenwärtigen Stand derselben. Universitätsprofessor Meinertz (Münster) behandelte: ‚Die Heilige Schrift und die Mission'. Beide sind Schwestern. Die Heilige Schrift ist ein Lehrbuch der Mission. Speziell gibt sie ein Bild der Tätigkeit Jesu, vermittelt seinen universalen Missionsbefehl und dessen Ausführung in der apostolischen Zeit. Andrerseits bietet die Mission Wertvolles zum Verständnis des Schrifttextes. Bigelmair suchte in seinem Vortrag: ‚Die altchristliche und mittelalterliche Mission im Vergleich mit der gegenwärtigen' die Eigenart der altchristlichen und mittelalterlichen Mission herauszustellen. Die altchristliche Mission fand mit der geographischen, kulturellen, sprachlichen und nationalen Einheit des römischen Reiches, das im wesentlichen ihr Missionsgebiet darstellte, Verhältnisse vor, wie sie in der späteren Geschichte keine Parallele mehr haben. Aber auch die philosophischen und religiösen Strömungen kamen dem Christentum entgegen wie in keiner späteren Zeit. Die Mission ruhte im wesentlichen bei den Einzelkirchen und wandte sich an den einzelnen. Sie war meist keine berufsmäßige; in ihrer loseren Organisation gestattete sie große Bewegungsfreiheit und drang auf heimische Art und heimischen Klerus. Ihr gegenüber ist die mittelalterliche Mission charakterisiert durch die Verbindung von Staat und Kirche, die im Reiche Konstantins und in den germanischen Staaten sich durchsetzt. Dadurch ward die Mission der Kirche die alleinberechtigte; ihre Organisation wird durch die allmähliche Zentralisation in Rom eine straffere und als ihre Organe treten Genossenschaften auf. Eine spezielle Frage behandelte P. Huonder (Valkenburg): ‚Heranziehung des eingeborenen Elementes in der neuzeitlichen Mission.' Die Frage ist deshalb von Wichtigkeit geworden, weil man in neuerer Zeit den Mißerfolg der Mission darin begründet sah, daß die Ordensgenossenschaften aus zum Teil eigennützigen Absichten die Heranbildung eines einheimischen Klerus versäumten. Auch der Vortragende betonte die Notwendigkeit des einheimischen Klerus; aber er findet große Schwierigkeiten, die in den geistigen und sittlichen Vorbedingungen für das katholische Priestertum, besonders auch im Zölibate liegen. Referent legte sich dabei die Frage vor, ob es nicht besser wäre, in diesen Ländern die Anforderungen etwas herabzuschrauben, bis das Christentum sich in seiner Tiefe mehr durchzusetzen vermag. Professor Pieper (Hamm) gab eine Übersicht über das heimatliche Missionswesen: Missionszeitschriften, Vereinigungen zur Förderung der Mission, Missionsgesellschaften, Missionsmittel. Trotz des aufgewandten Reichtums ergibt sich noch immer ein Mißverhältnis zwischen Soll und Haben.

Aber die wichtigste Frage ist doch die, ob in absehbarer Zeit überhaupt eine Missionstätigkeit noch möglich ist. Was sich aus den Vorträgen von Provinzial

Acker (Knechtsteden) über ‚Die Mission in den deutschen Kolonien‘, von P. Lemmens (Bonn) über ‚Die Orientmission‘, von Schmidlin über ‚Die ostasiatischen Missionen‘, aus den Ansprachen des apostolischen Vikars von Kamerun, Hennemann, und des apostolischen Vikars von Togo, Wolf, aus den Aufklärungen von anwesenden im Missionsleben stehenden Männern in der Diskussion ergibt, ist etwa folgendes: Die katholische Mission in den deutschen Kolonien Ostafrikas hatte sich im letzten Jahrzehnt gut entwickelt. Durch die englische Besetzung ist sie aufs schwerste geschädigt; ihr weiteres Schicksal hängt naturgemäß von der politischen Entwicklung der Dinge ab. Günstiger liegen die Verhältnisse in Togo; die englische Besetzung hat dort nur aus der Lage erklärliche Beschränkungen gebracht. Doch mußten infolge des Mangels an Geldmitteln zahlreiche Schulen geschlossen und damit die Missionstätigkeit gehindert werden. In Windhuk hat die südafrikanische Union Bothas sogar den deutschen Missionären, die von den gegen die weiße Rasse kämpfenden Eingeborenen bedrängt waren, Unterstützung gebracht. Was die Lage dort erschwert, sind die Finanzsorgen, da die dortigen deutschen Darlehenskassenscheine wertlos geworden und die deutschen Banknoten im Kurse um mehr als 40 Prozent gesunken sind. Ähnlich liegen die Verhältnisse für die deutschen Missionen in Natal. Sie werden sich wohl nach dem Kriege wieder bessern. Verschiedenartig sind die Verhältnisse in den ostasiatischen Missionen Indien, Japan und Korea, sowie China. In Indien war die eigentliche Heidenmission infolge verschiedener Verhältnisse in eine gewisse Stagnation gekommen. Ihre Aussichten sind an und für sich ungünstig. Im Falle einer Revolution folgt die Erhebung der nationalen Religion; und bleibt die englische Herrschaft, so wird Indien möglicherweise lange der deutschen Mission verschlossen bleiben, wenn nicht schließlich doch wieder der Haß gegen sie versiegt oder der Apostolische Stuhl ihre Wiederkehr befiehlt. Die Missionstätigkeit in Japan hatte ebenfalls mit schweren Hindernissen zu ringen, wenn auch Erfolge nicht ganz fehlen. Das Haupthindernis bildet, abgesehen von dem Nationalstolze, der Umstand, daß das Land die Kulturfortschritte ohne das Christentum, ja im Gegensatz zu demselben, übernommen hat. Auch der Steuerdruck wirkt mit. So kann man die Frage aufwerfen, ob man nach dem Kriege die deutsche Mission dort verstärken soll. Günstiger ist die Lage bei dem benachbarten Korea: sie ähnelt der Chinas. Und in China scheinen die Aussichten für die Mission sehr günstige zu sein; gelingt es dem Lande, sich Japans zu erwehren, so wird auch der deutschen Mission der Weg sich bahnen. Dazu bedarf es aber sodann des Ausbaues der dortigen deutschen Ordensgenossenschaften und der Heranziehung von Neugründungen. In der Orientmission, die die Provinzen des türkischen Reiches in Europa, Kleinasien, Armenien, Syrien, Palästina usw. umfaßt, nahm vor dem Kriege weitaus den ersten Platz Frankreich ein. Die katholische deutsche Mission geht in die siebenziger Jahre zurück. In der neuesten Zeit erstand der katholischen Mission ein gewaltiger Konkurrent in der Mission der russisch-schismatischen Kirche. Jedenfalls hatten das Übergewicht die Missionen des Vierverbandes. Sie haben durch den Krieg auf das Schwerste gelitten. Doch hat Österreich es erwirkt, daß die italienische Mission unbeanstandet blieb. Viel mehr als die Angehörigen der Mission hatten die bekehrten Einwohner zu tragen, besonders die Armenier; von 15 Diözesen sind 11 zerstört. Vieles ist da und dort zur Hilfe geschehen; aber völlige Hilfe kann erst der Friede bringen. Würde die Türkei besiegt, so siegt im Orient das russische Schisma. Siegt aber unser

Bündnis, so bedeutet das auch die Zurückdrängung des Schismas. Und der katholischen Mission werden die politischen und nationalen Fesseln abgestreift, die bisher unter Frankreichs Protektorat sie ketteten. Doch ist sie auch dann nicht eigentliche Mission mehr. Denn ihre Tätigkeit erstreckt sich fast nicht auf die Angehörigen des Islams. Und sie wird auch nicht allein in deutschen Händen liegen: es werden die französischen Missionäre zurückkehren. Trotzdem wird sich für die katholische deutsche Mission ein reiches Feld eröffnen. Die neuen Schulgesetze der Türkei sind zwar zurückhaltend; aber die Verhältnisse werden Annäherung schaffen. Ein Protektorat wird kaum mehr erstehen.

Wie man sieht, ist die Inangriffnahme wesentlichster Aufgaben, wie sie einem wissenschaftlichen Missionskursus mit vorschweben, noch von der Weiterentwicklung der Dinge auf den Kriegsschauplätzen mitabhängig. Der nächste Kursus, der nach Friedensschluß in München stattfinden soll, wird reichen Arbeitsstoff vorfinden.

Prof. Dr. A. Bigelmair.

Psychologie

Von den ‚denkenden' Pferden und Hunden ist es selbst in den ernsten Kriegszeiten nicht ruhig geworden. Es wurden sogar von diesen Elberfelder und Mannheimer Wundertieren geistige Leistungen gutgläubig berichtet, die noch weit über die anfänglich bestaunten Rechenkunststücke hinausgehen. Wie schon früher Herr Krall von seinen Hengsten, so hat namentlich Professor H. E. Ziegler neuerdings von dem Mannheimer Hunde Rolf Briefe zum besten gegeben, die sich auch auf ästhetische, religiöse und philosophische Streitfragen beziehen und sogar eine geistige Teilnahme des Tieres an den Kriegsereignissen im Sinne des extremen Pazifizismus bekunden sollen.*

‚Doch das Unglück schreitet schnell.'

Bei den Elberfelder Pferden hat bereits vor geraumer Zeit der geschickte dänische Gedankenleser Edelberg, der sich schon früher um die Entlarvung einiger spiritistischen Medien verdient machte und über eine besonders feine Beobachtungsgabe für geringfügigste unwillkürliche Ausdrucksbewegungen verfügt, so peinliche Feststellungen hinsichtlich des Pferdeknechts Albert getroffen, daß Herr Krall die Fortsetzung dieser Beobachtungen zu verhindern für gut fand. (Vgl. hierüber ‚Zeitschrift f. Psychologie', Bd. 73, S. 258 ff. und Bd. 75, S. 270 ff.) Noch restloser ist die Enträtselung des Mannheimer Falles geglückt, und zwar fatalerweise sogar einem früheren Anhänger der Wundertierhypothese, dem Badener Arzt Dr. Wilhelm Neumann, der nunmehr ‚über den denkenden Hund Rolf von Mannheim' in der ‚Münchener Medizinischen Wochenschrift' vom 22. August 1916 unwiderlegliche, mittels einer kleinen Kriegslist gewonnene Ergebnisse berichtet, nach denen es zweifellos ist, — was es allen ernsthaften Tierpsychologen ohnehin sein mußte — daß die vermeintlichen gedanklichen Kundgebungen des pfotenklopfenden Hundes niemals in irgendeiner geistigen Leistung des Tieres selbst ihren Ursprung haben, sondern stets in Denkleistungen seiner menschlichen Umgebung. Die Signalübertragung vollzieht sich dabei nach Neumanns Annahme unwillkürlich. Er glaubt nicht an eine bewußte Täuschung, sondern nur an eine ‚ganz außerordentlich weitgehende Autosuggestion' der das Tier vorführenden Personen.

Auf die Einzelheiten hier einzugehen, erübrigt sich. Es genügt der Hinweis, daß diese tatsächlichen Feststellungen durchaus übereinstimmen mit der grundsätzlichen Auffassung, wie sie an dieser

* Eine gänzlich kritiklose Zusammenfassung solcher vermeintlichen Beobachtungen enthält die Schrift: ‚Die Seele der Tiere' Berlin 1916, Verlag W. Junk. Brosch. M. 1.50.

Stelle seit Jahren hinsichtlich aller Leistungen derartiger ‚Signaltiere‘ bekundet worden ist.

Dagegen sei bei dieser Gelegenheit noch eine weitere, wissenschaftlich exakte Aufklärung mit Dank hervorgehoben, die der Würzburger Experimentalpsychologe Professor Karl Marbe über ‚Die Rechenkunst der Schimpansin Basso‘* erzielt hat. Auch dieses, allen Besuchern des Frankfurter Tiergartens bestbekannte Tier löst seine verhältnismäßig einfachen Rechenaufgaben nur vermittelst der feinen Beobachtung von geringfügigen, unwillkürlichen Kopflageänderungen seines Wärters. Das einzige, tierpsychologisch-positive Ergebnis besteht also auch hier wie im Fall des ‚klugen Hans‘ und seiner engeren Nachfolge in unserer vermehrten Gewißheit über die erstaunlich feine sinnliche Beobachtungsfähigkeit vieler Tiere.

Privatdozent Dr. Max Ettlinger.

* Leipzig 1916, bei Teubner. Brosch. M. 3.–.

Literatur

Reinhard Johannes Sorge †. Das erste Opfer, das dieser Krieg aus der nicht allzu dicht geschlossenen Schar der wahrhaft schöpferischen Mitarbeiter dieser Zeitschrift reißt, ist auch zugleich das fühlbarste. Reinhard Johannes Sorge ist am 20. Juli im nicht vollendeten fünfundzwanzigsten Lebensjahre an der Somme gefallen. Weder seine Jugend noch auch der geringe Umfang seines Werkes lassen Zweifel zu an der Schwere des Verlustes, den die deutsche Dichtung durch diesen frühen Tod eines ihrer begabtesten Jünger erleidet. Die Leser des ‚Hochland‘ hatten wiederholt Gelegenheit, Sorges dichterische Art kennen zu lernen. Seit dem Mai 1914, wo wir den eigenartigen ‚Abriß einer Konversion‘, ‚Werden der Seele‘, hier veröffentlichten, sind in kurzen Abständen auch mehrere Dichtungen Sorges in dialogischer und liedmäßiger Form in diesen Blättern erschienen. Das vorliegende Heft enthält zwei Gedichte, von den letzten, die er im Felde schrieb.

Sorge war eine von tiefer Leidenschaft des schöpferisch begabten Menschen erfüllte Natur. Wahre Ursprünglichkeit kennzeichnet sein Schaffen sowohl dem Inhalt als der Form nach. Wo sich etwa, wie bei seiner Jugend kaum anders möglich, noch einige Abhängigkeit formaler Art fühlbar macht, deutet sie auf Goethe, Nietzsche und Stefan George hin. Einzig in unseren Tagen stand er da als der ganz inbrünstige, seiner inneren Welt rückhaltlos und unbedingt hingegebene Mensch. So erscheint er in seinem ersten Werk, das er als Zwanzigjähriger schrieb, in dem Drama ‚Der Bettler‘ (1912), so offenbart er sich in seinem zweiten Drama ‚Guntwar‘ (1914), das auf der Grenze zweier Welten, des Antichrists und Christi, entstand, und so sehen wir ihn, als er mit mystischer Glaubensinbrunst sich der poetischen Ausdeutung der christlichen Geheimnisse und Offenbarungstatsachen als dem eigentlichen Ziel seines unbedingten Strebens zuwendet. Noch hatte er, als er den ‚Bettler‘ begann, ‚Ziffer und Gesetz‘ seines Wesens nicht gefunden. Wohl fühlt er seine künstlerische Sendung und stammelt dieses Gefühl in symbolischen Bildern und Reden. Aber ‚Ziffer und Gesetz‘ sind ihm, dem Schüler Nietzsches, sein eigen Ich: Szeptersehnsucht, Kronentraum! Alles soll dem ‚Dichter‘ dienstbar werden, kein Opfer zu groß, zu teuer um der Sendung willen. Was sie fordert, leidet er alles. Nur eines nicht: Verleugnung seines Ich, Hingabe, Opfer. Eine titanenhafte, heidnische Selbstbehauptung gibt dem ‚Dichter‘ in diesem Drama Worte ein von einer erschreckenden Großartigkeit des Ichgefühls. Die Kunst nur bringt der Menschheit Erlösung, ihr Erlöser ist der Kunstschöpfer.

Ihr, Ihr, bereitet mir die Pfade!
Seht doch, ich stürme unter euch, die Fackel

Rot in geschwungener Hand! Empfangt
mich doch!
Umdrängt mich doch! Ich bin des
Segens voll!

Aber ‚aus tiefster Reinheit brennen‘ seine Ziele. Er duldet nicht Feigheit. ‚Qual scheint ein guter Dünger. Ich will Frucht. Stumpft es die Glieder auch, ich leide es. In wundem Herzen fängt sich leicht die Wurzel.‘ Eine leidenschaftliche Sehnsucht nach immer Höherem untergräbt die anfängliche Sicherheit seines Gefühls. Ekstatisch schwingt es sich ins Ungemessene und verlangt:

Meere! Neu-Meere! Nie betretene
Küsten!
Menschen! Licht-Menschen! Nie geliebte
Liebe!
Stern-Sterben! Tod-Rausch! Nie ge-
schluchztes Lied!

Die Ahnung geheimer Tragik regt sich. Gesteigertes Persönlichkeitsgefühl drängt ja immer zum Wunsch nach Dauer, nach Ewigkeit. ‚Der Hunger nach aller Ewigkeit wird mich nie verlassen!‘ Ach, wer das ewige Leben leben könnte, wer als Künstler wenigstens ‚durch Symbole der Ewigkeit‘ zu reden verstünde! Eine mystische Lebensstimmung — doch ohne allen bestimmten Glauben — hat sich ganz seiner bemächtigt, und er bekennt:

Ich schaue viele Stufen noch vor mir im
Licht
Und viele Reinheiten, die ich noch nicht
durchwandelt ...
Ich ahne viele Liebe noch vor mir im Licht,
Und viele tiefe Lust, die ich noch nicht
durchkostete.

Schon die nächste Stufe, die er erklomm, machte diese Ahnung zur Gewißheit. Sie führte ihn zum Christentum, und das Drama ‚G u n t w a r oder D i e S c h u l e e i n e s P r o p h e t e n‘ (1914) ist der dichterische Niederschlag. Eine noch ungedruckte poetische Absage an Nietzsche: ‚G e r i c h t ü b e r Z a r a t h u s t r a. Eine Vision‘, entstand um die gleiche Zeit.

Noch bevor ‚Guntwar‘ erschienen war, hatte der Kleistpreis im November 1912 dem Dichter und seiner Frau möglich gemacht, die Karwoche und das Osterfest in St. Peter zu Rom mitzuerleben. Die daselbst empfangenen Eindrücke veranlaßten das junge Paar, im September 1913 zur katholischen Kirche überzutreten. Eine zweite italienische Reise im gleichen Jahre galt der Vertiefung in die Welt des neugewonnenen Glaubens. Ein Aufenthalt in Assisi hat in dem Gemüt des Dichters tiefe Spuren hinterlassen. Das bekunden eine noch ungedruckte Dichtung ‚Franziskus, der heilige Bettler‘, und die Worte, die der Dichter ihr als Motto vorsetzte: ‚Warum hört man in euren Schulen nur von dem einen und nicht auch von dem anderen? O ihr Heuchler! Die Kräfte der Physik und die Zahlen der Geschichte geben eurer Jugend das Zeugnis ihrer Reife, aber der Name des Heiligen von Assisi ist nicht an mein Ohr gedrungen. Falle auf euch die Schuld, wenn ihr Steine bietet; aber den Hunger nach Brot legte uns Gott ins Herz.‘

Im Frühjahr 1913 entstand ganz im Geiste Dantes, doch aus eigenstem visionärem Erleben heraus, der ‚Sang in zwölf Gesängen‘ ‚M u t t e r d e r H i m m e l‘, ein in Bildern wie Sprache kühnes und großes Werk, dessen Veröffentlichung durch den Krieg hinausgeschoben, für die bevorstehende Weihnachtszeit geplant ist. ‚Gericht über Zarathustra‘ soll als nächste folgen.

Diese beiden Dichtungen tragen noch durchaus den Charakter subjektiver Bekenntnisse. Sie gehören noch jener Kunst an, die durch Rede wirkt. Aber schon im ‚Bettler‘ heißt es: ‚Keine Kunst darf heilig genannt werden, weil sie noch reden will‘; der ‚Dichter‘ empfindet es als einen Fluch, zum Wort verdammt zu sein, da er doch Bildner werden müsse der Symbole — der S y m b o l e d e r E w i g k e i t.

Immer mehr drängt es unsern Dichter

zu objektiven, rein symbolischen Gestaltungen. Ein Zyklus von Mysterienspielen: ‚Metanoeite‘ (1915) zeigt ihn zum ersten Male auf diesem Wege. Es ist eine rührend innige Dichtung voll zartester Poesie, wie wir sie seit den großen Spaniern nicht wieder erlebt haben. In denselben Bahnen bewegen sich die z. T. im ‚Hochland‘ gedruckten biblischen Dialoge, unter dem Titel ‚Mystische Zwiesprache‘ zusammengefaßt, und der ‚Franziskus‘. Noch herrscht in den Mysterienspielen die objektivierte lyrische Empfindung vor. In dem Schauspiel ‚König David‘ (1916) beginnt sie sich dem dramatischen Geschehen schon ein- und unterzuordnen. Es ist das letzte Werk, dessen Veröffentlichung der Dichter erlebt hat. Ein ‚Moses‘ sollte folgen. Verhält sich, nach einem Wort des Dichters, ‚David‘ zu ‚Metanoeite‘ wie eine Stadtkirche zu einer Dorfkirche, so sollte ‚Moses‘ eine Kathedrale werden. Alle Ansprüche des üblichen Schuldramas sind bei diesen Werken hintangesetzt. Eine organische künstlerische Form ist jedoch noch nicht gefunden. ‚Ich sehe meine Dichtungen als Grundlage und Anfang eines neuen Dramas an‘, heißt es einmal im ‚Bettler‘. Das Schauspiel ‚David‘ ist in bezug auf seine poetische Form als eine Art von Festspiel zu charakterisieren, bei dem die Handlung, in szenische Bilder aufgelöst, nicht durch den auf ein Ziel gerichteten Willen des Helden, sondern durch sein objektives Tun und dessen metaphysische Auswirkung zustande kommt.

Im Mai dieses Jahres hatte das Kuratorium der Fastenrathstiftung die Bedeutung Sorges durch die Verleihung eines Preises anerkannt. In der bevorstehenden Spielzeit ist in Berlin eine Gedenkfeier für den Dichter durch die Aufführung des ‚Bettlers‘ in Aussicht genommen. Sie wird zweifellos ein in der Theatergeschichte merkwürdiges Experiment werden.

In dem literarischen Nachlaß des Dichters befinden sich außer den schon genannten Werken noch zwei Sammlungen von Gedichten, ein Sang ‚Preis der Unbefleckten‘ und ein Drama ‚Luther‘. Die bereits erwähnten künftigen Veröffentlichungen werden zugleich mit dem Schauspiel ‚König David‘ Gelegenheit geben, Sorges dichterische Eigenart hier wiederholt ins Licht zu stellen.

Der Dichter wurde am 29. Januar 1892 in Berlin als Sohn des Stadtbauinspektors Max Sorge geboren. Er besuchte das Gymnasium bis zur Einjährig-Freiwilligen-Prüfung und sollte sich dann dem Kaufmannsberuf widmen. Nach einem halben Jahr kehrte er aber wieder zur Schule zurück, die er aber schon 1910 mit dem Reifezeugnis für Oberprima verließ, um ganz seinen schriftstellerischen Plänen zu leben. Im Februar 1912 heiratete er. Bei Ausbruch des Krieges wohnte er in der Schweiz. Er stellte sich sofort freiwillig der Militärbehörde, wurde aber bis Mai 1915 zurückgestellt. Kurz vor seinem Tode schrieb er an seine Frau, die ihm inzwischen einen Sohn geboren hatte: ‚Uns wird die ehrenvolle Aufgabe zufallen, die Front an bedrohter Stelle zu schützen.‘ Eine schwere Verwundung an beiden Oberschenkeln durch einen Granatsplitter führte noch auf dem Verbandplatz seinen Tod herbei, nachdem er kurz zuvor einem Offizier über den Gefechtsstand Auskunft gegeben hatte. Bei Ablaincourt hat man dem Gefreiten Sorge das Grab geschaufelt.

Unter den deutschen Dichtern, die bis jetzt ihr Leben dem Vaterland dahingegeben haben, hat Reinhard Johannes Sorge am meisten Zukunft in sein Grab mit hinabgenommen. Wenn je einer, so hat er sein Sterben als ein Opfer empfunden nach den wundervollen Worten, womit der elfte Gesang von ‚Mutter der Himmel‘ beginnt:

So ist es, daß man all sein Wesen hingibt,
Sich opfert, um die Reinigung zu vollenden
Und so durch Bluten aus den eigenen Händen

Zu fliehn zum Schöpfer, der da Opfer liebt
Um Seinetwillen, wie Er Sich gegeben,
Und der Sein Gut durch Opfer nur verheißt,
Und gab in Opferung der Welt das Leben.

M.

Unsere Kunstbeilagen

Es war nicht das letzte Zeichen der naturalistischen Zersetzung aller höheren Lebens- und Geschichtsauffassung, daß man auch in der Kunst glaubte, den Ausdruck höherer und höchster Wesenheit durch die Natur und ihre Darstellung allein finden und gestalten zu können. Nun durch den Krieg befreit, wird der Geist wieder erhabenere, menschliche und religiöse Träger, Symbole seiner geschichtlichen Erfahrungen und Rätsel suchen. Es lassen sich außer der Heilsgeschichte keine geheimnisvolleren Elemente für diesen Deutungswillen finden, als welche Michelangelo in der sixtinischen Kapelle gestaltet hat, die Propheten als Träger der noch unerlösten vorchristlichen Geschichte und die Sibyllen als ihre heidnischen Gegenbildungen. Jede dieser urmächtigen Gestalten ist ein andersartiger Ausdruck des tiefen Forschens, Brütens und Erkennens der Deuter und Seherinnen. Als ein besonders deutlicher Gegensatz erscheint die harte, erstarrende Unerforschlichkeit des Schicksals in der ‚Cumäischen Sibylle' und das übermannende Aufleuchten der Erlösungsgewißheit bei dem ‚Propheten Isaias', dem ‚Fürsten' der Künder der kommenden Wahrheit. Sie mögen auch als Symbole am Eingang unseres neuen Zeitdenkens stehen. — Das Leibnizporträt ist von dem bekannten Kupferstecher Steinla nach J. F. Bause gestochen.

Berichtigung: In der Abhandlung ‚Rückblick auf das zweite Kriegsjahr' Hochland 1915/16 Septemberheft Nr. 12 Seite 734 Zeile 3 und ff. von unten muß es heißen: ‚Ferner beträgt die Gesamtzahl der im Deutschen Reiche kriegsgefangenen Belgier, Briten, Franzosen, Montenegriner, Russen und Serben 16 569 Offiziere und 1 647 225 Mann. An Kriegsbeute war ebenda vorhanden .....'

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Rembrandt/Moses zerschmettert die Gesetzestafeln



Phot. Hanfstaengl, München



Vierzehnter Jahrgang November 1916

Frühchristliches Totengebet des griechischen Ostens / Von Anton Baumstark

Im dritten Jahre schreitet das große Sterben des furchtbarsten aller Kriege über die von Schrecken gesättigte Erde. Zahllos birgt unter dem schauerlichen Dröhnen unerhörter Geschütze Schnitter Tod seine blutigen Garben in den unterirdischen Scheunen weiter Soldatenfriedhöfe und einsamer Massengräber.

Totengebet ist das Gebet der Stunde geworden, — wie es einst recht eigentlich das Gebet frühchristlicher Tage war, in denen, aus seiner Gedankenwelt schöpfend, die werdende Kunst des neuen Glaubens den dunkeln Tuffwänden der Zömeterien mit Bildern seliger Jenseitshoffnung ihren farbigen Schmuck verlieh. Wer jene Tage ‚mit der Seele suchend' sich in ihre monumentale und literarische Hinterlassenschaft versenkt, mag heute verständnisvoller als je aufhorchen, wenn ihm hier die Stimmungen und Empfindungen entgegenklingen, mit denen Menschen längst entschwundener Jahrhunderte dem wehen Rätsel des offenen Grabes gegenüberstanden, Trost findend, wo und wie auch uns allein er werden mag.

Splitter ältesten christlichen Totengebetes bergen sich aus dem 2. bis 5. Jahrhundert schon in den kürzesten Anrufungen abendländischer Grabinschriften, vorab der römischen Katakomben, wenn diese dem Toten wünschen, daß er die in den verschiedensten Wendungen erflehten jenseitigen Heilsgüter des ‚Friedens' und der ‚Erquickung' kosten, daß er oder sein ‚Geist' ‚in Gott', ‚im Herrn', ‚in Christus', ‚mit' oder ‚unter den Heiligen',

‚im Guten', ‚beim Liebesmahle' der himmlischen Seligkeit, ‚sein', ‚leben', ‚ruhen', ‚schlafen' oder ‚aufgenommen werden', daß ‚das ewige Licht' ‚in Christus' ihm leuchten, ‚Gott allein' seine ‚Seele beschirmen' möge. Aber ungleich mehr bedeutet es doch, wenn vollständige Gebetstexte größeren Umfanges uns gestatten, den Pulsschlag der altchristlichen Seele zu fühlen. In dieser Lage befinden wir uns vor allem für den griechischredenden Osten vom Ausgang der vorkonstantinischen bis in die Zeit des Bilderstreites, die für ihn die äußerste Grenze des christlichen Altertums bezeichnet.

Der Zeitraum annähernd eines halben Jahrtausends ist naturgemäß ausgedehnt genug, um bei aufmerksamem Zusehen gewisse Richtlinien einer fortschreitenden Entwicklung deutlich erkennen zu lassen. Anders hat man bei der entseelten Hülle des Heimgegangenen Bruders gebetet, als über die Gemeinde der Heiligen der Sturm der letzten und größten Verfolgung durch die römische Staatsgewalt dahinbrauste, anders, als in der Reichskirche des christianisierten Imperiums mit wachsender Stärke erbhafte Schwäche und Fehlbarkeit ihrer menschlichen Glieder sich geltend machte.

Noch ist es zunächst der Boden Roms, wo wir in der Sprache des Orients Klänge schlechthin altertümlichster Art vernehmen, wenn an einem Grabe wohl noch des 3. Jahrhunderts in der Priscillakatakombe das griechische Epitaph einer Irene, Zoë und eines Marzellus sich an den ‚Vater aller' mit der Feststellung wendet: ‚Die du erschaffen hast, hast du zu dir genommen', und mit dem Lobspruche schließt: ‚Ehre sei dir in Christus.' Keine Trauer wird hier laut und kein Bedürfnis nach Trost, kein Wort der Fürbitte auch nur für die Entschlafenen, nur kindliches Vertrauen dem Walten der ewigen Macht gegenüber, die ins Leben einführt und aus ihm abruft, und auch für den Abruf der Lobspruch freudigen Dankes. In gleichem Geiste hat man ursprünglich auch im Osten selbst gebetet. Das in einer einzigen Handschrift auf dem Athos erhaltene Kirchengebetbuch der ägyptischen Landstadt Thmuïs enthält ein Bestattungsgebet, das spätestens, wie die ganze Sammlung, der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts entstammt, füglich aber noch ein Erbstück des 3. darstellen kann. Mag nun auch dieses Formular in seinem weiteren Inhalte ein sehr wesenhaftes Bittgebet werden, so hebt es doch mit Tönen an, die dem Klang des inschriftlichen Gebetswortes an den ‚Vater aller' nächst verwandt sind. Derjenige, an welchen es in feierlich wortreicher Anrede sich wendet, ist der ‚Gott, der über Leben und Tod die Gewalt hat, der Gott der Geister und Herr alles Fleisches, der Gott, der tötet und Leben erzeugt, der hinabführt zu den Toren der Unterwelt und wieder heraufführt, der den Odem des Menschen in ihm erschafft und die Seelen der Heiligen zu sich nimmt und ausruhen läßt, der verändert, umwandelt und umgestaltet, wie es gerecht und nützlich ist, allein selbst unvergänglich und unveränderlich und ewig'. Und solche Art bleibt nicht vereinzelt. ‚Gott der Geister und alles Fleisches, des Sichtbaren und des Unsichtbaren', lesen wir auf einem leider undatierten ägyptischen Grabsteine,

‚der nach geheimnisvollem Ratschlusse du die Seele dem Körper verbandst und wiederum nach dem Willen deiner Güte dein Gebilde auflösest, das du gemacht hast, . . .‘ Noch näher berührt sich selbst im Wortlaute mit dem liturgischen Texte des altchristlichen Kirchengebetbuches das erste von drei Sondergebeten im byzantinischen Ritual des Priesterbegräbnisses, wenn es beginnt: ‚Herr, Herr, unser Gott, dem allein Unsterblichkeit zu eigen ist, in unnahbarem Lichte wohnend, der in deiner Weisheit du aus Erde den Menschen gebildet und, zur Erde wieder zurückzukehren, ihm das Gesetz gegeben hast zur Strafe der Sünde, der hinabführt zur Unterwelt und heraufführt, der tötet und wieder lebendig macht, . . .‘ Nicht Unterwerfung nur, ehrfürchtigen Dank heischt die göttliche Gerechtigkeit, die in dem für alle gleichen Lose des Sterbens sich offenbart. Geradezu als Dankgebet setzt noch der zweite jener drei byzantinischen Texte ein: ‚Wir danken dir, Herr, unser Gott, weil dein allein das unsterbliche Leben ist und deine Herrlichkeit unfaßbar und dein Erbarmen unermeßlich und unaussprechlich deine Menschenliebe, und dein Königtum von keiner Nachfolge abgelöst und kein Ansehen der Person bei dir ist, o Herr. Denn allen Menschen hast du die gemeinsame Schuld des Lebens zu bezahlen bestimmt, wann seine Grenze erreicht ist.‘

Auch wenn die römische Grabschrift und das Begräbnisgebet von Thmuïs nicht vorhanden wären, müßte derartige Gebetsweise als uralt gelten. Vermögen wir doch mit Klarheit zu sehen, wie es gerade zu ihr in ältester Zeit mit innerer Notwendigkeit kommen mußte.

Daß schon das Judentum vorchristlicher Zeit seine Toten nicht ohne Gebet bestattete, ist selbstverständlich. Hat ihm ja nach dem bekannten Zeugnisse des zweiten Makkabäerbuches (12. 44) selbst ein eigentliches Gebet für sie nicht gefehlt. Wo sich Berührungen mit christlichem Totengebete in der späteren Begräbnisliturgie der Synagoge beobachten lassen, muß demgemäß auf beiden Seiten der Nachhall eines aus dem Gebetsleben Israels in den Besitz der Urkirche übergegangenen Erbes unterstellt werden. Nun hat bereits vor annähernd einem halben Jahrhundert ein gelehrter Benediktiner, der nachmalige Bischof Haneberg von Speier, mit durchdringendem Scharfblick auf dasjenige Stück des synagogalen Kultus hingewiesen, das hier entscheidende Bedeutung gewinnt. Es ist dies der Siddûq haddîn (‚Rechtfertigung des Urteils‘) genannte Gebetstext, an den er Anklänge schon in den Sprüchen des Siraciden (41. 3 ff.) erkannte. Da atmet denn aber jedes Wort den Geist, der in den angeführten christlich-griechischen Texten wiederkehrt. Selbst die aus dem Lobgesange der Mutter Samuels (I. Könige 2. 6) stammende Bezeichnung Gottes als desjenigen, ‚der tötet und lebendig macht, der hinabführt zur Unterwelt und heraufführt‘, hat schon in dem hebräischen seine Stelle. Nichts als Lob und Preis hat vollends dieser am offenen Grabe für das freie Herrscherwalten des treuen und gerechten, des langmütigen und erbarmungsvollen Gottes, ‚der dem Menschen zahlt nach Rechnung und Recht und dessen Namen alles

Verherrlichung zollt', in dessen ‚Hand' ‚der Odem alles Lebendigen ist', ‚alle Geister niedergelegt sind'. Tief fühlt der Mensch seine eigene Nichtigkeit dem grenzenlos Großen, Ewigen gegenüber. ‚Wenn er zu Jahren käme, oder ein Alter von tausend Jahren erreichte, welchen Gewinn hätte er? Als wäre er nicht gewesen, würde er gleichwohl eines Tages sein.' In die demütige Rede des Dulders Job klingt das Gebet aus: ‚Jahve hat gegeben und Jahve hat genommen; der Name Jahves sei gepriesen.' Wie ein Erdgeruch von der grandiosen Natur am Rande der syrisch-arabischen Wüste liegt es über den gleich gewaltigen Felsblöcken sich türmenden Worten. Wo zwischen senkrecht zum Himmel ansteigenden Kalksteinwänden aus wilder Einsamkeit der Ausblick auf das Tote Meer sich öffnet und über seinen bleiernen Spiegel im zauberhaften Farbenglanze der Abendsonne die kahlen Höhen Moabs herübergrüßen, habe ich so, wie er hier verkündet wird, den Gegensatz von Menschennichts und Gottesall, den im Islam seine starrste Folgerichtigkeit erreichenden echt semitischen Gottesbegriff in seiner erschütternden Strenge und Größe gefühlt.

Ein derartiges Empfinden Tod und Grab gegenüber, von vornherein dem judenchristlichen Bestandteil der jungen Kirche geläufig, mußte leicht genug auch in denjenigen Kreisen geteilt werden, denen der Geist hellenischer Weisheit ‚Erzieher zu Christus' geworden war. Dem natürlichen Ende alles irdischen Daseins mit Gleichmut der Seele ins Auge zu schauen, war längst eine Forderung, welche, soweit sie in ihrer theoretischen Begründung auseinandergehen mochten, die verschiedensten Schulen volkstümlicher Philosophie an ihre Anhänger stellten. Nicht den Tod zu verachten, hat Markus Aurelius sich ermahnt, sondern ihn willkommen zu heißen als eine der Erscheinungen, welche die Natur bringt; ihn hinzunehmen wie die Rose des Frühlings, das Obst des Herbstes; aus dem Lebensschifflein auszusteigen wie aus dem Kahne, der zu kurzer Fahrt uns trug; zufrieden von der Lebensbühne abzutreten, wenn die Natur dazu ruft, gleichviel, ob man alle fünf, ob man nur drei Akte seines Dramas gespielt zu haben glaubt. Unmittelbar mit den Gedankengängen der christlichen Gebete berührt es sich, wenn der Stoiker auf dem Throne der Zäsaren den Tod ‚dasselbe' nennt wie das Werden: ‚ein Geheimnis der Natur', ‚Auflösung in dieselben Elemente', die jenes zusammenfügt. Solche Berührung ist kein Zufall. Man war sich auf christlicher Seite selbst wohl bewußt, wie wahlverwandt dem eigenen Guten und Besten das sittlich Edle und Tüchtige gerade stoischer Lehre war. Der erfundene Briefwechsel zwischen Paulus und Seneka ist der apokryphe Niederschlag dieses Bewußtseins. Man scheute sich denn auch nicht, für die eigene Gebetsliteratur Anleihen bei stoischer Frömmigkeit zu machen. R. Reitzenstein hat das vor einigen Jahren an dem großen eucharistischen Hochgebet überzeugend dargetan, das in seinem achten Buche das große Sammelwerk der Apostolischen Konstitutionen enthält. Dasselbe Buch bietet nun auch die Texte eines dreigliedrigen Begräbnisrituals. Nach dem über Ort und Zeit seiner Entstehung von der

Forschung Ermittelten ist es der zu Anfang des 5. Jahrhunderts im syrischen Antiocheia und dessen Umgebung geltend gewesene liturgische Brauch, was hier kenntlich wird und gleichfalls direkte stoische Beeinflussung zu verraten scheint, wenn von ‚diesem vernünftigen Lebewesen, dem Menschen', als ‚dem Weltbürger' gesprochen wird.

Gleichzeitig macht sich aber eben hier erstmals mit voller Stärke etwas geltend, das jüdischer wie stoischer Stimmung gegenüber ein völlig Neues bezeichnete. Der Tod hat doch aufgehört, mit rückhaltloser Selbstverständlichkeit hingenommen zu werden. Das Herz beginnt, ihm gegenüber des Trostes zu bedürfen, und es findet Trost in einer Lehre, die vielleicht wie keine zweite in den breiten Massen gezündet hat, die sich zum jugendlichen Christentum bekannten: in der Lehre von der Auferstehung der Leiber. Wohl hat ‚der von Natur Unsterbliche und Unendliche, durch den alles Unsterbliche und Sterbliche geworden ist', von Anbeginn den Menschen sterblich erschaffen, aber er hat ihm ‚die Auferstehung verheißen', hat ihn der Zuverlässigkeit dieser Verheißung versichert, indem er die alttestamentlichen Gerechten Henoch und Elias den Tod nicht erfahren ließ. Was da beigezogen wird, ist die Reihe tröstender Beispiele wunderbarer Gotteshilfe, die wiederum aus jüdischer Gebetsweise ihren Weg an die mannigfachsten Stellen christlichen Gebetes gefunden hat. Im Abendlande gibt sie vor allem dem Sterbegebete der sog. Commendatio animae sein eigentümliches Gepräge. Byzantinische Kirchendichtung zeigt den Nachhall einer entsprechenden Verwendung, die sie in altchristlicher Zeit auch im griechischen Osten, sei es am Sterbelager, sei es am offenen Grabe, fand. Ihre höchste Bedeutung hat sie aber dadurch gewonnen, daß sie dem bildlichen Gräberschmuck schon des 2. und 3. Jahrhunderts seine ältesten Vorwürfe lieferte.

Wir vermögen noch immer diesen bildlichen Nachhall sepulkralen Gebetes in seinen Anfängen und in seiner weiteren Ausgestaltung am besten in Rom zu verfolgen, so gewiß es auch scheinen mag, daß er letzten Endes ein Kind des Ostens, vorab der ägyptischen Weltstadt Alexandreia ist. Für die Entwicklung des Totengebetes selbst bietet das Abendland ungleich weniger gesicherten Stoff, als man wünschen möchte. Wohl tritt uns in den lateinischen Sakramentaren seit dem 8. und 9. Jahrhundert eine reich entwickelte Begräbnisliturgie entgegen. Die liturgische Sonderart Roms und des Frankenreiches, Spaniens und Mailands und ein gegenseitiges Sichbeeinflussen der verschiedenen lokalen und regionalen Bräuche wird da auch bezüglich des Ritus der Totenbestattung und seiner Gebetsformulare greifbar. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß nicht wenige dieser Formulare bereits altererbtes Gut waren, als die sie überliefernden Sammlungen liturgischer Texte entstanden. Aber wie weit ihre eigene Entstehung hinaufgerückt werden dürfe, dafür fehlt leider vorläufig jeder sichere Anhaltspunkt. Nur einige wenige dem funeralen Kreise angehörige Meßgebete des Abendlandes lassen sich mit Bestimmtheit datieren. So hat das fälschlich so genannte Leonidinische Sakramentar eine Oration er-

halten, die im Jahre 483 in der Totenmesse für Papst Simplizius gebetet wurde, und als Papst Hadrian I. an Karl d. Gr. ein Exemplar des stadtrömischen Sakramentars seiner Zeit sandte, stand hier in der Messe auf das Fest Gregors d. Gr. ein in das heutige Meßbuch in überarbeiteter Gestalt übergegangenes Gebet noch in derjenigen Form, in welcher es ursprünglich bei den Exsequien des Heiligen im Jahre 604 verrichtet worden war.

Ähnlich wie im lateinischen Westen liegen die Dinge im nichtgriechischen Osten. Auch die Begräbnisrituale der aus den Glaubenskämpfen des 5. bis 7. Jahrhunderts hervorgegangenen orientalischen Sonderkirchen gestatten mit verschwindenden Ausnahmen keine feste Datierung ihrer einzelnen Texte in syrischer, armenischer, koptischer und äthiopischer Sprache.

Um so günstiger sind wir im Osten für das griechische Sprachgebiet gestellt. Führen seine Grabinschriften durchschnittlich vorerst noch weniger weit hinauf als diejenigen Roms, so sind ihre Beziehungen zum wirklichen liturgischen Totengebete dafür ungleich engere. Allerdings gibt auch der Westen gelegentlich den Aufschriften seiner Gräber in derjenigen einer Anrede Gottes auch die eigentliche äußere Gebetsform. Wir haben ein Beispiel dafür an der Inschrift der Irene, Zoë und des Marzellus kennen gelernt. Aber Derartiges bleibt mit seinem Nachhall lebendiger liturgischer Formeln doch seltene Ausnahme. Die letzten Wünsche, die es auf deren Grabsteinen seinen Verstorbenen widmet, pflegt das Abendland entweder in dem kürzesten Ausdruck eines: in pace (‚im Frieden') oder ähnlich ihrem bloßen Namen beizufügen oder in die Form einer Anrede nicht Gottes, sondern des Toten zu kleiden. Im griechischredenden Osten erscheint dagegen der Inhalt schon kürzerer Grabschriften mit Vorliebe in die Form einer an Gott gerichteten Bitte gegossen. ‚Gedenke, Herr, der Ruhe des', ‚Herr' oder ‚Gott, gib Ruhe der Seele des', ‚Herr, hilf dem NN.' sind Wendungen, die mit steigender Ausschließlichkeit selbst der einfachen Einführung des Namens des Toten dienen. Es sind vor allem die von G. Lefebvre in einer vortrefflichen Sammlung vereinigten griechisch-christlichen Inschriften Ägyptens, in denen solche Weise herrscht. Weiterhin haben sich dann aber im Niltale hinauf bis nach dem seit dem 6. Jahrhundert christianisiert gewesenen Nubien in stattlicher Reihe umfangreichere christlich-griechische Grabschriften in Gebetsform gefunden, denen das Gebiet lateinischer Kirchensprache nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Mehreren dieser Stücke verleiht eine genaue Datierung erhöhten Wert, wobei der Grabstein einer im Jahre 409 bestatteten Zoneëne an der Spitze stehen dürfte.

Daß es sich hier durchweg um eine ziemlich getreue Wiedergabe von Gebetstexten handelt, die einst sich in wirklichem liturgischem Gebrauche befanden, würde sich schon durch eine Mehrzahl anderer Beobachtungen mindestens sehr wahrscheinlich machen lassen. Zur Gewißheit erhoben wird es durch die Tatsache, daß den breitesten Raum innerhalb des gesamten Stoffes ein Formular einnimmt, das in solchem Gebrauche bis zur Stunde an hervorragendster Stelle geblieben ist. Während andere sich darauf

beschränken, wenigstens das Kopfstück desselben zu verwerten, weist eine ganze Gruppe durch die verschiedensten Museen zerstreuter Grabsteine des christlichen Ägyptens den Volltext des führenden Totengebetes der byzantinischen Liturgie auf, das noch heute im ganzen Geltungsbereiche des griechisch-slavischen Ritus an jedem Grabe ertönt. Man hat geglaubt, als ältestes Glied dieser Gruppe das Epitaph eines Senute ansprechen zu dürfen, dessen leider unklare Datierung man auf das Jahr 344 bezog. Allein in der Tat dürfte dieselbe vielmehr auf das Jahr 1245 zu beziehen sein und das Denkmal geradezu einen der allerjüngsten Nachzügler der inschriftlichen Bezeugung des byzantinischen Gebetes darstellen, die alsdann erst mit zwei Exemplaren aus den Jahren 707 und 745 einsetzt. Doch kehrt das Gebet in getreuer Übersetzung im armenischen und gleich demjenigen des Kirchengebetbuchs von Thmuïs in leicht abweichender äthiopischer Textgestalt im abessinischen Begräbnisritual, also neben der koptischen im Besitze zweier weiterer monophysitischer Nationalkirchen wieder. Und dieser Sachverhalt läßt etwa das Justinianische Zeitalter als die späteste Epoche erscheinen, die für seine Entstehung in Betracht kommen kann. Eher noch ein erheblich höheres Alter macht dann ihr Inhalt für den Grundstock der drei Sondergebete wahrscheinlich, die der byzantinische Ritus neben jenem allgemeinen im Rahmen seiner Begräbnisliturgie für Priester besitzt.

Wie seine Grabinschriften hat ferner der griechische Osten weit mehr als das Abendland einer tiefgehenden Beeinflussung durch das Begräbnisgebet auch diejenige Stelle eucharistischer Liturgie geöffnet, welche, dem Memento der Verstorbenen entsprechend, beim unblutigen Opfermahle des Neuen Bundes der im Herrn Entschlafenen gedenkt. Wiederum gestattet ein Vergleich einschlägiger Formulare mit ihren koptischen, syrischen und armenischen Paralleltexten festzustellen, daß auch diese Entwicklung bis über die Zeit zurückführt, in welcher der Riß zwischen monophysitischem Nationalkirchentum und griechischer Orthodoxie ein endgültiger wurde. Höchst ausführliche Totengebete stehen alsdann in dem Formular eines Gottesdienstes der dreimaligen ‚Kniebeugung', der sich nach byzantinischem Ritus mit der Vesper des Pfingstsonntags verbindet. Die eigentümliche Feier wurzelt nachweislich letzten Endes in der palästinensischen Liturgie des 4. und 5. Jahrhunderts, und es hat allen Anschein, daß mit ihr selbst auch schon der Kern jener Gebete aus dem altchristlichen Jerusalem nach Konstantinopel übertragen wurde, um von da aus sich in den Provinzen einzubürgern.

Dem eigentlichen Gebetsworte tritt endlich die Stimme des liturgischen Grabgesanges zur Seite. Ungleich früher und reicher als im Abendlande hat vor allem er sich im Orient entwickelt. Schon im 4. Jahrhundert mit den syrischen Begräbnisliedern eines hl. Aphrem einsetzend, steht eine gewaltige Fülle gottesdienstlicher Poesie dem Dies irae des Westens gegenüber, und auch hier fehlt es speziell im griechischen Sprachgebiete nicht an sicher datierbaren Stücken. Dem beginnenden 6. Jahrhundert entstammen die einschlägigen Texte des allerdings nur in syrischer Übersetzung

erhaltenen Kirchengesangbuches unter dem Namen des monophysitischen Patriarchen Severus von Antiocheia, mindestens teilweise persönliche Schöpfungen desselben aus den Jahren 512 bis 518. In der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts hat der hl. Johannes von Damaskus seine Gesänge von Tod und Gericht gedichtet, die im Bestattungsritual der griechischen Kirche bis zur Stunde fortklingen.

Was diese Fülle mannigfacher Texte kenntlich werden läßt, ist in erster Linie die Tatsache, daß das Totengebet der Kirche immer mehr, sich von seinem jüdischen Mutterboden lösend, ein ausgesprochen und rein christliches Gepräge annimmt.

Die Darstellung alttestamentlicher Rettungsszenen hatte die bildende Kunst bereits in ältester Zeit durch diejenige neutestamentlicher Herrenwunder ergänzt. Es ist als eine parallele Erscheinung beachtenswert, wie frühzeitig im griechischen Osten gerade das Totengebet sich an Christus wendet. Dem angesichts des Todes und seiner Not einmal erwachten Trostbedürfnis kommt ungleich mehr als der einzig eine, in unbeschränkter Freiheit Entstehen und Vergehen fügende überweltliche Gott, dessen Größe die stille Öde der Wüstennatur predigt, der menschgewordene Gottessohn entgegen, der als Heiland der Kranken und Erwecker der Toten in liebevollem Wohltun über die Erde schritt, um schließlich, selbst den bitteren Kelch des Sterbens trinkend, dem Sterben seinen Stachel zu nehmen. Schon die ägyptische Grabinschrift vom Jahre 409 wendet sich mit ihrer Anrede zwar an ‚Gott, den Allmächtigen, der ist, war und sein wird', aber dieser Ewige ist ihr ausdrücklich ‚Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes'. Auf gleicher Entwicklungsstufe steht das bis nach Armenien, Nubien und Abessinien gewanderte allgemeine Totengebet des byzantinischen Ritus. Noch steht an seiner Spitze die alte, aus dem Gesetzbuche Israels (IV. Mosis 16. 22) stammende Anrede: ‚Gott der Geister und alles Fleisches'; doch sie nennt so den Gekreuzigten und Auferstandenen, der den Tod mit Füßen trat, der den Teufel zu nichte machte und Leben der Welt schenkte'.

Zu den naturgemäß noch im Boden des Judentums wurzelnden Wendungen christlichen Totengebets gehören sodann Anreden wie: ‚Herr, Gott unserer Väter' und: ‚Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs'. Nun nimmt schon das Ritual der Apostolischen Konstitutionen zur Erläuterung der letzteren im Sinne eines Herrenwortes (Luk. 20. 35) Stellung, wenn es Gott so ‚nicht als einen Gott Toter, sondern Lebendiger' bezeichnet wissen will. Anderwärts werden andere neutestamentliche Zitate dem Gebetsworte verwoben: das beseligende Urteil des Weltrichters (Matth. 25. 34): ‚Hierher, Gesegnete meines Vaters! Erbet das Reich, euch vor Gründung der Welt bereitet' oder der so nur dem Völkerapostel (I. Kor. 2. 9) in die Feder geflossene Ausdruck, daß ‚kein Auge geschaut, kein Ohr gehört hat, in eines Menschen Herz es nie gedrungen ist, was Gott den ihn Liebenden bereitet hat'.

Alles Derartige hat seinen Platz in derjenigen Schicht der Texte, die

grundsätzlich erst auf christlichem Boden zu reicher Ausgestaltung gelangen konnte: in der Fürbitte für den Toten. Nur unbestimmt und kaum mehr als andeutungsweise klingt die Bitte auch in dem hebräischen Formulare der Synagoge mit: ‚Übe Milde und übe Schonung an Vätern und Söhnen.‘ Schon in dem Begräbnisgebete von Thmuïs ist sie zur beherrschenden Hauptsache geworden und gilt fast ausschließlich dem Schicksal des Verstorbenen, den man soeben zur letzten Ruhestätte trägt. Daß Gott ‚seinen Ausgang friedlich und gesegnet‘ geschehen, ‚seinen Auszug aus dem Leben‘ mit dem ‚Einzug seiner Heiligen‘ zusammenfallen lasse, — allgemein gehaltene Wendungen ähnlicher Art mögen hier auch auf christlicher Seite das Altertümlichste sein. Bei näherer Bestimmung hat sodann ursprünglich auch das Bittgebet an den Auferstehungsgedanken angeknüpft. In Thmuïs betete man ausdrücklich darum, daß Gott ‚den Leib‘ des Entschlafenen ‚nach seinen untrüglichen Verheißungen auferwecke am Tage, den er bestimmt‘. Daß er ‚das verdiente Erbe ihm gebe‘, wurde dabei als Zweck solcher Bitte bezeichnet. Um ihm ganz gerecht zu werden, wird man sich erinnern müssen, wie weit verbreitet gerade in der östlichen Christenheit der ersten Jahrhunderte die Anschauung war, als gelangten auch die Seelen der Gerechten erst nach Wiedervereinigung mit dem Leibe in den Vollgenuß ihres ewigen Glückes. Demgemäß liegt es nahe, wenn für ‚den Geist‘, ‚die Seele‘ des Toten oder schlechthin für diesen selbst immer wieder ein Ausruhen ‚im Schoße Abrahams, Isaaks und Jakobs‘ erbeten wird, hiermit im Anschluß an einen allerdings in erster Linie durch den Abendländer Tertullianus vertretenen theologischen Sprachgebrauch den vorläufigen Aufenthaltsort bezeichnet zu sehen, an welchem jene Seelen des Auferstehungsmorgens harren sollten. Mit noch größerer Bestimmtheit wird man mit Rücksicht auf die Redeweise eines Orientalen wie Kyrillos von Jerusalem diese Deutung vertreten dürfen, wo von der ‚Wonne des Paradieses‘ oder ‚dem Paradiese der Wonne‘ gesprochen wird, in das der Entschlafene Aufnahme finden möge. Doch wird ausdrücklich auch wieder als die jenseitige Stätte, zu der man Einlaß für ihn erfleht, das ‚Reich‘ Gottes selbst, das ‚Himmelreich‘ genannt.

Jedenfalls darf man sich durch die Häufigkeit, mit der um die ‚Ruhe‘, um den ungestörten ‚Schlummer‘ des Toten gebeten wird, nicht zu der Annahme verleiten lassen, als stehe schon hinter derartiger Ausdrucksweise der Gedanke eines eigentlichen Seelenschlafes, wie er späterhin in nichtgriechischen Nationalkirchen des Orients auftaucht. Wohl könnte die in der Bibel des Griechentums, in den Homerischen Gesängen, begründete antike Volksvorstellung von der ‚Psyche‘ als einem blutlosen und bewußtlosen Schattenbilde des Leibes, das im Hause des Aïdes sein wertarmes Dasein verdämmere, auch gewisse altchristliche Kreise in ihrem Banne festgehalten haben und mit ihr letzten Grundes das Auftauchen jenes Gedankens in irgendeinem ursächlichen Zusammenhange stehen. Aber das liturgische Totengebet des griechischen Ostens hat derartige Abwege

nie eingeschlagen. Seine Denkmäler kennen nur ein vollbewußtes Leben der körperlosen Seelen, dessen Glück ihre Bitten unter lebhaftesten sinnlichen Bildern malen. ‚An lichtem Orte', ‚am Orte der Ruhe', ‚am Orte der Erquickung' wünschen sie dem ‚im Herrn', ‚in der Hoffnung auf ewiges Leben Entschlafenen' Los und ‚Anteil der Geretteten' ‚mit allen Gerechten' Gottes, ‚mit allen, die von Ewigkeit her' ihm ‚wohlgefielen', ‚mit den heiligen Gewalten' seiner Engelwesen. ‚Im Lande der Lebendigen' möge er wohnen, ‚im Lichte der Heiligen' Gottes, ‚wo Leid und Kummer und Seufzen entschwand', ‚das Licht des Antlitzes' der Gottheit über ihm ‚webt und leuchtet immerdar'. Dort ‚ist der heitere Platz der Frommen, die Gott geweihte Erde der Rechtschaffenen, die auf ihr die Herrlichkeit seines Christus schauen'. ‚Auf den heiligen Triften' des Herrn, ‚am Orte jungen Grüns' sprudelt das ‚Wasser der Erquickung'; an ihm sind die ‚Zelte der Heiligen' aufgeschlagen; ‚vom Baume des Lebens' reicht die Gotteshand den Bissen überirdischer Nahrung. Den ‚Kranz der Gerechtigkeit' um die Schläfen, wandeln die ‚Auserwählten'. Die einst ‚auf Erden in der Kirche' Gott zum Priesteramte ‚bestellte', walten desselben wieder ‚am himmlischen Altar'. Was das griechische Gebetswort vor dem Auge des Geistes erstehen läßt, ist das Bild des Paradieseszaubers, mit dem ein römischer Maler in der Kallistuskatakombe die anbetenden Gestalten der Dionysia und ihrer Kinder umgab. ‚Lichte Engel' führen die Seelen in diese ‚heiligen Wohnungen' Gottes ein. Seinen ‚heiligen und zum Lichte führenden Erzengel Michael' nennt als den maßgeblichen Totengeleiter in diesem Zusammenhange schon die Inschrift vom Jahre 409, wie der Offertoriumsgesang des abendländischen Requiems.

Überhaupt ist das Jenseitsbild unserer griechischen Gebete begreiflicherweise weit davon entfernt, in seinen Einzelzügen von sonstiger Überlieferung abzuweichen. Aber als Ganzem eignet ihm doch eine besondere sinnliche Frische. Wie sehr er seinem innersten Wesen nach in heißer Liebe an der sonnigen Welt des Diesseits hängt, scheint der Griechengeist zu bekunden, indem er ihre anmutigsten Farben auf das Friedensland jenseitiger Seligkeit überträgt. Nicht zufällig hat Severus von Antiocheia geradzu eines der schwermütigsten Worte Pindarischer Siegerlieder in die christliche Liturgie herübergenommen, wenn ihm das Menschenleben ‚von einem Schatten der Traum' heißt. Ja noch in den Begräbnisgesängen des Johannes von Damaskus sehen wir wie eine verzehrende Glut unter dünner Aschenschicht mit voller Stärke jenen diesseitsfreudigen Geist aufflammen, wenn sie, über die Flüchtigkeit und Nichtigkeit alles Irdischen die Klage anstimmend, nur Tränen, brennende Tränen dem Furchtbaren des Todes gegenüber kennen. Nur wer an das Leben und seine Liebe und seine Schönheit — sei es auch unbewußt — mit ganzer Kraft des Herzens sich anklammert, kann mit so leidenschaftlicher Inbrunst vom Trennungsschmerze des Sterbens singen. An die Lieder des alten jonischen Elegikers Mimnermos fühlt man sich gemahnt, wenn der Askete im Felsenkloster des hl. Sabas um ‚alles das

Süße des Lebens und Herrliche' klagt, das im Tode dahingeht, mit ‚Blume und Rauch und Tau des Morgens' das kurze Erdendasein vergleicht, um ‚die Schönheit des Leibes', ‚die Jugend', die leuchtenden ‚Blicke', den ‚Reiz des Fleisches', um alles trauert, was ‚wie Gras gewelkt' ist, um, ‚Zähren im Auge, Christus zu Füßen zu fallen'. Ein schrofferer Gegensatz zu der Stimmung ältesten jüdisch-christlichen Totengebetes scheint kaum denkbar. Aber wenn der Damaszener einlädt:

‚Nun kommet, lasset den letzten Kuß
Dem Toten, Brüder, uns geben',

so schlägt er doch eine Saite an, die vielleicht bereits vor einem halben Jahrtausend in griechischem Gebetsworte mitgeklungen hatte. Es ist für den griechischen Osten dem Abendlande gegenüber ebenso bezeichnend, als es menschlich schön und wohltuend ist, daß er in seiner Begräbnisliturgie — und zwar gerade in älterer Zeit — an der Trauer der Angehörigen und Freunde des Toten nicht achtlos vorüberging. ‚Das Leid der Hinterbliebenen heile durch den Geist der Tröstung und schenke uns allen ein gutes Ende', betete man schon im alten Thmuïs. Es bedeutet eine weitere Ausgestaltung solcher Bitte, wenn das Begräbnisritual der Apostolischen Konstitutionen mit einem selbständigen Segensgebete über die Teilnehmer an der Trauerfeier schließt, das in dem Wunsche gipfelt: sie möchten alle ‚unter den Fittichen' göttlichen Schutzes ‚den guten Kampf zu Ende kämpfen, den Lauf vollenden, den Glauben bewahren, sonder Wanken, Tadel und Vorwurf'. Die eigentliche Trostbitte fehlt hier allerdings. Dagegen ist ausschließlich ihr das ganze dritte Sondergebet des byzantinischen Rituals zur Beisetzung von Priestern gewidmet. Den ‚Herrn der Heerscharen, den Zuspruch der Bedrängten und der Trauernden Trost' ruft es an, ‚der aller Kleinmütigen Beistand ist', ‚die von Trauer um den entschlafenen Bruder Erfüllten' zu trösten, ‚allen Schmerz, der auf ihren Herzen lastet', zu ‚heilen'. Die Berührung mit dem Gebete von Thmuïs ist unverkennbar.

Die Frage liegt nahe, was den so ansprechenden Zug im übrigen doch auch der Begräbnisliturgie des Ostens verloren gehen ließ. Es muß ein neuer oder doch gegen früher an Kraft und Bedeutung zunehmender Gedanke gewesen sein, der denjenigen an das Trostbedürfnis der Hinterbliebenen zurückdrängte. Man darf da wohl mit Bestimmtheit auf ein wachsendes Bangen verweisen, das die Sündenschuld des Toten einflößte. ‚Seiner Fehler und Sünden gedenke nicht', sagt kurz und schlicht das Formular von Thmuïs. Der allgemeinen Schwäche der Menschennatur konnte man auch in einer Zeit noch hoher sittlicher Strenge nicht völlig vergessen. Je mehr die harte Wirklichkeit in Gegensatz zu den Idealforderungen des Evangeliums geriet, um so wichtiger mußte aber die Bitte um Sündenvergebung im Rahmen des Totengebetes werden. Schon die Gebetsaufforderung des Diakons, die das Ritual der Apostolischen Konstitutionen eröffnet, heißt die Anwesenden ‚für den Schlummer dieses Mannes oder Weibes' zu dem Zwecke bitten, ‚daß der menschenfreundliche

Gott, der seine Seele zu sich nahm, ihm jede freiwillige und unfreiwillige Sünde nachlasse und mild und gnädig ihm werde'. Das anschließende Gebet des Bischofs oder Priesters greift den Gedanken fast mit denselben Worten auf und ergänzt ihn durch den Wunsch, daß statt der Vollzieher göttlichen Strafurteils ‚gnädige Engel' im Jenseits zur Seite der abgerufenen Seele stehen möchten. Entsprechend beherrscht auf dem gleichen antiochenischen Boden ein Jahrhundert später der Gedanke an die Schrecken des Gerichtes, das uns Sündern nach dem Tode droht, so recht eigentlich die Grabgesänge des Severus. Inschriftliche Texte Ägyptens betonen in bezeichnender Weise nichts häufiger als die ‚Güte' und ‚Menschenfreundlichkeit', die ‚Barmherzigkeit', das ‚übergroße Erbarmen' des ‚allmächtigen Gottes'. Um barmherzige Errettung aus seinen strafenden ‚Händen' betet einer derselben, nachdem er die Eingangsworte des Reuepsalmes Miserere (50. 1) angeführt hat. Das Totengebet ist in erster Linie zum Bußgebet geworden. Am ausführlichsten ist hier vollends das byzantinische Normalgebet mit dem wortreichen Flehen: ‚Jede Sünde, von ihm begangen in Wort oder Werk oder Gedanke, verzeihe als guter und menschenfreundlicher Gott, weil kein Mensch leben wird und nicht sündigen. Denn du allein bist frei von Sünde. Deine Gerechtigkeit ist Gerechtigkeit auf ewig und dein Wort ist Wahrheit.' In gläubigem Sichanschmiegen an den sündlos zum Versöhnungsopfer für die Sünden der Welt gewordenen Gottmenschen wird auch der schwerste Schrecken des Todes, derjenige, welchen das eigene Schuldbewußtsein erschafft, von beseligendem Vertrauen verschlungen, und mit einem Klange jubelnden Preises, wie die Grabplatte der Irene, Zoë und des Marzellus ihn anschlug, kann das eben noch so bange Gebet schließen: ‚Du bist die Auferstehung, das Leben und die Ruhe deines entschlafenen Dieners, Christus, unser Gott, und zu dir senden wir die Verherrlichung empor und zu deinem anfangslosen Vater und deinem allheiligen und guten und lebendigmachenden Geiste jetzt und immer und in die ewigen Ewigkeiten.' — — —

Immer junge Gedanken, deren Erhebung und Kraft heute Unzählige ringsum mehr als je bedürfen, klingen uns aus den alten Gebeten entgegen. Aus jenem Osten klingen sie herüber, der die Fackel des uns umlodernden Weltbrandes sich entzünden sah und mehr und mehr berufen scheint, sein letzter und größter Feuerherd zu werden. Das Ungeheure, das wir durchleben, hat in Deutschland das Interesse für den Orient ungemein geweckt und vertieft. Es entspricht der überragenden politischen und wirtschaftlichen Bedeutung des deutsch-türkischen Bündnisses, daß vorläufig dieses Interesse in sehr weiten Kreisen ausschließlich oder ganz vorwiegend der Welt des Islams zugute kommt. Möchten Betrachtungen, wie die hier gepflogenen, ein Weniges dazu beitragen können, unter den Gebildeten unseres Volkes auch dem christlichen Orient eine Aufmerksamkeit zu gewinnen, in der — zu geschweigen des selbst wesenhaft orientalischen Rußlands — Engländer und Franzosen uns bislang beschämend übertrafen.

Zur Kulturgeschichte der Kriegsgreuel
Von Luzian Pfleger

‚Krieg ist ein höchst verabscheuenswertes Ding. Hätten Sie den Krieg nur einen Tag lang gesehen, Sie würden Gott bitten, daß Sie niemals einen zweiten sähen.‘

Wellington an Lord Shaftesbury.

Drei Jahre vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von 1870 schrieb Viktor Hugo, der mit vielen andern Friedens- und Humanitätsaposteln des zweiten Kaiserreichs von einer allgemeinen Verbrüderung der Völker träumte, eine Einleitung zu einem von den bekanntesten Künstlern und Literaten des damaligen Frankreich herausgegebenen Führer durch Paris.* Darin ist Paris der Mittelpunkt des kommenden verbrüderten Europa, das im 20. Jahrhundert nur noch eine einzige Nation umfassen wird; von hier wird die französische Lehre von der Brüderlichkeit bis in die fernsten Erdenwinkel dringen. Ewiger Friede herrscht. Es gibt keine bewaffneten Heere mehr. Austerlitz und Waterloo sind im Nebel vorzeitlicher Mythen untergetaucht. Glück, Freiheit und Wohlstand umfangen die Menschheit, Wissenschaft und Technik dienen nur mehr Problemen des Friedens. Eine entzückende Vision steigt vor dem Geiste des Dichters auf: ‚Die zu erwartenden Lösungen der reifenden Probleme, die zur richtigen Gewichtsverteilung gelangte, lenkbar gewordene Luftschiffahrt, die Luftschiffe, die den Himmelsraum bevölkern, werden beitragen zu dieser befruchtenden Verteilung der Menschheit und von allen Seiten das Leben ausschütten auf das ausgedehnte Gewimmel des arbeitenden Menschengeschlechts.‘

War er kein prächtiger Prophet? Würde uns die entsetzliche Tragödie des Völkermords im gepriesenen 20. Jahrhundert nicht daran verhindern, wir müßten ein Gelächter anstimmen über den Wahn so vieler Gelehrten und Menschheitsfreunde, die uns überreden wollten, daß mit der so herrlich fortschreitenden Kultur des 20. Jahrhunderts ein Krieg nicht mehr vereinbart werden könne. Hat uns der Engländer Henry Thomas Buckle in seiner berühmten Geschichte der Zivilisation in England nicht bewiesen, daß mit dem Fortschritt des Wissens der kriegerische Geist abgenommen habe? Und haben, für den Fall kommender Kriege, unsere Völkerrechtslehrer sich nicht die größte Mühe gegeben, die Kriegsführung in sanfte, ‚humane‘ Bahnen zu lenken? Als das 19. Jahrhundert seine letzten, schweren Atemzüge tat, haben die im Haag versammelten Friedensmänner sich beeilt, das verheißungsvoll heraufdämmernde 20. Säkulum und dessen glücklichen Geschlechter mit dem glorreichen Abkommen über die Gesetze und Bräuche des künftigen Landkrieges zu überraschen, aus dem die ‚Kriegsgreuel‘ un-

* Paris-Guide par les principaux écrivains et artistes de France. 2 vol. Paris 1867, Librairie internationale.

seligen Angedenkens für immer ausgeschaltet wären, wie es sich ja für erstklassige ‚Kulturstaaten' nicht anders schickte. Da brach der Weltkrieg aus — die größte Überraschung für alle, die bei der ‚fortgeschrittenen', raffinierten Kultur des Europäers eine solche Katastrophe nicht mehr für möglich hielten, obschon der russisch-japanische Konflikt und die blutigen Balkanverwicklungen sie eines besseren hätten belehren können. Aber Sibirien lag ja so weit weg, und die Nationen, die sich dort und in den Balkangefilden ums teure Leben brachten, rechnete man ja gewohnheitsmäßig nicht zu den ‚Kulturnationen', weshalb man sich auch über die gegenseitigen ‚Greuelberichte' nicht sonderlich aufregte, ausgenommen höchstens das fromme England, das bei allen Kriegen — nicht nur den von ihm geführten — mit britischer Sensationsgier auf die Suche nach ‚atrocitys' ausging. Da durfte man sich nicht wundern, daß nach dem Rezept des englischen Obersten Roß, wonach ein wirksamer Nachrichtendienst in neutralen Ländern den Gegner bei der ganzen gesitteten Welt in Mißachtung bringen soll, die gesamte Presse des Vierverbandes die belgische Greuelhetze gegen Deutschland inszenierte, während die zahllosen eigenen gröblichen Verletzungen des Völkerrechts der erstaunten Welt zeigten, wie wertlos der ganze papierene Plunder der Haager Abmachungen sich erwies. ‚Alle Bemühungen der Staaten, unnötige Härten und Grausamkeiten im Kriege zu vermeiden, waren vergebens; die Dumdumgeschosse und andere Perfidien der Engländer und Franzosen, das ungeheuerliche Franktireurwesen der Belgier, das Plündern, Sengen und Morden der Russen sind Erscheinungen, die zu den größten Überraschungen des Krieges gehörten, da sie ein Wiedererwachen des dunkelsten Mittelalters bedeuten.' So schrieb der Rektor der Czernowitzer Universität, Professor Hans R. von Frisch, im Schlußwort eines von ihm während der Kriegszeit veröffentlichten, früher gehaltenen Vortrags, in dem er die Segnungen des Haager Abkommens gepriesen hatte*: Wir wären also glücklich in die fröhlichen Zeiten verflossener Kriegsbarbarei zurückgesunken! Wir hätten also kein Recht, das ungemütliche Kriegsspiel früherer und frühester Zeiten mit verdammenden Worten zu bedenken. Sehen wir es uns einmal näher an, um festzustellen, ob wir tatsächlich trotz alles vielgerühmten Fortschritts der Zivilisation in diesem Punkte nicht weiter gekommen sind. Der Durchschnittsgebildete hat über dieses interessante, allerdings wenig erbauliche Kapitel aus der Geschichte der bête humaine meist nur unbestimmte Vorstellungen, die sich höchstens um die Schulreminiszenzen des Dreißigjährigen Krieges oder der französischen Revolution kristallisieren.

I.

Wenn auch die vielverbreitete Anschauung, daß die Völker des Altertums Fremdling und Feind gleichsetzten, nicht zutrifft, so ist es doch

* H. R. v. Frisch, Der Krieg im Wandel der Jahrtausende. (München und Leipzig 1914) S. 41.

sicher, daß nirgendwo, selbst nicht bei Griechen und Römern, ein Völkerrecht in unserem Sinne gegen die Fremden bestand, vor allem nicht das, was wir unter Kriegsrecht verstehen. Was zunächst die großen orientalischen Altertumsreiche betrifft, so darf man nicht vergessen, daß sie ihr Dasein nur durch siegreiche Kriege fristeten. Diese Kriege konnten daher nur Vernichtungskriege sein, woraus sich die entsetzliche Härte der Kriegführung erklärt. Man hat oft bei den alten Ägyptern, in Rücksicht auf ihren hohen Kulturstand und mit dem Hinweis auf einen humanen Friedensvertrag des Pharaonen Ramses II. (14. Jahrh. v. Chr.) mit dem Chetafürsten Chetasar, von minder barbarischen Kriegssitten gesprochen. Aber eben dieser Ramses entschädigte sich dafür an den in seinem Lande ansässigen Fremdstämmen, namentlich den Israeliten, deren nationale Überlieferungen von der grausamen Bedrückung des Volkes zu dieser Zeit ein düsteres Gemälde entwerfen.* Die pharaonische Kriegführung war im allgemeinen wild und grausam. Schonungslose Verwüstung des Feindeslandes, Versklavung der nicht waffentragenden Bevölkerung, Tötung und Verstümmelung Verwundeter und Gefangener war Kriegssitte. Thutmosis III., Ägyptens größter Kriegsmann, erscheint auf einem Bild als Eroberer Asiens, wie er mit der Keule eigenhändig gefangene Semiten erschlägt. Die Besatzungen eroberter Städte erfuhren eine unmenschliche Behandlung. Der kriegerische Ramses III. berichtet von sich: ‚Die da am Ufer waren, streckte ich lang am Wasser hin, niedergemetzelt wie in Beinhäusern.‘ Die noch erhaltenen Beschreibungen seiner Heldentaten atmen die ganze Rücksichtslosigkeit orientalischer Kriegsgebräuche.

Typisch für ihre Handhabung sind die Assyrer, in deren wohlorganisierten Eroberungsheeren sich der drückendste Militarismus morgenländischer Despotie verkörpert. ‚Voll Trug und Gewalttat‘ schilt sie der Prophet Nahum (III, 1); ein mörderisches Volk nennt sie Maspero, einer der besten Kenner ihrer Geschichte. Kein Altertumsreich hat so sehr das Recht des Stärkeren mißbraucht als die Bewohner von Assur, die unter dem Glanz verfeinerter Kultur das wildeste Barbarentum nicht verbergen konnten. Die erstaunlichen Keilschriftenfunde des letzten Jahrhunderts haben uns mit der politischen Geschichte des rätselvollen Volkes zugleich die Scheußlichkeiten einer Kriegführung überliefert, die kaum anderweitig überboten wurden. Tod und Vernichtung folgte den assyrischen Heeren. Erschütternd in ihrer lapidaren Kürze wirken die Kriegsberichte des machtvollen Tiglathpilesar (ca. 1130): ‚Mit ihren Leichen füllte ich die Wurzeln des Gebirges an. Ich schnitt ihnen das Haupt ab. Ich warf die Mauern ihrer Städte über den Haufen.‘ ‚Die Länder Saranit und Amanit bedeckte ich mit Trümmern; seit undenklichen Zeiten waren sie nicht unterworfen worden. Ich maß mich mit ihren Heeren im Lande Aruma, ich züchtigte sie, ich verfolgte ihre Krieger wie das Wild, ich nahm ihre Städte

* Vergl. Exodus 1, 11 ff.

ein, ich führte ihre Götter von dannen. Ich machte Gefangene, bemächtigte mich ihrer Habe und Schätze, ich übergab die Städte den Flammen, verwüstete sie, zerstörte sie, machte Ruinen und Schutthaufen daraus, legte das drückende Joch meiner Herrschaft auf sie, und in ihrem Beisein brachte ich Dank dar dem Gotte Assur, meinem Gebieter.' Im Namen des Gottes wurden diese Eroberungen vollbracht, die Scheußlichkeiten an den Besiegten verübt. Gnade wurde selten gegeben. An die Sitten der Könige von Dahomey erinnert uns ein Bericht Salmanassars II. über die Besiegung des Urartäerfürsten Arramu: ‚Pfeiler von Köpfen errichtete ich gegenüber seinem Stadttore. Die einen hing ich lebendig an den Pfeilern auf, die andern spießte ich rings um die Pfeiler auf Pfählen auf.' Die Zahl der abgeschnittenen Köpfe wurde sorgfältig aufgeschrieben. Bildliche Darstellungen über die grausame Verstümmelung gefangener Krieger vom Palast Salmanassars II. aus Balawat und auf den Alabasterplatten aus Ninive zeigen, daß die grausigen Siegesberichte nicht übertrieben. Die Chinesen konnten nicht erfinderischer sein in Grausamkeiten als die Rachsucht assyrischer Herrscher gegenüber den Besiegten, die sich ihrer Haut gewehrt hatten. Assurnasirpal baute Pyramiden aus den Köpfen der bezwungenen Männer des Landstrichs Karchi. Als die Bewohner einer rebellischen Stadt Mesopotamiens um Gnade flehten, war das seine Antwort: ‚Ich tötete je einen von zweien. Vor den großen Stadttoren erbaute ich eine Mauer; ich ließ die Führer der Empörung schinden und deren Haut über die Mauer spannen. Einige wurden lebendig vermauert, andere längs der Mauer gekreuzigt oder gepfählt; eine Menge von ihnen ließ ich in meiner Gegenwart schinden und ihre Haut über die Mauer spannen. Ihre Köpfe ließ ich in Gestalt von Kronen zusammenlegen und ihre durchbohrten Leichen als Kränze.' Treffend hat dieser Gemütsmensch sich selbst charakterisiert: ‚Auf Trümmern erheitert sich mein Angesicht, in der Stillung meines Grimmes fühle ich meine Befriedigung.' Assurbanipal, der Sardanapal der Bibel, trieb es nicht besser. Er schnitt den gefangenen Elamiten die Lippen ab und schickte sie ‚zur Besichtigung' nach seiner Hauptstadt. Als ein chaldäischer Heerführer sich von seinem Wagenlenker hatte umbringen lassen, um dem Wüterich nicht lebendig in die Hände zu fallen, ließ Assurbanipal den Leichnam enthaupten und auf den Schindanger werfen, den Kopf aber einsalzen und an einem Baum in den Königsgärten zu Ninive aufhängen; ein Relief im britischen Museum zeigt uns heute noch, wie das Scheusal mit seinen Weibern vor dieser widerwärtigen Siegestrophäe zecht.

Die gewalttätige und grausame, sich über alle Menschlichkeit hinwegsetzende Eroberungspolitik der Assyrerkönige, die das Errungene festhalten wollten, vollzog sich besonders durch die Verpflanzung der Bevölkerung, die gewaltsame Wegführung in die Gebiete des Feindes. Das Volk Israel hat das am eigenen Leibe bitter spüren müssen. Die Kriegsgreuelberichte der Keilinschriften lassen uns die beweglichen Klagen des Propheten Isaias (XXIV, 1—3, 7—12) über die assyrische Invasion unter Sanherib, und

die erschütternden Gesänge des Jeremias über das Elend, das der Babylonier Nebukadnezar über Juda brachte, erklärlich erscheinen.

Auch die Könige des neubabylonischen Reiches waren im Kriege nicht viel rücksichtsvoller als die Assyrier. Und die Meder standen bei den Griechen später in keinem besseren Rufe; ihre Grausamkeit war nach griechischer Auffassung die Ursache ihres Sturzes, während die Milde des persischen Eroberers Kyros sprichwörtlich war. Die Volksdichtung hat aus ihm das Ideal eines morgenländischen Herrschers gemacht, ihn zum tapfersten und sanftesten aller Menschen gestempelt.

Und wie hielt es das Volk Israel mit dem Kriegsbrauch? In der neueren Zeit ist es bei gewissen Historikern üblich gewesen, die Grausamkeit des altjüdischen Kriegswesens hervorzuheben. Gewiß, was die alttestamentlichen Geschichtsbücher etwa über Davids Kriegsbrauch berichten, ist nicht gerade tröstlich. Den Moabitern und Ammonitern ging es schlimm; von den letztgenannten heißt es: man legte sie unter Sägen und unter eiserne Dreschwagen und unter eiserne Beile und steckte sie in Ziegelöfen. (II. Sam. 12, 31.) Man hat gerade aus dieser Stelle Kapital zu schlagen gesucht und die Juden mit den Assyriern auf gleiche Stufe gestellt.* Dieses Stecken in Ziegelöfen hat aber mit Verbrennen wohl nichts zu tun, da nach richtiger Lesart es heißt: er ließ die Gefangenen arbeiten mit der Ziegelform.** Man darf auch nicht außer acht lassen, daß die Hebräer, um ihre Existenz zu sichern, ebensosehr auf Vernichtung der Feinde ausgehen mußten wie die andern Orientvölker. Dazu kamen noch schwerwiegende Gründe religiöser Art, die im Interesse der sittlichen Reinhaltung des eigenen Volkes die Vernichtung grenzenlos entarteter Nachbarvölker notwendig erscheinen ließen. Wenn die Hebräer ihre Siege oft schonungslos ausbeuteten, so blieben sie dabei doch weit hinter der Gepflogenheit der großen vorderasiatischen Eroberer zurück.*** Während die assyrisch-babylonischen Herrscher im Gebiet des Feindes alle Kulturpflanzen vernichteten, gebietet das Gesetz Mosis, daß beim Fällen der zu einer Belagerung nötigen Baumstämme die Fruchtbäume verschont bleiben. (5. Mos. 20, 19 f.) Die Könige Israels standen bei den Nachbarvölkern im Rufe, daß sie gegen ihre Feinde Milde übten. (1. Kön. 20, 31.)

Aus der Tatsache, daß die hellenischen Griechen unter den Altertumsvölkern den besiegten Feinden das Leben schenkten, aber sie als Sklaven verkauften, darf man nicht schließen, daß die hellenische Kriegführung von ganz humanen Rücksichten geleitet gewesen sei. Die gerühmten Bestimmungen des Amphiktyonenbundes beschränkten sich nur auf hellenische

* So neuestens noch v. Frisch in der oben angeführten Studie S. 9.

** Vergl. gegen übertreibende Verallgemeinerungen die bemerkenswerte Entgegnung des Bonner Professors König, ‚Völker- und Kriegsrecht im Altertum‘ im ‚Zeitgeist‘, Beil. zum Berliner Tageblatt, 1915 Nr. 45.

*** Vergl. R. Kittel, ‚Geschichte des Volkes Israel‘ II (Gotha 1913) S. 251 f. S. auch G. Maspero's Gesch. der morgenländischen Völker im Altertum, übers. v. R. Pietschmann. (Leipzig 1877) S. 318.

Staaten, während dem ‚Barbaren' gegenüber alles für erlaubt galt. Der Charakter der älteren Kriegsführung wird durch Homer gekennzeichnet (Ilias XXII, 63): ‚Die Körper der Kinder werden gegen den Boden geschleudert, wenn der wilde Kriegsgott alles schüttelt.' Wenn später fortgeschrittene Geister unter den Hellenen den Satz verfochten, daß auch im Kriege nicht alles wider die Feinde erlaubt sei, so verkündet doch Plato mit seinem Ausspruch: daß alle Güter der Besiegten den Siegern zufallen, und Aristoteles, der das Kriegsgeschäft als einen Erwerb betrachtet, die allgemeine Anschauung. So ist der morgenländische Vernichtungskrieg bei den Griechen mehr zu einem krämerhaften Raubkrieg geworden, der sich gegen Personen und Vermögen des Feindes richtete. Vor Kriegsgreueln gab es keinen sicheren Schutz, da die Willkür des Siegers meist allein maßgebend war. Und diese Willkür machte sich auch im Kampf von Griechen gegen Griechen geltend. Nicht alle handelten wie Timoleon, der die hellenischen Städte nicht zerstörte, noch ihre Einwohnerschaft in die Sklaverei verkaufte; dafür wurde er auch laut als Menschenfreund gepriesen. Rühmend erzählt Plutarch, daß zwischen den Korinthern und Megarensern die Kriege ‚mild und wie es Verwandten gebührt', geführt würden, und auch andere Schriftsteller heben stets die Großmut eines Siegers gegenüber den Kriegsgefangenen rühmend hervor.* Aber das beweist nur, daß Milde und Schonung Ausnahme, nicht Regel war. Die Geschichte des peloponnesischen Krieges ist so reich an Greueln wie unser Dreißigjähriger Krieg. Kaltblütig erschlugen die Spartaner die tapferen Verteidiger von Plataä und verkauften die Weiber in die Sklaverei. In Korkyra wurde die Aristokratie erbarmungslos von ihnen vernichtet. Sentimentalität lag überhaupt dem Spartaner fern. Mit rücksichtsloser Härte forderte der spartanische Feldherr Gylippos in der Volksversammlung der Syrakusier die Vernichtung der kriegsgefangenen Athener und ihrer Bundesgenossen; diese und die Feldherrn wurden sofort hingerichtet, die Athener endeten kläglich in der Gluthitze der Steinbrüche. Und wie hausten die ‚Dreißig Tyrannen' im eroberten Athen? Doch gab es auch spartanische Anführer, wie Kallikratidas und Agesilaos, die ihre Gefangenen menschenfreundlich behandelten. Aber hatten die feingebildeten Athener es anders getrieben, wenn sie die Macht hatten? Der Massenmord zu Mytilene (427) zeigt, daß auch die fortgeschrittenste Kultur einen Rückfall in Barbarensitten nicht zu hindern vermag. Auch Alexander der Große, dem sein Biograph Plutarch nachrühmt, daß er den Rat des Aristoteles, er solle die Barbaren wie ein Despot beherrschen, nicht befolgte, von dessen Großmut gegenüber dem Feind zahllose Geschichten im Umlauf waren, hat in Theben mit unerhörter Grausamkeit gewütet und die Bewohner indischer Städte niedermetzeln lassen. Kein Zeitgenosse aber hat dies als Rechtsverletzung gerügt.

* * *

* Solcher Fälle verzeichnet Hugo Grotius in seinem epochemachenden Werke vom Recht des Krieges und Friedens mehrere; z. B. Buch III, Kap. 15.

Die Kriegführung der Römer erhält ihren Charakter aus den großen Zielen des römischen Krieges, der wesentlich auf Eroberung ausgeht, die dauernd behauptet werden soll. Darum wurde die Art des Kriegführens auch durch staatsmännische Rücksichten bestimmt. Zwar nicht gleich in den Anfängen der römischen Geschichte, wo dieselbe rücksichtslose Verwüstung feindlicher Gebiete, wie Latiums und Samniums *, obwaltete. Aber mit der zunehmenden politischen Erkenntnis und der dadurch bedingten Praxis mußte das grausame Kriegsvölkerrecht des Altertums sich mildern. Da die Römer auf die Gründung eines großen Reiches ausgingen, hatten sie kein Interesse, die unterworfenen Gebiete in Wüsten und ihre Bewohner in Sklaven zu verwandeln.** Nur in solchen Fällen wurde schonungslose Härte angewandt, wo es das Interesse des Staates erforderte, wo ein Exempel statuiert werden sollte. Hartnäckige Feinde hatten wenig Schonung zu erwarten. Cäsars hartes Vorgehen in Gallien fand auch in Rom nicht überall Billigung. Plinius verweigerte ihm den Beinamen des Großen, weil er Ströme von Blut vergossen hatte. Überhaupt kannten die römischen Legionen keine Milde und Schonung in Feindesland während der Feldzüge. ‚Wo der Krieg losbricht, da fallen Unschuldige neben den Schuldigen', schrieb Tacitus. Nach Herstellung des Friedens wurden die bezwungenen Feinde, soweit sie nicht kriegsgefangen gemacht oder aus irgendeinem wichtigen Grunde versklavt waren, in ihrer persönlichen Freiheit und ihrem beweglichen Besitz, den die Beutelust der Soldaten übriggelassen hatte, beschützt. Plünderung zu gestatten, lag stets im Ermessen des Feldherrn.

Trostlos war das Geschick der Gefangenen. ‚Kein Gesetz schützt den Gefangenen', heißt es bezeichnend in einer Tragödie des Seneca. Hannibal ließ einmal 5000 töten. Oft rechtfertigen die Historiker die Tötung der Gefangenen aus dem Recht der Wiedervergeltung oder aus der Hartnäckigkeit des feindlichen Widerstandes. Dieser entflammte die Rachsucht des Siegers, wie das traurige Geschick Karthagos beweist, und die Katastrophe, die über Jerusalem hereinbrach. Oft schlug Titus, empört über den Mut der Verteidiger, 800 jüdische Gefangene an einem Tage ans Kreuz, um die Besatzung der Wälle einzuschüchtern. Entsetzlich war dann das Los der eroberten Stadt. Die wütenden Legionen mordeten die Kranken und Schwachen, die überwältigten Kämpfer wurden hingerichtet, die übrige männliche Bevölkerung in die Provinzen verkauft, die schönsten Jünglinge mußten den Triumphzug des Siegers zieren. Es war auch römische Sitte, daß die feindlichen Anführer am Triumphtag getötet wurden.

Dem aufmerksamen Beobachter entgeht nicht, daß mit dem zunehmenden Verfall des kraftvollen alten Römertums sich auch eine brutalere, gewissenlosere Behandlung der unterjochten Völker bemerkbar macht, schon

* Vgl. Fustel de Coulanges, La cité antique 263f.

** Vgl. darüber J. C. Bluntschli, Das Beuterecht im Krieg und das Seebeuterecht im besonderen (Nördlingen 1878) S. 19f.

in der späten Republik, zunehmend im Cäsarenreich. Der ernste Tacitus läßt die Britannier klagen, daß nichts mehr der Habsucht und Lüsternheit der Römer entgehe. Die rücksichtslose Ausbeutung der germanischen Gebiete, der harte Steuerdruck, der Raub der Kinder, die in die Sklaverei geschleppt wurden, erzeugten in den Herzen der kampfgeübten Germanen eine unbezwingliche Rachgier, die wohl mit ein Hauptantrieb für die Kämpfe der langen Völkerwanderungszeit war, in denen der römische Koloß endlich krachend zusammenstürzte. Dieser lang aufgespeicherte Haß machte sich dann in der rücksichtslosen Kriegführung Luft, durch welche die durch stete Kriegführung vielfach ganz verwilderten Stämme die Länder des Römerreiches verheerten. Zeitgenossen, wie Salvian und Gregor der Große, entwerfen uns ein erschütterndes Bild von den Greueln dieser Kriegszeiten; der große Augustin starb an gebrochenem Herzen über die Schrecken, welche Geiserichs Horden über das blühende Afrika ergossen. Die alte Welt sank in Stücke unter den Streichen germanischer Schwerter: auf ihren Trümmern erblühte neues Leben, das christliche germanische Mittelalter.

II.

Es ist kaum möglich, über die Kriegführung des Mittelalters zu einem geklärten, eindeutigen Urteil zu kommen. Die Völkerrechtslehrer, welche sich in ihren Lehrbüchern des Völkerrechts mit der geschichtlichen Entwicklung des Kriegsrechts befassen, nehmen vielfach zu wenig Rücksicht auf geschichtliches Tatsachenmaterial, das gerade für unsere Frage nicht genügend gesammelt ist. Auch Hugo Grotius hat in seinem klassischen Werke ‚Vom Recht des Kriegs und Friedens‘ dank seiner staunenswerten Belesenheit in der antiken Literatur zwar das ‚Kriegsrecht‘ der Griechen und Römer eindringend behandelt, auf mittelalterliche Verhältnisse, die seinem Interessenkreis ferne lagen, keine Rücksicht genommen. Da wir in unserer Untersuchung nur die kulturgeschichtliche Seite des Kriegswesens berücksichtigen, kann es uns nur darauf ankommen, festzustellen, inwieweit tatsächlich von einer humanen oder grausamen Kriegführung geredet werden kann. Wie überall, stehen auch hier Theorie und Wirklichkeit meist in grellem Gegensatze.

Zunächst ist den, auch in dieser Kriegszeit oft wiederholten Vorwürfen gegenüber festzuhalten, daß der Einfluß des in die Welt tretenden Christentums das grausame Kriegsrecht der Antike sehr erheblich gemildert hat. Denn indem es die Gladiatorenspiele unterdrückte, rettete es unzählige Kriegsgefangene vor dem grausigen Tod der Arena; indem es die Ketten der Sklaverei brach, setzte es allmählich durch, daß wenigstens keine christlichen Kriegsgefangenen in die Sklaverei verkauft wurden. Nicht gering zu veranschlagen endlich ist das unter dem Einfluß des Christentums entstandene neue kriegerische Ideal des Rittertums. ‚Der ideale Held der Kreuzzüge und des Rittertums, welcher die Kraft und das Feuer des alten Kriegers mit der Milde und Demut des christlichen Heiligen in sich ver-

einigte, ging aus den zwei Strömungen des religiösen und kriegerischen Gefühls hervor; und obgleich dieses Ideal, gleich allem anderen, eine Schöpfung der Einbildung war, obgleich es selten oder niemals vollkommen im Leben verwirklicht wurde, blieb es doch der Typus und das Vorbild kriegerischer Größe, dem viele Generationen nachstrebten.'* Es ist für diese ritterliche Zeit charakteristisch, daß der größte Papst des Mittelalters, Innozenz III., den Christen vorschrieb, daß sie gegeneinander weder Pfeile, die aus der Ferne treffen, noch von Maschinen geschleuderte Wurfgeschosse gebrauchen sollten. Nur der persönliche Nahkampf der Gegner galt für ehrlich und erlaubt. Ein schönes Gesetz, das seinem Urheber alle Ehre macht. Aber doch eben nur eine Vorschrift, deren Erfüllung vom guten Willen der Menschen abhing. Wer wird sich wundern, wenn sie vielfach graue Theorie blieb? So fehlte es in den Kämpfen der Ritterheere in dieser Zeit gesteigerten christlichen Glaubenslebens nicht an Härten, die manchen unvereinbar scheinen mit dem sonnigen Bild, das uns einzelne Geschichtschreiber in zu lichten Farben gemalt haben. Von der Willkür und dem Charakter einzelner machtbesitzender Persönlichkeiten hing in letzter Linie doch die ganze Kriegführung ab. Wenn der große Karl, in dem sich das Heldenideal des christlichen Mittelalters zu verkörpern scheint, seinen glänzenden Schild mit dem Blut der bei Verden hingeschlachteten 4500 Sachsen befleckte, so kann man den Grimm über die Untaten der Sachsen als Entschuldigungsgrund ins Feld führen. Aber rechtfertigen läßt sich die Grausamkeit nicht. Die Machthaber der Feudalzeit waren explosive Naturen, die im Zorn sich zu Gewaltmaßnahmen hinreißen ließen, die unserem ‚humanen' Empfinden brutal vorkommen. Bei der Belagerung von Crema ließ Friedrich Barbarossa, über den langen Widerstand ergrimmt, die Gefangenen aufhängen, Geiseln hinrichten, ja er ließ Gefangene an die Belagerungsmaschinen binden, um die Verteidiger in ihrer Aktion zu lähmen; diese ihrerseits banden kaiserliche Gefangene an die Palisadenzäune. Im Jahre 1161 ließ derselbe Kaiser, das Vorbild hochgemuter Ritterlichkeit, sechs gefangenen Mailändern ein Auge ausreißen, sechs andere ganz blenden, sechs die Nasen bis zur Stirn abschneiden. Wenn man dem italienischen Chronisten Otto Morena glauben darf, wurden auf Geheiß des Rotbarts 200 Veronesen Nasen und Lippen abgeschnitten, 200 andere aufgehängt. Freilich galt dieser Kaiser als ein strenger Herr und war nach Wibalds v. Stablo Zeugnis ‚unduldsam gegen Beleidigungen'. Wenn er im Krieg gegen Mailand 1159 ringsum das Land verwüsten ließ, wobei die Weinpflanzungen vernichtet und alle Fruchtbäume abgehauen wurden, so dürfen wir dies nicht einmal als besonders verdammenswerte Kriegsgreuel gelten lassen. Denn das war durchweg mittelalterlicher Kriegsbrauch, und kaum zu umgehen, weil man meist nicht über die erforderlichen Truppenmassen verfügte, um eine große Stadt

---

* W. E. Hartpole Lecky, Sittengeschichte Europas II (1871) S. 211.

ganz einzuschließen. Man suchte also den Belagerten die Hilfsquellen der nächsten Umgebung zu vernichten. Kaiser Friedrich II. griff in seinen Italienerzügen zu demselben Mittel. Bei der Belagerung von Brescia hat auch er Gefangene den Wurfgeschossen der Belagerten ausgesetzt, vor Parma Kriegsgefangene enthaupten lassen. Überhaupt ist seine Kriegsführung reich an Greueltaten. Wenn ihn viele seiner Zeitgenossen als das apokalyptische Ungeheuer ansahen, als den Vorläufer des Antichrists, so ist darin nicht nur ein Ausfluß politischer Gegnerschaft zu erblicken. Denn nicht von einer Seite allein sind die Züge seiner Härte und Grausamkeit der Nachwelt überliefert worden. Seine sarazenischen Truppen durften sich alles erlauben. Heiligtümer wurden entweiht, die heiligen Gefäße in schmutzigster Weise mißbraucht, Frauen und Jungfrauen geschändet. Als er gegen Rom zog (1241), ließ er alle römischen Kämpfer, die in seine Hand fielen, den fürchterlichsten Strafen — Kreuzigung, Verstümmelung, Feuertod — unterwerfen. Und wie hat sein Schwiegersohn Ezzelino in den von ihm eroberten Gebieten gehaust? Aber auch sein Vater Heinrich VI. kannte keine milden Grundsätze im Kriege. Wir wissen, wie er die Aufrührer in Sizilien behandelte. Glücklich, wer durch das Schwert oder den Strick endigte oder den Tod im Wasser fand. Viele aber starben unter den ausgesuchtesten Martern: wurden mit der Säge zerschnitten, mit Pfählen an die Erde geheftet, mit siedendem Pech übergossen, lebendig verbrannt. Dem Haupträdelsführer, dem Burgherrn von St. Giovanni, wurde eine glühende Krone aufs Haupt genagelt, und die Kaiserin Konstanza, die dem Aufstande nicht fern stand, mußte zusehen, wie der Arme zu Tode gequält wurde.

Dürfen wir, die wir in anderen Anschauungen aufgewachsen sind, hart über diese Handlungsweise urteilen, wenn die Zeitgenossen, auch solche, die nicht auf seiten des Kaisers standen, in diesen grausamen Maßnahmen nur eine ‚gerechte Rache‘ erblickten, weil sie eine politische Notwendigkeit war?* Das Mittelalter ist die Zeit der Gegensätze, Hartes und Mildes, Gutes und Böses stoßen unvermittelt zusammen. Richard Löwenherz, der gefeierte Held der Kreuzzüge, der sein Leben tausendmal für die heilige Sache in die Schanze schlug, ließ 2600 muselmännische Geiseln niedermetzeln; beschämend dabei ist, daß Saladin, der ebensoviele Christen in Gewahrsam hatte, keine Wiedervergeltung übte. Aber auch gegen christliche Ritter benahm sich der Engländer nicht besser: Als im Jahre 1198 bei einem Gefechte fünfzehn französische Edle in seine Hand gefallen waren, ließ er vierzehn von ihnen beider Augen berauben, der fünfzehnte durfte eines behalten und mußte die geblendeten Genossen ins französische Lager zurückführen. Der französische König Philipp August ließ sofort fünfzehn

* Vgl. die interessanten Urteile der Zeitgenossen bei Th. Toeche, Kaiser Heinrich VI. (Leipzig 1867) S. 455 f.

Engländern das gleiche Schicksal widerfahren.* Die Kriegsführung der normannischen Ritter war überhaupt grausam. Gestalten, wie Robert der Teufel, der Vater Wilhelms des Eroberers, sind von der Phantasie des Volkes nicht umsonst in der bekannten Weise ausgeschmückt worden. Und Wüteriche, wie Thomas, der Sohn Enguerrands von Coucy, der seine Gefangenen an den Daumen aufzuhängen beliebte, sind keine Seltenheiten.

Das Los der Gefangenen, auch ritterlichen Standes, war meist nicht beneidenswert, ganz abgesehen davon, daß sie persönlich ein großes Lösegeld zu entrichten hatten. Sie wurden der Rüstung, oft auch der Unterkleider beraubt, gefesselt, geknebelt, wie Verbrecher in die meist entsetzlichen Gefängnisse befördert und wohl gar in Halseisen gelegt und mit Ketten an die Wand geschmiedet. Besonders rücksichtslos erzeigten sich die Italiener, auch gegen eigene Landsleute. Die Jahrbücher von Parma berichten zum Jahre 1253 über die Art, wie die Cremonesen die im Jahre 1250 gefangenen Leute von Parma behandelten, grauenhafte Einzelheiten. Nur 318 kehrten zurück, da die anderen den Qualen der Kerkerhaft erlegen waren. Täglich folterte man die Unglücklichen. Oft litten sie Hunger. ‚Die Toten wurden nicht eher fortgenommen, ehe nicht die Überlebenden deren Lösegeld bezahlt hatten, und Brot erhielten sie nicht; oft versteckten die Lebenden ihr Brot und andere Lebensmittel in den Leichen der Verstorbenen, damit die grausamen Wachen bei der Revision der Kerker es nicht fanden.‘ Die italienischen Städtechroniken sind überhaupt eine reiche Fundgrube für Kriegsgreuel aller Art, namentlich auch für die zahllosen Städtekriege des 14. und 15. Jahrhunderts.** Aber auch die Engländer trieben es nicht besser. Wie die Truppen des Königs Johann im Jahre 1215 im eigenen Lande sich aufführten, schildert der Chronist Matthäus Paris: ‚Um Geld zu erpressen, peinigten sie Ritter und Leute anderen Standes mit denselben Foltern, hingen einige an den Lenden..., andere an den Füßen und Schenkeln, wieder andere an den Händen, Daumen oder Armen auf und spritzten in die Augen der Bejammernswerten Salz mit Essig vermischt; sie sahen es gar nicht ein, daß sie nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, in Christi Namen getauft waren. Andere legten sie auf Dreifüßen und Hürden in die glühenden Kohlen und tauchten dann die verbrannten Leiber in das Wasser unter das Eis.‘

Die Bevölkerung eroberter Städte, die im Sturm genommen werden mußten, hatte vom Sieger keine Schonung zu erwarten. Die Plünderung gehörte ohnehin zum Kriegsbrauch. Glücklich noch die Einwohnerschaft,

* Ähnliche Fälle ließen sich leicht vermehren. Daraus ergibt sich, daß z. B. Bluntschli, der bekannte Staatsrechtslehrer, zu milde urteilt, wenn er den ritterlichen Kriegsgebrauch ‚unter den Standesgenossen sehr menschlich und sogar rücksichtsvoll‘ nennt. Z. B. in seiner Schrift ‚Das Beuterecht im Krieg‘ S. 39.

** Besonders lehrreich in dieser Hinsicht ist, um nur eine zu nennen, Matarazzos Chronik von Perugia. Übersetzt von M. Herzfeld, Jena 1910.

die freien Abzug erhielt. Im anderen Falle war die Ehre der Frauen und Töchter des Feindes vor den gemeinsten Troßknechten nicht sicher.* Was die Kreuzfahrer nach der Eroberung orientalischer Städte, z. B. Jerusalems (1099), und Konstantinopels (1205) verübten — Innozenz III. beklagte die hier verübten Greuel aufs bitterste —, ist ein dunkler Fleck auf den Geschichtsblättern dieser Heldenzeit. Übrigens sei hier gleich daran erinnert, daß die Kriegführung der Anhänger des Islam, die von modernen Geschichtschreibern, namentlich was die ersten Kalifen betrifft, gerne wegen ihrer Menschlichkeit gegen die christlichen Kriegssitten ausgespielt wird, auch genügend reich ist an ‚Greueln'. Die Eroberung Nordafrikas und Spaniens durch Musa liefern reiches Material zu diesem Kapitel. Erst recht die Geschichte der Türkenkriege, nicht zu vergessen Abdul Hamid, der Schlächter der armenischen Christen.

Doch kehren wir wieder zum christlichen Mittelalter zurück. Wenn schon das Kriegshandwerk in der Hochblüte der ritterlichen Zeit so hart war, so hat es sich wahrlich nicht gemildert, als gegen Ende des 13. Jahrhunderts der Verfall des Rittertums eintrat und die Kriegführung mit Soldbanden aufkam. Es ist kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse, festzustellen, daß das Söldnerwesen in England seinen Anfang nahm, seitdem das normannische Königtum sich daselbst befestigt hatte. Im 12. Jahrhundert war es auch in Frankreich in den sogen. Brabanzonen vorübergehend in Erscheinung getreten. Sie haben während des 2. Kreuzzuges hier schrecklich gehaust. Papst Alexander III. sprach über ihre Scharen im Jahre 1179 den Bann aus, weil sie ‚solche Grausamkeiten verüben, daß sie weder die Kirchen achten, noch Witwen und Waisen, Kinder und Greise, kein Alter und kein Geschlecht verschonen, sondern wie die Heiden alles verderben und verwüsten'. Nach dem Zeitalter der Kreuzzüge, welches doch vielfach die Roheit der Feudalität gemildert hat, verfiel das Rittertum, das sich durch Edelknechte und ritterbürtige Freie beträchtlich vermehrt hatte; es entwickelte sich immer mehr zu einem harten und selbstsüchtigen Geschlecht, das in Krieg und Wegelagerei seinen Beruf sah und des bloßen Erwerbs wegen in fremden Sold trat. Jetzt kommt die schöne Zeit, wo in Europa ein Krieg die einzige einträgliche Beschäftigung war, wegen der starken Lösegelder, die man den Gefangenen erpreßte: ein System, das erst im westfälischen Frieden sein Ende fand. Unter Richard II. (1377—99) galt in England ‚ein Krieg mit Frankreich für das einzige Mittel, wodurch Engländer reich werden

* Vgl. darüber A. Schultz, Das höfische Leben im Mittelalter II (1889) S. 448 f. Wenn F. Falk, Die Ehe am Ausgang des Mittelalters (Freiburg 1908) S. 15 meint: ‚Wer das Rittertum mittelalterlicher Zeit in bezug auf das weibliche Geschlecht kennt, kann sich im voraus sagen, daß die Kriegssitte den Frauen gegenüber die denkbar mildeste war,' so stimmt das nicht mit der Wirklichkeit überein; einzelne Verfügungen aus dem späteren Mittelalter, die er mitteilt, berechtigen nicht zu dem optimistischen Gesamturteil; es wäre schlimm, wenn nicht auch die Menschlichkeit oft Sieger blieb.

konnten'.* Was gerade die Engländer auf französischem Boden an unerhörter Kriegführung geleistet haben, ist sattsam bekannt.

Man kann gegenüber früheren Zeitaltern die Kriege, wie sie im späteren Mittelalter geführt werden, direkt als Raubkriege kleinerer und größerer Dynasten unter sich oder mit Städten bezeichnen, die nur auf Schädigung des Feindes durch Brand, Raub und Verwüstung ausgehen. Eine solche Kriegführung mußte barbarisch werden aus Mangel an Mitteln.** Die Raubgier des Nachbaren stürzte die Herren in ständige Kriege, die nur mit Soldtruppen geführt wurden. Aber es fehlte meist das Geld, diese zu entlöhnen, und da auch eine geregelte Verpflegung ausblieb, konnte keine Manneszucht aufrecht erhalten bleiben, und die Kriegsgebiete hatten so von den eigenen Truppen fast ebensosehr zu leiden wie von den Feinden. Wie sich, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Söldner Karls IV. in Böhmen, also im Lande ihres eigenen Herrn aufführten, vermeldet Benedikt von Weitmil mit den lakonischen Worten: ‚Sie raubten den Armen seine Habe, sein Vieh, marterten sie zuweilen, um Geld zu erpressen, rissen den Weibern unbarmherzig die Kleider vom Leibe, taten den Jungfrauen Gewalt an und verübten unendlich viel Böses.' Was geschah erst im Feindesland von seiten dieser ungezügelten Soldateska! Die Greuel der Armagnaken in Frankreich lassen uns heute noch erschauern. Was uns die Speyerische Chronik von den Scheußlichkeiten berichtet, welche burgundische Söldner i. J. 1474 im elsässischen Sundgau an Frauen und Mädchen verübten, läßt sich nicht wiedergeben. Aber auch Könige und Fürsten befleckten ihre Würde mit Grausamkeiten, wie Pedro I. von Castilien, dem die Geschichte den Namen des Grausamen gibt (14. Jahrh.); wie Karl VI. von Frankreich, der gegen Flandern einen förmlichen Vernichtungskrieg führte und im eroberten Courtrai (1383) die Zurückgebliebenen alle erwürgen oder in die Sklaverei abführen ließ; wie Ludwig XI., ein Scheusal auf dem französischen Thron, der den Kardinal Balue mit dem Bischof von Verdun zwölf Jahre in einen engen, eisernen Käfig eingesperrt hatte; wie Karl der Kühne von Burgund, der die Bewohner des (1468) eroberten Lüttich in der Maas ertränken und nach der Erstürmung der Stadt Nesles in der Picardie (1472) alles niedermetzeln ließ und in eine mit Leichen angefüllte Kirche hineinritt mit den Worten: ‚Ich habe tüchtige Schlächter bei mir, die mir ein schönes Schauspiel geben, solche Früchte trägt eben der Baum des Krieges.' Karl ließ auch das gefangene Kriegsvolk meist hängen. Mit solchen Söldnern ging man nicht glimpflich um, da aus ihnen doch kein

* So Turner, Hist. of England VI, 21. bei H. Th. Buckle, ‚Gesch. der Civilisation in England' I, 1 (Heidelberg 1860) S. 165, Anm. 31.

** Darauf hat zuerst G. Köhler hingewiesen in seinem großartigen Werke ‚Die Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit von der Mitte des 11. Jahrh. bis zu den Hussitenkriegen' (Breslau 1886 f.) III, 1, S. 501. Zu bedauern bleibt nur, daß der Verfasser nur die militärisch-technische, fast gar nicht die kulturhistorische Seite der Sache berücksichtigt hat.

Geld zu erpressen war. Ruprecht von der Pfalz ließ im Jahre 1388 42 ‚Knechte' in einen Kalkofen werfen und verbrennen. Solche Späße bedangen sich die Söldner gerne aus: so räuchern die Landsknechte brabantische aufständische Bauern, die in einem Turm eingesperrt sind, aus, und fangen die Herausspringenden auf ihren Spießen auf; der Chronist Wilwolt von Schaumburg, der dies berichtet, bemerkt dazu, daß dies zwar nicht christlich war zu sehen, doch konnte man den Knechten dies nicht verwehren ‚und must in iren Willen lassen'.

Kaiser Maximilian, ‚der letzte Ritter', hatte durch die Neuschaffung der ‚frommen Landsknechte' versucht, eine verläßliche Fußarmee zu schaffen, in der rechte Disziplin gehandhabt werden sollte. Es galt hier der Grundsatz, daß, wer mit abgelegten Waffen sich ergab, auf Gnade rechnen konnte, andernfalls würde jeder niedergestochen; auch sollte nicht des Raubes halber Krieg geführt werden. Das war schön klingende Theorie. Schon Thomas Murner,* Maximilians Zeitgenosse, hat den ‚frummen Landsknecht' bös gezeichnet: ‚Wer umlouft in allen kriegen Und roubt und stilt und fluocht und brennt, Priester und kindbetterinnen schendt, Alte Leut und junge kinder, Und luogt, wie er die Dörfer blinder'. Bei der Erstürmung Roms (1527) durch die Truppen Karls V. haben die deutschen Landsknechte ihren spanischen, italienischen und sonstigen Nationen angehörenden Kumpanen in nichts nachgestanden. Was die ewige Stadt in diesen Tagen über sich ergehen lassen mußte, spottet jeder Beschreibung. ‚Da muest alles sterben, was auf den Gassen gefunden wardt, es war gleich jung oder alt, Weib, Mann, Pfaff oder Münch,' schrieb ein deutscher Augenzeuge der Greuel. Grauenhafte Verwüstung, Plünderung, Raub und Mord, Schändung überall, so daß manche Zeitgenossen melden, die Vandalen, Goten, Türken seien übertroffen. Wehrlose Frauen und Jungfrauen, Mönche und Nonnen waren der tierischen Gier und Mordlust einer nicht mehr menschlich fühlenden Kriegshorde preisgegeben.** Namentlich taten sich die lutherischen Landsknechte in wilder Behandlung der Geistlichen und Kirchenfürsten, in Zerstörung und sakrilegischer Verwüstung der vielen Kirchen hervor. Die ohnehin fessellose Mord- und Raublust wurde durch den religiösen Gegensatz noch gesteigert. Das führt uns zu einer kurzen Sonderbetrachtung der Religionskriege, die Jahrhunderte hindurch die christliche Menschheit in meist noch grausamerer Weise zerfleischten, als die bisher gewürdigten Kriegsunternehmungen.

(Schluß folgt.)

---

* Narrenbeschwörung 78.

** Eine anschauliche Schilderung der Vorgänge bei L. v. Pastor, Gesch. der Päpste, IV (1.—4. Aufl., 1907) 268 ff.

Martinian sucht den Teufel
Ein Roman von Johannes von Guenther

Zweites Kapitel.

1.

In der Erscheinungswelt kann niemand aus eigener Kraft das Meer durchmessen und durchschreiten. Er muß dazu das leichte und behende Fahrzeug haben, das aus Holz gefertigt ist und allein über das Wasser setzen kann. Denn wer das Meer betritt, sinkt unter und geht zugrunde. Ebenso kann eine Seele unmöglich aus eigener Kraft über das bittere Meer der Sünde und den gefahrvollen Abgrund der bösen Mächte und der finsteren Leidenschaften gehen, schreiten und setzen. Sie wird hierzu den leichten, himmlischen, wohlgeflügelten Geist Christi empfangen müssen, der über alle Bosheit schreitet und wandelt. Durch ihn wird sie geraden, sicheren Wegs in den himmlischen Hafen der Ruhe, in die Stadt des Reiches gelangen können. Die Leute auf dem Schiffe schöpfen und trinken nicht aus dem Meer und erhalten von ihm weder das Gewand noch die Nahrung, sondern bringen dies von außen her auf das Schiff mit. So empfangen die Seelen der Christen nicht von dieser Welt, sondern von oben, vom Himmel, himmlische Nahrung und geistiges Gewand. Von dort leben sie. Sie sind in das Schiff des guten, lebendigmachenden Geistes eingestiegen. Darum kommen sie über die feindlichen, bösen Mächte der Fürsten und Gewalthaber hinweg. Und wie aus der einen Natur des Holzes alle Fahrzeuge gefertigt werden, auf denen die Menschen das bittere Meer durchsegeln können, so fliegen alle Seelen der Christen, aus der einen himmlischen Lichtgottheit mit den verschiedensten Gnadengaben des einen Geistes gestärkt, über alle Bosheit hinweg.

Wollt ihr wohl wissen, wie es in den Räumen einer verlassenen Seele aussieht? Spinnweben von Sorgen hängen an den Wänden, Staub von bitteren Gedanken liegt am Boden, und die Geister alter Erinnerungen gehen um.

Am lichten Morgen nach der Nacht in Martinians Zelle, noch vor Sonnenaufgang, hatte Valens Taor verlassen und schritt nach Caesarea zurück. Nach einer Stunde erreichte er den Diener mit den Pferden, der ihn und die Tänzerin am Abend hergebracht, und den er in einem sicheren Versteck zurückgelassen hatte. Er befahl dem Diener, bis zum nächsten Morgen auf die Herrin zu warten, bestieg sein Pferd und ritt zur Stadt. Angekommen, begab er sich in Taors Haus, bestellte ein Bad und legte sich aufs Lager.

Er fühlte sich unruhig. Hier erinnerte alles so lebhaft an die Geliebte, und dort wußte er ihr goldenes Haar und ihre goldenen Augen in unmittelbarer Nähe des verhaßten Mönches.

Was tun sie jetzt? so flüsterte er erregt und mußte dann unwillkürlich lächeln; sie hatten ja gestern alles genau besprochen. Erst sollte sie den Mönch listig und demütig um geistliche Unterweisung angehen, dann mit reizenden Worten reuig ihm ihr sündiges Leben schildern, und wenn er dann verwirrt von so viel süßem Gift nicht mehr völlig Herr seiner Gedanken wäre — dann sollte sie tanzen, tanzen in ihrem karminroten Schleier mit den goldenen Wundervögeln, den Schlangentanz der Äthiopierinnen tanzen, der das Blut in Wallung brachte und den Sinn entzündete, jeden, jeden . .

Und jetzt? Nun, jetzt plärrte er ihr wohl soeben irgend etwas Frommes und höchst Langweiliges vor; und so würde es wohl bis zum Abend gehen, dann aber konnte die Sache gefährlich werden, denn schließlich durfte man Taor nicht so recht trauen. Aber bis zum späten Abend wollte Valens längst da sein, um sich an Martinians Niederlage zu weiden; für einen tüchtigen Reiter waren es bis zur Zelle drei Stunden.

Er lächelte und schlief ein.

Als er erwachte, war es Abend. Starke Unruhe bedrückte ihn, bittere Vorahnung unabwendlichen Unheils. Er saß auf und jagte durch die abendlich öden Straßen Caesareas davon.

Nahe vor dem Tore begegnete er dem Diener mit den Pferden.

— Warum bist du hier?

— Vergebung, Ritter! Zwei Stunden, nachdem du fort warst, kam die Herrin und befahl mir, zurückzukehren.

— Ist das alles?

Der Diener stockte. Dann sagte er verlegen: Die Herrin ist, wie ich mich überzeugen konnte, zu Fuß mir nachgefolgt. Sie muß bald da sein.

Valens erbleichte.

— Es ist gut. Reit nach Hause.

Dann raste er Taor entgegen. Was war geschehn? Warum kam sie, die Verwöhnte, die Üppige, zu Fuß zurück.

Als er ihrer ansichtig wurde, war es Nacht.

— Taor!

Aber sie schritt stumm vorüber. Sie hielt den Kopf gesenkt und die Hände sonderbar verschlungen.

— Taor! Taor! Ich bin es, Valens.

Das Roß scheute. Er ritt nah an die ruhig Schreitende heran.

— Taor, was ist dir?

— Laß mich; ich kenne dich nicht.

Das traf ihn wie ein Peitschenhieb. Er riß das Roß in die Höhe und jagte ihm die Sporen in die Flanken. Er brauchte lange Zeit, um das aufgeregte Tier zu beruhigen. Dann ritt er wieder in Taors Nähe.

— Ich begreife nichts, klagte er.

Allein sie antwortete nicht. Sie schritt ruhig und mit gebeugtem Haupt des Wegs. Es kam ihm vor, als bewegten sich ihre Lippen. Wie ein Geschlagener folgte er ihr demütig und wagte nicht, sie anzureden.

Was war da geschehen? Er konnte nichts verstehen. In seinem Innern wuchs erstarrend eine quälende Leere. Seine Knie waren wie ohne Halt.

Als sie durch die öden Straßen Caesareas kamen, hallten die Hufschläge seines Pferdes wie böse Drohungen. Er stieg ab und führte das Tier am Zügel. Er wankte. Demütig schlich er Taor nach, band das Roß vor ihrem Haus ans Tor und wollte ihr durch die Türe folgen.

— Sagt diesem Mann, so wandte sich Taor an die herbeieilenden Dienerinnen: Sagt diesem Mann, daß er mich in meinem Hause allein lasse. Sie eilte hastig in ihre Gemächer.

Die Dienerinnen wagten es nicht, Valens den Eintritt zu verwehren. Er öffnete die Tür und sah die Tänzerin knien, sie trug die armseligen Lumpen von gestern Abend.

— Was tust du? Was bedeutet das?

— Laß mich allein, Valens, entgegnete sie: ich bete.

— Du betest, lachte er überlaut: Hat dich das Mönchlein verzaubert? Oh, das ist wahrhaftig lustig: Taor betet, die Tänzerin betet und dient dem Herrn. Das hat er brav gemacht, der kleine Mönch; er ist ein guter Soldat, man kann es sagen. Mönch und Dirne, ein schönes Paar.

Seine Stimme gellte und überschlug sich. Taor verharrte in ihrer Stellung und sah ihn ruhig an.

— Steh auf! kreischte Valens: Steh endlich auf! Ich mag das nicht sehen. Willst du mir trotzen? Ich kann dich zwingen! Glaubst du, mit dieser Maske mich zu verwirren? Ich kenne dich, Gauklerin. Du hast dich in den hageren Mönch verliebt, aber daraus

wird nichts. Dein Leib ist nicht für hungrige Asketen. Du gehörst mir und bleibst mein, hörst du?

Er zwang sie aufzustehen. Sie wehrte sich nicht. Er riß ihr die Kleider vom Leibe und warf sie hart aufs Lager. Sie wehrte sich nicht; sie sah ihn mit ruhigen Augen an, bis er ihren Blick nicht mehr ertragen konnte. Er heulte auf, fiel nieder und biß in den Teppich.

— O Taor! schluchzte er: Ich habe dich so lieb, und nun entgleitest du mir.

Sie bückte sich über ihn und streichelte sein Haar. Sie sagte mit sanfter und guter Stimme: Es muß sein, es muß sein. Ich gehe weg von dir und von ihm und von allem, zu meinem süßen Herrn und Meister . .

— Zu wem? zu wem? stammelte er.

— Zu Jesus.

Es wurde ganz still. Taor erhob sich und hüllte sich in einen dunklen und groben Überwurf. Sie schritt in den Vorsaal und rief nach ihrem Gesinde.

— Das Mahl ist bereit, Herrin! so tönte es ihr entgegen, aber sie rührte sich nicht und wartete, bis die ganze Schar sich vor ihr versammelt hatte. Unruhe flackerte in den Gesichtern. Taor wandte sich an den ältesten der Diener, einen treuen Mann.

— Pachom, du stehst seit sieben Jahren in meinen Diensten; viel Geld und Geschmeide ist durch deine Hand gegangen, aber du hast nie betrogen. Ich war oftmals hart zu dir, verzeihe mir! Du bist kein Sklave mehr, ich schenke dir heute die Freiheit! Nein, du sollst nicht knien, steh' auf! Mein Landhaus vor der Stadt soll dir gehören, aber du mußt mir dafür einen großen Dienst leisten. Höre: morgen früh soll alles, was ich besitze, mein Haus, meine Juwelen, mein Silber und Gold, alle Kostbarkeiten und Gewänder, alles, verstehst du, soll morgen früh verkauft sein. Frage mich nicht nach dem Grunde, tue, was ich bestimmt habe. Ihr andern aber, so wandte sie sich an die übrigen Sklaven, könnt gehen, ich brauche euch nicht mehr, ihr seid frei. Ein Zehent meiner Habe wird Pachom morgen an euch verteilen. Und verzeiht auch ihr mir, was ich euch Übles angetan. Lebt wohl!

Eilig schritt sie aus dem Zimmer. Hinter ihr brandete hell eine Welle von erstaunten Fragen und freudigen Rufen; sie achtete nicht darauf. Sie schritt in das Zimmer mit den vielen marmornen Bildsäulen, dort brannten in silbernen Leuchtern hohe gelbe Kerzen.

Die kühle und goldene Tänzerin blieb allein im matten Kerzenlicht. Draußen rauschte vor den Fenstern dumpf die Nacht; große und weiße Sterne sahen ins Zimmer. Taor dachte nach.

— Der Teufel, so dachte sie: Wahrhaftig, der Teufel geht um in der Welt. Mich hat er besessen von Jugend auf. Er wollte mich jetzt gegen Martinian brauchen, aber gegen sich selbst hat er mich gebraucht, und wo er zu siegen hoffte, ist er unterlegen. Ja, nun fahre wohl, mein lustiges Leben, fahrt wohl, ihr seidenen Gewänder und ihr bunten Steine, kostbare Geschirre, marmorne Bilder, lebt wohl! Ich habe ein besseres Ding im Herzen und traure euch nicht nach. Ich will aus euch eine schöne Kirche bauen und Martinian soll ihr Priester sein. Seine dunkle Stimme soll mächtig durch die hellen Gewölbe dringen. Es wird ihm nichts geschehen, ich weiß es; was jener auch droht, es wird ihm nichts geschehen.

Ruhig saß Taor im milden Schein der Kerzen, ruhig und golden saß sie da, und die großen weißen Sterne blickten ins Zimmer, als wüßten sie alles, als wären sie die Augen der weißen Heerscharen seliger Krieger.

2.

Wie Eisen oder Blei, Gold oder Silber, ins Feuer gelegt, seine natürliche Härte verliert und weich wird, und, je länger es im Feuer ist, um so mehr seine natürliche Starrheit infolge der gewaltigen Feuershitze aufgibt und ändert, so wird die Seele, welche die Welt verleugnet, die in eifrigem Suchen, Mühen und Kämpfen einzig und allein nach dem Herrn sich sehnt, unablässig in Glauben und Hoffnung auf ihn harrt und jenes himmlische Feuer der Gottheit und die Liebe des Geistes in sich aufgenommen, — wird sie wahrhaft von aller Weltliebe frei und aller bösen Leidenschaften ledig; von allem macht sie sich los, ihr natürlicher Zustand und die Sündenhärte wandeln sich um, alles hält sie für überflüssig, einzig in ihrem himmlischen Bräutigam, den sie aufgenommen, findet sie Ruhe in brennender, unaussprechlicher Liebe zu ihm.

Alles geschah, wie Taor es angeordnet hatte. Verkauft wurde das schöne Haus und der weite Garten; verkauft die marmornen Bildsäulen, die seidenen Gewänder, die kristallenen Vasen, das silberne Geschirr; verkauft die Ketten, Spangen, Agraffen und Ringe, die kostbaren Kleinodien besät mit funkelnden Steinen, ach! all die schönen, edlen, funkelnden Steine — verkauft! Die brennenden Rubine, die goldenen Topase, die geheimnisvollen Smaragde, die himmlischen Saphire, die Chrysolithe, Berylle, Hyacinthe, Opale,

wohin? Fort waren auch die Ketten aus Perlen, aus schwarzen, rosenen und weißen Perlen, dahin! Sie hatte nichts mehr als einen großen Sack mit Goldstücken, und auch der war schon nicht mehr ihr eigen.

Sie trennte sich unschwer von ihren Dienern, die sie reich gemacht hatte. Als sie in der Frühe fortging, gab ihr einzig Pachom das Geleit, denn das Gold konnte sie nicht tragen; es wurde auf einen Maulesel gepackt, den der Freigelassene führte. So zogen sie des Weges. Taor trug einen dunklen Überwurf und darunter ein Kleid aus rauher Wolle; es brannte sie, aber sie trug es standhaft. Valens hatte eine Schar von Gassenbuben gedungen, die ihr lärmend folgte:

— Seht da die Tänzerin, die ins Kloster zieht.

Aber wo die Straßen endeten, hörte der Lärm auf, und so zogen sie in Frieden zu dritt ihres Weges: Taor, Pachom und der Maulesel mit dem Golde.

Taor war ruhig im Geiste, aber doch schauderte ihr vor dem Gedanken, daß die fromme Melania sich von ihr, der Dirne, abwenden könnte, und daß es dann nichts wäre mit dem ersehnten Gottesmagdtum. Aber sie war dennoch kühnlich entschlossen, der sanften Mutter alles rundheraus zu gestehen und hatte nicht einmal Furcht davor.

Über den heißen Tag dehnte sich der Weg, und erst am späten Nachmittag kamen die erschöpften Wanderer vor das Klostertor. Sie fanden es leicht, es lag jenseits des Hirtenklosters. Pachom trug das Gold zur Pförtnerin und verabschiedete sich unter seligen Danksagungen; dann zog er mit seinem Maulesel von dannen, ein freier Mann. Taor wurde in den Klostergarten geführt und bedeutet, sie möge hier auf die Mutter Melania warten.

Der Klostergarten war über alles still. Taor setzte sich auf eine steinerne Bank inmitten von Blumen. Und sie schlief ein auf ihrer kleinen steinernen Bank.

Ihr träumte, Martinian führte sie an der Hand in den Himmel; schöne Wälder rauschten und süße Quellen sprangen, freies und mildes Blau war erfüllt von weißen goldgelockten Gestalten mit sanften Augen und strengen Gesichtern; sie hielten Blumen in der Hand, weiße Lilien an langen, grünen Stengeln; eine unendlich wohllautende Musik ertönte.

Dann wachte sie auf. Die ehrwürdige Melania stand vor ihr; sie hatte weißes Haar, sanfte blaue Augen und ein strenges und schönes Gesicht.

— Du wolltest mit mir sprechen, meine Tochter? lächelte die Greisin mild.

— Ja, Mutter. Ich bin gekommen.

— Und willst du bleiben?

— Ja, Mutter, wenn ich darf.

— Wer bist du, Kind?

— Oh, Mutter, wende nicht dein sanftes Antlitz von mir: ich war eine Tänzerin aus Alexandria und eine Courtisane in Caesarea. Der Mönch Martinian, der am Fuße des Berges Karmel lebt, hat mich hierher gewiesen.

Das Lächeln der Greisin war nicht verschwunden. Sie sah die Bittende freundlich an.

— Wie heißt du, meine Tochter?

— Taor, so wurde ich genannt.

— Wie kamst du zu Martinian, Taor?

Und Taor erzählte. Sie erzählte alles. Aber denkt nicht, daß sie schnell sprach und darauf bedacht, ihre Sünden zu verschleiern; gefehlt! sie sprach langsam, nachdenklich, aber kühn, denn sie war noch immer die kühle und goldene Tänzerin, wenn auch jetzt verschlungen in den Reigen zur Ehre des Herrn.

O wunderbarer Reigen zwischen Liebe und Tod, o selige Tänzer des Herrn! eure leichten Füße berühren die liebe Erde, aber schon schwingt euer Blut im freien Takte des lichten Äthers. Jeder wird einst teilhaftig dieser Gnade, aber bis dahin muß er wandern auf staubigen Wegen mit wunden Füßen. Not im Herzen, Dornen um die Stirn. O wunderbarer Reigen, wann nimmst du uns auf?

Gehorsam, demütig und frei erzählte Taor alles, was sie wußte; sie erdichtete nichts Gutes daneben und erfand nichts Böses dazu, sagte, was sie mußte, und Gott nahm ihre erste Beichte gnädig an.

Als sie zu Ende war und die lichten goldenen Augen zur Mutter Melania aufschlug, ergriff diese ihre Hände und küßte sie auf die Stirn.

— Du sollst bei uns bleiben, meine Tochter, dir zum Heil und uns zur Freude.

Sanfte, freudige Tränen quollen aus den lichten, goldenen Augen, und so nahm dieser Tag ein glückliches Ende.

Wir könnten schon jetzt Taor den frommen Müttern überlassen und wüßten sie in guter Hut, aber ihr wollt gewiß wissen, wie ihr Leben fernerhin verlief.

Sie diente Gott nach rechter Art, sie war unermüdlich in seinem

Dienste. Sie war so eifrig, daß sie oft ermahnt werden mußte, nicht zu viel zu tun, doch spannte sie sich immer mehr an und gab in keinem Punkte nach bis an ihr Ende. Sie schlief nie liegend, sondern sie ruhte auf einem schrägen Stuhl, von einem armen Teppich bedeckt. Während der Mahlzeiten verhüllte sie ihr Haupt, damit keines sie essen sähe. Sie aß nur Brot und Pflanzenkost und hielt die Fasten strenger als ein Wüstenmönch. Sie kränkte niemand, murrte nicht und sagte weder viel noch wenig. Schon nach kurzer Zeit kannte sie die Heilige Schrift auswendig und las die erhabenen Werke der frommen Väter.

Sie war stets frohgemut, und ihre silberne Stimme war den Schwestern und Müttern ein Trost. Sie lebte mit Freuden ihr Werk des täglichen Todes. Wunderbar befreit, erkannte sie die Bedeutung jenes geschmähten Wortes: Er tötet mich, und ich töte ihn. Ja, wahrlich, sie war selig verschlungen in dies schöne Werk des wechselseitigen und täglichen Todes, in diesen glorreichen Reigen zur größeren Ehre des Herrn.

So lebte sie viele Jahre, und nachdem sie späterhin sogar Äbtissin geworden war, schickte sie sich an, noch härtere Kämpfe zu bestehen. Darum faßte sie den Vorsatz, sich in eine Zelle zu schließen und mit keinem Menschen zu verkehren, vielmehr unablässig dem Gebet und dem Fasten sich zu widmen. Weil aber jene, die Nutzen aus ihrem frommen Unterrichte zogen, die Ausführung des Planes nicht zuließen, tat sie das nicht, sondern sie setzte bestimmte Stunden fest, in denen sie Besuche zum erbaulichen Gespräch empfing; die andere Zeit dagegen widmete sie dem geistlichen Werke, dem Umgange mit Gott im Gebete. Sie ließ sich eine hölzerne Kiste machen, die so enge war, daß sie darin liegend weder zur Rechten noch zur Linken sich wenden, noch irgendwie sich bewegen konnte. Sie, die aufgewachsen war in Bequemlichkeit und im Überfluß, wurde dennoch niemals stolz auf ihre großen Tugenden, noch auf ihre geistlichen Taten, sondern hielt und erklärte sich immer für eine unnütze Magd.

So lebte sie dahin, und der barmherzige Gott verlieh ihr die Gabe der Heilungen, um sie seiner Gnade zu versichern.

Mit großem Zagen und erst nach geraumer Zeit ging sie daran, ihr vieles Geld zum Bau von Kirchen zu verwenden. Der Segen des Himmels war sichtbar bei ihr und die erste Kirche erwuchs schlank und schön.

Sie erinnerte sich ihres Gelübdes und sandte einen Boten aus zu Martinian, damit er der Priester ihrer ersten Kirche würde. Allein

der Bote kam zurück und sagte, Martinian wäre verschwunden, man hätte ihn zuletzt auf einer kleinen und einsamen Insel gesehen, aber auch dort wäre er nicht mehr. Die fromme Mutter Taor betete für ihn. Der Bischof selber weihte die Kirche ein.

3.

Einer irdischen, fleischlichen Liebe wegen, deren Fesseln ein Mensch aus eigenem Willen trägt, wird er von der Bosheit geködert, sie wird ihm Kette, Fessel und schwere Last, die ihn in die Welt der Schlechtigkeit versenkt und erstickt, da sie ihm nicht gestattet, sich zu erheben und zu Gott zu kommen. Denn wenn jemand etwas von der Welt liebt, so drückt es seinen Geist nieder, hält ihn fest und läßt ihn nicht mehr aufkommen. An diesem Gewicht und diesem Wagebalken der Bosheit hängt ja und wird geprüft das ganze Geschlecht der Menschen, mögen sie in Städten oder auf Bergen, in Zellen oder auf dem Lande oder an einsamen Orten wohnen. Kurz, mag man eine kleine oder große Weltfessel tragen, man wird darin festgehalten und kann sich nicht erheben. Denn jeder liebt die Leidenschaft, gegen die er nicht wacker kämpft. Diese beherrscht und belastet ihn, sie wird ihm zum Hemmschuh und zu einer Kette. Darum kann er seinen Geist nicht zu Gott erheben und ihm gefallen, nicht ihm allein dienen, dem Reiche nützen und ewiges Leben erlangen. Denn von dort, wo ein Mensch Liebe erfährt, kommt ihm Hilfe und von dort Belastung. Liebt er etwas von der Welt, so wird gerade dieses ihm zur Last und zu Fesseln, die nach unten ziehen und ihn nicht nach oben zu Gott kommen lassen. — Wir wollen nun an sichtbaren Dingen zeigen, wie viele durch eigenen Willen zugrunde gehen, ins Meer versenkt und in Gefangenschaft verschleppt werden. Setzen wir den Fall, ein Haus wird vom Feuer ergriffen. Wer sich nun retten will, der flieht, sobald er den Brand bemerkt, nackt davon, läßt alles zurück und ist entschlossen, nur für sein Leben zu sorgen. Ein anderer aber will noch einige Hausgeräte oder andere Dinge retten und geht ins Haus hinein, um sie fortzutragen, und wie er sie nimmt, bemächtigt sich das Feuer des ganzen Hauses, erfaßt ihn darin und verbrennt ihn. Seht ihr, wie er durch eigenen Willen infolge der Liebe, die er eine Zeitlang zu gewissen Dingen in sich trug, im Feuer zugrunde ging?

Doch es wird Zeit, daß wir uns wieder Martinian zuwenden, den wir in seiner Zelle krank zurückließen. Erinnert euch, er lag einsam von großen Schmerzen und bösem Fieber gepeinigt viele

Tage und glaubte zu vergehen. Er hatte weder Kraft, sich Speise zu besorgen, noch Wasser zu holen. Seine schweren Brandwunden wollten nicht heilen, obwohl er sich aus den Fetzen seines linnenen Mantels unbeholfen einen Verband zurechtgemacht hatte. Die Nächte waren schon kalt und die Tage regnerisch, denn immer schneller ging es jetzt auf den Herbst zu. Aber er merkte nicht viel davon, er lag in schäumenden Phantasien und wurde immer schwächer.

Häufig war ihm jetzt, er sei der kleine Soldat von früher, und es käme zu ihm der widerwärtige alte Feind als Trommelschläger; dann versteckte er sich, beschlich ihn und fuhr auf ihn los, aber wenn er ihn packen wollte, so war's nur die Luft, die er hielt, und erschöpft sank die magere Hand zurück. Kraftlos drohte er dem Gespenst seiner fieberischen Erscheinungen, und vor Erregung sauste das Blut in seinen Ohren, als klänge ein Gelächter irgendwo.

— Ich krieg dich noch! ich krieg dich noch! murmelte er drohend: Du wirst mir nicht entgehen, Feind!

Dann wieder sah er der Tänzerin süßes, tränenüberströmtes Gesicht und sich selber verstümmelt auf dem Boden; er sah sie in schöner Ekstase ihren Schmuck und Schleier von sich abreißen, um ihre dürftigen Lumpen anzutun, aber in dem kurzen Augenblick zwischen dem einen und dem andern hatte er sie nackt gesehen; er sah sich verstümelt am Boden liegen und sie gierig betrachten, und er verging vor Zorn und Scham. Ja, das waren sie, die Fesseln und Ränke des Feindes. Oh, wer ihn vernichten könnte . . .

— Ich krieg dich noch! wahrlich, ich krieg dich noch! murmelte er mit erlöschender Stimme.

So lag er einsam viele Tage und wäre freilich gestorben, wenn nicht unerwartet Hilfe gekommen wäre; es kam ein Mensch zu ihm in seine Zelle, von dem keiner dies gedacht hätte. Aber Gottes Wege sind ganz ohne gleichen.

Hufgeklapper vor der Zelle. Martinian hörte es in seinen Phantasien:

— Nun kommt sie, die große Babel.

Valens trat ein.

Mit einem raschen Blick übersah er die Lage. Er rief nach draußen:

— Jage so schnell du kannst in die Stadt; bring Decken, Speisen, Arznei und einen Arzt mit. Der Heilige liegt am Wundfieber.

Der Knecht sprengte davon.

— Seidene Decken der Babel, murmelte Martinian: Höllisches Feuer für den Leib.

Valens trat heran:

— Wie geht es dir, Martinian?

— Seidene Decken, weißes Fleisch, plapperte der Kranke: Seidenes Fleisch . . .

— Vergib mir, bestürmte ihn Valens.

— Seidenes Feuer, große Babel . . .

Mit dem war jetzt nichts zu machen. Bis zur Ankunft des Arztes war Valens sich selbst überlassen und erwog seinen Plan. Aber er wich nicht von dem Kranken.

Was wollte er? Martinian gesund pflegen, das war klar. Aber dann? Ihn vernichten? Mit einem Schwertstreich? Oh nein, das war zu billig. Aber ihn vernichten und die verhaßte Kirche der Christen dazu und ihren Gott, alles zusammen mit einem zu vernichten, das war ein großer Gedanke. Valens zweifelte nicht daran, daß ihm sein Racheplan gelingen würde; wie? das brauchte man jetzt noch nicht zu überlegen; vorderhand war das Wichtigste, den todkranken Martinian herauszupflegen. Dann mußte man zusehen, ihn von hier fortzubringen, denn in dieser Zelle konnte man weder ihm noch seiner Sache erheblich schaden.

Aber Valens dachte auch an Taor, an die kühle und goldene Tänzerin, die er so liebte, und die ihm Martinian und der Gott, dem er diente, entrissen hatten — er dachte an die Zierliche, und es war ihm, er müßte zum Lager des Kranken gehen und ihn mit starker Faust erwürgen. Und nur der Gedanke hielt ihn zurück, daß dann seine Rache unvollkommen wäre.

— Weißer Teufel, weißer Teufel, schwatzte Martinian.

— Wenn er nur nicht vorher stirbt, sorgte sich Valens.

Langsam wurde es Abend. Der Arzt kam. Der Kranke wollte sich lange nicht untersuchen lassen und tobte sehr, aber schließlich gelang es den Dreien doch, ihn zu überwältigen.

Monde vergingen. Valens pflegte den Mönch mit Aufopferung, endlich wurde die Kraft der Krankheit gebrochen. Als Martinian wieder zu sich gekommen war, war Valens verschwunden, er ließ nur seinen Diener zurück, den der Kranke nicht kannte; auf die Frage, wieso er hier wäre, antwortete der Sklave wie ihm befohlen war: Pilger hätten Martinian dem Tode nah aufgefunden, sich seiner erbarmt und ihn hier gelassen, um den heiligen Mann zu pflegen.

Gerührt glaubte Martinian, in diesem Zufall Gottes Hand zu erkennen. Er dachte nach:

— Der Herr schenkte mir das Leben. Er braucht mich also. Wozu er mich braucht, wird er mir schon zu erkennen geben.

Viele lange Monate verstrichen, bis er völlig genas. Aus Herbst wurde Winter, aus Regen wurde Schnee. Noch immer lag Martinian in seiner Zelle. Die Zeit wurde ihm lang.

— Du bist aus Caesarea? fragte er einst den Diener.

— Ja, Herr.

— Kennst du dort einen Mann mit Namen Valens? Er ist reich und angesehen; er war vormals bei den Soldaten.

— Ja, Herr. Er soll ein wüstes Leben führen und gottlos sein, entgegnete der Diener, wie ihm befohlen war.

— Und hast du — wundere dich nicht, wenn ich so frage — hast du in Caesarea vielleicht von einer Tänzerin gehört? Sie hieß Taor . . sie hatte goldenes Haar . .

— Ja, Herr. Sie ist nicht mehr in Caesarea.

Martinian lächelte: Ei was, die Tänzerin nicht mehr in Caesarea? und wo ist sie denn hin?

— Herr, sie ist tot; auch dies war ihm befohlen zu sagen.

Martinian fuhr auf: Du träumst!

— Nein, Herr, sie ist wahrhaftig tot. Sie war einmal auf ein paar Tage verschwunden, es war im Herbst, glaub ich; sie kehrte dann zurück, gab sich einige Tage den brünstigsten Ausschweifungen hin und starb an den Folgen nach einer durchtobten Nacht.

— Du lügst! du lügst!

— Wie könnte ich, Herr? Sie gab sich am Marktplatz im Nonnengewande den Soldaten hin. Ich hab es selber gesehn. Es erregte großes Ärgernis. Aber was hast du, Herr? Du wirst rot und blaß? Kanntest du sie?

Martinian sank besinnungslos auf sein Lager zurück. Der Diener lächelte.

Es dauerte Stunden, bis der Einsiedler wieder zu sich kam. Finster und dunkel war sein Gesicht in diesen wenigen Stunden geworden. In seiner Seele wuchs vernichtend der Haß.

— Gut, dachte er: Gut, alter Trommler, du hast mich betrogen. Erst hab ich deinetwegen brennen müssen, Schmerzen ausstehn müssen und war nahe am Tode. Dann hast du diese arme Seele verdorben und sie den Armen der Engel entrissen. Gut so, alter Trommler, das hast du brav gemacht. Aber ein Rächer ist erstanden, hörst du? ein Rächer, der sich für seine eigenen Leiden und Taors Tod an dir rächen wird. Alter Trommler, du hast mir den Krieg er-

klärt, nicht so? Nun erkläre ich dir den Krieg. Ich will ausziehn, dich aufzusuchen; bis ins Innere der Erde will ich dringen und bis ins Äußere der Lüfte, um dich zu finden; in Menschenherzen, in Tod und Leben will ich umgehn, um dich anzutreffen. Ich werde dich finden, alter Trommler, ich schwöre dir's, ich werde dich finden und dann will ich dich erwürgen, denn ich bin stärker als du, weil ich viel gelitten habe und weil Gott mit mir ist.

Im Nebenzimmer lachte der Diener.

— Warum lachst du? schrie der Mönch.

— Verzeihe, Vater, entgegnete der Diener: Ich dachte gerade an eine alte Sage, die ein Kaufmann erzählte, der aus Griechenland zurückkam.

— Was für eine Sage?

— Der Kampf der Pygmäen mit den Kranichen.

Nachdem Martinian diesen Entschluß gefaßt hatte, stand er auf und war gesund. Noch am Morgen hatte er gedacht, er würde noch viele Monate liegen müssen, aber nun war er gesund. Die Absicht, den Feind aufzusuchen und ihn zu erwürgen, gab ihm hundert Kräfte. Er fühlte sich wie neugeboren.

Den Abend und den ganzen folgenden Tag verbrachte er im Gebet für Taors arme Seele. Dann machte er sich auf. Mit vielem Dank und Segensworten entließ er den Diener, der ihn so treu gepflegt hatte.

Martinian zog aus, den Teufel aufzusuchen.

Sein erster Weg war zu den Vätern mit den langen weißen Bärten, die ihn einst, den kleinen Soldaten, so gut gepflegt hatten. Dort ging er zum frommen Vater Elpidion. Er legte dem den ganzen Handel vor und fragte ihn um Rat, allein der Greis widerriet ihm und meinte, er täte besser daran, in seine Zelle zurückzukehren.

— Sei nicht allzu verwundert ob dieser Sache, sagte der fromme Mann: Du hast sie nicht durch Leichtsinn heraufbeschworen. Das ist der Kampf des Fleisches. Zuweilen wird es widerspenstig, zuweilen sind die Gedanken daran schuld, zuweilen ist es nur der Neid des Teufels. Das habe ich immer so gefunden. Ich bin ein alter Mann, ich wohne schon vierzig Jahre hier in meiner Zelle, doch Versuchungen habe ich sogar in diesem Alter. Hör mir zu. Zwölf Jahre, von meinem fünfzigsten ab, quälte mich der Teufel jede Nacht. So kam ich zu dem Schlusse, Gott habe mich verlassen; darum habe Satan solche Macht über mich; und ich wollte lieber elendiglich zugrunde gehen als ein schändliches Dasein führen in

Sinnlichkeit. Ich ging hinaus und wanderte durch die Wüste, bis ich eine Hyänenhöhle fand. Ich legte mich bei Tage nackt hinein, damit die Tiere mich fressen, sobald sie herausgingen. Nun kam der Abend, wie geschrieben steht: Du führest Finsternis herauf; da wird es Nacht; da schleichen umher alle Tiere des Waldes. Jetzt traten die beiden Bestien hervor und berochen und beleckten mich vom Kopfe bis zu den Füßen. Aber als ich schon erwartete, sie würden mich zerreißen, gingen sie weg. Die ganze Nacht hindurch lag ich dort, doch sie fraßen mich nicht. Ich erkannte daraus, daß Gott mich verschonen wollte und kehrte deshalb in meine Zelle zurück. Nun blieb mir der Teufel einige Tage fern, plagte mich aber dann noch ärger als zuvor, so daß ich nahe daran war, Gott zu lästern. Da vernahm ich eine Stimme, die zu mir in meinem Innern sprach: Geh deines Weges, Elpidion, und kämpfe! Nur deshalb ließ ich so heftige Drangsal über dich kommen, damit du nicht hochmütig würdest, als vermöchtest du etwas aus eigener Kraft; du sollst vielmehr, deiner Schwäche bewußt, nicht deinem eigenen Wandel vertrauen, sondern Gottes Beistand suchen. — Ich kehrte zurück voll Zuversicht, setzte mutig meine Lebensweise fort, kümmerte mich um keine Versuchung und lebte die Folgezeit friedlich dahin. Der Teufel wußte ja, wie wenig Achtung ich vor ihm besaß und ließ mich unbehelligt. So ist denn mein Rat dieser, du sollest in deine Zelle zurückkehren und auf Gott vertrauen.

Martinian hatte aufmerksam zugehört. Dann dankte er dem frommen Manne, küßte ihm die Hand, bat um seinen Segen und ging fort. Er dachte bei sich, daß der gute Elpidion doch recht alt und kindisch geworden wäre. In sonderbarer Verblendung erinnerte er sich an ein Wort der Heiligen Schrift, das er zu seinem Zweck verdrehte: Nennet niemand auf Erden Lehrer. Hat nicht Jesus selber so gesagt? So will ich denn niemanden auf Erden gehorchen, nur Gott und mir.

Hochmütig warf er den Kopf in den Nacken: Nun hüte dich, alter Trommler; ich komme!

Am Abend ging er auf den Weg.

4.

Da ist ein Garten mit fruchtbringenden Bäumen und anderen, wohlriechenden Pflanzen, allenthalben wohl geziert und gepflegt. Statt eines Zaunes hat er eine Schutzmauer. Es trifft sich, daß an ihm ein reißender Strom vorüberfließt. Zwar wird er nur wenig

Wasser an die Mauer schleudern. Allein er vernichtet nach und nach das Fundament, gewinnt eine Leitung, unterwühlt allmählich den Grund, bricht ein, zerstört und entwurzelt alle Pflanzen, verdirbt das ganze Werk und macht es unfruchtbar. So ergeht es auch dem Menschenherzen. Es hat gute Gedanken, es nahen aber allenthalben auch die Ströme der Bosheit dem Herzen, um es zu erfassen und in ihren Bereich zu ziehen. Ist der Sinn nur ein wenig leichtfertig und kommt er auf unreine Gedanken, siehe, dann gewinnen die Geister des Irrtums Boden, dringen ein, zerstören die Schönheit in ihm, vernichten die guten Gedanken und machen die Seele zur Wüste.

Wohin ging Martinian, so werdet ihr mich fragen: Wohin ging Martinian zuerst? Er ging nach Sonnenaufgang, von Caesarea immerzu nach Sonnenaufgang, denn er suchte ja den Teufel.

Warum nach Osten?

Nun, so hört, wenn ihr von Caesarea immerfort nach Osten schreitet, so kommt ihr wohl einmal an die Flüsse, die süßen Flüsse Tigris und Euphrat, die das Paradies durchströmten, wißt ihr noch? ja, dann kommt ihr an die Flüsse, die das Paradies durchströmten — und dorthin schritt unentwegt Martinian.

Er ging beherzt gradaus zum Garten des Paradieses, denn dort, dachte er, wo zum erstenmal die Sünde geschah, unser und aller Sünde, dort, wo zum erstenmal glatt und klug die Schlange erschien, um unsere schöne und törichte Urmutter zu verführen, dort herum, so dachte er, müsse noch heute ein Tor des Abgrundes sein, in den vor Zeiten der böse Engel mit dem trauervollen Gesicht gestoßen wurde. Dort würde er auch seinem Erbfeinde, dem alten Trommler begegnen, meinte Martinian und schritt unentwegt waldein — gradaus.

Der Winter taute unter seinen eifrigen Füßen, während er so dahinschritt, und durch den anbrechenden Frühling ging seine freudige Wanderschaft.

Aber schon bald, nachdem er fortgegangen war, kam er in die Wüste. Die Sonne brannte zum Verzweifeln und er litt große Not an Hunger und Durst. Dennoch zog er dahin, beseelt von seinem Wunsche.

Einmal, als er nachts dem Psalmengebet oblag, stach ihn ein Skorpion, er aber trat nur mit dem Fuße fest darauf, ohne sich irgendwie etwas anmerken zu lassen, so gleichgültig war ihm der Schmerz.

Ein andermal hatte er drei Tage hindurch kein Wasser gefunden und keine Speise; da schrie er zum Herrn:

— Herr! entweder töte mich gleich, damit ich diese Drangsal nicht länger ertragen muß, oder nimm die Leidenschaft von mir, damit ich ruhig und besonnen für mich sorgen kann.

Des Herrn Wege sind wunderbar: Martinian fand nach wenigen Stunden einen Brunnen; daneben wuchs ein Johannisbrotbaum. Er aß, trank und schlief ein. Im Traum sah er die Tänzerin und berührte ihr schimmerndes Haar.

Aber die Wüste war weit und er wäre am Ende doch verschmachtet, wenn ihn nicht der Herr wunderbar errettet hätte. Müde und hungrig schlief er eines Nachts ein und fand am Morgen einen Gesellen. Es war eine Hyäne, ein häßliches, unreines Tier, aber sie blieb bei ihm und teilte seine Wanderschaft und er wurde ihrer froh. Er dachte an des greisen Elpidion sonderbares Abenteuer und mußte lächeln.

— Sieh einmal an, der Greis erlebte Wunder, und nun erlebe auch ich sie. Ich hatte recht.

Die Hyäne war ein treuer Kamerad; mit prachtvollem Instinkt fand sie sich in der Wüste zurecht, entdeckte stets frische Quellen und hatte ununterbrochen Speise, an der freilich Martinian nicht teilnehmen konnte.

So zogen sie durch die Wüste. Morgen- und Abendhimmel standen über ihnen, sie zählten sie nicht. Sie kamen an Ruinen von verlorenen Städten vorbei, die drohend und einsam aus dem Sande aufragten; sie überschritten manch ein vertrocknetes Flußbett und ließen unzählige Skelette hinter sich von Männern, Pferden und Kamelen; sie hielten sich nirgendwo auf. Einmal ging ein Sandsturm über sie dahin, der sie zu verschütten drohte, aber sie fanden im letzten Augenblick Schutz hinter einem Hügel. In den nächsten Tagen sahen sie besonders viele Kadaver im losen und hohen Sand; die Hyäne hatte viel zu tun.

Martinian verwies es ihr, aber sie ließ sich nicht stören und schmatzte guter Dinge weiter. Da wurde er zornig und warf mit einem schweren Kamelknochen nach ihr und verletzte sie am Bein. Sie winselte kläglich und konnte nicht mehr gehen. Der Mönch erbarmte sich des Tieres und trug es langsam bis zum nächsten Brunnen; es war eine schwere Last. Dort wusch er die Wunde aus und verband sie mit seinem Hemde. Das Tier genas in wenigen Tagen. Dann ging die Reise weiter.

Aber von Stunde ab war es, als käme ein menschliches Verstehen über die Hyäne. Wenn er mit ihr sprach, so sah sie ihn mit klugen

Augen an; sang er seine Psalmen, so heulte sie grunzend mit. Martinian gewann das Tier lieb.

Eines Tages sahen sie Palmen am Horizont. Je weiter sie kamen, desto mehr verlor sich der wüstenartige Charakter der Landschaft, und am Abend schliefen sie zum erstenmal in frischem, grünem Gras.

Nach zwei Tagen waren sie am Ufer eines breiten Stromes und kamen nordwärts gehend nach weiteren zwei Tagen in die Gegend, wo der verschwundene Garten des Paradieses einstmals blühte.

Sie waren schon nicht mehr zu zweit: ein kleiner Affe hatte sich ihnen angeschlossen, ein zutunliches Äffchen mit weichem, braunem Fell; es ritt vergnügt auf dem spitzen Rücken der Hyäne, lauste sie freundlich, hielt es mit sich ebenso und schnatterte den ganzen Tag.

— So recht, dachte Martinian: Das unreine Tier und das lasterhafte haben sich mir gesellt. Wo die sind, kann auch der Trommler nicht fern sein. Ich bin ihm wahrhaftig auf der Spur.

Es war eine wundervolle Gegend, in die er mit jedem Schritte weiter geriet. Zypressen, Zedern und Palmen gaben grüne Schatten, in deren sanftem Dunkel wunderbare und unbekannte Blumen blühten. Feigen- und Dattelbäume, Pistazien und Granaten, Ölbäume und Walnußbäume gaben reichliche Nahrung; Pilze wuchsen im Moos und süße Wurzeln fand er in der Erde. Hier beschloß er, einige Wochen auszuruhen. Hier war der Frieden.

Eines Morgens fuhr er erschreckt auf. Er hatte von heißem Atem geträumt und grünen funkelnden Augen. Das Äffchen schnatterte ängstlich auf einem Baum. Unweit von Martinians Lager kauerte eine wilde Katze, ein gelber Leopard, und schlug lüstern mit dem Schweif, aber daneben stand gelassen die Hyäne und grunzte friedlich.

Martinian erhob sich, als sei keine Gefahr, schlug sein Kreuz und begann in aller Ruhe den Morgenpsalm zu singen. Die Hyäne stimmte heulend mit ein und das Äffchen verwies es ihr. Der Leopard zog sich überrascht in den nächsten Busch zurück und beobachtete gespannt die fremdartige Szene.

So kam jeden Morgen ein neues Tier: es kam ein gutmütiger Elefant, es kam eine fromme Giraffe, ja es kam sogar der majestätische Löwe. Sie hörten mit Vergnügen den Morgenpsalm des Mönches und zogen sich dann zurück, da jeder seinen Geschäften nachzugehen hatte. Tagsüber streifte dann Martinian mit der Hyäne und dem Äffchen durch die Umgebung und wurde von keinem Tier angerührt.

Es kamen Steinböcke und Maultiere zu ihm, brummend sogar ein Bär, nur die Schlange kam nicht, die Schlange, die er erwartete. Er hetzte vergebens die Hyäne: Such die Schlange! Bring die Schlange! — Sie sah ihn treuherzig aber verständnislos an und nagte weiter an ihren Knochen.

Man kann wohl sagen, daß Martinian zu dieser Zeit glücklich war: die freundliche Achtung, die die Tiere ihm erwiesen, befriedigte ihn; außerdem war der Ort, an dem er sich befand, unvergleichlich schön.

Er predigte den Tieren und sie hörten zu; er sang das Lob des Herrn:

Lobet im Himmel den Herrn;
Lobet ihn in der Höhe!

— — —

Lobet den Herrn auf Erden,
Ihr Walfische und alle Tiefen;
Feuer, Hagel, Schnee und Dampf,
Sturmwinde, die sein Wort ausrichten;
Berge und alle Hügel,
Fruchtbare Bäume und alle Zedern;
Tiere und alles Vieh,
Gewürm und Vögel;

— — —

Die sollen loben den Namen des Herrn;
Denn sein Name allein ist hoch,
Sein Lob gehet, so weit Himmel und Erde ist.

Aber als er seine Predigt beendigt hatte, wichen die Tiere plötzlich erschreckt auseinander, und durch die entstandene Lücke glitt langsam auf Martinian eine gewaltige goldschillernde Schlange zu, zischte und züngelte, mit grünen Blicken flackernd, kroch unberührt an ihm vorüber und auf den Baum und warf ihm nach einer Minute von dort oben das erwürgte Äffchen an den Kopf, so schien es ihm; vielleicht war es auch nur der Schlange entglitten, wer weiß?

Die Tiere flohen. Als Martinian sich umsah, war er allein und die Schlange verschwunden.

Haß stieg in ihm auf. Die Landschaft hatte sich sichtbar verändert, oder war es nur der Herbst, den er jetzt kommen sah? Der Herbst, nachdem er den langen Sommer bei den Tieren so friedlich verbracht?

Er bestattete das tote Äffchen.

— Nicht doch! ein guter Braten; brummte eine Stimme neben ihm.

Er blickte auf. Dort stand ein struppiger, untersetzter kleiner Mann mit bösem Gesicht; er stützte sich auf eine Keule und sah Martinian grinsend an.

Der Mönch fuhr triumphierend auf ihn los und schlug ihn nieder. Dann fesselte er den Keuchenden mit geschmeidigen Lianen.

— Hab ich dich endlich, alter Trommler! Nun ist's aus mit dir.

— Erbarmen! stöhnte der Gebundene: Was hab ich dir getan, Fremder?

— Stell dich nur nicht, als ob du mich nicht kennst, rief Martinian: Du bist der alte Trommler und ich der Mönch vom Berge Karmel. Ich habe dich lange gesucht.

— Mönch, du täuschst dich! Ich bin sicher nie ein Trommler gewesen, ich bin meines Gewerbes ein Räuber seit Jugend auf; wenn du mir nicht glaubst, so komm mit: eine Tagereise von hier lagert meine Bande und erwartet eine Karawane aus dem Westen. Komm mit, dort wird man dir sagen, wer ich bin; komm mit, du bist stark und kannst unser Hauptmann werden, da hast du ein lustiges Leben: Wein, Gold und Weiber, wieviel du nur willst.

— Laß das Geschwätz! fuhr ihn Martinian enttäuscht an: Ihr wartet auf eine Karawane?

— Ja.

— Wir wollen ihr entgegengehn und sie warnen. Du sollst mich führen. Bis dahin bleibst du gebunden.

So zogen sie einen Tag. Der Räuber führte den Mönch in die Irre und entsprang dann lachend, denn Martinian hatte unterm Psalmensingen nicht bemerkt, daß er seine Fesseln allmählich durchnagte.

Martinian war wieder allein. Er irrte tagelang, aber er fand nicht zurück. Die Tiere, die ihm begegneten, mieden ihn ängstlich.

— Was mache ich noch hier, dachte er nach: Das Paradies ist verschwunden und ich werde es wohl nicht finden und bei den Tieren, nein! bei den Tieren ist der alte Trommler nicht. Außerdem ist hier viel Platz sich zu verbergen, und so kann er mir leicht entgehn. Ich muß an einen Ort gehen, der kahl ist, leicht zu überschauen und rings abgeschlossen; auch dürfen keine Männer noch Weiber an diesem Ort sein. Es muß ein sehr einsamer Platz sein, damit, wenn der Feind kommt, ich ihn leicht erkennen und festhalten kann . . Das kann ich nicht im Wald und nicht in der Stadt, da gibt es

zu viele Verstecke. Ich will zurück und auf eine kleine einsame Insel; wenn er dann kommt, sind nur er und ich da, und dann kann er mir nicht entwischen. Auf, Martinian! auf! zieh zurück und geh ans Meer, da findest du, was dir not.

5.

Heftig wehende Winde setzen alle Geschöpfe unter dem Himmel in Bewegung und verursachen ein gewaltiges Getöse. So rüttelt und schüttelt des Feindes Macht die Gedanken und erschüttert nach Belieben des Herzens Tiefen und zerstreut die Gedanken zu seinem Dienste. Wie die Zollbeamten an den Engpässen sitzen und die Vorübergehenden anhalten und ausschütteln, so lauern auch die Dämonen auf die Seelen und halten sie auf, und sind sie bei ihrem Austritt aus dem Leibe nicht vollkommen rein, so lassen sie dieselben nicht in die Wohnungen des Himmels eingehen und zu ihrem Herren gelangen. Sie werden von den Dämonen der Luft zurückgehalten. Die aber noch im Fleische sind, werden nur durch schwere Mühe und Kampf die Gnade aus der Höhe vom Herrn erlangen.

Martinian schritt heimwärts, aber der Weg war diesmal noch viel mühseliger und drohender. Die Herbststürme brausten über ihm mit Blitz und Regen, so brauchte er nicht zu verdursten. Aber Speise fand er wenig und er war manch einmal nahe am Verhungern.

Wüstes Dröhnen scholl nachts über ihm aus dunkler Luft. Gewitter rasten am Himmel, Donner grollte und Blitze zuckten um sein Haupt. Sandböen drohten ihn zu verschütten. Vogelscharen krächzten unliebsam, und eine Zeitlang strich ein Schwarm von Aasgeiern begehrlich vor ihm her. In den Nächten kläfften Schakale sich seinen Namen zu und fern lachten die Hyänen: Gute Beute, gute Beute.

Ein Rudel von wilden Hunden folgte beharrlich seiner Spur. Er war fast sicher, daß sie ihn endlich angreifen würden.

Die verschütteten Skelette richteten sich im Sande auf, schritt er vorüber:

— Was störst du unsere Ruhe?

Aus den verlorenen Ruinenstädten am Horizont reckte sich eine ungeheure Gestalt und klomm aufwärts bis zum Zenit; dort hockte sie und schlug grimmig die Trommel.

— Such nur zu! Such nur zu!

Die grenzenlose Einsamkeit der Wüste blies ihren furchtbarsten

Atem ins Gesicht des Wanderers, um ihn mit Furcht zu lähmen, allein er schritt vorwärts, versponnen in langen Gedanken.

Als er aber die heimatlichen Berge wieder sah und somit nur noch drei Tagereisen bis zum Ziel hatte, als er endlich die böse Wüste verließ und sich bald geborgen wußte, da rauschte sein Blut auf, die Pulse flogen und ohnmächtig fiel er nieder.

Die Sterne schienen, als er wieder erwachte; nach langen Wochen endlich wieder die Sterne. Es war bitter kalt. Roter Feuerschein blendete seine Augen. Schwerfällig richtete er sich auf. Unweit von ihm brannte ein Lagerfeuer, an dem ein einzelner Mann saß und sein Abendessen verzehrte. Roter Feuerschein lag funkelnd im frischgefallenen Schnee.

Martinian erhob sich taumelnd, er fühlte sich müde und krank. Der Fremde sah überrascht auf:

— Ah, Mann, du lebst also? Ich sah dich im Schnee liegen und dachte, du wärest gestorben. Nun, um so besser. Setz dich an mein Feuer und wärm dich. Zu essen hab ich nicht viel, nur ein wenig Brot, du kannst es haben; aber da ist eine Flasche Griechenwein; der wird dir wohltun.

Martinian kam vorsichtig näher und setzte sich ans Feuer. Er dankte und nahm das Brot, den Wein trank er nicht, aber er ließ ein wenig Schnee über dem Feuer auftauen und schluckte dies mühsam. Alles tat ihm weh.

— Vielleicht bist du doch gestorben, plauderte der Fremde weiter: Du siehst gar nicht wie ein Mensch aus. Bart und Haare sind eins bei dir geworden. Deine Kleidung besteht hauptsächlich aus dem, was nicht da ist. Deine Wangen mußt du irgendwo vergessen haben. Solltest du vielleicht ein Wüstengespenst sein, das sich hierher verirrt hat? Nun weiß ich's: du bist ein Vampir, der den Wanderern so gelegentlich ihr Blut aussaugt. Na, na, friß mich nicht gleich mit deinen Augen auf . .

— Sprich nicht so unziemlich, Fremder. Ich bin ein Mönch, unterbrach ihn Martinian ungehalten.

— Ach so! lachte der Fremde: Dann bist du gewiß einer von den verrückten Wüstenmönchen.

Aber der Mönch antwortete ihm nicht, wünschte ihm nur eine gute Nacht, betete und schlief ein.

Die Sonne stand hoch am mittaglichen Himmel, als Martinian aufwachte: süße Töne drangen an sein Ohr. Er wollte sich erheben, doch seine Glieder waren so schwer wie Blei und versagten

ihm den Dienst. Das war Musik; jemand machte Musik in seiner Nähe. Mit großer Mühe wandte er den Kopf. Der Fremde von gestern abend saß am niedergebrannten Lagerfeuer und spielte mit leuchtenden Augen auf einer Flöte. Es war ein junger schlanker Bursch mit braunem Gesicht.

— Gewiß ein Landstreicher, dachte der Mönch.

Süße klagende Töne entströmten der Flöte und hörten jäh auf: der Spieler hatte das Erwachen des anderen entdeckt; er lachte vergnügt:

— Schläfst du immer so lang, Mönch?

— Ich habe einen weiten Weg hinter mir, entgegnete Martinian ernst: Ich komme vom Tigris quer durch die Wüste, da wird man müde.

— Und wohin gehst du?

— Nach Caesarea.

— Dorthin muß auch ich. Steh auf, Mönch, es ist Zeit. Ich wollte dich schon zweimal wecken, allein du schliefst wie ein Bär; dich zu verlassen traute ich mich nicht: die Schakale hätten dich leicht im Schlaf überfallen können.

— Die tun mir nichts. Doch wer bist du, Knabe?

— Ei nun, wer kann ich wohl sein? Ich bin ein wandernder Flötenspieler und will dir gleich eins aufspielen, was ihr Mönche schwerlich je zu hören bekommt. Wollen sehn, wie flink du aufstehn wirst.

Er setzte die Flöte an den Mund, spitzte die Lippen und begann zu spielen. Aber das war diesmal keine Klage süß und wehmütig, wie die Abende am Nil; nein, das war keine Klage: heißes Feuer entquoll der Flöte, wilde Liebe und trunkene Lust.

Mit einem Satz war Martinian auf, entriß dem Knaben die Flöte und zerbrach sie; dann ging er auf ihn los und gab ihm einen Schlag auf die Wange:

— Oh, du Gefäß des Bösen!

Aber der Knabe entglitt ihm und rief zornig:

— Dankst du mir so meine Gastfreundschaft? Ohne mich wärst du erstarrt und verhungert!

— Du bist ein Sünder, entgegnete aufgebracht der Mönch: Schämst du dich nicht, solche Lieder vor einem Diener Gottes zu spielen?

Er wollte abermals auf ihn los, stolperte aber über die zerbrochene Flöte und fiel hin. Der Knabe mußte lachen.

— Lieg nur, du böser Mönch. Ich weiß auch, wer du bist. Wir singen in Caesarea ein Lied von dir. Du bist ein verrückter Mönch vom Berge Karmel, der Buhle der Tänzerin aus Alexandria. Wo hast du Taor gelassen, Martinian?

Er lachte laut und lief davon. Martinian sprang auf und wollte ihm nach, jedoch er merkte bald, daß er mit seinen zerschlagenen Gliedern den Leichtfüßigen nicht einholen konnte.

Wütend machte er sich auf den Weg. Was sagte der Knabe da? Man sang ein Spottlied von ihm und Taor? Sein Zorn wuchs ins Ungemessene.

— Alter Trommler, du hast die Zeit gut benützt; während ich dich im Osten suchte, warst du in Caesarea und brachtest üble Gerüchte über mich in Umlauf. Doch wart nur, wir werden schon abrechnen. Oh, diese verruchte Zeit! Von allem ergreifst du Besitz, überall bist du zu finden. Auch in der Verführung süßen Flötenspiels ist deine stinkende Spur. Aber wie ein guter Hund hefte ich mich an deine Fährte, du sollst mir nicht entgehn, ich rieche dich, alter Trommler.

Zornig schritt er aus. Nach vier Tagen stand er vor den Toren Caesareas. Salziger und frischer Meeresgeruch schlug ihm entgegen. Unter Psalmengesang schritt er die Straße, die zum Hafen führt.

Der lustige Musikant war unterdessen schon lange vor ihm in der Stadt angelangt und hatte sich geradewegs zu Valens begeben.

— Herr, ich bin einer von den Musikanten, denen du damals aufgegeben hast, das Lied vom tollen Mönch und der Tänzerin zu verbreiten. So und so. Vor drei Tagen nun bin ich ihm begegnet, er kam aus der Wüste und ging nach Caesarea. Ich bin schnell hergelaufen, um es dir mitzuteilen.

— Es ist gut. Verkleide dich, wenn er herkommt, beobachte ihn, sprich ihn an und forsch ihn aus.

Als Martinian nun psalmensingend seiner Straße zog, trat auf ihn ein alter und gebückter Mann zu und redete ihn an.

— Oh, du Knecht Gottes, woher kommst du?

— Weither, entgegnete der Mönch, ohne aufzuschauen.

— Oh, du Knecht Gottes, und wohin gehst du?

— Weithin.

— Und kann ich dir inzwischen mit nichts dienen?

Martinian sah ihn an und überlegte: Der Alte da war sicher ein frommer Mann, hätte er ihn sonst angesprochen?

— Ich brauche einen tüchtigen Schiffer.

— Oh, du Knecht Gottes, das trifft sich gut: mein Eidam ist's. Geh nur in die Taverne am Hafen und warte dort, in zehn Minuten bring ich ihn dir.

Der Musikant lief schnell zu Valens und erzählte ihm alles. Valens' Plan war gleich fertig:

— Der Schiffer bin ich. Komm in die Taverne.

Er warf einen dunklen Überwurf um seine Schultern und zog die Kapuze tief ins Gesicht; ein falscher Bart und wenig Kohlenstriche machten ihn vollends unkenntlich.

Unterdessen war Martinian am Hafen angelangt. Dort lagen viele lustige Schiffe mit großen und kleinen Segeln vor Anker, Barken schaukelten dort und reiche Kähne, bestimmt zu Lustfahrten.

Als er in die Taverne eintrat, drang ihm heiße und unsaubere Luft der Schenke atemraubend entgegen. Sein Eintreten wurde von den zechenden Matrosen bemerkt und brachte ihm spöttische Blicke und Zurufe ein. Er setzte sich schweigend in eine Ecke und sah sich um. Der Raum war von wenigen Fackeln schlecht erhellt. Auf einem breiten Tische im Hintergrunde tanzte ein häßliches Äthiopiermädchen einen widerlichen Tanz. Neben dem Tisch standen einige fette, geschminkte Frauen und unterhielten sich kreischend über den Raum weg mit den betrunkenen Gästen. Martinian sah vor sich hin. Er fühlte sich erleichtert, als der Alte von vorhin sich an seinen Tisch setzte und den Schiffer mit sich brachte. Martinian sprach ihn unverzüglich an:

— Schiffer, weißt du vielleicht eine kleine Insel mitten im Meere, auf der niemand wohnt?

— Weswegen fragst du so? was willst du, Mönch? Des Schiffers Stimme klang sonderbar rauh.

— Schiffer, ich will Ruhe haben vor der Welt und suche einen Ort, an dem ich völlig allein bin.

— Mönch, ich weiß einen steilen und furchtbaren Felsen, fern vom Land; wenn jemand in die Nähe jenes Felsens kommt, ergreift ihn Furcht.

— Schiffer, gerade ein solcher Ort ist meine Freude.

— Mönch, wenn du aber einmal dort bist, so kannst du von selber nicht mehr fort, und wer zu dir verschlagen wird, der muß bleiben.

— Das will ich so haben, Schiffer.

— Nun gut, und woher willst du die Nahrung nehmen?

Der Mönch gab ihm da zur Antwort: Einen Vertrag will ich

machen zwischen dir und mir: du bringe für mich die Nahrung zur Insel, ich bringe für dich Gebete zu Gott. Doch außerdem will ich auch arbeiten, wenn ich auf jenem Felsen sitze. Du sorge nur für Palmenfasern, die flechte ich mit meinen Händen, du nimmst das mit, verkaufst es und versorgst mich dafür mit Nahrung. Und du sollst mir auch Tonfässer kaufen, worin wir frisches Wasser aufbewahren können, und Brot, das brechen wir und tun es auch in Fässer. Dann magst du jedes Jahr viermal kommen und mir das Brot und Wasser bringen.

Der Schiffer lächelte sonderbar und seine Stimme klang doppelt rauh, als er nach kurzer Überlegung dem Mönch erwiderte: Es geschehe nach deinem Wunsch. Für heute ist es schon zu spät. Sei morgen in aller Frühe am Hafen, dann stechen wir ins Meer.

Martinian dankte ihm und ging. Die Gäste in der Taverne sahen ihm belustigt nach.

6.

Der ganze Kampf des Menschen muß sich in den Gedanken abspielen. Er muß den ihn rings umgebenden Wald der bösen Gedanken umhauen, sich selbst zu Gott hintreiben, darf nicht dem Willen der Gedanken folgen, sondern muß sie, die nach allen Richtungen herumschweifen, sammeln und die natürlichen von den bösen scheiden. Eine Seele, die unter der Gewalt der Sünde steht, gleicht einem großen Wald auf einem Berge, oder Röhricht in einem Flusse, oder dichtem Dorngestrüpp und Gesträuch. Die durch einen solchen Ort gehen wollen, müssen die Hände ausstrecken und mit Gewalt und Anstrengung das rings umherstehende Gesträuch aus dem Wege räumen. So liegt auch der Wald der Gedanken der feindlichen Macht um die Seele. Es hat darum der Verstand große Sorgfalt und Aufmerksamkeit nötig, um die fremden Gedanken der feindlichen Macht auszuscheiden.

Den ganzen Tag über tat Martinian nichts, als unerschütterlich Gott im Gebete anrufen.

Am Hafen verbrachte er die Nacht. Am frühesten Morgen erschien der sonderbare Schiffer.

Er lächelte dunkel, als er Martinian sah und stieg in seine kleine Barke. Der Mönch folgte ruhig. Sie stachen ins Meer.

Der Wind war günstig und schwellte die Segel. Martinian sang seine Psalmen und der Schiffer saß unbeweglich am Steuer. Wenn Martinian ihn ansprach, antwortete er nicht, und der andere

gab sich zufrieden. Sie schwammen einsam mit ihren Gedanken in die blaue Weite.

Gegen Abend kamen sie zur Insel, die schwarz und drohend vor ihnen aufstieg. Nur wenig Büsche wuchsen dort und nur Vögel hausten in der Einöde.

Als er den Fels erblickte, freute sich Martinian und sprang behend ans Land. Er glitschte auf dem feuchten steilen Gestein aus und wäre fast ins Wasser gefallen, doch hielt ihn die sehnige Faust des Schiffers, der auch an Land gesprungen war, zurück. Der Mönch dankte ihm und klomm hinan.

Als er oben angelangt war, fiel er auf die Knie und lobte Gott. Vor ihm eröffnete sich die ungeheure Wüste des Meers: kein Land am Horizont, kein Segel über der Flut.

Dann sprach er zu dem Schiffer: Nun geh und bringe mir die Fässer und das Brot und Wasser.

Jener antwortete: Soll ich dir nicht auch Holz mitbringen, damit wir eine kleine Hütte bauen?

Doch Martinian wollte es nicht. Er wollte unter freiem Himmel auf dem nackten Fels von Sonnenglut versengt und von nächtlichem Frost erstarrt, der Dinge harren, die kommen mußten; er wollte nichts als dies.

So verabschiedete er sich von dem Schiffer, trug ihm auf, nach drei Monaten wiederzukommen und Wasser und Brot mitzubringen, und schickte ihn fort.

Der Schiffer kletterte herab und stieg in seine Barke. Die Segel blähten sich und das Schiff wurde zusehends kleiner. Als es von der Insel aus nicht mehr sichtbar war, lachte der Mann kurz auf und riß sich den Bart von dem Gesicht.

— Nun kommt deine Stunde bald, flüsterte Valens.

Martinian aber saß auf der Höhe seiner Insel, sah aufs Wasser und dachte an Gott und ein klein wenig noch an seinen Widersacher, den alten Trommler, der einmal kommen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Der gute Kriegsmann unseres Herrn Jesu: Franz Josef Rudigier / Von Hermann Bahr

3.

Am 5. Juni 1869 fuhr um die Mittagszeit in der Herrnstraße beim Bischofshof eine Kutsche vor, der der Bürgermeister von Linz, Herr Viktor Drouot, mit dem Gemeindesekretär, dem wohlbekannten Herrn Eduard Thum, gewichtig entstieg, von rasselnden Wachleuten umgeben, nach dem Bischof verlangend. Die Herren hatten es sichtlich eilig und hätten's lieber schon hinter sich gehabt. Doch mußten sie sich gedulden, der Bischof war vom Pöstlingberge noch nicht zurück, wo er in der Wallfahrtskirche am Altar der schmerzhaften Mutter die hl. Messe las, in Erinnerung, daß er vor sechzehn Jahren an diesem Tage zum Bischof geweiht worden war; lange blieb er betend aus. Als er kam, ließ er gleich den Bürgermeister vor und schloß sich mit ihm ein, während der wackere Sekretär Thum, ein handfester, untersetzter, durch seine gute Laune beliebter Mann von großem Umfang und ausgiebigem Halse, nebenan schnaufend auf und ab ging; der wünschte sich auch, es wäre schon erst Nachmittag und er wieder mit seiner hageren, ihn weit überragenden Frau bei der Milchmariandl auf dem Freinberg zur Jausen. Jetzt öffnete sich die Türe, der Bürgermeister kam unwirsch zurück und sprach: ‚Es ist alles umsonst, gehen Sie nur hinein!' Da wurde der fröhliche Sekretär ganz blaß, als er gehorchen mußte. Indessen hatte der Hochwürdigste geschellt und ließ das Domkapitel holen. Es erschien, und vor ihm gab er die Verwahrung ab, nur der Gewalt zu weichen. Dann bat er den Sekretär: ‚Erlauben Sie mir noch, daß ich mich kirchlich ankleide, es handelt sich um eine Sache meines bischöflichen Amtes und deshalb werde ich mich kirchlich anziehen.' Herr Thum erschrak und rief: ‚Jessas, das auch noch!' Mit Rochet, Mozet und Biret angetan, kam der Bischof wieder und fragte den Sekretär: ‚Ich bin fertig, aber wo ist die Gewalt?' Der Sekretär rief, die Wachmänner traten ein und standen verlegen da; der Sekretär fragte: ‚Was wünschen Bischöfliche Gnaden jetzt, daß geschehen soll?' ‚Ich wünsche,' antwortete

---

* Benützt wurden folgende Werke: Konrad Meindl: ‚Leben und Wirken des Bischof Franz Joseph Rudigier von Linz'. 2 Bände. Linz, Priesterseminar 1891—92. — Franz Maria Doppelbauer: ‚Bischof Rudigiers kirchenpolitische Aktenstücke'. Linz, Priesterseminar, 1890. — Dr. Franz Doppelbauer: ‚Bischof Rudigiers Hirtenschreiben'. Linz, Priesterseminar, 1888. — Dr. Franz Doppelbauer: ‚Bischof Rudigiers politische Reden'. Linz, Priesterseminar, 1889. — Dr. Cölestin Wolfsgruber: ‚Friedrich Kardinal Schwarzenberg'. Wien und Leipzig, Karl Fromme, 1906. — Dr. Cölestin Wolfsgruber: ‚Joseph Othmar Kardinal Rauscher'. Freiburg im Breisgau 1888. Herdersche Verlagsbuchhandlung. — Heinrich von Hurter: ‚Friedrich von Hurter und seine Zeit'. 2 Bände. Graz, Vereinsbuchdruckerei, 1876—77. — Dr. Ignaz Beidtel: ‚Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung'. 2 Bände. Innsbruck, Wagnersche Vereinsbuchhandlung, 1896—98. — ‚Der Preß-

der Bischof, ‚daß man mich bei beiden Armen fasse.' Da legte die Polizei Hand an den fünften Bischof von Linz und zwang ihn, zu gehorchen. Er sprach: ‚Dies ist Gewalt, jetzt gehen wir in Gottes Namen.' Sie brachten ihn in den Hof, das Tor war vor dem aufgeregten Volke geschlossen worden. Sie taten ihn in die Kutsche, der Kutscher, einen Wachmann bei sich auf dem Bocke, hieb drein und fuhr eilends zu, doch wagten sie nicht, durch die Herrnstraße zu fahren, aus Angst vor dem Volke. Im Galopp ging's, und als sie vor dem Landesgericht hielten, atmete der wohlbeleibte Sekretär auf, daß seine Heldentat glücklich vorüber war.

Seit Österreich besteht, war in unseren Landen niemals dem katholischen Glauben ein solcher Schimpf, niemals einem geweihten Manne so schmähliches Leid angetan, niemals ein Diener Gottes so bitter gekränkt worden, und daß es gerade sein schuldloses Haupt war, auf das sich der Haß entlud, sein geliebtes Land, das der Hohn der Mächtigen traf, seine Herde, der um seinetwillen so weh geschah, wie muß ihm davon das treue Herz geblutet haben!

Er hätte nur die Hand zu heben brauchen und das Landvolk wäre zur Stadt gezogen, mit Sensen und Äxten seinen Bischof zu schirmen. Er hob die Hand nicht, ließ sich gefangen setzen, litt das erzwungene Verhör vor dem Gericht und kehrte still heim, die weinenden Kinder segnend, die verlangten, in das finstere Haus zum bösen Richter gelassen zu werden, um ihren Bischof loszubitten.

Und am selben Tage noch flog das Gerücht durchs ganze Land bis ins letzte Dorf in der Einöd hinein, bis zur höchsten Alm an der Steinwand empor: Der fromme Bischof von Linz im vollen Ornat von Wachleuten angepackt und abgeführt, als wär's ein ertappter Dieb! Und wer es aussprach, dem erstarrte der Mund, und selbst den sonst so wohlgemuten Weltregenten der Stadt Linz, so sehr es ihnen schmeichelte, den unbeugsamen, reinen Mann einmal ihre Faust fühlen zu lassen, war ungut dabei, sie wagten an jenem Tag kaum ihren eigenen Frauen und Kindern ins Auge zu schauen; die vollbrachte Tat sieht doch merkwürdig anders aus, sie

---

prozeß des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Linz vor dem Schwurgerichte am 12. Juli 1869'. Linz, Danners Verlag, 1869. — Dr. Wilhelm Habison: ‚Die politische Haltung des Bischofs von Linz Franz Joseph Rudigier'. Linz, Verlag des liberalen, politischen Vereins, 1870. — Balthasar Scherndl: ‚Der Ehrwürdige Diener Gottes Franz Joseph Rudigier, Bischof von Linz'. Regensburg und Rom 1915. Verlag von Friedrich Pustet. — P. Adolf Innerkofler C. Ss. R.: ‚Der hl. Klemens Maria Hofbauer'. Regensburg und Rom, Druck und Verlag von Friedrich Pustet. — Dr. Johannes Eckardt: ‚Klemens Maria Hofbauer'. M.-Gladbach 1916. Volksvereinsverlag. — J. Görres: ‚Athanasius'. Regensburg 1838. G. Joseph Manz. — J. Görres: ‚Vorreden und Epilog zum Athanasius'. Regensburg 1838. G. Joseph Manz. — J. Görres: ‚Die Triarier'. Regensburg 1838. G. Joseph Manz. — J. Görres: Einleitung zu: ‚Heinrich Susos Leben und Schriften' von Melchior Diepenbrock. Regensburg 1884. G. Joseph Manz.

hatten vermeint, damit ein Zeichen der Freiheit zu geben, und auf einmal war's jetzt bloß ein Akt der Polizei! Sie konnten nur doch jetzt ja nicht mehr zurück, es wäre gar zu kläglich gewesen und jedenfalls wollte keiner der erste sein, das anzuraten, aber die fünf Wochen bis zum Prozesse gingen ihnen beklommen dahin, und als dann endlich, am 12. Juli 1869 um 9 Uhr abends, der Bischof von den Geschworenen schuldig gesprochen und nach Vorschrift des Paragraph 65 zum Kerker in der Dauer von vierzehn Tagen verurteilt worden, da waren doch alle sehr froh, daß er am nächsten Tage schon vom Kaiser begnadigt wurde, woran übrigens ja von allem Anfang an keiner seiner Feinde jemals auch nur einen Augenblick gezweifelt hatte. Daß gerade die Feinde des Bischofs niemals im Ernste daran gedacht, er könnte bestraft werden für ein Vergehen, das in ihren eigenen Augen keines war, gibt der ganzen Prozedur einen so hämischen Zug widerlicher Verkniffenheit. Im Grunde hatten sie's ihm nur einmal zeigen wollen! Er sollte sehen, daß mit ihnen nicht zu spaßen war; dazu leisteten sie sich den ganzen Spaß. Und sie waren wohl auch neugierig gewesen, zu sehen, ob der so standhafte Mann denn auch wirklich standhielte, auch wenn's ihm an den Kragen ging. So wenig kannten sie ihn! Sie dachten ihn zu beschämen und beschämten bloß sich selbst. Denn bald war es offenbar, daß dieser Tag, der den hohen Sinn des Bischofs brechen sollte, nur dem alten Glauben im Lande zu neuer Macht verhalf.

Angeklagt und verurteilt war er, in Druckwerken zur Verachtung wider die österreichische Regierungsform, zur Verachtung wider die österreichische Staatsverwaltung aufzureizen, zum Ungehorsam gegen die österreichischen Gesetze vom 25. Mai 1868 zu verleiten versucht, zur Auflehnung gegen diese Gesetze und zum Widerstande gegen sie angeeifert zu haben. Das so vieler Verbrechen geziehene Druckwerk war sein Hirtenbrief vom 7. September 1868, der aber, bevor er noch öffentlich verlautete, sogleich konfisziert worden war und also, was immer seine Absichten gewesen, sie jedenfalls verfehlt hatte; die sämtlichen Stücke lagen im Linzer Landesgericht verwahrt, bis auf eins, das der Redaktion der ‚Neuen freien Presse' von der Behörde zugestellt worden war. Der Bischof bestritt die Absicht, zur Verachtung, zum Ungehorsam, zur Auflehnung anzustiften, und war bereit, sich dem Richter zu stellen, aber seinem Richter, an den ihn das zu jener Zeit von Österreich noch nicht aufgekündigte, zwischen Österreich und dem Papst noch in Kraft stehende, beide noch verpflichtende Konkordat wies. Schon der Kaiser Konstantinus hatte, noch als Heide, für billig erkannt, daß Bischöfe nur von ihresgleichen gerichtet werden könnten, und so war es unter den christlichen Kaisern Brauch geworden und geblieben, über Vergehen von Bischöfen, wenn sie nicht dem Papste selbst unterstanden, die Bischöfe derselben Provinz unter des Metropoliten Hut richten zu lassen, und so hielt auch noch der Artikel 14 des Konkordats daran fest, daß Kaiser und Papst zusammen das Gericht stellen, vor das Bischöfe gehören. Es zu verlangen, war ein Recht, aber auch die Pflicht des

Bischofs; er konnte sich nicht eines Rechts begeben, das nicht bloß das seine, das auch ein Recht des Papstes war. Es stand Österreich frei, dem Papste den Vertrag, das Konkordat, zu kündigen. Aber solange der Vertrag noch nicht gekündigt war, sah sich der Bischof an ihn gebunden. Nicht zu kündigen, aber zu handeln, als hätte man gekündigt, um unter der Hand ohne Lärm ein Vorurteil und ganz sachte so mit der Zeit eine neue Rechtsgewohnheit einzuschmuggeln, auf die man sich dann bei der nächsten Gelegenheit pathetisch berufen hätte, war gar nicht so dumm ausgedacht, an des Bischofs Geradheit ward es zuschanden. In dem Augenblick, wo er sich auf diesen Prozeß überhaupt eingelassen hätte, war seine Sache verloren. Darauf rechneten sie. Stand er nur erst einmal vor dem Gericht, das ihn nichts anging, durch Schwäche, Furcht, den Mächtigen zu mißfallen oder den Wunsch, seinen guten Willen zu zeigen, betört, dann war er es, der das Band zerriß, und unauffällig wäre die Kirche wieder verstaatlicht gewesen. Ganz fein hatten sie das gesponnen. Mit einem Atemzug blies er es weg. Als er sich auf das Gericht nicht einließ, hatten sie verloren. Als der Prozeß begann, war er schon erledigt. Die Richter saßen zu Gericht, der Ankläger klagte an, der amtliche Verteidiger verteidigte, die Geschworenen stimmten ab, das Urteil fiel, die Form war erfüllt, nur das Wesen nicht, denn was entschieden werden sollte, hatte sich schon entschieden, als der Bischof das Gericht nicht anerkannte. Seitdem erging sich alles andere dort in leerem Schein. Wahr ist dabei nur der Geschworene Franz Schopper gewesen, Zeugfabrikant in Linz, der von der Verhandlung ausblieb, weil er sich nicht anmaße, über seinen Bischof Gericht zu halten, weshalb er auch, da man dies nicht als Entschuldigung gelten ließ, 50 Gulden zur Strafe bezahlen mußte, wie wenn man bergab den Radschuh nicht einhängt, Menschenleben gefährdend.

Aber während sich vorne die Linzer Bürger an so gruselnden Aufregungen vergnügten, stand im Hintergrunde der unentschiedene Kampf von Staat und Kirche. Wie der Mensch nach Goethes Wort eine ‚Ausgeburt zweier Welten' ist, und zwischen dem himmelan ziehenden Verlangen des Geistes und der erdwärts drückenden Gewalt des Leibes niemals zur Ruhe kommt, so war nur ein einziges Mal eine kurze Zeit des Mittelalters hindurch den christlichen Völkern des Abendlandes jener selige Zustand des stillen Schwebens vergönnt gewesen, in welchem Geistesreich und Erdenwelt, beide zur höchsten Kraft gespannt, einander berühren, ja jenes diese durchdringt, diese jenes bewehrt, keines aber von den beiden sich übernimmt, jenes eingedenk bleibt, daß das dritte Reich, der Himmel auf Erden, ja noch nicht erschienen ist, und diese doch selbst im höchsten Gefühle der eigenen Macht immer noch weiß, wem sie mit ihr zu dienen hat. Aber wie dem einzelnen nichts so schwer wird als ein gutes Auskommen seiner geistigen mit seiner leiblichen Natur, die die Herrschsucht jeder einzelnen immer wieder entzweit und die er keine doch, so lang er in dies irdische Dasein eingeklemmt bleibt, ungestillt lassen kann, so will auch der Menschheit das

rechte Verhältnis von Staat und Kirche noch immer nicht endgültig glücken, die sie doch beide nicht entbehren mag. Ja wären sie zu trennen und jedem sein eigener Bezirk rein abzustecken und einzufrieden! Aber daß ihnen beiden derselbe Raum zusammen angewiesen ist, daß sie miteinander hausen sollen, eins vom andern so durchdrungen als es durchdringend, daß keins vom anderen lassen kann, der Staat so wenig von der Kirche, von der er ja vor sich selber erst gerechtfertigt und beglaubigt wird, als die Kirche vom Staate, dessen irdischer Arm das Schwert für sie führt wie den Schild für sie trägt, und doch aber wieder jedes von beiden mit seinem eigenen Maße gemessen sein will, jedes einem anderen Gesetze zu gehorchen hat, jedes sein besonderes Amt verwalten muß und so dieselbe Menschheit sich an doppeltes Gewicht, an zwiefaches Gebot gebunden sieht, nun erst noch völlig irre gemacht, wenn der geistige Vorrang der sich dem Herzen unmittelbar ankündigenden und aufdrängenden kirchlichen Gewalt von der handgreiflich mit Schergen einschreitenden und zuschlagenden Übermacht des Staates zurückgewiesen oder doch begrenzt wird, dies alles mutet, wenn Staat und Kirche dennoch einander finden sollen, beiden einen Zartsinn, eine Redlichkeit des Vertrauens und ein ruhiges Selbstgefühl zu, womit nur die höchsten Epochen der menschlichen Geschichte begnadigt worden sind. Immer wieder, kaum vereint, meinen Staat und Kirche gleich, nicht miteinander leben zu können, bis sie, kaum getrennt, nach einiger Zeit immer wieder lernen, daß doch keins ohne das andere leben kann. Der Staat muß sich drüben verankern, die Kirche sich irdisch bewaffnen. Es bleibt schließlich dabei, daß sie einander brauchen, wenn auch freilich auf verschiedene Art: die Kirche braucht den Staat, wie der Geist den Leib braucht, als Werkzeug, dessen sie sich bedient, um zu verlauten und zu erscheinen, aber der Staat braucht die Kirche, wie der Leib den Geist braucht, um zu dienen, denn Staat und Leib hätten sonst keinen Grund noch Sinn und wären ohne Zweck, wären um nichts da. So haben alle christlichen Zeitalter das Verhältnis von Staat und Kirche stets angesehen, wenn auch nicht jedes immer danach gehandelt hat. Ja schon in heidnischer Zeit ist der Staat mit dem Ewigen verknüpft: Götter haben ihn gesetzt, Götter gebrauchen ihn nach ihrem Willen und er ruht auf den Göttern. Der Staat ist da, das ewig Wahre, Schöne, Gute darzutun, dies ist seit Plato der Glaube der abendländischen Menschheit geblieben. Und so sehr hatte sich der Staat daran gewöhnt, zu dienen, daß er sich, in der französischen Revolution seiner himmlischen Bestimmung entsetzt, sogleich um einen anderen Zweck umsieht. Er bringt Macht hervor, er zieht Macht an sich, er ist nichts und aus ihm wird nichts als Macht, aber was soll er mit ihr, wohin mit ihr, die doch irgendwie wieder verbraucht werden muß, um sie fortzubringen, oder er stockt und bleibt in seiner eigenen Macht stecken und steht stille; wohin also damit, seit sie nicht mehr dienen soll, in ihr das ewig Wahre, Schöne, Gute zeitlich abzubilden? Er gerät in die größte Verlegenheit, denn sein Wesen verlangt, daß er dienen muß. Er

kann gar nicht anders als dienen. Aber wem, seit er dem Ewigen den Dienst aufgesagt? Man bietet ihm das Individuum an; das Individuum ist nun selbstherrlich geworden, das Individuum soll fortan der Zweck des Staates sein. Der von Gott befreite Staat wird sogleich des Menschen Knecht. Es ist der erste Versuch, den der Staat unternimmt, um sich wieder einen Zweck zu geben. Er muß mißlingen. Das Individuum ist das Mittel des Staats, nun soll es auch sein Zweck sein, beides in einem, Anfang und Ende zugleich, Umkreis und auch noch seine eigene Mitte? Wie fängt der Staat das an, sich in den eigenen Schwanz zu beißen? Die Verlegenheit wächst. Das 19. Jahrhundert ist die Geschichte dieser Verlegenheit: der entzweckte Staat hat keine Ruhe mehr und irrt ratlos nach einem neuen Zweck herum. Er weiß sich in seiner Angst nicht anders zu helfen als durch den ermutigenden Anblick seiner eigenen Macht. Sie hat zwar keinen Sinn mehr, aber er hat sie noch. Und so berauscht er sich an ihr und betäubt sich an dem Lärm, den sie macht. Je schwächer er sich innerlich fühlt, desto lauter äußert er seine Macht. Der Apparat läuft ja noch immer weiter, die Räder schnurren, Macht bringt unablässig neue Macht hervor, aus der immer wieder Macht werden muß, bis der Staat allmächtig wird, es bleibt ihm ja nichts anderes übrig. Seit er sich vom Absoluten losgesagt hat, muß er selber absolut sein. Er glaubt das freilich selbst nicht, er hat ein schlechtes Gewissen dabei; das läßt ihn nicht ruhen, bevor er nicht jeden Tag wieder einen neuen Beweis seiner Allmacht erbracht hat. Und nichts fürchtet er dabei mehr als den verwundert fragenden, vorwurfsvollen Blick der freien Persönlichkeit. Denn sie, die selbst unmittelbar im Absoluten ruht, sie, der der Weg zu Gott offen steht, allein kann er nicht täuschen. Diesen drohenden Zeugen seiner inneren Not muß er sich vom Halse schaffen. Staatsallmacht ist der ärgste Feind der Persönlichkeit. In den christlichen Zeiten war das Innere des Menschen beschützt. Solange der Staat noch irgendein festgezogenes Verhältnis zur Kirche hat, bleibt der Persönlichkeit immer ein Raum, in den sie der Staat nicht verfolgen darf, in den sie vor ihm flüchten kann. Es gibt ein Gebiet, wo die Stimme des Staates verstummt und niemand spricht als die Ewigkeit, ein Gebiet, wo der Mensch mit seinem Gewissen allein ist, ein Gebiet der inneren Freiheit. Die Kirche hat immer über dem Rechte des Menschen gewacht, schon auf Erden irgendwo bloß vor Gott zu sein und hier niemand als Gott allein Rede zu stehen. Sie ließ es nicht zu, daß auch die Seele verstaatlicht wird, wie sich der Staat, sobald er nur noch auf sich selber hört, immer sogleich vermißt.

Anlaß, in Österreich wieder einmal das Verhältnis von Staat und Kirche zu befragen, gaben zunächst die Staatsgrundgesetze. Die josephinische Staatskirche war 1848 eingebrochen. Seit in den Grundrechten des Frankfurter Parlaments und selbst in der preußischen Verfassung den Religionsgesellschaften das Recht der Selbstbestimmung zugesprochen worden war, konnte doch auch in dem katholischen Österreich die Kirche nicht länger in

staatlicher Haft bleiben. Das kaiserliche Patent vom 4. März 1849 gab sie frei. Ihr diese Freiheit zu verbürgen wurde nach langen, behutsam geführten Verhandlungen zwischen Österreich und Rom das Konkordat geschlossen, von dem weltklugen, geduldigen, nachgiebig beharrlichen Kardinal Rauscher halb erlistet, halb abgetrotzt. Rauscher schien für ein solches Geschäft eigens geschaffen. Aufzeichnungen, die von ihm erhalten sind, lassen keinen Zweifel an seiner echten Frömmigkeit zu, doch diesen Zügen, die fast auf einen Heiligen deuten, war eine fatale Begabung zum Höfling beigemischt, er ist mit aller Gottesfurcht und Sittenstrenge doch im Herzen der geborene Bürokrat geblieben. Einen weltgeschichtlichen Gegensatz auszutragen war seine Sache nicht, er war der Mann der sauberen Paragraphen. Auch hat er der Neigung, zum Gegner zu schielen, nicht immer widerstehen können. Es gibt eine falsche Gerechtigkeit, das Wohlwollen der Schwäche. Ernest Hello hat dieses heimliche Laster der Zeit enthüllt. Er beginnt mit der Mahnung Davids: ‚Qui diligitis Dominum, odite malum. ‚Wer liebt, der haßt auch. Die Liebe zu Gott bedingt, verlangt, bewirkt, befiehlt den Haß gegen den Bösen. Freundschaft haben mit dem Feinde, das ist die geheime Sünde, die tiefe Sünde. C'est le crime du dixneuvième siècle que de ne pas haïr le mal, et de lui faire des propositions. Il n'y a qu'une proposition à lui faire, c'est de disparaître. Tout arrangement conclu avec lui ressemble non pas même à son triomphe partiel, mais à son triomphe complet, car le mal ne demande pas toujours à chasser le bien; il demande la permission de cohabiter avec lui. Un instinct secret l'avertit qu'en demandant quelque chose, il demande tout. Dès qu'on ne le haït plus, il se sent adoré.‘ Und er erinnert an das alte, geheimnisvolle Wort: Corruptio optimi pessima.

Das Ergebnis war darnach; das Konkordat hat es, wie derlei Kompromisse meistens, im Grunde keinem recht gemacht, es war dem einen zu viel, dem anderen zu wenig und tat keinem genug. Und Staatskunst von der Art, die sich nicht anders zu helfen weiß, als indem sie stets von Zeit zu Zeit das Kissen umdreht, hielt dies nun also wieder einmal für angezeigt und offenbarte die Staatsgrundgesetze vom 21. Dezember 1867, Worte, die nach seinem Sinne zu deuten jedem frei stand. Sie gestatteten, wie Rudigier an seinen Klerus schrieb, ‚eine Auslegung, nach welcher sie mit den Rechten der katholischen Kirche in keinem Widerspruche stehen. Bei ihrer sehr allgemeinen Haltung sind sie aber auch einer anderen Auslegung fähig.‘ Eben dies zeigt ja den Meister des politischen Stils, darin war der Bischof freilich ein Laie. Man muß übrigens dem Bürgerministerium zugestehen, daß es mutiger und aufrichtiger als sein Buchstabe war, es ließ bald an Deutlichkeit zu wünschen nichts übrig und bekannte Farbe. Zunächst wies Giskra die Statthalter von Steiermark und Oberösterreich an, die ‚regierungs- und verfassungsfeindlichen Agitationen‘, deren er sich ‚gegen die bevorstehende verfassungsmäßige Gesetzgebung‘ versehe, ‚nicht müßig . . . abzuwarten‘, sondern ‚den Klerus vor Umtrieben zu warnen‘.

Diese Gesetze waren noch nicht erlassen, sie standen erst bevor; man kannte sie noch nicht, und es ist sehr österreichisch, daß der Minister einem Gesetze eigens erst die besondere Weisung vorausschicken zu müssen glaubt, es sei zu befolgen. Und er fügt hinzu: ‚Ich bin weit entfernt davon, dem Klerus eine Verleugnung seiner eigenen Überzeugung anzusinnen oder denselben in der Ausübung des geistlichen Amtes beirren zu wollen. Was ich aber namens der kaiserlichen Regierung auch von ihm mit Recht fordere, das ist nie zu vergessen, daß auch der geistliche Funktionär Staatsbürger ist und sich nur innerhalb der Gesetze des Staates bewegen, nie sich über dieselben erhaben dünken darf.‘ Dieser Nebensatz enthält die Hauptsache, um die sich die Staatsgrundgesetze noch sachte gedrückt hatten: er schafft mit argloser Miene beiläufig das Konkordat ab, den noch immer nicht gekündigten Vertrag mit Rom, und stellt im Handumdrehen den Josephinismus wieder her, wenn auch sozusagen nur als eine Privatmeinung des Ministers. Und damit aber diese jedenfalls auch an die richtige Adresse gelangt, unterläßt das Schreiben nicht, dem Statthalter von Oberösterreich noch ausdrücklich kund zu tun: ‚Selbstverständlich wollen E. H. diesen meinen Erlaß nicht bloß als vertraulichen überhaupt ansehen, jedenfalls wünsche ich aber, daß E. H. denselben in geeigneter Weise zur Kenntnis des Herrn Bischofs von Linz bringen. Es ist nicht die Regierung Sr. Majestät, welche Zwietracht säen will, sondern ihr liegt gerade daran, daß der Friede im Lande gewahrt werde. Nötigt man sie aber dazu, so kann sie nicht versäumen, den Friedensstörer den Gesetzen zu überweisen, selbst dann, wenn es Personen trifft, die ihr hoher und heiliger Beruf dem Arme der Gerechtigkeit stets ferne halten sollte.‘

Es war deutlich. Der Bischof verstand. Hellos Sünde dieser Zeit: de ne pas haïr le mal, et de lui faire des propositions, war ihm fremd; er wußte: il n'y a qu'une proposition a lui faire, c'est de disparaître. Und er hieß nicht umsonst ein guter Kriegsmann Gottes. Er ging in seiner Antwort an den Statthalter gleich auf jenen Nebensatz geradezu los und stand den Hörnern. Er erklärte: ‚Der wichtigste Satz in dem Erlasse des Herrn Ministers ist folgender: „Was ich namens der kaiserlichen Regierung auch von ihm, dem Klerus, mit Recht fordere, das ist, nie zu vergessen, daß auch der geistliche Funktionär Staatsbürger ist und sich nur innerhalb der Gesetze des Staates bewegen, nie sich über dieselben erhaben dünken darf.“ Wenn dieser Satz im Zusammenhange mit der vorausgegangenen, schon erwähnten Versicherung des Herrn Ministers, daß er weit entfernt sei davon, dem Klerus eine Verleugnung seiner geistlichen Überzeugung anzusinnen oder denselben in der Ausübung des geistlichen Amtes beirren zu wollen, aufzufassen ist, so anerkenne ich vollkommen die unbedingte Pflicht eines jeden Staatsbürgers, also auch des geistlichen Funktionärs, dem Staatsgesetze zu gehorchen. Denn die Staatsgewalt kann befehlen, was nicht wider Gottes Gebot ist, und bei dem besagten Zusammenhange ist der Konflikt des Gesetzes mit dem Gebote Gottes

von vornherein ausgeschlossen. Ist aber der Satz nicht in diesem Zusammenhange, sondern für sich allein aufzufassen, und somit das Wort „Staatsgesetz“ von jeder Verfügung zu verstehen, welche alle Stadien der Gesetzgebung durchlaufen hat, so ist zu distinguieren: ist dieses Staatsgesetz in keinem Konflikt mit der geistlichen Überzeugung oder dem geistlichen Amte, so muß der Priester, dem eben Gesagten zufolge, ohne weiteres demselben gehorchen. Ist es in einem Konflikte damit, so muß er nicht nur nicht gehorchen, sondern er darf nicht einmal gehorchen. Der Eingang des Erlasses, und schon die Tatsache, daß der Erlaß überhaupt erschien, läßt fürchten, daß der Herr Minister für das Staatsgesetz ohne alle Rücksicht auf die geistliche Überzeugung usw., kürzer gesagt, auf die Religion, den Gehorsam der Staatsbürger in Anspruch nehme. Deswegen erlaube ich mir den Satz, daß das Staatsgesetz eine verbindliche Kraft nicht habe, wenn es den Grundsätzen der Religion zuwider ist, durch Hinweisung auf einige Hauptlehren des Christentums zu begründen, nicht als wenn ich daran zweifelte, daß E. H. dieselben kennen oder glauben, sondern nur, um sie in ihrem Zusammenhange ins klare Bewußtsein zu bringen. Die oberste Norm des menschlichen Handelns ist der Wille Gottes. Gott hat die Menschen erschaffen, sagt der Katechismus, damit sie ihm . . . gehorsamen. Deswegen beten wir alle Tage: Vater unser . . . , dein Wille geschehe. Seinen Willen gibt Gott den Menschen durch die Vernunft und vornehmlich durch die Offenbarung kund. „Das Unsichtbare Gottes ist . . . in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar.“ (Röm. 1.) „Mehrmals und auf vielerlei Weise hat einst Gott zu den Vätern durch die Propheten geredet, am letzten hat er in diesen Tagen durch seinen Sohn geredet.“ (Hebr. 1.) Dieser Offenbarung gemäß hat Gott, der höchste Regent der von ihm erschaffenen Menschheit, zwei oberste Ordnungen in der Welt eingesetzt, um die Menschheit zum zeitlichen und ewigen Heile zu führen, eine geistliche, oder die Kirche, und eine weltliche, oder den Staat. Daß die Kirche eine von ihm eingesetzte, in ihrem Bereich oberste Ordnung sei, hat der Sohn Gottes oft genug gelehrt: „Wer die Kirche nicht hört, sei dir wie ein Heide und Publikan.“ (Matth. 18.) Er lehrt uns beten: „Vater unser . . zukomme uns dein Reich.“ Wir begehren mit dieser Bitte, sagt unser Schulkatechismus, daß Gott seine Kirche ausbreite und befestige. Dem Staate erkennt der Herr seine göttliche Berechtigung zu mit den Worten: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ (Matth. 21.) Ebenso mit seinem Worte an Pilatus: „Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von oben wäre gegeben worden.“ (Joh. 19.) Am deutlichsten durch seinen Apostel: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Gewalt außer von Gott.“ (Röm. 13.) Greift daher eine Gewalt oder Ordnung in den Bereich der andern hinüber, so stört sie die Einrichtung Gottes, und hat kein Recht, Gehorsam zu fordern. Der Papacäsarismus und der Cäsaropapismus sind gleich verwerflich. „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbverteiler

über euch gesetzt?" sprach Christus, als jemand das Ansinnen stellte, er solle seinem Bruder sagen, die Erbschaft mit ihm zu teilen. (Luk. 4.) Wenn es der Kirche aber nach diesem Worte ihres Stifters nicht zukömmt, weltliche Angelegenheiten zu leiten, so hat auch die Kirche andererseits das Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit von der Staatsgewalt in geistlichen Dingen stets bewahrt. Es war bald nach der Sendung des Heiligen Geistes, daß Petrus zum hohen Rate in Jerusalem, als dieser den Aposteln die Lehre Jesu zu verkünden verboten hatte, sagte: „Ob es recht ist vor Gott, euch mehr zu gehorchen als Gott, das urteilet selbst. Denn nicht vermögen wir's (non possumus), nicht zu reden, was wir gesehen und gehöret haben." (Apostelgesch. 4.) Da kommt das erste „Non possumus" vor, das die Kirche den Anmaßungen des Staates gegenüber seither so oft sprach und das im Munde des neunten Pius weltberühmt geworden ist. Unser Schulkatechismus sagt: Untergebene sind schuldig, gegen ihre Landesfürsten, gegen ihre Obrigkeiten und Vorgesetzten, sie mögen gut oder böse sein, sich so wie Kinder gegen ihre Eltern zu betragen. Auf die Frage aber, was in dem vierten Gebote befohlen werde, antwortet derselbe Katechismus: In dem vierten Gebote wird vorzüglich befohlen, daß die Kinder ihre Eltern ehren, ihnen in allem, was nicht wider Gottes Gebote ist, gehorsamen. — Der bekannte ehemalige Minister Lamey in Karlsruhe hat einmal im Landtage bei der Verhandlung über ein Gesetz auf die Bemerkung von Katholiken, daß ihr Gewissen durch dasselbe verletzt würde, geantwortet: Das Gesetz sei das öffentliche Gewissen. Bischof Ketteler von Mainz hat diesen Satz in einer eigenen Broschüre: „Ist das Gesetz das öffentliche Gewissen?" siegreich widerlegt. Es ist um die Würde des Individuums, es ist um die persönliche Freiheit, es ist überhaupt um das, was man bisher Gewissen genannt hat, geschehen, der Staat ist ein Idol, dem kein anderes in der Heidenzeit ähnlich war, wenn das Gesetz als das öffentliche Gewissen gilt, welches dem individuellen keinen Platz mehr läßt. Führt aber die unbedingte Behauptung, daß man sich nur innerhalb der Gesetze des Staates bewegen dürfe, nicht in denselben Satz hinein, und ist sie nicht im Wesen identisch mit demselben? Und wie vereinbart der Herr Minister mit dieser Behauptung sein eigenes früheres Wort, daß er weit entfernt sei, dem Klerus eine Verleugnung seiner geistlichen Überzeugung anzusinnen?... Daher erkläre ich, daß ich dem Staatsgesetze, solange es nicht etwas dem göttlichen Willen Widersprechendes enthält, gehorchen und nach Maßgabe meiner Stellung und meiner Kraft zum Gehorsam gegen dasselbe ermahnen werde, daß aber, wo immer ein solcher Gegensatz aufscheinen wird, das apostolische Wort in meinem eigenen Handeln und in meiner Einwirkung auf die mir von Gott anvertraute Herde auch meine Richtschnur sein müsse: „Man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen." Daß mir hiebei als Maßstab, wonach ich die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des göttlichen und menschlichen Gesetzes prüfe, einzig und allein die Lehre der katholischen Kirche, der Säule und Grundfeste der

Wahrheit, gelte, ist aus dem Gesagten ohnehin klar... Der Herr Minister beteuert wiederholt, daß die hohe Staatsregierung den Frieden mit der Kirche gewahrt zu wissen wünsche. Diesen Wunsch wird sie überaus leicht in Erfüllung bringen können. Sie darf den Frieden nur nicht stören, dann wird er gewahrt bleiben. Die Kirche, eine Stiftung des ewigen Friedensfürsten, wünscht nichts sehnlicher als den Frieden. Sie wird ihn ihrerseits gewiß nicht stören. Nachdem seit dem achten Jahrzehnt des vorausgegangenen Jahrhunderts der Friede zwischen Kirche und Staat gestört war, hat der österreichisch· Staat mit der Kirche im Jahre 1855, nach vielen Anläufen in den Vorjahren, endlich einen Friedensbund, das Konkordat, geschlossen. Es soll also nur Buchstabe und Geist des Konkordates gewissenhaft eingehalten, und wenn etwa das in dem einen oder andern Punkte nicht möglich ist, dieses Konkordat durch beiderseitige Übereinstimmung der hohen Paziszenten abgeändert werden, so wird der Friede erhalten bleiben, sonst unmöglich. Wenn aber etwa die Staatsgewalt diesen Friedensbund bricht, wer bricht dann den Frieden? Und was bedeuten alle Beteuerungen der Friedensliebe, wenn der Beteuernde den anderen willkürlich und als rechtlos behandelt? Die Regierung von Turin, nun Florenz, hat den Hl. Vater fortwährend als Störenfried bezeichnet, weil er gegen die ruchlose Usurpation seiner geistlichen und landesfürstlichen Rechte protestierte. Eine solche Sprache ist denn doch zu ehrlos, als daß man annehmen könnte, es werde je eine Zeit kommen, in welcher sie eine Nachahmung in Wien finde. Sollte die Staatsregierung ausdrücklich oder stillschweigend das Konkordat, sei es in seiner Ganzheit oder in einem Teile, also namentlich in Betreff der Ehe oder der Schule, brechen, was Gott verhüten möge, so ist es eine traurige, aber ganz unzweifelhafte Pflicht der Katholiken, es als fortwährend verbindlich zu betrachten. Ein zweiseitig verbindlicher Vertrag kann von einer Seite nie und nimmer aufgehoben werden. Die allermeisten Rechte, welche in dem Konkordat der Kirche zugewiesen werden, beruhen ohnehin nicht auf einer Konzession des Staates, sondern auf göttlicher Anordnung, namentlich ihre Rechte in Betreff der Ehe. Sie würden auch ohne Konkordat in voller Kraft bleiben. Diese Erklärung über den Fortbestand der verbindenden Kraft des Konkordats habe ich E. H. bereits mündlich gegeben. Ich wiederhole sie hier, um, wenn der höchst unglückliche Fall eines Konkordatsbruches eintreten sollte, die Verantwortung für Verwicklungen, die alsdann eintreten müßten, jetzt schon von mir abzulehnen.... Werden E. H. mir erlauben, daß ich noch ein Wort spreche über die politischen Folgen eines nunmehr in Österreich beliebten Vorgehens gegen die Kirche, wie es sich auch in diesem ministeriellen Erlasse darstellt? Einem Herzen, das für Österreich geschlagen, seitdem es schlägt, und immer für Österreich schlagen wird, werden Sie es nicht verwehren. Ich lege hier eine Broschüre bei, betitelt: „Offenes Sendschreiben an Seine Exzellenz den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München-Freising". Sie sucht unter den Katholiken Deutschlands, die noch nicht preußisch sind, Propaganda

zu machen für Preußen. Sie enthält zu diesem Ende viel Unwahres, aber auch viel Wahres. Wahr ist namentlich, daß der Katholizismus in den Ländern des protestantischen Preußenkönigs viel gerechter und rücksichtsvoller behandelt wird als dermalen in einigen deutschen Staaten, und namentlich in dem Reiche Seiner k. k. apostolischen Majestät, des katholischen Kaisers, des Enkels und Erben der obersten Schutzherren der Kirche, des Monarchen über ein Reich, welches auch im „Rotbuche" ein „katholisches" genannt wird. Preußen hat auch sein Konkordat und hält es. Preußen straft die Angriffe auf Kirche und Klerus, Preußen unterhält freundliche Beziehungen zum Heiligen Stuhle und spricht sich unverhohlen für dessen Weltherrschaft aus... Preußen will aber auch noch viel größer werden als es ist, es will alle deutschen Länder unter die Krone der Hohenzollern bringen. Preußen hat seinen Bismarck, der ohne weiteres für die preußischen Pläne ungemein geschickt operiert. Aber viel erfolgreicher operiert für dieselben, sei es auch unabsichtlich, jeder österreichische Staatsmann, der die katholische Kirche mißachtet oder wie immer verfolgt, er arbeitet dem Preußentume auf das Wirksamste in die Hände. Wenn unser katholisches Volk in den Zeiten so tiefer Demütigung Österreichs, so schwerer öffentlicher Lasten ... in seinem Kaiser auch nicht mehr den Beschützer seines Glaubens sehen darf und kann, wer wird sich dann verwundern, wenn es nachgerade dem preußischen Sirenengesang sein Ohr zuwendet?... Nach meiner innigsten Überzeugung ist katholische Politik österreichische Politik, und antikatholische Politik antiösterreichische Politik. Deswegen blutet dermalen bei vielen Vorgängen in unserem Vaterlande nicht nur das Herz des Bischofs, sondern auch, ja noch mehr, das Herz des Österreichers... Ich füge nur noch bei, daß der (nebenher gesagt, auch von unabhängigen antikatholischen Zeitungen verurteilte) ministerielle Erlaß den eingelangten Nachrichten zufolge, wie vorauszusehen war, bei dem Klerus der Diözese große Indignation hervorgerufen habe, und daß in einigen Bezirken eine förmliche Spionage gegen die Geistlichen, gewiß gegen die Intentionen E. H., eingeleitet worden sei, weshalb nun wohl auch bald Denunziationen in großer Zahl erfolgen werden. Gott beschütze den Kaiser!'

Dies war des Bischofs am 9. März 1868 erteilte Antwort auf Giskras Erlaß; ihr antwortete das Ministerium mit den Maigesetzen, diesen aber der Papst in seiner Allokution an die Kardinäle vom 22. Juni 1868: Videtis profecto, venerabiles fratres, quam vehementer reprobandae et damnandae sint eiusmodi abominabiles leges ab Austriaco gubernio latae, quae catholicae ecclesiae doctrinae, eiusque venerandis iuribus, auctoritati, divinaeque constitutioni, ac Nostrae et apostolicae huius sedis potestati, et memoratae Nostrae conventioni, ac vel ipsi naturali iuri vel maxime adversantur. Nos igitur pro omnium ecclesiarum sollicitudine Nobis abipso Christo Domino commissa apostolicam vocem in amplissimo hoc vestro consessu attollimus, et commemoratas leges, ac omnia, et singula, quae sive in his, sive aliis in rebus ad ecclesiae

ius pertinentibus ab Austriaco gubernio seu ab inferioribus quibusque magistratibus decreta, gesta, et quomodolibet attentata sunt, auctoritate Nostra apostolica reprobamus, damnamus et decreta ipsa cum omnibus inde consecutis eadem auctoritate Nostra irrita prorsus, nulliusque roboris fuisse, ac fore declaramus. Ipsos autem illorum auctores, qui se catholicos esse praesertim gloriantur, quique memoratas leges, acta vel proponere, vel condere, vel approbare, et exsequi non dubitarunt, obtestamur, et obsecramus, ut meminerint censurarum, poenarumque spiritualium, quas apostolicae constitutiones, et oecumenicorum conciliorum decreta contra invasores iurium ecclesiae ipso facto incurrendas infligunt.'*

Dies Urteil des Papstes tat der Bischof von Linz in seinem Diözesanblatt kund und fügte hinzu: ‚In manchen Kreisen hat diese Allokution sehr überrascht. Sie kennen eben die katholische Kirche nicht. Wenn Petrus noch auf dem römischen Stuhle säße, er hätte auch geredet. Er hätte so geredet, wie Pius IX. geredet hat. Petrus per os Pii locutus est. Wenn es noch in oder außer Österreich wirkliche, und nicht bloß Namenkatholiken gab, welche über die in Rede stehenden Gesetze anders urteilten wie die Bischöfe Österreichs, so werden sie jetzt ihr Urteil mit demselben vereinigen: „Roma locuta, causa finita est. Ubi Petrus, ibi Ecclesia." Nichts wird uns von der innigsten Anhänglichkeit an den Stuhl Petri abwendig zu machen imstande sein.'

Das alles nahm das Ministerium vom Bischof ruhig hin und hat also, als es dann seinen Hirtenbrief verbieten und ihn vor den Ge-

* Ihr sehet also, ehrwürdige Brüder, wie scharf derartige abscheuliche von der österreichischen Regierung gemachte Gesetze zurückzuweisen und zu verdammen sind, die der Lehre der katholischen Kirche, ihren ehrschuldigen Rechten, ihrer Vollmacht und göttlichen Einrichtung, sowie Unserer und dieses apostolischen Stuhles Machtbefugnis, Unserer erwähnten Übereinkunft wie auch dem Naturrecht selber und noch am meisten widerstreiten. Wir also bei der Uns von Christus dem Herrn selber aufgetragenen Sorge für alle Kirchen erheben die apostolische Stimme in dieser eurer erlauchtesten Sitzung und Kraft Unserer apostolischen Vollmacht weisen wir zurück und verdammen die erwähnten Gesetze so im ganzen wie einzeln, die in diesen oder anderen sich auf das Kirchenrecht erstreckenden Dingen von der österreichischen Regierung oder von irgendwelchen untergeordneteren Behörden beschlossen, behandelt oder irgendwie beabsichtigt sind, und die Verordnungen selbst mit allen ihren Folgerungen erklären wir aus Unserer gleichen Vollmacht für gänzlich ungültig und daß sie keine Gewalt besessen hätten noch haben werden. Ihre Urheber selber aber, welche sich noch besonders rühmen, Katholiken zu sein, und welche die erwähnten Gesetze vorzuschlagen oder zu begründen oder gutzuheißen und auszuführen kein Bedenken getragen haben, bitten und beschwören wir, daß sie sich der Zensuren erinnern und der geistlichen Strafen, welche die apostolischen Konstitutionen und die Verordnungen der allgemeinen Konzilien über die Einbrecher in die Rechte der Kirche verhängen und die mit der Tat selber eintreten.

schworener belangen ließ, wissen müssen, daß er niemals, in kirchlicher Angelegenheit, ein staatliches Gericht über sich anerkennen konnte. Es hätte das wissen müssen, wenn ihm eines Mannes Art denkbar gewesen wäre. Des Mannes Art ist, das eine zu müssen, das andere nicht zu können. Die Menschen freilich, die es gewohnt war, mußten nichts, sie konnten, mit Nachhilfe von Versprechungen oder Drohungen, immer auch anders. Es hatte stets nur mit Leuten zu tun, die zu allem fähig sind, nur daß der eine vielleicht etwas länger dazu braucht und reichlicher belohnt oder heftiger bedroht sein will als der andere. Sie zweifelten nicht, auch der Bischof würde mit der Zeit schon anders können. Sein Brief an den Statthalter? Große Worte, die man öffentlich macht, man hat doch ein Prinzip; sie kannten das aus eigener Erfahrung. Die Zustimmung zur Allokution im Diözesanblatt? Sehr dreist; ihn gelüstet nach dem Märtyrer, aber nein, den Gefallen tun wir ihm nicht! Wir können warten. Man muß ihm nur Zeit lassen. Er hat seine Verbeugung vor dem Papste gemacht. Das sei ihm gegönnt. Er wird die nächste Gelegenheit ergreifen, auch dem Staate seine Verbeugung zu machen. Ist es erst soweit, dann verständigt man sich gern; er hat uns kennen gelernt, wir haben unsere Macht gezeigt, das nächste Mal überlegt er sich's und an uns soll es dann auch nicht fehlen: wenn erst ein Jahr darüber gewachsen ist oder zwei, wird er Exzellenz. Im Grund ist er ein kluger Mann, er wird es nicht zum Äußersten treiben. Und da kam ihnen der Hirtenbrief eben recht. Das war kein großer Fall, da ging's nicht um das Prinzip: ein Hirtenbrief, eine Druckschrift, ein Presse-Erzeugnis wird konfisziert, was weiter? Und es ist genau genommen da gar nicht der Bischof, den es trifft, es wird gar nicht der Bischof verfolgt, es wird der Verfasser einiger Sätze verfolgt, ein Journalist, der sich gar nicht erinnern muß, daß er zufällig daneben auch noch Bischof von Linz ist, das hat mit diesem Falle nichts zu tun, wer fragt danach? Als Journalist kann er sich dem Richter stellen, er hat keinen Grund, sich nicht verhören zu lassen, er wird mit Recht sagen können, daß es ja nicht der Bischof war, der vor dem Richter erschien, uns aber kommt's doch bloß darauf an, daß er in Person vor dem Richter erscheint, denn der Eindruck wird dann sein, daß es der Bischof war. So hat am Ende jeder, was er braucht, und die Brücke zur Exzellenz ist geschlagen. So war's gemeint und sie vergaßen dabei nur, daß ein Mann gezwungen ist, wenn ihm innerlich die Wahrheit angetastet wird, es immer zum Äußersten zu treiben. Er stand fest und konnte nicht anders. Sie begriffen das gar nicht und warteten immer noch, bis es zu spät für sie war. Zu spät erkannten sie, daß, wodurch er beschämt, erniedrigt und gebeugt werden sollte, zu Ruhm und neuer Macht und Begeisterung für ihn ausgeschlagen war.

Er wurde niemals Exzellenz. Aber seit jenem Tag war er der große Bischof von Linz. Und bis an sein Ende blieb er weithin ein Zeichen der Gottesfurcht, des Trotzes gegen Menschenwillkür, der wahren Freiheit. Es hatte sich einmal einer gefunden und mit seinem Glauben Ernst ge-

macht. Es gab noch einen im Lande, der seinem Gewissen gehorsam blieb und sich durch nichts von seiner Pflicht abschrecken ließ. Es war einer der ‚Aufopferung‘ fähig, der ‚ersten und letzten Tugend, worin alle übrigen enthalten sind‘. (Goethe.) Nach Freiheiten schrien alle, jeder nach einer anderen, hier aber war einer, der die Freiheit hatte, die eine, die alle anderen entbehrlich macht, die des sicheren, in Gott hängenden Gefühls. Und er gab Zeugnis, so redlich und so rein, wie der alte Sokrates einst im Staatsgefängnis von Athen, ein laut schallendes Zeugnis, daß ‚man nicht das Leben am höchsten achten muß, sondern das gerechte Leben‘. Das war der Stachel, den die Tat des Bischofs im Lande zurückließ. Sie weckte die Menschen vom dumpfen Schlafe, sie fuhren auf und entsannen sich wieder des ewigen Gesetzes in ihrer Brust. Denn mehr als irgendein anderes der im mittleren Europa sitzenden Völker hat das österreichische, gar aber sein in den Bergen von der Donau zum Inn hausender Stamm innere Freiheit not; er kann von ihr nicht lassen, da gibt selbst der Ärmste noch das Letzte her für einen rein bewahrten Raum in der Seele, den kein Laut der äußeren Welt, kein Zwang irdischer Gewalt entheiligen darf.

Am 14. November 1884 las der Bischof in Mattighofen seine letzte Messe. Er fuhr von da nach Ried, durch das Wiesenland den Weg, den in uralter Zeit die Boten des Evangeliums nach Norden zogen. Der erste Schnee fiel auf seine Totenfahrt. In Ried erkrankt, heimgebracht, rief er nach Empfang der hl. Sterbesakramente die Domherren zu sich, dankte seinem Klerus, trug ihm einen letzten Gruß an das Volk auf, bat, wen immer er etwa beleidigt hätte, um Verzeihung, empfahl den Bau seines Domes dem Kapitel und sprach, auf Gottes Barmherzigkeit, auf die Gnade des Erlösers und die Fürsprache der makellosen Jungfrau vertrauend, das Gebet:

Jesu cum sit hinc exire,
Da per matrem me venire
Ad palmam victoriae.
Quando corpus morietur,
Fac ut animae donetur
Paradisi gloria.

Das war am 17. November. Er litt große Schmerzen und verfiel. In den letzten Tagen gab er auf alles, was immer man ihm sagte, nur noch zur Antwort: Gloria patri. Am Samstag vor dem ersten Adventsonntag des Jahres, am 29. November 1884, ist er gestorben. Sein letztes Wort war: Fac ut animae donetur. Ein Zeuge, der Bischof Doppelbauer, sagt: „Ich konnte in meinem übergroßen Schmerze nur den einen Gedanken fassen, daß er das Paradisi gloria bereits im Himmel gesprochen habe.‘ Er wurde am 3. Dezember, an seinem Namenstag, in seinem Dom beigesetzt. Auf dem Denkmal, das ihm 1891 der Bischof Franz Maria Doppelbauer, sein zweiter Nachfolger, errichtet hat, steht:

Sacerdos vere magnus, bonus Christi miles,
Vir plane apostolicus,
immaculatae Virginis eximius cultor et templi huius generosus fundator.
Hic est, qui multum orat pro populo (II. Macc. 15, 14).

Am 21. Februar 1895 begann der Prozeß der Seligsprechung. Dieser besteht aus zwei Teilen: einem über den Ruf der Heiligkeit und Wunder im allgemeinen und einem über die Tugenden und Wunder im besonderen. Der erste päpstliche Prozeß ist am 30. Juni 1914 abgeschlossen und für gültig erkannt worden. Nun wird der zweite geführt, und die frommen Oberösterreicher beten, daß ihr großer Bischof den Heiligen unserer Heimat beigesellt und der bischöfliche Stuhl von Linz einst der des Franz Josef geheißen werde, wie der bischöfliche Stuhl von Salzburg der des heiligen Rupertus genannt wird.

Aber noch über den großen Kreis der Gläubigen hinaus wirkt sein Andenken fort als eines überwältigenden Beispiels männlicher Tapferkeit, innerer Freiheit und unüberwindlicher Treue. So hat er, in Milde stark, in Demut unbeugsam, in Güte fest, auch bei Lebzeiten schon alle Redlichen selbst seiner Gegner mit geheimnisvoller Kraft zur Ehrfurcht niedergezwungen. Und so hat es auch sein müssen, daß gerade der Notar Dr. Alois Bahr, zeitlebens im oberösterreichischen Landtag ein Hauptredner des Liberalismus, jetzt durch die Hand des einen seiner Buben dem großen Bischof von Linz diesen ärmlichen Stein ehrfürchtiger Erinnerung setzen ließ.

Am Johannistag 1916.

Deutschland im Wandel französischen Urteils
Von Charlotte Lady Blennerhassett

IV.

Während des ferneren Verlaufs des Dreißig-jährigen Kriegs verspürten Descartes' Landsleute geringe Lust, in verwüsteten deutschen Ländern umherzuwandern. Zu Münster dagegen, wo Diplomaten über den Friedensschluß berieten, den ein zweiter vorurteilsfreier Kardinal, Mazarin, unterzeichnen sollte, vertrat Frankreich ein Mann, der sich Mühe gab, Deutschland etwas näher kennen zu lernen.

Es war Graf d'Avaux, neben seinem staatsmännischen Beruf ein Schöngeist, der mit seinem gleichgesinnten Freund Voiture literarische Eindrücke tauschte. Zur Zeit, wo d'Urfé's Roman ‚L'Astrée' das ganze gebildete Europa begeisterte und, mitten im Kriegslärm, deutsche auserlesene Kreise nichts besseres zu tun wußten, als sich zu einem Verein wahrer Liebender nach dem Vorbild der Helden von d'Urfé zusammenzuschließen, galt Voiture für das Orakel des guten Geschmacks und, nicht ohne Grund, für den Richter des gesellschaftlichen Parnaß. Ihm schrieb 1646 d'Avaux aus Münster: ‚Ich lebe gut hier, trinke vorzüglichen Moselwein, reite ein türkisches Pferd und handle seit einigen Tagen um ein Bild von Albrecht Dürer. . . Wegen Errichtung des Friedenstempels sind wir in großer Sorge, weil die Architekten weder über Grundriß noch Einzelmaße sich bis jetzt verständigt haben. Für dieses Denkmal empfinde ich leidenschaftlich; mit meinem Blut, wenn nötig, möchte ich es befestigen. Gelänge es mir, auch nur einen wichtigen Stein fest einzufügen, so wäre ich erfreuter darüber, als wenn ich das Palais-Royal oder den Luxembourg gebaut hätte. Lesen Sie, bitte, die in diesem Jahr gedruckten Oden des Jakob Balde; ohne Zweifel werden sie Ihnen Freude machen.' Obwohl der Dichter lateinisch schrieb, fand Voiture es unnötig, seine Bekanntschaft zu machen. Worauf d'Avaux: ‚Wenn Erfindung und Begeisterung das Wesen der Dichtkunst begründen, dann ist dieser Dichter unserm Passerat * bei weitem überlegen. Aber Sie haben sich nicht die Mühe gegeben, ihn zu lesen. Wenn Sie wenigstens die (vermerkten) vier Oden, die ich Ihnen besonders empfehle, lesen wollten, so sei Ihnen das Übrige erlassen.' Voitures Antwort fehlt. Er starb 1648, zum Zeitpunkt, wo d'Avaux sein Ziel erreicht und den Frieden mitunterzeichnet hatte. Die schöne Herzogin von Longueville, Condés Schwester, war zum General nach Münster geschickt worden, um das Werk zu fördern, und nicht nur d'Avaux riet ihr, deutsch zu lernen, pour se divertir. Auch das geschah nicht. La Rochefoucaulds ‚Egeria' in der künftigen Fronde zog andere Unterhaltungen vor.

Ein Menschenalter verging, man schrieb 1674; Ludwig XIV. stand im Krieg gegen Holland, gegen Spanien und die mit dem Kaiser verbündeten deutschen Fürsten. Turenne focht gegen Montecuculi im Elsaß, und seine

---

* J. Passerat, gestorben 1532, einer der Verfasser der ‚Satyre Ménippée'.

Truppen verheerten die Pfalz. Am 27. Juli des Jahres schrieb ihm sein Vetter, Karl Ludwig, Landesherr der Pfälzer: ‚Einäscherungen meiner Städte und Dörfer sind, wie aus Briefen Ihrer Untergebenen und andern Mitteilungen hervorgeht, auf Ihren Befehl erfolgt. Dieses Vorgehen ist so unglaublich und einer Person von Ihrer Stellung und Geburt so unwürdig, daß ich Mühe habe, es mir zu erklären. Das unwillige Erstaunen hierüber ist um so größer, als Sie vor Ihrer Bekehrung (Turenne war 1668 zum katholischen Glauben aus Überzeugung übergetreten) so nicht in den verschiedenen Feldzügen zu handeln pflegten, die Sie gegen Feinde, nicht gegen Verwandte führten. Mehrere Ihrer Gefangenen versichern mir, Sie hätten aus Rache dafür gehandelt, daß meine Bauern die Leichen Ihrer Soldaten verstümmelten. Da aber bis jetzt niemals von derlei von unsern Bauern begangenen Barbareien etwas verlautete, so ist es viel wahrscheinlicher, diese den Gefangenen zuzuschreiben, die Sie aus den Bistümern Straßburg und Speyer ausführten und denen es willkommen gewesen sein mag, Ihnen diesen Vorwand zu einer Vergeltung zu verschaffen.‘ Der Brief schloß mit einer Forderung zum Duell. Turenne antwortete umgehend: ‚Den Brief, den Euer churfürstliche Gnaden an mich zu richten mir die Ehre erwiesen, habe ich empfangen. Ich kann Hochdieselbe versichern, daß, wenn einige Ihrer Dörfer in Brand gesteckt wurden, dieses ohne jeglichen Befehl durch Soldaten, die einen Teil ihrer Kameraden auf recht eigentümliche Art und Weise getötet fanden und zu Stunden geschah, wo es nicht möglich war, es zu verhindern. Wenn Euere churfürstliche Gnaden sich vom Tatbestand überzeugt haben werden, zweifle ich nicht am Fortbestand von Hochdero gnädiger Gewogenheit, da ich nichts getan habe, um derselben verlustig zu gehen.‘ Turenne, der es sehr ernst mit der Religion nahm und das Kriegshandwerk in ritterlichem Sinne übte, fiel ein Jahr später, von seinen Feinden geachtet und von seinem Monarchen durch Ernennung von sechs Marschällen bekanntlich nicht ersetzt. Unter diesen fand Louvois willige Werkzeuge seiner Grausamkeiten und der französische Name wurde, wo sie auftraten, verhaßt.

Die letzte kriegerische Auseinandersetzung Ludwigs XIV. mit Deutschland stand unter dem Zeichen eines selten glücklichen Heerführers, des im Felde stets siegreichen, im Privatleben habsüchtigen, eitlen und selbstgefälligen Villars. Villars blieb unentbehrlich, begann seine Erfahrungen auf deutschem Boden in diplomatischer Eigenschaft in Bayern, wo er harte Urteile über den Kurfürsten Max Emanuel fällte und seine Mission scheiterte. Immerhin gereicht es ihm zur Ehre, gegen die Politik eines Louvois protestiert zu haben, wobei eines der seltenen Schlaglichter auf die sonst nur in Bezug auf deutsche Höfe in Betracht kommenden Verhältnisse in Deutschland fällt. Villars schreibt 1689: ‚Man hatte den König, dessen Güte niemals bekannt genug geworden ist, zu überzeugen gewußt, daß das Staatswohl es erfordere, eine Wüste zwischen unsern Grenzen und den feindlichen Heeren zu schaffen. Zu diesem Zweck, gegen unsere eigenen Interessen sowohl wie gegen das Kriegsrecht, wurden die großen Städte Trier, Worms, Speyer, Heidelberg

und so viele andere der reichsten und blühendsten, wenn auch weniger wichtigen Orte, durch Feuer zerstört. So weit hatte man diese verhängnisvolle Maßregel getrieben, daß ein Verbot erlassen wurde, rechts und links von den Ufern der Maas das Land in der Breite von vier Meilen anzubauen. Man hat nie ergründet, auf welches Verhängnis diese furchtbaren Ratschläge zurückzuführen seien. Marquis Louvois, ein sehr geistreicher Mann, widersprach nicht, er befürwortete die Pläne beim König. Die Befehle wurden erteilt und mit der Härte ausgeführt, die ein steter Vorwurf gegen die tapferste Nation der Welt bleiben wird.‘

Marschall Duras beschäftigte sich damit, alles zu verbrennen und wieder zu verbrennen, denn selbst die Keller wurden zerstört; keine Kirche wurde geschont. Die Gerechtigkeit und Frömmigkeit des Königs ließ einige derselben wieder erstehen, aber das Unheil war nicht gutzumachen. Bei der Plünderung Heidelbergs ‚überstieg die Zügellosigkeit im Heer alle Vorstellung‘. Villars bedrohte mit den schwersten Strafen insbesondere die Kavallerie-Regimenter. Das berichtet er 1693. Zehn Jahre später, 1703, schrieb er aus dem Lager zu Riedlingen an Ludwig XIV.: ‚Als ich Eurer Majestät von der Notwendigkeit, die Truppen streng in Zaun zu halten, zu berichten die Ehre hatte, wurde mir gnädigst erwidert, es würde mir schwer fallen, das zu erreichen. Dennoch, Sire, sehen wir heute, wie die Bauern täglich Vorräte ins Lager bringen. Seit Überschreiten des Gebirges ist kein Haus niedergebrannt worden und die Armee, vor der Alles auf zehn Meilen im Umkreis zu fliehen pflegte, durchzieht gegenwärtig die Dörfer, ohne daß jemand sein Haus verläßt; die Herden weiden auf den Fluren wie im Frieden, die Kleinstädte liefern Mehl und Hafer, und trotz der Seltenheit des baren Geldes, wird es möglich sein, Kontributionen zu erheben; seit den paar Tagen, wo es versucht wurde, sind bereits nahezu an 100,000 Franken eingegangen.‘ Und wieder 1705, aus Frikingen, vernahm der König von Villars: ‚Ich traf Beamte des Herzogs von Lothringen, die sich zu Herrn von Malborough begaben, um darüber zu klagen, daß sechs ihrer Dörfer verwüstet, die Kirchen geplündert, die Pfarrer gleich den Bauern ihrer Habe und ihres Viehs beraubt worden seien. Ich bekenne, Sire, es ärgerte mich durchaus nicht, die Lothringer von den Deutschen, deren Erscheinen sie so sehnlich wünschten, mit äußerster Härte behandelt zu sehen.‘ Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans, die Villars schon deswegen verabscheute, weil die ihr verhaßte Frau v. Maintenon seine Sache vertrat, erwidert Villars’ ruhmredige Versicherung an den König, unter seiner Führung habe die Armee 1707 dem Staat nichts gekostet, mit der Beschuldigung, aus der Pfalz allein habe der Marschall zwei Millionen gezogen und er selbst gesteht 1703, in sechs Monaten 210 000 Livres für den eigenen Beutel erübrigt zu haben.

Den Mangel an Reiseberichten aus der Zeit Ludwigs XIV. ersetzt leider auch ein Franzose von seltener Klugheit nicht, der im Auftrag des Monarchen Deutschland im neunten Jahrzehnt wiederholt besuchte. Es war Gour-

ville, ein erfolgreiches Vorbild von Victor Hugos Ruy Blas. Wie dieser, aus abhängigem Dienstverhältnis in fürstlichen Häusern zu Ehren und Würden emporgestiegen, war er nahe daran, seiner finanziellen Kenntnisse und seines liebenswürdigen Charakters wegen Minister zu werden. In diplomatischer Eigenschaft erschien er am Rhein und in Hannover mit dem Auftrag, den dortigen Herzog von der holländischen Allianz abzubringen. Gourville zeigte erstaunlich richtiges Verständnis für die das Haus Hannover direkt berührende religiöse Frage im England Jakobs II., beschränkte sich jedoch leider, wie fast alle seine Berufsgenossen, auf die Angelegenheiten deutscher Höfe und würdigte Land und Leute in Deutschland keiner weiteren Beachtung.

Das gleiche gilt von den wenigen Franzosen, die sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach Deutschland begaben. So der Arzt und Numismatiker Charles Patin, ein eifriger Katholik, Feind der Juden und glühender Verehrer der Fürsten, unter denen er den Herzog von Württemberg am meisten bewundert. Er findet die Deutschen fromm; wenn auch in zwei Lager gespalten, strebten sie nach Tugend und hofften auf das ewige Leben. Man erhebe überall den Vorwurf gegen sie, den Tafelfreuden übermäßig zu huldigen, aber das sei mehr Anlaß zu festlicher Fröhlichkeit, nicht Vorliebe für ausgesucht gute Braten. Ihre natürliche Schwerfälligkeit vertreibe auf eine Weile der Wein, unter dessen Einfluß ihre Leidenschaften, ihr Freundschaftsgefühl und auch die Streitlust zu erwachen pflege, die man querelles d'Allemands nenne. Das Gesagte gelte nur für den Durchschnitt, nicht für die Auserwählten — die Fürsten —, ‚Geschöpfe des Himmels, die diesem näherstehen als der Erde'. Ehrlichkeit, Offenheit, Gerechtigkeitsliebe, Ehrgefühl sind der Grund der allgemeinen Beliebtheit, deren sich die Deutschen unter allen Nationen erfreuen. Unter ihnen sind große Gelehrte, niemals Dilettanten; wenn sie auch mehr Verstand wie Phantasie, mehr Urteilskraft wie Zartgefühl besitzen und ihr gutes Latein doch etwas zu germanisch klingt. Die Deutschen sind reich, gute Haushalter mehr wie Geizige; sie rühmen sich, den Bedrückten zu helfen, was nicht immer der Fall ist. München, Augsburg, Nürnberg, das Land Tirol entzücken den Doktor; die Bayern findet er grob, den Reichtum im Lande schlecht verteilt, nur Klerus und Hof besitzen ihn. Er staunt über die 3000 Studenten in Jena — Jene — und über die deutschen Richter, ‚die nicht Halbgötter wie bei uns in Frankreich sind'. Seine Kritik, so versicherte er abermals, treffe nur das Volk, niemals die Fürsten. Dem guten Herrn hieße es unrecht tun, wollte man ihn spottender Absicht verdächtigen. Bedenkt man, daß er 1669 das Wort ergreift, somit in der Epoche, wo deutsche Prinzen und Edelleute nach Versailles strömten, um sich die weltmännische Bildung und den Ton anzueignen, ohne die man sich in Deutschland keine Kultur denken konnte, erwägt man ferner, daß ein Tyrann höfischer Etiquette, wie der Herzog von Saint-Simon, die Bezeichnung ‚Ausbund einer Deutschen' auf Prinzessinnen anwandte, deren

linkisches, plumpes Benehmen seine Kritik herausforderte, daß der Jesuit Bouhours 1671 klipp und klar behauptete, außerhalb Frankreichs sei es noch möglich, gesunde Vernunft, niemals aber Geist zu haben, daß 1728 ein anderer Jesuit, de la Sante, von der traurigen geistigen Schwerfälligkeit der Deutschen sprach und Kardinal Du Perron, von einem Deutschen redend, schon hundert Jahre früher bemerkt hatte, ‚er besitze sehr viel Geist für einen Deutschen, denn das schöne Wissen, dessen Hauptbestandteil, die Feinheit, sei ihnen unbekannt', dann verdient vereinzeltes Lob, auch eines längst Vergessenen, noch Beachtung.

Entschieden übellaunig lautet das Urteil eines Franzosen des 18. Jahrhunderts, von nicht geringerer Berühmtheit, wie nahezu hundertfünfzig Jahre vor ihm sie Montaigne zuteil wurde. Louis Charles de Secondat, seit 1716 Präsident des Parlamentes von Bordeaux und seit der Erbschaft eines Oheims Montesquieu genannt, wurde nach dem Erscheinen seiner ‚Lettres persanes' 1721 schnell berühmt. Vorgeblich zwei Perser, die während der letzten Regierungszeit Ludwigs XIV. Paris besuchen, halten in diesem Buch Gericht über die europäisch-französische Zivilisation, ihre Auswüchse, ihre Vorurteile, ihre Lächerlichkeiten und ihre Schäden. In zwei Briefen, 102 und 136, unterhalten sich die beiden Orientalen auch über deutsche Verhältnisse. ‚Wie Italien, so bemerken sie, ist auch Deutschland auf eine Anzahl kleiner Staaten verteilt, deren Fürsten im eigentlichen Sinn des Wortes Martyrer der Souveränität sind. Unsere Herrscher haben mehr Frauen, als diese da Untertanen zählen . . . Deutschland ist nur mehr ein Schatten des einstigen Reiches, aber, wie es scheint, doch die einzige Macht der Erde, deren Spaltungen sie nicht schwächten, sondern deren Verluste zur Mehrung ihrer Kraft beitragen und die, wenn auch langsam, aus diesen Verlusten Vorteil zieht und durch Niederlagen unbezwinglich wird.' Bei so günstiger Beurteilung blieb es nicht, nachdem Montesquieu sich 1729 auf Reisen durch einen großen Teil Europas begeben und sein Weg ihn zunächst nach Deutschland geführt hatte. Die Bayern bekamen abermals den Löwenanteil seines verachtenden Unmuts zu kosten: ‚Die Deutschen, wenig lebhaft in der Jugend, werden mit fortschreitendem Alter schwerfällig, weshalb sie sich in Geschäften auf Leute zu verlassen pflegen, die sich noch rühren können . . . Alles, was ich zwischen Trient und Innspruck sah, machte einen sehr schlechten Eindruck und nie kamen wir aus Bergwänden heraus. Die bayerischen Meilen sind endlos; ich glaube, daß die Deutschen, die wenig denken und sich folglich nie langweilen, diese Meilenzeiger uns zu Ehren aufgestellt haben. Ich sagte einem deutschen Offizier: „Sie können unserer Lebhaftigkeit und wir Ihrer Langsamkeit nicht widerstehen." Die Bayern sind unter allen Deutschen die stupidesten. Wenn man ihnen einen Befehl gibt und sie endlich verstanden haben, so hüte man sich, einen zweiten zu erteilen, denn, da sie stets auf den ersten zurückkommen, dauert es um so länger, bis sie den zweiten begreifen. Die Wirkung auf den Geist dieser Völker ist keine plötzliche.'

Nachdem Montesquieu, zu Augsburg nicht unbedenklich erkrankt, von einem dortigen Arzt behandelt und hergestellt worden war, hörte dieser statt des Dankes den Vorwurf, er verstehe es nicht, eine Diät vorzuschreiben: mit dem Verbot des Essens richte man bei Deutschen nichts aus. ‚Diese sind abgehärteter als die Franzosen, wie überhaupt die Völker des Nordens, mit jenen des Südens verglichen, mehr Widerstandskraft entwickeln. In Italien sind die Deutschen über alle Begriffe verhaßt; sie geben nichts aus, bringen kein Geld wie die Franzosen, sondern führen es aus und ruinieren die Lombardei.‘

Am Rhein machte Montesquieu die Bekanntschaft einer Gräfin ‚Fouger‘, Maitresse des 1723 verstorbenen Kurfürsten Joseph Clemens von Bayern in Köln. Sie gefiel ihm ganz außerordentlich, denn Ludwig XIV. hatte ihr jährlich 15 000 Livres Pension gezahlt und ‚di genio‘ fand Montesquieu sie ganz französisch. Er hatte auch nichts dagegen einzuwenden, daß der regierende geistliche Kurfürst, un petit sujet, ‚den Weibern nachlief und einen Bankerot hatte‘. Die Kopien der französischen Königsresidenzen, mit denen er das Land besät fand, regten ihn zur Äußerung an: ‚Versailles hat alle diese deutschen Fürsten ruiniert, von denen keiner einer Summe Geldes widerstehen kann. Wer hätte gedacht, daß der verstorbene König Frankreichs Macht durch den Bau von Versailles und Marly begründen würde?‘

Ohne Bedauern schied Montesquieu von den Deutschen, wandte sich nach England, das er bewunderte und in die Mode zu bringen beitrug, nachdem 1748 das Werk erschienen war, das seinen Namen unsterblich machte: ‚L'esprit des Lois‘, leitet eine neue Zeit ein.

V.

Ihr typischer Repräsentant, François Arouet de Voltaire, stand, bei seiner Ankunft in Berlin 1750, im siebenundfünfzigsten Lebensjahr. Seit 1736 korrespondierte er mit dem damaligen Kronprinzen und späteren König Friedrich.

In dreijähriger Verbannung hatte Voltaire in England wissenschaftliche Kenntnisse, philosophisch-epikuräische Ideen und politische Freiheitsbegriffe sich angeeignet, sein historisches Werk begonnen und war, nach Rückkehr in die Heimat, ihr erster dramatischer und einziger epischer Dichter geworden. Es folgten die zwischen angestrengter Arbeit und frohem Lebensgenuß geteilten zehn Jahre in Lothringen bei der ‚göttlichen Emilie‘ und 1746 die Wahl in die Akademie. Nach neuen Irrfahrten und dem Tod der Marquise Du Châtelet versprach der Ruf König Friedrichs Genuß, Sicherheit und Freiheit. Die ersten Potsdamer Eindrücke vom Juli 1750 erklangen in Dithyramben: ‚Hundertsechzigtausend siegreiche Soldaten, keine Staatsanwälte, Oper, Komödie, Philosophie, Dichtkunst, ein Poet, Philosoph und Held, Größe und Grazie, Grenadiere und Musen, Trompeten und Geigen, platonische Gastmähler und Freiheit, wer würde

es glauben?' Der Augenblick war zu schön, um zu verweilen. Bereits im Dezember 1750 las Voltaires Nichte, Madame Denis, in einem seiner Briefe: ‚Warum bin ich in diesem Palast? Wie komme ich weg? Ich bedarf mehr als einer Tröstung; nicht Königen, sondern der schönen Literatur stehen solche zur Verfügung.' Von da an ärgerte, provozierte und versöhnte man sich gegenseitig in Berlin, bis es anfangs 1753 zum Bruch kam, dessen wohlbekannte Vorgeschichte mit der Einsicht endigte, Voltaire sei ein frecher Lügner. Zwei Jahre später war dieser Schloßherr zu Ferney und fortan eine europäische Macht, der Monarchen huldigten.

Vom Berliner Aufenthalt datiert diese, durch wütend gesteigerte Angriffe auf das Christentum bezeichnete zweite Phase seines Lebens. ‚Alles, was im Ausland so häufig dem französischen Geist schadet,' sagt einer der besten Kenner Voltaires, ‚seine verletzende, unnachahmlich glänzende Art, das, was man französische Impertinenz genannt hat, ist ganz eigentlich sein Werk.'* In seiner Antrittsrede für die Akademie, die aus persönlichen Gründen sich, mehr wie an Einheimische, an die Fremden richtete, verkündet Voltaire die Weltherrschaft des Französischen. Ohne Anstoß bei seinem königlichen Freund zu erregen, durfte er diesem sagen, wie er von den Deutschen dachte. Vor dem Dreißigjährigen Krieg, heißt es im Essai sur les Moeurs, sei bei ihnen der Sinn für Naturwissenschaft erwacht, aber nur in einem kleinen Kreis von Weisen, die der Menge unbekannt blieben: ‚Es gab ganze Provinzen, in denen die Menschen überhaupt kaum dachten; nur in Sachen der Religion verstanden sie zu hassen.' ‚Allemand qui n'es point buveur', dieses Lob zollt Voltaire einem Balten und Freund Friedrichs. Die Blüte der Kultur begann mit Einwanderung der französischen Protestanten. Bis dahin hinderten die strengen Sitten und die Langsamkeit der Deutschen die Entwicklung des Reichtums und der schönen Künste. Der König war nicht nur einverstanden, er ging noch weiter in seiner Verurteilung der deutschen Sprache und des Geschmacks. Den Deutschen gebricht es in jeder Beziehung an einem solchen, ihnen fehlt noch die Fähigkeit der Unterscheidung zwischen Mittelmäßigem und Vollkommenem. . . In der Geschichte berichten sie die unnötigsten Dinge, ihr Bestes geben sie in Werken über das öffentliche Recht. Und was Philosophie betrifft, ist seit dem Genius des Leibniz und dem Kupfergeld Wolffs nichts mehr getan worden. Sie glauben, mit Erfolg für das Theater zu arbeiten, aber bis jetzt ist nichts wirklich Gutes erschienen. Diese Werturteile enthält Friedrichs Brief an Voltaire, vom 24. Juli 1775. Die Ironie des Schicksals wählte das Datum der ersten Niederschrift des ‚Faust', der Siebenjährige Krieg hatte ‚Minna von Barnhelm' geboren und Kant lehrte in Königsberg. ‚Die Liebe zur Literatur beginnt sich zu verbreiten', fügte der König hinzu, ‚man muß sich gedulden, bis die Natur

* Crouslé, ‚Voltaire', bei Petit de Julleville ‚Histoire de la Langue et de la Littérature française', VI pp. 116, 164.

wahre Genies hervorbringt. Der Boden, in dem Leibniz geboren wurde, kann andere erzeugen. Diese schönen Zeiten für mein Vaterland werde ich nicht mehr sehen, doch ahne ich ihre Möglichkeit voraus.' Friedrichs ‚De la Littérature allemande' ist nur die spätere Ausführung derselben Gedankenreihe. In Paris, nicht in Sanssouci, erwachte zuerst die Erkenntnis vom Vorhandensein dieser Literatur. Der größte Staatsmann, der einzige, der fähig gewesen wäre, das Bestehende durch Reform zu retten, Turgot, lernte deutsch, begann, die Messiade zu übersetzen und schwärmte, wie so manche seiner Landsleute, für die Schweizer und Geßners Idyllen. Zur selben Zeit, da Voltaire seine Flitterwochen zu Berlin feierte, wagte es ein in Paris heimisch gewordener Deutscher, Melchior Grimm, in einer nur im Manuskript bekannten, im Ausland weit verbreiteten ‚Korrespondenz' und in der Flugschrift des ‚Kleinen Propheten aus Böhmisch Broda' von 1753, einen bitter satirischen Ton gegen die Franzosen anzuschlagen. Ihr habt noch heute, so spricht zu ihnen der Prophet, zahllose Philosophen, Dichter und Künstler, und euer Ruf hat sich in den Nachbarländern erhalten, aber gestehen wir's, er beginnt hohl zu klingen. Frankreich hat sich dem schlechten Geschmack ergeben, es will um jeden Preis geistreich sein, mit einem Geist, so falsch wie die Stimmen in seiner Oper; es hat sich in Frivolität versenkt und richtet tagtäglich über alles, ohne jemals über irgend etwas ernstlich nachzudenken. . . In seinem Schoß wird man die Sitten ungestraft beleidigen, denn es wird keine mehr haben und nicht mehr das Gute vom Schlechten zu unterscheiden vermögen. . . In Deutschland aber kündet sich der Tag seiner klassischen Literatur. Es hat weder eure Anmut und Grazie, noch euren feinen Geschmack, aber es hat Genie, ‚das Genie, mit dem alles gemacht und das durch nichts ersetzt wird'. Seit etwa drei Jahren, schreibt Grimm 1750, gleicht Deutschland einem Käfig kleiner Singvögel, die nur auf den Frühling warten, um ihr Lied anzustimmen. Goethe lag in der Wiege, Lessing zählte einundzwanzig Jahre, Wieland deren siebenzehn, Gottsched beherrschte noch den deutschen Parnaß, aber Klopstock begann die Messiade. Was nahm sich der Böhme heraus, mehr Geist und Witz als wir zu entwickeln? so fragte Voltaire, der dieses Mal nicht spottete, aber auch nicht verstand. Fünfundzwanzig Jahre später erlebte er die erste Übersetzung des ‚Werther', und der Einzug der deutschen Literatur in die Weltliteratur war unter dem Zeichen J. J. Rousseaus angetreten. Es blieb die Bewunderung der Franzosen für König Friedrich. Strebsame junge Offiziere, wie der früh auf dem Schlachtfeld gebliebene Graf von Gisors, versagten sich nicht die Vorstellung bei ihm. Am ausführlichsten hat ein in der Kriegswissenschaft bekannt gebliebener, tapferer Offizier, Graf Guibert, die damals gewonnenen Eindrücke festgehalten. Guibert, auch Dichter von Dramen, die ihm die Pforten der Akademie erschlossen, war Verfasser des Werkes über Taktik, dessen Studium Friedrich, später auch Napoleon, ihren Generalen empfahlen und das George Washington ‚seinen Kriegsgefährten' zu nennen pflegte. Auch ein Anflug von

Romantik fehlte nicht. Guibert, stark von Rousseau und den Reformgedanken der herrschenden Philosophie beeinflußt, lebte, dem Hof verdächtig, im Verkehr mit Turgot, dem deutschen Baron Grimm, dem Physiokraten Abbé Morellet und dem Mathematiker d'Alembert, der seine Existenz in unerwiderter Zuneigung dem Fräulein de l'Espinasse opferte. Diese Frau, nicht mehr jung, arm, nicht schön, doch von seltener Anmut, Natürlichkeit und seelischer wie physischer Grazie, fesselte die bedeutendsten Männer ihrer Zeit, weniger durch Gaben des Verstandes, als durch eine Fähigkeit der Leidenschaft, deren zündender Gewalt ein schöner junger Spanier aus vornehmem Geschlecht, Sohn des Botschafters seines Königs in Paris, bis zu seinem frühen Tode erlag. Die Tragik der Situation lieferte die Tatsache, daß auch Fräulein de l'Espinasse hoffnungslos liebte, und zwar den Grafen Guibert. Im Vergleich mit ihren Briefen an ihn verblassen die berühmtesten Liebeskorrespondenzen; sie, die sie schrieb, starb ungetröstet; der Mann, dem ihre Seele gehörte, schlug sich in Deutschland und Korsika, wurde mit 27 Jahren berühmter Militärschriftsteller, auch von da an Zielscheibe des Neides und der Mißgunst, und trat 1772 die Reise nach Deutschland an, ohne Vorurteile, um zu lernen. Das erste, das er lobend vermerkt, ist Erhebung des Pflasterzolles zur Erhaltung der schönen Landstraßen, statt der drückenden in Frankreich erzwungenen Fronarbeit. Welches Ungeheuer sei doch Louvois gewesen, schreibt er beim Anblick des verwüsteten Heidelberg, ‚und es fand sich ein Turenne, um solche Grausamkeiten zu begehen! Die Einwohner dieser von uns geplünderten Länder rächen sich, indem sie französische Reisende schnüren, so viel sie können.' Die geistlichen Staaten findet er schlecht verwaltet: ‚Friedrich, ich empfehle sie Dir'. Auch in Sachsen Mißwirtschaft, Kabalen, Infamien aller Art, vom Hof ausgehend. Der Kurfürst schüchtern, seine unschöne Frau ohne Haltung und Geschmack, spricht und fragt zu viel. Bei Tafel das Porzellan prächtig, die Speisen mittelmäßig; durch die Gewohnheit, sie durch den Haushofmeister jedem Gast reichen zu lassen, zieht sich das Gastmahl zu lange hin. Unnötige Wirkungen des vom Preußenkönig gegen den Grafen Brühl gehegten Hasses, durch barbarische Zerstörung seiner Schlösser und wunderbaren Gärten. Berlin gut gebaut, kontrolliert wie eine Kaserne, mit 12 000 Mann Garnison-Truppen tadellos, jedoch ohne Puder und höchst einfach uniformiert, was in Frankreich aufs lächerlichste mißverstanden wird. Man übersieht bei uns des Königs weise Gleichgültigkeit für alles Äußere. In seinem Heer dienen mehr wie 25 000 Franzosen, die man erkennt, ohne sie anzusprechen. ‚Ihr Anblick zieht mir das Herz zusammen.' Schlechte französische Schauspielertruppe. Die Einwohner Berlins strömen ins deutsche Theater, das über alle Begriffe lächerlich und barbarisch ist.* Reiche Häuser gibt es hier nicht, dem König gehört alles. Er ist hervorragend schlecht umgeben, ‚seine Gardebataillone dagegen sind unvergleichlich'. Guibert verzeichnet die von preußischen Offizieren an Friedrich geübte Kritik.

* ‚Nous vîmes ce beau spectacle, qui était propre à dormir debout,' schreibt schon Wilhelmine v. Bayreuth am väterlichen Hof.

Ihm selbst wird er in Potsdam vorgestellt. Der Monarch bezeigt sich liebenswürdig und verbindlich, behält Guibert drei Viertelstunden lang im Gespräch und erteilt ihm die Erlaubnis, zu den Manövern nach Schlesien sich zu begeben, ‚obwohl seine Sachkenntnis ihn gefährlich erscheinen lasse'.

Guibert hat nach Friedrichs Tod, im Geschmack der Zeit, des Königs ‚Eloge' mit glühend begeisterter Rhetorik verfaßt. Sein Endurteil über ihn, wie es damals in Berlin und später in Schlesien zu seinem Privatgebrauch niedergeschrieben wurde, ist unverdächtiger und aufrichtiger.

Um sein Feldherrngenie zu kennzeichnen, bedürfe es einer neuen Wortbildung; von seiner ‚sur-habilité' sei der Sieg bei Lissa der schlagendste Beweis, den die Wissenschaft davongetragen habe. Seine Manöver und was er in Berlin gesehen, hinterlassen dagegen den Eindruck, weder in der Theorie noch in der Praxis habe Friedrich das Höchste in seiner Kunst erreicht; manches ließe sich besser machen. Seine persönliche Erscheinung ist nachlässig bis zum Zynismus, die abgeschabte Uniform durch Schweiß, Schmutz und Tabak zur Unkenntlichkeit entstellt, stellenweise ausgestückelt, die Reiterstiefel mit schlechten Schnüren an den Schenkeln festgehalten. Wagen, Bett und Zimmer des Königs von unbeschreiblicher Unreinlichkeit, und im Gegensatz dazu einiger kostbarer Schmuck, besonders wertvolle Tabakdosen. Hervorragende Leidenschaften Friedrichs sind Liebe zur Macht und Eitelkeit. Was Europa von ihm denkt, wie es ihn beurteilt, das zu wissen ist seine stete Sorge. Musik, Kunst, Literatur, Philosophie, Freundschaft, nur Lückenbüßer oder Charlatanerien. Das Volk? Bloße Herdentiere, zum Zweck, von ihm ausgenützt zu werden. Religion hat er niemals gehabt; wenn auch der Glaube an Vernichtung nach dem Tode ihm in letzter Zeit etwas zweifelhaft geworden zu sein scheint, fährt er fort, Sarkasmen gegen Christentum und Evangelium zu richten. Die Torheit der Menschen, vor allem der anderen Fürsten, ist beständiger Gegenstand seines Spottes. Voltaire hat ihn Persiflage gelehrt, von der er, um die Leute in Verlegenheit zu setzen, ausgiebigen Gebrauch macht. Nicht geringer ist die Kunst, mit der er Gesichtsausdruck und Stimme zu mildern und zu verändern versteht, wenn es ihm darum zu tun ist, Menschen zu gewinnen. Dem von ihm ausgehenden Zauber entzieht sich dann niemand. Auch die physische Leistungsfähigkeit bei zunehmenden Gebrechen ist staunenswert; zu Pferd ein Zentaur, kennt er keine Ermüdung. Das skandalöse Verhalten französischer Finanzleute, die sein Vertrauen besitzen, ist Ursache des gegen alles Französische auflodernden Hasses. ‚Es würdigt unsere Nation herab, sie überall in Europa in Dienstverhältnis eingedrängt zu finden und erfüllt mich mit Scham.' Die Mehrzahl, auch der Offiziere, ist schwer zugänglich, ihr Verhalten ein rohes. Die Begriffe von Ritterlichkeit, Ehre und Galanterie spielen unter Deutschen eine geringe Rolle. Die deutsche Nation ist gut, aber apathisch und schwunglos, von der Oder bis zum Rhein.

Guibert, der sich nach Österreich wandte, nennt sich den einzigen Reisenden, der bis Bosnien gedrungen sei. Er vermerkt den Haß der Ungarn

gegen die Deutschen, die gute Haltung von Offizieren und Truppen, die Mängel der Verwaltung, die Popularität Kaiser Josephs, der ihm persönlich sehr mißfällt. Obwohl aufs liebenswürdigste empfangen, fand er ihn oberflächlich, mißtrauisch, von schönen Redensarten überströmend und doch im Herzen ein Despot, den Furcht und Bewunderung für König Friedrich veranlasse, ihn nachzuahmen, und der niemals ein großer Herrscher sein werde. Maria Theresia, die sich dem Sohn gegenüber schwer behaupte, habe aus Gewissensbedenken der Teilung Polens und der Kriegserklärung gegen die Türkei widerstrebt, aber ‚wer vom religiösen Gewissen spricht, bekennt sich zur Schwäche'.

Nicht zum wenigsten weil er friderizianische Methoden im französischen Heeresdienst einführen wollte, scheiterte Guiberts militärische Laufbahn am Vorabend der Revolution. Zum Deputierten des Tiers gewählt, ereilte ihn 1790 der Tod in der Kraft seiner Jahre.

Unter den Landsleuten, mit denen der Aufenthalt in Deutschland ihn 1772 zusammenführte, nennt er den Grafen Buat, Gesandten Ludwigs XV., in Sachsen. Er studierte, sagt Guibert von Buat, die politischen Verhältnisse Deutschlands und lernte von den Deutschen die Gründlichkeit, auch die ihren Publizisten eigentümliche Schwerfälligkeit. ‚Er belehrte mich über Politik, Agrikultur, Finanzwesen, Bevölkerung, Luxus, Gilden und Gewerkschaften, Zustände der Leibeigenschaft im Vergleich zu unserm Bauernstand. Auch versprach er baldige Zusendung eines noch unvollendeten Werkes, „Elemente der politischen Ökonomie", weil er unseren Ökonomisten vorwirft, ihre Spekulationen auf Chimären aufzubauen.' Buat, der zu Regensburg akkreditiert gewesen und auch die bayerischen Verhältnisse kannte, stimmte mit Guibert überein, daß sowohl von Preußen wie von Österreich den kleineren deutschen Staaten der Untergang drohe und Frankreichs planlose, schwächliche Haltung unfähig sei, die Katastrophe zu verhindern.

In einem kürzlich erschienenen Buch* nennt sein Verfasser, der Literarhistoriker Regnaud, diesen Grafen Buat ‚den Gobineau des 18. Jahrhunderts'. Wie Gobineau, so habe der mit einer Deutschen vermählte französische Diplomat die Regeneration Europas durch die Germanen, und zwar auf Grund umfassender Studien zur Begründung dieser These verkündet.** Das betreffende 1757 erschienene Werk sei 1764 ins Deutsche übertragen und viel gelesen worden. Da es uns selbst nicht zur Verfügung steht, muß dieser Hinweis auf seinen Inhalt genügen.

Bereits 1782 erschien unter dem Titel ‚Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland'*** ein zweibändiges Werk, das sich noch heute mit

---

* L. Regnaud, ‚Histoire générale de l'Influence française en Allemagne'. Deuxième Edition, Paris Hachette, 1915, p. 1, Introduction.

** L. G. de Buat-Nancay, ‚L'Ancien gouvernement de la France, de l'Italie, de l'Allemagne', 1757.

*** ‚Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris. Übersetzt von K. R.' Zwei Bände, 1782. Zweite beträchtlich verbesserte Ausgabe, 1785. Ohne Angabe von Druckort und Verlag.

Nutzen und Vergnügen zur Lektüre eignet und dessen wir dennoch nur vorübergehend gedenken dürfen, denn es ist keine Übersetzung, sondern die Originalschrift eines Deutschen, des Kommerzienrats Kaspar Risbeck zu Kassel. In der Vorrede bezeichnet er sich als einen Schüler Turgots und benützt den durchsichtigen Schleier der Anonymität, um in ausgewählter, flüssiger Prosa, mit erstaunlicher, von allgemeiner Bildung getragener Sachkenntnis ein unparteiisch gerechtes Bild der Zustände in Österreich und in seinem deutschen Gesamtvaterlande zu entwerfen. Über die Menschen, die Länder, ihre politischen und ökonomischen Verhältnisse aufs genaueste unterrichtet, schwärmt Risbeck für Kaiser Joseph II. und den großen Friedrich, hält gerecht die Wage seines Urteils über die Leistungsfähigkeit von Protestanten und Katholiken im öffentlichen Leben und greift nur schonungslos die Rückständigkeit der Bayern an, von denen er bitter spottend meint, ihr Charakter bestehe darin, gar keinen zu haben. Für diese Studie kömmt Risbeck deshalb in Betracht, weil er Guibert gelesen hat und dessen an seinem Lieblingshelden geübte Kritik seinen Zorn herausfordert: ‚Man hält Guibert hier (in Berlin)‘, so schreibt er, ‚für den elendesten Radoteur von der Welt, und sagte mir eine Menge Dinge, die er falsch berichtet hat.‘ Folgt ein Beispiel taktischer Natur, das hier von keinem weiteren Interesse ist. Wogegen es prophetisch anmutet, wenn Risbecks merkwürdiges Buch zu folgenden Schlüssen führt: ‚Was die Gelehrten von Norddeutschland besonders auszeichnet, ist ihre Bekanntschaft mit der Literatur der kultiviertesten europäischen Nationen. . . . Sie sind in der Literatur wahre Kosmopoliten, und ganz ohne Vorurteil für ihre einheimischen gegen die ausländischen Produkte. . . Wenn der Charakter der Deutschen nicht das Glänzende anderer Völker, so hat er doch seinen guten inneren Gehalt. Der Deutsche ist der Mann für die Welt. Er baut sich unter jedem Himmel an und besiegt alle Hindernisse der Natur. Sein Fleiß ist unüberwindlich. Polen, Ungarn, Rußland, die englischen und holländischen Kolonien haben den Deutschen viel zu danken. Auch sind die ersten europäischen Staaten einen Teil ihrer Aufklärung den Deutschen schuldig. . . Wenn sich Deutschland ganz geltend machen könnte, wenn es unter einem Regenten wäre, so würde das Reich noch viel schnellere Schritte zu seiner Kultur machen. Aber dann könnte Deutschland auch ganz Europa Gesetze vorschreiben. Man denke sich dieses Reich in der Lage, wo es eine Seemacht bilden könnte, wozu es die günstigste Lage und alle Bedürfnisse in Überfluß hat, wo es die Kolonisten, die es so häufig für fremde Staaten liefert, für sich selbst benutzte — welches europäische Reich könnte sich mit den Deutschen messen?‘ Gleichfalls anonym waren bereits 1740 die ‚Lettres françaises et germaniques‘ erschienen, in welchen den beiden Nationen die unangenehmsten Dinge vorgehalten wurden. Die Angriffe auf die gelehrten deutschen Pedanten, die Leugnung jeder Originalität bei ihren Dichtern, die tyrannische Regierung ihrer Fürsten, die sklavische Unterwürfigkeit des Volkes, dem jede Übertreibung militärischer Disziplin schon seiner physischen Eigenschaften

wegen zugetraut werden darf, solche und ähnliche Vorwürfe wurden nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich zurückgewiesen und getadelt. Ihr Urheber war Mauvillon, ein wissenschaftlich gebildeter, später in braunschweigische Dienste getretener Offizier. Mit ihm befreundete sich Mirabeau, als er gegen Ende von Friedrichs Leben nach Berlin kam, um aus eigener Anschauung des Königs Werk und den Staat kennen zu lernen, deren Leistungen er für ,die europäische Republik und die Menschheit' beanspruchte. So entstanden die vier Bände ,De la Monarchie prussienne' und die Geheimgeschichte des Berliner Hofes unter Friedrichs Nachfolger. Ihr eigentlicher Verfasser war Major Mauvillon; Mirabeau nannte sich der Öffentlichkeit als Autor, arbeitete mit und ist in Werturteilen erkennbar, die zuweilen wie prophetisch klingen. Er sah nach Friedrichs Tod eine durch das falsche ökonomische System und die Art der Zusammensetzung des Heeres entstehende Krisis voraus, worauf ein neu organisiertes Preußen Österreich besiegen und das unter einem Szepter geeinte Deutschland auch Frankreich besiegen werde, ,denn unsere Nation ist nicht so militärisch wie die deutsche, sie ist der Ruhe, der Unterordnung, der Disziplin und des Gehorsams weniger wie diese fähig'. Originell jedenfalls ist die Stelle über Kant, den Lehrer einer abstrusen Philosophie, in einer Sprache, von der ohne Sakrilegium behauptet werden darf, daß er selbst sie nicht versteht.* Mirabeau war es, der König Friedrich fragte, warum er, Deutschlands Cäsar, nicht auch der Augustus seiner Literatur habe sein wollen, und die Antwort vernahm: ,Sie wissen nicht, was Sie sagen! Indem ich das Geistesleben der Deutschen seine eigenen Wege gehen ließ, habe ich ihnen mehr gegeben, als wenn ich ihnen eine Literatur gemacht hätte.'

Noch 1783 stellte die Berliner Akademie eine Preisaufgabe über die Universalität der deutschen Sprache. Der Franzose Rivarol und der mit französischer Literatur vertraute G. C. Schwab, Professor der Philosophie an der Stuttgarter Akademie, beteiligten sich an der Lösung und teilten sich in den Preis. Verdient habe ihn nur des Deutschen gründlichere Arbeit, urteilten Franzosen, nachdem sie 1803 übersetzt worden war.

Bereits 1777 fand Melchior Grimm das Interesse für deutsche Literatur in Paris wieder am Erlöschen. Nur die Bewunderung für ,Werther', die mit dem beiden Ländern gemeinsamen Kultus für Rousseau zusammenhing, überdauerte die Revolution. Ihre in Maskenzügen vorgeführte Utopie einer Völkerverbrüderung zerstob vor der rauhen Wirklichkeit, auf dem Schafott, wo auch deutsche Schwärmer bluteten, im Feldlager, bei den Verhandlungen der Diplomaten. Zu den letzteren zählte Sieyès, der Erfinder von Konstitutionen, der 1797—98 das französische Direktorium in Berlin vertrat und dort die künftige Kontinentalsperre in Vorschlag brachte. Über deutsches Wesen enthalten seine Depeschen nichts, das Volk blieb auch jetzt quantité négligeable. Selbst nach Jena und im deutschen

* Arthur Chuquet, ,Mirabeau' bei Petit de Julleville loc. cit. VI, p. 686.

Norden ließ die Anwesenheit des Feindes gute Beziehungen zwischen Siegern und Besiegten bestehen. Ein Beispiel davon liefert u. a. die Biographie des Magdeburger Handelsherrn Nathusius. Unerachtet des patriotischen Wirkens und Ansehens dieses Mannes, der in Berlin die höchsten Verwaltungsstellen ausschlug, vergleicht er in den stärksten Ausdrücken die Zustände im Königreich Westfalen und die Haltung der französischen Behörden zuungunsten Preußens, wo Unkenntnis und Engherzigkeit der Beamtenwelt dem Aufschwung von Handel und Industrie nur Hindernisse bereiteten.

Wogegen aus ganz andern, den militärärztlichen Kreisen, des Franzosen Graffenauer ‚Lettres écrites en Allemagne, en Prusse et en Pologne 1805 bis 1808' der deutschen Wissenschaft und Organisation auf seinem Gebiet das höchste Zeugnis ausstellen. Graffenauer arbeitete mit Deutschen zusammen in dem Lazarett Solitude bei Stuttgart, im Juliusspital zu Würzburg, in Hamburg, in Danzig, in Berlin; er nennt diese Anstalten vorbildlich, betont, daß infolge vortrefflicher sanitärer Einrichtungen, in der Solitude u. a. von 591 Patienten in zwei Monaten nur 13 Kranke und Verwundete starben, lobt mit wärmster Anerkennung die Kunst, Tüchtigkeit und Aufopferung deutscher Kollegen und begrüßt den ersehnten Friedensschluß, den er zu Tilsit miterlebte. Kein Wort verrät, daß er in Feindesland tätig gewesen sei, es ist ihm augenscheinlich lieb geworden; zu Danzig gedenkt er des dort geborenen Georg Forster, von Hamburg aus besucht er Klopstocks Grab, dem die deutsche Sprache jene Reinheit und männliche Kraft verdanke, die alle Kundigen ihr heute zuerkennen.

VI.

Daß aber dieses politisch versagende, gespaltene, besiegte Deutschland seit des Messiassängers Tagen in Besitz seiner klassischen und in den Morgenglanz seiner romantischen Literatur gelangt war, davon wußten Frankreich und die Franzosen soviel wie nichts.

Die Entdeckerfreude wurde einer Frau zuteil, deren deutsche Ursprünge, französische Erziehung und Geschmacksrichtung, das sie umgebende Milieu und ihre bis zum Genie gesteigerte Aneignungsfähigkeit sich in den Worten prägten, künftig müsse man europäisch denken. Es schmälert das Verdienst von Neckers Tochter, Frau von Staël, nicht, daß sie von Jean Jacques Rousseau, dem Erwecker ihrer Seele, ausgegangen war und Deutschland ihr Berater stellte. Zunächst den Hausgenossen A. W. Schlegel, dessen Vermittlerrolle die Tatsache beschränkte, daß Frau von Staëls literarische Doktrin seit 1800 und dem Erscheinen des Buches ‚Über die Literatur in Verbindung mit den sozialen Institutionen betrachtet,' feststand, bevor sie Schlegel kennen lernte. Hierauf Benjamin Constant, in Besitz deutscher Bildungselemente, ein Kosmopolit, geistvoll, wandelbar, leidenschaftlich wie die Frau, die seiner nicht entbehren konnte, weil er ein unvergleichlicher Anreger von Gedanken und auch ein Peiniger des weiblichen Herzens war, das, um sich voll auszuleben, wie des Sonnenscheins so der Stürme der

Liebe bedurfte. In zweiter Reihe standen Franzosen ihr zur Seite, Ch. de Villers und de Gerando, die zuerst der Kantischen Philosophie Eingang in Frankreich bahnten, dann nach Deutschland und Weimar geflüchtete Opfer der Revolution und Verbannte wie Fruktidor, Mounier, Camille Jordan, Suard, so manche andere Freunde deutschen Wesens, deren an zuständiger Stelle ausführlich gedacht ist, unter denen die bedeutendsten Manzonis Freund, Fauriel, und der Historiker Sismondi.* Kein geringerer als Wilhelm von Humboldt lehrte Frau von Staël Deutsch während seiner Anwesenheit in Paris, 1799. Ganze Kapitel des Buches ‚De l'Allemagne' sind während des dreimonatlichen Aufenthaltes in Weimar, während der vier Wochen in Berlin, 1804, in Gesprächen entworfen worden. Schreiben konnte das Buch nur sie allein, die fremden Zuständen mit geistiger Freiheit gegenüberstand, und deren begeisterungsfroher, gütiger Seele nichts Menschliches fremd blieb. Die inmitten des vorrevolutionären Paris herangereifte und durch die handelnd miterlebte Revolution gegangene Frau empfand den Tiefstand deutschen gesellschaftlichen Lebens im Gegensatz zu seiner hohen geistigen Kultur: ‚La séduction de la société n'existe pas', schrieb sie von Berlin aus an Goethe, ‚entre ce que nous appelons société en France et ceci' sei jeder Vergleich ausgeschlossen. Statt jedoch abfällige Kritik zu üben, erkannte sie, wie Originalität und Reichtum geistigen Lebens eben mit dieser Unabhängigkeit von äußeren Verhältnissen zusammenhingen. Sie bewunderte an Deutschland die Universalität der Bildung, die selbstlose Hingebung im Streben nach Erkenntnis, das Bedürfnis nach Aufrichtigkeit auch in Sachen der Religion, die Einfachheit der schroffe Klassenunterschiede wieder ausgleichenden Sitten, die Herzlichkeit und Treue des Volkes, das, fromm wie die germanische Rasse überhaupt, den letzten Grund seiner Moralität aus seinem Glauben schöpft und seinen Denkern und Dichtern den Begriff sittlicher Freiheit verdankt, denn ‚die Deutschen sind ein begeistertes Volk'.

Aufs Unzertrennlichste mit diesen Werturteilen verbunden ist die literarische Theorie, die bereits im Buch über die Literatur angedeutet, jetzt bestimmte Form gewann. Sie verkündete den Sieg einer neuen, von den Fesseln der Formeln und Regeln befreiten, individualistischen, der romantischen Literatur. Sie allein ist vervollkommnungsfähig; weil im eigenen, heimatlichen Boden wurzelnd, ist sie die einzige, die zu wachsen und lebendig zu bleiben vermag, denn sie spricht die Sprache unserer Religion, sie erweckt unsere Vergangenheit, sie erschließt das Reich der Phantasie und greift, um uns zu rühren, auf unsere persönlichen Eindrücke zurück. Und Frau von Staël prägt das Wort: ‚Der Süden ist klassisch, der Norden romantisch.' Unkünstlerisch veranlagt, wie sie war, ungleich mehr von Gefühlen und Ideen wie von rein poetischer Schönheit ergriffen, berührten sie die ästhetischen Doktrinen der deutschen Romantik

* Lady Blennerhassett, ‚Frau von Staël usw.' II, Kap. VII, S. 445 – 472 III, Kap. I, II.

in ihrer ersten Phase nur wenig. Wogegen sie mit wahrhaft genialer Divination der aus der Romantik geborenen historischen Schule in der Erkenntnis vorauseilte, daß Rückkehr in die Vergangenheit nicht gleichbedeutend mit Reaktion gegen die Gegenwart sein dürfe, daß Fortschritt das Gesetz alles Lebendigen, und Freiheit, nicht Tyrannei, im Urgrund aller Geschichte zu finden sei. Damit waren der Bann des Klassischen gebrochen, die Grenzen der Nationalität gesprengt und die französische Romantik geboren. Das dichterische Werk Chateaubriands zuerst brachte ihr den Akzent der Leidenschaft und das bedenkliche, nie wieder aus ihrem Blut getilgte psychologische Experiment von ‚René‘. Auf der literarischen Doktrin von Frau von Staël beruht diejenige der französischen Romantik. Sie revolutionierte die französische Bühne, zwang sie zur Anerkennung Shakespeares, Goethes und Schillers und schuf das romantische Drama. Wieder auf ein geflügeltes Wort Frau von Staëls:, ‚La littérature est l'expression de la société‘, begründet sich die Lehre von Villemain, des vor Sainte-Beuve größten Literarhistorikers Frankreichs, der europäische Literaturgeschichte schrieb.

Es folgten sich Übersetzungen. Benjamin Constants ‚Walstein‘ von 1809 versagte gänzlich; Barante brachte 1821 ‚Schillers Theater‘; Gerard de Nerval, der erste Faust-Übersetzer, galt als der beste Kenner deutscher Dichtung, während Heine seine Kenntnis des Deutschen bezweifelte. Michelet, Quinet, Ampère, Marmier, die es gut kannten, besuchten Deutschland und versorgten die 1831 gegründete ‚Revue des Deux Mondes‘ mit Beiträgen über seine Literatur.* Guizot, vom Schweizer Stapfer angeregt, las vier Jahre hindurch fast ausschließlich Deutsch. Sainte-Beuve, der kaum ein Wort davon verstand, versuchte Wiedergaben aus Uhland, Rückert und Körner, wobei ein so verlässiger Kenner wie J. Texte hervorhebt, daß die französische Romantik von deutschen Dichtern eigentlich nur die Klassiker und Hoffmanns von Loëve-Weimars übersetzte Werke kannte! Selbst Heine blieb bis 1847 in Frankreich Verfasser der ‚Reisebilder‘.** Georg Brandes konnte Jahrzehnte später sagen, ‚Faust‘ sei den Franzosen gänzlich unverständlich geblieben, obwohl sich bis heute Übertragungen des Gedichtes folgen. Aber die Liebe zu diesen Deutschen überwog das mangelnde Verständnis. Von ihrer Sprache rühmte Lamartine:

‚Ce langage a les plis du manteau d'une reine.‘

Der junge Musset begeistert sich für Jean Paul und Goethe:

‚Belle muse allemande aux brodequins dorés‘ und klagte: ‚Que n'eusse-je pas fait pour savoir le patois, que le savetier Sachs mit en gloire autrefois.‘

Victor Hugo schwärmte für das rheinische Land, dem er in den ‚Burgraven‘ die Verse widmete:

* S. darüber Dr. F. Weißner, ‚Einfluß des deutschen Geistes usw.‘. 1893.
** J. Texte, ‚Etudes de Littérature européenne‘, 1898, p. 206, 221.

,Rien n'est frais et charmant comme tes plaines vertes,
Les brèches de la brume aux rayons sont ouvertes;
Le hameau dort groupé sous l'aile du manoir,
Et la vierge, accoudée aux citernes, le soir,
Blonde, a la ressemblance adorable des anges. . . .'

Selbst der gegen Frau von Staël und ihr Buch feindselig gestimmte Beyle-Stendhal, ein Sohn des 18. Jahrhunderts, der Deutschland nach eigener Anschauung beurteilte, entfaltete dennoch die romantische Fahne, die von Victor Hugo 1827 in der Vorrede zum ,Cromwell' aufgepflanzt, das Siegeszeichen von 1830—40 war.

Es blieb die Philosophie. In Deutschland, wohin er 1817 und wieder 1824 sich begab, im Umgang mit Hegel, Jacobi und Schelling, entstand Victor Cousins Eklektizismus, von dem ein heutiger Kritiker, Lanson, urteilt, er habe ein halbes Jahrhundert hindurch den Flug französischer Spekulation gelähmt.

Wie achtzig Jahre früher, so überdauerte auch die Teilnahme der französischen für deutsche Literatur die Generation, die sie geweckt hatte, nicht. Sie flaute in den ersten Vierzigerjahren mit der Romantik, mit Victor Hugos ,Burgraves', die durchfielen, wieder ab. Der einst für Deutschland begeisterte, an Herder geschulte, mit Niebuhr und Creutzer befreundete Edgar Quinet geriet in Konflikt auch mit deutscher Ideenwelt und wurde abtrünnig. Er schrieb 1839: ,Wir suchen dieses Land stets um ein halbes Jahrhundert von der Stelle entfernt, auf der es in Wirklichkeit steht. Sein Enthusiasmus ist zu sarkastischer Verspottung, der lange Monolog seiner Idealisten zu beißendem Hohngelächter geworden. Die deutsche Philosophie liegt im Sterben. Nicht Freiheit, die Macht ist es, die jetzt dem Deutschen vorschwebt. Es fehlt diesem Volk nur der Mann, um seinen Stern zu entdecken.... Während ich schreibe, wirft das „Leben Jesu" von Strauß ein furchtbares Licht auf die Zustände. Mir schaudert vor dieser vom Glauben der Väter losgelösten Zukunft, vor einer vom Wunsch nach Eroberung der Materie durch die Industrie beherrschten Welt.'*

Der augenscheinlich unter Rückwirkung des jungen Deutschland, zunächst Heines, erwachte Pessimismus zog keine weiteren Kreise. Vielmehr kam, was die deutsche poetische Welt an Interesse verlor, andern geistigen, seelischen Kräften zugute. Ende der Dreißigerjahre entstand die fälschlich unter dem Stichwort ,liberaler Katholizismus' bekannte katholische Partei, die auf Grund der Gewissens- und Lehrfreiheit Anteil am öffentlichen Leben beanspruchte und, dank der in ihrem Schoß vorhandenen jungen Talente, auch erhielt. In erster Reihe unter diesen steht ihr größter parlamentarischer Redner, Karl Graf Montalembert. Seine Geschichte der hl. Landgräfin Elisabeth von Thüringen hatte ihn zuerst auch in ihrem

* Edgar Quinet, ,Lettres' und ,Allemagne et Italie', bes. Introduction und S. 11, 25, 48.

Heimatland bekannt und ‚populär' gemacht; mit dem um Joseph von Görres in München gescharten Kreis katholischer Gelehrten verknüpften ihn und viele seiner Freunde die wärmsten persönlichen und geistigen Sympathien. Ohne sich jedoch auf Gesinnungsgenossen zu beschränken, lernte Montalembert damals fast alle hervorragenden Größen Deutschlands kennen.

Wie Ozanam, der feinste wissenschaftliche Vertreter der Schule, so betonte auch Montalembert den universalen Charakter katholischer Interessen. Mit einem anderen seiner Landsleute, Rio, der die erste französische Geschichte christlicher Kunst unter deutscher Anregung schrieb, beteiligte er sich an den archäologischen Studien, die Frankreichs Kunstdenkmäler vom Verfall retteten.

Montalemberts Beziehungen zum katholischen Deutschland wurden unter dem zweiten Kaiserreich enger, nachdem er mit ansehen mußte, wie die von einem fanatischen Journalisten ins Dasein gerufene und beherrschte moderne ultramontane Partei den Absolutismus in Kirche und Staat zur Norm der Rechtgläubigkeit erhob.

Um die Kirche vom damit drohenden Bruch mit der sie umgebenden Welt zu bewahren, rechnete Montalembert auf die Hingebung und Einsicht deutscher Glaubensgenossen: ihnen falle die einst Frankreich anvertraut gewesene religiöse Aufgabe zu. Die weitere Entwicklung der Dinge hat Montalembert, der anfangs 1870 starb, nicht mehr erlebt.

Dagegen fiel das vom entgegengesetzten Pol ausgehende Zusammenwirken der französischen mit deutscher Wissenschaft in seine Tage.

Seit Michelet, dem typischen Historiker der Romantik, der für ‚das ideale, metaphysische, poetische und religiöse Deutschland' schwärmte, war an Stelle seiner intuitiven Erweckung der Vergangenheit mit Geschichtschreibern wie Niebuhr, Ranke und ihrer Schule die kritische Forschung durchgedrungen. Ihre Bannerträger in Frankreich hießen Fustel de Coulanges, Burnouf, Littré der Positivist, dessen monumentales Werk die Philologen dem von J. Grimm zur Seite stellen. Renans Jugendwerk ‚L'Avenir de la science', entwarf das Programm der neuen Generation. Als aber 1862 das ‚Leben Jesu' erschien, rügte u. a. auch Taine den unwissenschaftlichen Versuch, bei fehlenden Dokumenten eine willkürlich zusammengestellte, mystische Pastorale, einen Roman, statt einer Legende zu geben. Erst nach Beginn der Veröffentlichung von Renans ‚Ursprüngen des Christentums' spendete ihnen Harnack das Lob, sie seien in Deutschland unübertroffen. Das Land, das ihm wie eine zweite geistige Heimat wurde, hat Renan überschwenglich gepriesen. Die erste, die bretonische Heimat, verleugnete er dennoch nie. Renan war ein Kelte, der Sohn frommer Fischer und Matrosen. In Schule und Haus hatte er erfahren, was der Mensch dem Christentum schuldet, und wie nichts auf der Welt an die seelische Schönheit von Heiligen heranreicht. Die Jugendeindrücke verwischten sich nicht, der Dichter, der in ihm lebte, suchte zu retten, was

der Kritiker preisgab; der Ausspruch: ‚Lieber die Gewißheit der Hölle, als die des Nichts' unterscheidet Renan von deutschen Kollegen, denen er das Kunststück überließ, sich im Gedanken an ihre Vernichtung zu weiden. Er flüchtete in die Skepsis, die seine Gelehrtenarbeit beeinträchtigte und seine Seele mild, auch gegen die Widersacher, stimmte. Wenn alles ungewiß ist, dann kömmt der Zweifel vielleicht auch der alten Wahrheit zugute, und trotz allem und allem ist Religion das höchste Gut, dasjenige, dem Renan das Beste gab, was er zu geben hatte, und das überleben wird, wenn anderes von ihm längst überholt und vergessen ist.

Ein oft in Verbindung mit Renan genannter und doch ganz anders gearteter, nüchterner Denker, aber ein großer Meister des Wortes wie er, ist Hippolyt Taine. An Berührungspunkten mit Deutschland fehlte es auch ihm nicht. Am Vorabend des Krieges von 1870 beschäftigte ihn der Gedanke eines zweiten Buches ‚De l'Allemagne'. Im Protestantismus hoffte er den einzig möglichen Ausdruck für sein religiöses Bedürfnis zu finden. Die bekannte enge und mit geistvoller Konsequenz durchgeführte Theorie, auf der er seine Psychologie, seine Ästhetik und endlich seine Geschichtsphilosophie aufbaute, wirkte stark auf die Geister, auch über dem Rhein. Trotzdem gehört Taine zu den Franzosen, die deutsches Wesen und Schaffen am strengsten beurteilt haben. Davon zeugen seine Briefe. Nach einer Reise von 1858 schreibt er über die Süddeutschen, sie seien gutmütig, naiv, reizvoll, wenn auch etwas läppisch und kindisch. Er zitiert Heirats- und Geburtsanzeigen in den Blättern, deren Lächerlichkeit nicht empfunden werde, während ihr sonstiger Inhalt viel besser, verlässiger und gelehrter als in französischer Journalistik sei, wenn auch Gelehrsamkeit in vielen dieser Köpfe nur ein ideenloses Ansammeln von Einzelfakten bedeute: Feinschmecker in Sachen des Wissens seien sie nicht. Zu Monod, 1864, sagt er: Ein gutgeschulter Franzose werde wohl daran tun, seine Erziehung in Deutschland zu vollenden, denn dort sei das Zentrum aller großen historischen Studien, des Sanskrit, der biblischen Exegese, der klassischen Philologie. Nach einem Gespräch mit dem vortrefflichen Karl Hillebrand, 1869, wechselt der Ton: ‚Der Deutsche verändert seinen Charakter. Er wird hochmütig, verachtend, ungerecht gegen die Fremden. Er verliert den kosmopolitischen Ausblick, die Toleranz, das Verständnis für andere, das er mit Goethe teilte usw.' Bald darauf, nach Lektüre von Burkhardts und Hettners klassischer Prosa und Freytags ‚Verlorener Handschrift': ‚Das Wissen ist ungeheuer (Lassen, Mommsen!), der Griff — la poigne — fehlt, ich will sagen, die energische, leidenschaftlich unmittelbare, konzentrische Zusammenfassung; die individuellen Charakterzeichnungen, die lebendigen Gestalten des französischen und englischen Romans sind im ihrigen so schwach . . . z. B. Goethes Prosa ist langweilig.' ‚Meiner Ansicht nach sind „Der Dreißigjährige Krieg", „Dichtung und Wahrheit", „Wilhelm Meister", „Die Wahlverwandtschaften" schlecht oder vielmehr gar nicht geschrieben. . . Unsere großen Schriftsteller,

Mérimée, Stendhal, Balzac, George Sand, stehen weit über ihnen, die von der Kunst der Komposition, des packenden, lebendigen Wortes absolut nichts verstehen. . . . Man gähnt, und gähnt abermals. Es ist alles vernünftig, belehrend, gelehrt, anständig, und damit ist es aus.' An Renan 1876: ‚Sorgen Sie dafür, daß uns Berthelot sein „De natura rerum", seine Idealwissenschaft, wie er sagt, gebe, aber er soll in Gottes Namen seinen Kant stehen lassen, einen überschätzten Philosophen . . ., den die positive Psychologie in den Hintergrund gedrängt hat.' Wir halten ein und erinnern nur daran, daß Taine über seine eigenen Landsleute nicht milder geurteilt hat. Übereinstimmend mit ihm spricht auch Mérimée vom Gemisch des Schönsten mit dem Lächerlichkindischen im ‚Wilhelm Meister', von Genius und deutscher Albernheit bei Goethe selbst. Solche Äußerungen bedürften des politischen Gegensatzes nicht, um gegen deutsche Vorbilder zu reagieren; mit dem Jahr 1870 setzte dieser ein.

Solange Monarchen und Kabinette sich bekämpften, fehlte der gegenseitige Haß zwischen den Völkern. Er tritt vom Augenblick an in den Vordergrund, wo der Krieg zum Volkskrieg wird. Wie Taine gehörte Renan zu den Franzosen, die in der Niederlage auf den Schlachtfeldern nur das Symptom der inneren Erkrankung ihres Landes erblickten und an seiner Zukunft zu verzweifeln begannen. Renans Briefwechsel mit dem ihm persönlich unbekannten J. D. Strauß eröffnet die Kontroverse führender Geister beider Nationen, die noch Verständnis zwischen ihnen erstrebten und es doch nicht mehr herzustellen vermochten. Die Unterscheidung zwischen Preußen und Deutschland, das hoffte man in Frankreich, konnte sie herbeiführen. So schrieb der Philosoph Caro 1872: ‚Suchen wir ungerechte Reaktionen zu vermeiden. . . Kant und Schelling dürfen keinesfalls für unser Unglück verantwortlich gemacht werden, und wer unter uns Goethe und Schiller geringer schätzen würde, der bewährte einen warmen Patriotismus, aber einen recht niederen Geist. Gerechtfertigt ist es dagegen, sich nicht blenden oder gar betrügen zu lassen. . . . Das sentimentale Deutschland von einst ist durch ein anderes starkes, tätiges, furchtgebietendes Deutschland der Macht und der Intelligenz ersetzt. Hegel hat es ersehnt und im voraus verherrlicht. Sollen wir soweit gehen, es mit ihm eine große Nation zu nennen? Ich kann mich nicht dazu entschließen, denn ihm fehlt der Instinkt der Gerechtigkeit, die Achtung vor dem Recht. Der Geist Preußens ist es, der in diesem Krieg, wie seit zwei Jahrhunderten, durch Gewalt und List sich geäußert hat. Mit einem einigen Deutschland könnte der Traum des ewigen Friedens verwirklicht werden. Mit preußischer Einheit wird er, fürchte ich, zur blutigen Chimäre.' Eine ganze Reihe französischer Schriften über Deutschland vertreten den Standpunkt Caros. Je nach dem Wandel der politischen Konstellation wechselte das Urteil über Deutschland. Noch 1870, am Tisch Goncourts — und noch dazu zum Zeitpunkt seines Briefwechsels mit Strauß! — hatte sich Renan zum Ausruf hinreißen lassen: ‚Die Deutschen sind eine überlegene,

ja eine uns weit überlegene Rasse.‘ Zola in der ‚Débâcle‘, P. und V. Marguerite im ‚Désastre‘, George Goyau in der ‚Geschichte des Kulturkampfes‘, Seillère in der ‚Philosophie des Imperialismus‘, befleißen sich immer noch gerechter Würdigung des Gegners. Auf den plumpen Angriff Edmond Abouts u. a., der die Deutschen Nachfolger der Barbaren schalt und Schimpfreden über sie ergoß, erwiderte Fr. Sarcey im ‚Siège de Paris‘ mit scharfer Kritik der eigenen Landsleute und sagt: ‚Wir nannten die Deutschen Panduren, Hunnen, Vandalen . . . in gutem Glauben, ach! Wie wenige von uns gaben sich Rechenschaft über die Fortschritte dieses Preußen, nicht nur im Waffenhandwerk, sondern in Wissenschaft und Kunst.‘ Auch G. Monod, ‚Allemands et Français. Souvenirs de Campagne‘ dämpft die Härte seines Urteils durch anerkennendes Lob. Im Gegensatz zu den seit Kriegsbeginn zutage getretenen pathologischen Ausbrüchen des Hasses der französischen offiziellen Kirche gegen ihre deutsche Glaubensschwester ziemt es sich, an des Dominikaners Pater Didon ‚Les Allemands‘ zu erinnern. ‚Es gibt kein Land, schreibt er 1884, ‚in dem der Militarismus stärker organisiert, die Wissenschaft allgemeiner gepflegt wird. Deutschland ist das klassische Land der Universitäten . . . nirgends rechtfertigen sie besser ihren großen Namen als Stätten des studium generale. Mit gleicher Achtung haben die Deutschen ihre früheren Staatseinrichtungen und ihre alten Kunstdenkmäler behandelt. Langsam umbilden, nichts zerstören, scheint ihre Formel zu sein. Man kann Deutschland den Ruhm nicht streitig machen, der menschlichen Leier die tiefsten, berauschendsten, göttlichsten Töne entlockt zu haben. . . Wir sehen im Militarismus nur eine organisierte Maschine und vergessen den sittlichen Hebel, der sie in Bewegung setzt. Die deutsche Armee mit ihrer Disziplin und Hierarchie ist nur der Ausdruck des allgemeinen deutschen Volksgeistes, des Respektes und passiven Gehorsams. Der Franzose hat die Ungeduld, das Ungestüm, der Deutsche die unerschütterliche Ruhe; er fügt sich in die Notwendigkeit, er kann warten.‘ Ganz ähnliche Töne wie hier der Mönch, schlägt der Philosoph G. Lichtenberger in ‚L'Allemagne moderne‘ noch 1909 an. Er nennt das deutsche Volk vielleicht am glücklichsten begabt, im wirtschaftlichen Kampf Erfolg zu haben. Ernst und tüchtig, ausdauernd und gewissenhaft, von Alters her an Disziplin gewöhnt, erwächst ihm aus dieser Eigenart, ohne Anmut und Grazie, ein geduldiger Wille zur Macht. Solche Träumer, wie das Ausland seit dem 18. Jahrhundert wähnte, seien die Deutschen nie gewesen. Gerade die ‚unpraktische‘ Wissenschaft habe den Aufschwung der deutschen Industrie und Technik vorbereitet und ermöglicht. Ähnlich äußert sich Jules Huret in einer Reihe von Schriften. Diese ganze fast unübersehbare Literatur * verfolgt den doppelten Zweck, vor Deutschland zu warnen, seine Fehler hervorzuheben und vor allem von

* Einen Überblick geben u. a. H. Fränkel, ‚Deutschland im Urteil des Auslands sonst und jetzt‘, dem wir manches entnehmen, auch E. Wechsler, ‚Die Franzosen und wir‘ und dort zitierte deutsche Autoren.

ihm zu lernen. Paul Leroy-Beaulieu u. a. fordert die französische Jugend auf, nach Deutschland zu reisen, denn die Deutschen seien eine große Nation, einer der ersten Faktoren der Zivilisation, und in ihrer Eigenschaft als Werkstätte der Gelehrsamkeit geradezu die erste Macht der Welt: ‚Studiert es nur, dieses stolze, kaiserliche Deutschland, und sei es auch nur um zu wissen, was wir von ihm zu lernen und was wir zu fürchten haben.'

Viele Franzosen befolgten den Rat. In den großen Zentren des öffentlichen Lebens oder der Kunst, in Berlin, in München, in Bayreuth, täuschten die guten Beziehungen im geselligen Verkehr; Deutsche, wenn auch sehr wenige Franzosen, wiegten sich in der Hoffnung auf Verständigung, die zum Teil auch den mit dem neuen Jahrhundert einsetzenden Umschwung in der politischen Lage überdauerte. Selbst Anatole France spottete noch 1908, in ‚Nos Voisins', über die Millionen wackerer Leute, die fest und steif glaubten, das Denken und Trachten des Kaisers sei nur darauf gerichtet, über unser Land herzufallen . . . ‚Die guten Leute irren sich: Der Kaiser hat kein Interesse an einem Krieg mit Frankreich.' Gleichzeitig schuf Romain Rolland den ihn bewundernden Parisern den Typus eines Idealisten, der zugleich Deutscher war.

Aber mit der Aussicht auf die Möglichkeit einer Revanche war auch die Reaktion gegen deutsches Wesen die Parole, nicht nur der republikanischen Jugend in der ‚Action française', sondern der Nation in ihrer Mehrheit, die niemals vergessen hatte. Der Kantianismus, so behauptete Leon Daudet, sei das Gift der französischen Intelligenz, die Romantik, erklärte Lasserre, müsse ausgerottet werden, denn aus Deutschland sei sie zum Schaden französischer Geisteskultur importiert. Die ganze Wucht des Angriffes richtete sich jetzt gegen Frau von Staël. Das Buch ‚De l'Allemagne', 1808 vollendet und auf Napoleons Befehl eingestampft, war folglich erst 1813 erschienen, so daß sein Centenarium mit den Kriegserklärungen von 1914 zusammenfiel. Seine Verfasserin, so heißt es, wußte nichts, weder von französischer noch von deutscher Literatur und Vergangenheit. Das von ihr entworfene Bild ist falsch; nur den blendenden Eigenschaften ihres Geistes und Herzens, ihrer Fähigkeit der Sympathie und ihrem zündenden Enthusiasmus ist es zuzuschreiben, wenn es jemals Frankreich täuschte. Davon sind wir auf immer geheilt. Wir kennen heute diese Rasse von Barbaren, diesen atavistischen Anachronismus in der modernen Welt, dessen auf Hunnen und Vandalen zurückführende Ursprünge allen zivilisatorischen Einflüssen widerstehen. Die Erben der alten Kulturen, die Erfinder des Neuen, die Lehrmeister und Erzieher Europas sind wir, die Franzosen. Wir haben der Kunst die Gesetze auferlegt und die Grenzen gezogen, außerhalb derer weder Schönheit noch Geschmack und Harmonie bestehen. Wir gaben der Wissenschaft mit der schöpferischen Kraft die Klarheit und das Feingefühl — l'esprit de finesse —, die unserer geistigen Veranlagung unentbehrlich sind. Wir schufen die Bildung, die den Verkehr unter den Menschen selbst wieder zum Kunstwerk erhebt und die höchste Blüte der Kultur im Individuum

verwirklicht. Die Idealisten sind wir, die der Welt den Fortschritt brachten und für Ideen sterben. Darauf beruht der Zauber, der von uns ausgeht, und die geistige Herrschaft, die wir einst ausübten. Wir können sie wiedererlangen, wenn wir die verhängnisvolle Rückwirkung des germanischen Geistes auf den unsrigen tilgen, von seiner schwerfälligen Pedanterie, seinem sentimentalen Anarchismus, seinem hochmütigen Kultus des ‚Ich' uns für immer befreiend, zum kelto-lateinischen Genius zurücklenken.

Das ist das Leitmotiv, das seit August 1914 in Tagespresse und Zeitschriften, Büchern und Reden der Franzosen widerklingt. ‚Über den deutschen Gedanken und den französischen Gedanken und die Dienste, die sie sich gegenseitig leisten', so das Thema des französischen Philosophen Emil Boutroux im Festsaal der Berliner Akademie am 16. Mai 1914. Wieder zu Berlin, anfangs 1915, hat der deutsche Philologe Professor Morf bei Antritt seiner akademischen Vorlesungen in edlen Worten seinem Lehrer Gaston Paris die Dankesschuld abgetragen und an dessen 1870 während der Belagerung von Paris getanen Ausspruch erinnert, über den Schranken feindlicher Nationalitäten stehe das große Vaterland, das kein Krieg befleckt, kein Eroberer bedroht und das die Zuflucht der Geister bleibe. Diese Sprache mutet heute an wie der Schwanengesang einer untergehenden Welt!

Müßte vorausgesetzt werden, daß Haß das letzte Wort und ein tausendjähriges Zusammenarbeiten der großen Kulturnationen nicht wieder aufgenommen wird, dann müßte die Welt mit einem Zustand rechnen, für den jede Erfahrung fehlt, weil die Geschichte von nichts Ähnlichem weiß und die Civitas Dei der Christenheit heimatlos auf Erden würde.

Kleine Bausteine

Das Dienstjahr der Frauen
Eine Antwort von Elisabeth Gnauck-Kühne

Wenn wir uns an der Hand der Ausführungen von Medizinalrat J. Graßl im Oktoberheft dieser Zeitschrift über das weibliche Dienstjahr aussprechen wollen, so wird bei dieser wie bei jeder anderen Behandlung der Sache die Verständigung ungemein erschwert durch den Umstand, daß wir mit dem Begriff Haushalt, Hausfrau, Hausmutter keine allgemein gültige, fest umrissene Vorstellung verbinden, so daß möglicherweise jeder Mitsprechende bei der Anwendung dieser Bezeichnung an eine andere Art (Kategorie) denkt.

Das tritt gleich in der Einleitung der Ausführungen über das Dienstjahr der Frau im Oktoberheft hervor. J. Graßl stellt die Forderung, daß der Zweck der Übung die Durchführung des Gelernten im Leben sei. Das ist eine Selbstverständlichkeit für jedwede Unterweisung. Wenn er nun auf Grund dieser Forderung einer in guten oder glänzenden Verhältnissen lebenden Frau vorhält, sie würde, wenn das Dienstjahr bereits in ihrer Jugend bestanden hätte, jetzt ihren Haushalt selber ‚führen' müssen, und besagte Dame, wie er erzählt, dies schroff ablehnt, so sagt sich die Leserin, daß da ein Mißverständnis obwalten muß, denn daß eine gebildete Frau ohne Grund und Erklärung ablehnen sollte, ihren Haushalt selbst zu ‚führen', ist einfach ungeheuerlich, — vorausgesetzt, daß die betreffende Frau in normaler Geistes- oder Gemütsverfassung ist. Ein Mißverständnis wird vorliegen. Von männlicher Seite wird die Folgerung gezogen sein: Sie würden ihren Haushalt selber ‚besorgen' müssen, d. h. selber kochen, waschen, plätten, reinmachen müssen. Darauf wird die Dame gesagt haben: ‚Ausgeschlossen. Was sollte meine Köchin, mein Diener, meine Jungfer machen, was würde mein Gatte sagen, wenn ich, statt nötige Besuche mit ihm zu erledigen, am Herde stehen wollte? Daß ich meinen Haushalt „führe", ist selbstverständlich. Ich tue es auch ohne Dienstjahr, weiß, welche meiner Dienstboten zuverlässig sind, welche ich häufig zu kontrollieren habe, wieviel Geld die Lieferanten letzten Monat erhalten haben, welche Garderobenstücke der Kinder erneut werden müssen usw. Die Führung des Haushalts erfordert so viel Überlegung und Voraussicht, daß mich anfangs die Verantwortung aufschrecken ließ, so daß ich beständig ein Notizbüchlein in der Tasche trug, um zu notieren, wenn mir ein Punkt einfiel, den ich zu vergessen fürchtete. Jetzt sehe ich, daß es geht. Mein Mann ist zufrieden, ich verbrauche nicht mehr, als er mir monatlich gibt — aber leicht war es nicht. Meine Töchter sollen es besser haben, ich schicke sie bestimmt

in eine gute hauswirtschaftliche Schule.' Möglicherweise hat die Dame so gedacht und gesprochen.

Wo liegt nun das Mißverständnis? Es liegt nicht in der ethischen Bewertung des Hausfrauenberufs, sondern in seiner technischen Erfassung, d. h. in der Beurteilung der praktischen Aufgabe und Leistung. Wenn Graßl verlangt, der Staat solle auf Anwendung des Gelernten bestehen, so wird ihm jeder beipflichten; die Antworten werden aber von kunterbunter Verschiedenheit sein, wenn gefragt wird, was unter dem Gelernten zu verstehen sei. Unter den Begriff Hausfrau fallen die verschiedensten Abstufungen, von dem überlasteten ‚Mädchen für alles' bis zur geputzten Puppe mit Vogelhirn. Das Dienstjahr nun soll allen Ansprüchen gerecht werden. Es muß Hausfrauen kennen für die Zweizimmer- und die Zehnzimmerwohnung, für Bauernwirtschaft und Rittergut. Von den Töchtern der sozial begünstigten Klassen muß weitaus das meiste verlangt werden. Sie müssen lernen, was die unteren Klassen lernen, um die Arbeit im Notfalle selber verrichten, jedenfalls anweisen und beurteilen zu können; außerdem müssen sie aber verstehen, den Ansprüchen ihrer Gesellschaftsschicht gerecht zu werden, einen herrschaftlichen Haushalt zu führen. Deshalb haben sie bedeutend mehr zu lernen als die Töchter der unteren Klassen, und es geht nicht an, wofern man von der Frauenwelt ganz allgemein spricht, die Forderung, Gelerntes solle angewendet werden, nur auf Handtätigkeit zu beziehen. Daß die Gattin eines Ministers ihren Hausflur selber scheuert, wird Graßl schwerlich wollen; aber hat besagte Dame im Dienstjahr nicht weiteres gelernt? Ist sie nicht als künftige Konsumleiterin über den Nährwert der Speisen, Ware, Preis, Krankenkost, als Mutter über Kinderstubenhygiene, Säuglingspflege, Wohnungskultur unterrichtet worden? Und sind ihr nicht die Schwierigkeiten, die wir als ‚soziale Frage' bezeichnen, erklärt worden, hat sie nicht über die Ursachen der Dienstbotennot nachdenken müssen? Sind nicht Versuche gemacht worden, ihr den Zusammenhang ihrer künftigen Hauswirtschaft mit der Volkswirtschaft klar zu machen, sie den Staat als Organismus verstehen zu lehren, dem wir alle als lebendige Zellen aufs engste verbunden sind, so daß sie zu dem Begriff und Gefühl des Gemeinschaftslebens kommt und zur Abweisung und Verurteilung des Individualismus als des Feindes von Familie und Staat — mit einem Wort, ist sie nicht auch staatsbürgerlich geschult worden? Umgekehrt werden die Töchter der untern Klassen hören, wie viel strenger, streng bis zur Unerbittlichkeit, und wie viel länger die Töchter der höhern Klassen erzogen werden, daß sie von klein auf einer äußern Zucht unterworfen sind, von der die Kinder der untern Schichten in ihrer ungehemmten, zügellosen Bewegungsfreiheit nichts wissen. Es ist aufs allerwärmste zu wünschen, daß auch dies Gelernte von allen Schichten das ganze Leben hindurch angewendet und damit ein verständnisvolles, friedliches Einvernehmen unter den Klassen gefördert wird. Verlangte dagegen Graßl, daß jede Frau mit der Hand

praktisch in der Küche arbeitete, so müßte er auch verlangen, daß jeder Offizier sein Gewehr und sein Pferd selbst putzt, jeder Gutsbesitzer hinter dem Pfluge geht und Gabel und Dreschflegel führt, jeder Operateur die Binden selber wäscht und die Instrumente reinigt. Es ist vielmehr aufs dringendste zu wünschen, daß die Töchter wohlhabender, gebildeter Schichten im Dienstjahr auch von falscher Sparsamkeit und verkehrter Tätigkeit erfahren, wie eine Frau sie übt, die aus Liebhaberei kocht, aber das Obst im Keller faulen, Kartoffeln erfrieren, Würste in einem selten betretenen Raume verderben läßt und Mann und Kinder, nicht nur ihren Blumentisch, über dem Kochen vergißt. Das Ganze im Auge haben, voraus denken, anordnen, die Arbeit richtig verteilen, Dienstboten anstellen, die Zügel fest in der Hand halten und doch den Ausführenden nicht zur Maschine machen, kurz, den Haushalt organisieren, zu einem kleinen Staat im Staate gestalten und diesen Miniaturstaat als erste Dienerin des Ganzen regieren — das alles soll gelernt und im Leben angewendet, ausgeführt, in Tat umgesetzt werden, denn das heißt und ist eben wirtschaften. Von Gottl-Ottilienfeld sagt: ‚Wirtschaft im subjektiven Sinne ist die umsichtig waltende Sorge für den Einklang von Bedarf und Deckung‘, und an anderer Stelle: ‚Wirtschaften heißt eben, ewig das Ganze im Auge behalten, um über das Einzelne so zu entscheiden, daß es zum Heile des Ganzen ausschlägt. Immer auf die endzweckmäßige Gestaltung des Handelns geht das Wirtschaften aus.‘*

Nun kommen freilich auch breite Schichten in Betracht, bei denen es sich vorwiegend um Aneignung und Anwendung praktischer Fertigkeiten handelt, vorwiegend, nicht ausschließlich, denn immer und überall, auch in den untern und untersten Schichten, sprechen bei der hausfraulichen Tätigkeit unwägbare Momente mit. ‚Der Charakter der Frau ist alles‘, sagt Dr. Käthe Gaebel in ihrem Buche über die Heimarbeit. Das Volk fühlt es und drückt es drastisch aus: ‚Mit Liebe, nicht bloß mit Feuer gekocht‘, oder: ‚Das schmeckt nach Muttern.‘ Für die verständnisvolle, gewissenhafte Aufsicht der Herrin auf dem Lande heißt es: ‚Ihr Auge hat das Vieh fett gemacht.‘ In den Schichten nun, in denen die Handtätigkeit für die Hausmutter überwiegt, wird es sicher Frauen geben, die das Gelernte nicht anwenden wollen, sondern Mann und Kindern und dem Staat alles schuldig bleiben. Auch in den obern Schichten gibt es pflichtvergessene Frauen, nur ist ihr Versäumnis nicht so augenfällig wie das der Frau tieferer Schichten; man verschleiert es lieber und leichter. Weil es bei der tiefern Schicht leichter zu fassen und nachzuweisen ist, deswegen ist zu hoffen, daß der Staat mit der Zeit lernt, die Anwendung des Gelernten zunächst in diesen Schichten zu erzwingen, so wie er den leichtsinnigen Ehemann durch das Gesetz über die säumigen Nährpflichtigen zu Arbeit und Verdienst zwingen kann. Kommen wir mit der Zeit wirklich zu einem weiblichen Dienstjahr, so ist anzunehmen, daß wir auch Mittel und

* Grundriß der Sozialökonomik, II. Abteilung. Tübingen, 1914.

Wege finden werden, die säumige Hausfrau und Mutter zur Arbeit zu zwingen. Erst freilich muß das Dienstjahr da sein, das heißt die Gewißheit, daß alle weiblichen Personen ihren Haushalt zu besorgen gelernt haben. Bis dahin fordern wir ja von der Hausfrau, daß sie wisse, was sie nicht gelernt, daß sie könne, was sie nicht geübt hat.

Daß alle Frauen die hausmütterlichen Arbeiten lernen müssen, verlangen sämtliche Stimmen zum Dienstjahr. Ohne diesen Zwang kommt die ganze Bearbeitung der öffentlichen Meinung nur auf eine Empfehlung hausmütterlicher Schulung heraus — eine Empfehlung, die bei einsichtigen Eltern überflüssig, bei den nicht einsichtigen vergeblich ist. Alle müssen dienen, das heißt alle Frauen hausmütterlich geschult werden. Wenn einmal ein grünes Backfischchen das niedliche, naseweise Näschen rümpft und meint, sie würde nur einen reichen Mann nehmen und die beste Dienerschaft halten, sie brauche nichts zu lernen, so ist das eben kindlicher Unverstand, der zeigt, wie nötig das allgemeine Dienstjahr ist. Wir wissen doch noch, wie bei Kriegsausbruch die Herren Jungen erklärten, ferner nicht französisch und englisch lernen zu wollen — soll kindlicher Unverstand ein Vorrecht der Knaben sein? Träfen wir häufiger, nicht nur als erheiternde Einzelfigur, den Backfisch, der nicht hausmütterlich geschult werden will, so würde das der triftigste Grund sein, die Einführung des allgemeinen Dienstjahres tunlichst zu beschleunigen. Eindruck würde die geäußerte Abneigung ja freilich nicht machen, so wenig es den Mann von der Schießübung befreit, daß er ungern funkt. Pflicht ist Pflicht. Dem Weibe die Mutterschaft, dem Manne die Ritterschaft. Der Mann muß unter die Waffe treten, die Frau in die hausmütterliche Arbeit.

Weiter äußert Graßl das Bedenken, die Mädchen müßten gemustert werden, und eine große Zahl würde als untauglich bezeichnet werden müssen. Bei allem Nachdenken habe ich nicht ergründen können, wozu diese Musterung dienen sollte. Das Dienstjahr soll dem Mädchen diejenige Ausbildung verleihen, die jetzt schon in ernstlich geführten Haushaltslehranstalten (Gemeinschaftshäusern) gewährt wird. Ich erinnere an die Häuser der Franziskanerinnen in Remagen, der Schwestern vom armen Kinde in Kalk und Neuß, an die wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande (von Ida von Kortzfleisch begründet) und viele andere. Das Dienstjahr soll diese Ausbildung nur allgemein erzwingen und vervollkommnen. Keine dieser Anstalten kennt eine Musterung. Welchen Zweck sollte sie haben? Die Tauglichkeit zu erweisen? Tauglichkeit wozu? Setzen wir den Fall, ein Stadtkind ist stark bleichsüchtig. Da wird es für sein Dienstjahr in ein Gemeinschaftshaus auf dem Lande geschickt, und die Leiterin der kleinen Sondergemeinschaft, der es zugewiesen wird, erhält den Wink, besondere Pflege anzuwenden, einen Wink, der nicht einmal nötig sein dürfte, denn ein nicht zu unterschätzender Zweck des Dienstjahrs ist körperliche Kräftigung der Mädchen. Also Bleichsucht, überschnelles Wachstum, schlechte Haltung, ja leichte Entwicklungsepilepsie, schwache

Lungen, skrophulöse Erscheinungen würden vom Dienstjahr so wenig befreien wie völlige Taubheit oder Taubstummheit oder Lähmung eines Armes oder beider Füße. Ja auch mit einem erblindeten Auge kann das Mädchen hausmütterlich viel lernen und viel leisten. Auf beiden Augen Blinde sind dagegen wohl am besten in einer Blindenanstalt, mit ansteckenden Krankheiten Behaftete in einer Heilanstalt aufgehoben. Daß ein Mädchen zum Dienstjahr nicht angenommen wird, dürfte ein höchst seltener Fall sein, da schwächliche Konstitution, Gebrechlichkeit kein Hindernis ist. Wir wollen durch dies volle Jahr vernunftgemäßer, streng geregelter Tätigkeit unter hygienischen Bedingungen nicht nur tüchtige, gelernte Hausfrauen, sondern auch gesunde, gekräftigte Mütter heranziehen. Und diese Ertüchtigung des Geschlechts soll neben dem Gemeinwohl auch das Glück der Ledigen fördern. Die Frauen, die nicht oder nur vorübergehend zur Ehe gelangen, sollen keineswegs ihre Naturanlage, ein Heim wohnlich gestalten zu können, unterdrücken und dem unfraulichen Dasein der Nichts-als-Berufsarbeit, gleichviel ob geistiger oder mechanischer Art, ausgeliefert sein. Auch die lebenslängliche Berufsfrau, die Ledige sowie die Witwe, sie sollen Hausfrauen sein, und das Dienstjahr soll ihnen dazu helfen. Es findet sich für jede Leistungskraft etwas zu tun, denn das Gebiet der hausmütterlichen Tätigkeit ist von einer Vielseitigkeit, von der sich der Mann schwer eine Vorstellung macht. Aber nicht nur die Quantität, auch die Qualität der zu fordernden Leistungen ist von größter Verschiedenheit und in der Verschiedenheit wieder von graduellen Abstufungen, so daß für jede Art der Begabung und für jeden Grad der Begabung Entwicklungsmöglichkeit geboten wird. Man wolle sich nur einmal annähernd vergegenwärtigen, was allein von der städtischen Hausfrau gefordert wird: Stricken, Häkeln, Hand- und Maschinen-Nähen, Stopfen, Flicken, aus Altem Neues zurechtschneidern, Hüte garnieren, Kochen, Einmachen, Dörren, Backen, zu rechter Zeit einkaufen, Preise und Waren kennen, abschätzen, wieviel sie an Kohlen und Holz gebraucht, mit wieviel Kartoffeln sie sich eindeckt, wie sie sich mit ihrem Haushaltsgeld einzurichten hat; sie muß Speisezettel zusammenstellen, Reste verwerten, Krankenkost herrichten, reinmachen und putzen, scheuern, waschen, plätten, an das Reinigen der Öfen, das Klopfen der Betten und Teppiche denken... Und nun erst die ländliche Hausfrau, die auch noch Vieh und Garten zu besorgen hat! Wir würden nicht fertig, wollten wir alles angeben, woran sie im Wechsel der Jahreszeiten zu denken, wonach sie zu sehen hat. Dabei haben wir noch kein Wort von den Pflichten gegen Mann und Kinder und von Krankenpflege gesagt. Die Vielseitigkeit ist unerschöpflich. Die Hausmutter muß ihren Lebensbaum zu Millionen Spänchen zersplittern, ihren ganzen breiten Lebensstrom in Tropfen ausgeben. Oder wir könnten sagen, die Tätigkeit der Hausmutter ist musivische Arbeit. Aus hunderten von größern und kleinern Stücken, widerstrebende Elemente bindend, schafft sie das Kunstwerk Heim oder

Familienglück genannt.* Dazu gehört aber, daß sie die Technik ihrer Arbeit beherrscht und ihre Seele hineinlegt. Das kann und soll sie in größten und glänzenden Verhältnissen tun, wo gute Dienstboten jedes Winks gewärtig sind, und das kann und soll sie in den allerbescheidensten Verhältnissen tun, wo nur die peinlichste Sauberkeit und Ordnung, unermüdlicher Fleiß und gewissenhaftes Rechnen, Frömmigkeit und Herzenseintracht die ärmlichen Räume zum Heim machen, in dem ein selbstgezogenes Geranium am Fenster der einzige Luxus ist. Um es zu können, muß das Mädchen aber lernen, muß die Technik ihrer Aufgaben lernen und den Geist ihrer Aufgaben erfassen. Die Technik ihrer Aufgabe verlangt Übung. Kartoffelschälen lernt man nicht mit dem Ohr, sondern mit der Hand. Und zu dem Geist ihrer Aufgabe, zu der Zucht, die sie verlangt, zu der Einordnung, die sie nötig macht, kommt das Mädchen auch nur durch Übung, durch Übung in der Zucht, vulgo Erziehung. Erziehung ist Übung in der Zucht. Übung kann die Lernschule in ausgiebigem Maße nicht geben, auch deshalb (oben kam der hygienische Gesichtspunkt zur Sprache) ist ein Internat, ein Gemeinschaftshaus nötig. Denn Kenntnisse und die größten Fertigkeiten machen noch nicht die gute Hausmutter aus. Zu dem unentbehrlichen Besitz an Technik muß die rechte Gesinnung hinzukommen. Die muß erworben, anerzogen werden. Einigen fällt sie zu, andere erwerben sie leicht, andere schwer. Es ist ein Irrtum, zu wähnen, daß jedes Mädchen von Natur hingebend und opferwillig sei. (Ebensowenig ist jeder Mann ritterlich.) Die Erziehung zur Pflicht ist eine Gewöhnung an das Opferbringen. Diese Gewöhnung wird das Beste sein, was die Dienstjährige aus dem Gemeinschaftshause mit hinwegnimmt. Nur durch religiös-sittliche Zucht wird der Mensch gemeinschaftsfähig. So wenig wie man durch Worte Kartoffelschälen lernt, so wenig wird man allein durch das Ohr gemeinschaftsfähig. Auch dazu gehört Übung im Zusammenleben. Die soll das Dienstjahr geben und kann es geben, kann es auch den Kränklichen, Schwächlichen, Krüppeln geben. Dazu bedarf es keiner Musterung, einfach eines Zeugnisses vom Schularzt, daß keine ansteckende Krankheit vorliegt.

Ja — soll denn aber nicht die Familie diese Gemeinschaftsfähigkeit anerziehen? Ist es denn ein Widerspruch zu sagen, das Dienstjahr solle der Familie dienen und zugleich ihr die Tochter nehmen? Es würde in der Tat ein Widerspruch sein, wenn die Familie heute noch wäre, was sie vor hundert Jahren, vor der Freizügigkeit und der Maschine war. Was die Töchter aller Schichten im Dienstjahr lernen sollen, das können sie nur in seltenen glücklichen Fällen noch daheim lernen. Die wirtschaftliche Entwicklung hat die Familie gelockert, der ethische Individualismus hat wacker

* ‚In der schlichten, täglichen Arbeit der Frau vollzieht sich das höchste Wunder — die Vergeistigung der Materie.‘ Wygodzinski, ‚Die Hausfrau und die Volkswirtschaft‘. Tübingen 1916.

mit an dem Zerstörungswerk geholfen, der Umschwung in den Produktionsverhältnissen hat die Hauswirtschaft umgestaltet. Dieser letztere Umschwung ist der öffentlichen Aufmerksamkeit lange entgangen, er hat sich eingeschlichen wie ein Dieb, hat die Arbeitsverhältnisse im Leben der Hausfrau verschoben, ohne daß sie angehalten wurde, der neuen Zeit ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie selber war einst daheim mit Selbstverständlichkeit in das erfahrungsmäßig erworbene und überlieferte Können ihrer Mutter hineingewachsen, nun stellte die Zeit andere Anforderungen. Diesen Bruch müssen wir erst ausgleichen. Das weibliche Geschlecht muß in die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse hineingeführt werden. Gelingt es, so könnte das Dienstjahr sich nach einer Generation selbst überflüssig machen, wenn nicht die Erziehung zur Gemeinschaft in Betracht käme, die in den Schichten, wo die Tochter Randverzierung, Schau- und Schmuckstück ist, ebenso schwer jetzt zu erzielen ist wie in den Schichten, wo sie mit der Schulentlassung selbständige Verdienerin wird.

Graßl weist auf die Gefahren des Zusammenlebens hin. Ja — sind denn nicht alle Gemeinschaften gefährlich? Kann nicht ein Kind auch in der Schule verdorben werden? Werden unsere Knaben in den Internaten und Alumnaten* (bei ihnen spricht man nicht von Kasernierung) verdorben? Sollte, wenn die altbekannten Erziehungshäuser, zum Beispiel der Ursulinen, sittliche Gefahren für die weibliche Jugend unvermeidlich mit sich bringen, dies nicht längst von den Eltern erkannt sein? Und wie wäre es zu erklären, daß die kirchliche Behörde, die treu über ihre Herde wacht, diese sittliche Gefährdung duldet? Oder werden die Gemeinschaftshäuser nur dann gefährlich, wenn statt der Wissenschaften Hauswirtschaft getrieben wird? Dann läge die Gefährdung nicht in der Umgebung sondern in der Beschäftigung. Dann kämen wir zu dem — abgeschmackten — Schlusse, daß die Hauswirtschaft verboten werden müßte, statt ein Dienstjahr zu ihrer Pflege einzurichten. Nein, da jede Gemeinschaft gefährlich sein kann, gilt es, die Jugend zu beaufsichtigen und sittlich zu festigen. Was nicht gefährlich werden kann, ist auch nicht bedeutend.

Die Gemeinschaftshäuser könnten — genau wie die Schulen — staatliche, städtische oder private unter Schulaufsicht sein. Die Eltern würden die Wahl haben. Ich habe in keiner Statistik finden können, wie viele deutsche Mädchen jetzt schon in hauswirtschaftlichen Gemeinschaftshäusern erzogen werden; man greift wohl nicht hoch genug, wenn man auf 50000 jährlich schließt. Diejenigen Gesellschaftskreise, in denen der Brauch herrscht, die Töchter hauswirtschaftlich vorschulen zu lassen, könnten mit dem Dienstjahr beginnen. Spielt die Steuerklasse immer eine große Rolle, warum nicht hier? Von derjenigen Steuerklasse an, die etwa 1200 bis 1500 Mk. Steuern zahlt, könnte beispielsweise dem Familienvater die Verpflichtung

---

* Wäre nicht ‚Gemeinschaftshaus' eine annehmbare Verdeutschung? Erziehungsanstalten sind ja auch alle öffentlichen Schulen ohne Internat.

zuerst auferlegt werden, gegen Zahlung seine Tochter in ein hauswirtschaftliches Gemeinschaftshaus zu schicken. Von dieser Steuerstufe an ginge es aufwärts und erst später abwärts. In dieser Folge erhielten wir zuerst gelernte und erzogene Hausfrauen, die ihre Dienstmädchen anlernen können; fingen wir umgekehrt bei den unteren Klassen an, bekämen wir zuerst gelernte Dienstmädchen, die ihre Herrin anlernen müssen. Die letzten Stufen würden nicht zahlen, ihre Kinder würde der Staat ausbilden. Das würde in Häusern geschehen, die an große Anstalten angegliedert sein müßten und deren Bedarf an Frauenarbeit bestritten, also in gewissen Grenzen Erwerbswirtschaften darstellten. Dadurch würde dem Staat Geld erspart. Müßte er einspringen, so würde die Steuerlast keineswegs, wie Graßl meint, nur auf männliche Schultern überwälzt, die selbständigen Frauen zahlen Steuern so gut wie die Männer und würden auch hier herangezogen werden. —

Danach wirft Graßl noch das Bedenken auf, die Mädchen würden durch das Dienstjahr von dem Verkehr mit Männern zurückgehalten. Vielen Pädagogen wird es als ein großer Vorzug des Dienstjahrs erscheinen, wenn es die Gemüter so beschäftigt und ausfüllt, daß sie zu albernen, ungesunden, kräftevergeudenden Liebeleien nicht kommen, und ernste Vergehungen, wie eine schmutzige Umwelt sie begünstigt, für ein Jahr ausgeschlossen sind. Die Mädchen treten dann an Kenntnissen und Fertigkeiten reicher, an Willen gekräftigt, an Pflichtgefühl gestärkt, mit erhöhter Gemeinschaftsfähigkeit in das Leben hinein und den Männern gegenüber und haben noch lange Zeit, den Schatz ihres Herzens in Einzelliebe auszugeben. Da das Dienstjahr als Verlängerung der Schulpflicht um ein Jahr gedacht werden kann, dies Jahr zwischen der Schulentlassung und dem neunzehnten Lebensjahr abgedient werden kann, so würden die Dienstjährigen schlimmstenfalls 19 bis 20 Jahre alt werden, bis sie heirateten. Das ist früh genug.

Nun ist noch das Bedenken zu beleuchten, daß man die Mädchen im Dienstjahr verbildete, indem sie zu gesteigerten Ansprüchen emporgeschraubt würden, die ihnen den Aufenthalt auf dem Lande verleideten. Jede Fehlermöglichkeit ist zugegeben, denn wo Menschen arbeiten, planen, schaffen, lauern Unverstand und Urteilslosigkeit auf Beute, und Unverstand, barer Unverstand wäre es, Bauernmädchen zu städtischen Damen heranbilden zu wollen. Dies Vorhaben würde allerdings durch den Umstand erschwert werden, daß die Gemeinschaftshäuser, so weit es angeht, schon aus gesundheitlichen Rücksichten auf dem Lande errichtet werden sollen, so daß die Annahme näher liegt, es werde umgekehrt gelingen, den Stadtkindern Geschmack am Landleben beizubringen. Jedenfalls wird das verwöhnte Stadtkind erleben, daß man in einfach-ländlichen Verhältnissen glücklich sein kann.

Ein schwerwiegender Einwand ist es, das Dienstjahr würde schädlich wirken, da unsere Volkswirtschaft die weiblichen Hände nicht entbehren könnte. Sie soll sie auch nicht entbehren, im Gegenteil, sie soll geübte Hände bekommen. Die Arbeit ist der Mensch. Wie der Mensch, so die Arbeit. Unsere Volkswirtschaft würde gut dabei fahren, wenn wir ihr

Hunderttausende von Händen jährlich schulten. Was wir auf dem Weltmarkte gegenüber den Horden der weniger kultivierten Völker brauchen, ist gute Arbeit bis zur Qualitätsleistung. Das setzt gehobene Arbeiter und Arbeiterinnen voraus. Sie zu bekommen, würde das Dienstjahr helfen, denn moralisch-körperliche Erziehung ist Hebung des ganzen Menschen. —

Auf den Einwurf, daß die erhöhten Kosten der Ausbildung eines Mädchens den Geburtenrückgang begünstigen würden, ist zu entgegnen, daß eine gelernte Hausfrau sparsamer wirtschaftet als eine ungelernte, daß sie ‚den Pfennig zum Taler macht', und daß die Auffassung der hauswirtschaftlichen und mütterlichen Aufgabe als einer gottgesetzten Pflicht den schamlosen Individualismus sicher einschränken wird, der sich gewissenlos alles erlaubt. Als Erfüllung gottgesetzter Pflicht soll das Mädchen hausmütterlich dienen.

Den Gedanken, daß Töchter aus gutem Hause angehalten werden sollten, in kinderreichen Familien ‚mit anerkannt tüchtiger Führung' ein Jahr abzudienen, bringt Graßl zum Schluß. Daß die begünstigten Klassen anfangen sollten, schlage ich auch vor; daß die Töchter aber in Familien ‚mit anerkannt tüchtiger Führung' dienen sollten, halte ich für eine Utopie. Wer wollte die vielen tüchtigen Führungen nachweisen? Man kennt wohl im glücklichen Falle eine, aber gleich Tausende? Wären die leicht zu finden, wozu dann das Dienstjahr? Mit dieser Annahme erscheint Graßl als Optimist, der überdies die sittliche Gefährdung, von der er früher sprach, hier übersieht. Die Dienstmädchen stellen bekanntlich die höchste Zahl der unehelichen Mütter, höher als die der Fabrikarbeiterinnen oder Kellnerinnen. Wollte man aber die sittliche Gefährdung in diesem Falle mit dem Hinweise in Abrede stellen, daß die höhere Lebensstellung der vornehmen jungen Dame den Dienstbotencharakter ausschließe, die Dienstjährige als freiwillige Hilfe in einer Familie vielmehr als Gast angesehen würde, so wäre zu fragen, was die Ehemänner dazu sagen würden, wenn sie einen feinen Dauergast in ihren engsten Kreis aufnehmen sollten? Die Abgearbeiteten würden sich dagegen wehren, die Gelangweilten — nur zu gern zufassen.

Alles würde auch auf diese Weise auf Zufälligkeiten ruhen.

Nein, wir müssen aus der Zufälligkeit heraus zu Sicherheit, Ordnung und System kommen zum Besten der Familie, auf der unsere Kultur, unser Staatsbau, das Wohl unseres Vaterlandes ruht.

Theaterkultur / Aus Anlaß der Hildesheimer Tagung Von P. Expeditus Schmidt

Das Wortbild der Überschrift mag manchem Auge ungewohnt erscheinen; denn was hat das Theater mit Kultur zu tun? Bei seinem Namen stehen vor dem geistigen Auge der meisten die Gestalten glänzender Darsteller, großer Sängerinnen, vielleicht auch ein Reinhardtsches Ausstattungsbild oder

aber der jüngste Operettenschlager. Ja, solche Anschauung fragt mit Recht, was haben denn Theater und Kultur miteinander zu tun? Damit ist auch der wunde Punkt schon klargelegt, daran unser ganzes Theaterwesen von heute krankt: eine erschreckende Kulturlosigkeit.

Aber kann es denn anders sein? Wer gibt denn den Ton an im deutschen Theaterleben von heute? Berlin und wieder Berlin. Und daß die Reichshauptstadt keinen Anspruch erheben darf, wirkliche Theaterkultur zu besitzen, geben einsichtige Theaterleute, auch wenn sie mit Spreewasser getauft sind, ehrlich zu. Und das ist auch leicht zu begreifen. Jede Kultur braucht ein Volk zum Mutterboden; Berlin hat aber, zumal seit es Reichshauptstadt geworden, immer nur ein Publikum gehabt. Auf irgendwelches starke gemeinsame Empfinden war bei der in Berlin zusammengeströmten Masse natürlich nicht zu rechnen, und so mußten die äußerlichsten Theaterwirkungen oder aber das scharfe Gewürz herhalten, um wenigstens die niederen Regionen dieser sogenannten Seelen zu einer Art von gemeinsamem Fühlen zu bringen. Alle Ideale von Volkstum, von Gesittung und Bildung müssen da natürlich schweigen, und es ist eine sehr begreifliche Entwicklung, die das Theater zur Delikatessenhandlung, also zum Geschäft werden läßt. So ist Berlin die Stadt des dramatischen Konfektionärs geworden, der seine Ware in Paris einhandelt wie sein Kollege in Mänteln und Damenhüten. Und selbst wo ein Shakespeare als Hausdichter erscheint, tritt der industrielle Zug zutage in der ‚Aufmachung', und unwillkürlich stehen die Leute in der Provinz unter dem Banne dieser Berliner Kulturlosigkeit und ahnen gar nicht, daß manch kleines Hof- oder Stadttheater mehr Kulturarbeit leistet als ganz Berlin.

Muß man wirklich erst an Zeiten erinnern, die eine große Theaterkultur gesehen haben, an Zeiten, die jedem Gebildeten von der Schule her bekannt sind, an die Tage der Äschylos und Sophokles, an die Bühnenspiele des deutschen Mittelalters? Da war ein Volk, das in lebendiger Teilnahme mit ganzer Seele dem Spiele folgte, ein Volk, das diese Kunst aus der eigenen Seele heraus ins Leben rief, das in ihr sein Höchstes, sein Bestes zu geben sich bewußt war, und eben darum auch sich selbst in solch künstlerischer Kultur höher und höher entwickelte. Auch in den Tagen des fröhlichen Altenglands, wo es freilich jetzt ganz anders geworden, konnte der ‚Schwan vom Avon' und die mit ihm wirkten, eines Volkes und eines Hofes Kunstfreude stillen. Selbst unsere Klassiker standen noch weit günstiger da: kam ihnen doch das erwachende deutsche Volksbewußtsein begeistert entgegen. Das waren Zeiten einer künstlerischen Kultur, die im Boden des Gemeinsamkeitsgefühles eines Volkes verankert war. Nun sollte man freilich meinen, daß die Reichsgründung den mächtigsten Anstoß hätte bieten müssen zu einem neuen Aufschwunge künstlerischer Kultur — aber jedermann weiß, wie schwer die Enttäuschung war. Die Gründung des Reiches, die uns von Österreich loslöste, wo die alte Kaiserstadt Wien ein wirklicher Mittelpunkt künstlerischer Kultur war, ist als politische Großtat gewiß hoch-

bedeutsam geworden, aber die Kulturfrüchte ließen lange auf sich warten. Das Gründertum der ersten Jahre mit seiner einseitigen Wertschätzung materieller Güter, dann der Kulturkampf, der einen so tiefen Riß im Gemeinschaftsgefühle des deutschen Volkes zur Folge hatte, erwiesen sich als kulturfeindlich im bedenklichsten Sinne. Waren es Kinderkrankheiten des neuen Reiches, so mußten sie eben überwunden werden, ehe wirkliche Kulturfrüchte reifen konnten.

Und wie die Zeit voll Blut und Eisen, deren Bezeichnung als ‚der große Krieg' uns heute freilich recht kühn vorkommt, eine politische Sehnsucht des deutschen Volkes erfüllte, so will es den Anschein gewinnen, als sollte der wirklich große Krieg, den wir jetzt erleben, so mancher Kultursehnsucht zur Verwirklichung verhelfen. Moltke hat bekanntlich vorausgesagt, das junge Reich werde seinen äußeren Bestand in einem weiteren Kriege zu verteidigen haben; fast könnte man meinen, daß dieser Krieg auch notwendig war, ihm seine innere Vollendung zu bringen im Bewußtsein einer wirklichen kulturellen Einheit. Es ist nicht zuviel gesagt, daß die Hildesheimer Tagung vom August 1916, die nach dem Zeugnisse der ‚Kölnischen Zeitung' eine großzügige Organisation für den Ausbau einer deutschen Theaterkultur grundgelegt hat, ohne die Stimmung dieses Krieges kaum möglich gewesen wäre.

Gewiß war es nicht der Krieg, der diese Gedanken zum Leben erweckte; einzelne Leute haben die Notwendigkeit der Arbeit in diesem Sinne immer richtig erkannt, und der Schreiber dieser Zeilen darf sich freuen, schon im Jahre 1900 in der damals von Dr. Kausen geleiteten Zeitschrift ‚Die Wahrheit' die Notwendigkeit einer solchen Organisation betont zu haben. Freilich konnte damals, als der Kulturkampf noch in frischer Erinnerung stand, nicht vorausgesehen werden, daß sich, wie in Hildesheim angebahnt worden, einmal alle Kräfte, die der Kultur auf diesem Felde zu dienen fähig und willig sind, zusammenfinden würden. Es muß hier anerkannt werden, daß die ersten, die in Deutschland praktische Arbeit nach diesem Ziele leisteten, die Sozialdemokraten waren, die zuerst mit ihren freien Bühnen aus dem reinen Geschäftsbetriebe des Theaterwesens herausstrebten, um dem Volke Kunst zu bieten. Es ist klar, daß in den Zeiten gesteigerter politischer Meinungsverschiedenheiten die Begriffe ‚Volk' wie ‚Kunst' ziemlich einseitig gefaßt waren, aber der Grundgedanke hatte sicherlich seine Berechtigung. Ich glaubte damals, es könnte vielleicht möglich sein, diesen Bestrebungen im Dienste künstlerischer Kultur auf der äußersten Linken ein Gegenstück auf unserer Seite zu geben. Aber der Gedanke war verfrüht; und vielleicht war es gut so, denn der Boden war noch nicht bereitet und zwei Organisationen, die den äußersten politischen Gegensätzen zu dienen in Gefahr gekommen wären, hätten vielleicht die großzügige Vereinigung, die sich jetzt gestalten will, nur erschwert. Zur Ruhe gekommen ist der Gedanke ja nie mehr, und die Calderon-Gesellschaften, erst die Münchener, dann die Berliner, versuchten, im kleinen diesem Ziele zu dienen. Während sich die Berliner bald

auf ausschließlich katholischem Boden vornehmlich der Pflege des geistlichen Festspiels zuwandte, hatte sich die Münchener von Anfang an auf gemeinsamen Boden gestellt und war so eine Art von Vorläuferin des neuen Verbandes. Ihr Ziel, so schön es gedacht war, konnte sie freilich nicht erreichen, weil die Grundlage, auf der sie bauen mußte, zu schmal war — wir brauchen durchaus nicht zu verschweigen, daß die christlich gerichteten Kreise nicht so mitgingen, wie man hätte hoffen und erwarten können. Ich sage das nicht, um hier nachträglich irgendwelche Vorwürfe zu erheben; der Arbeit der Gesellschaft stellten sich auch noch andere Hindernisse entgegen. Jedenfalls aber zeigt gerade das, was sie nicht erreichte, wie notwendig für das Ziel eine ganz breite Grundlage ist. Es muß angestrebt werden, die Bühnenkunst wieder zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes zu machen, sie zu befreien von der Aufgabe, nur einem engbegrenzten Kreise mit wohlgefülltem Geldbeutel ein paar Abendstunden mehr oder minder anregend totschlagen zu helfen. Wieder muß gesagt werden, daß die deutsche Arbeiterschaft, und nun nicht mehr ausschließlich die Sozialdemokraten, diese Notwendigkeit am schnellsten erfaßte; die sogenannten freien wie die christlichen Gewerkschaften ließen sich's angelegen sein, ihren Mitgliedern gute und billige Vorstellungen zugänglich zu machen. Was aber hier noch Ausnahme war, das sollte doch eigentlich Regel werden: das Theater als Stätte künstlerischer Kultur soll dem ganzen Volke gehören, nicht einer kleinen Auslese, die nach Maßgabe des Geldbeutelumfanges getroffen wird.

Die notwendige Folge dieser neuen Kulturaufgaben, die dem Theater gestellt werden, ist natürlich auch ein gewisser Wandel in der Auswahl der Kunst, die geboten wird. Vieles, was im jetzigen Theater der geldbeutelkräftigen Kreise um seines starken Reizes willen besonders gern genossen wird, verbietet sich auf dem Theater des Volkes ganz von selbst. Eine Volksbühne kann keine Stätte gewagter Versuche sein; noch weniger darf sie ein Mittel zur Untergrabung der Volksgesundheit werden. Sie darf eben, mit einem Worte gesagt, nicht mehr vom Standpunkte des Geldmachens geleitet werden, sondern muß das Bewußtsein haben, mit ihren künstlerischen Gaben der Kultur des Gesamtvolkes zu dienen.

Daraus ergibt sich eine weitere Folgerung. Man hat in den letzten Jahren vor dem Kriege genug zu hören und zu lesen bekommen über das Elend in den Kreisen der Bühnenkünstler. Es war ein Elend in doppeltem Sinne, das reine Geschäftstheater nützte natürlich bei dem großen Angebote die Arbeitslöhne ganz gehörig aus: Hungerlöhne waren eher Regel als Ausnahme. Und auf der anderen Seite war der Geist, der im Theater der Auslese herrschte, zumeist kein Geist sittlicher Höhe; das Schicksal einer Gemma Boič, die an der Gemeinheit des heutigen Geschäftstheaterbetriebs zugrunde ging, wird immer eine ergreifende Mahnung bleiben. Ernst Leopold Stahl hat auf Grund ihrer erschütternden Briefe die Tragik dieses Künstlerlebens gezeichnet, und dieser Fall steht durchaus nicht einzig da, wenn auch der Ausgang nicht jedesmal so traurig ist. Aber ein Bruch mit den Ge-

pflogenheiten des rein geschäftlichen Theaterunternehmens wird auch nur dann herbeigeführt werden können, wenn der Geschäftsmann, der nur dem Geldbeutel dient, einem Theaterleiter weicht, der sich seiner kulturellen Pflicht gegenüber verantwortlich fühlt und auch verantwortlich gemacht werden kann. Die Bühnenleute, die sich in großen Verbänden zusammengeschlossen haben, sind sich wohl bewußt, daß ihre Verbände durchaus nicht einseitig der wirtschaftlichen Hebung zu dienen haben, daß diese vielmehr nur als Folge einer neuen kulturellen Betrachtung und Behandlung des gesamten Theaterwesens zu erreichen ist.

Das also sind die Ziele einer gesunden Theaterkultur; sie schwebten vielen klarblickenden Geistern in den verschiedensten politischen und religiösen Lagern des deutschen Volkes vor. Anläufe zur Besserung wurden immer wieder gemacht. Auf katholischer Seite wirkten vor allem die Vorträge des Jesuitenpaters Overmans im Frühjahre 1914 in dieser Richtung; freilich war es zunächst die Kritik an den bestehenden Zuständen, die darin zutage treten mußte, aber der Hinweis auf die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses fehlte durchaus nicht. Wenn P. Overmans einen solchen Zusammenschluß auf Grund des katholischen Vereinswesens befürwortete, so lag darin durchaus nicht die Absicht einer neuen konfessionellen Scheidung, bestimmend war hierfür nur der praktische Gedanke, daß man diese Vereinsorganisation eben auch für den Zweck würde gewinnen können, während es fraglich erschien, ob auf der anderen Seite ein Zusammenarbeiten mit den Nichtkatholiken zu erwarten wäre. Diese Vorträge haben ohne Zweifel einen guten Teil des Verdienstes daran, daß die Theaterkulturbewegung neuerdings in Fluß kam und daß man in gewissen katholischen Kreisen so manches Bedenken überwand, das der Beschäftigung mit dem so wenig bekannten Theater im Wege stand.

Aus dieser neuerwachten Bewegung heraus wurde der Gedanke eines großen Verbandes zur Förderung der deutschen Theaterkultur geboren, und im Herbste des Jahres 1914 wollte er zum ersten Male an die Öffentlichkeit treten. Da kam der Krieg, und vorläufig mußte alles zurückgestellt werden. Aber gerade der Krieg, der nicht nur der große Zerstörer, sondern auch ein gewaltiger Neuschöpfer ist, sollte auch hier als Vater aller Dinge wirken. Mancher deutsche Schriftsteller und Theatermann, der vordem für die technische Geschicklichkeit, für die Mache unserer westlichen Nachbarn sehr viel übrig hatte, konnte nun im Volksleben dieser gleichen Nachbarn an der Quelle nur allzu deutlich sehen, wohin eine sogenannte Kunst führen mußte, für die der Ehebruch nicht viel mehr bedeutet als ein Glas Wasser trinken. Da gab es manche Selbstbesinnung und neues Verständnis für das heimische Bestreben, dem Volke seine sittliche Gesundheit zu erhalten oder wieder zu gewinnen. Und es ist begreiflich, daß solche Erkenntnisse manche Bedenken gegen die konservative, christliche und katholische Bewegung schwinden ließen.

Diese Bewegung selber war natürlich trotz des Mißgeschickes, das

zunächst der Krieg verursacht hatte, nichts weniger als tot; es wurde im Stillen weiter gearbeitet, und wie bei jeder Bewegung, die Frucht bringen soll, vor allem Männer notwendig sind, die sich der mühevollen Schreib- und sonstigen Kleinarbeit unterziehen, so fanden sich auch hier die opferwilligen Leute. Eine Personenfrage war es, die für Hildesheim entschied, des neuen Verbandes Geburtsstätte zu werden. Dort fand sich ein kleiner aber rühriger Kreis von Männern zusammen, der auch die Förderung amtlicher Stellen zu gewinnen verstand und in langsamer, geduldiger Arbeit die Vorbereitung der Gründungstagung in die Hand nahm. Und es war ohne Zweifel ein glückliches Zusammentreffen, daß eine deutsche Mittelstadt den ersten Mutterboden darbot; in einer solchen ist die Macht der am reinen Geschäftstheater beteiligten Kreise nicht so stark wie in der Großstadt, und der Gedanke, daß von den städtischen Bühnen die Erneuerung werde ausgehen müssen, konnte hier recht eigentlich Boden gewinnen und zugleich die Probe auf das Beispiel machen. Daß von einer rein konfessionellen Gründung unbedingt abzusehen sei, war man sich von Anfang an klar gewesen, und in Hildesheim selber fanden sich sofort Leute verschiedener Bekenntnisse wie verschiedener politischer Richtung zusammen. Gleichwohl konnte es noch immer als Wagnis erscheinen, zu einer solchen Gründung, wozu noch obendrein die Anregung vornehmlich von katholischer Seite ausgegangen war, nach dem verhältnismäßig kleinen Hildesheim einzuladen. Aber das Wagnis gelang über Erwarten: Hildesheim rief, und alle kamen — oder doch wenigstens fast alle. Zwei Gruppen fehlten; von der einen wird es niemand Wunder nehmen: die Theaterkonfektionäre, die man gerne als Berliner Theaterjudentum zusammenfaßt, blieben natürlich weg, denn gegen sie mußte sich die Neugründung selbstverständlich in erster Linie richten. Ich möchte jedoch ausdrücklich bemerken, daß sich diese Gruppe durchaus nicht auf Juden beschränkt und daß auch unter Theaterleitern jüdischen Bekenntnisses vorzüglich arbeitende Männer zu finden sind. Man braucht ja nur an Raphael Löwenfeld zu erinnern, den Begründer des Berliner Schillertheaters. Nicht also irgendeine Kennzeichnung des Bekenntnisses oder der Rasse möchte jene Zusammenfassung darstellen, sondern nur eine solche eines gewissen Geschäftsgeistes. Die andere Gruppe, die sich vorläufig zurückhielt, war die sozialdemokratische. Sonst aber war alles vertreten, von rechts nach links; und es stellte sich heraus, daß der Gedanke dieser Einladung recht eigentlich in der Luft gelegen war. Im Laufe der Verhandlungen trat zutage, daß ähnliche Pläne von verschiedenen Seiten gehegt wurden. Die Bühnenleute dachten an einen allgemeinen deutschen Theaterverein, und Kreise, die den Alldeutschen nahestehen, hatten ähnliches vor. Sie alle zogen es aber vor, mit der Gesamtheit zusammenzuwirken, in der klaren Erkenntnis, daß es sich hier nicht um Parteibestrebungen handeln dürfe, wo eine Angelegenheit des ganzen Volkes in Frage steht. Ja gerade von diesen Seiten

wurde den Anregern, und zwar ausdrücklich auch den deutschen Katholiken, unter lebhaftem Beifall warmer Dank ausgesprochen.

Daß bei den Verhandlungen selbst die Meinungen zunächst aufeinander platzten, war ja nicht zu verwundern, aber es kann nicht genug betont werden, daß von allem Anfang an der feste, klare und ehrliche Wille unverkennbar war, den Boden zu gemeinsamer Arbeit zu finden. Im Grunde genommen waren die Meinungsverschiedenheiten gar nicht so groß; über das Ziel waren sich alle einig; daß im übrigen jeder unter dem Einflusse der gewohnten Formel steht, ist nicht mehr als menschlich. Aber es ist schließlich nicht viel mehr als Formel, ob man sagt, daß die Kunst der Sittlichkeit, dem Volkstume, der Religion zu dienen habe, oder ob man seine Meinung so faßt, daß die in sich freie Kunst die Förderung der Sittlichkeit, der vaterländischen Gesinnung, des religiösen Geistes als notwendige Folge haben müsse. Ich kann es darum nicht ganz richtig finden, wenn Karl Storck im ‚Türmer‘ davon spricht, daß ein Kompromiß zustande gekommen wäre; von einem Kompromiß ist doch wohl da die Rede, wo zwei Richtungen, die eigentlich in ihren Zielen auseinanderstreben, sich gegenseitig entgegenkommen, von ihren Wünschen einiges zurückstellen, um so die Einigung auf einer mittleren Linie zu ermöglichen. Hier aber brauchte niemand etwas von seinen Zielen aufzugeben, weil über diese keine Meinungsverschiedenheit bestand. Es handelte sich lediglich darum, dies Ziel in einer knappen Form klar zu umschreiben, und zwar so, daß der gemeinsame Wille deutlich zutage trat und in der gewählten Form keine Wendung mißverständlicher Art enthalten war, die eine irrige Deutung zulassen und damit irgend einer Gruppe den Anschluß erschweren könnte. So wurde der Begriff ‚national‘ erörtert und natürlich klargestellt, daß ein einseitiger Ausschluß echter und dem deutschen Geiste nicht widerstrebender Kunst, auch wenn ein Ausländer ihr Urheber ist, damit in keiner Weise gemeint ist. Es wurde sehr richtig darauf hingewiesen, daß man bei den großen Griechen und bei Shakespeare gewiß höchste Kunst finde, während Stückschreiber deutscher Abstammung völlig vom Geiste des französischen Ehebruchsschundes beeinflußt sein können. Gerade um deswillen wurde auch die sonst so unverfänglich klingende Bezeichnung ‚deutsche Kunst‘ vermieden, wohl in Erinnerung an Leute vom Geiste Heines, der auch das stolze Wort gesprochen: ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land; für einen ‚deutschen Dichter‘ in solchem Sinne können schließlich auch Leute wie Wedekind gelten, über deren Ablehnung man sich völlig einig war. So ergab sich für den zweiten Paragraphen der Satzung, der den Zweck des Vereines ausspricht, die folgende Fassung:

‚Der Verein bezweckt den Zusammenschluß aller Deutschen zur Hebung und Förderung des deutschen Theaters als Pflegestätte der Kunst im Geiste deutscher Bildung und Gesittung. Er will vor allem das Theater allen Schichten des deutschen Volkes zugänglich machen, das Verständnis

für die nationale Bühnenkunst und ihre Bedeutung wecken und Mißstände im Theaterwesen bekämpfen.'

In dieser Fassung sind die völkischen wie die volkstümlichen Bestrebungen deutlich ausgedrückt und die Betonung der Kunst ist an erste Stelle gerückt. Das Wort von deutscher Bildung und Gesittung entspricht einem Vorschlage von katholischer Seite, der widerspruchslose Annahme fand, wie denn auch Bedenken, die von unserer Seite ausgesprochen wurden, jederzeit anerkannt und berücksichtigt wurden. Man sah deutlich, daß es mehr als äußere Form war, was dies Entgegenkommen gegen unser katholisches Empfinden bedingte, und die Wahl des Schriftleiters am Hildesheimer Zentrumsblatte zum Geschäftsführer des Verbandes, die ohne den geringsten Widerspruch erfolgte, läßt wohl auch auf ehrliche Absicht des Zusammenwirkens mit uns Katholiken schließen. Ein Grund ist also gelegt, wie er vielleicht seit des Reiches Bestehen in gleicher Weise noch nie zustande kam. Auch im Ausschusse, der unter möglichster Berücksichtigung aller mitwirkenden Gruppen und Richtungen gewählt wurde, tritt das gleiche Bestreben zutage. Und so kam der Zusammenschluß aller zustande: ‚Wir haben den Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur in den Sattel gesetzt, nun wird er zeigen müssen, ob er reiten kann,' mit diesen Worten schloß der Leiter der Verhandlungen, Herr Landrat von Stockhausen, die Tagung.

Neben diesen Verhandlungen, die im geschlossenen Kreise vor sich gingen, fand eine Reihe öffentlicher Vorträge statt, die dazu dienten, die Grundgedanken der neuen Gründung in die breitere Öffentlichkeit zu tragen. Professor Dr. Vogeler sprach über Wert und Bedeutung unserer Stadttheater, Dr. Kaempf-Berlin über ‚Deutsche Bühne — deutsche Sitte', Dr. Stahl über ‚Deutsche Bühne und deutsche Bildung', während bei der Schlußversammlung Dr. Pfeiffer in seiner beredten Weise das Thema behandelte: ‚Die deutsche Bühne und das deutsche Volk.' Es fehlt hier leider der Raum, auf diese Vorträge näher einzugehen; übrigens werden sie als erste Hefte einer Schriftenfolge mit dem Titel ‚Deutsche Theaterkultur' bei Eugen Diederichs in Jena erscheinen. Ich glaube, daß auch die wenigen unter uns, die noch Bedenken haben sollten gegen die katholische Mitarbeit an diesem Kulturwerke, beruhigt werden, wenn sie diese gehaltvollen Ausführungen eingehend prüfen.

Inzwischen hat der Verband in Frankfurt am 16. September seine erste Ausschußsitzung gehalten und mit der Wahl der Vorstandschaft seine Verfassung abgeschlossen. Nun muß eine zielbewußte Arbeit beginnen. Ich habe schon angedeutet, daß es zunächst wohl nicht die Großstädte sein werden, denen bei dieser Arbeit die Führung zufallen dürfte, namentlich nicht die großen Landeshauptstädte, wo neben den Hofbühnen das Geschäftstheaterwesen seine üppigsten, aber auch seine bedenklichsten Blüten treibt. Der Verband wird vor allem bei den städtischen Bühnen einzusetzen haben. Unter den Mitteln, womit er seinen Zweck zu erreichen

strebt, nennt § 3 der Satzung vor allem die Förderung des staatlichen und städtischen Eigenbetriebes (Stadttheater, Städtebundtheater, städtische Orchester), die Einrichtung und Förderung von Volksbühnen, Verbands- und Landschaftstheatern. Natürlich wird zu diesem Zwecke die Gründung von Ortsausschüssen in möglichst vielen deutschen Städten anzubahnen sein, um an Ort und Stelle über die Wahrung unserer Grundsätze zu wachen. Dadurch aber, daß diese Einzelausschüsse den Rückhalt des großen Verbandes für sich haben, erhalten sie das nötige Schwergewicht, das einer einzelnen Gruppe allein niemals beschieden sein kann.

In Frankfurt am Main, dessen Oberbürgermeister des Verbandes zweiter Vorsitzender ist, wurde die erste Ortsgruppe im Anschlusse an die Ausschußsitzung vom September vorbereitet. Auch die Sozialdemokraten sind hier zu uns gekommen, um an der großen Kulturaufgabe mitzuarbeiten, was keineswegs hinderte, daß auch hier katholische Wünsche über die Zusammensetzung der Ortsgruppenleitung selbstverständliches Entgegenkommen fanden. Ich möchte mir hier erlauben, auf die Lehre der Geschichte hinzuweisen, daß in Deutschland konfessionelle Zwistigkeiten jedesmal durch Hereintragen politischer Kämpfe in das Literaturleben hervorgerufen wurden; es ist somit eine selbstverständliche Sache, daß man sich vor diesem Fehler wird hüten müssen. Nach dem Eindrucke, den man in Frankfurt gewinnen konnte, besteht auf seiten unserer politischen Gegner eine solche Absicht nicht — die daraus zu ziehende Folgerung braucht nicht erst in Worte gefaßt zu werden. Es kann Großes und Entscheidendes auf diesem Kulturgebiete nur durch den Zusammenschluß auf breitester Grundlage erreicht werden, denn es ist keine Frage, daß die Vertreter der bisherigen kulturfeindlichen Geschäftstheaterwirtschaft alles aufbieten werden, unseren Bestrebungen Hemmnisse zu bereiten. Es muß darum auf unserer Seite ganz großzügig gearbeitet werden. Daß unser Verband dies sehr wohl im Auge hat, geht daraus hervor, daß er auch die Förderung einer umfassenden Theatergesetzgebung sowie die Erzielung verschärfter Maßnahmen gegen die rein geschäftlichen Unterhaltungsbühnen unter seinen Mitteln nennt, und dazu muß natürlich die Gesamtheit des Volkes durch seine Parlamentarier mitwirken. Wer sich hier selbst ausschließen wollte, begäbe sich jedes Einflusses, den er sonst auf grund seiner Weltanschauung und seiner Kulturhöhe beanspruchen kann. Es ist schwer begreiflich, wie in der ‚Augsburger Postzeitung' eine — freilich recht vereinzelte — Stimme dafür eintreten konnte, daß sich die Katholiken von dieser wichtigen Kulturaufgabe fernhalten und ‚die andern' alles machen lassen sollten.

Ein Grund also ist gelegt, wie er besser kaum wohl gelegt werden konnte; aber daß wir erst am Anfange der Arbeit stehen, ist selbstverständlich. Ich bin nicht so hoffnungsselig, nun auch gleich die herrlichsten Ergebnisse voraussagen zu wollen. Das kulturlose Geschäftstheater wird nicht mit einem Schlage umzubringen sein. Das aber darf man ohne rosenroten Optimismus hoffen, daß sich allmählich eine reinliche Scheidung herausbilde

zwischen den Kulturbühnen und den Geschäftsunternehmungen. Während jetzt natürlich alles Kunst zu pflegen behauptet und ein klares Unterscheidungsmerkmal schwer gewonnen werden kann, wird nunmehr eine Macht geschaffen, die wuchtiger als der angesehenste Einzelkritiker ein Verwerfungsurteil aussprechen kann. Wenn ich vorhin sagte, daß zuerst bei den Stadttheatern zur Erreichung unserer Ziele einzusetzen sein wird, so ist damit nicht gesagt, daß nur auf sie allein gerechnet werden soll. Wo ein Fürst lebt, der auf seine Hofbühne im Sinne wirklicher Kulturbestrebungen einwirkt, wird auch sein Theater der großen Kulturaufgabe dienen. Es muß freilich gesagt werden, daß jetzt an Orten, wo diese Einwirkung von oben fehlt, auch die Hoftheater durchaus nicht in allweg ihre Pflicht erfüllen. Das ist ein Kapitel, worüber viel zu sagen wäre. Einen unmittelbaren Einfluß wird unser Verband ja wohl schwerlich gewinnen können, aber mittelbar kann er auch hier wirken, wenn er klare Begriffe über das, was Theaterkultur bedeutet, in alle Kreise hinausträgt. Ich schließe mit den Worten der ersten Werbeschrift:

‚Wie in dem großen Weltgeschehen Engherzigkeit und Nützlichkeitsmoral stets in den Abgrund führten, der Idealismus aber zum Erfolg und zum Siege, so war es auch im Kulturleben der Völker, so war es auf der deutschen Bühne und wird so bleiben. Aus dem Reiche des Idealismus, das uns aus der blutigroten Augustsonne des Jahres 1914 wie eine Vision entgegenstrahlt, soll uns eine neue Ära deutscher Theaterkultur erwachsen, an der zu unserem bescheidenen Teile mitzuarbeiten unsere Absicht, unser Vorsatz und unser Gelöbnis ist.‘

Kritik

‚Krieg und Seele' / Von Firmin Coar

Diese Schrift von Hermann Platz* zählt für mich zu den bedeutungsvollsten Schriften, die über diesen Gegenstand geschrieben worden sind. Sie würde für mich auch zu den schönsten zählen, wenn sie nicht in drei Stilen gehalten wäre, wovon nur zwei sich zusammen gliedern und wovon einer samt seinem Inhalte an falscher Stelle zu stehen scheint.

Die Schrift ist in drei Kapitel geteilt. In dem ersten Kapitel legt uns der Verfasser die Kulturnöte der Seele vor dem Kriege dar. Von den seelischen Krankheiten, an denen wir litten, sondert er den Gedankengehalt ab. Er kristallisiert ihn uns in prächtig klare Worte und tut es als Historiker, indem er uns schildert, wo die Gedanken, die uns solche Not brachten, herrühren. Dieser erste Teil ist eine philosophische Darstellung von jener gedrängten, geistigen Fülle, die die Leser des Hochlandes an diesem Schriftsteller kennen und schätzen gelernt haben. Diesmal ist sie durch die persönliche Leidenschaft für die vorgetragenen Ansichten zu einer Darstellung geworden, deren Begriffe vor Klarheit leuchten und deren Worte vor innerer Glut tönen.

Im Schlusse dieses ersten Kapitels herrschen nicht mehr die Gedanken vor; sie sind untergetaucht in den Begriff über die Reinigungskraft bewußter Sündhaftigkeit. Der Stil dieses Abschnittes ist der des inbrünstigen, feierlichen Gebetes.

Der zweite Teil handelt über die Erlebnisse der Seele im Kriege. Er fängt mit einer gehobenen Schilderung jener Empfindung an, die die Krieger über den Tod haben. Auch dies ist kein reiner Gedankengang mehr; es sind Gefühlsaufwallungen, Gefühlsschäume moderner Menschen vor dem Meister Tod. Der Stil ist der einer schwungvollen, poetisch durchtränkten Rede. In den nachfolgenden Kapiteln geht dieser Stil zu einem Unterhaltungston über. Es wird von den Erfahrungen gesprochen, die man bei den Kriegern macht: auf der Stube 68, in Schützengrabennächten, im Granatfeuer, beim Freunde Gustav, auf dem Hexensabbat. Der Stil lockert sich oft sogar zum nüchternen Ton eines Zeitungsberichtes. Es handelt sich um die ursprünglichen einfachen Erlebnisse von Menschen, die sich nie um die Kulturnöte unserer Zeit gekümmert haben, die nie mit dem Geiste, stets nur mit dem Gefühle erleben und den Verstand für die Arbeit, sei es für die eines Fabrikarbeiters, sei es für die eines Kaufmanns, gebrauchen, und die sich ängstlich nur um Essen und Trinken, um Frau, Kind und Heim sorgen. Die großen Fragen der Verweltlichung, der Versachlichung, des Imperialismus erleben diese Menschen zwar auch in der gefühlsmäßigen Form der Vereinsamung und des Vereinslebens. Doch ist es mehr unbewußt; sehr fruchtbar als Antrieb, doch als Dokument moderner Geistesbewegung zu ungeistig, zu verschwommen, triebartig.

Der dritte Teil ist wieder im Stile des ersten Teiles gehalten. Er ist keine Schilderung mehr, er ist wieder Zergliederung eines rein geistigen Verhältnisses, desjenigen von Liturgie und Seele; er ist wieder ein gedanklicher Aufstieg aus den Tiefen unserer irdischen Verstrickung zu der lichten Freiheit des Himmels.

---

* M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Drei verschiedene Stile werden gebraucht. Der gedankentragende herrscht vor; er ist von architektonisch verbindendem Gefüge und oft so anschaulich wie ein schönes Gebäude. Der Gebetstil im Abschnitte über die Sünde erhöbe herrlich wie ein gotischer Gipfel, wenn er am Ende stände. Aber der Stil in der Art jener, die am Herde oder beim Glase Bier im freundschaftlich warmen Plaudertone ihre Kriegserfahrungen austauschen? An sich haben diese Klagen über Einsamkeit, diese Freuden über die neue Kameradschaftlichkeit ihre eigene bescheidene Schönheit. Sie scheinen aber allzu nebensächlich, urväterlich klein neben himmelanragenden Gedankenpfeilern. Diese Gedankenpfeiler streben zu so lichten, ewig sicheren Wölbungen empor, daß ich gern alles, was ihren Aufstieg stört, ausschalten möchte, um mich freier unter ihnen sammeln und besser von ihnen tragen lassen zu können.

In der besten inneren Einigkeit und Geselligkeit lebte der Mensch, als er die irdischen Güter nicht zu hoch schätzte, denn was man nicht sehr schätzt, kann einen nicht sehr außer sich bringen und entzweien. So war es in der Zeit vieler äußeren Kriege, aber tiefen inneren Friedens: der Zeit des Mittelalters. In dem Drange, noch friedlicher zu leben, verringerte man die äußeren Händel, indem man immer mehr Gesetze und Verträge in das Leben der Menschen einführte. Man betätigte sich immer geistiger. Der Mensch machte Erfindungen und Entdeckungen, die auch nützlich waren, die Gewerbe schufen und sie vervollkommneten. Er machte auch davon immer mehr. Das weckte seine Tatkraft von neuem. Soviel man konnte, trachtete man danach, ein Gewerbe zu erlernen, um sich dadurch vom Grundherrn zu befreien, sich selbständig und womöglich reich zu machen. Aus der Sucht, äußerlich selbständig zu werden, fiel man bald auch in das Verlangen, sich innerlich unabhängig zu machen. Und der Mensch begann die Reformation. Danach veräußerlichte sich auch das Religiöse; ‚es verflüchtigte sich in Stimmungen'. Alle Kräfte der Seele legten sich auf jene Tätigkeit, die immer mehr Güter schafft und immer mehr Luxus ermöglicht. Die Menschen verweltlichten. Das Erwerbsfieber führte zur Erkenntnis, daß die Zusammenarbeit vieler Menschen noch schneller als bisher Reichtum bringe. Man verkettete darum den Ehrgeiz der einzelnen. Man organisierte den Erwerbssinn und den Bedürfnisdrang von arm und reich in großen und größeren Betrieben. In den Wirbeln des Maschinismus schien der Drang nach Selbständigkeit vernichtet worden zu sein. Den Überlieferungen seiner Familie und seines Städtchens war der Mensch entrissen. Er war nichts mehr wie ein Rädchen an einer Maschine, die Güter erzeugte, mochten diese nun aus Kleider-, Eß-, Trinkwaren oder Wissenschaften bestehen. Er hatte keine Zeit mehr, sich mit seinem Innern zu beschäftigen. Der Industrialismus ist Feind des Heiligtums. Alles erscheint versachlicht.

Aber war mit der alten Selbständigkeit auch der Eifer zur Selbständigkeit verschwunden? Der Drang nach Selbständigkeit besteht in der Lust zur Verwirklichung einer eigenen Ansicht. Und diese Lust lebte noch und schuf sich eine neue Selbständigkeit, wenigstens den Schein einer neuen Selbständigkeit, der sein Bedürfnis nach Selbständigkeit vollkommen befriedigte. Der Mensch schloß sich als Arbeiter solchen Verbänden an, woran er etwas erkannte, das seinen persönlichsten Meinungen und Neigungen am besten entsprach. Für dieses Besondere an den Verbänden kämpfen, es pflegen und verteidigen, hieß für ihn jetzt selbständig leben. Mochte es ein Berufsverband, ein Vergnügungsverein oder eine politische Partei sein. Je größer solch ein Verband war, desto stärker hatte der Mensch das Gefühl, einesteils einer großen Maschine zu dienen, was dem versach-

lichten Menschen schmeichelte; anderntseils hatte er das Gefühl, sich durch diesen Verband die größte Eigenart zu sichern, was seinem Persönlichkeitsgefühle entsprach. Der Volksverband, der Staat, war der ergiebigste der Verbände. Im Nationalismus konnte man uneingeschränkt versuchen, ein gemeinsames Ideal zur unbedingten, d. h. individuellen Herrschaft zu bringen. Das bedeutete, wie Meinecke sagt: Die Individualität alles dessen entdecken, was die Individuen zu Massen vereinigt. Damit ist auch der individuelle Drang des einzelnen nicht mehr sich selbst überlassen, auch er ist Teil geworden, veräußerlicht, versachlicht. Die Versachlichung hat damit ihren Gipfel erreicht. Äußerlich reich an Beziehungen, eine Masche in einem Gewebe, innerlich einsam, arm, überflüssig: das ist des modernen Menschen Umriß. ‚Weggewandt hat der moderne Mensch die Augen vom Schauspiel seiner Seele . . . Des Tages arbeitet er an der Höherführung seiner ragenden Bauten, und des Nachts grübelt er über neuen Plänen oder er stürmt an den Feuerquell der Freude und des Vergessens . . . Es ist, als ob er geblendet wäre von all den Herrlichkeiten, die sein Kulturwille getürmt hat . . . Sie (seine Kultur) baut stolz an neuen babylonischen Türmen, die alles Dagewesene in Schatten stellen und das Wahrzeichen ihrer Eigengröße sein sollen. Aber ihre Kinder müssen wie Sklaven arbeiten und entbehren in Werkgebundenheit des Trostes friedlicher Zwiesprache und seelischer Gemeinschaft. Sachen und Seelen sind wie vertauscht. Der Riesenring der Versachlichung und Vergewaltigung schnürt sie ein, so daß sie zur tönenden Leere, zur grundlosen Größe werden will. Ein Reich, das wider sich selbst uneins ist, da, wo es herrschen müßte, im Staube dient. Eine Welt, die ihrer Maße beraubt und ihrer Schönheit entkleidet ist. Ein Kosmos, der zum Chaos werden will. Ein verdämmernder Abend, der die Seelen um ihr Schicksal bangen läßt.‘ — Da kam die Woge des Krieges und erschütterte und bedrohte aller Menschen Herrlichkeiten. Er erkannte seine Einsamkeit und Armut. Das sichere Gefühl, für etwas dauerndes zu leben und zu schaffen, schwand. In den Seelen entbrannte die eine gierige Frage: ‚Warum soll ich in meiner Jugend, in meinen besten Jahren sterben?‘ Und auf diese Frage gibt die versachlichende Kultur unserer Tage keine Antwort. Dies tut auch nicht unsere vaterländische Gemeinschaft, die unsere Persönlichkeit aufgesogen hat: ‚Denn diese Dinge sind weder absolute Wahrheit, noch absolute Werte.‘ Sie sind nur die ungeheuersten Verkörperungen der Sinnlichkeit, der irdischen Lebenslust. Aber das Lied über die ewige Untreue des Sinnlichen, das der Tod jetzt auf allen Schlachtfeldern der Welt singt, gellt in unsere Ohren und weckt in unserem Herzen die Sehnsucht nach einer Gemeinschaft, die uns auch vor dem Tode nicht im Stich lassen, sondern uns dann zu besonderem Schutze umfangen wird. Der Mensch sehnt sich nach etwas standhafterem als Frauenliebe, Familie, Freundschaft, Genossenschaft: alles Gebilde, die ja selbst an den sterblichen Körper gebunden sind; es drängt ihn zu der Gemeinschaft, mit der seine unsterbliche Geistigkeit verschmolzen ist; wie Platz sagt, sehnt er sich nach dem Organischen, nach dem Urewigen. Darin vermag er, ganz wie in den früheren sinnlichen Gemeinschaften, seine Persönlichkeit zu betätigen, indem er an ihm etwas entdeckt, das seiner Eigenheit besonders zusagt und das er zu verwirklichen trachtet. Auch vermag er sich ihm ganz wie der sinnlichen Gemeinschaft des Nationalismus sachlich hinzugeben, indem er zu einem Teile davon wird. Platz nennt diese Gemeinschaft den liturgischen Kosmos.* Es ist die Einheit aller ‚Heiligen‘ (Getauften) untereinander und

* Zuerst erschienen im Hochland Oktober 1915 unter dem Titel: ‚Die Sehnsucht nach dem Organischen im Lichte unserer Liturgie.‘

in Christus. Ihr Lebensodem ist die Gnade, die Teilnahme am Sein Gottes. Vermittlerin und Trägerin dieser Gnade ist die Liturgie, die ‚Symphonie der Andacht', die in den Gebeten der Kirche wie ein Wundermittel verschlossen ist. Die Quelle und Höhe aller liturgischen Gnadenvermittelung ist das eucharistische Opfer.

Durch Eingliederung in diese Gemeinschaft erkennen wir den Krieg ‚als ein Seelenbrandopfer der Zeit'. Indem wir Not geduldig und heiter leiden, folgen wir Christus und seinen Heiligen. Wir betätigen uns als Mitglieder jenes höchsten Seelenbundes, dessen Gemeinschaft wir im Gebete und in der heiligen Kommunion so oft empfunden haben. Diese Gemeinschaft ist ein Glück, wogegen das größte Leid versinkt. Ihre echten Mitglieder fürchten nichts mehr. Die Liturgie hat sie organisch in den Kosmos eingefügt: in das Wesen aller Wahrheit und Sicherheit. Eine getragene Freude, die den schmerzlichsten Gang zum Tode leicht macht, ist in ihnen.

Auf diesem Grundrisse errichtet Platz seine Gedankensäulen und zirkelt darüber das Himmelsgewölbe der Liturgie, und läßt darunter tönen die Hoffnungen der sündbewußten Seele. So schmal das Büchlein ist, so groß ist sein Inhalt.

Ein Zug an ihm scheint mir besonders wichtig. Die Gemeinschaft der Heiligen wirkt in seiner Darstellung nicht wie irgend ein Dogma, das fertig vor uns hingestellt wird. Wir erkennen es im Gegenteil als die göttliche Veredelung der am meisten vollendeten irdischen Gemeinschaft: der der Familie und der des Staates. Wir lernen sie als Fortsetzung ganz moderner, menschlicher Bildungen aus eigener, täglicher Erfahrung verstehen, denn durch die Liturgie wird sowohl der menschliche Drang nach Selbständigkeit wie auch die menschliche Begierde nach dem sachlichen Untertauchen in eine tröstende, stärkende Gemeinschaft auf vollkommene und zugleich moderne Weise gestillt. Die Kirche wird auch dem Weltstädter als der Tempel dargestellt, wo hinein sein Irrlauf nach Frieden und ewiger Geselligkeit ganz natürlich und folgerichtig enden muß. — Die Gedanken vieler Philosophen, die Wesenheit von allgemeinen, ganze Völker erfüllenden Gedankenschichten so aneinander gegliedert zu haben, daß sie wie ein Gebäude organisch wirken, ist das persönliche Werk von Hermann Platz. Es ist eine bedeutungsvolle Arbeit, voll der Gnade.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Sept. 1916*

An der Wende des 25. und 26. Kriegsmonats hieß es ‚Ein Feind mehr!‘ Doch kamen die Einkreisungsmächte mit dem Eintritt Rumäniens in ihren Verband nicht auf ihre Rechnung, denn der erwartete rasche Zusammenbruch Österreich-Ungarns und die Zerreißung des Vierbundes durch die Niederwerfung Bulgariens traten nicht ein, wohl aber erfolgte durch geschickte kräftige Gegenmaßnahmen der Vierbundheere die rasche Besiegung des neuen Feindes und wurde damit das Gleichgewicht der Kriegslage wieder hergestellt. Besonders inhaltsreich machten die Geschichte des 26. Kriegsmonats die auf allen Kriegsschauplätzen versuchten ungeheuren, verzweifelten Anstrengungen des Einkreisungsverbandes gegen den Vierbund, der dabei trotz mancher Schwankungen wie ein ‚Stehauf‘ sich immer wieder in die Höhe richtete. Den festen inneren Halt gibt ihm eben seine gediegene starke Geschlossenheit.

Zunächst im Seekriege wurde vorzugsweise unter dem Wasserspiegel, doch nur wenig auf ihm gekämpft; Entscheidungsschlachten unterblieben im September wie in den drei vorhergehenden Monaten. Nach einem Erlaß S. M. des Kaisers ist wohl die deutsche Kriegsflotte seit Anfang September wieder kampfbereit, aber die britische scheint mit den Instandsetzungsarbeiten und dem Ersatz ihrer in der Schlacht vor dem Skagerrak beschädigten und verlorenen Schiffe noch nicht fertig zu sein. Als bei Beginn des 26. Kriegsmonats die deutsche Flotte einen ausholenden Vorstoß gegen den Feind unternahm, stieß sie nicht auf ihn. Laut einer russischen Veröffentlichung habe jedoch die Menschheit demnächst von der britischen Flotte Überraschungen zu erwarten. Zur Zeit würden in Großbritannien ganz neuartig entworfene Kriegsschiffe gebaut, ferner nach Vorbild der Handelstauchfahrzeuge besonders große und leistungsfähige Kriegsunterseeschiffe sowohl für den Kreuzerkrieg wie besonders zur Bekämpfung der deutschen Tauchfahrzeuge. Bei der geheimnisvoll angedeuteten neuen Erfindung handelt es sich vermutlich um Tauchschlachtschiffe nach den Vorschlägen eines italienischen Schiffsbaumeisters. Auch hier heißt es: ‚Bange machen gilt nicht.‘ Volles Vertrauen dürfen wir haben, daß unsere Marineleitung sich nicht von Neuerungen überraschen läßt, sondern mit Hilfe des außerordentlich hoch entwickelten deutschen Stoffgeschickes rechtzeitig entsprechend vorbeugt. Sehr wirksam und erfolgreich arbeiteten im September wieder die Unterseeschiffe und Minen des Vierbundes in allen europäischen Gewässern. Nach unsicheren Zeitungsberichten wurden im 26. Kriegsmonate 65 feindliche und 36 neutrale, die Bannware führten, zusammen über 100 Handelsfahrzeuge durch Torpedos und Minen vernichtet oder als Prisen in deutsche Häfen eingebracht. Notwendiger ist die Volksernährung als gewinnbringender Handel mit kostbaren überseeischen Stoffen. Dann erst wird sich in seinem wahren Werte für die Seeleute der Satz erfüllen: ‚Schiffahren ist wichtiger als leben!‘ Mit Geld allein kann sich niemand sättigen, Vorräte müssen beschafft werden. Den Gewinnausfall des Unternehmens würde das deutsche Volk gerne vergüten in Gestalt von Reichszuschüssen. Wenn es auch nicht ausgehungert werden kann, so

* Vergl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für August 1916‘ Hochland 14. Jahrg. 1916/17 Oktoberheft S. 113.

wären ihm Lebensmittelzufuhren doch besonders wertvoll.

Ohne erkennbaren entscheidenden Einfluß auf die Kriegführung tobt der **Luftkampf** auf allen Kriegsschauplätzen weiter. Als neue Erscheinung ist im Westen das Auftreten starker feindlicher Kampfgeschwader von Flugzeugen hervorzuheben. Besonders auf britischer Seite unterstützen sie die Infanterieangriffe, indem sie bis auf wenige hundert Meter über dem Erdboden herabfliegen und dann mit Maschinengewehren die Besatzungen der deutschen Schützengräben beschießen. Bei ihrer großen Menge ergibt sich von selbst, daß sehr viele Flugzeuge durch das Abwehrfeuer von der Erde aus abgeschossen werden, und zwar bisher durchschnittlich viermal mehr feindliche als deutsche Flugzeuge. Diese sind noch in der Minderzahl, doch ist zu erwarten, daß sie von der deutschen Heeresleitung möglichst bald erheblich vermehrt werden. Höchst wirksam, stofflich und seelisch, erwiesen sich die wiederholten Luftschiffangriffe auf England und Bukarest. Wie umfangreich über dem Kanal die Zerstörungen durch Bombenwürfe waren, erhellt aus dem Berichte einer englischen Fachzeitschrift. Hiernach mußte in einzelnen Distrikten, z. B. in Cleveland, die Tätigkeit der Stahlwerke teilweise eingestellt werden, weil Hochöfen und Maschinen gruppenweise zum Zwecke von Wiederherstellungen auf mehrere Wochen stillgelegt wurden. Sehr wertvoll ist ferner, daß zur Abwehr viele britische Flieger, Artilleristen, Geschütze usw. im Heimatland festgehalten werden, statt auf den Kriegsschauplätzen Verwendung zu finden. Besonders bemerkenswert sind endlich die zahlreichen wirksamen Fliegerangriffe des Vierbundes auf feindliche Seestreitkräfte an der flandrischen Küste wie auch an den Rändern des Adriatischen, Ägäischen und Schwarzen Meeres, sowie an kurländischen Ufern. Daß dabei einzelne Luftschiffe und Flugzeuge mit ihren Besatzungen zu Verlust gingen, ist zwar beklagenswert, gehört jedoch zu den unvermeidlichen Kriegsopfern, die in den Land- und Seeschlachten noch viel zahlreicher gebracht werden müssen.

Im **Westen** setzte sich während des 26. Kriegsmonats mit kurzen Unterbrechungen die nun schon ein Vierteljahr dauernde ‚Somme-Schlacht' fort, die in ihren Wirkungen eine unerhörte Menschenschlächterei darstellt und die in Sicherheit befindlichen Veranlasser der britisch-französischen Angriffe als wahnsinnig erscheinen läßt. Denn die von ihnen bis jetzt erzielten geringen Geländegewinne stehen nicht im Verhältnis zu der Überzahl der Angreifer und namentlich nicht zu den ungeheuren blutigen Verlusten ihrer Truppen, die schon auf 7—800 000 Mann geschätzt werden. Militärisch angesehen bedeuten sie wohl taktische oder Gefechtserfolge, die der aufgewendeten 4—5 fachen Überzahl zu verdanken sind, doch keine kriegsentscheidenden strategischen oder Heerführungs-Siege. Bis jetzt wurde nämlich der von unseren Gegnern angestrebte Durchbruch der deutschen Stellungen nicht herbeigeführt. Dank der bewundernswerten heldenhaften Standhaftigkeit der deutschen Verteidiger wurde solche feindliche Absicht erfolgreich vereitelt und hinter jeder zusammengeschossenen geräumten Stellung sofort eine neue starke Abwehr geleistet. Minderwertige Truppen vermöchten dies nicht, sondern würden nach solchen Kämpfen zügig weit zurückfliehen. In dieser Hinsicht verrechneten sich eben unsere Gegner, indem sie die zähe Widerstandskraft der deutschen Truppen durchaus unterschätzten. Deren unübertreffliche Manneszucht, ihr vorbildliches Pflicht- und Ehrgefühl sind die Ursachen des glänzenden Abwehrerfolges. Noch sind die Kämpfe an der Somme nicht zu Ende, doch aus allen Feldpostbriefen deutscher Krieger klingt volle Zuversicht. In der Heimat gibt es allerdings ängstliche schwarzseherische Gemüter, die in dem

verhältnismäßig geringen örtlichen Geländeverlust in Nordfrankreich, der sich bis jetzt nach 3 Kampfmonaten auf 30 Kilometer Breite und bis zu 8 Kilometer Tiefe bemißt, ein schlimmes Vorzeichen für den Kriegsausgang erkennen wollen. Ihnen sei zum Troste mitgeteilt, daß ihre Besorgnisse unbegründet sind. Abgesehen davon, daß unsere Truppen nicht eigenes, sondern feindliches Gebiet festhalten und von diesem noch mehrere hundert Kilometer Hinterland im Rücken haben, ist besonders zu berücksichtigen, daß die deutsche Heeresleitung im Westen offenkundig mit einer noch ausreichenden Mindestzahl von Streitkräften auf die reine Abwehr sich beschränkt, um an anderen zur Zeit wichtigeren Kampfplätzen möglichst stark auftreten zu können. An den übrigen Stellungen des westlichen Kriegsschauplatzes herrschte im September verhältnismäßig Ruhe und wurde wenig gekämpft. Nach dem am 8. September erfolgten Besuche Hindenburgs trat in dem Festungsangriff auf Verdun allmählich ein Stillstand ein und beschränkten sich die deutschen Streitkräfte auch hier auf die Abwehr. Vermutlich sorgt die neue Heeresleitung für zweckmäßigeres Haushalten mit den verfügbaren Streitkräften, wie es dem vom Vierbund geführten ‚Kampf auf der inneren Linie‘ (vgl. Hochland 1915/16 Band I S. 616) angemessen erscheint.

Im Süden auf dem italienischen Kriegsschauplatze wurde während des September der Stellungskampf in der ganzen Ausdehnung zwischen Schweiz und Adriatischem Meere wie bisher schon entscheidungslos fortgeführt, denn es kam zu keiner wesentlichen Änderung der Kriegslage. Am 14. September begannen die Italiener besonders heftige Angriffe hauptsächlich gegen die Karsthochfläche und setzten die 7. ‚Isonzoschlacht‘ fort bis zum 23., konnten jedoch die österreichisch-ungarischen Stellungen nicht erschüttern, sondern wurden stets mit starken blutigen Verlusten abgewiesen. Den Armeeführer Herzog von Aosta veranlaßte der Mißerfolg zum Rücktritt.

Durch den Eintritt Rumäniens in die Reihe unserer Feinde entstand auf dem Balkangebiete außer dem südlichen mazedonischen auch ein nördlicher rumänischer Kriegsschauplatz, der vom andern etwa 400 Kilometer entfernt ist. Allerdings war dies vom Einkreisungsverband nicht beabsichtigt, vielmehr sollten sich seine Heere von Saloniki im Süden und der Dobrudscha im Norden möglichst bald in Bulgarien vereinigen, dieses Land erobern und damit die Türkei wieder von den übrigen Mittelmächten abschneiden. Doch hatten sie diese Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn im Süden waren die deutschen und bulgarischen Streitkräfte stark genug, dem von Saloniki kommenden Angriff standzuhalten. Im Norden aber waren gegen den schon erwarteten Verrat Rumäniens rechtzeitig Vorbereitungen getroffen und mit Hilfe des Eisenbahnnetzes aus deutschen, bulgarischen und türkischen Streitkräften ein Angriffsheer heimlich bereitgestellt worden, das mit Beginn der rumänischen Feindseligkeiten sofort in die den Bulgaren früher gehörige und ihnen im Jahre 1913 geraubte Dobrudscha vorrückte. Am 2. September überschritten deutsche und bulgarische Truppen die bulgarisch-rumänische Dobrudschagrenze zwischen Donau und Schwarzem Meer, erstürmten mit ihrem linken Flügel am 4., 5. und 6. September die rumänische Festung Tutrakan, wobei die Siegesbeute mehr als 20 000 unverwundete Gefangene und über 100 Geschütze betrug, schlugen am 5., 6. und 7. September bei Dobric mit ihrem rechten Flügel starke russisch-rumänische Streitkräfte, nahmen am 9. September die von den Gegnern aufgegebene Festung Silistria, setzten dann den Vormarsch gegen Norden in der Dobrudscha fort, die geschlagenen Feinde verfolgend. Am 12., 13. und 14. September wurde deren westlicher Flügel in der Stellung Kara Omer-Oltinosee neuerdings entscheidend

geschlagen und zum fluchtartigen Rückzuge gegen Norden gezwungen, wo sie am 17. September in einer auf der Strecke Tuzla-Cobadinu-Rasova vorbereiteten Stellung bei eingetroffenen Verstärkungen Aufnahme fanden und mit diesen zähesten Widerstand leisteten. Damit ging in der Dobrudscha der Bewegungskrieg vorläufig in einen heftigen Stellungskampf über, der jedoch bald abflaute und gegen Ende des Monats andauernden Stillstand annahm. — Unterdessen fanden auch auf dem südlichen Kriegsschauplatze schwere Kämpfe statt, die jedoch trotz einiger örtlicher Erfolge unserer Gegner auf den westlichen Flügeln bei Florina keine Änderung der Kriegslage herbeiführten. Damit wurde aber die feindliche Absicht, nach Norden vorzurücken und mit den Rumänen sich zu vereinigen, vollständig vereitelt. Ebenso wurden anfangs September unternommene schwächliche Versuche italienischer Streitkräfte, in Südalbanien von Valona aus über die Vojusa vorzurücken, von österreichisch-ungarischen Truppen leicht zurückgewiesen. Rühmend hervorzuheben sind die mehrfachen kühnen und erfolgreichen Vorstöße der österreichisch-ungarischen Donauflotte gegen wichtige rumänische Uferorte. Endlich ist als kriegsgeschichtlich vorbildloses Ereignis bemerkenswert, daß in Ostmazedonien ein durch den sonderbaren Kriegsverlauf vom heimatlichen Hauptgebiet abgeschnittenes neutrales griechisches Truppenkorps wegen Nahrungsmangel nach Vereinbarung mit der Obersten Heeresleitung des Vierbundes in voller Bewaffnung und Ausrüstung nach Deutschland überführt und ohne Einschließung gastfreundlich in Görlitz untergebracht wurde. — Aus allen diesen Tatsagen geht deutlich hervor, daß nun die Brennpunkte des Völkerkampfes wieder auf dem Balkangebiet liegen. Soll doch hier der Länderblock des Vierbundes zerrissen und durch Eroberung Stambuls und der Dardanellen die kürzeste und beste Kriegsverbindung zwischen Rußland und den Westmächten des Einkreisungsverbandes hergestellt werden.

Im Osten verlängerte sich, da das Land von Orsova abwärts rechts der Donau noch zum Balkangebiet zählt, der bisher schon weitgestreckte Kriegsschauplatz Ende August um die ungarisch-rumänische Grenze bis zur Donau. Damit entstand eine neue, anfangs sehr gefährlich ausschauende Lage. Zwang doch die ungünstige Grenzgestaltung, durch die das ungarische Siebenbürgen auf drei Seiten vom rumänischen Gebiet umfaßt wird, dazu, die österreichisch-ungarischen Grenzsicherungstruppen aus dem südöstlichen Landesteil gegen den Marosfluß zurückzunehmen, auf dessen rechtem Ufer — ungefähr auf dem Striche zwischen Orsova und Bistritz — die neugebildete deutsch-österreich-ungarische Heeresgruppe aufmarschierte. Dadurch fiel den zögernd vorrückenden rumänischen Streitkräften gleich zu Beginn ein erheblicher Geländegewinn fast widerstandlos zu. Größere Kämpfe erfolgten zunächst zwischen den südlichen Flügeln bei Orsova, an der Mündung der Cserne in die Donau, das um den Preis starker Verluste am 1. September in den Besitz der Rumänen gelangte. Erst am 7. begannen nordwestlich des Vulkanpasses ernste Gefechte, die am 8. zunächst zuungunsten der Eindringlinge verliefen und diese in der späteren Fortsetzung am 19. über den Vulkanpaß zurücktrieben, der jedoch schon am 25. vor weit ausholender Umfassung starker rumänischer Kräfte von den österreichisch-ungarischen Truppen wieder geräumt wurde. Am gleichen Tage begann weiter nordöstlich die Schlacht bei Hermannstadt, die nach fünftägiger Dauer durch Umfassung und namentlich durch eine weit ausholende Umgehungskolonne bayerischer Truppen zu einem vollen, zerschmetternden Sieg über die 1. rumänische Armee führte. ‚Ärgerlich' nannte eine französische Zeitung diesen großen Erfolg des Vierbundes, den sie zwar bedauert, doch in seiner seelischen Wirkung abzu-

schwächen sucht. Inwieweit er von entscheidenden Folgen ist, kann erst die Zukunft zeigen. Vorerst ist damit und mit den Siegen in der Dobrudscha die rumänische Gefahr ausgeglichen, dem neuen Feinde aber mit etwa 100 000 Mann Verlust schon ungefähr der 7. Teil oder 15 v. H. seiner Stärke genommen.

Während des 26. Kriegsmonats wurde besonders heftig gekämpft in der Mitte des östlichen Kriegsschauplatzes an den Stellungen des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Generals der Kavallerie Erzherzog Karl. Die zahlreichen hin- und herschwankenden Kämpfe können hier nicht aufgezählt werden. Trotzdem die Russen rücksichtslose Menschenopfer brachten, änderten ihre wütenden Angriffe die allgemeine Kriegslage nicht, sie vermochten nicht einmal auf die Entscheidungskämpfe in Siebenbürgen einen hemmenden kräfteabziehenden Einfluß auszuüben. Hervorzuheben sind die trefflichen Leistungen der in Galizien kämpfenden türkischen Truppen. Im Wetteifer mit den verbündeten Streitkräften trugen sie in ihrem Anteil durch Abwehr und Gegenangriffe tapfer dazu bei, die wütenden Anstürme der Russen erfolglos zu machen.

Auf dem nördlichen Teile des östlichen Kriegsschauplatzes, wo Prinz Leopold von Bayern als Nachfolger des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg seit Ende August den linken Flügel der Heeresstellungen befehligt, fanden mit kurzen Unterbrechungen während des ganzen Monats ebenfalls heftigste, hier nicht aufzählbare russische Angriffe statt, die sich Mitte September besonders westlich Luck und am Stochod außerordentlich steigerten, aber ebenfalls trotz stärkster blutiger Verluste und vorübergehender einzelner örtlicher Erfolge die Kriegslage nicht zu ändern vermochten. Beim Übergang zum Oktober gehen im Osten zwar die Kämpfe ohne Abschluß unentwegt weiter, doch ergibt sich hier Ende September das Gesamtbild, daß die Heere des Vierbundes am südlichen rechten Flügel in Siebenbürgen siegreich gegen die Rumänen vorrücken, in der Mitte und am nördlichen linken Flügel von den Karpathen bis zum Rigaer Meerbusen in erfolgreicher Abwehr sind.

Auf den türkischen Kriegsschauplätzen wurde wohl andauernd gefochten, doch erfolgten keine entscheidenden Zusammenstöße; im wesentlichen blieb daher die Lage dort unverändert, nur im Kaukasusgebiet und in Persien, wo die Bachtiaren den Osmanen sich anschlossen, besserte sie sich etwas zugunsten der Türkei. Östlich des Suezkanals fanden wieder mehrere heftige Gefechte statt, aber ein großer türkischer Angriff gegen Ägypten wurde noch nicht angesetzt. ‚Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.‘

Nach feindlichen Berichten scheint in Deutschostafrika der nun im 3. Jahre geleistete heldenmütige Widerstand unserer Schutztruppen allmählich der großen Überzahl, die durch ihre reichlichen technischen Hilfsmittel zur Übermacht wurde, zu erliegen, obwohl sie, wie jetzt erst bekannt wurde, Ende Juni und im Juli mehrere siegreiche Gefechte ihren Gegnern lieferten und diesen vernichtende Verluste beibrachten. Trotz des schwerwiegenden Verlustes von Tabora, dem wichtigen Verkehrsknoten an der Haupteisenbahn, scheinen sie noch nicht niedergekämpft zu sein, sonst würde lautes Siegesgeschrei unserer Feinde erklingen. Ist doch die Landfläche des Schutzgebietes fast dreimal so groß wie das Deutsche Reich, daher schwer zu erobern. Von den übrigen afrikanischen Kampfgebieten fehlen glaubwürdige Nachrichten; bemerkenswert ist hier der vierbundfeindliche politische Umsturz in Abessinien, wo es wahrscheinlich zu einem Bürgerkrieg kommen wird. Nach und nach kommt die Menschheit der ganzen Erde in Aufruhr und wird in den Strudel des großen Völkerkampfes hineingezogen.

Trotzdem dieser unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, dürfen die Vorgänge in Ostasien zwischen

China und Japan, sowie der vermutlich von dieser Macht angezettelte, seit Anfang September währende Aufstand in Niederländisch-Indien nicht außer acht gelassen werden. Denn anscheinend bilden sie schon die Einleitung zum nächsten Weltkriege, der sich um die Herrschaft auf dem Stillen Meere und dessen Küstenländer drehen wird. Voll entfesselt ist das gegenseitig zerfleischende Raubtierwesen der Menschheit, und lange Zeit wird seine Bändigung kosten.

Im Verhalten der ohnseitigen, neutralen Länder änderte sich während des 26. Kriegsmonats äußerlich nichts, um so mehr ist bei ihnen, je länger der Völkerkampf andauert, eine innerliche Zersetzung zu erkennen, die zwischen Kriegsfurcht und Beutesucht hin und her schwankt und sie schließlich zur Beteiligung am Weltkriege treiben wird. Tapfer hält sich bis jetzt das vom Einkreisungsverband besonders drangsalierte Griechenland, wenngleich es durch die Spaltung der Bevölkerung auch vor einem Bürgerkriege steht. Selbst in der Schweiz, die allerdings durch ihre dreisprachige Bevölkerung ständige Zerfallkeime enthält, sind solche Anzeichen auf militär-politischem Gebiete bemerkbar; handelspolitisch ist ja ihre Verständigung mit dem Deutschen Reiche warm zu begrüßen. In den Vereinigten Staaten von Amerika steht die Präsidentenwahl nahe bevor, deren Ausfall vielleicht entscheidend dafür ist, ob dem Vierbund offen der Krieg erklärt wird. Tatsächlich beteiligte es sich schon von Anfang an, indem es unseren Feinden in ungezählten, Milliarden Mark kostenden Mengen Waffen, Schießbedarf und sonstige Kriegsmittel lieferte, auch Fliegern und mehr als 20 000 amerikanischen Bürgern stillschweigend die Kampfbeteiligung auf britischer Seite gestattete. Aus dem kürzlich erhaltenen Briefe eines Deutschamerikaners erhellt, daß die dortigen Deutschen bei der Präsidentenwahl in einer Zwickmühle sich befinden, denn die beiden Wahlkandidaten sind britenfreundlich, demnach deutschfeindlich. Der demokratische, jetzige Präsident Wilson sei bei den Deutschen und Irländern, sowie bei allen Katholiken verhaßt, denn er verdächtigte sie als Bürger zweiter Stufe, als untreu dem neuen Vaterlande usw. Der republikanische Kandidat Hughes aber stehe ganz unter dem Einflusse des ehrgeizigen, streberischen Deutschenfressers Roosevelt, der im Frühjahr 1917 als General ein amerikanisches Räuberheer gegen Deutschland führen möchte. Am 4. März 1917 wird der neue Präsident in sein Amt eingeführt. Voraussichtlich werde Wilson nicht wieder gewählt, also Hughes Präsident. Vielleicht ‚kommt mit dem Amt ihm der Verstand'. Nach irriger Ansicht der Deutschamerikaner machte das Deutsche Reich in diesem Kriege zwei große Fehler. Im Sommer 1914 hätte es gleich auf Calais, statt auf Paris marschieren, im Frühjahr 1915 aber den Unterseekrieg nicht einstellen und keine Rücksicht auf Amerika nehmen sollen. Nur Kriegsunkundige, die mit den wirklichen Verhältnissen nicht vertraut sind und den gleichzeitigen Kampf gegen Rußland nicht in Rechnung ziehen, können derartige falsche Urteile fällen. Leider gibt es auch in Deutschland solch ‚unfehlbare' einfältige Bekritteler militärischer Anordnungen.

Aus dem inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches ist die Einberufung des Reichstages besonders hervorzuheben. Mit voller Berechtigung sagte am 28. September bei der Eröffnung Präsident Kämpf: ‚Der gewaltige Krieg um Deutschlands Sein oder Nichtsein ist militärisch, politisch und wirtschaftlich auf dem Höhegipfel.' In kürzester und bestimmtester Fassung aber schilderte der Reichskanzler die derzeitige Kriegslage: ‚An der Somme einzelne Erfolge der Gegner, die aber die Gesamtlage nicht ändern. Im übrigen erfolgreiche Abwehr

aller feindlichen Angriffe und damit Durchkreuzen, auf dem Balkan jedoch Scheitern der feindlichen Absichten!' Bedauerlicherweise wird gerade jetzt, während der stärksten Kriegssteigerung, der Reichskanzler von einer selbst- und herrschsüchtigen Gruppe heftig angegriffen, angeblich wegen der scheinbar lauen Führung des Unterseekrieges, in Wahrheit aber aus schlecht verhüllten, innerpolitischen Trieben. Rein militärisch betrachtet ist das Freiwerden solcher, aus der erblichen deutschen Uneinigkeit hervorgehenden zersplitternden Fliehkräfte ein sicheres Anzeichen, daß die Kriegslage für uns günstig und auch im Volke so empfunden wird. Bei den Deutschen muß leider die einigende Zustrebekraft stets durch harten Druck von außen in Wirkung gesetzt werden. Endlich des Reichskanzlers Losung ‚Freie Bahn für alle Tüchtigen' wirkte hoffnungerweckend, daß der schädliche Kastengeist und die verfassungswidrig wirkenden Überlieferungen des einstigen Lehenswesens, die in allen Berufen und Erwerbszweigen entwicklungshemmend wirken, baldigst unterdrückt würden.

Befriedigend ergibt die Monatsabgleichung, daß der innerlich gediegene ‚Stehauf' Vierbund nicht umfallen kann, sondern allen Stößen seiner Feinde erfolgreich widersteht. Noch ist die Entscheidung des Krieges nicht gefallen, dessen Verlauf bestätigt aber immer mehr die hier öfter vertretene Meinung, daß sie im Osten Europas erfolgen wird. Den Weg hiezu zeigt die Entwicklung auf dem Balkangebiete, dem derzeitigen Hauptkriegsschauplatze. Doch nicht der Zukunft, bloß den vollendeten Tatsachen gelten diese Betrachtungen. In weiter Ferne liegt noch der Friede. Zwischen dem Deutschen Reiche und Großbritannien wird die Verständigung über ihn schwer sein, denn die weltweislichen Deutschen kämpfen für übersinnliche Weltanschauungen, die kaufmännischen Angelsachsen aber für sinnliche Geldanschauungen. Keine Aussicht besteht auf edlere Gesinnungen der Briten. Möchten daher die Deutschen nützliche, zweckmäßige Denkweise erlernen, um ihren Hauptfeinden gewachsen zu werden.

Abgeschlossen 1. Oktober 1916.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Bildungswesen

Die Deutsche Bücherei in Leipzig, die am 2. September — am Sedantage — feierlich eingeweiht wurde, ist eine im deutschen Büchereiwesen neuartige Schöpfung; sie sammelt nämlich sämtliche deutschen Bücher, Zeitschriften und sonstigen Druckschriften außer den Zeitungen, ferner die in Deutschland gedruckten fremdsprachigen Werke, das Schrifttum der Auslanddeutschen einschließlich deren Zeitungen, und endlich die amtlichen wie auch die Privatdrucke! Das ganze Deutschland ist ihr Sammelfeld, also auch die deutschsprachigen Gebiete Österreichs und der Schweiz. Zeitlich ist bei der erstrebten Vollständigkeit natürlich eine Anfangsgrenze notwendig: es ist der 1. Januar 1913; dafür ist aber jedes von da ab erschienene Werk sofort zur Stelle; die Deutsche Bücherei leiht nichts außerhalb ihres Hauses aus. Das hat noch den andern großen Vorteil, daß sie in Wahrheit ein Archiv des deutschen Schrifttums und des deutschen Buchhandels ist, da bei solcher Benutzungsbeschränkung die sämtlichen heutigen Werke für spätere Geschlechter gut erhalten bleiben. Daß unser jetziges Schrifttum durch derartige Begrenzungen in seiner unmittelbaren Wirkung gehemmt würde, ist bei der Fülle sonstiger Büchereien nicht zu befürchten. Beschränkungen sind fast immer bittere Notwendigkeiten, die aber bestimmte Zwecke umso sicherer fördern. So ist hier neben dem archivalischen Zwecke die deutsche Bibliographie eine Hauptaufgabe der Deutschen Bücherei.

Was Kaysers Bücherlexika begonnen und Hinrichs' Verzeichnisse fortgesetzt haben, das soll die Deutsche Bücherei auf Grund der Werke selber, die ja vollständig gesammelt werden, mit erhöhter Sicherheit und Genauigkeit zur Vollendung bringen. Das Streben nach lückenloser Sammlung des deutschen Schrifttums war alsbald von kritischen Stimmen als utopisch bezeichnet worden; doch hielt der Börsenverein der Deutschen Buchhändler, der Hausherr der Deutschen Bücherei, entschlossen daran fest, da ihm bei der Wahl zwischen den zwei Übeln: ‚Untergang von unzweifelhaft Wertvollem — Aufbewahrung von vielleicht Wertlosem [Dr. Ehlermann]' die Entscheidung nicht zweifelhaft war.

Weitere Aufgaben der Deutschen Bücherei erstrecken sich auf allgemeine Büchereifragen wie die des Titeldrucks für alle deutschen Druckwerke, der Vereinheitlichung der Katalogisierung, der Einrichtung einer Sammelstelle für die Austausch-Schriften der Universitäten und sonstigen gelehrten Anstalten und Gesellschaften, der bibliothekarischen Aus- und Fortbildung, überhaupt der führenden Bearbeitung und Weiterentwicklung aller bibliothekstechnischer Angelegenheiten.

Die Mittel zu so hohem Werke liefert — im Vereine mit der sächsischen Staatsregierung und der Buchhändlerstadt Leipzig — der Börsenverein der Deutschen Buchhändler, der mit seinem machtvollen Gefüge eine so sichere Gewähr für gutes Gelingen gibt, daß fast alle deutschen Verleger ohne einen Zwang ihre Druckerzeugnisse zum Buchhändlerpreise oder unentgeltlich liefern. Viele Behörden, darunter eine nicht unbeträchtliche Zahl erzbischöflicher, bischöflicher und sonstiger geistlicher Behörden, reihen sich den Verlegern an. Die noch junge, aber schon recht erfolgreiche Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei unter der Schirmherrschaft des sächsischen Königs Friedrich August wirbt um immer weitere Förderung des Werkes, das fürwahr eine deutsche Kulturtat ist — zumal auch durch seine äußere Vollendung jetzt mitten im tobenden Weltkrieg.

Der stattliche Bau an der stolzen Straße des 18. Oktobers, unweit des ruhmkündenden Völkerschlachtdenkmals, bietet neben den Verwaltungsräumen, Katalog-, Lese- und Zeitschriftensälen Stapelplätze für eine Million Bände; außerdem ist das Grundstück schon jetzt für weitere Gebäude zur Aufnahme von 10 Millionen Büchern im ganzen eingerichtet. So ist für Geschlechter hinaus vorgesorgt.

Allerdings, so weitdauerndes Werk brauchte seine Zeit. Zwar gab bereits in den Tagen des Frankfurter Parlaments ein deutscher Buchhändler, W. H. Hahn von der bekannten Hannoverschen Verlagsbuchhandlung, dem Gedanken einer deutschen Reichsbibliothek erstmals Ausdruck und unter persönlichen Opfern auch schon Gestalt. Die traurige politische Lage Deutschlands brachte die weitere Entwicklung zum Stehen; die gesammelten Bestände kamen später nach Nürnberg in das Germanische Museum. Nach der Reichsgründung tauchte der Gedanke wieder auf, längere Zeit der Planungen folgte; dann förderte der taten- und gedankenreiche Ministerialdirektor Althoff die weitere Entwicklung, bis durch die Vereinigung des Börsenvereins, der Sächsischen Regierung und der Stadt Leipzig jener Dreibund zustande kam, der trotz aller Schwierigkeiten, zumal von Berlin her, den großen Gedanken in die Tat umsetzte.

Dieser Tat wollen wir Deutsche allesamt uns freuen. Was Franzosen, Engländer, Italiener und Amerikaner in der Bibliothèque nationale (1731), im British Museum (1753), in der Bibliotheka nationale in Rom und Florenz, in der Kongreßbibliothek in Washington schon lange besitzen, — uns schien es immer wieder versagt. Daß dann aber der einmal gefaßte Plan der Verwirklichung trotz des

Krieges durchgeführt wurde, ist auch ein Zeichen deutscher Kultur. Zu deren stetiger Befruchtung ihr gut Teil beizutragen, ist die höchste Aufgabe der Deutschen Bücherei in Leipzig.

Dr. Robert Stein.

Theater

Hermann Bahr, „Die Stimme“

(Uraufführung der Darmstädter Hofbühne am 18. Oktober). Das Thema des Glaubens und Unglaubens, das Goethe das größte und Bedeutungsvollste der Weltgeschichte nennt, ist auch der Gegenstand dieses Stückes. Es geht dabei um nichts Geringeres als um die dichterisch-künstlerische Bewältigung des Problemes, ob und wie ein Mensch, der ganz unter der modernen Vorherrschaft des einseitigsten Verstandeslebens steht, durch das Vertrauen zu seinen inneren Erlebnissen dahin geführt werden kann, daß er in dem Konflikt zwischen dem für die Fortführung seines fraglich gewordenen Lebens als notwendig anerkannten Willen zum Glauben und der in der modernen Halbheit so tief begründeten Unfähigkeit, sich dem als lebensnotwendig Erkannten mit willensstarkem Entschluß hinzugeben, aus seiner Unentschiedenheit heraustrete. Keine Frage: es ist das Problem des modernen Menschen, sofern er überhaupt über Sinn und Zweck des Lebens tiefer nachgedacht und die Unhaltbarkeit des unentschiedenen Zwischenzustandes empfunden hat. Wie schon so oft hat Hermann Bahr als einer der feinsten Deuter der Zeitseele auch hier mit überraschender Diagnose den Finger auf die Wunde gelegt. Aber er wollte mehr. Er hat es gewagt, den seelischen Konflikt nicht bloß darzustellen, sondern mit den im Rahmen einer Bühnendichtung verfügbaren Mitteln der Gemütserschütterung und der dialektischen Klärung auch zu schlichten. So hoch sich sein Unternehmen über jedes frühere dieser Art erhebt, was szenische Erfindung, theatralischen Effekt, geistvolle Durchführung anlangt, so wenig hat er vermocht, es in Einklang zu bringen mit jener Forderung echter Kunst, daß das Kunstwerk nur die naive Sprache der Anschauung, niemals aber die klügelnde der Reflexion reden dürfe. Mit diesem Einwand wird indes nicht nur das Bahrsche Stück getroffen, er muß und in gleicher Schärfe auch gegen das moderne Konversationsstück überhaupt erhoben werden. So wie Ibsen es der moralischen Gesellschaftskritik dienstbar gemacht hat, ist es selten aus dieser Bahn des dialogisch-dialektischen Verfahrens herausgekommen, und nur Strindberg hat hin und wieder versucht, das allegorische Element zu seinem Rechte zu bringen, jedoch ohne ihm zugleich allgemein menschliche Bedeutung geben zu können. Somit spricht dieser Einwand nicht gegen die theatralische Zulässigkeit und Wirkung des Bahrschen Stückes, die so groß und offenbar ist wie nur je bei einem seiner Stücke, sondern gegen die Gattung dieser Stücke überhaupt und gegen die Möglichkeit einer befriedigenden künstlerischen Behandlung des hier gegebenen Vorwurfs im besonderen.

Die Handlung des Stückes ist kurz folgende: Ein junger Gelehrter, den die skeptische Atmosphäre seines Vaterhauses ohnehin zum Romantiker gemacht hat, verheiratet sich mit einer sehr frommen Katholikin. Bevor es ihr gelang, ihn zu bekehren, stirbt sie. Der Mann empfindet den Verlust um so schmerzlicher, als er sich Vorwürfe macht, daß er den liebsten Wunsch seiner Frau nicht erfüllt hat, daß er ihn nicht hat erfüllen können. Seitdem erscheint sie ihm jede Nacht im Traume, und er hört ihre Stimme, ohne je zu verstehen, was sie sagt. Beständig auf der Flucht vor diesen Gesichten, die er selber als reine Halluzinationen bezeichnet, erlebt er ein ganz ungewöhnliches Schicksal. Auf einer Eisenbahnfahrt hört er plötzlich

nicht nur die Stimme, sondern er versteht bestimmt und deutlich die dringliche Aufforderung, sofort den Zug zu verlassen. Er gehorcht, und kurz danach ist der Zug verunglückt. Das Erlebnis ist so evident und auch für andere so unzweifelhaft, daß ihm, wie er sagt, nichts mehr übrig bleibt, als an seine Unzurechnungsfähigkeit oder an ein Wunder zu glauben. Aber ein Wunder hat in seiner Weltanschauung keinen Platz. Er muß also umlernen; denn mit diesem Erlebnis anders fertig zu werden, hält er für unmöglich. Er fühlt, ohne den Glauben an eine unmittelbare göttliche Weltleitung kann er nicht weiterleben, will er überhaupt vor seiner Vernunft bestehen. Und er meint, so wie er müßten auch seine Schüler und Freunde denken und empfinden. Nun zweifeln sie zwar nicht an der Echtheit des Erlebnisses, aber sie weigern sich, die Folgerungen daraus zu ziehen, die er für unerläßlich hält. Dazu müsse man selber das Erlebnis eben gehabt haben. Mit diesem Einwand bringen sie sich in Sicherheit. Da aber wird mit einemmal auch ihm klar, daß das Erlebnis als solches für seinen Entschluß zum Glauben gar nichts bedeutet. Auch ein Wunder vermag ihn nicht zu wandeln, es sei denn, daß es sich immerfort wiederhole und sich somit beständig von neuem bestätige. Das aber hat er nicht erlebt. Somit beginnt der Kampf von vorne. Weder die Mutter seiner verstorbenen Frau noch ein Priester, mit dem er sich darüber auszusprechen wünscht, vermögen die Entscheidung herbeizuführen. So unentrinnbar der Priester die Psychologie des Glaubenden darlegt, die Wirkung verpufft, weil dem Wunsch zu glauben nicht ein Wille zu Hilfe kommt, der den letzten Einwand des Intellekts durch den Entschluß besiegt, den Glauben im Gebet zu betätigen und ihn durch diese Betätigung als wirksam zu erweisen. Diesen einen kleinen Schritt der Gnade entgegen muß der Mensch in vollkommener Freiheit tun; der Glaube ist und bleibt ein Willensakt; der moderne Mensch aber möchte durch seine höhere Kraft von oben überwältigt werden, nur um die sittliche Verantwortung eines frei getanen Schrittes nicht tragen zu müssen. Aber das Wort des hl. Augustinus: ‚Fecit te sine te, non justificat te sine te' besteht für alle Ewigkeit zu Recht. Wohl hat der Priester vermocht, die Einsicht zu klären, den letzten Schritt aber kann er nicht erzwingen. Die Gewalt der Logik hat versagt, vielleicht daß die Gewalt der Liebe zum Sieg verhilft. Vorbereitet wurde dieser Sieg durch die Enthüllung, daß die junge Frau ihr Leben freiwillig zum Opfer gebracht hat, um durch den großen Schmerz über ihren Tod dem Leben des geliebten Mannes die Wendung zu geben, die ihm die Freude des Zusammenlebens nicht hat geben können. Sie hat ihren Tod von Gott als Mittel erfleht und sich in diesem Gefühl aus Liebe zu ihm verzehrt. Das läßt auch in seinem Herzen in der kritischsten Stunde die Liebe, das Gefühl stärker als je aufflammen, und diese gesteigerte Empfindung gibt seinem Willen die Kraft, auch das letzte Mittel zu versuchen, um seinem inneren Liebesdrang genugzutun. Mit dem Bekenntnis, daß er glaube, schließt das Stück.

In der Theorie ist darin alles richtig und echt. So wie Ibsen das moralische Gewissen aus dem Todesschlaf wachrüttelt und Gericht über die Lüge hält, die das gesellschaftliche Leben vergiftet, so wird hier auf einer höheren Stufe Gericht gehalten über die Willenlosigkeit des modernen Menschen, die es nicht über sich bringt, die höchsten Lebenserfahrungen sich zu eigen zu machen. Die Logik, mit der es geschieht, ist unbezwinglich. Aber es ist unmöglich, mit Logik allein von der Bühne herab zu wirken. Dazu bedarf es stets einer Handlung, in der das tief Menschliche der Vorgänge offenbar wird. Der Ausgangs-

punkt des Konflikts kann ohne Schaden für das Weitere auf mehr oder minder willkürlichen Voraussetzungen beruhen. Selbst ein reiner Zufall vermag ja nach der Art, wie er seelisch aufgenommen wird, die folgenreichsten Wirkungen her- vorzubringen. Außer dieser die Hand- lung in Bewegung setzenden ersten Be- gebenheit darf aber fürder nichts mehr willkürlich und als Deus ex machina in den psychologischen Ablauf der Ge- schehnisse eingreifen. Das sind Forderungen, über die sich kein Bühnenschriftsteller von heute, der mehr als Vergnügen will, hinwegsetzen kann.

In dem Stück von Bahr sind nur zwei Begebenheiten. Sie rahmen es so- zusagen ein; was zwischen ihnen liegt, ist Dialog. Über die einleitende Be- gebenheit, die merkwürdige Bewahrung des Helden vor dem Eisenbahnunglück, ist kein Wort zu verlieren. Sie stellt mit allem Für und Wider ein Erlebnis vor Augen, auf das nun alles Weitere sich aufbaut. Die zweite Begebenheit, mit der das Stück schließt, ist völlig anderer Art. Sie ist im vollsten Sinne des Wortes ein Deus ex machina. Noch eben hatte der Held sich gegen alle Ver- suche, ihm seinen eigenen Zustand ver- nunftgemäß zu klären, mit Spott und Ironie gegen ‚pfäffische Beredsamkeit' zur Wehr gesetzt. Was er brauche, sei Liebe und nicht Logik. Ein Hund, der ihm die Hand lecke, sei ihm besser als eine gewisse — Caritas. Im Verlangen nach Liebe steigert er sein Gefühl für seine tote Frau bis zum sinnenhaften Verlangen, sie wieder an seiner Seite zu haben. Über dieser Raserei, die in eine geistige Wollust ausartet, bricht der Abend herein. In schmeichelndem Be- gehren ruft er nach seiner Frau. Da mit einemmal hört er wieder ihre Stimme. Aber diesmal nicht innerlich, als Gesicht bloß, sondern im Tone mate- rialisiert. Sie mahnt ihn, sie weigert sich ihm, sie beschwört ihn: ‚Lerne glauben und du weißt und du schaust!' Als die Stimme verhallt ist und die Mutter der Toten hereintritt, ist seine Seele um- gewandelt, der Wille zum Glauben ge- funden.

Eine psychologisch richtige Erkenntnis liegt auch hier zu Grunde. Aus dem Kreise, in dem sich der Willenskranke dreht, gibt es kein Entrinnen, wenn nicht eine außergewöhnliche Macht ihm die Hand reicht. Die stärkste Macht auf Erden ist die Liebe. Sie überwindet den Tod, auch den Tod der Herzen. Diese Einsicht hat dem Dichter offenbar vorge- schwebt. Die Art, wie er sie nutzte, ist der Hauptfehler des Stückes. Das wirk- liche Ertönen der Stimme wirkt, wo nicht peinlich, so doch mindestens als stil- widrige Überraschung. Außerhalb gewisser Spiritistenkreise wird auch der gläubigste Mensch sich nicht zum Zeugen eines solchen Experiments als einer materiell empirischen Tatsache mit Behagen her- geben. Ein Nervengrauen wird die ganze Wirkung sein. Nur ein seelisches Er- lebnis, das jeder mitempfinden kann, vermag die Voraussetzungen zu schaffen auch für neue Einsichten. Große Liebe und großer Schmerz haben eine erkennt- nisklärende, weil innerlich befreiende und selbstlosmachende Wirkung. Nur der von egoistischen Trieben freie Mensch erkennt auch rein. Nur ein Erlebnis, das diesen Seelenzustand herbeigeführt hätte, wäre erlösend gewesen.

Damit hätte das Stück auch seinen Thesencharakter, seine dialektische Spitze verloren. Nur ein religiöser, kein magi- scher Schluß war ihm angemessen. Reli- giös aber ist alle Liebe, die den Men- schen von sich selbst befreit. Das Stück macht so wenig Anspruch darauf, ein religiöses Stück zu sein, wie der Roman ‚Himmelfahrt' des gleichen Autors. Er will gewisse Voraussetzungen schaffen für ein höheres Erleben. Zu diesem Zweck war das Aufgebot eines kirchlichen Vertreters nicht unbedingt notwendig. Ohne ihn, so würdig und zurückhaltend sein Eingreifen

ist, wäre die Wirkung in der Sache vielleicht allgemeiner gewesen.

Die Ablehnung des Stückes in einer gewissen Presse steht in scharfem Gegensatz zu der Aufnahme, die ihm das Darmstädter Publikum bereitet hat. Die Ruhe und Aufmerksamkeit, womit es den geistreichen Gesprächen folgte, beweist jedenfalls einen Takt, wie er nicht überall zu finden ist. Der lange Beifall am Schluß beherrschte die Situation, gegen die das Zischen von ganz wenigen nicht aufkommen konnte. Diese Tatsache ist immerhin als eine symptomatische Erscheinung eines zweifellos größeren Ernstes und tieferer Nachdenklichkeit zu registrieren. M.

Verschiedenes

Eine Vereinszeitschrift der Görresgesellschaft? Im Anschluß an die erfreulich verlaufene Coblenzer Generalversammlung der Görresgesellschaft ist neuerdings wieder die Frage aufgetaucht, mit welchen Mitteln es zu erreichen sei, daß diese so wichtige und verdiente Organisation ‚zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland' in noch viel weiteren Kreisen, namentlich der Gebildeten, bekannt und unterstützt werde. Wenn die Görresgesellschaft ihre bisherige so verdienstliche und fruchtbare Unterstützung katholischer Gelehrtenarbeit im alten Umfange fortführen und nach verschiedenen Richtungen im dringend wünschenswerten Maße weiter ausbauen soll, dann ist es unbedingt erforderlich, den während des Weltkrieges naturgemäß erfolgten erheblichen Rückgang der Mitgliederzahl und des Vereinsvermögens bald wieder wettzumachen und wenn irgend möglich, einen Gesamtzuwachs zu erzielen.

Als ein taugliches Mittel zu diesem erstrebenswerten Ziele ist nun neuerdings wieder ein Plan entwickelt worden, der schon 1906 und 1907 die damaligen Generalversammlungen in Bonn und Paderborn beschäftigt hat und ohne tatsächliches Ergebnis aufs Unbestimmte vertagt wurde, nämlich die Gründung einer Vereinszeitschrift. Zuerst in Nr. 748 der ‚Köln. Volksztg.' hat Dr. Karl Hoeber dringend befürwortet, ‚man sollte endlich den Gedanken aufgreifen, eine Vierteljahrsschrift der Görresgesellschaft ins Leben zu rufen, in der alle Zweige der Wissenschaft (etwa nach Art der Internationalen Monatsschrift) gepflegt werden und durch größere und kleinere Beiträge zur Geltung kommen'. Die anschließende Diskussion in den Nrn. 762, 776 und 791 der gleichen Tageszeitung hat sich dann weiter namentlich um die Fragen gedreht, ob nicht der Vierteljahrsschrift eine Monatsschrift — etwa nach Art der ‚Historisch-politischen Blätter' — noch vorzuziehen sei und ob die bisherigen drei alljährlichen Vereinsschriften (Gratisgaben an die Mitglieder) der künftigen Zeitschrift gänzlich zum Opfer fallen oder als gelegentliche Beihefte zur Seite gegeben werden sollen.

Auf den ersten Blick mögen derartige Pläne manches Bestechende haben. Sobald man aber die gesamte bisherige Betätigungsweise der Görresgesellschaft näher ins Auge faßt und damit die faktischen Voraussetzungen und Anforderungen einer großen Zeitschrift vergleicht, stößt man auf eine Reihe von Widersprüchen und Schwierigkeiten, die uns unüberbrückbar erscheinen:

Weder ist die Görresgesellschaft die geeignete Organisation, um einer derartigen Zeitschrift größeren Stiles hinreichenden Rückhalt und zukunftsreiche Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten, noch erscheint eine Zeitschriftengründung der faktisch allein möglichen Ausführungsart als zweckdienlich, um der Görresgesellschaft selbst freiere Bahn für ihre eigentlichen wissenschaftlichen Hauptaufgaben zu verschaffen; sie dürfte vielmehr sehr bald trotz etwaigen Zuwachses der Mitgliederzahl das Gesamtbudget stark belasten und dem weiteren Ausbau der Fachsektionen, ihrer

Publikationen, Institute und Arbeitsbeihilfen als ein beständiger Hemmschuh entgegenwirken.

Großzügige und ins Weite wirkende Zeitschriften werden niemals von vielköpfigen Gelehrtengesellschaften, sondern immer nur von einem einzigen zielbewußten Kopfe und dessen engerem Kreise begründet und lebenskräftig entwickelt. Gerade auch die ‚Historisch-politischen Blätter‘ sind in der engsten Görresnachfolge geschaffen worden, längst ehe es eine Görresgesellschaft gab, und ihre fruchtbare Entwicklung, wie die der späteren führenden Zeitschriften, beruhte zu nicht geringem Teile auf der steten Miteinbeziehung auch der hochpolitischen Zeitfragen, mithin eines Gebietes, das die Görresgesellschaft und ihr Organ grundsätzlich niemals betreten dürfte.

Bliebe also, wenn sich die Görresgesellschaft nicht etwa künftig auch der Pflege der schönen Literatur widmen will, nur eine ausschließlich populär-wissenschaftliche Zeitschrift möglichst allseitiger Art.

Sind hierfür unter den katholischen Gelehrten geeignete Mitarbeiter in hinreichender Zahl frei verfügbar? Diese Frage müssen wir, soweit unser Blick reicht, entschieden mit Nein beantworten, und die Erfahrungen der Sektionsvorstände der Görresgesellschaft und namentlich der bisherigen Herausgeber ihrer Vereinsschriften müssen uns diese — an sich unerfreuliche — Feststellung bestätigen. Noch im Jahresbericht 1909 wurde von zuständigster Seite dieser Mangel beklagt und hervorgehoben, daß zur Veröffentlichung in den Vereinsgaben meist nur Spezialarbeiten angeboten werden, ‚die sich für den großen und stark gemischten Mitgliederstand der Gesellschaft nicht eignen‘.

Es ist aber oft sehr schwer, selbst einen hervorragendsten Fachgelehrten davon zu überzeugen, daß für sein Spezialthema kein hinreichend allgemeines Interesse vorausgesetzt werden kann, oder gar, daß er einen an sich geeigneten Stoff nicht in der notwendigen, allgemeinverständlichen Schreibweise behandelt habe.

Der schriftstellerisch hinreichend gewandte Teil der katholischen Gelehrtenwelt ist auch bisher schon um Publikationsgelegenheiten für populär-wissenschaftliche Aufsätze keineswegs in Verlegenheit gewesen. An geeigneten Organen, katholischen wie akatholischen (z. B. gerade der ‚Internationalen Monatsschrift‘) besteht wirklich kein Mangel, die Nachfrage ist stärker als das Angebot. Daher besorgt man berufenerseits bereits weit eher, daß durch solche an sich sehr wünschenswerte Nebenarbeiten tüchtige wissenschaftliche Kräfte von ihren wichtigsten Arbeitszielen abgelenkt und zersplittert werden könnten.

Die Görresgesellschaft hat es von je mit Recht als eine ihrer dringlichsten Aufgaben betrachtet, jungem, tüchtigen Gelehrtennachwuchs die volle Hingabe an seine Facharbeiten zu ermöglichen oder wenigstens zu erleichtern und so die im allgemeinen erschreckende Minderzahl katholischer Anwärter namentlich auf die Universitätslaufbahn allmählich aufzufüllen. Der Ermunterung zu populär-wissenschaftlichem Schriftstellern bedarf es weit weniger; das stellt sich, wo die Fähigkeit vorhanden ist, schon von selbst ein und weiß sein Betätigungsfeld zu finden. Jedenfalls bietet die Görresgesellschaft ihrerseits durch ihre Vereinsschriften hierzu schon genügenden Anreiz.

Der Weltkrieg mit seiner furchtbaren Auslese gerade unter dem akademischen Nachwuchs nötigt heute mehr denn je, alle Kräfte zu konzentrieren und nicht zu zersplittern, eine jede irgend verfügbare am wirksamsten Punkte voll einzusetzen.

Für den Ernst und die Schwierigkeiten der vordringlichsten Erfordernisse einer gelehrten Vereinigung werden, darauf vertrauen wir, alle bisherigen und die hoffentlich noch zahlreicheren künftigen Mitglieder der Görresgesellschaft volles

Verständnis und hinreichenden Opferwillen bekunden. Auf Mitglieder, denen es nicht genug ist, „zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland' ihr redliches Scherflein beizutragen, die immer darnach fragen, ob man ihnen für ihre zehn Mark auch genug ‚bietet', ist niemals ein wirklicher Verlaß. Sie werden es bei der geplanten Vereinszeitschrift genau eben so machen, vielleicht eine Zeitlang es mit dem Neuesten versuchen, dann aber bald auch in dieser Form nicht genug ‚geboten' finden und wieder anderswo zu Gaste gehen.

Ausstrahlendes Zielbewußtsein tut jeder Organisation geistiger Kräfte und Helfer vor allem anderen not. In der einen Hinsicht stimmen wir mit den Befürwortern des Zeitschriftenplanes vollkommen überein, daß noch viel mehr geschehen könnte, um die bisherigen namhaften Arbeiten der Görresgesellschaft auf historischem und philosophischem, rechts- und staatswissenschaftlichem, archäologischem und neuerdings auch naturwissenschaftlichem Gebiet möglichst weiten Kreisen der Gebildeten bekannt zu machen und für diese ganze Fülle von Leistungen und Aufgaben neue Mitarbeiter und Gönner zu gewinnen. Zu solcher Propaganda bieten aber die vorhandenen Zeitungen und Zeitschriften der Gelegenheit und des guten Willens genug. Man muß sich ihrer nur zu bedienen wissen.

Eine eigene Vereinszeitschrift dagegen würde, so fürchten wir aus hier nicht mehr weiter zu erörternden Gründen, zur geistigen Inzucht Anlaß werden und infolgedessen zu einer Herabminderung der Ansprüche führen, nicht zu jener Erhöhung, deren wir allenthalben und unablässig bedürfen. —

Wäre es wirklich Aufgabe der Görresgesellschaft, Lücken im populärwissenschaftlichen Zeitschriftenwesen auszufüllen, dann ließe sich immer noch eher der ursprüngliche Antrag Drerup von der Bonner Generalversammlung wiederaufnehmen, ‚an Stelle der bisherigen Vereinsschriften ein literar-kritisches Organ treten zu lassen', und zwar die ‚Literarische Rundschau', die damals noch im Herderschen Verlage erschien, aber unterdes als eines der ersten Kriegsopfer eingegangen ist. Auf diesem Gebiete des wissenschaftlichen Rezensionswesens die Konzentration der Kräfte zu fördern und zum Ersatz noch gar mancher Organe, die nicht leben und nicht sterben können, ein einziges, wirklich alle verfügbaren Kräfte sammelndes Zentralorgan zu schaffen, welches über die wichtigsten Neuerscheinungen sämtlicher Wissensgebiete zuverlässig und pünktlich orientierte, das wäre an sich eine Leistung, die tatsächlichem Bedürfnis entspräche und eines weitreichenden, wenn auch nicht gerade allseitigen Interesses gewiß sein könnte.

Aber auch hier noch müssen wir die Gegenfrage stellen: Soll sich wirklich die Görresgesellschaft mit dergleichen belasten und überläßt sie solche Pläne nicht besser unternehmungsfreudigen Verlegern und Schriftleitern? Und die weitere Befürchtung bleibt auch angesichts dieser bescheideneren Aufgabe bestehen, daß wir katholischerseits selbst hierfür noch nicht in jeder Sparte die hinreichende Zahl geeigneter Fachreferenten zur Verfügung haben, beziehungsweise die vorhandenen Kräfte vordringlicheren Aufgaben nicht entziehen dürfen.

Arbeitsteilung und Konzentration der Kräfte bedingen sich stets gegenseitig. Der Görresgesellschaft und ihrer Vorstandschaft bleiben vorläufig auf fachwissenschaftlichem Gebiete der literarischen Sorgenkinder schon gerade genug, um nicht neuerdings nach einem Zuwachs Verlangen zu tragen. Je unbeirrter die Gesellschaft ihrer eigentlichen und höchsten Aufgabe sich widmet, der Pflege der Wissenschaft im strengen und eigentlichen Sinne, desto segensreicher wird sie indirekt auch einwirken auf die gesunde und kräftige Weiterentwicklung eines gediegenen populärwissenschaftlichen Bücher- und Zeitschriftenwesens. Wenn es nach

uns ginge, wäre in gewissem Sinne eine jede unserer führenden Zeitschriften und verwandten literarischen Unternehmen ein Vereinsorgan der Görresgesellschaft. Weil es nämlich jeder ihrer Mitarbeiter und Freunde sich zur Ehrenpflicht schätzen sollte, Mitglied der Görresgesellschaft zu sein! **

Unsere Kunstbeilagen

Wie ein Künstler zu dem Stoff und Vorwurf eines Werkes gekommen ist, nicht aus äußeren Anlässen, sondern aus der inneren Erfahrung, das ist gewöhnlich die letzte Frage der Kunstgeschichte, aber die erste und tiefste nach der inneren Wahrheit und Bedeutsamkeit des Werkes. In der Zeit der Zerrüttung seiner äußeren Lebensumstände, gegen Ende der fünfziger Jahre des 17. Jahrhunderts, hat Rembrandt einige biblische Bilder gemalt, in denen alle religiöse Empfindung in dem stillen Kampf seiner seelischen Erfahrungen gesammelt erscheint. Zu ihnen gehört neben dem von uns früher gebrachten Werke ‚Jakob ringt mit dem Engel‘ auch das Bild ‚Moses zerschmettert die Gesetzestafeln‘. Es sind weniger geschichtliche Gedanken als der Kampf und die seelische Erhebung gegen Not und Nötigung des Lebens, was hier Ausdruck und Vorbild in Vorgängen vom Gehalt ewiger Wahrheit sucht.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. **Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.





Vierzehnter Jahrgang Dezember 1916

Jesu Kindheit in der Legende
Von Peter Dörfler

Johannes der Adler hat in einem lapidaren Satz von Christi Geburt alles erzählt, was der religiöse Mensch wissen muß: Und das Wort ist Fleisch geworden. Lukas der Maler, hat sich des Menschen, der mit Herz und Gemüt begabt ist, und Bild und Anschauung begehrt, erbarmt und hat das weltenwendende Ereignis mit den Farben dieser Erde geschmückt und in seinen einzelnen Vorgängen, soweit sie menschlichen Sinnen deutbar waren, gezeichnet. Er führte das mit solcher Kunst und Schlichtheit, mit solch holder Innigkeit aus, daß der Grieche wie der Barbar, der Hirte wie der König diese frohe Botschaft wie ein himmlisches Licht in sich aufnahmen und von ihm ihr Leben lang erleuchtet wurden, mochten sie im übrigen den Glauben bewahren oder verlieren.

Aber auch Lukas hat den entzündeten und ergriffenen Herzen nicht genug erzählt. Was ist denn noch geschehen in der geweihten Nacht, und was weiter zu Jerusalem und Nazareth, in Ägypten und auf den Wegen der Wüste? Erlosch wirklich der Glanz so jäh, verbarg sich denn das ‚Wort‘ so tief und so lange in der Knechtsgestalt, daß nichts weiter mehr geschah, als daß er seinen Eltern untertan war und zunahm wie an Alter so an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen? Und sie dachten nach, was wohl in jener Zeit des Heiles noch alles geschehen sein müsse. Es dachten die Orientalen darüber nach, die Weihnachten unter Palmen und in Oasen feierten, die von den Schrecken der weiten Wüste umgeben waren; und

nicht minder sannen und träumten die nordischen Völker, die das Christfest unter schneebedeckten Tannen, in winterstarrer Stille begingen. Und wie die heiligen drei Könige Gold, Weihrauch und Myrrhen opferten, so brachten sie dem göttlichen Kinde, als Zeichen ihrer grenzenlosen Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung Märchen und Sagen, Legenden und Lieder zu, die sie irgendwo im eigenen oder fremden Lande erlauscht oder selber ersonnen hatten. Sie beraubten nahe und ferne Götter und Helden der bunten, mythischen Gewänder, die im Dämmer der Vorzeit um sie gewachsen waren, und deuteten Formen und Eigenheiten an Pflanzen, Tieren, Steinen und Gestirnen als unvergängliche Spuren der Tätigkeit des Erlösers. So entstanden die Christuslegenden. Sie sind Weihgeschenke der Völker an den Weltheiland. Aber sie sind zugleich auch Gaben, womit sich die Völker selber beschenkten. Sie erzählen davon, was die Menschen alles getan hätten — wenn sie an der Stelle des göttlichen Kindes hätten liegen dürfen.

Nicht immer war dieser Eifer für poetische Verherrlichung des heiligen Geschehens erleuchtet, nicht immer das Brot der Legende gesalzen. Oft vergriff sich das Volk in seinen Mitteln und Maßen, und Sektierer mißbrauchten seinen Heißhunger nach frommen Schauern. Die Kirche hatte bisweilen harte Mühe, den Übereifrigen und wenig Gebildeten den Unterschied zwischen Evangelien und Legenden klar zu kennzeichnen und eine Verwirrung der Geister zu verhindern. Sie bezeichnete genau, was kanonisch und göttlich, und was apokryph* und menschlich sei. So wurde wenigstens verhindert, daß das Gut des Glaubens durch das Gut des Gemütes und der Erbauung getrübt wurde.

Die erste Sammlung von Legendenstoffen zur Verklärung der Jugend Jesu nahmen die Gnostiker vor, eine mächtige, in den ersten Jahrhunderten weitverbreitete Sekte, deren Lehre sich mehr aus heidnischen als christlichen Elementen zusammensetzte. Sie leugneten die wahre Menschheit Jesu. Im Kampfe gegen die evangelische Lehre von der Armut, Niedrigkeit, vom Leiden und Sterben Jesu rafften sie aus dem ganzen Orient zusammen, was da von Wunderknaben und jungen Göttern erzählt wurde. In den poetischen Köder dieser anmutigen und phantastischen Geschichten steckten sie den Angelhaken ihrer theologisch-theosophischen Spekulation. So sehr nun die Christen das stolze Halbheidentum der Gnostiker verabscheuten, so zog sie doch der Reiz der bunten Erzählungen an. Sie vernichteten also das darin enthaltene Gift und kosteten dann mit Lust, was da vorfabuliert wurde. Uns wird es freilich ganz sonderbar zumute, wenn wir die uns erhaltene christliche Bearbeitung des Thomasevangeliums und das aus ihm schöpfende und es erweiternde Pseudo-Matthäi-Evangelium durchprüfen.**

---

* Altchristliche Bezeichnung für unechte Schriften; wörtlich: verborgen, geheim.

** Vgl. Tischendorf, Evangelia apocrypha. E. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen.

Ist das noch unser Christkind, was uns hier entgegenblickt? Schauen wir nicht in einen Hohlspiegel, der das liebliche Antlitz verzerrt und vergröbert?

Es ist nicht nur von antiquarischem Interesse, sich die Motive dieser ältesten Knabe-Jesulegenden zu vergegenwärtigen. Man mache sich aus folgenden Episoden ein Bild des göttlichen Kindes und des Familienlebens zu Nazareth: An einem Sabbat spielt der kleine Jesus am Jordan und macht sich Gruben, in welche er Wasser leitet. Ein anderer Knabe, ‚ein Sohn des Teufels', verderbt ihm aus Neid das Spiel. Da sagt ihm Jesus: Wehe dir, Sohn des Todes, Sohn des Satans, die Werke, welche ich geschaffen habe, zerstörst du? Und sogleich starb der Übeltäter. Die Eltern des Getöteten sind in höchster Erregung; sie kommen zu Joseph und Maria gelaufen und schreien: Euer Sohn hat unsern Sohn getötet! Die Juden rotten sich zusammen und bedrohen die heilige Familie. Da sagt Joseph heimlich zu Maria: Ich wage es nicht, etwas zu ihm zu sagen. Mache du ihm Vorhalt und sage ihm: Warum machst du uns beim Volke verhaßt?

Ein andermal ging er durch das Dorf, und ein Knabe stieß ihn im Vorbeirennen an die Schulter. Darob erbitterte Jesus und sprach zu ihm: Du sollst deinen Weg nicht zu Ende machen! Und sogleich fiel der Knabe hin und starb.

Ganz besonders Übles erfahren die Lehrer Jesu. Der Knabe besucht den Unterricht nicht, da er schon alles wisse. Wiederholt aber wird in Joseph gedrungen, er möchte doch die Überlieferungen der Väter mehr lieben als den Sohn. Joseph geht auf ihre Zumutungen ein. Aber so oft auch ein Versuch mit der Schule gemacht wird, fällt er übel aus. Die Lehrer werden getötet oder doch aufs tiefste beschämt und ohne Pietät behandelt.

Ein heutiger Leser wird sich kaum begreiflich machen können, daß solche Erzählungen, die wir als Parodien empfinden, wirklich zurechtgemacht werden konnten in der ausdrücklichen Absicht, damit die Jugend Jesu zu verklären. Dieser Jesusknabe ist zornmütig, gewalttätig und vorlaut; er beschimpft die Kameraden mit derben Ausdrücken. Viele Leute werden durch seinen Übermut unglücklich. Wir hören ihn in das Gelächter hochmütiger Überlegenheit ausbrechen. Wie abstoßend ist die Art, wie dieser Wunderknabe seine Weisheit vorträgt. Geradezu beklagenswert sind Maria und Joseph. Jesus handelt förmlich wie ein Sohn, der es darauf anlegt, seinen Eltern Kummer zu machen. Dieser Knabe ist überhaupt kein Kind. Dies zu zeigen ist ja auch die ursprüngliche Absicht solcher Geschichten. Einmal sagt er geradezu in schriftwidriger Weise: Betrachtet mich nicht als ein kleines Kind. Denn ich bin immer ein vollkommener Mann gewesen und bin es. Wenn nun die Gnostiker solche Erzählungen zu Propagandazwecken in Umlauf setzen konnten, so vermögen wir uns das nur so zu erklären, daß die heidnische Vorstellung von dem Gebaren der Göttersöhne nachwirkte, bei denen man weniger ethische Vorzüge als Beweise unbeschränkter Wundermacht verlangte.

Verwunderlich aber ist es, daß die Katholiken sich Mühe gaben, solche Geschichten durch Tilgung der gnostischen Grundgedanken zu retten und daß sie an dem gewiß noch anstößigen Rest keinen Anstoß nahmen.

Man muß freilich beachten, daß in diese ‚ungesalzenen' und aus außerchristlichen Sagen mit einiger Gewaltsamkeit umgeformten Geschichten auch sympathische und liebliche Züge eingewoben waren, die, so wenig sie geschichtlich waren oder auch nur Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit erhoben, doch zu dem Bilde, das die Evangelien in straffen Umrissen skizzieren, sehr wohl paßten. Solche Stoffe bewahrt insbesondere das aus einer katholischen Feder stammende, etwa um die Mitte des 2. Jahrhunderts entstandene Protevangelium Jakobi, das zunächst der Verherrlichung der Gottesmutter dienen soll und für die Marienlegenden von großer Bedeutung ist. Aber auch die oben angeführten Thomaserzählungen und namentlich das Pseudoevangelium Matthäi überliefern uns sehr ansprechende Motive. Sie wurden die Quelle der mittelalterlichen Legendenerzähler, und so manche uns lieb gewordene, aber im Evangelium nicht enthaltene Vorstellung stammt aus diesen Legenden. Dabei ist möglich, daß der Verfasser des Protevangeliums auch aus noch älteren schriftlichen und mündlichen Überlieferungen geschöpft hat. Jedenfalls dankt er seine Stoffe nicht allein der Phantasie und dem ‚guten Zweck'. Die Kirche hat dieser Schrift ganz besonders großes Ansehen gegeben. Doch hat sie sich über ihren apokryphen Charakter nie getäuscht und sie stets von den kanonischen Schriften scharf getrennt.

Das Protevangelium ist die erste Quelle, die von einer Geburt in der Höhle berichtet. Die Erzählung lautet: ‚Und (Joseph) fand daselbst eine Höhle und führte sie hinein.' Weit anschaulicher und ausführlicher berichtet schon Pseudo-Matthäus. Hier begleitet ein Engel das heilige Paar, das nach Bethlehem reist. ‚Dieser befahl, daß das Lasttier haltmache; denn die Stunde der Geburt war gekommen. Und er gebot, daß Maria von dem Tiere herabsteige und in eine unterirdische Grotte eintrete, in welcher es niemals helle, sondern immer stockdunkel war, weil kein Sonnenstrahl in sie hereinfallen konnte. Als aber Maria eintrat, begann die ganze Grotte zu leuchten, und sie ward mit Lichtglanz erfüllt, als stünde die Sonne mitten in ihr. Diese Helligkeit fehlte, solange Maria sich dort aufhielt, weder bei Tag noch bei Nacht. Ein ungeheurer Stern glänzte vom Abend bis zum Morgen über der Grotte. Nie seit Anbeginn der Welt hatte man einen Stern von solcher Größe gesehen.'

Erst nach drei Tagen, so erzählt die Legende weiter, trat Maria mit dem Kinde aus der Höhle und bewohnte einen Stall. Am sechsten Tage ging sie mit dem Kind nach Bethlehem. Nach Verlauf von zwei Jahren kamen die Magier vom Osten. Vielleicht ist diese Darstellung die Erklärung dafür, daß die Kunst der Katakomben die Anbetung der Weisen nie in den Stall verlegt hat, sondern immer vor die thronende Gottesmutter. Das Kind sitzt, bereits den Windeln entwachsen, in schönem Gewande auf dem Arm der Mutter.

Seltsamerweise verlegen der Koran und arabische Legenden die Geburt Jesu unter einen Palmbaum. Der Koran erzählt: Maria überfielen die Wehen der Geburt unter einem Palmbaum. Da sagte sie: O wäre ich doch längst gestorben und ganz vergessen! Da rief eine Stimme unter ihr: ‚Sei nicht betrübt, schon hat dein Herr zu deinen Füßen ein Bächlein fließen lassen, und schüttele nur an dem Stamme des Palmbaumes: es werden reife Datteln genug auf dich herabfallen. Iß und trink und erheitere dein Auge.“*

Es ist augenscheinlich, daß diese Versionen mit der Bibel schlechterdings nichts zu tun haben. Auch irgendwelche echte Tradition ist ausgeschlossen. Wie kommt nun der Koran und wie seine — wohl christliche — Quelle zu dieser Erzählung? Das Christkind und seine Mutter haben hier einmal wieder ein Geschmeide aus dem fernsten Orient als duftiges Geschenk erhalten. Buddhistische Legenden erzählen diese und ähnliche Episoden: Königin Māyā, die Buddhas Mutter werden soll, geht in den Garten. Nun war in diesem Garten ein besonderer Baum, Palasa genannt; der war von oben bis unten ganz gerade, und seine Zweige standen vollkommen regelmäßig. Seine Blätter schillerten wie das Gefieder des Pfaues, weich wie Kalindatuch; der Geruch seiner Blüten war wunderbar. Entzückt über diesen Anblick blieb Māyā dort eine Zeitlang stehen, um ihn zu bewundern, und näherte sich allmählich seinem Schatten. Da neigte dieser Baum seine Zweige durch Buddhas Wunderkraft, und die Königin ergriff einen Zweig mit ihrer rechten Hand.... So gebiert sie Buddha.

Die schönste und tiefste aller Weihnachtslegenden hat gleichfalls das Protevangelium Jakobi in die christliche Dichtung eingeführt. Wie kein anderes wird sie der Größe des Ereignisses im Stalle bei Bethlehem gerecht. Hier weitet sich das Idyll zum kosmischen, Himmel und Erde durchzitternden Ereignis. Der apokryphe Autor erzählt darüber: Ich, Joseph (auf der Suche nach einer Wehmutter), ging umher und ging nicht umher, und ich blickte auf an das Himmelsgewölbe und sah es stillestehen und blickte auf in die Luft und sah sie erstarrt, und ich sah die Vögel des Himmels unbeweglich, und ich sah auf die Erde und sah eine Schüssel dastehen und Arbeiter rings gelagert und ihre Hände in der Schüssel, und die Kauenden kauten nicht, und die am Aufheben waren, brachten nichts in die Höhe, und die zum Munde führen wollten, brachten nichts zum Munde, sondern aller Angesichter waren nach oben gerichtet, und siehe, Schafe wurden getrieben und blieben stehen, und es hob der Hirt seine Hand auf, sie zu schlagen, und seine Hand blieb oben stehen, und ich sah auf den Wasserlauf des Flusses und sah die Mäuler der Böcke daraufgehalten, und sie tranken nicht. Auf einmal aber ging alles wieder seinen natürlichen Lauf.

Eine Parallele dieses Weltstillstandes findet sich in einem Tibetanischen

---

* Reiches Material hiezu und zum folgenden in: O. Dähnhardt, Natursagen, Bd. II. Teubner 1909.

Text aus dem 6. Jahrhundert nach Christus. Dort heißt es: Der Mond, die Sonne, die himmlischen Gestirne: die Planeten, die Menge der Gestirne — standen ohne Bewegung. Alle Blumen, die am Entfalten der Kelche waren, öffneten sich nicht. Junge Bäume, die am Blühen waren, öffneten ihre Knospen nicht. Alle Winde, die eben wehten, standen still. Alle Bäche und Quellen mußten aufhören zu murmeln. Jegliche Menschenarbeit war unterbrochen.

Mit großartiger Phantasie schildert eine andere Legende in ähnlicher Weise die Feier der Natur bei der Geburt Buddhas. Hier wird nur alles belebt, statt gebannt zu werden.

Aus dem orientalischen, mit überschwenglicher Phantasie und unersättlicher Schilderungslust vorgetragenen Märchen, das die Geburtsstunde Buddhas zu einem Feste Himmels und der Erde macht, hört man so manche Züge christlicher Volkslegenden heraus, die zum lieben Gemeingut der Völker geworden sind. Wie hier ‚alle Wesen lieb redeten', so fangen ja auch bei uns in heiliger Weihnacht noch Jahr um Jahr die Tiere an zu reden, und die Welt ist aller Wunder voll, so daß die Materie das überall quellende Licht und die hervorbrechenden Geistwesen kaum zu verdecken vermag. Wenn die berühmte Einkleidung einer Legende Selma Lagerlöfs nicht eine poetische Erfindung ist, so wird auch in Schweden erzählt, wie Joseph auf der Suche nach Feuer für seine Wöchnerin vergeblich böse Hunde nachsprangen: Die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde beißen wollten, gehorchten ihnen nicht. Er wandert darnach über den Rücken der Schafe, und keines wacht auf; der mürrische Hirte will den Speer nach ihm werfen, aber dieser trifft ihn nicht. Joseph nimmt die glühende Kohle mit bloßen Händen, und sie brennt ihn nicht. ‚Was ist dies für eine Nacht? Und woher kommt es, daß alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?'

Es ist wohl unmöglich, die Abhängigkeit dieser aus verschiedenen Kulturkreisen und sogar Weltreligionen stammenden Legenden nachzuweisen. Wer nur oberflächlich zusieht, wird schnellfertig eine solche Abhängigkeit behaupten. Aber bei genauer Prüfung zeigt es sich, daß die Phantasie der Menschen unter gleichen Bedingungen Gleiches erfindet. Ist dann einmal ein ansprechender Stoff gefunden, dann wandert er freilich von Volk zu Volk, und das poetische Kleid muß dem Willen der einzelnen je nach ihrer Stimmung und Gesinnung dienen.

Die Legende vom Weltstillstand hat eine doppelte Wurzel: die eine ist das religiöse Gefühl von der Größe und Erhabenheit des Weltheilandes, die andere ist das Gefühl von der Größe und Erhabenheit der Natur, die nicht etwa ein blinder Mechanismus ist, sondern der gewaltige Knecht des gewaltigen Herrn. Aus dieser Überzeugung heraus bildeten sich diese und die vielen anderen Natursagen, die im Zusammenhang mit dem Leben des fleischgewordenen Wortes stehen. Die Tendenz zu solchen Natursagen ist allen Kulturkreisen gemeinsam. Man kann es sich nicht anders vorstellen — und die Offenbarung selbst gibt Beispiele dafür an —, als daß die

Natur trauernd und frohlockend, mitleidend und mittrotzend an der heiligen Geschichte teilnimmt.

Die spätere Legende hat namentlich die Flucht nach Ägypten, von der die evangelischen Berichte kaum mehr als die Tatsache erzählen, abenteuerlich und mit wunderbaren Erlebnissen überreich ausgeschmückt. Da verfolgen die Sendlinge des Herodes oder Räuber das göttliche Kind. Aber Bäume und Felsen öffnen sich, um die heilige Familie zu bergen. Sie sind wiederholt am Verschmachten, aber Palmbäume neigen sich, Quellen sprudeln aus dem Sande hervor, Löwen und anderes Wild reichen ihre Milch dar. Eine der schelmigsten Erzählungen von der Teilnahme der Natur an dem Geschick des Gottessohnes lebt auf Malta: Als die hl. Familie flüchten mußte, geschah es, daß sie an ein Feld kamen, wo ein Bauer Weizen säte. Die Mutter Gottes sagte zu ihm: ‚Mann, was machst du da?' ‚Ich säe Weizen.' ‚Und was erhoffst du davon?' ‚Ich erhoffe reiche Saat.' ‚Gut, so komme morgen und ernte den Weizen ein.' Da lächelte der Mann: ‚Heute säen — morgen ernten, das wäre eine schöne Sache.' Die Heilige sprach: ‚Bis morgen reift, da ich es sage, deine Saat. Sollten aber Männer hinter uns drein kommen und fragen: „Ist hier eine Frau vorübergekommen auf einer Eselin?", so antworte: „Ja, das war aber damals, als ich säete, wo ich jetzt ernte."' Der Bauer glaubte dem Wort der Pilgerin. Am nächsten Tag war die Saat gereift, und da er sich daran machte, sie zu schneiden, kamen wirklich die Männer vorbei und fragten, ob eine Frau mit einem Kinde vorbeigekommen sei. Er antwortete: ‚Ja, das war aber damals, als ich säete, wo ich jetzt ernte.' So ward das Jesuskind gerettet.

Für solche Fluchtabenteuer hat die altchristliche Legende folgende Motive dargeboten: Das Protevangelium läßt die Flucht geschehen, als Jesus ein Jahr alt war. Joseph hatte zwei Esel: auf einem saß die Mutter mit dem Kinde, auf dem andern wurden die notwendigen Lebensmittel mitgeführt. Auch zwei Ochsen hatte er bei sich, eine Magd und drei Knechte. Bei Pseudomatthäus gesellen sich dieser Karawane auch Löwen und andere Tiere zu. Auch Schlangen vergessen ihre Wut und beten ihn an. Wiederholt werden Kind und Mutter durch Palmen und Quellen gerettet.

Die Legende, welche mit so großer Vorliebe den Satz illustriert, welchen Christus bei Pseudomatthäus einmal ausspricht: ‚Die Tiere erkennen mich und werden zahm, die Menschen sehen mich und erkennen mich nicht,' begnügt sich nicht, in die Zeit der Erdentage Christi zurückzuphantasieren und zu zeigen, wie damals die Natur sich vor seiner Nähe veränderte. Es ist eine Lieblingsvorstellung aller Völker, daß viele Eigenheiten, die wir heute an Tieren und Pflanzen sehen, durch ein Wunder jener Tage verursacht wurden. Die Christuslegende wurde zu einem unerschöpflichen Quell der Naturdeutung, deren Ursprünge wir wohl in der altchristlichen Literatur nicht nachweisen können, die aber gleichwohl sicher in die ersten Jahrhunderte zurückreichen. So erzählt schon das arabische Kindheitsevangelium: Maria wusch die Windeln Jesu in einem Quell zu Mataréa. Aus dem Schweiße Jesu aber, den jene daselbst auswusch, kam der Balsam jener Gegend hervor.

Der Esel hat bis zum heutigen Tag ein Kreuz auf seinem Rücken abgebildet, weil er das Kind mit seinem warmen Atem angehaucht hat. Die Nachtigall hat ihre wunderbare Stimme, weil sie das Jesuskind in den Schlaf gesungen hat. Die Grille muß ihr eintöniges gri-gri schreien, weil sie — damals noch ein Vogel mit schöner Stimme — das Jesuskind verspottete. Ganz besonders fein ist eine französische Sage, die die Entstehung der Christrose deutet. Sie schildert zunächst, wie die Hirten, Könige und sogar die Tiere das Kind beschenken. ‚Hinter den Hirten stand furchtsam, neugierig und entzückt auf den Zehenspitzen ein Mädchen mit blauen Augen, die kleine Hirtin Magdalena. Wie liebte sie das Jesuskind, wie gerne hätte sie es geherzt und welch große Geschenke ihm bringen mögen! Aber sie hatte ja nichts. Ihre rissigen Hände sind leer. Untröstlich über ihre Armut fängt sie zu weinen an. Als der Engel Gabriel sie so voll Schmerzen sieht, steigt er vom Himmel herunter zu ihr. „Kleine Hirtin, was willst du?" — „Ach, ich weiß nicht!" — „Warum weinst du denn so?" — „Ich möchte dem Kind etwas geben, aber ich habe nichts." — „Was möchtest du ihm denn geben?" — „Ach, die Hirten und Könige haben schon alles gebracht." — „Haben sie denn nichts vergessen? Denke einmal nach!" — „Ja, wenn ich ihm Rosen geben könnte. Der liebe Kleine hat nicht eine einzige Blume bekommen. Aber die Erde ist gefroren, und der Frühling ist noch weit." Da gingen sie hinaus. Der Engel schlug die Erde mit einem Stabe, und die Erde bedeckte sich mit niedlichen kleinen Blumen, zarten wilden Rosen. Weihnachten hat nun seine Rosen.‘

Manche dieser Legenden wurden offenbar zu dem Zweck erfunden, um Tiere und Pflanzen dadurch zu feien und zu schützen, daß man sie in eine liebliche und freundschaftliche Beziehung zum Gottessohne brachte. Der pädagogische Zweck spielt überhaupt bei der Entstehung der Legende eine hervorstechende Rolle. Sie verfolgt nicht allein rein religiöse, sondern ganz besonders auch moralische Zwecke. Mit größter Unbefangenheit wurden Legenden, die zunächst rein anschaulich und poetisch waren, diesem Ziele angepaßt. Ein reizendes Beispiel von einer solchen naiven Ausnützung ist uns aus dem Mittelalter überliefert. Ein Prediger will die Gemeinde dazu anhalten, den Kindern ‚guete beppe (Haferbrei) mit der besten milch gekocht zue essen zu geben‘. Das stellt er nun in folgender Weise an: Er erzählt: Maria, die Mueter Gots, ... ist am kalten gelegen in einem Stall, hat grob Rindfleisch in Rueben gekocht gessen. Und hat Joseph das Kindlein in kein Wiegen, sundern in ein Kripff gelegt, mit Heu und Stroh zuegedeckt, das ihm der Frost nit geschadt, in alte Hosen* ingewicklet und gebunden

* In einem altdeutschen Gedicht (um 1550) heißt es:
Joseph nahm ein Pfännelein
Und macht dem Kind ein Müselein;
Joseph, der zog sein Höslein aus
Und machet dem Kind zwei Windelein draus.

und darnach ihme ein gueten dicken schwäbischen Haberbrei gekocht; damit hat er das Kind ufferzogen bitz in sein Alter, davon es auch gewachsen und ein starker Mann worden.

Wie die Predigt, Christenlehre und fromme Literatur aller Zeiten aus dem in kurzen Umrissen skizzierten, reichen Born der altchristlichen Apokryphen und der neutestamentlichen Volkssagen geschöpft hat, so ging auch die Poesie stets mit hohem Gewinn zu diesem Vorrat anregendster Motive. Die mittelalterlichen Mysteriendichter und die Vitae B. V. Mariae et Salvatoris rhythmicae (Reimbücher) fühlten sich im allgemeinen nur als Bearbeiter, nicht als Erfinder.

So hat auch die deutsche Weihnachtslegende, die Natursagen ausgenommen, den frühchristlichen Legenden, denen sie oft sehr gewissenhaft folgt, kaum neue Motive hinzugefügt. Ihre Stärke liegt in dem volksmäßigen Schildern der Einzelheiten beim Herbergsuchen, beim Besuche der Hirten und Könige; sie will zum Herzen sprechen durch die Schilderung der winterlichen Beschwerden, der bittern Armut, um dann immer wieder die Gotteswunder in alle Pein hineinfunkeln zu lassen und das schmerzliche Geschehen in ein behagliches Idyll aufzulösen, wobei ihr Töne reinster Poesie gelingen:

Und als Maria ins Haus hin kam,
Da war sie froh,
Joseph, der war ein frommer Mann,
Sein Säcklein holt;
Er nimmt heraus ein Kesselein,
Das Kind tät ein bißchen Schnee hinein,
Und das sei Mehl.

Es tat ein wenig Eis hinein,
Und das sei Zucker,
Es tat ein wenig Wasser drein,
Und das sei Milch,
Sie hingen den Kessel übern Herd
An einen Haken, ohn Beschwerd:
Das Müslein kocht.

Ein Löffel schnitzt der fromme Mann
Von einem Span,
Der ward von lauter Helfenbein
Und Diamant,
Maria gab dem Kind den Brei,
Da sah man, daß es Jesus sei
Unter seinen Augen.*

---

* Wunderhorn. Ähnlich in dem Lied um 1550 (siehe oben).

Luther spricht sich sehr abfällig über die Legenden und die ‚läppischen Ding, so sie phantasiert', aus, insbesondere ergießt er seinen Zorn über ein Buch ‚De infantia Christi', ‚da sehr viele ungeschickte Narrentheidinge innen sind'. Wenn wir die Einzelheiten aus den Thomasakten und manches mittelalterliche Gefabel bedenken, so werden wir verstehen, daß er seine Kritik wohl begründen konnte. Doch wurde durch ihre Autorität in der Folge auch die Legende als solche, selbst wenn sie poesiereich und wahrhaft erbaulich war, in einem volksfremden Puritanismus vertrieben, namentlich, als die Aufklärungszeit alles Legendäre verlachte und verlästerte. Wie sehr sie aber im menschlichen Wesen wurzelt und wie wenig sie durch mißbräuchliche und geschmacklose Verwendung auf die Dauer aus dem Kulturleben gedrängt werden kann, das beweist die Vorliebe unserer Zeit für Mysterien und Christuserzählungen. Auch die heutigen Dichter schöpfen aus den Vorräten der alten Legende und Volkssage. Oft ist es schwer zu sagen, ob sie ihre Stoffe erlauscht oder erdichtet haben. Das gilt ganz besonders von denen, welche in ausgesprochen enger Beziehung zum Volke stehen, wie Rosegger (Allerlei Menschliches) und Selma Lagerlöf.* Die schwedische Dichterin, die in ihren Christuslegenden wohl auch Motive eigener Erfindung behandelt, zeigt ein wunderbares Gefühl für die Form dieser Dichtungsart. Sie vereinigt in ihren Erzählungen das Lehrhafte, Symbolische und Wunderbare mit der Psychologie einer tiefen Künstlernatur. Die höchste Phantastik wirkt bei ihr wahr, weil die Wahrheit des Symbols und der Zweck der Charakterisierung überall offenbar wird. Das Lehrhafte wird nie als aufdringlich und fremd empfunden, weil der ganze Stoff in Erzählung aufgelöst wird. Ganz besonders fein hat sie die stärkste Klippe der künstlerischen Legendenerzählung überwunden: Sie scheitert nicht an der Theologie. Denn die Poesie hat ihre eigenen Gesetze, wie ja auch die Theologie ihrerseits. Die Poesie muß bilden und anschaulich machen. Nicht alle Materien der Theologie können darum dem Künstler zum Stoffe werden. So ist es zum Beispiel unmöglich, die Kindheit Jesu und seine Allmacht, Allwissenheit, Präexistenz zugleich anschaulich werden zu lassen. Da ist es nun ein köstlicher Genuß, zu beobachten, wie die Lagerlöf von der poetischen Freiheit, unbekümmert um die theologische Formulierung, Gebrauch macht, und gleichwohl auch vom Standpunkt des dogmatischen Glaubens aus einen echten und ergreifenden Christusknaben gestaltet. Gleich ferne einer anschauungslosen und spröden Schilderung göttlicher Natur und Wesensbestimmung und einer freigeistigen Tendenz, die sich anmaßt, Theologie zu lehren, bleibt sie in den Grenzen der naiven Welt, in welche die Legende gehört, und vermag den reinen Ästheten wie den reinen Gläubigen gleichermaßen zu erfassen und zu erbauen. Diese angedeutete Klippe hat eine andere bedeutende Dichterin von Christuslegenden, Freiin von Krane, nicht in

---

* Christuslegenden, bei A. Langen, München.

allweg überwunden.* Es finden sich bei ihr Grenzüberschreitungen. Man steht plötzlich vor Ungestaltbarem, dessen Gestaltung aber quälend versucht wird. Doch finden sich daneben sehr schöne Legenden, die uns namentlich die biblische Umwelt mit großer Deutlichkeit lebendig machen. Es wäre sicher für jene, welche Jugend und Volk in die Hl. Schrift einzuführen haben, ein Gewinn, wenn sie durch die Kraneschen Legenden mehr die Fähigkeit zur plastischen Darstellung gewinnen könnten. Wenn die Adventzeit naht, wenn das Leiden des Herrn in den Vordergrund der Betrachtung gedrängt wird, dann sollte man der belletristischen Leserwelt nahelegen, sich der Führung dieser Dichterin anzuvertrauen, um heiligen Boden ergriffen und fromm zu durchwandern.

Käme Luther, der dem phantastischen Mirakelwesen der frommen Legenden so feindselig war, heute wieder, welche Worte müßte er erst finden, um die ‚närrischen und lästerlichen Alfenzen' zu schmähen, welche von manchen Jüngern der liberal-protestantischen Theologie oder gar von den Pantheisten und Monisten als Christuserzählungen in das Volk geschleudert worden. Hoffentlich kommt bald die Zeit, wo sich wenigstens der gute Geschmack, wenn auch nicht das religiöse Gefühl wieder so weit läutert, daß die Geschichten der Thomasakten in ihrer Naivität für erträglicher empfunden werden als die ‚wissenschaftlich fundierten', modernen Gestalten eines ‚milden Weisen von Nazareth', als all die Erzeugnisse eines richtungslosen, gefühlsübersättigten Subjektivismus. Welches Recht hat Karl Röttger, von ‚Christuslegenden' zu sprechen.** Hätte er sein Buch Zarathustra- oder Buddhalegenden genannt, so wäre der Titel fast ebenso zutreffend gewesen. Es wiederholt sich hier etwas Ähnliches wie bei den Gnostikern: Die Jesusgestalt hat keinen Einfluß auf die Lehre, sondern umgekehrt muß sich Jesus nach der vorher vorhandenen Weltanschauung gestalten lassen. Und ist nun diese wie hier eine pantheisierende, und geht sie aus von der allgestaltenden Kraft des Mythos, so wird das historisch überlieferte Christusbild völlig zersetzt und aufgelöst, so daß nur noch der Name erkennen läßt, von wem denn die Rede ist. Ganz besonders charakteristisch für diese Art, aus modern-religionsgeschichtlichen Theorien heraus zu gestalten, ist die dumpf-naturhafte, traumwandlerische, bewußt-unbewußte, bis zur Tölpelhaftigkeit gesteigerte Haltung dieses Wanderlehrers. Dadurch soll die Genialität seiner Natur, das innere, unreflektierte Müssen, der aus unbewußten Tiefen wirksame ‚göttliche' Instinkt anschaulich gemacht werden.

Solch ein ‚Tor' ist auch Gerhard Hauptmanns Emanuel Quint, eine Gestalt, die ja schließlich nichts anderes sein soll als eine Analogie zu dem Vorgang, wie Christus seinen Messiasberuf erkannt, erlebt und gelebt

* ‚Vom Menschensohn.' ‚Der Friedensfürst.' ‚Das Licht und die Finsternis.' Dazu kommen Romane wie ‚Magna peccatrix' und ‚Wie der König erschrak' (beide aus der Zeit Christi), sämtliche bei Bachem.

** Charonverlag 1914.

habe. Aber statt eines Edel- und Übermenschlichen erleben wir eine Anormalität, deren auffallende Erscheinungen, auch in ihren hypertrophischen Formen, durch Erkrankung und Degeneration erzeugt wurden. Es wird uns zumute, wie wenn wir in einem Panoptikum Zwerge, Riesen, Dreibeine, Wasserköpfe und ähnliche körperliche Unformen sehen. Er zieht wie diese Publikum an, aber nie in Liebe und Bewunderung, sondern nur durch gewisse Schauer. Ebenso wandert der Christus der Legende von Bartsch* immerfort in Dämmerungen. Er hat Instinkte, die ihn drängen, aber kein hartes Wollen mit klarem Ziel, Vorstellungen seines Berufes, aber keine Klarheit über sein Sollen, Ahnungen, aber keine Gedanken: ‚Worin fehle ich, daß ich nicht ihnen allen bringen kann das Heil?‘ ‚Der Göttliche aber, dessen Wesen war wie der Hauch, hatte gefühlt, daß eine Seele zu ihm strebe. Und nicht wußte er das mit dem Verstande; denn nie empfand oder tat er anders, als wie ein Kind handelt. Es war nur in ihm eine Unruhe gekommen, ein leises Gefühl von unbestimmtem Mitleid.‘ Schiller spottet einmal in einem Briefe an Goethe über jene, welche sich das Goethesche Genie unbewußt produzierend und gestaltend denken, und erinnert daran, wie unermüdlich der Dichter in bewußter Arbeit das Kunstwerk vollenden müsse. Wenn nun schon dem künstlerischen Genie ein klarer und gepflegter Kunstverstand notwendig ist, und wenn jedes Kunstwerk ebensosehr einen geschmiedeten Charakter wie ein gewachsenes Genie voraussetzt, wie sollte man sich einen dumpfen, unentschlossenen Charakter, dessen Stärke einer krankhaften Mißbildung entstammt, und der jeden Augenblick seine eigene Hilflosigkeit und Ratlosigkeit den Rätseln des Lebens gegenüber eingesteht, als Erlöser und Religionsstifter, als Heros einer halben Welt vorstellen können! Hier haben die Dichter ihre poetischen Bäume auf den engen, seichten Boden modischer Theorien gestellt, und so sind im besten Falle interessante Treibhauspflanzen und Artungen mit dem Stempel der Anormalität erwachsen. Sie befriedigen weder Gebildete noch das Volk, weder Gläubige noch Ungläubige — und Legenden ohne Volksmäßigkeit sind keine Legenden.

Wer von einer Entdeckungsfahrt durch das bunte Gefilde der Weihnachtslegenden zurückkehrt und sich noch einmal all die seltsamen Bilder, die er geschaut hat, durch die Seele ziehen läßt, dem wird es sein, wie wenn aus fernen Gesängen bald reinste Klänge, bald Mißtöne herüberschallen. Und auf einmal wird es ihn drängen, zum Evangelium zu greifen, und er wird mit der reinsten, frommen Freude und auch mit dem zartesten Genuß die biblische Erzählung lesen. Und mit frohem Staunen wird er sich bewußt werden, daß die absichtslosen, schlicht referierenden Worte der Schrift ein reicheres Erleben vermitteln als alles, was zur Illustrierung dieses Textes von Orient und Okzident, von phantastischen Träumern und künstlerisch schaffenden Dichtern ersonnen worden ist. Vielleicht aber sind diese Legenden

* Er. Ein Buch der Andacht. Stackmann.

sprechende Symbole für die unzähligen Formen — lächerliche, naive, exzentrische, edle — unter denen dem verstandenen und mißverstandenen Christus Ehre zugedacht und Liebe erwiesen worden ist. Wie hoch über allen Formen privater Andacht die Liturgie, so steht erhaben über allem subjektiven Meinen und Darstellen das Wort der Schrift.

Altitalienisches Weihnachtslied.

Jungfrau klare,
Wunderbare,
Morgenröte, sonnverdunkelnd! —
Goldner Schleier
Schmückt zur Feier
Schon den Ost, von Perlen funkelnd.

Morgenwinde
Durch die Gründe
Ziehen schon, so wie sie pflegen:
Fröhlich wispernd,
Leise lispelnd,
Eh' sich Sonnenstrahlen regen. —

Jungfrau milde,
Sterngebilde,
Morgenrot der Gotteswonne,
Nun dich zeige,
Nun entsteige
Du auch deiner Wiege, Sonne!

Nochmals das Dienstjahr der Frauen

Eine Erwiderung von J. Graßl

Frau Gnauck-Kühne geht mit Recht davon aus, daß die ‚Führung‘ eines Haushaltes verschieden ist je nach dem Stande. Sie hat jedenfalls meinen Artikel nicht aufmerksam zu Ende gelesen, wenn sie mir unterschiebt, ich wollte uniforme Ausbildung und Haushaltung. Gerade das Gegenteil habe ich gesagt. Aber die Verschiedenartigkeit der Ausbildung gefährdet das gemeinsame Endziel. Als gemeinsames Endziel bezeichnet Frau Gnauck-Kühne die Verurteilung des Individualismus und die Förderung des Gemeinschaftslebens. Diesem Endziel kann man im großen ganzen beistimmen. Ich halte es aber für kein geordnetes Gemeinschaftsleben, wenn der eine Teil mit dem Gatten spazieren geht — Verzeihung: Besuche macht, der andere Teil unter der schweren Arbeitslast der kinderreichen Familie zusammenzubrechen droht. Ich halte es für einen grenzenlosen Standes-Individualismus, wenn diese Damen es ablehnen, selbst Hand anzulegen zur Ordnung und Besorgung ihres Hauswesens. Ich möchte diese Ansicht kurz prinzipiell klarlegen.

Das deutsche Volk ist in den letzten 60 Jahren durch verschiedene Umstände, die hier unerörtert bleiben sollen, außerordentlich rasch zur ungewohnten großen wirtschaftlichen Höhe emporgestiegen. Die Zunahme des Reichtums kam allen Volksschichten zu gute: den Alten wie den Jungen, den Reichen wie den Armen, den Frauen wie den Männern. Dadurch wurde es bewirkt, daß das, was wir früher als Luxus ansahen, jetzt uns Lebensbedürfnis geworden ist. Wir nahmen Herreneigenschaft an nicht bloß in der Art des Verzehrs, sondern auch in der Art des Erwerbs. Wir verdienten mehr, aber wir verbrauchten auch mehr, ja verhältnismäßig noch mehr, als wir mehr verdienten. Es entstand eine relative Not, die uns veranlaßte, andere, niedrigere Völker der Erde für unseren Verdienst heranzuziehen, und als auch dieses nicht reichte, gingen wir daran, die Zahl unserer Kinder einzuschränken, also die Gegenwart auf Kosten der Zukunft zu alimentieren. In dieser Änderung der Lebenssitten und der Auffassung der Bedeutung des Individualismus im Völkerleben folgten wir lediglich dem Beispiele der Franzosen und Engländer. Obwohl national und völkisch Gegner, wurden wir gesellschaftsbiologisch ihre Artgenossen. Da aber die Erde ihre Früchte nur gegen den Schweiß der Arbeiter abgibt, war es unvermeidlich, daß bei der übergroßen Zahl der Herren diese sich selbst zu bekämpfen anfangen würden. In einer angesehenen Zeitung des Auslandes las ich vor einiger Zeit die Anfrage, ob der kategorische Imperativ Kants oder der Nietzsche'sche Übermensch die Deutschen zum Kriege geführt habe. Wenn der Frager in größerer Selbsterkenntnis statt des deutschen Volkes die sämtlichen modernen europäischen Völker im Auge gehabt hätte, wäre er der Wahrheit näher gekommen, und man hätte ihm die Lösung sofort geben können: Der Übermensch Nietzsches. Dieser Übermensch ist keine spezifisch deutsche Erfindung,

noch viel weniger Nietzsches; er lag mit Haut und Haar in der modernen Luft, er galt, obwohl noch namenlos, als der Vertreter der Menschheit, den Nietzsche lediglich formulierte und dem er neue Lebenskraft einzuhauchen schien. In Wirklichkeit war, als Nietzsche ihm Namen gab, wie so oft, sein Höhepunkt bereits überschritten. Einsichtsvolle Volksfreunde begannen bereits abzubauen. Es ist das Verdienst des deutschen Volkes, daß es die falsche Richtung zuerst erkannte und auf Mittel und Wege sann, anfangs innervölkisch die moderne Überkultur des Individualismus zu bekämpfen und mit Taten des sozialen Lebens sie zu schwächen, später diese Erkenntnis von der inneren Gleichberechtigung der Völker und der Individuen auch auf seine Kolonien anwendete. Nirgends auf der Welt ist ein Volk, das innerlich wahrhafter, gleichberechtigter ist als das deutsche; es gibt keinen Mutterstaat auf der Erde, der seinen farbigen Kolonien mehr Menschenberechtigung einräumte als Deutschland. Diese Richtungsänderung ist keineswegs nach dem Geschmacke unserer bisherigen Kulturgenossen. Selbstverständlich ist der Übergang zu moderner Volksauffassung auch bei uns noch lange nicht vollendet, und selbstverständlich war dieser Übergang nicht plötzlich, sondern allmählich und unter schweren Kämpfen innerer Art eingeleitet worden, und selbstverständlich ist der Widerstand je nach Alter, Stand und Geschlecht verschieden. Der Umstand, daß auf dem Manne trotz seiner Herrenstellung die Last des Unterhaltens der Familie lag, daß die Schwierigkeiten der Lösung dieser Aufgabe ihn zwangen, mit den Geschlechtsgenossen anderer Gesellschaftsklassen in nächste Berührung zu treten, rettete den Mann selbst zur Zeit der Höchstblüte des Übermenschen vor der Überschätzung desselben und führte viel früher als bei dem Weibe die Abkehr von dem falschen Idol herbei. Als mächtige Hemmung der Überspannung des Herrentums erwies sich in Deutschland der Militarismus, der Vorgesetzte und Untergebene innerlich näherbrachte und in dem mit Recht der englische Sports-Herrenmensch den schlimmsten Feind seiner Ausnahmestellung erblickte. Entsprechend dem mehr weiblichen Charakter der romanischen Völkerfamilien — ‚die' große Nation und ‚der' Barbar — nahm der Übermensch bei den Franzosen mehr weiblichen Charakter an und suchte sich mit der Zunge festzusetzen. Er verdichtete sich hier mehr literarisch in Form des Ästhetentums. Und wie Nietzsche in echt deutscher Organisierung und Systematisierung den Übermenschen aus den vorhandenen Bestandteilen formulierte, so übertrug Oskar Wilde in den achtziger Jahren den Ästheten als scheinbar echte Volkstype ins Deutsche, von wo er denn als deutsche Ware wieder ausgeführt wurde. Auch von Wildes Ästheten hat die innere Lebenskraft des deutschen Mannes sich wieder abgekehrt, trotzdem es schien, daß ähnlich wie der englische Sportsmensch auch das Ästhetentum unser Wesen zu durchdringen imstande sei. Wohl merkten wir von beiden ausländischen Erscheinungen im Frieden auch bei uns große Fortschritte, aber es begann sich bereits der bewußte Widerstand zu organisieren. Beim Manne wenigstens; die Frau blieb noch unter der Knechtschaft ausländischer

Lebensauffassung. Die sinnfälligen Anzeichen der Herrenstellung bei der Frau, die zur Dame aufrückte, wurden viel mannigfaltiger und wesenbestimmender als bei dem Mann: die Verachtung der körperlichen Arbeit und der Erwerbsarbeit überhaupt, der Anspruch der körperlichen Individuumspflege durch Fremdpersonen, die bis zur Forderung des Gefüttertwerdens ausartete und wie bei allen Lebewesen infolge der Gewöhnung und Züchtung zum wirklichen Lebensbedürfnis wurde.

Bei dem Nachahmungstrieb der Frau ist es nicht zu verwundern, daß die Dame mehr als der männliche Herrenmensch auf die Unterklassen abfärbte. Das Molluskenleben, äußerlich kennbar im Salon, wurde das Ziel auch der Frauen des Mittelstandes und würde, sofern nicht die Not Einspruch erhoben hätte, auch in die Unterklassen eingedrungen sein. Wie überall in der Natur, werden auch bei der Dame die Folgen ihrer Damenhaftigkeit unausbleiblich. Wie die kriegerische Ameise nach dem Aufgeben des Kampfes kieferlos wird und zum Molluskentier herabsinkt, das elendiglich verhungert, wenn nicht die Barmherzigkeit ihrer kriegerisch gebliebenen Artgenossin ihr die Nahrung vorkaut und in den Mund schiebt, so wird auch die Dame sogar körperlich von ihrer Dienstbotin abhängig. Wenn die Köchin krank wird, muß die ganze Familie im Gasthaus essen, denn die Gnädige kann nicht die einfachsten Speisen kochen — so zu sehen alltäglich in Großstädten und selbst unter den Beamtensfrauen der Kleinstädte; und wenn die Köchin übler Laune ist, hat die Dame sich zurückzuziehen usf. Die Herrschaft geht trotz der Beibehaltung des Namens der früheren Ordnung auf die Dienstboten über und dies von Rechts und Natur wegen, denn die Natur kennt auf die Dauer keinen Schein. Eine solche Molluskendame führt auch Gnauck-Kühne als die Repräsentantin der modernen oberen Frauenschicht mir vor und verteidigt ihr Scheinleben; in dem nämlichen Augenblick spricht Gnauck-Kühne voll Begeisterung von der Verurteilung des Individualismus, also derjenigen Grundeigenschaft, die die Existenz der Dame allein noch zu stützen vermag. Eine solche Dame gleicht einem Kranken, dem infolge seiner Krankheit die Nahrung in den Mund geschoben werden muß und der voll Verachtung auf die Gesunden herabsieht, die sich ihre Nahrung selbst beißen. Nicht das Gebundensein an spezifisch weibliche, also Geschlechtseigenschaften, ist für die Frau das Mißliche, sondern die geringe Einschätzung dieser Eigenschaften durch den Mann und noch mehr durch die Dame. Die größte Feindin der Frau ist die Dame. Beide haben kaum mehr noch anatomische Eigenschaften gemeinsam, denn die Dame ist auch physisch eine degenerierte Frau. Und doch will sie und ihre Schwester, die Halbdame, als Repräsentantin des weiblichen Geschlechtes gelten, sie, die nur mehr die Eigenschaften der Anlockung exzessiv ausbildet. Die Herrschaft des Exzesses, das Krankhafte, ist bei dem weiblichen Geschlechte stärker als bei dem männlichen. Und Frau Gnauck-Kühne hat nicht mehr trotz ihres Namens den Mut, von der Dame abzurücken, selbst nicht anläßlich der sehr aktuellen Gelegenheit des Frauendienstjahres im 3. Kriegsjahr!

Solange diese Dame sich auf die obersten Schichten begrenzte, die infolge ihrer weiten Entfernung von den Wurzeln des Volkstums, der körperlichen Arbeit, zum Absterben bestimmt sind, konnte man als Volksfreund ihr Dasein ruhig hinnehmen. Aber sie drang auch in den Stamm ein und bedrohte damit den Volksbaum und zwang den Gärtner, Vorkehrungen zu treffen gegen das Absterben des Baumes.

Es ist eine weise Einrichtung der Natur, daß schmarotzende Volksgenossen sich selbst töten durch Einschränkung der Kinderzahl, durch den weißen Tod. Es ist eine Naturreinigung des Volkskörpers, die man nicht aufhalten kann und auch nicht aufhalten soll. Mit der Höhe der Schmarotzereigenschaft nimmt die Zahl der Kinder ab; je größer die Dienstbotenzahl, desto geringer die Kinderschar. Das Kind ist ein Teil des Leibes der Mutter, und die Frau, die ihren Körper nicht selbst pflegt und anstrengt, kann auch nicht Teile ihres Körpers abgeben. Das Kind ist aber auch ein Teil des Geistes der Frau, und eine Frau, die ihren Geist nicht opferwillig macht, wird auch von ihrem Geist nicht abgeben wollen. In der asexuellen Zeit vollzieht sich beim Weib die Vorbereitung zur Mutterschaft in dem täglichen Haushalt: ‚In der schlichten täglichen Arbeit vollzieht sich das höchste Wunder — die Vergeistigung der Materie.' Da die Dame diese schlichte, tägliche Arbeit nicht leistet, kann sie auch die Materie nicht vergeistigen, sie bleibt ihr Lebtag ein Lebewesen mit vegetativem Individualzweck. Wir sind gegen die ‚leitenden' Damen etwas mißtrauisch geworden. Wir sehen, daß nicht selten mit der ‚Leitung' des Hauswesens eine ungewöhnliche Kleiderentfaltung stattfindet. Mit diesem Blütenkleide schwingt sich die mimosen-empfindsame Libelle von Blume zu Blume. Sie, die in der Erfüllung ihrer Hausfrauentätigkeit darnach frug, was ihr Diener, ihre Köchin und ihre Jungfer dazu sagen würden, frägt nicht nach der Meinung der ehrbaren Leute und läßt sich scheiden. Es ist nicht zufällig, daß die Zahl der Ehescheidungen gerade da groß ist und größer wird, wo die Dame ihr Haus ‚leitet'. Nur zu oft dehnt die Dame die Leitung des Hauswesens auch auf die der Kinderpflege aus und auch auf das Gebären und wundert sich dann über die Folgen.

Mangels jeder Voraussetzung können wir von der Dame die Mutterschaft, deren völkische Notwendigkeit immer mehr erkannt wird, gar nicht verlangen. Wir können die starke Bedrohung des deutschen Volkes durch die sterile oder unterfruchtige Frau lediglich dadurch bekämpfen, daß wir die Entstehung und die Ausbreitung der Dame verhindern. Nicht durch symptomatische Bekämpfung wird die Krankheit geheilt, sondern durch brutale, prophylaktische Vorkehrungen. Optimisten glaubten, durch die Einführung des weiblichen Dienstjahres dieser Gefahr begegnen zu können. Durch die Erfahrung klug gemacht, habe ich dieser Hoffnung bei mir wenig Raum gegeben. Ich befürchtete, daß auch diese moderne Erscheinung nicht eine Revolution zur Gesundung sei, sondern ein neuer Versuch, die wankende Grundlage des Damenlebens zu befestigen. Ich erinnerte mich des ‚Schreies nach dem Kinde', bei dem edler Mutterschaftswillen die Laszivität decken

sollte; ich führte mir die Gründe der Kinderzahleinschränkung vor, in denen die Sorge um die Zukunft des Kindes den platten Individualismus der Eltern verklären sollte. Und die vorstehende Entgegnung Gnauck-Kühnes auf meine Ausführungen hat den letzten Zweifel zerstreut. Es handelt sich bei einem großen Teil der Dienstjahr-Anhängerinnen gar nicht darum, die Frau wieder in die Familie und ihre Arbeit zurückzuführen, sondern um Neuschaffung von weiblichen Offiziersstellen. Der andere Teil der Anhänger, die Ideologinnen, laufen mit. Schon die Art der Durchführung spricht gegen die Erwartung eines Erfolges. Als ideellen Zweck des Dienstjahres führt Gnauck-Kühne die Bekämpfung des Individualismus an. Angenommen, aber nicht zugegeben, daß auch die Dame in ihrer Gesamtheit Individualbeschränkung treiben könne, so ist doch der Werdegang der Dame in Rechnung zu ziehen. Als ‚die' Tochter mehr oder minder vermöglicher Eltern ist sie in der Vorschulzeit nur wenig mit Erfüllung positiver Pflichten geplagt worden. Der kategorische Imperativ der Pflicht ist ihr ferngehalten worden. Dann kam sie in die Schule. 4 Jahre Volksschule, 6 Jahre Mittelschule, entweder in einem Kloster zugebracht oder in einer weltlichen Anstalt mit allen Feinheiten moderner Geistes- und Gemütsbildung geleitet. Diese 10 Jahre lange, sorgfältige Leitung durch Berufspädagogen hat nicht hingereicht, den Individualismus zurückzudämmen. Erst Gnauck-Kühne mit ihrem einen Dienstjahr will dies vermögen, noch dazu nach Ablauf zweier weiterer Jahre, in denen der Individualismus als zukünftige Dameneigenschaft ausgebildet wurde! Kein ernster Pädagoge glaubt dies. Gnauck-Kühne und ihr Anhang wohl auch nicht.

Die möglichste Zurückdrängung der Dame ist auch aus sittlichen Gründen notwendig.

Wie hier nicht weiter ausgeführt werden soll, ist die leibliche Mutter die Hauptquelle altruistischer Triebe und Instinkte. Bei der für jedermann sicht- und greifbaren geringen Mutterschaft der Dame — die Mutterschaft hebt die Dame auf, sie verdoppelt die Frau — verarmt ein Volk um so mehr an altruistischen Gefühlen, je mehr die Dame im Volke sich ausbreitet. Es ist eine allbekannte Erscheinung, daß die egokonzentrischen Anlagen um so mehr reiften, je geringer die Zahl der Geschwister ist. Aus dem physiologischen Nebeneinanderleben des werdenden Kindes und der es tragenden Frau entsteht in der Mutter der Trieb zum Kinde, also zu einem Lebewesen, das mit der Mutter nicht identisch ist. Der Altruismus tritt in das Leben der Menschheit. Der Trieb ist die Wirkung des Stoffumsatzes, und durch Ordnung und Vererbung des Triebes entsteht der Instinkt. Infolge der Abhängigkeit von der Materie ist Trieb und Instinkt das konservative Element. Der von der Materie mehr oder minder unabhängige Geist ist das Fortschrittselement. Gerade aber weil der Geist unsubstantiell ist, kann er der Entwicklungsmöglichkeit des Körpers mit seinem Trieb- und Instinktleben weit vorauseilen, so daß der Körper gar nicht mehr nachkommt. Im Interesse des Menschen mußte daher auch bei dem

Geiste eine autoritative Ordnung erfolgen. Namentlich auch durch religiöse Lehren und namentlich in der Fortpflanzung. Natur und christliche Lehre sind so ineinander verflochten, daß sie gar nicht getrennt werden können. Wer christlich lebt, lebt auch naturgemäß, und wer naturgemäß lebt, lebt auch christlich. Gerade in der Fortpflanzung, der Hauptaufgabe der Frau, macht sich dies geltend. Mag auch die Religion für jedes Individuum gleiche Bedeutung haben, für ein Volk hat die Religion des Weibes mehr Bedeutung als die des Mannes. Alle Einrichtungen, die auf die Religion wirken können, sind gerade bei der Frau auch in völkischer Beziehung vorsichtig zu erwägen. Es wäre möglich, daß das Zwangsjahr der Frauen störend auf die religiöse Betätigung der Frauen einwirkt und damit auf das völkische Leben. Wir müssen daher, bevor wir zum Frauenjahr Stellung nehmen, diese Vorfrage von zuständiger Seite klar gelöst wissen. — Wie der Stoffumsatz im Körper zum Trieb und der geordnete Trieb durch körperliche Vererbung zum Instinkte sich ausbildet, so entsteht unter dem Einfluß des Instinktes, der positiven Vorschriften und des freien Willens in der Familie die Sitte, die sich forterbend zur Tradition ausbildet. Der Einfluß der Tradition auf das Tun und Lassen des Einzelindividuums ist sehr groß, größer als man oft annimmt. So notwendig und so zweckentsprechend insbesondere zur Erhaltung und Ausgestaltung höherer menschlicher Vereinigungen, namentlich der des Staates, die schulmäßige Ausbildung ist, in der Ausgestaltung der Familie ist die Tradition mindestens von gleichem Werte. Auf die Mitwirkung der Tradition wird aber mit der Einrichtung des Zwangsjahres völlig verzichtet. Ja teilweise wird die Tradition sogar direkt gehemmt. Mit Sicherheit ist zu erwarten, daß die Familienausbildung durch das Frauenjahr keinen wesentlichen Fortschritt macht. Trieb und Instinkt, Sitte und Tradition sollen durch die wissenschaftlich getriebene Schule überwunden werden. Ich fürchte, es ist dies eine Überschätzung der Wissenschaft, wie sie auch in der Medizin zu beobachten war, hier aber überwunden wurde.

Dazu kommt der bei jeder Regierungsmaßregel zu beobachtende Grundsatz, daß die höhere Verbindung, also hier der Staat, den Vollzug einer Maßregel nur dann betätigen darf, wenn die untergeordnete Verbindung, also hier die Familie, diesen Vollzug nicht mehr gewährleistet. Daß aber die gegenwärtige Familie zur Ausbildung der Hausfrauentätigkeit in ihrer Gesamtheit untauglich wäre, dafür fehlen alle Beweise. In der Familie wirkt hauptsächlich das Beispiel. Die entsagende Mutter, die sich opfernde Gattin wirkt sich nahezu körperlich in ihrer Umgebung aus. Auf die Wirkung des Beispieles muß naturgemäß die schulmäßige Vorbildung vollständig verzichten. Das, was an Stelle der Tradition und des Beispieles gesetzt werden soll, der Rationalismus und der Nationalismus, hat sich bisher nur als verkümmertes Surrogat der Familienfaktoren erwiesen. Ein großer Teil der Staatswissenschaftslehrer hat sich von dem Schulrationalismus in der Frage der Erhaltung des Volkes völlig enttäuscht abgewandt. Der

Neubelebung desselben bei der Frau durch das Frauendienstjahr stehen wir sehr zweifelnd entgegen. Bevor wir Männer den Gedanken des Frauenjahres durch ein Gesetz zur Zwangsmaßregel des deutschen Volkes erheben, müssen alle diese Fragen vorher gelöst sein. Die Frau ist ein viel zu wichtiger und, fast möchte ich sagen, zu heiliger Bestandteil des Volkes, als daß man damit Experimente anstellen dürfte.

Ich höre schon die Empörung der modernen Dame, daß man sie zum Geschlechtswesen herunterdrücken wolle.

Können wir Männer die Naturtatsache, daß die Frau zehnmal mehr Geschlechtswesen ist als der Mann, ändern? Und vermag die schönste dialektische Abhandlung dagegen auch nur ein Jota zu ändern? Und wer will denn das Dienstjahr einführen? Doch hauptsächlich die Vorkämpfer der Frauen selbst! Die notwendigen Vorbedingungen des Dienstjahres der Frauen sind doch die weiblichen Sondereigenschaften, und der Zweck des Dienstjahres ist die Ausbildung dieser Sondereigenschaften. Diese Sondereigenschaften, die leibliche und seelische Befähigung zum Kochen und Waschen, zur Krankenpflege, zum Kinderpflegen und Aufziehen, werden doch nicht durch allgemein-menschliche Eigenschaften des Gehirns, der Nase usw. geschaffen, sondern durch die Spezialwirkung der Geschlechtsdrüsen; sie sind und bleiben in aller Ewigkeit in der Hauptsache sekundäre Geschlechtseigenschaften. Oder glauben die Frauen, sekundäre Geschlechtseigenschaften sich anzueignen ohne primäre Geschlechtswirkung? Für so wenig naturwissenschaftlich gebildet halte ich die Mehrzahl der Frauen nicht; nur die Dame mit ihrem überhebenden Nichtswissen kann dies glauben.

Wir Männer sind gar nicht so engbrüstig, unsere Frauen in der Geschlechtstätigkeit und selbst bei der Kinderpflege restlos aufgehen sehen zu wollen. Wir haben es gerne, wenn unsere Frau allgemein-menschliche Eigenschaften zur Ausbildung bringt und dadurch in diesen allgemein-menschlichen Eigenschaften dem Manne gleich zu werden trachtet, damit Mann und Frau sich auf dieser Grundlage finden in der asexuellen Zeit und in asexuellen Dingen. Und wir Männer machen täglich die Erfahrung, daß eine Frau, die es mit ihren hausfraulichen Pflichten ernst nimmt, viel gescheiter redet, viel inniger die Schönheiten der Natur und des menschlichen Körpers erfaßt, viel inniger und tiefer die geistige Umwelt in sich aufnimmt und seelenvoll verarbeitet, viel gemütvoller und heiterer ist als zwei Damen zusammen. Der Grund, warum eine Frau, die ihre Geschlechtseigenschaften richtig ausbildet, der Dame auch in den Dingen der allgemeinen Menschlichkeit voraus ist, ist der gleiche als wie bei dem Mann. Die Vorherrschaft der körperlichen und geistigen Geschlechtseigenschaften ist im Mann und in der Frau bestimmend für die Höhe der menschlichen Gesamteigenschaft... ‚Und es ist nicht gut, daß der Mann allein sei; laßt uns ihm eine Genossin geben.' sagt, die Geschlechtsteilung innerlich begründend, der Bibelautor, als er die Abzweigung des Weibes von dem Manne allgemein beschreibt. Die biologische Auffassung der Bibel, daß die Frau später und aus dem Manne

behufs Arbeitsteilung entstand, nimmt auch die moderne Biologie wieder an. Wir verwerfen es also grundsätzlich, wenn ein Mann in der Gattin lediglich die Gebärerin der Kinder sieht. Aber wir fordern, daß im Haushalte nicht bloß die Größe des männlichen Mammons bestimmend auf die Art und Weise des Umfanges, der Führung einwirkt, auch nicht bloß die Stellung des Mannes im Staatsleben, sondern auch das Alter und die Gesundheit der Frau und die Größe der Familie. Wir verlangen, daß die ‚Leitung‘ des Hauswesens auf ältere oder kränkliche Frauen beschränkt bleibt, auf Frauen mit außergewöhnlicher Kinderzahl. Wir wollen auch die Berechtigung, den Haushalt zu ‚leiten‘, jenen Frauen zugestehen, die sich selbst durch ihre persönlichen Leistungen über die Allgemeinheit emporgehoben haben, oder die Gattinnen von Männern sind, die durch ihr persönliches Wirken der Allgemeinheit hervorragenden Vorteil brachten, aber wir bestreiten das Recht der ‚Leitung‘ den Gattinnen jener Männer, die nur durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsklasse besonderen Wert im Volksleben in Anspruch nehmen dürfen. Ich verweise auf die betrübliche Erscheinung, daß selbst der Mittelstand, der bürgerliche wie der der Offiziere und Beamten, immer mehr das Vorrecht in Anspruch nimmt, ihr Hauswesen lediglich mehr ‚leiten‘ zu wollen. Mit einem Ruck hat der Deutsche Kaiser wieder die Grenzen des Repräsentationspflichtkreises hergestellt: Vom Korpskommandeur aufwärts. Darin erblicke ich einen der Hauptschäden der Beamtenisierung unseres Volkes, daß jede kleine Leutnants- oder Assessorsfrau selbst bei kinderloser Ehe ihren Haushalt nur mehr ‚leitet‘. Und gerade deswegen wird der Krieg die Einengung des Beamtenstandes naturnotwendig zur Heilung mit sich bringen müssen. Wir Männer wollen, daß die Frau an den Vorteilen des Standes ihres Mannes und den des Reichtums des Volkes teilnimmt, wir wollen ihr Erleichterung gewähren; aber wir wollen nicht, daß sie in diesen von der Tüchtigkeit ihrer Person unabhängigen Zufälligkeiten aufgeht, daß sie zur hülflosen Sklavin der Dienstboten herabsinkt und die Familie auf diese niedrigere Stufe herabdrückt, wir wollen, daß sie imstande bleibt, im Notfalle das Hauswesen auch ohne fremde Hilfe zu führen. Wir wollen dies im Interesse der Eheleute, der Kinder und des Volkes, deren kultureller Fortschritt gehemmt wird, deren Kulturhöhe fällt mit der Abhängigkeit von den Dienstboten. Und die einfache Ausbildung genügt hierzu nicht, man muß in Übung bleiben. Übrigens wird die Not nach dem Kriege gar mancher Dame die Rosinen aus dem Kopfe nehmen. Wenn wir die hunderttausende Krüppel zu versorgen haben, wenn wir hunderttausende Witwen zu unterstützen haben und die Millionen Kriegerkinder erhalten müssen, wenn wir zur Verzinsung und Abtragung unserer Kriegsschulden schreiten und unsere Kräfte teilen müssen, wenn uns die Gelegenheit fehlt, andere Völker zum Miterwerb heranzuziehen, wenn uns Millionen Hände des Friedens fehlen werden: dann wird es eine patriotische Pflicht sein, alle Kräfte heranzuziehen zur Produktion, dann wird die Schande, durch individuelle Ansprüche die Millionen von Händen der

Dienstboten dem Volke in der Produktion zu entziehen, in das Bewußtsein des Volkes übergehen; dann wird auch die mittätige Hausfrau wieder zu Ehren kommen; auch in der Gesellschaft, auch in der der Frauen. Es ist zwar nicht verzeihlich, aber immerhin erklärlich, wenn der Mann der reinen Küchenschürze das ‚süße' Rauschen des frou-frou vorzieht, aber es ist unverständlich, daß die Frau, selbst die des Mittelstandes, das gleiche tut und sich selbst negiert. Nur Armeelieferanten und Lebensmittelwucherer und andere Ausbeuter der Not des Volkes werden sich noch Diener, Köchin und Jungfer halten können, und denen zuzugehören wird auch Frau Gnauck-Kühne ablehnen.

Jetzt schon während des Krieges sehe ich eine beachtenswerte Änderung der Stellung der Frau in der Familie und damit auch in der Gesellschaft. Und so sehr wir den äußeren Sieg ersehnen und erhoffen, die Zukunft unseres Volkes wird viel mehr davon abhängen, wie wir im Innern uns von den Schlacken des Wohllebens reinigen. Und dies richtig in die Wege zu leiten, wird die Aufgabe aller werden, insbesonders aber auch der Frau. Aus der Kulturpeitsche des Wohllebens soll sie werden eine Kulturbringerin des Volkes.

Wenn uns Frau Gnauck-Kühne und ihr Anhang nicht volle Garantien geben, daß durch das Frauendienstjahr eine wesentliche Besserung in den vorkriegerischen Verhältnissen der Frau herbeigeführt wird, so verzichten wir auf die Mitarbeit. Wortgebilde, und mögen sie noch so dithyrambisch aneinandergereiht sein, machen auf uns Männer keinen Eindruck. —

Noch bei der Korrektur bin ich gezwungen, hier einige weitere Ausführungen zu machen.

Viele Frauen und auch Frau Gnauck-Kühne beklagen sich darüber, daß die Männer, obwohl sie von dem ganzen Hauswesen nichts verstehen, in der Frage des Frauendienstjahres überhaupt mitreden. Die gleichen Frauen verlangen aber zugleich die zwangsmäßige allgemeine Durchführung, die nach unserer Männerauffassung nur durch Erlaß eines Gesetzes zu bewirken ist. Einstweilen aber sind in Deutschland die Männer die alleinigen Gesetzgeber, und ohne uns dürften vorerst keine Gesetze entstehen. Diese Frauen verlangen also allen Ernstes von uns Männern, daß wir ein tief in das Staatsleben einschneidendes Gesetz erlassen, ohne daß wir einen Dunst von diesem Gesetz haben. Für so gewissenlos sollten uns die Frauen denn doch nicht halten. Oder wollen diese Frauen warten, bis sie die Majorität in den gesetzgebenden Körpern haben?

Frau Gnauck-Kühne und ihr Anhang wollen die zwangsmäßige Durchführung der Hausfrauenvorbildung aller deutschen Mädchen, und die erstere beruft sich hiebei auf die Erfahrungen der Erziehung zu diesem Berufe in den Klöstern und anderen Anstalten. Sie überspringt mit Grazie den tiefen und weiten Graben, der zwischen Freiwilligkeit und Zwang liegt und der ja der grundlegende Gedanke des Frauendienstjahres ist. Es ist zu befürchten, daß auch andere diesen Graben nicht sehen, weshalb

ein Warnungszeichen eingesteckt werden muß. Ich halte die Tätigkeit der Frau in der Familie für einen Beruf, ja für den eigentlichen Beruf der Frau und nebenbei gesagt für den höchsten, der sich nicht durch Befehle zwischen dem Zuknöpfen des dritten und vierten Handschuhknopfes erledigen läßt. Daß statistisch die Hausfrauentätigkeit noch nicht als Beruf erfaßt ist, ändert nichts an dem Wesen, sondern lediglich an der Äußerlichkeit des Berufes etwas. Zu diesem Berufe nun sollen die deutschen Mädchen durch Anwendung polizeilicher, also physisch wirksamer Maßregeln allgemein vorbereitet werden, und die Kosten der Vorbereitung, die hauptsächlich in Übungen bestehen sollen, soll der Staat übernehmen. Die Vorbereitung zum Berufe soll verstaatlicht und erzwungen werden. Mit dieser Forderung betritt die Frauenwelt, soweit sie sich diesem Gedanken angeschlossen hat, ein völlig neues Feld der zukünftigen Staatstätigkeit. Bisher begnügte sich der Staat, die allgemeine Vorbildung zu den einzelnen Berufsarten zu ermöglichen, stellte es aber dem einzelnen anheim, ob und welchem Berufe er sich widmen wollte. Mit der Übernahme des Staatszwanges der Berufsvorbildung übernimmt der Staat alle Verpflichtungen, die bisher der einzelne — Eltern und Kinder — bei der Berufswahl hatte. Bei den Knaben hat der Staat bisher lediglich die Möglichkeit der Berufsausbildung gegeben, und trotzdem mehren sich die Stimmen, die den Staat für verpflichtet halten, für die, die aus dieser Staatsvorbildungsmöglichkeit hervorgegangen sind, auch im Leben zu sorgen. Der Männerstaat krankt geradezu unter dem Gedanken, daß der Staat alle, die seine Schulbänke blank scheuerten, auch versorgen müsse.

Diese bisher abgewiesene Anforderung der Versorgungspflicht des Staates wird aber vollberechtigt, wenn der Staat zu der Vorbildung zwingt. Und was dem Mädchen recht ist, ist dem Manne billig. Der erste Schritt zum Zwangsarbeits-Staat ist gemacht. Vorerst zwar nur in der Zwangsvorbereitung; aber der weitere Schritt der Zwangsdurchführung wird folgen, wie ich in der ersten Abhandlung angedeutet habe. Es ist nun einmal deutsche Art, sich mit papierener Ordnung und Versprechungen nicht zu begnügen, sondern die Umsetzung des Gedankens in die Tat zu bewerkstelligen, und bei dieser deutschen Art wollen wir bleiben.

Frau Gnauck-Kühne nimmt mit mir an, daß die Mädchen nicht alle nach einem Schema belehrt und erzogen werden würden, sondern nach dem Stande, die Fabrikmädchen anders als die Töchter der Fabrikherren, die Bauernmädchen anders als die der Stadt. Nun sind aber die Mädchen, wenn sie zum Dienstjahr kommen, noch gar nichts, sie haben noch gar nichts geleistet, sie haben noch keinen Stand. Es muß also der Stand der Eltern als Ersatz bei der Auswahl eintreten. Nimmt man den Stand der Eltern als bindenden Maßstab der Einweisung der Mädchen in die Internatsabteilungen, so verhindert man den ‚kapillaren Aufstieg'. Gar manche Mutter wird sich bitter beklagen, daß man ihrer Tochter, die doch infolge ihrer feinern Lebensart und Schönheit Anrecht hat, einen vornehmen und

reichen Mann zu erhalten, den Aufstieg erschwert. Und dieser Klage wäre in manchen Fällen die innere Berechtigung nicht abzusprechen. So eine Art indische Kastenbildung tut nicht gut. — Überläßt man aber den Eltern die Wahl, so werden die Klassen der Mädchen der Oberschichte überfüllt und die der Unterschichte leer werden, und die Vorwürfe an den grausamen Vater Staat, der in den Mädchen Hoffnungen erregte, die sich in ihrer Gesamtheit nicht erfüllen können, werden sich häufen. Dem Hausfrauenstand werden unzufriedene Elemente zugeführt werden, die Anforderung und die Befriedigung der Anforderung werden auseinander gehen, der Hausfrauenstand wird proletarisiert.

Viele Anhängerinnen des Frauendienstjahres erhoffen sich aus dem Dienstjahr neue bevorzugte Stellen für die Frauen und ein neues Feld der Betätigung der Erziehungsanstalten. Auch diese Hoffnung wird sich bloß sehr wenig erfüllen. Der gewalttätige Mann wird, hat er einmal Fuß in der Frauenbildung erlangt, seine Machtsphäre immer mehr ausdehnen, und daß er Fuß fassen kann, dafür wird der Männerstaat bei der Staatseinrichtung sorgen. Alle Einreden, daß der Mann nichts davon verstehe, werden ignoriert werden. Wie ist es denn mit der Geburt? Zwingt da nicht der Mann, die von ihm ausgebildete Hebamme zu benützen? Gegenwärtig verschiebt sich die Säuglingspflege von der Frau auf den Mann. Ich bin der einzige, sicher der erste, der auf die Gefahren dieser Verschiebung aufmerksam gemacht hat, und der die Frauen aufrief, durch innere Reformen, durch Selbstpflegen und Selbststillen des Kindes dem Manne die Veranlassung zum ‚Organisieren', auf gut Deutsch zur Übertragung der Herrschaft in der Säuglingspflege auf männliche Kräfte zu nehmen. Und so rufe ich auch die Frauen auf in bezug auf die Hausfrauentätigkeit:

‚Habt vor allem den Mut, euch als Hausfrauen zu bekennen; nur wenn ihr euch selbst achtet, werden euch auch die anderen achten. Reformiert euch von innen heraus; aber ruft nicht den brutalen Mann mit dem Schrei nach dem Staatszwange, sonst wird dieser „Helfer" euch schwer bedrängen, im letzten Ende in eurer Hausfrauentätigkeit selbst.'

Nachdem nun der prinzipielle Standpunkt skizziert ist, wollen wir auf die Einzelheiten der Gnauck-Kühneschen Erwiderung eingehen.

Frau Gnauck-Kühne verlangt die Ausdehnung des Dienstjahres auf alle Mädchen. Das würde die Einrichtungskosten auf mindestens zwei Milliarden hinaufschrauben und die jährlichen Ausgaben auf eine Milliarde. Sie bezweifelt die Notwendigkeit der ärztlichen Vormusterung und hält das Zeugnis eines Schularztes, daß das betreffende Mädchen frei von ansteckenden Krankheiten ist, für hinreichend.

Das Institut der Schulärzte ist, das könnte füglich auch Gnauck-Kühne wissen, ein sehr wenig verbreitetes. Ganze Bezirke haben keinen Schularzt. Der Schularzt als Allgemeinerscheinung zur Überwachung des Allgemein-Instituts Dienstjahr müßte also erst geschaffen werden. Die

bereits vorhandenen Schulärzte untersuchen zwar die Schul-Eintretenden, aber bei weitem nicht alle. Die Schul-Austretenden werden ebenfalls nur in gewissen Städten untersucht. Der Schulaustritt findet im 13. oder 14. Jahr statt; der Eintritt in das Dienstjahr im 18. Lebensjahr. Wie denkt sich nun Frau Gnauck-Kühne die Ausstellung eines schulärztlichen Zeugnisses, daß die Dienstpflichtige frei von ansteckender Krankheit ist? Es bedarf hierzu eben der Untersuchung durch einen beamteten Arzt; ob dieser nun Schul- oder Bezirksarzt heißt, ist doch wahrlich völlig gleichgültig.

Der Begriff ‚ansteckende Krankheit' bedarf eines Zusatzes.

Wir haben auch geheime ansteckende Krankheiten. In Deutschland treten alljährlich 200 000 Personen, die an solchen Krankheiten leiden, neu in die öffentlichen Krankenanstalten ein. Wieviel außerhalb der Anstalten darunter leiden, wissen wir nicht. Auch das wissen wir nicht, wieviel Mädchen unter 18 Jahren sich unter diesen Kranken befinden und wieviel Mädchen überhaupt daran kranken. Wenn aber Frau Gnauck-Kühne die ‚Damensäle' der öffentlichen Krankenanstalten besuchen würde, wenn sie die Amtsärzte über das Alter der Inspizierten befragen könnte, oder wenn sie doch wenigstens die Erhebungen Neissers und anderer Fachleute gelesen hätte, so würden ihr Bedenken kommen darüber, was man eigentlich in dieser Beziehung machen soll. Die Untersuchung auf diese Krankheiten ist für jedes Mädchen mit noch Resten der Schamhaftigkeit ein schwerer Eingriff in sein Seelenleben; die Nichtuntersuchung auf diese Krankheit könnte ganze Klassenabteilungen auf Lebenszeit unglücklich machen. Das Dienstjahr würfelt die Bevölkerung stark untereinander. Soll die Untersuchung bloß bei den Stadtfräuleins stattfinden? Ist dies nicht eine direkte Beleidigung des ganzen Standes? Die Ausführung steht hier vor einer der allerschwersten Aufgaben. Bei den Männern ist die Frage bekanntlich in positivem Sinne gelöst. Es ist keineswegs so unmöglich, wie vielleicht Frau Gnauck-Kühne glaubt, daß ein Mädchen, das vor dem Dienstjahr auf die Straße ging, im Dienstjahr erkrankt. Wie soll sich die Anstaltsleitung dagegen verhalten?

Frau Gnauck-Kühne beruft sich bei ihrer Ansicht betreffend der Nichtnotwendigkeit der Vormusterung auf die Gewohnheit mancher Institute, von dem Beibringen eines ärztlichen Zeugnisses Abstand zu nehmen. Ich kenne diese Anstalten nicht, nehme also die Angaben Gnauck-Kühnes für richtig an. Aber ich kenne eine sehr große Anzahl von Erziehungsinstituten, die kein Mädchen ohne ärztliches Zeugnis aufnehmen, und die amtsärztlichen Untersuchungen von Mädchen zu diesem Zwecke sind sehr häufig. In Fällen, in denen eine zwangsmäßige Einweisung von Mädchen erfolgt, ist die amtsärztliche Begutachtung, die sich auf die geheimen Krankheiten zu erstrecken hat, in ganz Deutschland dienstliche Vorschrift für die Bezirksärzte. Man kann doch den freiwilligen Eintritt in ein Klasseninstitut dem Zwangseintritt in die Dienstjahrreserve nicht

vergleichen! Wer dies tut, dem mangelt jede Unterscheidungsgabe. Man denke an den himmelweiten Unterschied bei den Erziehungsobjekten.

Eine notwendige Folge, die Verspätung der Ehe, übergeht Frau Gnauck-Kühne mit einer Leichtigkeit, die darauf hindeutet, daß ihr die Wichtigkeit des Verheiratungsalters auch nicht in den Grundzügen bekannt ist. Es gibt angesehene Volkswirtschaftslehrer und Statistiker aller Länder, die sogar eine Verjüngung der Brautpaare als dringend notwendig erklären. In München sind zehn Prozent der eheschließenden Mädchen unter 19 Jahre alt; auch in der Rheinpfalz; in Bayern fast sechs Prozent. Was soll mit diesen geschehen? Und wie soll es mit jenen gehalten werden, die bereits Mütter sind. 400 Mädchen unter 19 Jahren werden alljährlich in München außerehelich Mütter. Soll man gewisse Erziehungsanstalten zu Entbindungsanstalten ausbauen oder soll man diese Mädchen zurückweisen? Und wer konstatiert das Bevorstehen des ‚freudigen Ereignisses'? Doch wohl der Arzt auf Grund einer Untersuchung! Was tut man mit den Müttern? Trennt man sie von den Kindern, übernimmt man die Kinder oder schließt man die Mutter von dem Dienstjahr aus? Jede Methode hat ihre Schädlichkeiten. Frau Gnauck-Kühne nimmt die Mütter anscheinend in die Kaserne auf. Mit oder ohne Kind?

Ich habe diese Fragen, die dem Praktiker geradezu in die Hand fallen, in den Schriften der Dienstjahranhängerinnen noch nicht gelöst gefunden. Nicht einmal ernstliche Versuche der Lösung!

Frau Gnauck-Kühne kennt als ausschließenden Grund lediglich die Ansteckung. Für mich, als Amtsarzt, ist dies ein Beweis dafür, daß sie über diese Frage noch nie nachgedacht hat. Trotzdem tritt sie als Gesetzgeberin gerade hierin auf. Wie bereits erwähnt, haben wir Amtsärzte die Fähigkeit zum Zusammenleben mit anderen in nur zu großer Anzahl von Fällen zu prüfen und der Amtsarzt, der der Anweisung der Frau Gnauck-Kühne folgen würde, würde bald a. D. sein.

Wir schließen selbstredend alle ekelerregenden, auch nicht ansteckenden Kranken von dem Zusammenleben mit Gesunden aus. Schwierigkeiten, die Frau Gnauck-Kühne gar nicht ahnt, macht uns stets die Frage bei den Bettnässern. Auch Epileptiker, Veitstanzkranke und andere Neurotiker, insbesondere Hysteriker, halten wir für untauglich zum Zusammenleben mit anderen; es sei denn in Spezialanstalten der gleichen Gattung. Was so eine Hysterische in einer Anstalt mit 18jährigen Mädchen für Unglück anrichten kann, davon macht sich der Laie in der Regel gar keinen Begriff. Untauglich sind tiefstehende Idioten, aber auch bildungsfähige Idioten mit reizbarem, boshaftem Charakter. Untauglich sind alle mit schwer gestörtem Seelenleben. Hier möchte ich auf die in dieser Zeitperiode am häufigsten beginnende ‚vorzeitige Verblödung' (Dementia praecox) aufmerksam machen, deren Anfangsanzeichen zu erkennen es der gründlichen psychiatrischen Vorkenntnisse bedarf.

Untauglich sind natürlich alle Bettlägerigen und alle akut und chronisch

Kranken, denen man größere körperliche und geistige Bewegung nicht zumuten kann und darf, z. B. schwer Herzkranke usf.

Die Wirklichkeit sieht also ganz anders aus. Alle diese Kranken müssen ausgeschieden werden, und die Ausscheidung kann nur auf Grund ärztlicher Zeugnisse erfolgen. Nun könnte man ja den behandelnden Ärzten diese Frage überlassen. Aber viele Kranke haben gar keinen Arzt, z. B. in den armen Landgegenden; viele haben ja gar keine Ahnung von ihrer Krankheit, z. B. Hysterische, vorzeitig Demente usf. Überläßt man den praktischen Ärzten die Entscheidung dieser Frage, so wird das ganze Dienstjahr einfach so durchlöchert, daß von einem Allgemeininstitut nicht mehr gesprochen werden kann. Der Zudrang zu dem Zwangsjahr wird sehr häufig ein negativer sein. Nur der beamtete Arzt wird hier der Fahnenflucht das Tor schließen können.

Die Voruntersuchung durch beamtete Ärzte halte ich im Gegensatz zu Frau Gnauck-Kühne für unerläßlich.

Dazu kommt noch der weitere Umstand, daß die Neueintretenden in Klassenordnungen gebracht werden müssen, zu deren Einweisung es ärztlicher Kenntnisse und Erfahrung bedarf. Wenn auch die feine Siebung erst später, und zwar in den Instituten vorgenommen werden kann, die grobe Ausscheidung muß doch schon vor der Einberufung stattfinden. Idiotische Mädchen müssen in hilfsschulartigen Instituten untergebracht werden; Taube, Blinde, Lahme usf. müssen in Spezialanstalten Platz finden. Ja, diese Unterscheidung vermag doch der gesunde Hausverstand vorzunehmen; dazu braucht es doch keiner ärztlichen Untersuchung, könnte man einwerfen. Der gesunde Hausverstand führt manchmal in die Irre, z. B. Frau Gnauck-Kühne bei der Frage der Einäugigen. Sie schreibt: ‚Ja auch mit einem erblindeten Auge kann das Mädchen hausmütterlich viel lernen und viel leisten.' Alle Physiologen sind anderer Ansicht. Die Notwendigkeit des binoptischen Sehens und der Erfolg des monoptischen sind ganz verschiedene Dinge. Es gibt gar keine hauswirtschaftliche Tätigkeit, die monoptisch nicht ebensogut verrichtet werden könnte wie binoptisch. Die Einschränkung durch Frau Gnauck-Kühne ist also physiologisch nicht begründet. Diese geringen Fachkenntnisse bei einer führenden Dame würden dem Staat wohl Veranlassung sein, die Ausführung nicht dem gesunden Menschenverstand allein, sondern dem gesunden Verstand in Verbindung mit Sachkenntnis zu übergeben.

Frau Gnauck-Kühne bezweifelt meine Angaben über die Gefährlichkeit der Kasernierung unserer Jugend, sogar bei den Knaben. Ich frage mich ernstlich, ob Frau Gnauck-Kühne hier nicht bewußt etwas Vogel-Strauß-Politik treibt? Ihre Ansicht, daß es im Zwangsjahr gelingen werde, dem Mädchen die ‚albernen, ungesunden, kräftevergeudenden Liebeleien' abzugewöhnen, sind doch wirklich zu naiv. Mädchen mit 18—19 Jahren, die schon größtenteils mitten im Leben standen, will Frau Gnauck-Kühne in einem Jahr bei Massenbehandlung die Liebeleien austreiben! Wie sagte ich doch im Hauptartikel? Wies ich nicht darauf hin, daß ein verschrobenes,

mit dem Seelenleben der Jugend unbekanntes Fräulein ihren Mädchen Sittsamkeit mit dem Polizeistock einbläuen wird? Frau Gnauck-Kühne weiß doch auch, daß in jedem Mädcheninstitute, gleichgültig ob weltlich oder geistlich geleitet, die Liebeleien zur Tagesordnung der 13 und 14 Jahre alten Mädchen gehören, und daß sich dies in Form des ‚Schwärmens' äußert? Dem Geschichtsprofessor oder in Ermangelung dessen auch dem Katecheten gewidmet, und, wenn jede Mannsperson fehlt, in unbewußter Homosexualität sich auf irgend eine Klosterfrau oder Lehrerin konzentrierend. Die Bedeutung, ja die Notwendigkeit der Sexualität in diesen Jahren sollte ihr kein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch sein. Oder sollte sie wirklich noch nichts von Sexualbiologie und von der autochemischen Wirkung der Sekretion der Sexualdrüsen gehört haben? Ich empfehle dringend die Werke Biedls und Abderhaldens in psychologischer Beziehung zu studieren und erinnere sie an die Abhandlungen Pestalozzis, z. B.: Wie Gertraud ihre Kinder lehrt. Ich will nicht an das Sprichwort von dem Sack Flöhe und den törichten Mädchen denken, ich will die bereits berührten überhaupt außer acht lassen: die Massenerziehung 18jähriger Mädchen in sexueller Beziehung gehört zu den schwierigsten Kapiteln der Pädagogik überhaupt; sie ist auch nicht annähernd gelöst. Nur soviel ist sicher: Zwangsmaßregeln, und gerade die will Gnauck-Kühne anwenden, sind hier ganz unangebracht. Die Abschreckungstheorie ist wohl nirgends vorteilhaft; in sexualibus ist sie geradezu gefährlich. Langjähriges Zusammenarbeiten mit erfahrenen Geistlichen hat mich in der auch von mir anfangs unterschätzten Sexualpädagogik anders belehrt. Zudem gibt es gerade in diesem Jahre eine Sexualwirkung, die mit der Frage der Sittlichkeit nichts zu tun hat, ja die völlig auf sittlicher Basis steht. Sie von der Unsittlichkeit zu trennen, ist massenpädagogisch äußerst schwer. Die Virginität ist eine Tugend, die im heißen Ringen erworben werden muß; sie kann nicht erzwungen werden.

Den Ärzten, Moralisten, Jugenderziehern sind das altbekannte Sachen. Die modernen Gesetzgeber brauchen sich um solche Kleinigkeiten nicht zu bekümmern.

Frau Gnauck-Kühne begeht den Fehler aller Ideologen. Sie hat sich eine These aufgestellt und konstruiert sich hiezu das Volk. Daß es ein solches Volk nirgends auf der Welt gibt und gar nicht geben kann, ficht sie nicht an. Der, der auf ein bestimmtes Endziel hinarbeitet, geht umgekehrt zu Werke. Er geht von den Menschen aus, wie sie sind, formt aus den Menschen heraus sich eine Regel und sucht durch Anwendung der Regel auf die Unterwertigen, auf die aus der Regel Herausbleibenden die Allgemeinheit zu heben. Aus dieser neuen Allgemeinheit leitet er dann wieder die Regel ab und hebt so allmählig und langsam das Niveau.

Sowohl in der Frage der Sexualität als auch sonst sucht Frau Gnauck-Kühne immer wieder die kirchlichen Interessen zu betonen. Ja wiederholt kann man zwischen den Zeilen lesen, daß die Klöster ein neues Reich wirksamer Tätigkeit erhalten werden. — Die Zwangsvolkseinrichtung ‚weibliches Dienstjahr' kann man sich nur als simultane Einrichtung oder als

ähnliche Anstalt denken. Mit 18 Jahren sind die Mädchen vielfach ebenso selbständig wie 20jährige Rekruten. Keinem Menschen fällt es ein, bei Soldaten religiöse Ausscheidung zu verlangen; man ist völlig zufrieden, wenn innerhalb des Rahmens des Zweckes den religiösen Bedürfnissen Rechnung getragen wird.

Der Staat, der die Staatseinrichtung trifft, wird sich auch die Macht vorbehalten. Würde man religiöse Zwangseinrichtungen treffen, so wäre zu befürchten, daß der Kulturkampf unseligen Andenkens wieder auflebt. Eine solche Zwangsreligion würde auch nichts nützen. Dem freigeistigen Mädchen würde man in einem Jahre den positiven Glauben nicht beibringen; aber ihre Kommilitonen könnten von ihm abgebracht werden. Die Tatsache, daß die größere Anzahl der Freunde des Dienstjahres religiös mindestens indifferent ist, läßt auf eine bevorzugte Stellung des Religiösen nicht hoffen. Ich bin natürlich nicht berechtigt, für die Religionen eine Erklärung abzugeben; aber ich vermute wohl richtig, wenn ich annehme, daß keine Religion, keine Konfession durch das Zwangsjahr etwas gewinnen würde; ja ich fürchte starken Verlust. Weder die katholische noch die protestantische Geistlichkeit, weder die Ursulinerin noch die Diakonissin halte ich für naiv genug, auf diesen Köder anzubeißen.

Zum Schlusse behandelt meine verehrte Gegnerin meinen Vorschlag der häuslichen Durchbildung.

Schon früher lehnt sie die Ohrbildung ab. Für Massenunterricht mit dem Endzweck der praktischen Anwendung verliert diese sonst so beliebte, moderne Unterrichtsmethode reichlich an Wert. Ich habe darauf an anderer Stelle wiederholt hingewiesen. Der Ausgangspunkt der Überlegung ist also zwischen Gnauck-Kühne und mir der gleiche. Aber ich gehe in der praktischen Bewertung anders. Seit 30 Jahren gebe ich Unterrichtskurse in der Gesundheitspflege an freiwillige Teilnehmerinnen der oberen Gesellschaftsklassen; die unteren blieben aus. Trotz allen Bemühens, eine andere Methode zu finden, mußte ich mich auf die Ohrunterrichtsmethode hauptsächlich beschränken, und das Resultat war ein recht bescheidenes. Da könnte man einwerfen, das ist in wirklichen Anstalten anders. Ich habe aber auch in einer Haushaltungsschule mit Zwangsinternat Unterricht gegeben; die Methodik mußte gleichbleiben, denn das Unterrichtsmaterial fehlte und muß naturgemäß fehlen, und das Endergebnis war nicht viel besser. Unter meinem bezirksärztlichen Aufsichtsrecht befanden sich wiederholt Anstalten ähnlicher Einrichtungen, von denen besonders eine gerühmt wurde und deren Zöglinge jener Gesellschaftsklasse angehörten, von denen Gnauck-Kühne Zwangserziehung fordert. In der Hauptsache wurde gelehrt, und es wurden Worte aufgenommen. Es war ja sehr schön, wenn 12—15 junge blühende, reizende Mädchen stundenlang im Gemüsegarten lagen, um ein Beet rein zu grasen; aber als Volkseinrichtung mit Zwangsrecht möchte ich dieses nicht wünschen. Ich kann mich aus meinen Erfahrungen heraus nicht der Befürchtung entschlagen, mehr als die Hälfte der Zeit wird durch Sprechen und Hören verbraucht werden, und der erhoffte Gewinn wird mehr oder

minder ausbleiben. Eben deswegen habe ich den Schritt gewagt, die tätige Praxis in einer Familie vorzuschlagen.

Als Praktiker ging ich von der Praxis aus. Die Mädchen besserer Gesellschaftsklassen auf dem Lande erlernen in den katholischen Pfarrhöfen das Kochen. Wie ich höre, ist man mit dieser Einrichtung allseitig zufrieden. Aber einen wesentlichen Mangel hat diese Sitte: die Kinder- und Krankenpflege fällt weg. Als ich den Vorschlag machte, die Töchter besserer Gesellschaftsklassen sollten in guten Familien praktisch den Haushalt lernen, dachte ich zunächst an die verwandten und kinderreichen Familien. Auch die protestantischen Pfarrhäuser mit ihrem anerkannt reinen Familienleben und guter Kinderpflege — an den Früchten deutlich zu erkennen — schwebten mir vor. Auch manche Volksschullehrerinnen dürften dazu geeignet sein.

Nun kommt aber Gnauck-Kühne und macht auf die sittlichen Gefahren bei der Aufnahme in die Familie aufmerksam, und als Beweis hiefür führt sie die hohe außereheliche Kinderzahl der Dienstmädchen an. Diese hohe Zahl außerehelicher Kinder spukt auch sonst in den Köpfen von Moralpredigern. Sie ist aber gottlob nicht richtig. Die Prozentzahl der außerehelichen Kinder von 100 Dienstmädchen ist allerdings sehr wesentlich größer als die von 100 Fabrikarbeiterinnen. Aber die Dienstmädchen sind nahezu ausnahmslos ledig, die Fabrikarbeiterinnen mehr als die Hälfte — je nach dem Berufe — verheiratet. Der Fabrikdienst ist ein Dauerdienst; man tritt mit 15 Jahren ein und bleibt bis zu 60 Jahren darin. Der Dienstbotendienst ist ein Gelegenheitsdienst, den man mit der Verheiratung verläßt. Die Dienstmädchen befinden sich fast ausnahmslos in dem Alter, in dem der außereheliche Verkehr vorkommt, die Fabrikarbeiterinnen sind teilweise noch nicht darin, teilweise darüber hinaus. Die vermehrte Heiratsgelegenheit der Fabrikarbeiterin läßt das unehelich empfangene Kind durch rasche Ehe noch ehelich erscheinen; bei den Dienstmädchen ist das seltener. — Aber der Dienstherr ist daran doch schuld, denn man will ihm doch etwas anhängen. Übrigens ist die Zahl der außerehelichen Kinder gar kein Maßstab für die Höhe der Sittlichkeit. Ein mir blutsverwandter katholischer Geistlicher meinte, eben weil größere Sittlichkeit herrsche, sei die Zahl der außerehelichen Kinder größer. Wer sich dafür interessiert, lese die moralstatistischen Abhandlungen von Georg von Mayr, der sicher nicht in Verdacht steht, etwas zu beschönigen. Die Frage ist nicht so einfach, wie man glauben sollte, und nichts ist leichter, als eine allgemeine Verdächtigung auszusprechen. Wenn es aber so ist, daß der Herr Gemahl und die Herren Söhne den Dienstmädchen so gefährlich werden, so bin ich überzeugt, daß eine gewissenhafte Dame ihre Dienstmädchen entlassen und die Arbeit lieber selbst verrichten wird, sonst würde sie sich ja einer Sünde mitschuldig gemacht haben. Oder sollte das Dienstmädchen weniger Anspruch auf die Bewahrung ihrer Ehre haben als die Tochter des Kriegslieferanten?

Auch bei der Ausbildung der Gouvernanten, die ja nach solcher Ansicht geradezu prädestiniert sind zum sittlichen Untergang, sollten die Klöster an

das Ende denken und keine Gouvernante mehr ausbilden. So oder ähnlich schließen Sie doch bei den Gefahren des Internates!

Und in der Gegenwart gibt es doch Hunderttausende von Kriegswitwen mit Millionen von Kriegskindern! Damit das gnädige Fräulein gnädig sein kann, haben die Väter ihr Leben gelassen. Wäre es denn gar so etwas Ungewöhnliches, wenn das gnädige Fräulein in einer solchen Witwenfamilie mithelfen würde? Aber ich gebe zu, die Frage ist nur rhetorisch; sie ist eine Utopie, denn die weiche Erziehung und die anerzogene Überhebung läßt das nicht zu.

Die Ausführungen der Frau Gnauck-Kühne, das gestehe ich offen, haben mich von meiner Ansicht nicht abgebracht, sondern nur darin bestärkt. Ich glaube, daß das Dienstjahr am letzten Ende sich gegen die Familie wendet und daß namentlich diejenigen Kreise, in denen die Familie noch der Drehpunkt des Daseins ist, das sind also die christlichen, alle Veranlassung haben, diesem modernen Gedanken zu widerstreben. Übrigens macht es mir den Eindruck, als ob der Höhepunkt der Agitation für das Zwangsjahr schon überschritten sei. Mehr als einige Jahre hält so ein Redethema nicht her, dann verliert es an Interesse. Wenn schon ein Zwang gewünscht wird, so würde ich einen anderen wissen. Eine Einrichtung, die die Sittlichkeit selbst ist, denn der Erlöser selbst hat von ihr Gebrauch gemacht, eine Einrichtung, die völkisch durchschlagend ist, die durchführbar ist, die keine Offiziere der Durchführung braucht, die auch nicht allzuteuer ist. Diese Einrichtung ist der Zwang auf die Frauen, ihren Kindern die Brust darzubieten. Wenn Gnauck-Kühne uns Sicherheiten gibt, daß das Dienstjahr den Individualismus so herabdrückt, daß die Frauen des Dienstjahres ihre Still*pflicht* erfüllen, so wollen wir alle Bedenken zurückdrängen und um der höheren Sache willen kräftig mitagitieren. — Aber diese Bedingung wird wohl Utopie bleiben und damit in unseren Augen auch das Zwangsdienstjahr.

Frau Gnauck-Kühne schlägt eine allmähliche Durchführung vor, indem sie die Töchter der Reichen vorerst allein zwingen will. Also ein Ausnahmegesetz ohne Umschreibung. Ob sich diese es gefallen lassen? Ich glaube nicht.

Frau Gnauck-Kühne hat in der ‚Kölnischen Volkszeitung' 20 Thesen aufgestellt, die sich auf das weibliche Dienstjahr beziehen sollen, und wiederholt läßt sie mich durch die Schriftleitung in selbstbewußtem Ton dazu auffordern, meine Ansicht auch thesenförmig zusammenzuziehen. Aber von diesen Thesen der Frau Gnauck-Kühne sind 17 allgemeiner Natur, daß sie nur sehr entfernt mit dem *Zwangs*dienstjahr etwas zu tun haben. Der Aufforderung der Frau Gnauck-Kühne, Binsen zu schneiden, kann ich leider nicht nachkommen. Dazu läßt mir meine amtliche Tätigkeit nicht Zeit. Statt ‚Thesen' zusammenzuschreiben, beschäftige ich mich seit Jahrzehnten mit dem wirklichen Leben, und ich möchte die daraus gewonnenen Erfahrungen nicht um einen Sack ‚Thesen' umtauschen. — Jeder nach seinem Geschmack! Selbst hier ist der Zwang schädlich.

Martinian sucht den Teufel
Ein Roman von Johannes von Guenther

Drittes Kapitel.

1.

Die dem Herrn sich nahen, sollen in großer Ruhe, Frieden und Stille, nicht mit unziemendem und verworrenem Geschrei ihre Gebete verrichten und mit angestrengtem Herzen und nüchternem Verstande ihre Aufmerksamkeit dem Herrn schenken. So mancher Kranke, der mit glühendem Eisen gebrannt und operiert wird, erträgt mannhaft und geduldig, ohne Geschrei und Lärm den ihm zugefügten Schmerz: er beherrscht sich. Es gibt jedoch andere, die die gleiche Krankheit haben, aber während des Brennens oder der Operation unziemendes Geschrei erheben. Und doch hat der Schreiende denselben Schmerz wie der Nichtschreiende, der Lärmende den gleichen wie der Nichtlärmende. Ebenso gibt es solche, die Trübsal und Krankheit haben und sie gelassen, ohne Lärm ertragen; sie sind Herr über die Gedanken ihres Verstandes. Es gibt aber andere, die die gleiche Drangsal haben und sie mit Ungeduld ertragen, unter Geschrei und Lärm zum Ärgernis der Zuhörer ihre Gebete verrichten. Es gibt ferner solche, die, ohne krank zu sein, in der Sucht aufzufallen oder mangels Bildung in ungezügeltes Geschrei ausbrechen, gleich als könnten sie dadurch Gott gefallen.

Während die Zeit vorüberritt, saß Martinian unter freiem Himmel auf dem nackten Fels von Sonnenglut versengt und von nächtlichem Frost erstarrt, und harrte der Dinge, die kommen mußten, und wollte nichts als dies. Er saß auf der Höhe seiner Insel, sah aufs Wasser und dachte an Gott. Aber vielleicht noch mehr dachte er an den Widersacher, der einmal kommen würde, und an den Streit, der dann entstehen müßte, und man kann wohl sagen, daß er sich darauf freute. Ach, ich fürchte, ich muß euch bekennen, daß diese weltliche Lust stärker in seinem Herzen wirkte als die Lust an Gott; ja, war nicht mit dem Gedanken an den Widersacher schon der Widersacher selber in Martinians Seele gekrochen und beherrschte sie nun trotz der Gebete der Engel und trotz der weißen Heerscharen seliger Krieger?

Während die Zeit so vorüberritt, gewann Martinian den Ort, wo er weilte, lieb. Des Meeres frischer Geruch kräftigte ihn, der Duft von Tang und Salz stärkte seine Lungen, die freie Sonne, der er ohne Schutz ausgesetzt war, bräunte seine Haut und reinigte sein Blut, und nachts die großen, weißen Sterne spannen freund-

liche und liebliche Träume in seinem Gehirn. Aber obwohl er an den Herrn dachte und seine Psalmen sang, war es ihm nur um die Ankunft des Widersachers zu tun, denn obwohl ihn die Einsamkeit völlig umschlossen hielt, sprach er nicht mit Gott, sondern hochmütig mit den Dingen dieser Welt.

Ach, vernehmt, er wollte den Feind erwürgen, um die Welt vom Widersacher zu befreien; ja, er vermaß sich, durch diese Tat den heiligen Männern Gottes gleichgestellt zu werden und der Beginner des goldenen Traumreichs zu sein, wo Jesus herrscht und der ewige Frieden.

Ja, so lebte er auf seiner Insel und nährte seinen Traum. Der Winter mit seinen Stürmen glitt vorüber, Regen und Frost brachen über ihn herein, und er merkte es nicht. Er flocht seine Palmfasern und sang seine Psalmen, und sein Blut erregte sich in der Erwartung der Dinge.

Als der Schiffer getreu der Verabredung zum erstenmal mit Brot und Wasser kam und den Mönch nach seinen Wünschen fragte, hatte dieser keinen Wunsch. Der Mann verließ ihn bald und er war wieder allein.

Es wurde Frühling. Einige Vögel, die auf dem steilen Felsen nisteten, fanden sich ein. Die Luft wurde wärmer, Mücken tanzten in der Abendsonne, und glitzernde Libellen schwirrten zierlichen Flugs. Martinian harrte unverdrossen. Der Schiffer kam wieder und immer wieder; Frühling wich dem Sommer und dieser machte dem Herbste Platz. Wieder donnerten die Stürme des Winters, aber der Feind wollte und wollte nicht kommen.

Da wurde Martinian ungeduldig, und wirre Gedanken schlichen sich in sein Hirn. Wem wäre es anders ergangen in so grenzenloser, trauriger Einsamkeit? Er dachte:

— Wenn du, alter Trommler, nicht von selber zu mir kommen willst, obwohl ich dich erwarte; wenn du zu feig bist, den offenen Kampf zu bestehen; nun wohl, so kann man dich auch zwingen. Freilich ist es verboten, sich mit den heimlichen magischen Künsten abzugeben, aber ich schaffe den Seelen der Menschen großen Nutzen, wenn ich den Widersacher vernichte. So will ich's denn tun.

Als nun der Schiffer das nächste Mal kam, befahl er ihm, eine große Trommel mitzubringen, allerlei Räucherwerk, auch Schwefel, einen Dreifuß und eine Harfe; dies alles hätte er nötig. Der Schiffer nickte schweigend und entfernte sich. In der Barke sitzend und heimfahrend, lächelte er böse und seltsam und sagte vor sich hin:

— Ich will's dir bringen, Martinian, weiß ich doch, wozu du's brauchst. Ja, ich will's dir bringen, wenn ich wiederkomme. Tu nur das, was du vorhast. Ich habe nicht vergebens gewartet. Jetzt bist du reif. Jetzt ist auch mein Plan zur Ausführung reif.

Und so brachte er ihm denn das nächste Mal, was jener verlangt hatte, und entfernte sich schweigsam wie jedesmal zuvor.

Im Boote sitzend, lächelte er triumphierend:

— Nun, frommer Mann, ereilt dich meine Rache. Das nächste Mal komme ich nicht allein.

Als Martinian sich allein wußte, kniete er nieder und betete. Seine Pulse hämmerten, und seine Stimme schwankte:

— Herr! Herr! du weißt, was ich beginne, sieh, die Lehrer nennen es Sünde, und deine heiligen Schriften verbieten es. Herr! du siehst, rein ist mein Herz und erfüllt von dir: wenn es auch dieses Mal Sünde ist, so gib es mir zu erkennen. Wirf deinen Blitz auf mich und zerschmettere mich, bevor ich dein geliebtes Wort verachte.

Aber kein Blitz fiel: der Himmel war ebenso klar wie zuvor, und um den Einsamen summte die tönende Stimme des Sommers. Er ging an sein Werk.

Als die Sonne sank, stellte er den Dreifuß auf und begann mit den Räucherungen. Nachdem es dunkel wurde, zündete er den Schwefel an, der mit blauen, unheimlichen Flämmchen brannte und vielen Rauch entwickelte. Darauf ergriff er die Harfe, berührte die Saiten und rief mit klangvoller und mächtiger Stimme in die unermeßliche Weite die vorgeschriebenen Beschwörungen des Teufels. Drohend und ungestüm wurde der Ton und scheuchte die Vögel auf, daß sie klagend um den Felsen schwirrten. Wilde und unziemliche, furchtbare und sinnlose Worte stieß er keuchend hervor, aber es zeigte sich nichts. Da packte er die Trommel und rührte sie mit unbeholfenen, aber kräftigen Fäusten, und schauerlich warf der Fels den Ton in die Höhen und Tiefen.

— Komm! Komm! Komm: heulte Martinian dabei: Feiger Hund, unzüchtiges Tier, erscheine! Beim Trommelklang rufe ich dir, erscheine! Erscheine, verächtlicher, alter Soldat! Adonai, erscheine!

Aber nichts bewegte sich ringsum. Die aufgeschreckten Vögel kreischten heiser und flatterten, toll geworden, um den Felsen; die blaue Flamme gab erstickenden Rauch; aber unerschütterlich rührte Martinian die Trommel aus Leibeskräften. Er schrie dazu gellend und stieß greuliche Verwünschungen aus; seine Stimme überschlug

sich, und Schaum bedeckte seine Lippen, seine Augen rollten wie im Wahnsinn.

Doch es kam keine Antwort.

Da packte er die Trommel und zerschellte sie an den Steinen, heulend tanzte er auf ihren Überresten und fiel endlich bewußtlos nieder.

Als er nach einigen Stunden wieder zu sich kam, war es volle Nacht. Es war bewölkt, kein Stern zu sehen, lauer Wind wehte. Ihm schmerzte der Kopf von der Anstrengung und dem vielen Rauch. Er erhob sich unsicher und blieb stehen. Nein, so ging es nicht, überlegte er: Die Beschwörung war erfolglos gewesen und stärkere Formel kannte er nicht. Was tun? Der Widersacher wollte offenbar nicht zu ihm kommen, und ihn aufsuchen, ging erst recht nicht an, denn wo war der Zufluchtsort des alten Feindes?

Blitzgleich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: Die Toten wissen alles.

Ja, die Toten wußten alles. Sie kannten alle verborgenen Dinge in ihrer himmlischen Ruhe und konnten sie günstig offenbaren, wenn sie so wollten. Der erste Schritt war gemacht, so konnte man vor dem zweiten nicht zaudern. Einen Toten mußte er beschwören. Einen Toten für Augenblicke heraufholen. Doch wen?

Die Eltern aus ihrer Ruhe zu stören, ging nicht an. Und da wußte er es schon: sie nur, sie, um deren Heil er gebrannt hatte, sie, die kühle und goldene Tänzerin, die in Tränen von ihm ging und doch in Sünden verdarb: die Courtisane Taor mit goldenen Haaren und goldenen Augen . . .

Gedacht, getan. Hastig schritt er ans Werk. Der Mond war hinter den Wolken nicht zu sehen, so konnte er auch nicht bestimmen, ob das Mondviertel günstig war; doch gleichviel, es mußte gelingen. Wieder begann das müßige Spiel der Räucherungen, wieder brannte bläulich der Schwefel und tönte die Harfe. Aber leise, leise zitterten die Töne. Kein Vogel wurde aufgeschreckt, und wenn auch einer erwachte, so war es ihm, ein verzauberter Nachtvogel klage dort oben, und beruhigt schlief er wieder ein. Monotone und sanfte Beschwörungen lallten die müden Lippen.

Kein Echo kam aus der Weite, keine Erscheinung stieg auf, den Kranz im Haar, und die Harfe entsank der Hand.

— So hab' ich vergeblich gerungen! schrie Martinian hinauf zum Himmel: So soll ich denn bleiben von meinem Wunsche besessen? Oh, Unbarmherzigkeit!

Dumpfe Müdigkeit befiel ihn, und mit verzweifelten Tränen kam ein lähmender Schlaf.

Über dem Ruhenden heulte das heraufziehende Wetter.

— — — — — — —

— Herr, es ist alles bereit: das Schiff stach soeben ins Meer; der Kapitän kennt die Insel.

— Und das Mädchen?

— Sie weiß nichts, Herr. Aber sie wollte die versprochenen hundert Goldstücke um jeden Preis verdienen.

— Es ist gut, lächelte Valens dunkel.

Dies geschah in Caesarea, während Martinian im Sturme schlief.

2.

Das Auge ist kleiner als alle anderen Glieder, und gar klein ist die Pupille, aber trotzdem ist sie ein großes Gefäß. Denn sie sieht auf einmal Himmel, Sterne, Sonne, Mond, Städte und andere Dinge. Zugleich entsteht auch von den gleichzeitig geschauten Dingen selbst in der kleinen Pupille des Auges eine Zeichnung und ein Bild. Ebenso verhält sich auch der Geist zum Herzen. Das Herz selbst ist ein kleines Gefäß, und doch sind in ihm Drachen und Löwen und giftige Tiere und alle Schätze der Bosheit. Dort sind rauhe und unebene Wege, da Schluchten. Aber auch Gott ist darin, dort sind auch die Engel, da ist das Leben und das Reich, das Licht und die Apostel sind darin, dort sind die Schätze der Gnade. Das alles ist dort. Wie dichter Nebel sich über die ganze Erde legt, so daß kein Mensch den anderen sieht, so liegt auch die Finsternis dieser Welt seit der Übertretung des Gebotes über der ganzen Schöpfung und über jeder Menschennatur. Deshalb sind alle von der Finsternis umnachtet und leben an schaurigen Orten. Wie eine Rauchmasse in einem einzigen Hause, so ist die Sünde mit ihren schmutzigen Gedanken. Sie dringt und schleicht sich in die Gedanken des Herzens hinein und mit ihr eine endlose Menge von Dämonen.

Des Morgens, als Martinian erwachte, schlug der Sturm über ihm zusammen. Die Macht des Windes raubte ihm fast den Atem. Die dicken Wolken zogen so niedrig, daß sie auf ihrem Lauf den Gipfel des Berges streiften und sich schwül um Martinians Gestalt legten, denn es war ein heißer Sturm. Mit dem fortschreitenden Tage steigerte sich die Wut der Elemente, und gegen Mittag erblickte der Mönch eine ungeheure Welle, die sich höher als

der Berggipfel heranwälzte und ihn zu verschlingen drohte. Aber er bekreuzigte sich furchtlos und sang den Psalm:

Gott, hilf mir;
Denn das Wasser gehet mir bis an die Seele.
Ich versinke in tiefem Schlamm, da kein Grund ist;
Ich bin im tiefen Wasser, und die Flut will mich ersäufen.
Ich habe mich müde geschrien, mein Hals ist heiser;
Das Gesicht vergehet mir, daß ich so lange muß harren auf meinen Gott ...

Die ungeheure Welle flog heran, während er so sang, und brach mit Donnergetöse zehn Ellen vor der Insel. Das spritzende Wasser durchnäßte ihn. In der rückflutenden Woge glaubte er ein höhnisches Antlitz zu erkennen:

— Vergebliche Mühe! frohlockte Martinian: Aber nun weiß ich, daß du kommen wirst. Du lauerst im Wasser auf mich, alter Trommler.

Der rasende Sturm wollte nicht schwächer werden; immer schwüler wurde die Luft. Die Hitze verwirrte seine Sinne. In den eilenden Wolken glaubte er Gesichter zu erkennen: erst die sorgenvollen und alten Antlitze seiner Stiefeltern, dann ein bleiches und schönes Gesicht, das seinen Zorn erweckte, und dem er lange mit der Faust drohte, und endlich goldene Haare und goldene Augen ...

— Oh, mein Traum, sprach er schmerzlich: Du arme Seele, kann ich für dich beten? Gestern wolltest du nicht kommen, nun fliegst du im heißen Sturm. Du warst schlank wie die Zedern im Tale Libanon und schön wie der süße Himmel; du wärst dem Herrn ein rechtes Geschenk geworden, und unsere Seelen hätten sich im leichten Blau endlich vollkommen vereinigt. Nun bist du verdorben und mußt in heißen Stürmen um die Welt fegen.

Er betete, und die Sturmvögel kreisten um sein Haupt, jämmerlich kreischend. Er scheuchte sie mit Steinen, aber sie kamen immer wieder. Eines der Tiere hatte ein sonderbar böses und hinterhältiges Gesicht, er verfolgte es lange, und endlich fiel es getroffen zu Boden; er erwürgte es triumphierend und betrachtete die Beute, aber da hatte sie wieder das dumme und nichtssagende Aussehen, wie es die Möven gewöhnlich haben.

Martinian schämte sich, bereute und legte sich nieder, um so der Versuchung des verwirrenden und heißen Windes besser zu widerstehen. Er schlief gleich ein.

Klägliches Schreien weckte ihn auf. Er erblickte unweit vom

Felsen ein großes Schiff, das im Untergehen begriffen war. Es muß auf eine Klippe gestoßen sein, dachte Martinian. In der Dunkelheit bemerkte er auch Menschen, die wohl ins Wasser gesprungen waren, um sich zu retten und nun mit den Wogen kämpften. Er wollte herabeilen, um ihnen beizustehen, da gewahrte er plötzlich auf dem leergewordenen Verdeck des Schiffes die einsame Figur eines Mannes. Der Mönch sah schärfer hin und erkannte, daß der Mann ihn anblickte, sonderbar lächelte und nach einem Ding griff, das hinter seinem Rücken verborgen stand. Es war eine Trommel. Martinian schrie auf, da sank das Schiff, und ein rasender Trommelwirbel übertönte den heulenden Sturm. Martinian sprang mit gewaltigen Sätzen herab, doch konnte er, unten angelangt, auf den schäumenden Wassern nichts gewahren als ein Brett, an das sich ein Mädchen geklammert hatte; es trieb auf den Felsen zu.

Als sie genau unterhalb der Stelle, wo der Einsiedler stand, an das Gestein geschleudert wurde, ergriff sie einen vorspringenden Busch, hielt sich an dem fest und rief:

— Erbarm' dich meiner, Knecht Gottes, gib mir die Hand und rette mich aus diesem Wasser; ach, laß mich nicht in der Tiefe versinken.

Der Mönch sah, daß für sie sonst nirgends Rettung war, und also sprach er lächelnd:

— Nun, das ist mir wieder ein Anschlag des Widersachers, doch du sollst meinen Willen diesmal nicht beugen, alter Trommler.

— Knecht Gottes! die Wasser verschlingen mich!

Aber noch immer überlegte er:

— Das ist wieder eine Prüfung meines Herzens. Weh mir, Sünder! Was soll ich machen? Lasse ich sie im Wasser, so ertrinkt sie gewiß und befleckt meine Seele. Sie ist in grimmigerer Not als die Tänzerin; denn die war auf dem Lande und konnte sich vielfach retten, diese aber findet nirgends Rettung außer bei mir. Lasse ich sie an Land steigen, so muß sie drei Monate hier bleiben, bis der Schiffer wieder kommt: das ist eine lange Zeit. Was soll ich machen?

— Ich sinke, ich sinke! schrie das Mädchen.

Da reichte er ihr die Hand und zog sie ans Ufer. Sie fiel erschöpft nieder. Er brachte ihr Brot und Wasser. Sie nahm es und labte sich. Er sah sie an. Selbst in der Dämmerung konnte er erkennen, daß sie schön war. Sie hatte, so schien es ihm, goldenes Haar.

— Die Tänzerin, flüsterte er: Die Tänzerin ist gekommen. Sie will mein Herz zerreißen.

Er näherte sich ihr mit fliegenden Pulsen:

— Wer bist du?

Eine zärtliche Stimme antwortete ihm:

— Herr, ich heiße Asella.

— Höre, Asella, wie kamst du auf das Schiff?

— Oh, heiliger Mann, mir wurden in Caesarea hundert Goldstücke versprochen, wenn ich auf das Schiff ginge und alles täte, was der Kapitän verlangen würde.

— Wer war der Kapitän?

— Ich weiß nicht, Herr . . .

— War es nicht ein alter Soldat mit einer großen Trommel?

— Oh nein, Herr, so einer war gar nicht auf dem Schiff. Der Kapitän, kicherte das Mädchen verstohlen: Der Kapitän war ein junger und freundlicher Mann.

— So eine bist du! rief Martinian empört.

— Oh nein, Herr; ich bin eine Jungfrau, wenn auch aus niedrigem Stande. Meine Eltern sind tot. Ich lebte bisher bei meinem Bruder, der ein lustiger Musikant ist. Ich kann schön tanzen, Herr; ich bin zierlich . . .

— Die Tänzerin, flüsterte Martinian und wich zurück: Die Tänzerin . . .

Er schlug ein Kreuz. Das Mädchen kicherte:

— Nun werde ich deine Dienerin sein, oh Herr.

Martinian trat zurück:

— Nein, Mädchen, gewiß nicht. Bleibe hier, bis es tagt, dann wollen wir sehen, wie dir und mir zu helfen ist.

Damit stieg er nach oben. Die Nacht und der Sturm schlugen über ihm zusammen.

— Hundert Goldstücke, dachte das Mädchen: Viel Geld. Das hab' ich nun verloren. Vielleicht gewinne ich es anderswo.

3.

Das Gefäß der Seele befindet sich in großer Tiefe. So heißt es irgendwo: den Abgrund und das Herz erforscht der Herr. Als nämlich der Mensch vom Gebote abgewichen und dem Zornesurteil verfallen war, nahm ihn die Sünde in ihre Gewalt, und sie, die in ihrer Feinheit und Tiefe wie ein Abgrund von Bitterkeit ist, drang in sein Inneres ein und nahm die Weideplätze der Seele

bis in ihre tiefsten Gemächer in Besitz. Es ist da ein riesiger Baum mit vielen Zweigen. Er hat auch seine Wurzeln sehr tief in der Erde. So hat die Sünde bei ihrem Eindringen die Weideplätze der tiefsten Seelengemächer besetzt und ist durch Gewohnheit und Vorurteil zur zweiten Natur geworden. Denn mit einem jeden wächst sie von Kindheit an auf und lehrt ihn das Böse. Wer aber keine tiefe Demut hat, der wird dem Satan überantwortet, der ihm zuteil gewordenen göttlichen Gnade beraubt und in vielen Drangsalen versucht, und dann kommt die hohe Meinung, die er von sich gehabt, an den Tag, da er nackt und elend ist.

Die Nacht verging, der Morgen graute. Die Gewalt des Sturmes war gebrochen, doch noch immer ging hoch das Meer. Die Brandung donnerte ans Ufer. Martinian stand lange stumm auf dem Gipfel des Felsens angesichts der wilden Flut und dachte nach:

— Dies Mädchen, das die Wellen an seinen einsamen Strand gespült hatten, war ihm eine Last. Sie war kein tugendhaftes Mädchen, das hatte er gleich bemerkt; in dem kleinen Hirn der schönen Asella gingen tausend Torheiten der Welt um, und sie konnte ihm die Ursache von ewigem Ärgernis und großer Versuchung werden. Sie konnten auf einer Insel nicht miteinander leben, das sah Martinian bald ein, aber es war unmöglich, fortzukommen, bevor nicht der Schiffer wieder kam, und bis dahin mußten noch drei Monate vergehen.

Diese und ähnliche Fragen plagten Martinians Geist mit großen Nöten.

Tagsüber blieb er oben auf dem Gipfel. Als es dämmerte, erklang eine liebliche Stimme neben ihm:

— Mann Gottes, vor dem Wasser hast du mich errettet; willst du mich nun verhungern lassen?

Lächelnd funkelte ihn das schöne Mädchen an.

— Ich habe dich gerufen, aber du kamst nicht; du hast wohl für hübsche Mädchen keine Ohren, spottete sie: So bin ich denn zu dir heraufgestiegen, denn ich bin hungrig und will essen und trinken.

Martinian schwieg verloren.

— Du bist sonderbar, schmollte sie: Du bist ganz anders als alle Männer; du sprichst nicht und bist so mürrisch. Ist es nicht viel besser, freundlich zu sein wie die anderen Männer? Gib mir zu essen und zu trinken, zeig' mir ein freundliches Gesicht, dann will ich auch mit dir freundlich und in allem nach deinem Willen sein.

Finster musterte sie der Mönch: wahrlich, sie war sehr schön; sie war klein und zierlich, aber nicht so schlank als die Tänzerin; sie hatte deren goldenes Haar, aber ihre Augen waren dunkel und listig; es war etwas Freches in ihrem Gesicht, das ihn empörte. Finster sah er sie an.

— Folge mir! sagte er und führte sie zu seinen Tonfässern: Hier ist Brot und hier ist Wasser; trink und iß und störe mich nicht weiter.

— Brot und Wasser? kicherte das Mädchen: Du willst mir doch nicht weismachen, daß du nur davon lebst? Nein, Freund, so dumm bin ich nicht, das zu glauben. Gib mir etwas Besseres, davon kann man ja nicht leben.

— Ich habe nichts anderes, antwortete Martinian düster.

Er wandte sich ab und schritt zurück. Ärgerlich kletterte das Mädchen nach unten.

Doch sie kehrte schon um Mittag des nächsten Tages wieder. Das Spiel begann von neuem.

— Gib mir zu essen!

— Dort sind Brot und Wasser.

— Das mag ich nicht! Gib mir etwas anderes!

— Ich habe nichts anderes!

Wieder ging sie weg und kam am Abend zurück. Diesmal legte sie sich aufs Bitten.

— Du bist ein grausamer Mann, und ich bin ganz in deiner Hand. Wenn du mir etwas Besseres zu essen geben willst als dies ekelhafte, nasse Brot, so kannst du mit mir machen, was du willst.

— Oh, hebe dich hinweg von mir, Versucher! rief Martinian entrüstet.

Weinend ging sie fort.

— Ach, was beginne ich nur? klagte der Mönch: Es wird immer schlimmer. Außerdem langt meine Speise nur für einen, und wenn sie sich nun doch zu essen entschließt, werden wir bald verhungern müssen. Ach, zum Unheil ist sie mir gesandt worden. Was mach' ich nur?

Er sah hinunter aufs Meer. Ruhig lag es da im purpurnen Glanz der Abendwolken. So ruhig lag es, so friedlich, als wäre vor zwei Tagen kein Sturm gewesen, als könne nie ein Hauch seine kristallenen Fluten trüben. Das Wasser war heute besonders klar und durchsichtig, und er sah die Fische unter der Oberfläche friedlich ziehen.

— Oh, Frieden! flüsterte er: Oh, unbegrenzter Frieden dieser weiten Reiche! Hier oben ist immer Sturm und Kampf.

Er betete und schlief ein. In der Nacht träumte er vom Meer und von den guten, geduldigen Fischen. Er hatte Tränen in den Augen, als er aufwachte.

Des Mädchens keifende Stimme schlug an sein Ohr.

— Böser Mönch! du willst mich töten, zeterte sie: Wirst du mir jetzt etwas zu essen geben oder nicht?

— Da! nimm und iß! sagte er ergeben.

Du spottest! Gut so! Ich will dich plagen, bis du mir zu essen gibst! Sie fuhr auf ihn los und kratzte und biß ihn. Die Lage wurde für den Mönch unerträglich. Er entwand sich ihr und rief keuchend:

— Wahrlich, Feuer und Stroh paßt nicht zusammen; du und ich, wir können nicht zusammen bleiben, denn Fäulnis schafft in uns das Böse. Bleib' du nur hier und fürchte dich nicht. Du findest Brot und Wasser, laß dir daran genügen; in weniger als drei Monaten kommt ein Schiffer, der mir immer meinen Vorrat bringt. Dem erzähle deine Geschichte, er wird dich mit sich nehmen, und so kannst du in deine Heimat ziehen.

Sie war stumm geworden und sah ihn erstaunt an. Er wandte sich ab und segnete das Meer mit dem Zeichen des Kreuzes und sprach ernst ein Gebet. Dann drehte er sich noch einmal zum Mädchen um und sagte:

— Rette deine Seele, Weib.

Nach diesen Worten warf er sich ins Meer. Und sogleich schwammen zwei Delphine herbei, nahmen ihn auf ihre Rücken und glitten mit ihm davon.

Zwar hatte das Mädchen geschrien: Laß mich nicht allein, sonst muß ich sterben! — zwar war sie ihm weinend bis ans Wasser nachgesprungen — aber als die Flut ihre Füße benetzte, blieb sie zaghaft stehen. Weiter konnte sie nicht, und sie sah dem Mönche traurig nach.

Sie sah ihm nach, wie er so auf den Wogen schwebte, bis daß sie ihn aus dem Gesicht verlor, und wußte nicht, was da geschah.

4.

Ein Mensch ist an Händen und Füßen mit Ketten gefesselt. Da kommt jemand, löst seine Fesseln und läßt ihn frei, daß er leidlich gehen kann. So löst der Herr die mit den Todesketten ge-

fesselte Seele von den Banden, läßt sie los und macht den Geist frei, daß er mühelos, in Ruhe in der göttlichen Atmosphäre wandeln kann. Oder ein Mensch liegt mitten in einem vollen Strome, untergetaucht im Wasser, tot, ersäuft, mitten unter schrecklichem Getier. Will nun ein anderer, des Schwimmens unkundiger Mensch, den Hineingefallenen retten, so geht er gleichfalls zugrunde und ertrinkt. Hier ist eben ein erfahrener, kundiger Schwimmer nötig, der in den tiefen Schoß des Wassers steigt, darin untertaucht und den Ertrunkenen, der mitten unter den Ungeheuern liegt, herausholt. Und sieht das Wasser einen kundigen, gewandten Schwimmer, so hilft es diesem sogar und bringt ihn empor auf die Oberfläche. So ward die Seele in den Abgrund der Finsternis und in die Tiefe des Todes versenkt und darin ersäuft; sie ist tot, fern von Gott, mitten unter furchtbarem Ungetier. Wer anders kann nun in jene Gemächer und Tiefen der Unterwelt und des Todes hinabsteigen als eben der Schöpfer, der den Leib geschaffen? Er dringt in beides ein, in die Tiefe der Unterwelt und ebenso in den tiefen Busen des Herzens, wo die Seele mit ihren Gedanken vom Tode festgehalten wird, und er bringt aus der finsteren Tiefe den erstorbenen Adam hervor. Und so wird selbst der Tod dadurch, daß er übend wirkt, dem Menschen geradeso ein Helfer wie das Wasser dem Schwimmer.

Als wäre es von selbst verständlich, als hätte er es vorausgesehen, so schwang sich Martinian, der nicht zu schwimmen verstand, auf den Rücken der Delphine und glitt mit ihnen auf blauer Flut dahin. Er ließ es sich wohl sein: hier war er ganz in Gottes Hand.

Hier gab es keine törichten Jungfrauen, die ihm das Leben vergällen konnten, hier gab es nur Fahrt und Frieden und den Willen Gottes.

Der Abend kam, und stählern glänzte das ruhig atmende Meer. Am schwarzen Himmel gingen die bekannten Sterne auf und sahen herunter und lächelten nicht über die wunderbare Reise. Martinian hob sein nachtgekühltes Antlitz ihnen entgegen und empfand ihre silberne Stille wie eine Liebkosung. Sie strahlten groß und weiß und spiegelten sich tröstlich in der dunklen Flut. Er sang und lobte Gott. Kleine, blitzende Fische hüpften aus dem Wasser und blickten ihn mit queren Mäulern erstaunt an. Ein grauer Hai schoß daher und verschwand, als Martinian das Zeichen des Kreuzes über ihn machte. Leise plätscherten liebliche Wellen.

So ging die Reise dahin, mit keinem Gedanken begehrte er zu

wissen, wohin sie führe. Gläubig und froh verschmolz er mit der flüsternden Nacht.

Ein Leuchten unten im Meere, dem sich die Reise näherte, fesselte zuerst seine Aufmerksamkeit. Es war ein mattes, rötliches Licht in der Tiefe. Er fragte sich erstaunt, was es bedeuten könnte, aber er wußte es nicht. Plötzlich verlangsamte sich die Bewegung der Delphine und sie hielten still. Und jählings merkte Martinian, daß sie unter ihm davonglitten; mit einem Schrei des Entsetzens wollte er nach ihnen greifen, aber schon waren sie fort. Er schwamm in ihrem Kielwasser eine Weile, aber er verstand nicht zu schwimmen und sah sein Ende kommen. Er befahl Gott seine arme Seele. Dann verließen ihn die Kräfte, und er sank; anfangs langsam und dann immer schneller, die Sinne vergingen ihm.

Nun seid mir artig und zweifelt nicht, wenn unsere Legende auf wunderlichen Wegen weiterschreitet; zieht nicht die Stirnen kraus, während ihr dem Schreiber folgt; lächelt nicht, es ist manches anfangs unbegreiflich, das später seinen getreuen Grund findet.

Gott verläßt seine Kinder nicht in der Not, und so schlug denn auch Martinian wieder seine Augen auf, nachdem er lange besinnungslos gelegen.

Wie lange er gelegen, wußte er nicht; er lag an den Boden gedrückt, als preßte ihn ein Gewicht nieder. Bittere Kälte drang ihm bis ans Herz.

— Gewiß bin ich tot, dachte er: Und dies ist das Reich des nassen Todes. Hier werde ich auch den Feind finden, der auf dem kenternden Schiff die Trommel schlug.

Er richtete sich schwerfällig auf; seine Bewegungen waren seltsam läppisch, wie die eines Kindes, das seine Gliedmaßen noch nicht zu gebrauchen versteht. Es erschreckte ihn unsäglich, daß seine Atmungsorgane nicht in Tätigkeit waren, dann jedoch überlegte er, daß er im Wasser freilich nicht atmen könnte, und so gab er sich zufrieden. Mit jedem Schritt wurde sein Körper leichter, er ging nicht mehr: er glitt, es war eine Art Fliegen, bei dem er die Füße und Arme nur mäßig anzustrengen brauchte.

Es war hell; aber es war kein Sonnenschein, der leuchtete, eher eine Beleuchtung wie von flüssigem Licht, merkwürdig in den Farben grün und lila fluorreszierend. Ganz fern und undeutlich flimmerte das rote Licht, das er noch auf der Oberfläche bemerkt hatte.

— Ja, gewiß, dachte er: Ich bin gestorben. Dort, wo die Röte schimmert, ist der feurige Abgrund. Weh mir, Sünder!

Er schritt vorwärts. Feiner, glatter Sand, viel feiner und ebener als auf der schweren Erde, lag auf dem Boden. Die Spur seiner Schritte wurde vom nachdringenden Wasser jäh ausgelöscht. Anfangs glaubte er, mit der Hand den flüssigen Vorhang immer wieder teilen zu müssen, aber bald gewöhnte er sich auch hieran. Und da waren auch schon die Fische.

Eine Schar von Hornfischen bemerkte er zuerst, sie waren grau mit goldenen Tupfen, hatten rauhe Haut und ein Horn auf dem Rücken; sie glotzten ihn mit ihren runden Augen erstaunt an und zogen vorüber. Fette Butten, olivfarbige Lampreten und blaue Makrelen mit silbernem Kopf gaben ihm eine Zeitlang das Geleite; geschwinde, rostbraune Salamander züngelten um ihn her. Es war ein Reichtum an Fischen jeder Art und Farbe.

Bald erkannte der Wanderer auch die Silhouetten von Gegenständen unter dem Wasser: Steine und Felsenriffe, mit wunderbaren Pflanzen bedeckt, nahm sein Auge wahr; es war alles wie in einem Traume.

Der Boden hatte sich unterdessen unmerklich verändert, an Stelle des feinen Sandes trat eine weiche Meertangwiese, die von Mollusken in tausend Farben schimmerte. Dann kam eine lange Strecke von Pflanzen wie mit einem Teppich bedeckt, und er schritt so weich wie auf kostbarem Samt. Ein kleines, lustiges Seepferdchen hatte sich zu ihm gesellt und machte die graziösesten Kapriolen vor seinen Augen. Es ließ sich greifen und ruhte behaglich in seiner Hand, um dann wieder übermütig hinauszuflitzen; es war rot und behend und ergötzte ihn ungemein. Während die anderen Fische nichts mit dem ungetümen Menschen zu tun haben wollten, blieb dies verständige Tier bei ihm und sah ihn klug und lustig an.

Die Beleuchtung hatte sich unmerklich verändert: es war jetzt mehr wie eine rote Dämmerung, was ihn umgab, aber er sah ganz deutlich. Ein Wald stieg vor ihm auf, das Seepferdchen schwamm voran und er folgte in den kühlen Schatten. Dieser Wald war anders als die Wälder auf der schweren Erde. Seine Bäume hatten Äste, die in geraden Linien aufstiegen, keine Krümmung war zu sehn, kein Zweig wuchs wagrecht, alles stieg gerade empor, auch die Lianen wanden sich an den Stämmen senkrecht hinauf.

Pflanzen gab es hier von traumhaften Formen, aber die Farben waren eintöniger geworden, es gab nur Rot und Braun, freilich in vielen Schattierungen; die Gewächse hatten keine Blüten

und keine Blätter. Alles machte einen toten, fast gespenstischen Eindruck.

— Was ist das? murmelte Martinian: Bin ich tot, oder träume ich? und das Seepferdchen sah ihn lustig an.

Freilich gab es da manches, das wie Blumen aussah: das waren leuchtende Tiere mit durchsichtigen Tastern und Algen von unerhörter Mannigfaltigkeit. Fische gab es hier mit Schwertern und solche, die einen Hammer trugen. Ellenlange und dicke Aale krümmten sich am Boden. Smaragdmuränen schossen zwischen den Bäumen hervor. Bleiche Mondfische kamen, geisterhaft anzuschaun. Der Wanderer begegnete auch einer Meerotter mit rundem Kopf und runden Augen, sie hatte einen feinen kastanienbraunen Pelz, floh aber noch geschwinder als die Fische, als er sie streicheln wollte. Jedoch weder sie noch die anderen Tiere gaben auch nur den kleinsten Laut von sich. Hier war alles tonlos, ja hier war das Reich des verzauberten Schweigens.

— Ich bin tot, ich bin tot, murmelte Martinian.

Eine dunkle Galerie tat sich vor ihm auf; das rote Seepferdchen schwamm voran und er folgte, sich bekreuzigend. Es war finster, fern schimmerte der feurige Punkt, und mit einer sanften Böschung führte der Weg nach unten.

Der Mönch schauderte. Das war das Reich des Todes. Endlich war der schwarze enge Gang durchschritten. Der Boden stieg wieder an, der Weg wurde uneben. Oft stolperte sein Fuß über Algenlöcher und Steingruben. Es wurde immer heller. Ein bleicher roter Schein kam vom Gipfel eines hohen Berges.

Dies war ein förmliches Steinlabyrinth, durch das er sich auf dem Weg zur Höhe hinaufzuwinden hatte. Fische mit ganz großen Augen und fast mit Hundeköpfen begegneten ihm, am Boden krochen Krebse mit einem silbrigen Glanz, ein ungeheurer Rochen von rötlicher Farbe mit Flecken aus stumpfem Blau erschreckte ihn und schnappte nach dem Seepferdchen. Eine riesige Seespinne mit schielenden gierigen Augen verfolgte ihn eine Zeitlang.

Der bergan führende Pfad wurde immer schmäler. Daneben lagen tiefe Grotten und dunkel-undurchdringliche Löcher, in deren Abgrund sich lebendiger Schlamm zu bewegen schien, oder waren es entsetzliche, große, unbekannte Mollusken? Ein fürchterliches Fühlhorn tastete nach ihm, ein gewaltiger Rüssel drohte, Schlangen wanden sich auf ihn zu. Große funkelnde Augen starrten aus der Tiefe. Das Seepferdchen schwamm schneller und war nicht mehr so lustig.

Namenloses Entsetzen packte Martinian. War das noch das Gebiet des Todes, oder war das schon das rote Reich des Widersachers? Und war er ihm preisgegeben? preisgegeben diesen grauenhaften Ungetümen, deren Anblick ihm schon Ekel einflößte? Aber gleichviel, hier mußte er den alten Feind finden; was weiter kam, stand in Gottes Hand.

Endlich erreichte er die Paßhöhe und hielt wie gebannt den Schritt an.

Vor ihm lag eine Stadt, ganz übergossen vom roten Feuerscheine, der ihn hierhergezogen hatte. Das Feuer kam aus dem Krater eines unterirdischen Vulkans, es war eigentlich kein Feuer, sondern flüssige Lava, die wie ein Flammenspringbrunnen golden und rot in die Höhe schoß und dann mit ungeheurem Zischen erkaltend irgendwo fern zu Boden sank. Von der Hitze, die der Vulkan entwickelte, war das Wasser hier warm und in ewiger Bewegung. Die Stadt schien von großen orangefarbigen Fischen bevölkert zu sein. In der Mitte erhob sich ein Palast aus Säulen von Porphyr und Gewölben von Marmor; durch kristallene Fenster drang goldener Schimmer.

— Dort wohnt er! rief Martinian: dort hinter den kristallenen Fenstern lauert er auf mich! Vorwärts! Er tötet mich, aber ich töte ihn.

Da war kein Gedanke mehr an Furcht. Wie der gute kleine Soldat von ehmals, schritt er unbekümmert auf den Feind los. Das Seepferdchen saß auf seiner Schulter. So trat er vor den Palast.

5.

Hört ihr nicht, was Paulus sagt: Wenn ich alle Gnadengaben habe, wenn ich meinen Leib dahin gebe, daß ich verbrannt werde, wenn ich mit den Zungen der Engel rede, die Liebe aber nicht habe, so bin ich nichts? Denn diese Gnadengaben sind nur ein Ansporn zum Vorwärtsstreben. Die diese besitzen, sind, ob auch im Lichte, doch noch Kinder. Es sind ja viele von den Brüdern schon bis zu solcher Stufe gekommen, sie erhielten Gaben, Heilungen zu vollbringen, Offenbarung und Weissagung. Da sie aber nicht zur vollkommenen Liebe gelangten, überfiel sie ein Krieg, und in ihrer Sorglosigkeit unterlagen sie. Wer jedoch zur vollkommenen Liebe gelangt, der ist gefesselt und gefangen von der Gnade. Wer sich aber nur wenig diesem Liebesmaße nähert und nicht so weit kommt, daß er von der Liebe selbst gefesselt wird, der untersteht

noch Furcht und Krieg und Niederlage. Wird er nicht geschützt, so stürzt ihn der Satan.

Hohe kühle Räume waren im Palast, in den Martinian eintrat. Vor dem Tore schliefen zwei alte große Schildkröten und wachten erst auf, als das Seepferdchen sie kitzelte. Neugierig steckten sie ihre Köpfe hervor und musterten den Ankömmling mit kleinen bösen Augen. Die eine schien nicht übel Lust zu haben, den Mönch zu verspeisen, verständigte sich aber mit der anderen und schlich davon. Martinian zauderte eine Weile, aber das Seepferdchen glitt vergnügt in den Palast und er folgte nachdenklich.

Starker und süßer Gesang scholl ihm entgegen, der ihm die leichten Glieder doppelt löste. Er glitt immer schneller vorwärts.

Die Hallen des Palastes leuchteten von selber in einem reichen und tiefen Goldton. Magisch drang durch die hohen Fenster aus Kristall der rote Flammenschein vom Vulkan und spiegelte sich verwirrend in den vielen, großen, rosenen und bläulichen Perlen, die die Wände schmückten. Der Gesang verstärkte sich zusehends.

Aus dem Innern schwamm es ihm in langem Zuge entgegen: merkwürdige Figuren, ein fast menschlicher Oberkörper in einem langen und schuppigen Fischschwanz endigend. Sie sangen, und Martinian verstand mit einem Male den Gesang.

— Gegrüßt, o Fremdling! Du kommst, uns zu erlösen! Unsere Weissagungen singen von dir! Du wirst uns befreien!

Martinian segnete sie mit dem Zeichen des Kreuzes und redete sie an:

— Wer seid ihr?

Allein sie konnten ihn nicht verstehn. Er sprach noch mehreres, aber es war, als dringe der Schall seiner Worte gar nicht an ihre Ohren. Sie sangen weiter:

— Uns ist es verheißen, daß einmal kommen wird dunkel und bärtig der Mensch von oben! Er wird Feuer tragen und im Bauch von Walfischen fahren! Er wird uns die Ruhe geben, nach der wir verschmachten! Wir sind älter als die Fische, viel älter sind wir als das Land! Vor uns war nichts da, außer dem Gebieter und seinem Geschlecht!

Martinian horchte hoch auf: Von was für einem Gebieter sangen sie da? Mit frohem Herzklopfen glaubte er es zu erraten. Jene setzten den starken und süßen Gesang fort:

— Der Gebieter ist böse, und böse ist sein Geschlecht! Er hat viele Arme und einen spitzen Schnabel! Er ist stärker als alles, und

alles frißt er! Er war da, als noch nichts da war, und wird bleiben, bis ihn der Feuerschwingende erlegt!

Der Gesang, zum Schluß dröhnend anschwellend, wurde mit einem Male leise und klagend:

— Wir sind müde! wir sind müde! wir sind müde! Alles kam und verging um uns her! Wir wollen sterben und können es nicht! Vernichte uns, Fremder!

Das Seepferdchen, das sich bisher fröhlich um die sonderbaren Gestalten getummelt hatte, setzte sich wieder auf die Schulter Martinians. Er wachte auf wie aus langer Betäubung und schlug wieder ein Kreuz über die Ungestalten. Eine davon löste sich aus der Schar und glitt dicht an ihn heran. Er begriff, daß sie ihn tragen wollte, und schwang sich auf ihren Rücken. Mit unbegreiflicher Geschwindigkeit setzte sich das Tier in Bewegung und schwamm vorwärts. Die anderen folgten in langer, geordneter Reihe. Die strahlenden Wände glitten wie ein Licht vorüber. Immer leichter wurden die Glieder.

Das waren keine Hallen mehr, das waren ungeheure Höhlen, durch die es ging. Es glitzerte verwirrend an den Wänden, als wären sie überladen von edlem Gestein. Manchmal wurde es dunkel, dann drang ein bleicher Schein von oben ins ruhige Wasser, und als Martinian aufblickte, sah er unendlich fern den alten silbernen Mond am schwarzen Himmel. Aber er wollte nie mehr zurück auf die schwere Erde.

Endlich hielt der Zug, und Martinian sah sich um. Sie waren nicht mehr zwischen Mauern, sondern irgendwo in der Tiefe des unermeßlichen Meeres. Ihn fror, es war wieder kälter geworden.

Vor sich sah er eine träge, schwärzliche Masse. Er betrachtete sie im ungewissen Lichte aufmerksam, denn irgend etwas daran fesselte ihn ungewöhnlich. Plötzlich fühlte er sein Herz stark schlagen.

Das war kein Tier und kein Steinblock. Die schwarze Masse vor ihm war ein untergegangenes Schiff. Deutlich sah er den Rumpf und den gebrochenen Mast. Die sonderbaren Tiere sangen:

— Dort ist der Gebieter! Er ist bei der Arbeit! Er frißt, o Fremder, die Körper deiner toten Brüder! Er ist stark und gewaltig!

Martinian schauderte. Leichen, Leichen. . . Der Feind war über den Leichen ertrunkener Menschen.

— Das ist der Krieg! murmelte er und suchte mit den Augen nach einer Waffe. Sein Blick fiel auf einen Stein, er ergriff ihn ihn und schleuderte ihn ins Schiff.

Schwärme von kleinen Fischen stiegen emporgescheucht auf und verschwanden schnell. Eine Weile blieb alles ruhig. Da fühlte Martinian, wie das Seepferdchen auf seiner Schulter heftig zu zittern begann. Im selben Augenblick warfen sich die ungestalten Tiere, die ihn hierhergebracht hatten, zu Boden.

Martinian sah sich forschend um; anfangs sah er nichts; dann stieg ihm jählings sein Haar zu Berge: vom Schiff her starrten zwei große, grüne Augen ihn an. Ein gräulicher Klumpen wälzte sich schwerfällig aufs Verdeck und hockte sich hin. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr von Armen ging von ihm aus, sie streckten sich, glitten und rollten, Schlangen vergleichbar. Blitzgeschwind schoß einer dieser Arme auf Martinian los, verfehlte ihn aber und ringelte sich um eines der sonderbaren Tiere, das vor Schmerz dumpf aufbrüllte. Der Arm schlang sich um das Tier und zerdrückte es. Martinian sah unentwegt in die glitzernden, schiefgestellten Augen der weichen, gallertartigen Masse dort oben und bemerkte schaudernd den spitzen, gierigen Hornschnabel des Ungetüms. Es wechselte langsam die Farbe; anfangs war es von mattem Grau, jetzt funkelte es rötlich braun.

— Der Gebieter ist zornig! heulte es ringsum.

Wie gebannt vom Anblick der scheußlichen Masse, hielt Martinian still und achtete nicht der Gefahr. Ja, dies war ein Feind, vielleicht nicht der Widersacher selber, in jedem Falle aber sein Geschöpf. Vernichten! vernichten! rauschte sein Blut jähzornig auf. Er sah sich um; in der Nähe lag ein Stück des geborstenen Mastes, ein spitzes Holz. Er eilte darauf zu, ergriff es und wog es. Wie er es so in der Hand schwang, tastete plötzlich etwas Weiches und Schleimiges nach seinem Fuße; heftig trat er darauf, es war ein Arm des Ungetümes. Ehe er sich von diesem Schreck noch besinnen konnte, lief es schon auf ihn zu, wie eine Spinne läuft, gierig und schnell. Martinian stach das Holz in das eine Auge des Tieres. Eine Wolke trüber Flüssigkeit ergoß sich und hüllte alles rings wie in Nebel. Wahnsinnige Angst erfaßte den Mönch, er floh sinnlos zur Seite, stolperte, raffte sich wieder auf und floh weiter. Auf der Flucht war ihm, als verfolge ihn wer, immer wieder griff das Weiche und Schleimige nach ihm. Endlich packte ihn etwas und preßte ihn schmerzhaft. Die Glieder krachten ihm. Er fühlte, wie Saugnäpfe an vielen Stellen in seinen Körper drangen und sein Blut sogen. In der letzten Verzweiflung schlug er um sich und griff in einen feuchten Schleim. Der furchtbare Schnabel hackte nach ihm. Instinktiv schlug Martinian neben den Schnabel, wo er

das andere Auge wußte und durchbohrte es mit der Faust. Eine starke Erschütterung wirbelte ihn herum. Er fühlte sich nach oben gerissen in schnellem Sturz und wieder herumgeschleudert und wieder nach oben gezogen. Mit dem Holz, das er noch immer festhielt, wühlte er in der weichen Masse herum und stieß es endlich in den Schnabel. Die Umklammerung wurde weniger schmerzhaft. Dann ließen die Saugnäpfe von ihm, und er war frei. Im selben Augenblick war er auch schon über dem Wasser. Neben ihm zuckte verendend der Körper des toten Polypen, den er während des Kampfes beider Augen beraubt hatte; die langen, schlangenähnlichen Arme ringelten sich abscheulich. Von der ekelhaften Qualle ging ein betäubender Moschusduft aus.

Dicht daneben ragte eine steile Klippe wenige Ellen über dem Wasser empor. Martinian hatte noch gerade soviel Kraft, sie zu erreichen, dann brach er zusammen.

6.

Das Schiff bedarf zu einer glücklichen Fahrt eines Steuermannes und eines günstigen, angenehmen Windes. Das alles ist für die gläubige Seele der Herr selbst. Er ist in ihr und führt sie durch die heftigen Stürme und die wilden Wogen der Bosheit und die ungestümen Windstöße der Sünde voll Kraft, Feuer und Verständnis nach seiner Erkenntnis hindurch und stellt ihr Toben ein. Denn ohne den himmlischen Steuermann Christus kann man unmöglich durch das böse Meer der finsteren Mächte und durch die Stürme der bitteren Versuchungen kommen. Heißt es doch: sie stiegen empor zum Himmel und sanken in die Tiefe. Er aber, der über die wilden Wogen schritt, versteht jegliche Steuermannskunst in Kämpfen und Versuchungen. Denn da er selbst versucht worden, heißt es, kann er denen, die versucht werden, helfen.

Als Martinian wieder zu sich kam, atmete er die freie Luft; er sah den Himmel über sich mit leichten, treibenden Wolken, er sah das unendliche Meer vor sich; es rauschte leise. Mit Abscheu gedachte er der verborgenen Schrecken des furchtbaren Schlundes und pries sich glücklich, wieder oben zu sein.

— Ich lebe! ich lebe! rief er in Verzückung: Ich war nicht gestorben und sah das alles nur im gespenstischen Traum. Ich lebte und lebe; o, wie danke ich dir dafür, mein himmlischer Herr! Vergib mir, daß ich verzweifelte. Groß ist deine Macht, Herr,

und unbegreiflich sind deine Wunder. Du hast mich wiederum errettet: ich erkenne deine Hand. Herr, ich ahne, du hast mich erkoren zu gefährlichem Werk, aber ich will es freudig bestehen und den Widersacher erwürgen. Dort unten war er nicht; weise mir, Herr, wo ich ihn finden soll. Vergib mir, Herr, daß ich der Versuchung erlag und im leichten Wasser die schwere Erde vergaß. O liebe, schwere Erde, du hast mich zurück, ich bleibe nun dein.

Dies rief er und atmete tief die köstliche Luft, die ihn noch immer schwindlig machte, so stark und erregend drang sie in seine Adern. Er war sehr schwach vom Blutverlust.

Er sah sich um. Am Rande der Klippe lag verwesend der ekelhafte, schleimige Körper des Polypen. Er roch bereits. Möven hackten gierig in seinem Fleisch. Martinian gedachte des furchtbaren Kampfes dort unten im stillen Wasser und erbrach vor Übelkeit.

Vogelschreie erklangen aus der Luft. Er sah auf. Dort unter den lichten Wolken segelten Schwalben, Seeschwalben mit schwarzem Schnabel und grauem Kopf, weißem Bauch und roten Beinchen — alles liebe, so lange entbehrte Farben. Denn dort unten — Jahre schienen ihm verflossen zu sein — denn dort unten war alles nur gold und grün und dämmerig und tat den Sinnen weh. Hier war sanfte Klarheit.

— O liebe Erde! rief er stammelnd, und weinte glückselig: Dir gehöre ich wieder, liebe, laute Erde!

Allein die Klippe, auf der er sich befand, war klein und unfruchtbar. Wenn er nicht verhungern wollte, mußte er zusehen, bald von hier fortzukommen.

Mancherlei Anzeichen erwiesen, daß das Land nah sein müsse. Im Südwind lag ein Duft von reifen Feldern, und viele Vögel zogen unter den Wolken. Der Mönch beschloß, ein Floß zu bauen.

Die Möven hatten unterdessen das Fleisch des verendeten Ungetümes weggepickt, und nur die feste, ledrige Haut der langen Arme war übriggeblieben. Aus ihr, aus dem riesigen Holzsplitter, den er unter Wasser als Speer benutzt hatte, und aus den Zweigen der einzigen, verkrüppelten Zwergkiefer, die auf seiner Klippe wuchs, baute der Einsame sich ein schwankes Floß. Derweilen nährte er sich von den Muscheln und Schnecken, die das Meer an die Klippe spülte.

Endlich war er fertig und stach bei gutem Winde ins Meer. Als Segel diente ihm sein Hemd; nackt bediente er sein zerbrech-

liches Fahrzeug. Es war vormittag, als er abfuhr, und so segelte er den ganzen Tag. Nacht kam und hüllte ihn in ihre schwarzen Schleier. Die großen, weißen Sterne sahen freundlich auf die Fahrt herab. Am nächsten Morgen sah er fern eine niedere, sandige Küste, und hinter dieser vom Nebel verhangene, blaue Gebirgszüge. Er atmete frei auf, denn dort war endlich festes Land, und vom Meer hatte er jetzt genug, obwohl er nicht wußte, wie sein entkräfteter Körper ihn über die steilen Berge bringen würde.

Da — aus unbeschreiblicher Höhe fegte ein Adler hernieder, packte das Floß samt dem Steuermann und schwang sich empor, wenn auch nicht mehr ganz so hoch als zuvor. Zu den Bergen führte der wunderreiche Flug.

Nun lächelt ihr doch ... Ihr habt alle die Märchen der Tausend und einen Nacht gelesen und wollt nicht diesem wahrhaftigen Bericht Glauben schenken? Aber was kann der Schreiber mehr, als euch erzählen, wie es sich begeben hat? Armer Schreiber, wie oft ist seine Feder vor eurem Zweifel stecken geblieben und hat zu erklären versucht, was nicht zu erklären war. Aber ob ihr nun lächelt oder nicht, erlaubt mir zu tun, als glaubtet ihr der schlichten Beschreibung.

Als Martinian, so ins Blaue erhoben, die liebe Erde unten vergleiten sah, pochte sein Herz wohl stark, aber äußerlich war er ganz ruhig.

— Ich komme dir näher, Herr, als ich dachte, flüsterte er unter dem Rauschen der starken Fittiche über seinem Haupt: Die Höhe verzehrt mich. Mein letztes Stündlein hat geschlagen! Doch dein Wille geschehe! Herr! Herr!

So flog er dahin, und immer näher kamen die blauen Berge am Horizont.

— Adler! Adler! wohin führst du mich? rief er, und der Adler krächzte laut; hätte Martinian seine Sprache verstanden, er wäre erschrocken:

— Futter für meine Brut, krächzte der Adler.

Die hohe Schau machte den Mönch schwindlig. Er schloß die Augen und befahl seine Seele Gott. So lag er einige Zeit. Als es aber immer kälter wurde, entschloß er sich, sein Hemd, das immer noch ausgespannt war, herunterzureißen und es anzuziehen. Mit einiger Mühe gelang ihm dies. Das Hemd aber hatte bisher viel Wind gefangen und den Flug begünstigt; da es nun fehlte, wurde dem Adler die Last immer schwerer und immer tiefer senkte

er sich herab. Endlich landete er auf einer Bergwiese ziemlich unsanft, Martinian kollerte aus seinem Floß heraus und fiel in einen Dornbusch, dies zum Glück, denn kaum war die Last auf der Erde, als sich der Raubvogel gleich darüber hermachte, sie zu verspeisen. Das Holz rührte er nicht an; ob ihm die Haut des Polypen mundete, steht dahin. Er krächzte einige Male unliebsam und machte, daß er davonkam.

Einigermaßen zerschunden kroch Martinian aus seinem Versteck.

(Fortsetzung folgt.)

Heilige drei Könige

Fromm bieten sie dem Kinde
Der Weihrauchwolke Duft,
In Säulen steigt gelinde
Er in die guldne Luft.

Maria herzt den Kleinen
Mit ihrer weißen Hand,
Ihr Antlitz elfenbeinen
Und schlicht wie eine Wand.

Herr Jesus hebt die Hände
Für einen Segensgruß;
Die heiligen Drei zum Ende
Küssen des Kindes Fuß.

Reinhard Johannes Sorge †.

Einheitsschule und Aufstieg der Begabten
Von Fr. W. Foerster

Es ist für die neuere pädagogische Lage in Deutschland charakteristisch, daß fast in jedem dritten Jahre irgend eine neue Parole ausgegeben wird, die eine Zeitlang alle Fachzeitschriften und Fachversammlungen erfüllt und begeistert, um dann ebenso schnell sang- und klanglos zu verschwinden, ohne daß selbst das Berechtigte in den betreffenden Argumenten wirklich zu seinem Rechte gekommen wäre. So kam die ‚Kunst im Leben des Kindes', dann die ‚sexuelle Aufklärung', dann die ‚Arbeitsschule', und heute ist es die Idee der ‚Einheitsschule', die als neueste Reformidee die pädagogische Welt erregt. Wie die vorangehenden Bewegungen, so enthält auch diese Propaganda ihren berechtigten Kern — es stehen zweifellos edle und wertvolle Motive hinter ihren Forderungen —, aber auch hier ist das Agitatorisch-Impressionistische vorherrschend, es fehlt die umsichtige Durcharbeitung der Grundfragen; für die ganze betreffende Literatur ist es charakteristisch, daß die außerordentliche Schwierigkeit des ganzen Problems nirgends gründlich berücksichtigt wird; sehr ernst zu nehmende und seit langem erhobene Einwände werden teils ignoriert, teils in ganz oberflächlicher und sanguinischer Weise beantwortet. Man darf sagen: Noch nie wurde so viel von wissenschaftlicher Pädagogik gesprochen wie in unserer Zeit — noch nie aber wurden verwickelte Erziehungsprobleme so einseitig agitatorisch, ja geradezu demagogisch behandelt, wie gerade in unseren Tagen.

Der Verfasser der folgenden Darlegungen möchte hauptsächlich vom psychologischen Standpunkte einige schwere Bedenken gegen die geplante Reform begründen. Er hat viel Gelegenheit zur Beobachtung der Volksjugend außerhalb des Schullebens gehabt, er konnte auch jahrelang anläßlich der von ihm veranstalteten freien Kurse über Lebensfragen, in denen sich die Knaben und Mädchen sehr offen aussprachen, Vergleiche zwischen Volkskindern und Kindern aus den obern Klassen anstellen, wobei sich Einblicke in den Zusammenhang zwischen Klassenmilieu und psychischer Entwicklung ergaben, die den Verfasser schon seit langem zum entschiedensten Gegner aller Einheitsschulideen gemacht haben. Er bedauert, daß die Befürworter der Einheitsschule gerade in bezug auf die psychologischen Grundfragen der ganzen Angelegenheit doch bei recht ungesicherten Annahmen und Behauptungen stehengeblieben, ja auf jene Grundfragen vielfach überhaupt nicht eingegangen sind. Haben doch selbst manche katholische Kreise gegenüber der Einheitsschulpropaganda viel zu wenig Reserve gezeigt, wie überhaupt das Sich-anpassen und das Mitmachen-wollen, der Mangel an christlicher Zurückhaltung gegenüber dem Lärm und der Selbstgefälligkeit

---

Der vorliegende Aufsatz ist ein Teil einer größeren Abhandlung, die Anfang nächsten Jahres in einer Sammlung von Gutachten verschiedener Autoren im Verlage von Veit & Co., Leipzig, erscheinen wird.

des Zeitgeistes, bei manchen modernen Katholiken recht auffallend ist und der wahren Mission des christlich orientierten Denkens gerade in unserer unruhigen Zeit verhängnisvoll im Wege steht.

Im folgenden sollen ganz kurz diejenigen Bedenken gegen die Einheitsschule dargelegt werden, mit denen sich die Vertreter der Einheitsschule bisher am unzulänglichsten auseinandergesetzt haben. Hören wir zunächst die folgende Definition dessen, was gefordert wird: ‚Die Einheitsschule', so sagt einer ihrer Verfechter,* ‚ist die Schulform, die auf ihrer Elementarstufe alle Kinder der Nation vereinigt, deren Eltern auf öffentlichen Unterricht für sie Anspruch machen und die so organisiert ist, daß jedem ihrer Zöglinge der Erwerb einer Bildung verbürgt wird, die seinen Neigungen entspricht und die seiner Befähigung erreichbar ist. Sie ist gleichzeitig die Schule, die den Bildungserwerb unabhängig macht von der pekuniären Leistungsfähigkeit ihrer Schüler.' In diesem Sinne propagiert heute der Deutsche Lehrerverein mindestens für die ersten vier Schuljahre die gemeinsame Grundschule, von der sich dann die verschiedenen differenzierten Bildungsanstalten abzweigen sollen. Eine ganze Reihe von Pädagogen, so vor allem W. Rein, verlangen sogar die sechsjährige Grundschule. Zwei Hauptgründe werden zugunsten dieser Reform vorgebracht:

Erstens sei der ‚Aufstieg der Begabten', die ‚Auslese der Tüchtigsten', nur dann gesichert, wenn ein organischer Zusammenhang von der Volksschule bis zu den höchsten Bildungsanstalten hergestellt und dem entschieden begabten Volkskinde der Weg von der Elementarschule zu der höchsten Bildungsstufe in jeder Weise erleichtert werde. Durch diese Schulorganisation allein werde die Nation in den wirklichen Besitz der in ihr verborgenen Talente gelangen. Die dabei sich ergebende Vereinigung der Jugend aller Klassen auf den Unterstufen des Bildungswesens werde ferner auch von hoher sozialer Bedeutung werden. Die Einheitsschule werde die Kluft zwischen den Klassen überbrücken und eine menschliche Annäherung herbeiführen, deren Eindruck durch keine noch so große Divergenz der späteren Berufs- und Lebenswege verwischt werden könne.

Diese Argumente erscheinen zunächst unwiderleglich; wer sich ihnen zu entziehen sucht, der kommt in den Verdacht antinationaler und volksfeindlicher Gesinnung. Und doch halten sie einer ernsten Prüfung ihrer Grundlagen in keiner Weise stand. Vielmehr tritt gerade in den scheinbar so volksfreundlichen Argumenten für die Einheitsschule am deutlichsten zutage, wie sehr die Mehrzahl unserer Gebildeten dem Leben des Volkes fernstehen, wie wenig sie sich in dessen wirkliche Bedürfnisse hineingedacht und mit wie wenig Wirklichkeitssinn sie die Folgen erfaßt haben, die die Durchführung ihrer Vorschläge gerade für das eigentliche Volk haben müßte.

---

* Schulinspektor H. Th. Meyer in dem vom deutschen Ausschuß für Erziehung und Unterricht herausgegebenen Sammelwerk ‚Der Aufstieg der Begabten', Leipzig 1916, S. 186.

‚Aufstieg der Begabten' — ‚Jedem Talente die Bahn frei' —, das alles klingt gewiß sehr schön. Die Einheitsschule aber wäre ein gänzlich verfehltes Mittel zu diesem Ziele. Sie würde die an sich berechtigte Forderung des Aufstiegs der Begabten derartig in den Mittelpunkt des ganzen Bildungswesens rücken, würde dieser Forderung andre, mindestens ebenso wichtige Bedürfnisse der Volksbildung wie der höheren Bildung so einseitig opfern, daß die ganze pädagogische Arbeit dadurch verhängnisvoll aus dem Gleichgewicht gebracht werden würde. *Die Vertreter der geplanten Schulorganisation übersehen vor allem gänzlich, daß die konsequente Verwirklichung ihrer Forderungen unfehlbar dazu führen müßte, dem Volksleben, der Volksarbeit und der Volksbewegung gerade die stärksten Begabungen zu rauben, um dieselben lediglich in den Dienst der führenden Klassen zu ziehen.* Die kulturelle Leistung der oberen Klassen könnte durch solche intensive Auslese vielleicht gewinnen, die Lage des sogenannten arbeitenden Volkes aber würde wesentlich verschlechtert werden — schon deshalb, weil ein großer Teil der Volksenergie und der Volksintelligenz, der sich bisher auf Verbesserung der Lage der eigenen Klasse richtete, nunmehr auf die möglichst rasche Flucht aus dem Volke verwendet werden würde. Mancher Gewerkschaftler, der bisher für die Sache des arbeitenden Volkes geopfert hat, um seinen Kindern bessere Lebensbedingungen zu erkämpfen, der wird statt dessen künftig nur darnach trachten, daß er seine Nachkommen möglichst hoch in die oberen Klassen hinaufbringt. Der sozialen Reform müßten infolgedessen sehr starke Antriebe verloren gehen. Der Aufstieg des Volkes würde dem Aufstieg seiner begabtesten Köpfe geopfert werden: die guten Gehirne würden dem Volke entzogen und den Interessen der obern Klassen zugeführt werden. Denn wie selten kümmern sich die erfolgreich Emporgestiegenen um die Sache der Klasse, aus der sie stammen!*

Gewiß sollen geistig Begabte aus dem Volke weit mehr als bisher für die allgemeine Kulturarbeit gewonnen und des Glückes teilhaftig gemacht werden, ihre Kräfte in großem Stile auszuwirken. Aber warum soll dies durchaus nur durch Überleitung solcher Kräfte in die höchsten Bildungsanstalten und in die obersten Berufskreise der Nation geschehen können? Außergewöhnliche Talente sollen natürlich diesen Weg geführt werden. Aber genau so wichtig wäre es, eine Möglichkeit zu suchen, wie man große geistige

---

* Viele von den Volksschullehrern, die heute mit scheinbar sehr volksfreundlichen Argumenten für die Einheitsschule eintreten, sind in Wirklichkeit dem lebendigen Interesse am Volke bereits weit entrückt. Es sind hochbegabte Männer, die eben durch die besondere Art ihrer Geistesrichtung einer anderen Klasse angehören, als diejenige ist, in der sie geboren sind, Männer mit starkem, aber mehr abstrakt gerichtetem Intellekt, die eben deshalb, ohne es zu wissen, sich nicht mehr in die wirklichen Lebensinteressen des Volkes hineinzudenken vermögen, vielmehr meist ganz instinktiv nur die Interessen der ihnen seelisch verwandten, d. h. der aus dem körperlich arbeitenden Volke *herausstrebenden Intellektuellen* vertreten.

Gaben dem Berufsleben und der sozialen Bewegung des eigentlichen Volkes erhalten und solche Gaben trotzdem den höheren Gesamtinteressen der Nation dienstbar machen kann. Ein zukunftsreicher Weg dazu öffnet sich zweifellos in dem Fortschritt der Demokratisierung — worunter hier nicht ‚Massenherrschaft' verstanden werden soll, sondern eben eine politisch-soziale Entwicklung, durch die den begabten und erprobten Vertrauensmännern des Volkes, die aus der Arbeit und den Erfahrungen des Volkslebens langsam zu größerer Übersicht und Einsicht emporgewachsen sind, weit mehr Gelegenheit als bisher geschaffen wird, in Vertretungskörperschaften und Behörden ihre Sachkenntnis und ihre Intelligenz zu verwerten. Wenn wir einmal dahin kommen, daß Hochbegabte, die lediglich durch die Volksschule gegangen sind, auch ohne weitere Examensatteste in leitende Berufsstellen aufgenommen werden, sobald sie in der Schule des Lebens und in erfolgreicher organisatorischer Arbeit Schritt für Schritt ihren Gesichtskreis erweitert und Einblicke erhalten haben, die kein noch so hoher Bildungsgang geben kann, — dann wäre der eigentliche Aufstieg des Volkes begründet, denn wir hätten dann einen Aufstieg der Begabten, bei dem diese nicht den Boden unter den Füßen verlieren, sondern aus ihrer Klasse heraus, auf Grund der geistigen Durchdringung und Bewältigung der konkreten Lebensbedingungen und Probleme ihres eigensten Lebenskreises, auf die allgemeine Kulturbewegung einwirken. Schon um solcher Entwicklung willen wäre das übertriebene und künstliche Hinauftreiben der Begabten aus dem Volke in die höchsten Bildungsgänge sehr zu beklagen. Man würde dadurch nicht nur den geistigen Gehalt der demokratischen Entwicklung, sondern auch das wirklich gesunde, d. h. organische Aufsteigen der Begabten aus dem Volke schädigen. Gerade im demokratischen England hütet man sich sehr, in einseitiger Weise die guten Köpfe in die obersten Klassen zu leiten, man sucht vielmehr einen Weg, sie in engem Zusammenhang mit dem Leben ihrer Klasse zum Aufstieg zu bringen: Man bemüht sich, im Bereiche des self-government den Vertrauensmännern des Volkes die größten Möglichkeiten des Einflusses auf die Geschicke des Landes zu sichern. Obwohl daher das Prinzip der Standesschulen nirgends weitgehender durchgeführt ist, als in England, so trifft man doch nirgends weniger jenen Pedantismus und Bureaukratismus, der die Leistungsfähigkeit eines Menschen nur nach den Schulzeugnissen mißt; nirgends ist daher auch die Möglichkeit der Weiterbildung außerhalb der regelrechten Schulgänge so wohlorganisiert wie gerade in England. Ein typisches Beispiel dafür ist Ruskin-Hall in Oxford, gleichsam eine Hochschule für Arbeiterführer, wo die Praktiker des self-government und der sozialen Selbsthilfe ihren Horizont erweitern und sich im Interesse ihrer Führerleistung in die tieferen Traditionen ihres Landes und der Gesamtkultur vertiefen. Man lese das Werk des Ehepaares Sidney-Webb über die englische Arbeiterdemokratie ‚Industrial Democracy' oder v. Nostitz ‚Aufsteigen des englischen Arbeiterstandes' oder ‚Die englische Genossenschafts-

bewegung' von B. Potter — da kann man einen Eindruck davon bekommen, was in England die **organisierte Selbsthilfe des Volkes** und das entsprechende Entgegenkommen der herrschenden Klassen für den Aufstieg der Begabten vollbracht hat, und zwar in einem weit gesündern Sinne, als es die Einheitsschule je leisten könnte: es ist ein **organischer** Aufstieg ermöglicht, der die Betreffenden nicht aus ihrer ganzen Lebenssphäre künstlich und voreilig herausreißt, sie nicht der großen kollektiven Aufwärtsbewegung ihrer eigenen Klasse entzieht und entfremdet. Es wäre darum auch für unsere deutsche Zukunft sehr entscheidend, wenn man sich dazu verstehen würde, auch bei uns den Aufstieg der Begabten mehr in der hier bezeichneten Richtung zu organisieren und sicherzustellen, also durch volle Freigabe und Unterstützung der demokratischen Entwicklung, statt daß man einseitig die guten Köpfe durch verführerische Erleichterungen aus ihrer Klasse heraustreibt.

‚Der Aufstieg der Begabten', wie ihn die geplante Einheitsschule organisieren will, würde jedenfalls in stärksten Widerspruch zum wirklichen Aufstieg des Volkes treten; er würde die Bildung des Volkes auf die Züchtung einer kleinen Elite zuschneiden — auf Kosten der großen Masse des Volkes und ihrer Bildungsbedürfnisse, — und er würde obendrein diese Elite dann der Sache des Volkes entziehen und sie für die Leistungen und den Ruhm der obersten Schichten verbrauchen.* Es muß doch sehr zu denken geben, daß schon heute von seiten erfahrener Volkskenner, denen niemand reaktionäre Gesinnung vorwerfen kann, darauf aufmerksam gemacht wird, daß die Volksschule durch Überspannung ihrer Lehrpläne in bedenklicher Weise ihrer eigenen Aufgabe untreu werde, die doch darin bestehe, die Bildungsbedürfnisse derer zu befriedigen, die nicht in die Sphäre der höher qualifizierten Arbeit emporsteigen. Die Gefahr, daß die Volksbildung ganz auf die Ersatzbedürfnisse der obersten Klassen zugeschnitten und daß die scheinbar so volksfreundliche Tendenz schließlich zu wahrhaft volksfeindlichen Konsequenzen führt — diese Gefahr kündigt sich in der Entwicklung unseres Bildungswesens schon lange an, die Einheitsschulpropaganda bringt sie nur deutlich ans Licht.

Um diese Gefahr genau zu präzisieren, unterscheidet u. a. der Hamburger Sozialreformer W. Classen in seinem Buche ‚Zucht und Freiheit' (München, bei C. H. Beck) sehr treffend eine **statische** und eine **dynamische**, d. h. eine beharrende und eine nach oben strebende Volkskraft und wirft unserer Pädagogik vor, daß sie sich immer einseitiger nur um die dynamische Volkskraft kümmere, wobei ganz vergessen werde, daß die große Masse der Volksschulzöglinge doch aus denjenigen bestehe, ‚die mit rauhen Händen ihr Leben lang die groben Fundamente unserer Kultur zu legen haben. Diese Jungens werden jetzt im modernen komplizierten Unterricht links liegen gelassen — sie, deren Heim eine von Menschen überfüllte Küche ist, können nicht lange schriftliche Arbeiten anfertigen'. In ganz ähnlichem

* Vgl. die Bemerkungen vom rassenhygienischen Standpunkt zu dieser Frage von Medizinalrat Dr. Graßl im ‚Hochland' XIII, 3.

Sinne spricht ein anderer Autor, der Münchener Volksschullehrer Dr. E. Leitl, sogar schon vom ‚Untergang der Volksschule'.*

Wenn eine solche Tendenz schon jetzt festgestellt werden muß, was wird nun erst werden, wenn die Volksschule künftig in noch weit größerem Maßstabe die Bedürfnisse derer berücksichtigen muß, die hoch über die Bildungsziele der Elementarschule hinausstreben?

Eine Volksschule, die ein Unterbau sein soll für alle höheren Bildungsgänge, die muß doch wohl ein sehr zugiger Ort werden, sie muß unvermeidlich von der ganzen Unruhe einer Durchgangsstation ergriffen werden, sie wird ohne ein festes, alle Arbeit durchdringendes Eigenziel bleiben — das alles aber beraubt dann nicht nur diejenigen, für die die Elementarschule eigentlich geschaffen ist, sondern es macht diese gemeinsame Grundschule auch zu einem Orte verderblichen Ehrgeizes: So wie die Pferde nervös werden, wenn sie von andern überholt werden, so wird der einfache Volksschüler durch das Zusammenarbeiten mit denen, die weiter und höher wollen, beständig aufgepeitscht werden, und selbst wenn er selber ruhig bleibt, so wird es der Ehrgeiz seiner Eltern sein, der ihn antreibt, seine Ziele ebenfalls weit über die Volksschule hinaus zu stecken. Da wird dann schließlich das Zurückbleiben in der Volksschule als eine Art von Makel, als ein ‚Sitzenbleiben' erscheinen, das intellektuell und moralisch belastend wirkt und dem mit äußerster Anspannung aller Kräfte zu entrinnen auch der sich bemühen wird, der durchaus für einen einfacheren Lebensberuf geschaffen ist und nur in ihm glücklich werden und seine Kräfte entfalten kann. Der Frankfurter Volksschullehrer Ries bezeichnet die geplante allgemeine Volksschule geradezu als ‚Passantenschule', weil tatsächlich die Rücksicht auf die Schichten, die den Anschluß an die höheren Schulen finden sollen, den ganzen Betrieb jener neuen Grundschule durchdringen und die geistige Fürsorge für das eigentliche Volk ganz in den Hintergrund drängen würde. Ries sagt: ‚Nicht wie den breiten Massen des Volkes eine reichere und tiefere Bildung gegeben werden könne, bewegt ihr Herz, sondern wie das A B C gemeinsam allem Volk gelehrt werden könne!' Von dem Augenblick an, wo die ABC-Schüler der höheren Schulen abgezweigt sind, falle dann ein tiefes Schweigen auf die Arbeit der Volksschule.**

* Dr. E. Leitl: ‚Das Münchener Schulwesen und die Gefährdung der deutschen Volksschule überhaupt'. München 1916. Im Sinne dieser Schrift macht sich übrigens gerade in Dänemark, dem vorgeschrittensten Lande auf dem Gebiete der Volksbildung, neuerdings eine starke Tendenz zur Vereinfachung des Unterrichtswesens geltend. In den gewöhnlichen Volksschulen war bisher der Unterrichtsplan derartig überlastet, daß angesehene Pädagogen wie Prof. Lehmann gegen die hygienischen und seelischen Gefahren solcher Überkultur nachdrücklich protestiert haben. Und man führt die geistige Überlastung der Volksschüler gerade auf die neue Ordnung des Schulwesens zurück, nach der es dem Volksschüler nach erfolgreichem Besuche der Volksschule freisteht, in ein Gymnasium überzutreten.

** ‚Zum Kampf um die allgemeine Elementarschule', Frankfurt a. M. 1914.

Mit Recht weist Ries in all seinen Schriften zu dem in Rede stehenden Problem immer wieder auf diesen Punkt hin, an dem man in der Tat am deutlichsten erkennen kann, wie wenig volksfreundlich im tieferen Sinne die ganze Neuerung wirken müßte: die Volksschule würde eine bloße Filtrieranstalt für die höheren Berufe; für ihre eigenen Oberklassen bliebe nur noch ein interesseloser Rest von Minderbegabten übrig; ihr eigentliches Ziel würde außerhalb ihres eigenen Rahmens liegen, damit aber würde sie aller Selbständigkeit und besonderen Würde beraubt sein. „Ihre eigene innere Entwicklung', so sagt J. F. Schmidt, der Pädagoge der Berliner Universität, ‚würde geknickt werden, um die allgemeine Grundschule zum Bestandteil einer mechanischen Verknüpfung aller Schulsysteme zu machen'.* Was jene ‚eigene innere Entwicklung' der Volksschule betrifft, so wird es eben eine der dringendsten sozialen Aufgaben werden, dem arbeitenden Volke eine Bildung zu vermitteln, die nicht bloß ein Unterbau und ein Fragment dessen ist, was die nach oben Strebenden erhalten, sondern eine Bildung, die mit größter pädagogischer Sorgfalt, in organischer Anknüpfung an das wirkliche Volksleben, möglichst ein Ganzes an anschaulicher Information und an erhebenden und fesselnden Einblicken in Kultur und Natur zu geben sucht, wobei auch das biographische Element stark verwertet werden müßte. Zur Erfüllung dieser Aufgabe müßte allerdings auch die Volksschullehrerbildung eine ganz andere Richtung nehmen, als es diejenige ist, die heute eingeschlagen wird. Ein großer Teil der erweiterten Volksschullehrerbildung kommt heute doch darauf hinaus, daß der Volksschullehrer sich vom Volke fort bildet, so daß er mehr und mehr die Fähigkeit verlieren muß, die großen Bildungsstoffe mit sicherer Kenntnis der Volksseele und des Volkslebens auszuwählen und darzubieten. Ich halte das Drängen der Volksschullehrer auf die Universität für einen absoluten Irrweg; es kann gar nicht anders sein, als daß der Lehrer durch solches Aufgehen in gelehrten Interessen dem Volke entfremdet wird, er muß, ohne es zu merken, in eine ganz andere Sphäre des Denkens und Empfindens kommen; das ‚sentire cum populo', das Sichhineinleben in die ganze Welt der körperlich arbeitenden Menschen geht verloren, die ganze Lektüre richtet sich nicht auf Werke, die wirklich konkreten Bildungsstoff für das Volk vermitteln könnten, sondern auf wissenschaftliche Bücher und Zeitschriften — diese aber geben heute gerade auf pädagogischem Gebiete weit mehr Steine als Brot und belasten den Leser häufig mit so viel breitem und unfruchtbarem Gerede, daß einem vor der Zukunft der Pädagogik geradezu bange werden könnte. Was kann es der Berufsleistung des Volksschullehrers nützen, wenn derselbe auf der Universität einen Kursus Philosophie durchjagt oder historische Quellenkunde an der Quelle kennen lernt oder in der Naturwissenschaft Dinge treibt, die er für das Volkskind doch nie verwerten kann? Seine große Mission, für die er viel

* Das Problem der Einheitsschule. Jena 1916.

Sammlung und Lektüre und viel ruhige Lebensbeobachtung braucht, besteht ja doch viel mehr im Popularisieren, in einer wahrhaft volkserzieherischen Verwertung des bereits vorhandenen gewaltigen Stoffes, in der Übung eines ganz besonderen Taktes für die Erkenntnis und Auswahl des Hauptsächlichen, Befruchtenden, Anschaulichen. Es fehlt uns noch viel zu sehr an Kräften, die sich dieser Vermittlungsarbeit annehmen. Weit wichtiger als Universitätskurse wären für die Fortbildung des Volksschullehrers Kurse, in denen Männer, die aus langjähriger sozialer Arbeit das Volk kennen, gründlichen Aufschluß über die wahren seelischen und geistigen Bedürfnisse des Volkes geben würden — sei es des ländlichen oder des städtisch-industriellen Lebenstypus — damit die Lehrerschaft ein neues und tieferes Interesse gerade für die richtige didaktische und erzieherische Behandlung der ‚statischen' Volkskraft bekomme.*

Natürlich wären solche Kurse mindestens ebenso wichtig für die, welche die Lehrpläne auszuarbeiten haben — aber die Behörden wiederum brauchen eine erste Anregung von seiten einer neuen öffentlichen Meinung innerhalb der Lehrerschaft selbst, auch würden die bestgemeinten Lehrpläne nichts nützen, solange die innere Teilnahme der Lehrerschaft nicht für die neue Aufgabe gewonnen wäre. Daß diese neue Stellungnahme des Volksschullehrers zum eigentlichen Volke sich zielbewußt herausbilden wird, wenn erst gewisse intellektualistische Verirrungen des Zeitgeistes überwunden sein werden und wenn die Nation überhaupt das Erziehungswerk an der ‚beharrenden' Volkskraft durch ganz andere finanzielle und soziale Äquivalenten zu würdigen und zu belohnen beginnen wird, dafür sprechen allerlei hoffnungsvolle Anzeichen. Je mehr die soziale und pädagogische Arbeit für die sogenannten untersten Volksklassen gerade unter den Gebildetsten unseres Volkes an Anziehungskraft gewinnt, sei es in der Form des ‚Settlements', sei es auf dem Gebiete der Jugendpflege, desto weniger wird der Volksschullehrer in Versuchung sein, die einfache Volksschule geringschätzig als ‚Armenschule' zu betrachten und den Wert seiner Arbeit nach der sozialen Herkunft seiner Schüler und nach der Quantität der Gelehrtenbildung zu bemessen, die er in sich aufgenommen hat und die er weiterzugeben vermag. In dem, was Franziskus von Assisi die ‚Povertà' nannte, d. h. in der Vereinfachung des Lebens und der Bildungsmittel, in dem Mute zur Befreiung vom Überflüssigen, liegt überhaupt die einzige Rettung für unsere am Viel zu Vielen

* Miß Jane Addams, die Leiterin des Hull-house-Settlement in Chicago hat sich ganz besonders die Veranstaltung solcher Kurse angelegen sein lassen. Sie wandte sich zu diesem Zwecke an langjährige Residenten amerikanischer Settlements, nachdem sie in Bezug auf die Universitätslehrer die Erfahrung gemacht hatte, daß ‚die höchstdisziplinierten Männer der Wissenschaft die Neigung haben, sich einem unfruchtbaren Durst nach reinem Wissen zu überlassen, und es den Charlatanen überlassen, diejenigen Dinge zu behandeln und zu lehren, die das Wohl der Menschheit aufs allertiefste betreffen'. Die Zeit wird kommen, wo die Volksschullehrer sich mit den Settlements statt mit den Universitäten verbinden werden.

und Nebensächlichen geradezu erstickende Zivilisation. So unmodern es auch klingen mag: Nur ein aus der Tiefe kommendes, starkes Verlangen nach Vereinfachung in dem hier erläuterten Sinne, vermag uns eine gesunde Volksbildung zu erhalten, vermag auch die mittleren Berufe vor unnötig komplizierten Zutrittsbedingungen und dadurch die höchsten Bildungsgänge vor übermäßigem Zudrang zu bewahren.

Sehr treffend stellt F. J. Schmidt übrigens fest, daß sich in der Propaganda für eine einheitliche Schulorganisation gewiß ein rastloses und höchst ehrenwertes Streben des Volksschullehrerstandes nach Hebung seiner öffentlichen Bedeutung und Würde ankündige, und daß ein solcher Geist auch dann seine Früchte tragen werde, wenn das dazu in Aussicht genommene Mittel sich als untauglich erweise. Es sei eben ein beklagenswerter Mißgriff, daß das durchaus berechtigte Verlangen des Lehrerstandes nach Verbesserung seiner Lage und Stellung mit der Sache der Einheitsschule verquickt werde. Wer im Interesse der Hebung des Volksschullehrerstandes die Einheitsschule befürwortet, der vergißt doch ganz, daß im Rahmen einer solchen Organisation der Volksschullehrer immer nur der Lehrer im ‚Unterbau' bleibt, der keine eigenartige und in sich beschlossene Bildungsaufgabe neben den andern Bildungsinstitutionen zu erfüllen hat. Darum würde die Einordnung der Volksschule in eine Einheitsschulorganisation die selbständige kulturelle Stellung und Mission des Volksschullehrers zweifellos entschieden herabmindern.

Im Hinblick auf alle die im Vorangehenden gekennzeichneten Rückwirkungen der Einheitsschule auf die Volksbildung kann es nur begreiflich erscheinen, daß die beredtsamste und wuchtigste Gegenschrift gegen das ganze Projekt von einem Volksschullehrer, E. Ries, verfaßt ist,* der es im Sinne obiger Erwägungen bitter beklagt, daß die Volksschule so ganz ihre eigene Ehre und Mission verlieren soll, die doch darin bestehe, dem Menschen der einfachen Lebensberufe eine Bildung zu vermitteln, die an seine besonderen geistigen, sittlichen und sozialen Bedürfnisse angepaßt ist. Ries macht aber auch didaktische Bedenken allgemeinerer Art gegen die gemeinsame Grundschule geltend. Diese Bedenken lassen sich durch volkspsychologische Betrachtungen noch vertiefen. Ries weist darauf hin, daß zwei geistig verschieden entwickelte und verschieden vorgebildete Schülerschichten durchaus verschiedene Beschulung verlangen, wenn nicht beiden Schaden und Gewalt zugefügt werden soll. Die Intelligenzunterschiede, um die es sich hier handelt, sind natürlich nicht Unterschiede des Grades, sondern der Richtung. Die intellektuelle Kraft erfährt in beiden Klassen eine ganz verschiedene Anwendung. Das Volkskind ist keineswegs weniger begabt wie das Kind aus den sogenannten gebildeten Klassen, es ist sogar in der Beurteilung von Lebensfragen meist gescheiter als dieses — sein Intellekt ist nur auf andere Aufgaben gelenkt und andersartig geübt als der des Kindes der oberen

---

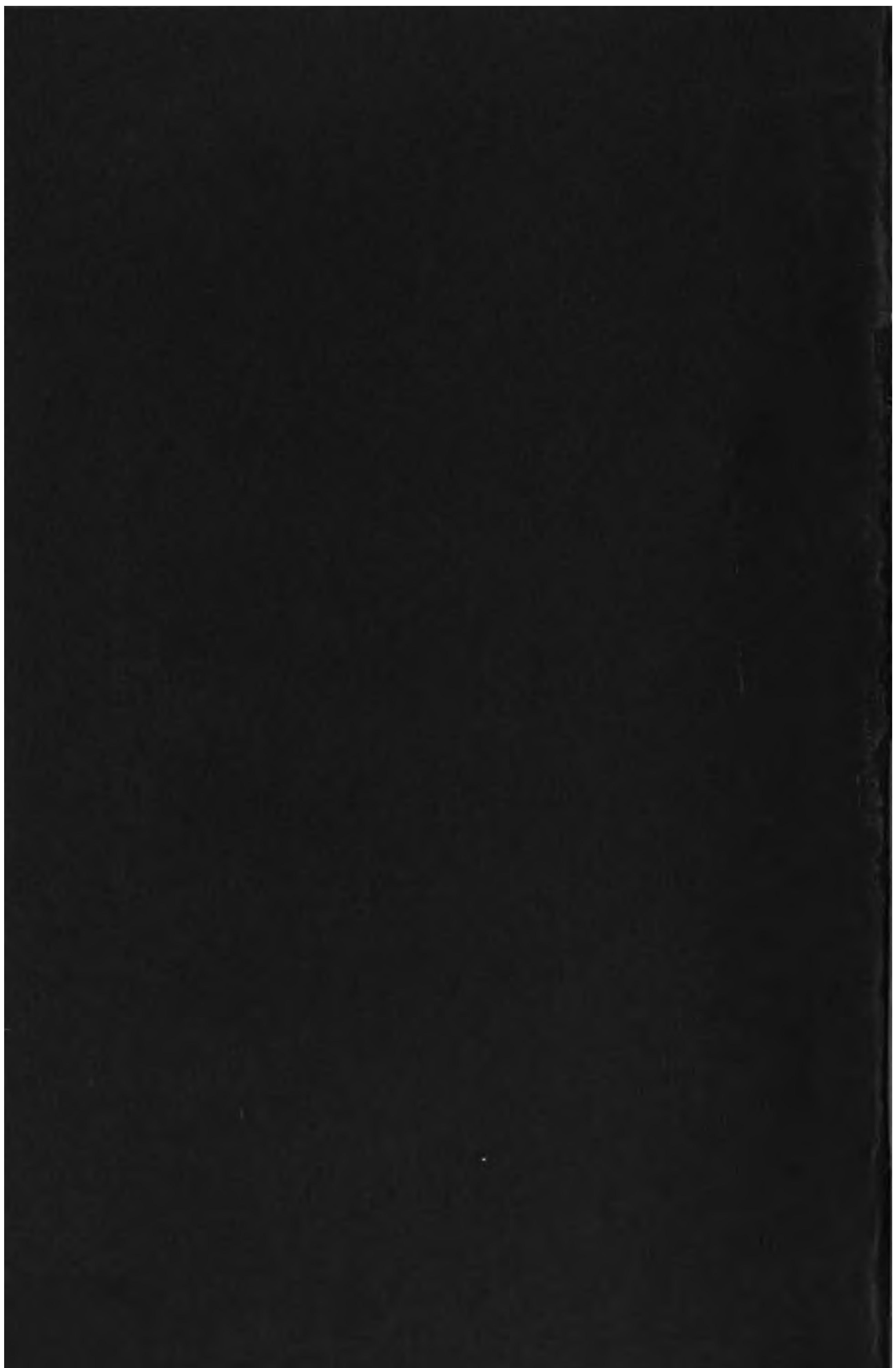
* E. Ries, Die Gefahren der allgemeinen Volksschule. Frankfurt a. M. 1914.

Klassen, und zwar beruht diese verschiedene Entwicklung vor allem auf den Eindrücken und Anregungen der ersten Kinderjahre. Der Intellekt des sogenannten gebildeten Kindes ist beweglicher, man kann auch sagen: entwurzelter, geeigneter zur Abstraktion, weniger absorbiert durch Lebensschwierigkeiten, mehr auf weite Gesichtskreise gelenkt, die mit dem unmittelbaren Daseinskampfe nichts zu tun haben; das alles aber ist eine bessere Vorbereitung für die Anforderungen der höheren Bildung und der höheren Berufe als das Milieu des Volkskindes; dazu kommt noch die größere Mannigfaltigkeit und Leichtigkeit des sprachlichen Ausdrucks; das alles gibt einen Vorsprung, der nur durch ganz außergewöhnliche Begabung eingeholt werden kann, und selbst diese überwindet ganz selten gewisse seelische Folgen der ersten Jugendeindrücke, die sich zwar während des Lernens noch nicht bemerkbar machen, in der späteren Berufsleistung aber um so frappierender hervortreten. Es ist darum vom pädagogischen Standpunkt grundfalsch, geistige Zustände, die so stark voneinander verschieden sind, jahrelang der gleichen didaktischen Behandlung zu unterwerfen; die gewiß berechtigten Einheits- und Gleichheitsbestrebungen sollten immer erst dann in Wirkung treten, wenn der gesunden und notwendigen Differenzierung die volle Spannweite gesichert worden ist, sonst tötet die Uniformierung das lebendige Leben. Die Einheitsschule würde in diesem Sinne nicht nur die Volksbildung, sondern ebensosehr auch die höheren Bildungsgänge schädigen; der beweglichere Intellekt der Kinder aus den oberen Klassen würde künstlich im Tempo der Entwicklung zurückgehalten, der schwerfälligere, mit ärmerem Anschauungsmaterial arbeitende Intellekt des Volkskindes hingegen würde ebenso künstlich aufgepeitscht und in falscher Richtung entwickelt, statt auf die ihm gemäße Weise gefördert und erweitert zu werden. Wenn Pestalozzi immer wieder gegen die ‚Verstandespest' in der Volksbildung schreibt und eine Hineinbildung des Volkes in seine eigentümliche Lebenssphäre, eine Vergeistigung dieser Sphäre, nicht aber eine Herausbildung aus ihr dringend empfiehlt — so möge man nicht vergessen, daß es kein Reaktionär ist, der so redet, sondern ein Volksfreund ersten Ranges und zugleich ein leidenschaftlicher Fortschrittsmann. Und eben diesen seinen Protest gegen die Entfremdung der Volksbildung vom Volksleben muß man im Auge behalten, wenn man wissen will, wie er unter den heutigen Verhältnissen die Forderung einer allgemeinen Volksschule beurteilen würde!

Mit Recht ist von verschiedenen Gegnern der Einheitsschule darauf hingewiesen worden, daß die Idee eines gemeinsamen Unterbaues für die verschiedenen Bildungsanstalten schon deshalb eine verfehlte sei, weil der Unterbau doch schon vom ersten Grundstein an dem Oberbau angepaßt sein muß, den er tragen soll. Wenn Ries in der zitierten Schrift hervorhebt, daß durch die Einrichtung der gemeinsamen Grundschule die beweglicheren, früher geweckten Intellekte der Kinder aus gebildeten Familien künstlich zurückgehalten würden und daß die gerade für den höheren Sprach-



Gerard David / Madonna mit Heiligen und Engeln



unterricht so wichtige starke Gedächtniskraft des frühen Knabenalters unbenützt gelassen würde, so wird damit nur eine der vielen didaktischen Störungen und Hemmungen bei Namen genannt, die sich aus der Zusammensperrung ungleich entwickelter und auf ganz verschiedene Ziele gerichteter Schülertypen unvermeidlich ergeben müssen.*

Die tiefer Denkenden unter den Befürwortern der Einheitsschule, wie vor allem W. Rein, können sich auch gegen die didaktische Kehrseite der Einheitsschule gar nicht verschließen, sie müssen zugeben, daß die Gleichmacherei im Elementarunterricht doch in sehr entschiedenem Widerspruch zu der Differenzierung steht, die durch die moderne Spezialisierung der Funktionen und Leistungen immer dringender gefordert wird — aber sie glauben, daß die sozialpädagogischen Gründe in dieser Frage gewichtiger sind als die didaktischen Forderungen: gerade weil sich später so viel Differenzierung der Klassen herausbilde, deshalb müßten — so meint man — wenigstens die ersten Schuljahre benützt werden, um eben durch die gemeinsame Unterweisung getrennter Gesellschaftsklassen die nationale Einheit zu befestigen. Das hier erhoffte sozialpädagogische Resultat des gemeinsamen Unterrichts beruht jedoch auf einer bloßen Vermutung, zu deren Gunsten gar keine zuverlässigen psychologischen Beobachtungen angeführt werden können, vielmehr steht jene Vermutung mit gewissen Grundwahrheiten der Menschenkenntnis in stärkstem Widerspruch; keinesfalls berechtigen solche bloßen Vermutungen dazu, ein derartig eingreifendes Experiment zu wagen, wie es die geplante Schulorganisation ist, oder bereits vorhandene Ansätze dazu noch zielbewußter in dieser Richtung auszugestalten.

Gewiß ist es vom nationalen und sozialen Standpunkt höchst wünschenswert, daß Angehörige sonst getrennter Klassen in persönlichen Verkehr miteinander gebracht werden. Aber solche Berührungen, wenn sie wirklich den gewünschten Zweck erfüllen sollen, setzen auf beiden Seiten eine gewisse Reife und ein klares Verständnis für den Sinn solcher persönlichen Berührung voraus. Wenn der Student ein soziales ‚Settlement' in den Arbeiterquartieren aufsucht, um als hilfreicher und teilnahmsvoll beobachtender Nachbar entscheidende Eindrücke für sein Leben zu gewinnen und daraufhin an der Überbrückung der Klassengegensätze zu arbeiten, so ist hier eben für die entsprechende psychologische Atmosphäre gesorgt, in der starke Gegensätze der Lebenslage und der Lebensgewohnheiten aufeinander treffen können, ohne sich gegenseitig abzustoßen und zu verletzen. In jüngeren Lebensjahren hingegen ist das einfache Zusammensitzen des armen und reichen, des gebildeten und ungebildeten Kindes auf der Schulbank keineswegs von ausgleichender und sozial förderlicher Wirkung. Die Kontraste

* Es ist auch eine Ungerechtigkeit gegen diejenigen Menschen, die ihr ganzes Leben lang eine sitzende Lebensweise in der Stube führen müssen, wenn ihnen die Schuljahre noch unnötig verlängert werden durch ungenügende Anpassung ihres Bildungsganges an alles das, was sie in der Regel an Kenntnissen und an geistiger Beweglichkeit vor ihren Altersgenossen aus den körperlich arbeitenden Klassen voraus haben.

sind zu groß und wirken zu irritierend und abstoßend auf viele Grundtriebe der menschlichen Natur, können noch zu wenig durch tiefere Einsichten und Übersichten gemildert werden, als daß ein solches Zusammensitzen die erhoffte soziale Wirkung haben könnte. Ganz im Gegenteil: Beide Teile sind in diesen Jahren den Eindrücken noch nicht gewachsen, die aus den Kontrasten ihrer verschiedenen Lebenslagen entstehen. Und diese unverdauten und ungeklärten Eindrücke können dann sogar geradezu ein Hemmnis für eine spätere menschliche Annäherung der Klassen werden. Der Verfasser, der selber die Volksschule einer Großstadt durchgemacht hat, erinnert sich sehr deutlich daran, daß er lange Jahre gebraucht hat, um die richtige Stellung zum Volke wiederzufinden, die er als Knabe durch viele, ihm damals nicht begreifliche Eindrücke in der Volksschule verloren hatte. Sehr treffend bemerkt Ries, daß von den Kindern beider Klassen, die in diesen Jahren miteinander in intimere Berührung gebracht wurden, das Wort gelte: ‚Und ihre Augen wurden aufgetan.' Das arme Kind merkt erbitternd an zahlreichen kleinen Zeichen, z. B. an der wärmeren Kleidung und besseren Verproviantierung, was es heißt, zu den Wohlhabenden zu gehören; das reiche Kind wiederum kommt durch seinen Einblick in alle die Vernachlässigungen und Entbehrungen, die es an dem unbemittelten Kameraden bemerkt, erst recht zum stolzen Bewußtsein dessen, was es im Leben voraus hat. Wohl ließen sich durch Besprechungen manche dieser Eindrücke richtig interpretieren und zum Guten wenden — aber gerade dort, wo arm und reich zusammensitzen, ist es außerordentlich erschwert, mit jedem von beiden Teilen offen über die andere Klasse und die richtige Stellung zu ihr zu sprechen; hat man hingegen die wohlhabenden Kinder allein vor sich, so kann man rückhaltlos über alle die unverdienten Vorzüge des wohlhabenden Kindes, über die Gefahr des Reichtums für den Charakter und über soziale Pflichten reden und dadurch weit mehr zur Überbrückung der Klassengegensätze beitragen, als durch bloßes Zusammensitzen von Kindern aus sehr verschiedenen Gesellschaftsschichten möglich ist. Es ist auch ein Irrtum, anzunehmen, jenes Zusammensitzen in einer Grundschule müsse insofern ohne weiteres veredelnd wirken, als nun die gebildeteren Kinder durch ihre besseren Sitten erziehend auf die ärmeren Kameraden einwirken, während diese wiederum mit den besonderen moralischen Vorzügen, die in der Armut gedeihen, die reichen Kinder beeinflussen. Das sind Illusionen, die in Zeiten gedeihen, wo das gesammelte Beobachten des wirklichen Lebens ganz hinter dem Theoretisieren zurücktritt. Im allgemeinen liegt die Sache doch erfahrungsgemäß so, daß sich beide Teile mit ihren schlechten Gewohnheiten anstecken; das gebildete Kind nimmt die groben Manieren des armen und unbeaufsichtigten Kindes an, und dies um so leichter, als es sieht, mit wieviel wertvollen Charaktereigenschaften solche derben Äußerlichkeiten verbunden sein können; das ungebildete Kind hingegen steckt sich an den besonderen Fehlern des reichen Kindes an, die ihm vielleicht noch weit gefährlicher werden, wie jenem die Rauheiten, die aus den Quartieren der

Armut kommen. Kinder brauchen möglichst unzweideutige Parolen und Beispiele — die Mischung sehr extremer Klassengegensätze in stundenlangem täglichen Verkehr wirkt daher verwirrend auf beide Teile; auf dieser Altersstufe ist das Kind der Verarbeitung solcher Eindrücke noch nicht gewachsen. Die erhoffte gegenseitige Erziehung der Volksklassen in einer Einheitsschule ist daher eine genau so große Illusion, wie etwa die gegenseitige Erziehung der Geschlechter in einer Koedukationsschule. Jede Eigenart muß erst in einer gewissen Abgeschlossenheit zu sich selber kommen, ihren eigenen Stil entwickeln, ehe sie erziehend auf die andere wirken kann; ohne solche vorangehende Sammlung im besten Eigensein verwirrt man sich nur gegenseitig und steckt sich gegenseitig mit den minderen Seiten des eigenen Wesens an. Für die Berufstätigkeit in den leitenden Gesellschaftsklassen sind nun einmal andere Sitten notwendig als für die einfacheren Arbeitsgebiete, und es ist schon aus diesem Grunde gänzlich verkehrt, Kinder aus so verschiedenen Lebenssphären gerade in den Jahren zusammenzutun, in denen sich die Gewohnheiten ausbilden; hier ist eine gewisse Geschlossenheit der Atmosphäre, ein gewisses Fernhalten irremachender Beispiele durchaus angebracht; deshalb hält auch der Engländer zähe an seinen Standesschulen fest, und doch sind seine leitenden Klassen uns an sozialer Gesinnung gegenüber der Arbeiterklasse unstreitig weit voraus. Gerade dieses mag uns zu denken geben: Die gewiß sehr notwendige nationale Einheit zwischen den verschiedenen Klassen hat man in England eben durch ganz andere Mittel als durch eine künstliche Gemeinsamkeit der Grundschule zu erzeugen gewußt. Daß die doch ganz mechanische Einigung, die aus einem gemeinsamen Unterricht in den ersten Schuljahren entstünde, imstande sein werde, so überaus schwierige Aufgaben zu lösen, wie es die sittliche Einigung der Klassen ist — diese Hoffnung ist jedenfalls vom moralpädagogischen und psychologischen Standpunkt aus ganz außerordentlich mangelhaft fundamentiert. Die großen sozialpädagogischen Aufgaben, denen man irrtümlich durch solche Methoden dienen zu können glaubt, müssen durch eine weit mehr in die Tiefe gehende Einwirkung angepackt werden.

Bei all den Vorschlägen zugunsten der denkbar größten Freizügigkeit zwischen den einzelnen Volksklassen hat man sich auch gar nicht die Frage vorgelegt, ob denn die bloße pädagogische und wirtschaftliche Hilfe für ein solches Aufsteigen genüge, oder ob da nicht noch ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden seien, und ob in der Mehrzahl der Fälle der rapide Übergang in eine weit höhere Klasse überhaupt wünschenswert und ratsam sei.* Oder ist die ganze Summe der von einer bestimmten Klassentradition und

* Die Frage, innerhalb welcher Grenzen ein schneller Wechsel der gesellschaftlichen Klasse, statt des allmählich in Generationen sich vollziehenden Aufstiegs, überhaupt gesund und empfehlenswert sei, für das Individuum und die Gemeinschaft – diese Frage gehört doch sicher zu den wichtigsten ‚Vorfragen' des Aufstiegs der Begabten, wird aber in dem bereits zitierten Sammelbuch aus dem Teubnerschen Verlage über die ‚Vorfragen' unseres Problems gänzlich ignoriert.

Klassensphäre angeregten Gewohnheiten, Sitten, Fähigkeiten und Urteilsweisen, also das Erbgut der Spezialisierung, nicht vielleicht etwas, dessen Fehlen nur bei ganz außergewöhnlicher, vielseitiger Begabung nachgeholt und ausgeglichen werden kann und dessen Besitz eben doch dem betreffenden Individuum einen ganz außerordentlichen Vorsprung verleiht? Es ist mir zweifellos, daß eine Soziologie, die nicht im Abstrakten stecken bleiben, sondern der Differenzierung der Funktionen und allen daraus hervorgehenden sozialen Gliederungen und geistig sittlichen Anpassungen wirklich gerecht werden will, durchaus dagegen protestieren muß, daß der Wechsel der sozialen Klasse geradezu zum Prinzip der pädagogischen Organisation gemacht wird, statt daß umgekehrt, bei aller Pflege des gemeinsam Menschlichen, die erzieherische Bedeutung fester ererbter Lebenskreise aufs höchste gewertet und die Anpassung des einzelnen an solche Lebenskreise in den Mittelpunkt aller didaktischen und erzieherischen Bemühungen gestellt wird. Die Rückkehr zu einer besonnenen Würdigung all der Differenzierungen und Abgrenzungen, die man ‚Klassen' nennt und die aus dem Prinzip der Arbeitsteilung notwendig folgen, gehört doch unabweisbar zu der gesunden kritischen Gegenwirkung unseres Zeitalters gegen die Abstraktionen des achtzehnten Jahrhunderts; diese ausgleichende Gegenwirkung ist genau so notwendig wie die Vollstreckung gewisser, immer noch nicht ausgeführter Vermächtnisse jener großen Zeit; wir brauchen einerseits gewiß die Abschaffung des bloßen hohlen Privilegiums, wir müssen sicherlich mit allem Nachdruck dahin wirken, daß die aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung hervorgehenden Rangordnungen nicht durch persönliche Überhebung zum Stachel und nicht durch wirtschaftliche Not zum Fluch für den Träger der einfachsten gesellschaftlichen Arbeitsleistungen werden, — aber gerade wenn der Geist der Hörigkeit einmal ganz konsequent aus all diesen Stufenordnungen ausgetrieben sein wird, dann soll uns auch kein unfreies und abstraktes Gleichheitsstreben dagegen blind machen, daß die Klassenunterschiede mit all ihren Spezialisierungen für eine komplizierte soziale Arbeitsteilung ganz unentbehrlich sind. Es ist gerade ein amerikanischer Soziologe, Chatterton-Hill, der in seinem Buche ‚Individuum und Staat'* der soziologischen Funktion der Klassendifferenzierung und den Klassentraditionen ein besonderes Kapitel widmet und dabei zu zeigen sucht, wieviel pädagogisch wertvolles, ja unentbehrliches Erbgut auf diesem Gebiete durch eine von lange her wirkende Auslese und Spezialisierung hervorgebracht wird. Die in der Klassenbildung sich äußernde psycho-physische Spezialisierung beruhe auf der ‚Anpassung der Kapazität an die Funktion'. Diese Ausrüstung für eine bestimmte Funktion, mit der ganzen Summe der physischen und seelischen Dispositionen und der sittlichen Kräfte, die für die Ausführung der betreffenden Leistung nötig ist, werde nicht biologisch, durch Vererbung, sondern

* Tübingen, bei Mohr, 1912.

sozial, d. h. durch erzieherische Übertragung eines ‚Patrimoniums' von Generation zu Generation, gesichert. In dieser Tradition verkörpere sich neben der Überlieferung der physischen Fertigkeiten und der seelischen Eigenart das unwägbare sittliche Kapital der Klasse, wodurch die Individuen diszipliniert und inspiriert werden. Die Bildung der Klassen auf dem Boden der gesellschaftlichen Arbeitsteilung sei kein willkürliches, sondern ein organisches Phänomen. Ohne Tradition, so meint Chatterton-Hill, ohne ein solches Patrimonium sittlicher Erbwerte, das durch die Vorfahren gebildet und durch jede neue Generation bereichert wird, verfalle der Mensch in zerstörenden Widerspruch zu seinem Lebensmilieu, verliere jeden Halt und sei zu keiner konzentrierten Leistung mehr fähig. ‚Daraus ergibt sich die Gefahr,' so schließt Chatterton-Hill (S. 96), ‚welche für denjenigen besteht, der gewaltsam und ohne jegliche Vorbereitung aus seinem natürlichen Milieu herausgerissen und in ein neues, fremdes Milieu hineingeschleudert wird. Daraus ergibt sich auch die Falschheit jener Theorie, welche durch die bloße Schulbildung eine phantastische Gleichstellung der Menschen untereinander erreichen will. Die in seinem natürlichen Milieu enthaltenen Erbwerte kennt ein solcher entwurzelter Mensch nicht, den Erbwerten des neuen Milieus aber, der Tradition der neuen Umgebung vermag er sich nicht anzupassen, weil er sie nicht versteht, weil sie sich für ihn nicht eignen.... Die Tradition muß für den Menschen eine Wirklichkeit sein, und sie ist es nur dann, wenn sie vererbt wird, wenn sie die Atmosphäre bildet, welche der Mensch von der Wiege an einatmet.' Dieses unwägbare und doch so außerordentlich reale Element der gesamten, durch die Überlieferung bestimmten seelischen Disposition eines Menschen, seine ganze Art, mit dem Leben, den Menschen und sich selbst fertig zu werden, seine Ehr- und Anstandsbegriffe, — das ist es, was die einseitigen Beförderer der Freizügigkeit zwischen den Klassen ganz und gar außer Rechnung gelassen haben. Gewiß wird man den wirklich für die höheren geistigen oder technischen Berufe hochbegabten Elementen noch weit sorgfältiger alle unnötig lähmenden Schwierigkeiten aus dem Wege räumen müssen, — im allgemeinen aber waren doch die bisher bestehenden Hemmungen ein gutes und notwendiges Mittel, dem bloßen Ehrgeiz der Eltern und der sogenannten Lerntalente einen Riegel vorzuschieben, der dafür sorgte, daß im wesentlichen doch nur jene außergewöhnlichen Begabungen durchkamen, die auch die seelische Spannkraft und Beweglichkeit hatten, in dem neuen Milieu über das Manko an entsprechender Tradition hinwegzukommen.*

* Sehr treffend weist auch R. Block, Geh. Oberschulrat in seiner Schrift ‚Die Einheitsschule und freie Bahn dem Talent', Leipzig 1916, darauf hin, daß doch auch heute schon die Bahn dem Talente keineswegs so verschlossen sei, wie es nach den Schriften der Reformer erscheinen müsse. Man könne nachweisen, daß schon jetzt die Durchschnittsbegabung aus den unbemittelten Ständen, zum mindesten aus dem mit Glücksgütern nicht überreich bedachten Kleinbürgertum und aus dem Unterbeamtenkreis zur akademischen Bildung gelangt. Von 100 Vor-

Sobald man die Freizügigkeit aber wesentlich erweitert, wird man schwere Fehlschläge konstatieren und wird erkennen, welch außerordentlich wichtiges Element in der Anpassung an bestimmte gesellschaftliche Funktionen eben doch die Klassentradition ist und wie wenig selbst die glänzendste Intelligenz diese unwägbaren Voraussetzungen einer bestimmten Berufsleistung ersetzen kann. Nur beispielsweise seien die sogenannten Manieren erwähnt, obwohl sie noch keineswegs das wichtigste Element solcher Traditionen sind. Verfeinerte Formen des Umgangs sind für die nervöse Reizbarkeit, die sich gerade in der hochgesteigerten Nerven- und Geistesarbeit der oberen Berufe herausbildet, unbedingt notwendig. Solche Formen aber bedürfen einer von früh an das ganze Leben durchdringenden Klassenatmosphäre; wer sie nicht auf diesem Wege erwirbt, wird sie nur mit größten Schwierigkeiten nachholen und wird meist infolge eines unüberwindlichen Mankos schwere Fehlschläge im Zusammenleben erleiden, — nicht zuletzt auch in der Ehe. Die seelische Einstellung für die Leistung komplizierter Arbeit, für die Behandlung komplizierter Beziehungen und Verantwortlichkeiten, verlangt eben eine durchaus andere seelische Gesamtausbildung von früh an, als es die Vorbereitung für den einfacheren Lebensgang und dessen Versuchungen, Konflikte und Probleme ist; diese seelische Gesamtausbildung selber aber ist immer erst das Resultat angehäufter Erfahrungen von Generationen und muß sozusagen im engen geistigen Kontakt mit diesen angeeignet werden.*

Die neuere Pathologie und speziell die Psychanalyse hat uns durch interessante Feststellungen wieder sehr nachdrücklich auf die außerordentliche Tragweite und plastische Kraft der ersten Kindheitseindrücke aufmerksam gemacht. Diese Eindrücke aber und ihre seelischen Folgen sind auch für die Berufsfähigkeit im weitesten Sinne ungleich entscheidender als alle Schulbildung. Der Intellekt des Volkskindes, gerade weil er weit mehr auf die

schülern in Frankfurt a. M. waren 24 Söhne von Handwerkern und Kleingewerbetreibenden, 20 von Fabrikarbeitern und Werkmeistern, 9 von kaufmännischen Angestellten, 13 von Lehrern und Beamten, 10 von selbständigen Kaufleuten, 17 von Fabrikanten, 8 von akademisch Gebildeten (Kieler Denkschrift). Ein Blick in die Jahresberichte der höheren Schulen, in die Matrikel der Hochschulen, in die von den Regierungen geführten Listen der Referendare und Assessoren, die Auskunft über den Stand der Eltern geben, kann uns überzeugen, daß alle Schichten unseres Volkes, auch die Arbeiterkreise, heute schon ihren Anteil zum Nachwuchs unserer akademisch Gebildeten und unserer in Handel, Industrie und Landwirtschaft führenden Männer stellen.

* Eine der erfolgreichsten Organisationen für den Aufstieg der Begabten ist das System der katholischen Kirche. Und hier scheint das rapide Aufsteigen aus dem Arbeiterstand zu den höchsten Würden keine von den angedeuteten Kehrseiten zu haben. Das aber hängt hier doch mit der ganzen Eigenart des kirchlichen Berufs zusammen. Mit Recht hat uns Tolstoi immer wieder darauf hingewiesen, daß das Volk gerade infolge seiner besonderen Lebensverhältnisse weit mehr für das Verständnis religiöser und kirchlicher Wahrheiten, Formen und Traditionen

Bewältigung unmittelbarer Lebensprobleme gerichtet ist als derjenige des wohlhabenden Kindes, ist eben deshalb von Anfang an weniger frei für die Erfassung des Objektiven außerhalb des engsten Daseinskampfes, — geradeso, wie ja auch in der allgemeinen Kulturentwicklung die Philosophie erst entstand, nachdem der Seele ein gewisses otium außerhalb des gröbsten Lebenskampfes gesichert worden war. Das Volkskind mag gerade durch die hilfsbereite Hinwendung seiner Gedanken auf die konkrete Lebensnot der Seinen, trotz mancher äußerlichen Verwahrlosung, durchschnittlich sehr wohl in einem moralisch besseren Zustande sein als das wohlhabende Kind, trotz dessen äußerlicher Manierlichkeit, — für die höheren Berufsleistungen aber auf geistigem, technischen, wirtschaftlichen Gebiete ist die größere geistige Freiheit, die diesem durch seine Lebensbedingungen ermöglicht wird, die größere Erhebung über das Verengende des täglichen Lebenskampfes, unstreitig eine Disposition, die durch keine noch so glänzenden Schulerfolge ersetzt werden kann. Wer sich gegen diese einfachen psychologischen Feststellungen, die wohl jeder gründliche Beobachter der Jugend bestätigen wird, nicht blind machen will, der wird dann zweifellos auch die Frage nach der Eignung eines Schülers für den künftigen Übertritt in das höhere Berufswesen nicht bloß nach der Lernintelligenz entschieden sehen wollen, er wird vielmehr auch die Herkunft aus den sozial höheren Klassen als eine sehr entscheidende günstige Prädisposition für die höheren Berufsleistungen anerkannt sehen wollen, als eine Prädisposition, die sogar manche intellektuellen Mängel ausgleichen kann. Solche Feststellung soll gewiß kein Privilegium begründen, noch soll damit irgendein geistig-sittlicher Wertunterschied zwischen den Klassen behauptet werden, es handelt sich lediglich darum, die Vorteile oder Hemmnisse, die sich aus bestimmten Lebensverhältnissen für bestimmte gesellschaftliche Funktionen ergeben, deutlich zur Geltung zu bringen.*

---

prädisponiert ist, als der Wohlhabende, Gebildete und Gelehrte. Das Christentum ist ja in seinem Wesen Rückberufung von der Kompliziertheit zur Einfachheit; für die Arbeit im Dienste dieser Aufgabe bringt darum die schwer mit dem Leben ringende, arbeitende Klasse meist mehr seelische Eignung mit als die oberen Klassen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Genau so wahr ist es in Bezug auf die anderen Berufe, daß das kompliziertere geistige und soziale Milieu der oberen Klassen auch die darin aufwachsenden Kinder in besonderer Weise für die komplizierteren Berufe prädisponiert, ihnen einen Vorsprung an instinktiver Anpassung, an Gewohnheiten, Interessen, Kenntnissen gibt, den der von unten aufsteigende Mensch nur ganz ausnahmsweise innerhalb einer einzigen Generation einholen kann. Die bloße Lernbegabung ist darum in keiner Weise ein entscheidender Beweis für die Eignung zum Eintritt in die höhern Berufe.

* Kerschensteiner betont, daß jedes Kind im deutschen Reiche den gleichen Anspruch habe, ‚nach Maßgabe seiner geistigen und moralischen Begabung erzogen zu werden'. Ganz gewiß. Aber der moderne Intellektuelle unterschätzt eben ganz außerordentlich den Einfluß des gesellschaftlichen Klassenmilieus

Daß in der Propagandaliteratur zu Gunsten der Einheitsschule ein Bedenken, wie das im vorangehenden begründete, nicht einmal erwähnt, geschweige denn ernsthaft beantwortet wird, das nimmt der ganzen Bewegung die wissenschaftliche Gründlichkeit und macht sie zu einer wesentlich agitatorischen Bewegung, die sich mit den greifbarsten und wirkungsvollsten Gründen für ihre Ziele zufrieden gibt und sich um die tiefer liegenden Gefahren und Kehrseiten überhaupt nicht bekümmert.

Wieweit man das Übertreten von einer Gesellschaftsklasse in die andere — vor allem das Überspringen aller Übergangsschichten von unten nach oben — und eine entsprechende Schulorganisation ermutigen soll, das darf eben doch nicht nur nach den geistigen Bedürfnissen von exzeptionell begabten Volksschullehrern oder nach den Wünschen ehrgeiziger Eltern, oder nach abstrakten Theorien vom ‚Aufstieg der Begabten‘ oder endlich nach sozial- und nationalpolitischen Gründen entschieden werden, vielmehr muß zuerst einmal sehr gründlich die Frage geprüft werden: Kann Schulbegabung und Stipendienhilfe allein eine so weitgehende Organisation des gesellschaftlichen Klassenwechsels rechtfertigen, wie sie durch die Befürworter der Einheitsschule beabsichtigt wird, oder liegen in den verschiedenen Klassentraditionen, wie sie der gesellschaftlichen Arbeitsteilung entsprechen, vielleicht doch gewisse, zwar schulmäßig nicht meßbare, aber ganz entscheidende Hemmungen und Förderungen für die höhere Berufsleistung, die es ratsam erscheinen lassen, die Dinge — was die Gliederung des Unterrichtswesens betrifft — im wesentlichen beim Alten zu lassen, ja das Prinzip der Differenzierung, auch für die untersten Stufen, eher noch weiter zu führen? Und sollte der Aufstieg der Begabten — von gewissen wohlberechtigten und wohlüberlegten Ausnahmen abgesehen — nicht vielleicht überhaupt weit weniger von der Seite der äußeren Schulorganisation, als auf dem Wege lebendiger Schulung durch Mitarbeit am Ausbau demokratischer Institutionen und durch ein eng damit verbundenes, freies Volksbildungswesen in Angriff genommen werden? Auf diese Weise könnte jedenfalls die Eigenart der Volksintelligenz gewahrt und der Gelehrtenintelligenz als hochwichtiges Gegengewicht entgegengestellt werden. Es wäre auch sehr wünschenswert, daß exzeptionell Begabte auf solchem Wege in höchste Staatsstellen gelangen und dort gerade auf Grund ihres eigenartigen, mehr konkreten Bildungsganges eine wertvolle Korrektur gegenüber den anderen Führerelementen bilden könnten. In Dänemark sind in neuerer Zeit mehrmals frühere Volksschullehrer zu Ministern gewählt worden.

---

auf die besondere Entwicklungsrichtung der geistig-sittlichen Begabung. Daß die Wirkungen dieser sehr früh wirksamen psychischen Einflüsse nicht durch die Schulbildung ersetzt werden können und daher auch durch die Schulorganisation nicht ignoriert werden dürfen, das wird doch wohl niemand bestreiten wollen, der nicht eine abstrakte Gleichheit verwirklichen will.

Bei der ganzen Gleichmacherei, die heute im Interesse des Aufstiegs der Begabten geplant wird, macht man sich überhaupt gar nicht klar, daß ein Haupthindernis für den Aufstieg der wirklich Hochbegabten, die ja fast immer von ihrer Umgebung verkannt oder als störende Elemente empfunden und beiseite gedrängt werden, gerade in jener verhängnisvollen Tendenz zur Uniformierung liegt, die nunmehr auch in der Schulorganisation ganz verschiedene Bildungsbedürfnisse in eine einheitliche Organisation pressen will. Ist es nicht die uns allen wohlbekannte neudeutsche Sucht zum Uniformieren, die Scheu vor dem Auswachsen der Eigenarten, die Intoleranz gegenüber dem Abweichenden und Besonderen, die beständige Furcht, durch zu viel Mannigfaltigkeit werde die Einheit und Ordnung gefährdet, was in dieser neuesten Überspannung des Organisationsgedankens im Schulwesen zutage tritt und was sich in unserem gesamten Organisationswesen überall gegen die von Regel und Schema abweichende Persönlichkeit zur Wehr setzt? Talent und Genie sind dem Einheitsfanatiker immer verdächtig und disziplinwidrig; je einseitiger daher der Einheitsgedanke in einem Volke ausgeprägt wird, desto stärker entwickelt sich auch die organisierte Intoleranz der kompakten Mittelmäßigkeit gegenüber allen eigenartig Begabten. Was den Hochbegabten die ihnen gebührende Stellung im Leben und in der Gesellschaft allein wirklich sichern kann, das ist eben die Erziehung der öffentlichen Meinung zur Achtung vor dem Individuellen, Besondern, Originalen. Darum muß die ganze Einheitsschulorganisation, so sehr sie scheinbar den Begabten die Bahn öffnet, letzten Endes doch nur dahin führen, ihnen erst recht das Leben sauer zu machen. Und darum gibt es kaum einen Widerspruch von größerer Tragikomik, als den Versuch, im Interesse des Aufstiegs der Begabten das mechanisierende Einheitsprinzip in unserm nationalen Leben noch mehr zu verstärken. Eine Propaganda, die eine derartig unpsychologische Betrachtungsweise verrät, ist selber schon die Ausgeburt eines Schematismus, der das Wesen und die Lebensbedingungen des Persönlichen mißachtet und bedroht, und daher niemals wirklich der Entfaltung außergewöhnlicher Menschen günstig sein kann.

Gerade religiöse Kreise haben am wenigsten Anlaß, derartige Tendenzen in unserem Schulwesen zu befördern; die dadurch bestärkte Nivellierungssucht könnte sich weiterhin zu einer Einheitstyrannei entwickeln, die dann auch verhängnisvolle Konsequenzen für die pädagogische Freiheit der Konfessionen zeitigen würde.

Zur Kulturgeschichte der Kriegsgreuel
Von Luzian Pfleger

III.

Wir sind heute alle darüber einig, daß wir in den Religionskriegen und ihren traurigen Begleiterscheinungen bedauernswerte Verirrungen des Menschengeistes zu erblicken haben. Wir können sie verstehen aus dem Geiste ihrer Zeit, aber wir rechtfertigen sie nicht mehr. Nichts war für die segensreiche Entwicklung des christlichen Gedankens in der Menschheit verhängnisvoller, als die inneren Spaltungen, die schon in der Wiegenzeit des Christentums einsetzten. Vielleicht hat gerade der dadurch im christlichen Lager entstandene Haß jene innere Umwandlung der menschlichen Natur nicht zur Reife gelangen lassen, welche die Menschheit für immer von der gegenseitigen Vernichtung durch Kriege gerettet hätte. Man hat ja eben in unsern Tagen wieder alte Vorwürfe verstärkt und von einer Bankerotterklärung des Christentums und seiner Menschheitsmission gesprochen, weil es den Völker- und Weltfrieden weder früher noch jetzt erhalten konnte. Die so reden, wissen nichts von den Gesetzen geschichtlichen Werdens, übersehen völlig, daß die Christianisierung der antiken Welt und später der germanischen Völker doch nur so langsam vor sich gehen konnte, daß die von jenen Tadlern geforderte völlige Umwertung aller kulturellen und politischen Verhältnisse nicht möglich war, noch sein konnte. Sehr treffend sagt der Protestant Delbrück: ‚Verlangt man, daß die Kirche, indem sie Weltkirche wurde, der Menschheit das Reich Gottes auf Erden von heute auf morgen dargebracht und geschaffen haben müßte? Es ist nicht nötig, darzulegen, daß das gerade Gegenteil geschah, daß die Kirche, indem sie Welterzieherin wurde, in den Schmutz und die Sündhaftigkeit der Welt auf eine Weise hineingezogen wurde, daß die Frommen oft genug an ihrer göttlichen Mission gezweifelt haben.‘

Hatten die Heiden des ersten Jahrhunderts erstaunt ausgerufen: ‚Sehet, wie diese Christen sich untereinander lieben!‘, so konnten sie schon drei Jahrhunderte später spotten: ‚Die wilden Tiere sind nicht so grausam wie die Christen, die im Glauben voneinander abweichen.‘ Die religiöse Meinungsverschiedenheit erzeugte den Haß; dieser führte zu gegenseitiger blutiger Verfolgung, deren Berechtigung sich auf die Vorbilder des Alten Testamentes stützte: wie hier die Abgötterei nicht bloß als Irrtum, sondern als ein mit Blut zu sühnendes Verbrechen verdammt wird, so ist für den Menschen des Mittelalters — aber ebenso für Luther und seine Zeitgenossen — jede Häresie ein Verbrechen, bei der engen Verbindung der mittelalterlichen Kirche mit dem Staate auch ein bürgerliches Verbrechen. Der Häretiker ist auch ein Feind des Gemeinwohls, der mit allen Mitteln bekämpft wird, wie der äußere Feind. Wohl zu beachten ist auch, daß bei allen Religionskriegen politische Rücksichten mitspielten, so daß sich leicht aus dem Zusammenwirken zweier wirksamer Kriegsmotive die größere

Leidenschaftlichkeit und Härte der Kriegführung erklären läßt. Friedrich II., der Staufer, der Skeptiker auf dem mittelalterlichen Kaiserthron, hat die härtesten Ketzergesetze erlassen, während die neuere Geschichtsschreibung der Stellung des großen Innozenz III. in den Albigenserkriegen — die mit zu den greuelvollsten Religionskriegen gehören — gerechter geworden ist: er ist nicht der Fanatiker gewesen, der grausame Maßregeln verlangte, so wenig wie andere Päpste, die man dessen bezichtigt hat: das Volk, der niedere Klerus, die weltlichen Behörden waren ihnen zuvorgekommen.* Greuel, wie die Niedermetzelung der Einwohner von Beziers (1209) — in der Hauptkirche sollen allein 7000 Personen erschlagen worden sein — lassen uns, die wir anders denken und fühlen, zurückschaudern vor den Äußerungen eines solchen religiösen Fanatismus und seine Folgen beklagen, aber sie sind erklärlich als der elementare Ausbruch einer jahrelang angesammelten Erbitterung über das, was die Katharer den Katholiken angetan hatten. Wir beklagen heute die Opfer der spanischen Inquisition — ihre Zahl ist von katholikenfeindlichen Historikern sehr übertrieben worden** —, bedauern die rücksichtslose Kriegspolitik Philipps II. in den Niederlanden, deren Werkzeug der harte Alba war. Aber neben den Calvinisten jener Zeit war keine Glaubensfreiheit möglich, es ging um die Existenz des Katholizismus. Es mag uns heute unverständlich erscheinen, aber es war einmal so: Philipp II. war, wie die führenden Menschen seiner Zeit, der festen Überzeugung, daß er für den Glauben jedes einzelnen seiner Untertanen vor Gott verantwortlich sei. Daher sein strenges Dringen auf Bewahrung der Rechtgläubigkeit, und ihr Durchsetzen mit harten Mitteln. Hausten Albas Söldner grausam, so handelten Heerführer der Calvinisten, wie Lumey, Graf von der Mark, um kein Haar besser. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, mit allen Greueln erfinderischen Hasses. Was die Geusen an Katholiken verübten, hat uns ein Zeitgenosse in einem mit Kupfern gezierten ‚Greuelalbum' mit dem vielversprechenden Titel ‚Theatrum crudelitatum nostri temporis*** anschaulich geschildert.

Und wie war es in England seit den Tagen Heinrichs VIII., dessen Hof der englische Historiker Cobell ein ‚wahres Schlachthaus von Menschenfleisch' nennt, bis in die letzten Jahre des 18. Jahrhunderts? Auch Ranke spricht von einer ‚englischen Inquisition', und ein anderer deutscher Historiker bemerkt: ‚Elisabeth erließ so bittere und blutige Strafgesetze gegen die Katholiken und ließ dieselben mit solcher Grausamkeit morden, daß selbst die Greuel der spanischen Inquasition dagegen erbleichen.' † Was bedeuteten dagegen die Maßnahmen der Maria Tudor, die ihr den Namen

* Ich verweise vor allem auf das Buch von A. Luchaire, Innocent III., la croisade contre les Albigeois, Paris 1905.

** Zu ihrer richtigen Beurteilung vgl. den besonnenen, gerecht abwägenden Aufsatz von N. Paulus, in der Literar. Beil. zur Köln. Volkszeitung 1907, Nr. 14.

*** Antwerpen 1587.

† Hefele, Der Kardinal Ximenes (2. Aufl. Tübingen 1851) 92.

‚der Blutigen‘ eintrugen! Konnte doch William Penn öffentlich erklären, daß in einem Zeitraum von kaum 30 Jahren über 5000 Personen des Glaubens wegen in den entsetzlichen englischen Gefängnissen dahinstarben. Die Verurteilten aber mußten die damals übliche Strafe für Hochverrat erleiden: der von einem Pferde auf die Richtstätte geschleifte Delinquent wurde an den Galgen gehängt, lebendig losgeschnitten, bekam dann vom Henker den Leib aufgeschlitzt, aus dem Herz und Eingeweide herausgerissen wurden. Der Leib wurde gevierteilt und die einzelnen Teile wurden an den öffentlichen Plätzen ausgehängt. London sah unter dem Regime der ‚jungfräulichen Königin‘ oft aus wie ein afrikanisches Kannibalendorf.* Bischof Bilson verteidigte (1585) die Gewaltpolitik Elisabeths geradezu auf Grund der absoluten Sündhaftigkeit der Toleranz gegen Andersgläubige. Darf man sich bei solchen hüben und drüben herrschenden Ansichten noch über die Greuel der Religionskriege wundern? Aber auch gegen die schottischen Presbyterianer wurde in derselben Weise von den englischen Stuarts Krieg geführt: ‚Die Presbyterianer wurden wie Verbrecher über die Berge gejagt. Die Ohren wurden ihnen vom Kopfe gerissen, sie wurden mit glühenden Eisen gebrandmarkt. Die Finger wurden ihnen mit Daumenschrauben auseinandergerissen. Die Knochen ihrer Beine wurden in spanischen Stiefeln zerschmettert. Frauen wurden öffentlich durch die Straßen gepeitscht. Unzählige wurden nach Barbados deportiert, wütend gemachte Soldaten wurden auf sie losgelassen und angefeuert, alle ihre Geschicklichkeit im Foltern an ihnen zu erproben‘.**

Gegen die Greuel, welche die Engländer im Namen der Religion an den katholischen Irländern begingen, kommen die Bluttaten der Albigenser-, Hussiten- und Hugenottenkriege, ja selbst des Dreißigjährigen Krieges nicht auf. Kaum ist an einem Volke mehr gefrevelt worden. Unter der frommen Elisabeth sah man das Hinschlachten der Irländer an wie das Erlegen wilder Tiere. Frauen und Kinder wurden mit Überlegung hingemordet, ganze Provinzen absichtlich dem Hungertode überantwortet. Und als das gehetzte Volk sich im Jahre 1641 zum Aufstand erhob, hat Cromwell gründlich aufgeräumt. In elf Jahren war ein Drittel der Bevölkerung ausgetilgt. Englische Sklavenhändler wurden dann noch auf das Land losgelassen, welche unzählige junge Burschen und Mädchen einfingen und als Sklaven an die amerikanischen Plantagenbesitzer verkauften. Aber die Leidensgeschichte des Volkes dauerte ununterbrochen an. Der berühmte Historiker James Bryce, den die englische Regierung heute als wissenschaftlichen Anführer in der Deutschengreuel-Kampagne gewonnen hat und der gegen die deutschen Heere die Anklage erhebt: ‚Seit 300 Jahren läßt sich

* Vgl. Spillmann, Gesch. der Katholikenverfolgung in England III (Freiburg 1905) S. 7.

** Lecky, Gesch. des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa II (übersetzt von Jolowicz, Leipzig und Heidelberg 1868) 32 f.

in keinem Kriege zwischen zivilisierten Völkern eine solche Häufung von Mord, Notzucht und Plünderung nachweisen', hat in seinem Werk ‚Zwei Jahrhunderte irischer Geschichte' über die Heldentaten der unter General Lake i. J. 1789 in Irland auftretenden englischen Armee geschrieben: ‚Unter Lake wurde das ruhige Land in einen Ort des Despotismus verwandelt. Folter und Notzucht, Niederbrennen von Farmen, Zerstörung von Lebensmitteln, völlige Vernichtung von Familien und überhaupt alle Greuel, die brutale Verbrecher, denen man freie Hand gelassen hat, ihren Mitmenschen zufügen können, wurden verübt. Hinrichtungen durch den Strang oder die Kugel waren an der Tagesordnung, waren aber ein gnädiges Schicksal im Vergleich zu den furchtbaren Auspeitschungen, oft bis zu 1000 Hieben, die Fleisch und Muskeln von den Knochen rissen. Um „Geständnisse" zu erzwingen, mußte der Sohn unter dem Vater oder der Vater unter dem Sohn knien, während das Blut von den Peitschenhieben heiß herniederrann. Halb hängen war eine besonders häufige Form der Folter. Heißes Pech wurde in Mützen gegossen, diese wurden dann den Opfern auf den Kopf gepreßt und wieder abgerissen mit dem ganzen Skalp, Haaren und Haut'...*

In Frankreich liefern die Hugenottenkriege reiche Beiträge zum traurigen Kapitel der Kriegsgreuel, die von beiden Religionsparteien verübt wurden. Die Bluttaten der Bartholomäusnacht, von Katharina von Medici aus kalter politischer Berechnung angestiftet, die Dragonaden des vierzehnten Ludwig gereichen ihren Urhebern ebensowenig zur Ehre wie die hartnäckige religiöse Unduldsamkeit der französischen Calvinisten, die ihre Macht stets zur Unterdrückung ihrer Glaubensgegner mißbrauchten.**

In Deutschland führten die religiösen Gegensätze endlich jenen entsetzlichen Krieg herbei, der dreißig Jahre lang das Land verwüstete und das Volk zerfleischte, unter Beihilfe ausländischer Mächte, die politischer Ehrgeiz und Machthunger in den deutschen Brüderkampf hineintrieb. Was auf diesem schmerzlichsten Blatte unserer Geschichte an Grausamkeit und unnennbaren Kriegsgreueln, verübt durch ein zügelloses, aus aller Herren Länder zusammengeströmtes Soldatenvolk, verzeichnet steht, ist zu bekannt, als daß es hier wiederholt werden müßte. Schriftsteller, wie Grimmelshausen, Geschichtschreiber der heimgesuchten Städte, biedere Verfasser von Pfarrchroniken, Klosterchronisten, zahllose Zeitgenossen, welche die schreckliche Zeit überlebten, haben unter dem frischen Eindruck des Erlebten zu Nutz und Frommen ihrer Nachfahren getreulich niederschrieben, was die Horden des Mansfelders und Braunschweigers, die Soldknechte Wallensteins und der Liga, die nach Gustav Adolfs Tod verwilderten Schweden und Franzosen in Nord und Süd und Ost und West verübten

* Zitiert von Sir Roger Casement in einem Aufsatz ‚Die deutschen Greuel' in der ‚Münchener Zeitung' vom 29. Oktober 1915.

** Lehrreich ist, was H. Th. Buckle, Gesch. der Zivilisation in England I, 2 (1860) S. 58 darüber sagt.

an Plünderung und Brand, Folterqual und Schändung und sonstiger greulicher Behandlung der armen Bevölkerung, über die sich in den endlosen Jahren der Krieg hinwälzte. Zwei Drittel der Bevölkerung waren dahingegangen, als die Friedenssonne wieder leuchtete — über ein Land in Schutt und Trümmern. Damals sang Jakob Balde, der deutsche Horaz, erschüttert durch das Erlebte, das wie ein wüster Traum hinter ihm lag:

Sinnlos irret der Schmerz mit losgelassenem Zügel
Durch der Dörfer wüste Wohnungen,
Durch begrabene Städte. Das Kind, am Busen der Mutter
Verschmachtend, drückt die nahrungslose Brust.
Ceres schauet sich selbst und die hungrigen Scharen mit Zorn an,
Daß ihre Frucht von Menschenblut erwuchs.
Grausam herrschte der Tod. Den rafft er in Eile, dem andern
Versagt er sich; die Jungfrau durfte nicht
Unentweihet zum Grabe; geschändet niedergetretene
Leichname sahn die ernsten Manen scheu.
Und wie im brennenden Walde die Glut, so wächset der Krieger
Ruchloser Sinn und Frevel Jahr auf Jahr.
Weithin wütet die Pest. Nicht Deutschlands Fluren allein drückt
Der Jammer, ganz Europa mit ihm bebt.

* * *

Während der ersten Kriegsjahre — i. J. 1625 — veröffentlichte zu Paris der große Niederländer Hugo Grotius sein berühmtes Werk ‚Vom Rechte des Krieges und Friedens‘. Er hatte, verwickelt in die theologischen Streitigkeiten über die Gnadenwahl, die in Holland politischen Charakter annahmen, das Unheil der Religionskriege am eigenen Leibe erfahren. Sein Buch verfolgte den Hauptzweck, ‚jene, nicht bloß des Christen, sondern jedes Menschen unwürdige Rohheit, mit der die Kriege willkürlich begonnen und willkürlich geführt werden, und die ich zum Unglück der Völker täglich wachsen sehe, nach meinen Kräften zu mildern‘. Das Werk erregte, inmitten der kriegerischen Zeitläufte, in denen die Völker Hollands, Frankreichs, Deutschlands, Englands sich religiöser Überzeugungen wegen zerrissen, ungeheures Aufsehen. Gustav Adolf führte es auch auf seinen Feldzügen stets bei sich. Möglich, daß die strenge Manneszucht in seinem Heer von des Grotius Mahnungen gegen die Rohheiten der Kriegführung beeinflußt war. Allein auch er bemerkte nach der Lektüre des Buches mitunter, er könnte dem Verfasser zeigen, welcher Unterschied zwischen Theorie und Praxis herrsche, daß es leichter sei, etwas zu schreiben als auszuführen und mit den einmal bestehenden Verhältnissen zu vereinigen. Trifft diese Bemerkung nicht auch auf alle späteren internationalen Abmachungen über die Humanisierung der Kriegführung zu? Man hat auf pazifistischer Seite den praktischen Einfluß des

Grotiusschen Werkes übertrieben. So, wenn man die milde Behandlung, die Richelieu drei Jahre nach dem Erscheinen des Buches der hugenottischen Besatzung des eroberten La Rochelle angedeihen ließ, darauf zurückführte.* Den französischen Staatskanzler leiteten hierbei nur politische Gründe. Das blutige Gemetzel des Dreißigjährigen Krieges dauerte noch über zwei Jahrzehnte fort. So schnell ändern die Menschen sich nicht. Gleichwohl ist Grotius' Verdienst nicht hoch genug einzuschätzen, denn er ist durch sein Werk der Begründer des modernen Naturrechts geworden und hat den Anstoß gegeben für die Belebung des Rechtsgefühls in öffentlichen Verhältnissen. Und die Naturrechtslehre hat mit der später einsetzenden Aufklärungsphilosophie den Religionskriegen den Boden entzogen.**

IV.

Mit Grotius beginnt auch die Entwickelung des neuzeitlichen Völkerrechts. Hervorragende Nachfolger, wie Pufendorf, Bynkershock und Vattel bauten seine Anregungen aus. Doch steht noch Pufendorf auf dem Standpunkte, daß eine menschliche Kriegführung auf der freien Milde des Kriegführers beruhe, und daß nach dem Kriegsrecht jede willkürliche Gewalt gegen das feindliche Land gestattet sei.*** Schon das 17. Jahrhundert sieht Verträge entstehen über den Nichtgebrauch vergifteter Waffen, Kettenkugeln und anderer grausamer Kampfmittel. Aber wir sehen gegen Ende dieses Jahrhunderts noch die Dragonaden in Frankreich und die schrecklichen Greuel Mélacs in der Pfalz, die den harten Kriegsminister Louvois zum geistigen Urheber hatten. Wundert man sich da, daß Leibniz Ludwig XIV. einen Attila nannte? Die Humanisierungstendenzen schreiten im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Humanität und Aufklärung, wieder vorwärts, man gewöhnt sich, theoretisch wenigstens, daran, den Krieg mehr als einen Zweikampf zweier Völker aufzufassen, an festgesetzte Formen gebunden, nicht mehr als eine willkürliche, den Sitten zivilisierter Menschen hohnsprechende Bekämpfung des Gegners.

Aber die Revolution, welche die allgemeinen Menschenrechte auf ihre blutigen Fahnen schreibt, zeigt wieder, wie wenig alle Theorien nützen, wenn die Bestie im Menschen die Fesseln zerreißt. Voltaire hat einmal gesagt, es liege ein Zug vom Tiger im französischen Charakter; hat er die blutigen Greuel geahnt, die dereinst im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit von dem vertierten Pöbel und seinen entmenschten Führern begangen werden? In keinem Kriege sind rohere Gewalttaten vorgekommen als in den Bürgerkriegen der ‚tugendhaften' Republikaner. Collot

---

* Z. B. Carnegie in der berühmten Rektoratsrede ‚Für das internationale Schiedsgericht'.

** Zur Entstehung der Toleranz vgl. das gründliche Werk von N. Paulus, Protestantismus und Toleranz (Freiburg 1911) S. 339 ff.

*** F. v. Holtzendorff, Handbuch des Völkerrechts IV (Hamburg 1889) 262.

d'Herbois hauste in dem eroberten Lyon wie ein orientalischer Despot. In dem eroberten Toulon ließ der Satrap Fréron 400 Marinearbeiter und 800 Bürger erschießen, 1800 andere köpfen. In der Vendée führten die Republikaner einen förmlichen Vernichtungskrieg. Dem Wohlfahrtsausschuß meldete der General Westermann: ‚Gemäß Euern Befehlen habe ich die Kinder unter die Füße der Pferde geworfen und die Frauen, welche jetzt sicher keine Kinder mehr in die Welt setzen werden, niederhauen lassen. Man kann mir keinen einzigen Gefangenen vorwerfen: ich habe alles vernichtet. Die Straßen sind besät mit Leichen, die an einigen Stellen ganze Pyramiden bilden'. Die Schandtaten des Bluthundes Carrière in Nantes stellen die grausame Phantasie der Assyrier in Schatten. Einmal wurde von der Bergpartei der Plan gefaßt, 6000 Elsässer im Rhein zu ertränken. Auf Antrag des blutrünstigen Barrère beschloß der Nationalkonvent, alle gefangenen Engländer oder Hannoveraner niederzuhauen. Es gereicht der Armee zur Ehre, daß sie sich weigerte, diesem Befehl nachzukommen. Der Engländer Macaulay schrieb später über diesen völkerrechtswidrigen Beschluß die Worte, die in unsern Kriegstagen nicht des Interesses entbehren: ‚Wenn Barrère fähig gewesen wäre, seine Absicht durchzuführen, so würde sich der Umfang des Unglücks, das er über die Menschheit gebracht hätte, schwer angeben lassen. Keine Regierung, so abgeneigt gegen Grausamkeit sie auch gewesen wäre, hätte es mit der Gerechtigkeit gegen ihre eigenen Untertanen vereinigen können, Feinden Quartier zu geben, die niemand verschonten. Die Wiedervergeltung wäre nicht bloß zu entschuldigen, sondern heilige Pflicht gewesen. Howe und Nelson hätten sich in der Notwendigkeit befunden, jeden französischen Soldaten, der in ihre Gewalt gekommen wäre, das Brett beschreiten zu lassen.'

Bonaparte war damals stolz auf die Haltung des Heeres, das sich geweigert hatte, Wehrlose niederzumetzeln. Er selber hat auf seiner militärischen Laufbahn, während der er auf stramme Manneszucht hielt, sich desselben Vergehens schuldig gemacht, als er im Verlauf des ägyptischen Feldzuges bei Jaffa 1600 gefangene Arnauten, die allerdings schon früher aus der Gefangenschaft entlassen worden waren und sich ehrenwörtlich verpflichtet hatten, nicht mehr gegen die Franzosen zu kämpfen, erschießen ließ. Sonst haben im allgemeinen die Volksheere des Korsen den Krieg menschlich geführt. Viel trug in deutschen und österreichischen Gebieten der Umstand dazu bei, daß die bürgerliche Bevölkerung nicht in die Kämpfe mit eingriff; Napoleon soll sich nach dem russischen Feldzug sogar spöttisch darüber geäußert haben, daß den zurückfliehenden Heerestrümmern nichts zuleide getan wurde. Wo aber die Zivilisten sich am Krieg beteiligten, da nahm die Kriegführung notgedrungen einen harten Charakter an. Die spanischen Bauern, die den Guerillakrieg führten, kannten keine Schonung gegen die verhaßten Eindringlinge, und die bei diesen geweckte Erbitterung gegen diese Art der Kriegführung erzeugte naturgemäß Grausamkeiten, die dem spanisch-französischen Kriege sein eigenes Gepräge geben. Hüben und drüben wurde

gesündigt, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die französischen Truppen oft durch ihr Benehmen — man denke an die Plünderungen Junots in Portugal — die leicht reizbare Wut des spanischen Volkes zu lodernden Flammen entfachten. Städte, die im Sturm genommen wurden, unterlagen auch in dieser Zeit noch der Plünderung, und ihre Einwohner waren der Wut der Sieger ausgesetzt. Das mußte Cordoba von seiten der Franzosen erfahren, und San Sebastian von seiten der englischen Truppen. Über die Plünderung dieser Stadt sagte Wellington: ‚Es ist mir vom Schicksal bestimmt gewesen, viele Städte im Sturm zu nehmen, und ich bin bekümmert, hinzuzufügen, daß ich niemals eine durch irgend welche Truppen genommene Stadt sah oder von einer solchen hörte, die nicht geplündert worden wäre.‘ Erst die Brüsseler Konvention von 1874 hat in aller Form diesen harten Brauch abgeschafft; was allerdings die russische Heeresleitung nicht hinderte, i. J. des Heils 1916 ihre Truppen anzufeuern durch eine in Aussicht gestellte zweitägige Plünderung der Stadt Czernowitz.

Die russische Kriegführung ist von altersher durch ihre Härte, die auch des eigenen Landes nicht schonte, berüchtigt gewesen. Heute, wo man in der französischen Presse nur Worte des Einverständnisses über die echt mongolische Verwüstungsstrategie der zarischen Heere lesen konnte, entbehrt es nicht einer gewissen Komik, die französischen Pressestimmen von 1812 über die echt russische Leistung des Brandes von Moskau und der Verwüstung des eigenen Landes zum Vergleich heranzuziehen. Damals schrieb das Journal de l'Empire: ‚Hätte man die greulichste Barbarei der Russen jemals in Zweifel ziehen können, so würde ihr Verfahren in ihrem eigenen Land uns besser davon überzeugen als alles, was man über ihre Sitten je gedruckt hat. Durch unsere Waffen besiegt, rächen sie ihre Niederlagen dadurch, daß sie die Städte, die sie nicht verteidigen können, in Flammen aufgehen lassen. Weiber, Kinder, Greise, selbst ihre Verwundeten sind die Schlachtopfer ihrer unsinnigen Wut und ihres rohen Stolzes . . . Was würde aus dem gesitteten Europa werden, wenn diese Scharen Mordbrenner darin eindringen könnten! Es sind Barbaren. Gab es je einen Volkskrieg, so ist es unstreitig der Krieg für die Vernichtung dieses blutdürstigen Kolosses, der seit hundert Jahren unter dem Geklirr von Ketten, mit denen er Europas Freiheit bedroht, und mit dem Schein von Fackeln, mit denen er die Trümmer desselben beleuchten will, gegen uns vordringt.‘ Gleichzeitig aber — im September 1912 — machte der russische Dichter Batschukow in einem Brief an den Iliasübersetzer Gneditsch dem jetzigen Bundesgenossen das hübsche Kompliment: ‚Die von den französischen Vandalen in Moskau und Umgebung verübten, in der Weltgeschichte beispiellos dastehenden Greueltaten haben die ganze Philosophie, die ich mir aufgebaut, zerstört und mich gegen die ganze Menschheit aufgebracht . . . Rache! Rache! Diese Barbaren, diese Vandalen! Und dieses Volk von Unmenschen wagt es noch, von Freiheit, Menschenliebe und Philosophie zu sprechen! Und wir waren so blind, daß wir sie in allen Dingen nachäfften. Gut haben sie uns heim-

gezahlt! Beim bloßen Anhören der Berichte von ihren Greueltaten kam man vor Ärger sterben.'*

* * *

Die gewaltigen Fortschritte aller Zweige menschlicher Kultur und die dadurch vielfach bedingte Interessengemeinschaft der modernen Staaten haben den Krieg nicht aus der Menschheit verbannen können. Das verflossene so viel gerühmte Jahrhundert des menschlichen Fortschritts hat nicht weniger Kriege gesehen als seine Vorgänger. Sie haben alle viel Schreckliches aufzuweisen, furchtbare Mengen von Toten, Verwundeten und Verstümmelten, brennende Dörfer und zertretene Fluren. Kongresse, wie der zu Paris von 1856, und vor allem die Genfer Konvention von 1864, wo sich die zivilisierten Völker endlich in weitgehendem Maße der bisher so jämmerlich verlassenen Verwundeten auf den Schlachtfeldern annahmen, suchten zur Beseitigung der ärgsten Greuel beizutragen. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 weist gegenüber den früheren Kriegen eine wesentliche Verbesserung des Kriegsrechts auf, besonders durch die Proklamation des Königs Wilhelm vom 11. August, welche das moderne Rechtsprinzip, daß der Krieg sich nur zwischen den Heeren der feindlichen Staaten vollziehe und die feindlichen Privatpersonen möglichst an Leib und Gut zu schonen seien, zuerst mit aller Entschiedenheit amtlich verkündigt hat. Daß dieser Versuch nicht die erhoffte Wirkung hatte, lag daran, daß die Kunde des Völkerrechts zu wenig verbreitet war. Die Beteiligung der nicht militärisch organisierten Bevölkerung am Krieg zeitigte Härten, unter denen naturgemäß viele Unschuldige leiden mußten. Unter dem Eindruck der damaligen Vorgänge schrieb der Völkerrechtslehrer Bluntschli: ‚Indem der Krieg alle Kräfte der Nation heftig spannt und die schlummernden oder zurückgehaltenen Triebe derselben aus der Tiefe aufregt, deckt er auch die ursprüngliche Wildheit wieder auf, welche die Menschennatur mit der tierischen Natur verbindet. Wohl hat die veredelnde Arbeit einer mehrtausendjährigen Geschichte in den uralten wilden Stamm der Menschheit unzählige Reiser der Bildung und Kultur eingepfropft und das Wachstum derselben allmählich umgebildet. Aber wie im Kriege die höchsten Tugenden der Männlichkeit entfaltet werden, so entbindet der Krieg auch die wildesten Leidenschaften der Menschen. Deshalb ist es so dringend nötig, daß das Recht mit starker und zwingender Autorität auch im Kriege das Tier im Menschen bändige und zähme, das Recht, das selber unparteiisch alle Parteien mit gleichem Maßstabe bemißt und alle Leidenschaften nötigt, die erhabenen Gesetze der Menschlichkeit zu achten.'**

Hat das Recht die hier gewünschte Wirkung im jetzigen Weltbrande gezeitigt? Man hätte es nach all den vorausgegangenen Konventionen be-

---

* Mitgeteilt im Märzheft 1915 der Süddeutschen Monatshefte, S. 836.

** Bluntschli, Das moderne Völkerrecht in dem Kriege 1870. (Heidelberg 1870) S. 12.

züglich einer ausgedehnteren Verhinderung unnötiger Kriegshärten erwarten sollen. Aber wie war es in Wirklichkeit? In Belgien und Frankreich begann noch vor Eröffnung der Feindseligkeiten der Krieg des aufgehetzten Pöbels gegen die friedlichen Angehörigen der feindlichen Staaten. Die deutschen Heeresberichte meldeten in den ersten Kriegstagen von einer ausgedehnten, hinterlistigen Kriegsbeteiligung der Zivilbevölkerung und den dadurch nötig gewordenen Repressalien. Während nun der Reuterdraht und die Ententegroßpresse auf der ganzen Welt die Greuelhetze inszenierte, zeitigte die russische Kriegführung in Ostpreußen und Galizien, die rumänische in der bulgarischen Dobrudscha Eroberertaten, die an Brutalität und Grausamkeit der dunkelsten Landsknechtszeit vergangener Jahrhunderte in nichts nachstehen; erlebten wir in den für die ‚Zivilisation' kämpfenden feindlichen Ländern das Wiederaufleben der vom Burenkrieg her in trübem Andenken stehenden englischen Erfindung der Konzentrationslager; die Mißhandlung und Tötung Verwundeter und Gefangener; die Auspeitschung von Angehörigen der weißen Rasse durch Farbige in den Kolonien; erlebten wir die versuchte Aushungerung, den geplanten Vernichtungskrieg gegen ein Kulturvolk; erlebten wir den völligen Zusammenbruch all der schönen und so klug ausgedachten Bestimmungen des Völkerrechts; beklagen wir das entsetzliche Flüchtlingselend von Millionen von Menschen, welche der moderne Krieg von Hof und Heimat vertrieb; sind Zeugen von der Zerstörungskraft moderner Kriegswerkzeuge, wie sie die ausschweifendste Phantasie eines Verfassers von Zukunftsromanen nicht zu schildern vermochte; Zeugen eines Massenmordes, wie ihn die Weltgeschichte nie gekannt hat. Was bedeuteten die Verwüstungszüge der Mongolen und Türken, der Söldnerscharen des Dreißigjährigen Krieges gegenüber der Vernichtungskraft der neuzeitlichen Kriegsmaschine, welche Städte und Dörfer spurlos vernichtet, Wälder zerfetzt, den fruchtbarsten Ackerboden auf Jahrzehnte seiner segenspendenden Kraft beraubt? Sind jemals in einem Kriege größere Werte vernichtet worden als jetzt, wo die Menschheit den höchsten Gipfel der Zivilisation erklommen zu haben wähnte?

So hat uns unser Gang durch ein dunkles Gebiet der Kulturgeschichte belehrt, daß auch eine äußerlich glänzende Kultur die Menschheit nicht vor den Schrecken bewahren kann, die für manche nur sagenhaften Charakter angenommen hatten; der Weltkrieg mit seinen ungeheuren Dimensionen, mit den furchtbaren Hilfskräften einer hochentwickelten Technik, die er in seinen harten Dienst gestellt hat, schlägt den Völkern weit tiefere Wunden als die Kriege früherer Zeiten. Papst Benedikt XV. hat ihn als den Mord der europäischen Zivilisation bezeichnet. Die ihn frevelhaft heraufbeschworen haben, ahnten wohl kaum, was sie taten.

Der jetzige Krieg ist auch der blutigste Hohn auf die mit so viel Reklame durch den Kaiser aller Reußen einberufenen und an seinem Geburtstage — am 18. Mai 1899 — eröffneten Haager Friedenskonferenzen, von denen die unverbesserlichen Optimisten und blinden Anhänger des modernen Humani-

tätsideals so viel Heil für die Völker erwarteten. ‚Die erste Station in der Abschaffung der Geißel des Krieges‘ hat sie der Teilnehmer White genannt. Mit wieviel Recht, das lehren uns die blutigen Jahre. Sie lehren uns nur eines: daß der Krieg ein ‚roh gewaltsam Handwerk‘ ist und bleiben wird; daß man kein Recht hat, auf die Menschen früherer Jahrhunderte wegen ihrer Kriegsbräuche vornehm herabzublicken; daß alle papierenen Humanitätstheorien den Krieg nicht zu bannen und seiner Schrecknisse und Greuel zu entkleiden vermögen. Nicht das Christentum mit seiner Kultur des inneren Menschen, sondern der die Völker verseuchende Geist des Materialismus und brutalen Egoismus, die äußere technische Kultur muß im Weltkrieg den moralischen Bankerott erklären. Auch heute noch gelten die Worte des alten Kirchenschriftstellers Arnobius (um 295): ‚Gewiß, wenn alle, die sich für Christen halten, nur eine Weile auf Christi heilsame und friedliche Lehren hätten hören wollen, könnte die ganze Welt seit lange, den Gebrauch des Eisens nützlicheren Arbeiten zuwendend, in friedlichster Ruhe leben und sich zu einem festen und unlöslichen Bunde sicherster Eintracht zusammengeschlossen haben.‘

Wintertag.

Wie's heimlich lautlos mir zur Seite schritt,
Durch kahle Wälder, am gefrornen Teich
Ein kurzes Leuchten hell vorüberglitt!
Unfaßbar, nur ein Hauch, ein Duft, ein Klang,
In stiller Seele ahnungsvoll gefühlt,
Als hätte durch der Erde Traum gespielt,
In ihren schweren Schlaf, ein leiser Frühlingssang.

Sophia Steinwarz.

Kleine Bausteine

Ein Brief Luise Hensels an Clemens Brentano / Mitgeteilt von Lujo Brentano

Das literargeschichtliche Interesse hat sich in den letzten beiden Dezennien den Werken und dem Leben Clemens Brentanos in erhöhtem Maße zugewandt. Dadurch ist manches wertvolle, was bis dahin nicht allgemein bekannt war, weiteren Kreisen zugänglich geworden, und auch das Leben des Dichters hat vielfach Darstellung gefunden. So sehr ich mich über das stofflich Neue freue, was dabei zutage gefördert worden ist, so muß ich mich mit der Behandlung, welche Herausgeber und Kritiker den Werken wie der Person meines Oheims haben zuteil werden lassen, weniger einverstanden erklären. Ich bin allerdings kein Literarhistoriker; ich gehöre zu dem Publikum, für das die Literarhistoriker schreiben, und in dieser meiner Laienhaftigkeit hatte ich mir eingebildet, es sei die erste Aufgabe des literarischen Kritikus wie des Biographen, das Verständnis der von ihnen behandelten Werke und Personen dem Leser zu erschließen. Dazu gehört vor allem ein Mitempfinden des Darstellers mit dem behandelten Autor. Wo solches fehlt, kann man wohl zu Urteilen gelangen, welche von irgendwelchem voreingenommenen Standpunkt aus folgerichtig sind und demnach den Kritiker selbst befriedigen; aber mit solcher Pedanterie wird man weder den Schönheiten einer poetischen Leistung, noch auch dem Leben und Streben einer Dichterseele gerecht! Am allerwenigsten kann man auf diese Weise zum Verständnis von Clemens Brentano gelangen, dessen Natur wie die weniger anderer jedweder schablonenhaften Behandlung spottet. So habe ich denn beim Lesen der Einleitungen zu seinen Werken und von Aufsätzen über diese oder jene Episoden seines Lebens, die uns während der letzten Jahre zu Gesicht gekommen sind, oft den Eindruck gehabt, als seien ihre Verfasser weit weniger durch eigene Freude an dem von ihnen Herausgegebenen zur Herausgabe dieser oder jener Schrift oder durch Sympathie mit dem Schicksal des Dichters zur Betrachtung von dessen Leben veranlaßt worden, als um vom Standpunkt irgendwelcher Doktrin aus, über ihn Gericht zu halten. Statt Dank zu ernten für den Genuß, den der Dichter mit dem vielleicht mit seinem Herzblut Geschriebenen bereitet, erscheint er vielfach fast wie ein Angeklagter, dem seine Herausgeber und Biographen unter Vereinigung der Rollen des Anklägers und Richters selbstgerecht das Urteil sprechen. Das möchte ich sowohl von dem gelten lassen, was von katholischer, wie auch von dem, was von akatholischer Seite über meinen Oheim geschrieben worden ist. Es fehlt den Schreibern an der zum vollen Verständnis des Behandelten nötigen Gleichartigkeit des Schwingens der

Seele mit der des Dichters. Das Buch, das auf Grund von Seelenverwandtschaft des Verfassers zum psychologischen Verständnis von Leben und Werken von Clemens Brentano führt, ist noch nicht geschrieben.

Das Gesagte gilt meines Erachtens auch für das über das Verhältnis von Clemens Brentano und Luise Hensel Geschriebene. Nun hat erst im Augustheft dieser Monatsschrift der um die Brentanoforschung sehr verdiente Dr. Hermann Cardauns einen Brief von Clemens an Luise vom Anfang Oktober 1818, dann noch weitere Briefe aus der Zeit seines Lebens in Dülmen und schließlich einen vom 18. November 1835 veröffentlicht. In diesen Briefen bleibt manches unverständlich. Vielleicht dient es zur Aufklärung und führt auch zu besserer Würdigung der anfänglichen Beziehungen zwischen beiden, wenn ich den folgenden Brief von Luise an Clemens denen zugänglich mache, welche über diese bisher geschrieben haben. Es ist wohl der erste Brief, den Luise an Clemens gerichtet hat. Ich enthalte mich jedweder würdigenden Bemerkung und füge nur einige Worte bei, wie ich in den Besitz des Briefes gekommen bin. Ich muß dazu etwas weit ausholen.

Im Jahre 1811 hatten Clemens Brentano und Varnhagen sich in Teplitz kennen gelernt. Varnhagen hat über diese erste Begegnung wiederholt berichtet.* Es war unvermeidlich, daß der Gegensatz der Naturen, wie er in den von Varnhagen selbst veröffentlichten Briefen von Clemens Brentano an ihn und Rahel deutlich hervortritt, ihren Umgang störte. Er äußerte sich insbesondere auch in verschiedener Beurteilung gewisser Berliner Gesellschaftskreise und einzelner Persönlichkeiten, namentlich auch Achims von Arnim, der mit jenen, Varnhagen nahestehenden Kreisen Konflikte gehabt hatte.** Clemens Brentano sprach abfällig über Varnhagens Freunde, und Varnhagen rächte sich in einer Weise, die für ihn charakteristisch und für das weiter hier zu Erzählende von Bedeutung ist. Clemens hatte ihm das Manuskript seines Dramas ‚Aloys und Imelde' in ‚herzlichem Wohlwollen' geliehen, wie Varnhagen sagt,*** damit ‚er es durchsehe und etwaige Verbesserungen vorschlage'.† Hier nun der erste Vertrauensbruch Varnhagens. Nach einem Streite, über den wir, da Varnhagen, wie noch zu erzählen sein wird, alle entgegenstehenden Nachrichten des Clemens Brentano widerrechtlich zerstört hat, lediglich seine von Gehässigkeit getragenen Aussagen haben, gab er das ihm anvertraute Manuskript, als es von ihm zurückgefordert wurde, nicht zurück, sondern behielt es, wie er selbst berichtet, als ein ‚Pfand der guten Aufführung' des Clemens Brentano. Dieser hat sich in zahlreichen noch erhaltenen

* Vgl. seine ‚Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens' 2. A. II. 326, Leipzig 1843, und ‚Biographische Portraits von Varnhagen von Ense', Leipzig 1871 S. 62 ff.

** Vgl. Biographische Portraits S. 80 und Reinhold Steig, Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe, Berlin und Stuttgart, 1901, S. 632.

*** Biographische Portraits S. 114.

† Ebenda S. 70.

Briefen* in lebhaften Klagen über den Vertrauensbruch ergangen und alles versucht, um das ihm entwendete Manuskript wieder zu erlangen. Erst 1814 hat es Varnhagen auf Rahels Drängen zurückgegeben,** und noch heute trägt es die Aufschrift von Varnhagens Hand ‚Pfand von Clemens Brentano'.

Diese Vorkommnisse sind der Ausgangspunkt weiterer Unterschlagungen Varnhagens geworden, die es zu erzählen gilt:

Als Clemens Brentano von Berlin nach Dülmen übersiedelte, ließ er den größten Teil seiner Habseligkeiten und darunter auch seiner Papiere bei seiner Schwester Bettina von Arnim zurück. Er ist im Jahre 1842 in Aschaffenburg gestorben. Vorher hatte er in München ein am 8. August 1842 bei dem Stadtgericht der freien Stadt Frankfurt publiziertes und dort noch heute liegendes Testament gemacht, worin er meinen Vater zu seinem ‚einzigen Universalerben' ernannt hat. Aus hinterlassenen Briefen meines Vaters geht hervor, daß es eine Herzenssache seines Bruders Clemens gewesen ist, daß eine Herausgabe seines Nachlasses nur in dessen Sinn stattfinde. Mein Vater hat nichtsdestoweniger, da sich Bettine von den in ihrem Besitze befindlichen Papieren ihres Bruders Clemens nicht trennen wollte, diese Papiere in brüderlichem Entgegenkommen, wenn auch ohne sich seiner Rechte auf die Papiere zu begeben, in dem Besitz Bettinens gelassen. Am 27. Oktober 1851 ist mein Vater gestorben. Bettine aber verlangte nach einer hilfreichen Hand, welche die zahlreichen Briefe und andere Papiere von literarischem Wert, die sie besaß, ordne. Varnhagen hatte sich schon mehr und mehr der Herausgabe der ‚Sämtlichen Werke' Arnims bemächtigt, weswegen Wilhelm Grimm von der Herausgabe zurücktrat; als er sich nun auch als den geeigneten Mann zur Ordnung jener literarischen Hinterlassenschaft anbot, hat sie ihn, uneingedenk dessen, was Achim von Arnim und ihr Bruder Clemens mit ihm erlebt hatten, mit dieser Ordnung betraut und damit unter anderem ihm auch die Papiere Arnims und die ihres Bruders auf Treu und Glauben ausgehändigt. Dadurch ist er zur Kenntnis all der witzigen und teilweise beißenden Bemerkungen gelangt, in denen sich die beiden Freunde über ihn und die, zu denen er gehörte, in vertraulichem Briefwechsel ausgelassen hatten. Sie haben Varnhagens alten Haß gegen Clemens Brentano aufs neue belebt, und Bettine selbst hatte ihm die Gelegenheit gegeben, für jedes über ihn geschriebene witzige Wort Rache zu nehmen. Lange Zeit hat er sich geweigert, die Papiere überhaupt zurückzugeben, bis der Schwiegersohn Bettinens, Graf Oriola, damals Oberst der Bonner Husaren, ihm aufs Zimmer rückte und die Papiere zurückforderte. Da erst erfolgte eine Rückgabe. Aber Bettine selbst war durch ihr zunehmendes Alter und einen Schlaganfall außerstand gesetzt, zu

* Vgl. Hochland, I. Jahrg. Heft III S. 294.
** Vgl. Biographische Portraits S. 114.

kontrollieren, was zurückgegeben wurde und was nicht, und auch ohne dies wäre solche Kontrolle nicht möglich gewesen. Varnhagen hat dies für seine Zwecke ausgenützt. Wie der weitere Verlauf bewiesen hat, hat er einen Teil der ihm anvertrauten Papiere überhaupt nicht zurückgegeben; andere, die er zurückgab, hat er verstümmelt; er hat alle auf ihn und Rahel bezüglichen Stellen aus den ihm zur Ordnung anvertrauten Briefen herausgeschnitten und so die Zeugnisse gegen sich und diejenigen um ihn aus der Welt geschafft; außerdem hat er, wo immer er Mitteilungen fand, von denen er annehmen konnte, daß sie zur öffentlichen Kompromittierung von Clemens Brentano verwendbar seien, von den ihm anvertrauten Papieren Abschriften gemacht und zurückbehalten.

Varnhagens Nichte Ludmilla Assing hat Varnhagens Manuskriptensammlung, die sie nach seinem Tode im Jahre 1858 zunächst als Erbin verwaltete, entsprechend dem Wunsche Varnhagens im Jahre 1872 testamentarisch der königlichen Bibliothek in Berlin vermacht, und nach ihrem Tode im Jahre 1880 gelangten somit als Teil derselben auch die von Varnhagen unterschlagenen Brentano-Arnimschen Familienpapiere in den Besitz der Berliner Bibliothek. Damit schien Varnhagens Ziel erreicht. Um sich wegen Bemerkungen über ihn und seine Freunde, welche nahezu fünfzig Jahre vorher gemacht worden waren, zu rächen, hat er Clemens Brentano nicht nur bei dessen Lebzeiten jahrelang gequält, indem er ihm das Manuskript eines Dramas vorenthielt, das dieser ihm zum Lesen gutgläubig anvertraut hatte, sondern er hat auch nach seinem Tode das Vertrauen, das dessen Schwester ihm schenkte, mißbraucht, um sein Andenken schädigen zu können. Er hat selbst vor einer strafrechtlich verbotenen Handlung nicht zurückgeschreckt, um an Menschen sich zu rächen, deren briefliche, seiner Auffassung entgegenstehende Mitteilungen er gleichzeitig vernichtete.

Erst zu Anfang der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hat Hermann Grimm von im Besitze der Berliner Bibliothek befindlichen Papieren von Clemens Brentano und Achim und Bettina von Arnim gehört, die nur durch eine Unterschlagung Varnhagens in diesen Besitz gelangt sein konnten. Er hat mir damals davon Mitteilung gemacht. Es ist nicht angezeigt, zu erzählen, warum wir uns damals entschlossen haben, die Papiere, welche die Bibliothek unwissentlich zu Unrecht besaß, in ihrem Besitz zu lassen. Als aber entgegen einem getroffenen Abkommen an Weihnachten 1908 aus diesen Papieren der Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau und darin gar manches, was besser nicht veröffentlicht worden wäre, veröffentlicht wurde, habe ich im Namen aller interessierten gesetzmäßigen Erben Einsprache erhoben und nach langwierigen Unterhandlungen die Rückgabe dessen, was uns gehörte, soweit wir es verlangten, erzielt. Dabei bin ich davon ausgegangen, daß alle Briefe von ausschließlich literarischem Werte der Bibliothek verbleiben und nur die der Öffentlichkeit entzogen werden sollten, welche lediglich

ein intim persönliches Gepräge trugen. Um die Rückgabe der letzteren zu erreichen, habe ich unserseits Opfer bringen müssen, deren Wert den des Zurückerhaltenen weit übertrifft. Wir haben als Gegenleistung für Briefe, die lediglich intime persönliche Verhältnisse betrafen, das noch nie veröffentlichte Manuskript eben jenes Dramas ‚Aloys und Imelde' gegeben, dessen Rückgabe ein Jahrhundert früher von Varnhagen verweigert worden war. Die Rücksichten, die bis dahin der Anlaß gewesen waren, das Drama nicht drucken zu lassen, waren weggefallen; die Nichtveröffentlichung hatte sogar zu Urteilen von katholischer Seite den Anlaß gegeben, welche es wünschenswert erscheinen ließen, jedem Gelegenheit zu geben, sich von deren Irrigkeit zu überzeugen. Das Drama ist seitdem von Dr. Ägnes Harnack als zweite Abteilung des neunten Bandes der bei Georg Müller in München erscheinenden Ausgabe von Clemens Brentanos Sämtlichen Werken gedruckt worden.

Unter den Briefen, welche ich im Austausch gegen ‚Aloys und Imelde' erhalten habe, befindet sich auch der nunmehr folgende Brief von Luise Hensel an Clemens Brentano. Sein Inhalt allein dient schon als Zeugnis für die Unrechtmäßigkeit seines Besitzes durch Varnhagen; denn nur auf unrechtmäßige Weise konnte der Feind von Clemens in den Besitz eines Briefes gelangen, der wie dieser seine intimsten Angelegenheiten betraf. Wenn ich ihn trotz dieses seines intimen Charakters hiemit der Öffentlichkeit übergebe, geschieht es, um manchen schiefen Urteilen entgegenzutreten, die über die Beziehungen von Clemens Brentano und Luise Hensel ausgesprochen worden sind. Das Blatt trägt von Varnhagens Hand die Aufschrift ‚Luise Hensel'. Alles übrige ist von ihr selbst geschrieben. Der Brief enthält keine Anrede und kein Datum. Er lautet:

‚Über alles, was Sie mir geschrieben, sag ich Ihnen nichts, Gott hab ichs gesagt. Ach Brentano, ich weiß, daß Ihr — nein, Dein Herz, lieber Bruder! ein Geschenk Gottes ist. Ich möchte den Lobgesang Mariä singen, ich möchte vor ihm zerfließen in demüthigsten Dankesthränen. Er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen, er sei gepriesen in Ewigkeit! — Ich ein Herz verstoßen? Dein Herz verstoßen, mein armer Bruder! ach so würde mich ja Christus verstoßen, der mir das theuer erkaufte Herz geschenkt hat; ich weiß wohl, daß es ein Sündenherz ist, wie meins, dabei es ist himmlisch rein und klar und schön denn Er hat es gewaschen mit seinem Blute. O wie danke ich ihm? — Mein Bruder, ich will Dir was sagen, ob Du es verstehst, weiß ich nicht, ich weiß auch nicht was ich schreibe, aber ich muß schreiben. Ob Du es lesen kannst, weiß ich nicht. Die Hand ist mir eiskalt und zittert sehr und vor Thränen können meine Augen nicht sehen. Wie begreife ich doch die Gnade Gottes! ach ich versinke — sie ist unendlich. Er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen! Ich wollte ja sagen, wie mir gestern geschehen. ich war in die St. Nikolaikirche gegangen mit meinem armen Herzen, das so müde war und schwer, ich weiß nicht ganz wovon, ich hatte die ganze Nacht gebetet, geweint und

gelesen, was mir von Deiner Hand, mein lieber Bruder, geschrieben war. Du hast mir ja Dein Herz nicht gegeben, Gott hat es mir gegeben zum Christgeschenk. ich möchte in Demuth vergehen, daß er mich so hoch erhebt, und wie verdien ich armes unartiges Kind doch solche Weihnachtsgabe! Ach Herr hilf mir selbst Dein Geschenk verdienen und verstehn! Ich will alles tun was Du willst Gott! Gib mir Dein Kreutz und Deine Dornenkrone, mein Heiland! Daß ich Dir ähnlich werde. In der Kirche hab ich es erfahren, daß Du mein lieber Bruder in Christo, daß Du mir von Gott geschenkt bist. Mit tiefster Demuth hab ich gelesen, ich fühlt es ja und werd es ewig fühlen wie unwert ich der göttlichen Gnade, wie unwert ich auch Deiner Liebe bin. Wie viel besser muß ich doch aussehen als ich bin, wie hält mich denn dein Herz für so gut, mein Freund! ach Wollen hab ich wohl, aber Vollbringen das Gute, das mangelt mir noch. Der Herr wird mir helfen. Nun hab ich geschmeckt wie Er so freundlich ist. Erst klang mir das Singen in der Kirche wie ein Grablied und ich sang ebenso mit, aber ich wußte nicht, was begraben ward; es war mein Herz, nachher hab ich es wohl erfahren und die Lichter brannten blaß und still dazu. Aber es währte nicht lange, so ward aus dem Grablied ein seliger Lobgesang und die Sonne brach durch den Nebel und ein heiliges Wesen ging durch die Kirche, die Herzen flammten hell auf und die Kreuze und Bilder und Kronleuchter und die Goldfranzen an der Altardecke bewegten sich, ich mußte mit einem recht still fröhlichen Gemüte an Dich denken und im Herzen fühlt ich wohl, der Herr hat mein sterbendes Herz neu belebt und erfrischt, ich fühlte tief im Herzen, der ist mir von Gott geschenkt zu einer hoch theueren Weinachtsgabe. Doch daß ich sie so schlecht verdient habe! ach daß ich so oft geschwankt und gewankt ob ich der Welt oder dem Heilande gehören sollte! ach Gott verzeih es meiner armen Seele, die ja nun ganz sein sein will, er nehme doch die schlechte Gabe hin, er halte sie doch, daß kein anderer sie ihm entreißt! Mir ist noch bange, ich habe schon einmal den tiefen heiligen Frieden Gottes gespürt, ein Tröpflein des Friedens empfangen und lange mich daran gelabt und habe die selige Gabe doch fast wieder verlohren und Gott hat mich gewarnt, da hab ich noch gehalten, was sich halten ließ. Brentano Dein Herz ist mir von Gott geschenkt, ist mir geschenkt für all meine Entsagungen, Kämpfe und Thränen. Gott hat mein schlechtes Opfer gnädig angesehen und ewig belohnt. Bleib Gott getreu, Lieber, ich will ihm auch treu bleiben, wie wollen wir ihn preisen in jener Welt, bei ihm, in seiner Herrlichkeit. Er hat große Dinge an uns getan, mich armes Kind, wie hat er mich beschenkt! Wie mir war, in der Kirche gestern, sag ich nicht, kann ich nicht sagen, weiß ich selbst nicht. Als Alles vorüber war, die fromme Rede des Priesters, die mit jedem Wort heilige Funken vom Himmel in mein seliges Herz warf, als das heilige, schöne Lied, als mein herzliches Weinen und Beten, alles vorüber war, empfand ich nichts so wahr als den Wunsch: wenn

mein lieber, mir geschenkter Bruder nun an der Thüre stünde und mir die Hand reichte, ich wolle ja mit ihm gehen, wohin Gott will, wärs auch in den Tod. Du gehörst mir nun, Herz, Gott hat Dich mir gegeben und ich lasse Dich nicht. Als Du meine Hand an Dein Herz rissest, fühlt ich wie kalt sie ward, ich wußte nun erst, was in dem Briefe stehen konnte und als ich in mein Stübchen trat, war ich einer Ohnmacht nahe. Was ich in der Nacht gelitten und gestritten und gebetet habe, hat Gott gesehen und gnädig angenommen. Ich will Alles tun, was Gott will, er gebe mir nur seinen Willen zu erkennen. Als ich ein Kind war, hat mir meine Mutter vor kurzem erzählt, hab ich immer in der Kirche, wo ich so gern mitgegangen, mit meiner kleinen Stimme gesungen: Gott! Amen! ich will auch jetzt von keiner anderen Weise wissen, Aber eins weiß ich: Dein Herz ist mein, Gott hat es mir geschenkt. — Als der Prediger den Segen, das Heil und den Frieden austeilte hab ich wohl gefühlt, daß ich mein Teil bekam, mein Bruder Clemens hat wohl vielleicht grad an dem Augenblick für mich gebetet, Gott lohne es ihm! ich habe oft schon für ihn zu Gott gefleht, auch eher schon, als er mich darum gebeten hat.

Ich habe jetzt meine Zeilen durchgelesen, ich werde den Mut nicht haben, sie in deine Hand zu geben und doch muß ich vielleicht. Ich habe Du geschrieben, ich kann nicht anders, bist Du mir doch von Gott geschenkt und ich muß Dich herzlich lieben. Auf dieser Welt werden wir uns wohl selten sehen, wenn es nicht Gottes Wille ist und er es anders fügt. Meine Mutter — ich muß es Dir sagen, lieber Bruder, meine Mutter hält Dich nicht für gut. sie hat aus deinem Leben Manches gehört, was sie für wahr hält, manche Schuld, die ich Dir nicht zutrauen kann, sie sagte mir damals davon, als ich sagte, ich hätte Clemens Brentano kennen gelernt. meine Schwester ist auch argwöhnisch und wird nicht verstehen, wenn ich ihr auch die Wahrheit sage. doch möchte ich Dir noch Manches sagen, möchte Dich gern öfter sehen, vielleicht muß ich auch nach Glatz gehen, muß, weil es für meine arme liebe Mutter gut ist, wenn ich zu meiner wolhabenden Tante gehe, dort kann ich vielleicht mehr für sie thun als hier. — Wenn Du wirklich die Schulden auf dem Herzen trägst, die schweren Schulden, so sei dennoch froh, Gott, der die Liebe ist, hat sie Dir vergeben, o ich hab es selbst gefühlt, wie der Heiland so gern ein sündig Herz annimmt! — Ich hätte noch viel zu sagen, ich muß aufhören, ich habe keine Zeit, auch habe ich diese Zeilen in Angst geschrieben, mein Schwesterchen fragt vil, an wen der Brief ist, es ist ihr aufgefallen, daß ich die Nacht hindurch gelesen habe. Ich bat in den Zeilen zu uns, zu mir herzukommen, heut Nachmittag, ich wußte nicht von dem Lesen, wie das geändert wurde, gegen meine Schwester hat ich die Ausrede genommen, Brentano wird uns abholen, ach daß ich nicht allen Menschen sagen darf: Gott hat ihn mir gegeben!

Luise.'

Kritik

Neue Kunde von Friedrich und Dorothea Schlegel / Von Margareta Hiemenz

Eine Ergänzung und Vertiefung des Charakterbildes von Friedrich Schlegel (1772—1829) und besonders von dessen Gattin Dorothea geb. Mendelssohn (1763—1839) bieten die Briefe der beiden, die Professor Rudolf Unger aus dem Nachlaß Kuno Fischers herausgegeben hat.* Es handelt sich um die Korrespondenz mit dem früheren Jenenser Theologieprofessor Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851) und seiner Frau Karoline (1767—1844), die sich in Dorotheas stürmischster Romantikperiode freundschaftlich an sie angeschlossen hatte. Wohltuend berührt die Objektivität, mit der Unger in der feinfühligen Einleitung das viel verzerrte Bild Dorotheas in seinen sympathischsten Zügen festhält und ihres Wesens Kern in seiner Einseitigkeit, die indessen ihre Größe war, erfaßt und darstellt.

Paulus hatte während Schlegels Aufenthalt in Paris (1802—1804) einen Ruf an die Würzburger Alma Mater (1803) erhalten. Die Korrespondenz der beiden Familien wird wieder eifriger, als Friedrich sich von Köln aus um eine Professur an der Würzburger Universität bemüht. Diese Bemühungen wurden von Paulus lebhaft unterstützt, scheiterten aber offenbar an den Intrigen von Schelling und dessen Gattin Karoline, die Friedrichs Parteinahme für den Bruder, ihren betrogenen früheren Gatten, nicht verzeihen wollte. Manches bezeichnende Licht fällt durch die vorliegende Korrespondenz auf diese Professorengehässigkeiten, die aus persönlicheren Quellen aufstiegen als aus Gelehrteneifersüchtelei.

Besonders Karoline Schelling, die reich veranlagte, aber zügellose Hetärennatur, ist unter dem Pseudonym der verrufenen Kupplerin im ‚Faust' als ‚Frau Martha Schwerdtlein', die Zielscheibe eines leidenschaftlichen, oft sehr derb sich äußernden Hasses von seiten Dorotheas. Man muß die Erinnerung an Karolinens berüchtigte Vergangenheit, ihr zweideutiges Wesen den Brüdern Schlegel gegenüber zu Hilfe rufen, um an der im Grunde gutherzigen Dorothea nicht irr zu werden. Vielleicht war Dorothea auch jene gehässige, noch aus Jenenser Tagen stammende Äußerung Karolinens zu Ohren gekommen und hatte sie aufs äußerste gereizt: ‚Wenn sie (Dorothea) nur jemand totschlagen wollte, bevor ich stürbe.' Mit der Zeit fortschreitender Reife wurde Dorothea auch dieser Feindin gegenüber maßvoller, und in einem versöhnenden Epilog klingen ihre Zeilen beim Tode der früheren Schwägerin aus: ‚Mir ist sehr wohl, daß ich ihr längst schon verziehen habe, sonst müßte mir bange sein, daß sie ohne Versöhnung hat aus der Welt gehen müssen, und ich hoffe nun, sie wird Vergebung finden, wie ich ihr von ganzem Herzen vergeben habe.'**

Leise, doch vernehmlich genug durchzieht auch die vorliegenden Briefe Friedrichs immer deutlicher werdende Neigung zum Katholizismus, die Dorothea selbst

---

* Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Briefe an die Familie Paulus, Berlin 1913.

** Raich, I 381.

mehr und mehr teilte und frauenhaft einseitiger, aber auch tatkräftiger und konsequenter bis zur letzten Folgerung, der Konversion der beiden Gatten, hintrieb. Freilich kann man diese flüchtig hingeworfenen Bemerkungen in ihrem ganzen Ernst nur verstehen, wenn man Friedrichs philosophische Vorlesungen aus den Kölner Jahren zum Vergleich heranzieht.* Hier wurde der erste Auftakt zu einer ersehnten Harmonie zwischen rein abstraktem Erkennen und intuitivem Ahnen und Fühlen gegeben. Bezeichnend und verheißungsvoll ist Friedrichs Definition über den Wert des spekulativen Mystizismus: ‚Wir müssen zuerst die Erinnerung vorausschicken, daß der spekulative Mystizismus durchaus gar keine verwerfliche Art von Philosophie, daß vielmehr der berichtigte Mystizismus, sowie der gemäßigte Skeptizismus ein wesentlicher Bestandteil der wahren, vollkommenen Philosophie sei; denn wie der auf seine wahre Bedeutung zurückgeführte Skeptizismus der natürliche Anfang und das natürliche Prinzip der wahren Philosophie ist, so ist der berichtigte Mystizismus der göttliche Anfang und das göttliche Prinzip derselben.‘**

Neben dieser ständig wachsenden Neigung zum religiösen Mystizismus läuft indessen unverkennbar der gleich starke Drang, durch verstandeskritisches Erfassen des Weltganzen, auf empirischer Grundlage seinen Gedankenbau logisch zu stützen. Es geschah dies in späteren Jahren an der Hand der Scholastiker, zu denen er in den Kölner Jahren noch kein Verhältnis finden konnte. Das Suchen nach einer Einheit des Erkennens und Wissens und einer Einheit des Fühlens und Schauens — wenn ich so sagen kann — durchzog alle Lebensintervalle des merkwürdigen Mannes, bis er im Anschluß an die katholische Kirche, an die große historische Realität und die große geistige Idealität, eine ihn befriedigende Lösung langer Geisteskämpfe fand. Es kam nun zu keiner eigentlichen Neugeburt seines geistigen Ichs, aber er fand zum erstenmal ein Fundament, auf welchem er festen Fuß fassen konnte, ohne in den seitherigen Dualismus zurückzufallen. Von da ab begann sich auch in etwas wenigstens das Problematische seiner Natur zu klären. Im übrigen läßt sich durch alle Problematik von Friedrichs Wesen — von der Zeit ‚des dunklen Suchens und Sehnens‘, des ‚mehr und mehr erwachenden philosophischen Denkens‘, schließlich der ‚praktischen und entschiedenen Hinwendung zu den wesentlichen und ewigen Interessen des Lebens‘ (so schwächlich diese Versuche auch meistens ausfielen) — eine feine, aber doch deutliche Linie nicht verkennen. Es ist eben jene unzerstörbare Sehnsucht nach einer geschlossenen Einheit in Denken, Wissen und Schauen. Durch diese ununterbrochene forschende Sehnsucht verliert Friedrich allein den Eindruck des Chamäleonartigen, dem er nur bei tieferem Nachspüren entgeht. Walzel hat, wie früher, so auch jetzt wieder in seiner ‚deutschen Romantik‘,*** die über den Rahmen einer Skizze weit hinausgeht und wohl das Tiefgründigste ist, was bisher über die Romantik gesagt wurde, auf diese feine und unbeirrbare Linie hingewiesen: ‚Gedanken, die in dem Gespräch über die Poesie‘ schon auftauchen, finden hier (in Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur) eine mehr und mehr katholische Färbung. Der Katholizismus entwickelt sich Schritt für Schritt zum Hort der Allseitigkeit, der Schlegel von Jugend an zustrebt.‘† Ich glaube, daß wir hier wirklich den Kern von Friedrichs

* Windischmann, Philos. Vorlesungen Friedrich Schlegels aus den Jahren 1804—06, Bonn 1836 u. 1837.
** Windischmann, 209.
*** F. Walzel, Deutsche Romantik, Leipzig 1912.
† Ebenda 71.

Wesen erfassen dürfen: in ihm wohnte ein faustischer, im Grunde urdeutscher Drang, über das Individuum sich hinauszuheben und in der Allseitigkeit, in universeller Lebensbetrachtung das äußere und innere Dasein in schöner Harmonie zu erfassen und zu umfassen. Schon Windischmann, der Freund und treue Verwalter von Friedrichs geistigem Nachlasse, hatte dies erkannt. ‚Die Tendenz, das Höchste durch die Kraft des eingeborenen Geistes zu erringen, gibt sich in den Fragmenten und Ideen des Athenäums schon genugsam zu erkennen und ist schon in den wenigen Worten ausgesprochen: ‚Der Geist führt einen ewigen Selbstbeweis.' Es konnte sich freilich in solchen inhaltvollen Gedanken und Träumen manches Täuschende einmischen, ‚besonders wegen Überwältigung des Gefühls durch die noch nicht ganz verstandene Macht der neuen Ideen', aber es sprach sich darin ‚doch eine Lebendigkeit der Seele aus, mittels deren eine Fülle von Entwicklungen sich entfalten und zu klarem Gestalten gelangen sollte und konnte, indem die heranreifende Erfahrung des lebenskräftigen Geistes jene den Anfängen noch beigemischten Täuschungen allmählich ausschied'.*

Ein Ereignis, von welchem Schlegel zunächst die Erfüllung seiner politischen, dann aber auch seiner religiös-kirchlichen Ideale erwartete, das dann im Grunde aber auch nur eine Episode für ihn blieb, war seine Berufung als Legationssekretär mit dem Range eines Legationsrates an den Frankfurter Bundestag (1815). Die Überzeugung Friedrichs, daß seine seither rein intellektuelle Tätigkeit erst durch Berührung mit dem praktischen Leben sich fruchtbringend im nationalen Ganzen entfalten und er dadurch in den Lauf der Weltbegebenheiten eingreifen könne, sollte sich nicht erfüllen.

Die Briefe von Friedrich und Dorothea Schlegel,** die Professor Dr. Jakob Bleyer mit sehr vielseitigen Hinweisen und Erläuterungen herausgegeben hat, lassen erkennen, daß zunächst das durchaus Selbständige von Friedrichs Wesen, dann aber auch seine bekanntlich leicht erschlaffende Arbeitslust, Mitschuld an der Erfolglosigkeit seiner diplomatischen Bemühungen trugen. Der eigentliche Grund lag freilich tiefer, und zwar in Friedrichs immer ausgesprochenerer kirchlichen Richtung.

Vorerst entfaltete er eine rege journalistische Tätigkeit, und die ersten Monate waren ausgefüllt mit der Ausführung verschiedener Denkschriften im Sinne der österreichischen Gesandtschaft. Bald aber zeigte sich das Störende seines überlegenen Intellektes, mit dem er die Schwächen seiner Vorgesetzten, insbesondere des kranken Albini, durchschaute. So kam es rasch genug zu unangenehmen Zwischenfällen, als Schlegel über die Köpfe seiner Vorgesetzten hinweg sich direkt an Metternich in Wien wandte und von diesem Selbständigkeit seiner Stellung begehrte. Die eigentliche Ursache zu der rasch kritisch werdenden Lage Friedrichs ergab sich aber aus seiner immer offener hervortretenden Parteinahme für die Frankfurter Katholiken in deren Streit um ihre bürgerliche Unabhängigkeit gemäß des Wiener Kongreßbeschlusses. Geist und Seele der Frankfurter Katholiken waren der Konvertit Friedrich Schlosser und der Wiener Oratore, Kanonikus Helfferich, der in den Angelegenheiten seiner Kirche am Frankfurter Bundestag weilte. Mit ihnen war Friedrich schon in Wien in den intimen Zirkeln, die sich um Pater Klemens Maria Hoffbauer gebildet hatten, in Berührung gekommen. Das Hineinziehen katholischer Tendenzen in seine politische Tätigkeit wollte aber ebensowenig Friedrichs direktem Vorgesetzten, dem Freiherrn von Buol, gefallen, als auch dem gewichtigeren

* Windischmann II 537f.
** Bleyer, Frdr. Schlegel am Bundestage in Frankfurt, München und Leipzig 1913.

Stein, an den sich Schlegel eigens gewandt hatte und der sich durchaus mißfällig dazu äußerte: ‚Mir scheint, diese Übertragung religiöser Differenzen unter Christen in das politische Leben hätte uns in Deutschland genug geschadet.'*

Als endlich 1816 der Bundestag eröffnet wurde, war Schlegels Stellung schon bedenklich untergraben. Er fuhr trotzdem fort, sich eifrig auf die Seite Helfferichs zu stellen und brachte sich dadurch in die größte Ungnade bei seinem obersten Chef, dem Minister von Metternich, der in kirchlichen Fragen die gleichen Wege wie der Konstanzer Generalvikar Wessenberg verfolgte. Als nun die hochgehenden Wogen des politischen Lebens Schlegel über dem Kopf zusammenschlugen, kam die Sehnsucht nach der früheren geruhigen Tätigkeit, seinem stillen Gelehrtendasein, immer mehr zum Ausdruck. So schrieb er 1817 an den Bruder August Wilhelm: ‚Diese Ferien will ich mich nun vollends durch die Politik durcharbeiten, ich meyne, was davon für den Druck bestimmt ist. Bin ich das einmal los, hab ich mein Ey gelegt, so kann ich dann auch poetisch oder philosophisch die Flügel wieder regen.'**

Trotz aller politischen Müdigkeit, die sich hier ausspricht, traf es Friedrich hart, als er nun wirklich von Metternich seines Amtes enthoben wurde (1818). Er selbst war sich vorerst völlig unklar über den Anstoß, den gerade seine kirchliche Parteinahme in Wien erregt hatte. Denn mit vollendeter Unbefangenheit unterbreitete er Metternich den Plan zu einer Zeitschrift Konkordia, für die er überall um Mitarbeiter im Geiste Helfferichs warb, jenes in Wien so übel angeschriebenen ‚ultramontanen Agitators für Rom'.

So wenig geschickt Schlegel sich also in dieser Lebensperiode als politischer Diplomat erwiesen hatte, das rein Menschliche kann dadurch weit mehr gewinnen als verlieren. Denn es zeigt sich hier dem unbefangenen Beobachter die ganz bewußte Zielstrebigkeit seines Wesens, dem einmal Errungenen, mit Kopf und Herz Erfaßten, zu dienen selbst bis zum Zusammenbruch der äußeren Existenz. Gewiß, Schlegel hätte diplomatischer sein und dadurch beides, den Kirchen- und Staatspolitiker, vielleicht zu segensreicher Tätigkeit vereinen können — aber, daß er so geradeaus ehrlich in Einseitigkeit sich verrannte und offen seine Karten aufdeckte, hat etwas von der liebenswerten Aufrichtigkeit des jungen Friedrich an sich, der dem älteren Bruder gegenüber ehrlich war fast bis zur moralischen Selbstvernichtung.

Ist also der rein menschliche Einschlag in den vorliegenden Briefen trotz ihrer vorwiegend politischen und historischen Bedeutung durchaus nicht gering einzuschätzen, so bietet doch die Korrespondenz Friedrichs mit Frau Christine von Stransky,*** die Max Rottmanner angesichts des schwierigen Inhaltes dieser Briefe mit einer bewundernswerten Geduld und Mühe herausgegeben hat, ungemein wertvollere Persönlichkeitsdokumente. Auch diese Briefe zeigen deutlich, wie die letzte Lebensperiode Friedrich Schlegels davon erfüllt war, Religion, Philosophie, Poesie und Liebe im katholischen Sinne zu verstehen und darzulegen. Wohl erkannte er klar — es tritt dies noch besonders gelegentlich seiner Wiener Vorlesungen über Scholastik und deutsche Mystik im Mittelalter hervor — die beiden Abwege, auf die katholisches Denken führen kann, wenn auch nicht notwendig führen muß:

* Bleyer. S. 56.

** Walzel, Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm. 569.

*** Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky, geb. Freiin von Schleich. 2 Bd. Wien 1907 und 1911.

das einseitig rationalistische Erfassen der Wahrheit und im Gegensatz hierzu eine pantheisierende Gefühlsmystik. In seinem eigenen Denken gelang es ihm auch, kraft seiner doppelseitigen Anlage, diese Irrwege zu erkennen und zu vermeiden. Man kann also nicht von einer Erstarrung und Versteinerung des katholisch gewordenen Philosophen sprechen, wie es vielfach geschehen ist. Allerdings entging auch Friedrich nicht ganz dem Schicksale, das er in eigener Brust trug und das ihm das Horoskop seiner geistig viel durchwühlten Zeit stellte.

In seinen letzten Lebensjahren war Schlegel einer seltsam mystisch-magnetisch-hypnotischen Anschauungsweise ergeben, die hauptsächlich auf ein neues Heilverfahren hinauslief. Auch hier verlangte sein geordneter, dem Chaotischen feindlicher Geist ein System, und es ist eigentümlich, wie sich bei ihm das religiös-mystische Element mit dem Bewußtsein einer körperlichen magnetischen Kraft, von der er annahm, daß sie ihm besonders stark innewohne, vermengte. Er verlor sich hier in Ideen und Versuchen, die uns heute oft lächerlich anmuten und die geeignet sind, Schlegels Bild zu verkleinern und zu verzerren. Indessen dürfen wir bei all diesen mystischen, sympathetischen Heilversuchen nicht vergessen, daß Schlegel hier ein Kind seiner Zeit war. Männer, wie der berühmte Diagnostiker Nepomuk Ringseis, die Ärzte Carus, Passavant und Kerner und nicht zuletzt der Liebling der Wiener Damenwelt, der Hofarzt Malfatti, der auch Hausarzt bei Schlegel war, trafen sich in dem Gedanken, daß von dem animalischen Körper eine Kraft ausstrahle, die den Äther durchdringe und von andern tierischen Körpern angezogen und aufgenommen werde. Mit Bewußtheit solche magnetische Kraft vom Gesunden, vor allem vom Arzt, auf den Kranken zu übertragen, diese Kraft also zu willkürlicher Benützung in die eigene Gewalt zu bekommen, war das Bestreben der romantischen Ärzte. Vielleicht lag ein brauchbarer Kern in der neuen Wissenschaft, so abergläubisch, kindlich und romantisch diese neue Weisheit sich einstweilen auch noch gab. Unser modernes Heilverfahren, bei psychiatrischen Fällen durch rein suggestives Einwirken auf die Psyche und damit auf den Körper des Kranken zu wirken, ist, wenn auch in anderer Art, doch auch eine bewußte und gewollte Wechselbewegung vom Arzt zum Patienten.

Wichtiger und erfreulicher als diese Einblicke in die oft mißglückten magnetischen Heilversuche Friedrichs — was ihn freilich im Glauben an sich selbst nicht störte — ist der Aufschluß über Friedrichs Beziehungen zu Frau von Stransky (1785—1862). Hier gewinnt er unbedingt zunächst schon durch die stets gleichbleibende brüderlich reine Sorge und Liebe, mit welcher er die unglückliche, schuldlos von ihrem Manne geschiedene, schwer kranke und äußerst sensitive Christine umfaßte. Friedrich hatte sie schon im Jahre 1808 in den ersten Monaten seines Wiener Aufenthaltes kennen gelernt. Auf Christine bezieht sich offenbar eine Briefstelle bei Raich, die Dorothea in ihrer rührendsten Selbstlosigkeit und fraulichen Hingebung vor uns lebendig werden läßt. Friedrich muß seiner Frau in quälender Gewissenhaftigkeit den Eindruck mitgeteilt haben, den die junge Christine auf ihn gemacht hatte. Dorothea beeilte sich in aller Unrast ihrer damaligen Reise von Köln nach Wien noch am gleichen Abend von Frankfurt aus zu erwidern: ‚Mein liebster Mann, ich sag' Dir den innigsten Dank für die Mitteilung des Gefühls, welches Dich jetzt bewegt; ich verstehe Dich — Du wärest nicht der, der Du bist, wenn diese Erscheinung Dich nicht getroffen hätte, und alles, was in Dir lebt, ist gut und rein. Für mich sei nicht bange. Jene alte Heftigkeit (Eifersucht?) hat der großen Weihe weichen müssen: wer die himmlische Ruhe einmal genossen hat, sich selber, alle seine Gedanken, Worte und Werke in jedem Augenblick der heiligsten Dreifaltigkeit aufzuopfern, der ist in einem Hafen, wo kein Sturm ihn

trifft; trennen kann uns nichts in der Welt, wir sind in Gott vereinigt. Seelen, die Dich zu finden, zu lieben wissen und Deiner würdig sind, können mir nicht hinderlich sein, ich begrüße sie schwesterlich. Ein einziges nur liegt meinem Herzen dabei auf; nämlich daß keine Verbindung in der Welt Dich wieder von Deiner erwählten Tätigkeit abwärts führt oder auch nur aufhält, nicht einmal Deine Verbindung mit mir — Dein Leben, Deine Zeit gehören Deiner großen Bestimmung.'*

Hier kann ich nur wiederholen, was ich gelegentlich dieser gleichen Briefstelle schon einmal in meiner Biographie Dorotheas ausgesprochen habe: ‚Mit solcher Gesinnung hatte Dorothea selbst sich schon zu einer Höhe aufgeschwungen, die in Hinsicht edler Gattenliebe kaum mehr überstiegen werden konnte. Freilich gehörte ihre ganze zielbewußte Energie dazu, um einen so freiherzigen Standpunkt nicht nur in einem augenblicklichen Gefühlsaufwallen, sondern in langen Jahren in, durch des Gatten wechselnde Laune oft gefährdeter, selbstloser Gleichmäßigkeit zu bewahren.'** Aber auch Friedrich, der einst so zügellose Leipziger Student, mußte eine große innere Umwandlung erlebt haben, daß seine treue Lebensgefährtin ihm solche Beweise reinsten Vertrauens geben konnte. Es gelang ihm denn auch, die Seelenfreundschaft mit Christine durch lange zwanzig Jahre vor jedem sinnlichen Moment rein zu erhalten. Fast ergreifend lesen sich die Stellen, wo Friedrich der Freundin gegenüber die Kämpfe durchblicken läßt, in denen er mit seiner Schwerfälligkeit ringt und ganz schlicht menschlich davon spricht, er müsse endlich enthaltsamer und mäßiger werden. ‚Ich hänge noch zu sehr an meinen alten Gewohnheiten und dem bequemlichen Wesen, schlafe zu viel, bin oft auch zu gewissen Stunden am Tage, besonders Nachmittags und Abends, schläfrig; alles das muß anders werden, der Geist ist dabey nicht frey genug.'*** Leider waren diese Ansätze nicht genügend kräftig, um die mit den Jahren immer größer werdende körperliche Lethargie endgültig zu besiegen. Seine oft gedrückte Stimmung mag zu einem guten Teil aus diesem Zwiespalt seines Wesens hergeleitet werden. Wohl hat die beweglichere und willenskräftigere Dorothea oft genug gerungen, um die trübe Lethargie seines Wesens zu zerreißen. Aber das schwerblütige Element Friedrichs war starrer als der im Grunde untergeordnete und sich auch willig und bewußt unterordnende Einfluß der Gattin. Trübe genug klingt es durch einen unveröffentlichten Brief Dorotheas aus dem Jahre 1828, in welchem die allzeit getreue Lebensgefährtin der fernen Christine ihr Herz ausschüttet: ‚Es liegt zwischen seiner (Friedrichs) inneren Bestimmung und seinem äußeren Leben mit allen seinen Unverhältnissen eine Disharmonie, die ihn immer trüber, jede frohe Lebensansicht raubt und am Ende ist es nur das, was auch mich hauptsächlich betrübt. . .'

Tröstlicher als dieser Einblick in Friedrichs so häufig vergebliche Versuche, das äußere Dasein in schöne Harmonie mit dem innern zu bringen, ist das Nachspüren, wie es diesem tiefen und nachdenklichen Geiste doch endlich gelang, in die Weisheit des evangelischen und asketischen Ideals einzudringen. Und trotz großer Umwertung einstiger Werte finden wir auch hier den Romantiker wieder, der einst als tatendurstiger Jung-Siegfried im deutschen Geisteswald auf Fichtes Spuren dahergeschritten war. Durch eine Erklärung Schlegels von der Aufgabe des moralischen Seins, um in Christus mystisch aufzugehen, die er einmal Frau v. Stransky gab: ‚Christus ist nicht Ich, vielmehr müssen wir gleichsam — „Nicht-Ich" — sagen, und unser Ich aufopfern, um Christum in uns zu haben, und zu Ihm zu gelangen.

* Raich. I 279.
** Hiemenz Marg., Dorothea v. Schlegel. Freiburg i. B. 1911.
*** Rottmanner II. 217f.

Also Nicht-Ich = Christus'* klingt deutlich jene einseitige, aber groß gedachte Controverse Fichtes, daß nichts außer dem Ich und in der grenzenlosen Allseitigkeit des menschlichen Geistes das ganze Universum eingeschlossen sei. Nun pries der älter gewordene Friedrich das Aufgehen des geistigen und moralischen Seins in Christus, damit er dies eigene Sein in einer immanent gesteigerten und unbegrenzten Weise in Christus wiederfände. Also auch hier wieder die Sehnsucht nach Einheit mit dem Unendlichen; hier aber in Christus war auch dieser Grübler endlich zur Ruhe gekommen: ‚Das Ich muß sich selbst aufheben und aufgeben ... dann erhalten wir ein beßeres und höheres Ich, den Christus in uns, dafür zurück und wieder; der dann wie der Mensch Jesus, menschlich und göttlich, in uns lebt und wirkt und wohnt. . . Dieses innerste und tiefste Wissen (und Gewissen) ist ohne Opfer (des Ich) nicht möglich ... damit die höhere Geist-Seele sich freyer entwickeln und im Glauben wirken kann; denn in dieser Geist-Seele hängen wir mit Gott und durch Ihn und in Ihm mit allen anderen Seelen aufs innigste zusammen.'**

So bieten die vorliegenden Neuveröffentlichungen samt den schon vorhandenen Quellen nun zum erstenmal einen lückenlosen Aufschluß über den äußern und innern Werdegang dieses tiefgründigen, wenn auch durchaus nicht immer sympathischen Geistes. Ich darf wohl der Hoffnung Ausdruck geben, daß nun endlich eine berufene Hand uns in das Labyrinth dieses vielgestaltigen Werdens einführen möge, ohne daß der leitende Faden an der Konversion Schlegels plötzlich zerreißt oder doch in Verwirrung gerät. Schon Goethe hatte ja gerade von Friedrich Schlegel geäußert, es lohne sich, den Gründen dieser Konversion nachzuspüren. Dem unbefangenen Beobachter wird sich das charakteristische Merkmal nicht verhüllen, das der Persönlichkeit Friedrich Schlegels aufgedrückt ist und Achtung erzwingen muß, wenn auch viele seiner letzten Richtung fremd und ohne Verständnis gegenüberstehen: es ist das menschlich stets erhebende Merkmal des ‚immer strebend sich Bemühenden'.

Was Schlegel einst voll heißen vaterländischen Gefühles aus seinem deutschen Einheitsideale heraus im Jahre 1809 gesungen hatte, darin sollen diese Ausführungen nun zum Schlusse ausklingen. Denn seine Worte dringen gerade heute, da es den Kampf um das Bestehen unseres Volkes gilt, wie eine Prophetie und eine Verheißung durch ein ganzes Jahrhundert zu uns herüber. Sein treues Lied zeigt uns Friedrich noch einmal von einer seiner tiefsten und gewaltigsten Seiten, in der ganzen kernhaften Urdeutschheit seines Wesens:

‚Es sey meyn Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten.
Wohlan, es gilt, du seyst befreyt;
Wir sprengen deine Ketten!
— — — — —
Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.'

* Rottmanner II 12.
** Rottmanner II 13.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Okt. 1916*

Mit einem ‚goldenen Sieg‘, den das deutsche Volk über sich selbst errang, begann der 27. Kriegsmonat. In Höhe von fast elf Milliarden wurde die fünfte Kriegsanleihe des Deutschen Reiches gezeichnet, und hiervon mehr als die Hälfte noch vor Schluß der Zeichnungszeit bar eingezahlt. Um einen Maßstab für diese Leistung zu gewinnen, muß daran erinnert werden, daß Frankreich nach dem Feldzuge 1870/71 zur Zahlung der Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Franks = vier Milliarden Mark zweieinhalb Jahre Zeit brauchte. Anfänglich hatte es den Anschein, als ob die neue Reichsanleihe nicht so erfolgreich sein würde. Vermutlich auf ausländischen feindlichen Einfluß hin wurde die irrige Meinung verbreitet, daß vermehrte Einzeichnung den Krieg verlängern würde. Aber heute sind selbst die Bauern, die die größten Kartoffeln haben, nicht mehr so einfältig, ihr bares Geld unverzinslich aufzuspeichern. Entweder zahlen sie ihre Hypotheken zurück, oder sie tragen das Geld in die Sparkassen und in die Banken, legen es in Pfandbriefen oder Staatspapieren an. Wenn sie also nicht selbst Kriegsanleihe zeichnen, so besorgen das eben statt ihrer die Sparkassen und Banken. Wie das Wasser von selbst die Wage sucht, strömt auch das Geld zum besten Ablauf. Deshalb ist es lebhaft zu bedauern, daß im Deutschen Reiche nicht wie in Österreich Postsparkassen eingeführt sind, die besonders dem Landvolke das Geldanlegen erleichtern würden. Denn Postämter sind in jeder größeren Ortschaft, aber Banken und gemeindliche Sparkassen meist nur in den Städten. Durch ihre Einführung würde auch der angestrebte bargeldlose Verkehr erheblich gefördert. Wenn trotz dieses Mangels und der feindseligen Umtriebe die fünfte Kriegsanleihe gleichwohl so erfolgreich ausfiel, ist es demnach besonders erfreulich als ein Beweis, daß das deutsche Volk seinen trefflichen Streitkräften festes Vertrauen entgegenbringt.

Während des Oktobers erfolgten im Seekriege zwei bedeutende Ereignisse auf dem Wasserspiegel. Das eine war eine Seeschlacht, die sich aber nicht zwischen zwei gegnerischen, sondern zu heiterer Befriedigung des Vierbundes anfangs des Monats zwischen zwei verbündeten Geschwadern des Einkreisungsverbandes abspielte, nämlich einem britischen und einem italienischen, die gegenseitig in Nacht und Nebel ‚zwischen Szylla und Charybdis‘ in der Meerenge von Messina feindliche — österreichisch-ungarische — Kriegsschiffe vor sich zu haben glaubten und deshalb sich beschossen. Außer britischen Schiffen, die zur Wiederinstandsetzung nach Malta kamen, wurden auf italienischer Seite ein Kreuzer und ein Zerstörer (Torpedoboot) schwer beschädigt. Noch wertvoller für uns war das andere Ereignis: nämlich ein kühner Vorstoß deutscher Zerstörer in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober aus der Deutschen Bucht durch die Meerenge Dover—Calais bis zum Striche Folkestone—Boulogne, wobei zum Teil unmittelbar vor den feindlichen Häfen mindestens elf Vorpostendampfer und zwei bis drei Zerstörer der britischen

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für September 1916‘ Hochland 14. Jahrg. 1916/17 Novemberheft S. 242.

Seestreitkräfte sowie ein englischer Postdampfer versenkt wurden. Nach fachmännischer Veröffentlichung in der ‚Times' war das englische Volk bestürzt darüber; denn die deutsche Tat zeigte ihm die gefährlichen Lücken in der ‚britischen Seeherrschaft', nährte seine Angst vor einer Landung und verstärkte die Unzufriedenheit mit der Untätigkeit der eigenen Flotte. Um so nachhaltiger war der Eindruck, als neuerdings auch der deutsche Unterseekampf großen Umfang annahm. Großes Aufsehen erregte überall das Eintreffen des deutschen Unterseeschiffes ‚U 53' aus Wilhelmshaven in Newport (Rhode Island) nach siebzehntägiger Fahrt am 7. Oktober. Nach nur zweistündigem Aufenthalte lief es wieder aus, ohne Brennstoffe oder andere Vorräte zu ergänzen, und kam am 31. Oktober unversehrt heim. Rein militärisch war seine Fahrt, während der es im westlichen Teil des Atlantischen Meeres außerhalb der amerikanischen Hoheitsgrenze 19 britische Dampfer im Gesamtwerte von einer Milliarde Mark unter Mithilfe deutscher Unterseeschiffe versenkte. An der Newyorker Börse erzeugten diese Verluste eine große Erschütterung und verursachten, daß an einem Tage über zwei Millionen Stück Wertpapiere auf den Markt geworfen wurden und Kursrückgänge von fünf bis mehr als achtzehn Dollars eintraten. Außerdem aber wurde von den Unterseestreitkräften des Vierbundes auch auf allen europäischen Gewässern vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer große Beute erzielt. Leider werden amtlich die Zahlen sehr spät bekanntgegeben; so erfuhr man erst am 25. Oktober, daß im September 141 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 182 000 Bruttoregistertonnen und 39 neutrale mit 72 600 Tonnen wegen Führung von Bannwaren, zusammen also 180 Schiffe mit rund 255 000 Tonnen versenkt wurden, sonach um 80 mehr, als im letzten Berichte nach unsicheren Zeitungsangaben angegeben wurden. Für den Oktober verzeichnen solche das Versenken von 150 feindlichen und 100 neutralen (Bannwaren führenden) Schiffen. Daß von letzteren eine verhältnismäßig so große Anzahl der Vernichtung anheimfiel, erklärt sich vor allem dadurch, daß die feindlichen Versicherungsgesellschaften und Zeitungen den Verlust eigener Fahrzeuge möglichst verheimlichen und den neutraler Schiffe auffallend hervorheben, dann aber auch dadurch, daß durch die bereits eingetretene Verminderung der feindlichen Handelsschiffe viele ohnseitige gemietet werden. So sind z. B. in der vorletzten Oktoberwoche vom Tyne aus achtzehn norwegische Dampfer mit britischer Regierungsladung nach Frankreich in See gegangen. Trotzdem Norwegen ‚neutral' ist, stellen sich also seine Schiffer in den Dienst der feindlichen Kriegführung und setzen sich des Gewinnes halber den Gefahren des Kriegsdienstes aus. Wie hier schon einmal dargelegt, sind sie die ‚Lohnkutscher des Meeres' und betreiben die Schiffahrt nicht des eigenen Handels halber, sondern als Frachtgewerbe. Trotz der dünnen Bevölkerung — (1910) 2 391 782 Einwohner auf 322 909 Quadratkilometer Land — besitzt Norwegen die viertgrößte Handelsflotte der Erde, die bei der geringen eigenen Aus- und Einfuhr Frachtenverkehr zwischen fremden Ländern besorgt. Während des Weltkrieges ist solcher für friedlichen Handel erheblich gemindert, dagegen der mit Kriegsbedarf außerordentlich gesteigert. Ganz begreiflich erscheint daher, daß die norwegischen Schiffer des gewinnbringenden Erwerbes halber viele derartige Frachten übernehmen, aber auch durch die deutschen Seestreitkräfte besonders starke Verluste erlitten, die an der Börse in Christiania große Kursstürze hervorriefen und das norwegische Volk aufregten. Haben die Norweger doch schon über 200 000 Tonnen Schiffsfrachtraum, mehr als 8 v. H.

ihrer Handelsflotte verloren. Infolge des U-Boots-Kreuzerkriegs sind nach den Unterhausverhandlungen jetzt schon große Ernährungsschwierigkeiten für breite Volksschichten in Großbritannien eingetreten, nachdem seit Kriegsbeginn zwei Millionen Tonnen Schiffsraum der britischen Handelsflotte verloren gingen. Außerdem wurden durch Seestreitkräfte des Vierbundes zahlreiche feindliche Kriegsschiffe der Einkreisungsseemächte vernichtet, doch fehlen hierüber verlässige amtliche Angaben. Nur von der britischen Flotte ist ziemlich sicher bekannt, daß die Gesamtverluste 44 Linienschiffe und Kreuzer mit zusammen 500 000 Tonnen, 50 Torpedobootszerstörer mit 41 000 Tonnen und 26 Unterseeboote betragen, ungerechnet die Hilfskreuzer und kleinen Kriegsfahrzeuge. Der Gesamttonnengehalt der Schiffsverluste ist größer als z. B. der der französischen Flotte.

Mit unverminderter Heftigkeit tobte während des Oktober der Luftkampf über Land und Wasser auf allen Kriegsschauplätzen weiter, doch wurde er vorzugsweise mit Flugzeugen geführt. Nach russischer Zeitungsmeldung sollen im Westen große Fliegerabgänge vorkommen und habe Frankreich seit Kriegsbeginn schon 5000 (?) Flieger eingebüßt. Durch einen bedauernswerten Unglücksfall verloren jüngst die deutschen Flieger ihren gefeierten, erfolgreichen Volkshelden; im Verlaufe eines Luftkampfes stieß Hauptmann Bölcke, der Besieger von 40 feindlichen Fliegern, in einer Wolke mit einem andern deutschen Flugzeuge, seinem Kampfbegleiter, zusammen und stürzte hinter unseren Stellungen beim Landungsversuche tödlich ab. Fast gleichzeitig ging auch der beste französische Flieger, Lenoir, zugrunde. Von den wenigen Luftschiffunternehmungen des 27. Kriegsmonats ist besonders bemerkenswert, daß in der Nacht vom 1. auf 2. Oktober mehrere deutsche Marineluftschiffe London und Großgewerbeanlagen am Humber erfolgreich mit Bomben belegten, wobei eines der Luftschiffe von den Abwehrbatterien in Brand geschossen wurde und über London abstürzte. Durch die großartigen verheerenden Wirkungen des Luftangriffes ist der Verlust des Schiffes jedoch bedeutend mehr wie ausgeglichen. Nach Eingeständnis einer englischen Wochenschrift erweisen sich die deutschen Luftschiffunternehmungen militärisch sehr wirksam durch die jedesmal viele Arbeitsstunden dauernde Stillegung der britischen Waffen- und Schießbedarferzeugung infolge überflüssiger und verfrühter Zeppelinwarnungen. Zu erwähnen sind noch die Bemühungen der Feinde auf Beschaffung von Luftschiffen; laut Schweizer Bericht überflogen am 1. Oktober zwei neugebaute starre Luftschiffe ‚Zeppelinettes' Paris, und nach einem aufgefangenen englischen Briefe werden in den englischen Flugwerken Willisden, Hytherbad und London viele Luftschiffe (?) gebaut (vermutlich nur Flugzeuge).

Im Westen dauerte auch im 27. Kriegsmonate die ‚Sommeschlacht' fort, ohne mit der ungeheuren Menschenschlächterei die von den Einkreisungsmächten angestrebte Entscheidung, nämlich die Durchstoßung und Aufrollung der deutschen Stellungen, zu erzielen. Wohl brachte sie ihnen kleinere örtliche Erfolge, ein Abbröckeln der ‚deutschen Schutzmauer', doch hielt diese fest, ohne ernstlich zu wanken oder gar zusammenzubrechen. Bei Verdun fand ebenfalls solches Abbröckeln statt und gingen die von den Deutschen im Frühjahr 1916 errungenen Erfolge teilweise wieder verloren, wodurch die hiefür eingesetzten großen Opfer dem Unkundigen umsonst gebracht erscheinen. Bei mangelnder genauer Kenntnis der Vorgänge und Umstände sind sie nicht zu erklären, noch weniger zu beurteilen. Im vollen Vertrauen auf die Hindenburgsche Oberste Heeresleitung müssen wir mit der gegebenen Tatsache zufrieden sein, daß im

Westen die ‚deutsche Mauer‘ gegenüber einer großen Überzahl standfest blieb. Diese kann sich nicht nach der Breite entwickeln, denn Europa ist für die Millionenheere zu klein. Dadurch ist eine Minderzahl so tüchtiger und trefflicher Verteidiger, wie es die deutschen Streitkräfte sind, in der Lage, die stärksten feindlichen Angriffe dauernd abzuwehren und den Angreifern monatlich etwa 200 000, insgesamt also seit 1. Juli schon ungefähr 800 000 blutige Verluste zuzufügen.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze besteht ganz die gleiche Erscheinung. Trotz vier- bis fünffacher Übermacht konnten die seit Ende Mai 1915 dauernden welschen Angriffe nur stellenweise ein leichtes Abbröckeln der österreichisch-ungarischen Abwehrmauer erzielen, diese aber ebenfalls nicht umwerfen oder durchstoßen. Von der Schweizer Grenze bis zum Adriatischen Meer steht sie ungebrochen. Die geringen italienischen Oktobererfolge im Karst zu überschätzen, warnen die eigenen Zeitungen, denn Italien sei noch weit entfernt, für Österreich-Ungarn eine wirklich ernste Gefahr zu bilden. Ungleich leichter sei es Mackensen, nach Bukarest zu gelangen, als für Cadorna, Triest einzunehmen. Dabei nehme in Italien die Not zu. Durch den Mangel an Kohlen sei das bürgerliche Großgewerbe völlig lahmgelegt und sei deshalb die Anzahl der Auswanderer sehr groß, während es an Landarbeitern fehle und diese fortwährend durch Truppenurlauber ersetzt werden müßten. Um die höchst gefährliche Entwertung der italienischen Wechsel zu verhindern, sollten Warenverbrauch und -einfuhr möglichst beschränkt werden. Damit übereinstimmend werde das britische Kriegsziel, ‚Deutschland zu bestrafen mit Ergebung auf Gnade und Ungnade‘, von den Italienern angesichts der deutschen Widerstandskraft nicht geteilt, sie und die anderen Verbündeten der Briten könnten mit einem unendlichen Hinziehen des Weltkrieges nicht einverstanden sein.

Im Balkangebiet trat im Oktober auf dem südlichen Kriegsschauplatze trotz mancher hin und her wogender schwerer Kämpfe ebenfalls keine wesentliche Änderung der Kriegslage ein. Anfängliche Erfolge serbisch-französischer Truppen auf dem westlichen Flügel südlich Monastir wurden mit dem Eintreffen deutscher Verstärkungen bald begrenzt und ausgeglichen. Gegen die Angriffe des bei Saloniki versammelten zahlenmäßig größeren Heeres des Einkreisungsverbandes leisteten deutsche, bulgarische und türkische Streitkräfte erfolgreiche Abwehr. Sein Führer, der französische General Sarrail, äußerte sich in einem (durch eine Wiener Zeitung veröffentlichten) Briefe an einen befreundeten Franzosen höchst ungünstig über die ihm unterstellten Truppen, die der Abschaum aller Heere, ein buntscheckiges Völkergemisch mit babylonischer Sprachenverwirrung seien. Sehr minderwertig seien zwar die französischen weißen und farbigen Truppen, das größte Gesindel aber die farbigen und weißen Briten, unter diesen namentlich die von schweren Verbrechern abstammenden zuchtlosen Neuseeländer und Australier. Sehr enttäuschend seien die wenigen Russen. Ein feiges Gesindel seien die Italiener, auch die Portugiesen wenig hoffnungerregend. Die einzig tauglichen Truppen wären die Serben, doch nur mehr kümmerliche Reste ihrer Armee, die der Verlust ihres Vaterlandes seelisch niederdrücke und bloß der Haß gegen die Bulgaren aufrecht erhalte. Darin lägen die Gründe, warum er mit dem wohl zahlreichen Heere an dem allgemeinen Vorgehen gegen den Vierbund sich noch nicht beteiligte. — Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze des Balkangebietes, in der Dobrudscha, setzte Generalfeldmarschall v. Mackensen sein siegreiches Vorgehen mit dem ihm unterstellten deutsch-bulgarisch-türkischen Heer

stetig fort. In dessen Rücken, südlich von Bukarest, setzten am 1. Oktober feindliche Truppen, mindestens 15 000 Mann, auf das rechte Donauufer, wurden jedoch abgeschnitten, indem österreichisch-ungarische Kriegsfahrzeuge ihre Schiffbrücke zerstörten, darauf durch Umfassung teils zu eiliger Flucht gezwungen, teils vernichtet. Der Angriff der Hauptarmee auf die starke russisch-rumänische Hauptstellung Topraisan—Cobadinu—Rasova, vor der sie Ende September vorläufigen Halt machte, erforderte zeitkostende Vorbereitungen. Am 19. Oktober begann jedoch der Angriff und brachte schon am zweiten Kampftage den Sieg. Am 23. Oktober wurde er durch Besitznahme der wichtigen Verkehrsorte Constanza und Cernavoda, der kürzesten und besten Verbindung zwischen dem Schwarzen Meere und Bukarest, gekrönt. Mit rastloser Verfolgung der geschlagenen russisch-rumänischen Truppen wurde er fortgesetzt. Schon am 28. Oktober betrug die Beute gegen 7000 Gefangene, 12 Geschütze, 52 Maschinengewehre, 3 Minenwerfer, eine russische Fahne, über 200 Eisenbahnwagen, Lokomotiven und viele andere Kriegsstoffe. Nach diesem glänzenden Erfolge kam der siegreiche Bewegungskrieg in der Dobrudscha vorerst nördlich des Striches Babadagh—Ostrowo zum Abschlusse unter Festhaltung von 30 000 Quadratkilometer rumänischen Gebietes.

Auf den östlichen Kriegsschauplätzen zwischen Donau und Rigaer Meerbusen fanden im Oktober schwere hin- und herwogende Kämpfe mit nur kurzen Unterbrechungen statt. Zunächst auf dem südlichen Flügel in Siebenbürgen wurde nach mehrtägiger Schlacht die 2. rumänische Armee samt ihren neuen Verstärkungen am 9. Oktober bei Kronstadt entscheidend geschlagen und dank diesem Siege das ungarische Gebiet größtenteils vom Feinde befreit, mit den deutsch-österreich-ungarischen Vortruppen aber, nach schwieriger, zeitkostender Überschreitung der schon verschneiten Grenzgebirge, bereits rumänisches erobert, indem nun sämtliche in die Walachei führenden Pässe und deren Vorland seit Ende Oktober in ihrem Besitz sind. Mehr als 10 000 Gefangene, 37 Geschütze, 47 Maschinengewehre und eine Fahne wurden den Rumänen seit Kronstadt von den Verfolgern abgenommen. Auf den mittleren und nördlichen Stellungen des Ostens trat keine wesentliche Änderung der Kriegslage ein, obwohl besonders bei der Heeresgruppe des Thronfolgers Erzherzog Karl heftige Kämpfe stattfanden, in denen den Russen die vorübergehend errungenen Geländegewinne größtenteils wieder entrissen wurden. Etwas weniger heftig hatte die den nördlichen Flügel bildende Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern zu kämpfen und fanden deshalb hier geringere Stellungsverschiebungen statt. Wie im Westen scheiterten auch im Osten die hier von den Russen mit größten Menschenopfern unternommenen Durchbruchsversuche, während das siegreiche Vorgehen der Vierbundheere in Siebenbürgen und Dobrudscha glänzende Erfolge brachte, den verräterischen Überfall der Rumänen scheitern ließ und zugleich blutig rächte. Nun sind die Vortruppen der aus Siebenbürgen in Rumänien einbrechenden Vierbundstreitkräfte von dem linken Flügel des Mackensen-Heeres, der in der nördlichen Dobrudscha ist, nur mehr 200 Kilometer entfernt. Trotzdem verteidigen die Rumänen noch hartnäckig die Grenzen der Walachei in ihrer ganzen Ausdehnung längs der Donau und der transsilvanischen Alpen, vermutlich um für das Eintreffen der erwarteten russischen Verstärkungen Zeit zu gewinnen.

Auf den türkischen Kriegsschauplätzen in Asien und Afrika traten im Oktober keine nachteiligen Änderungen und Verschiebungen ein; in Persien sind die osmanischen Streitkräfte unter Zurücktreiben ihrer russischen Geg-

ner schon weit über 100 Kilometer eingedrungen und andauernd im Vorgehen. Dabei wurden sie schon anfangs des Monats von den persischen Bachtiaren unterstützt, indem diese die Stadt Ispahan vom russischen Feinde befreiten und Teheran bedrohten. Größere Entscheidungskämpfe fanden sonst nirgends statt, meist nur Vortruppen-Scharmützel. Wie günstig und sicher die militärische Gesamtlage der Türkei zur Zeit ist, geht allein schon daraus hervor, daß starke Kräfte ihres Heeres auf den drei europäischen Kriegsschauplätzen Mazedonien, Dobrudscha und Galizien verwendet werden, also innerhalb des eigenen Gebietes entbehrlich sind. Durch die Ende Oktober verfügte Aufhebung der Militärbefreiungstaxe gewann die Türkei eine große Menge Wehrpflichtiger, die ihr neue militärische Kraft verleihen und zu siegreicher Fortsetzung des Krieges verhelfen werden.

Aus dem inneren Afrika fehlen verlässige Nachrichten. Noch leisten die deutschen Schutztruppen in Deutsch-Ostafrika wirksamen Widerstand, denn selbst nach feindlichen Berichten brachten sie ihren zahlreichen Gegnern einige Schlappen bei. Besonders bemerkenswert sind die offen zutage getretene Kriegsmüdigkeit der Südafrikaner und Australier, sowie der in Abessinien ausgebrochene Bürgerkrieg, der angeblich zugunsten der vom Einkreisungsverband eingesetzten neuen Herrschaft bereits wieder zu Ende sei.

Im östlichen Asien trat der künftige Weltkrieg um das Stille Meer, dessen Herrschaft von den Japanern angestrebt wird und wirtschaftlich im Seehandel durch niedrigste Frachtkosten schon so gut wie gewonnen ist, aus der Vorbereitungsstufe bereits in die der Einleitung, indem das Verhältnis zwischen Japan und China fortwährend feindseliger wird und der angeblich von Japan angeschürte Aufstand in Niederländisch-Indien vermutlich Holland entweder um seine dortigen Niederlassungen berauben oder es zwingen soll, seine Ohnseitigkeit aufzugeben und am Kriege gegen den Vierbund teilzunehmen.

Von den übrigen noch neutralen Ländern konnte zwar das königstreue amtliche Griechenland ohnseitig bleiben, doch fiel ein Teil des Volkes ab und versuchte, bis jetzt vergeblich, den Bürgerkrieg zu beginnen. Über die fernere Haltung der Vereinigten Staaten von Amerika wird die Präsidentenwahl entscheidend sein, doch dürfte der Gegensatz zu Japan ausgleichenden Einfluß üben, etwaige Kriegsgelüste zu dämpfen. In Spanien zeigt sich eine starke Volksbewegung, die die jetzige Kriegslage für eine günstige Gelegenheit hält, das in britischer Gewalt befindliche, früher spanische Gibraltar endlich wieder zurückzugewinnen.

In einer Schweizer Zeitung wurde nachstehende zutreffende Monats-Abgleichung veröffentlicht: ‚Der 27. Kriegsmonat bestätigt, daß die von den Einkreisungsheeren in Wolhynien und Galizien, in der Picardie und an der Maas, sowie am Isonzo mit schweren Opfern erkämpften Erfolge durch die Vorgänge auf dem Balkan zunichte gemacht wurden. Eine geringe Anzahl türkischer und bulgarischer, durch schwache deutsche Truppen unterstützter Divisionen führte an der unteren Donau die in diesem Kriegsjahr bis jetzt wichtigsten Heeresbewegungen durch. Das konnte geschehen, weil die Bulgaren in Mazedonien nicht früh und scharf genug, die Türken in Mesopotamien und Syrien überhaupt nicht beschäftigt wurden. Das untätige Verhalten in diesen Gebieten ermöglichte das Heranziehen türkischer Truppen nach Galizien, ferner die Verwendung türkischer und bulgarischer Streitkräfte in einer Richtung, die im weiteren Verlauf zu einer Bedrohung der russischen Südflanke werden könnte.‘ Dieser Meinung ist, obwohl sie einseitig dem Einkreisungsverband zuneigt, durch-

aus zuzustimmen, denn sie bezeugt, daß die allgemeine Kriegslage für den Vierbund zur Zeit sehr günstig ist. Aber bei der großen Überzahl der Feinde bleibt sie immer noch sehr ernst und zwingt den Vierbund, alle verfügbaren Volkskräfte zum siegreichen Widerstande aufzubieten. Infolgedessen wird es nötig sein, im Innern des Deutschen Reiches ohne Unterschied von Stand, Alter und Geschlecht alle arbeitsfähigen Menschen staatlich zusammenzufassen sowohl zur Herstellung von Kriegsmitteln als auch zur gesicherten Fortführung der Volkswirtschaft. Alle arbeitslosen Müßiggänger, die noch keine Gelegenheit suchten, sich dem Vaterlande in dieser schweren Zeit nützlich zu machen, müssen jetzt rücksichtslos dazu gezwungen werden. Ob reich oder arm, ob vornehm oder nicht, alle müssen zur Kriegstätigkeit herangezogen werden. Das wird dazu beitragen, die bisher verrichteten deutschen Taten und Leistungen zu ergänzen und zu vervollständigen.

Abgeschlossen am 1. November 1916, Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Li Hung Tschang. Die Geschichte Chinas, die ins Dämmerlicht einer fast dreitausendjährigen vorchristlichen Zeit zurückgeht, liegt auch in ihrer neuesten Periode noch nicht im Lichte klar sehender Beobachtung. Selbst die Fäden der Regierungspolitik der 1908 verstorbenen Kaiserin Tzu Hsi laufen immer wieder in das undurchdringliche Dunkel der verbotenen Stadt zurück. Dort entstanden, entzogen der Neugier und der Kritik der Unberufenen, unter Intrigen, in denen sich selbst der gewiegteste Hofmann nicht auskannte, die Entschlüsse, die dann als himmlische Offenbarungen zum Volke kamen. Zwar waren die Maßnahmen der letzten Mandschus nicht mehr ohne Kritik aufgenommen worden: manches mutige Wort aus Zensorenmund befindet sich in den Regierungsakten, und vor allem hatten im Süden leichtbewegliche Volksgenossen, die in den Vertragshäfen Art und Wesen des Europäertums kennen gelernt hatten, unbarmherzig und vielfach persönlich gehässig Regierung und Herrscherhaus angegriffen. Grund genug war ja auch vorhanden. Die Namen Tonking, Korea, Formosa bedeuteten ebenso viele verlorene Kriege, nicht zu reden von den Einflußsphären und Pachtungen, wo die Fremdbürtigen die Chinesen auszuschalten suchten. Und während Chinas Licht erbleichte, sah man mit Neid Japans Stern heller aufgehen. Kein Wunder, daß ein Wühlen und Drängen in dem konservativsten Staatsgebilde entstand, das alles aus dem Gleichgewichte hob. Revolutionen, die die Dynastie kräftigen und alle Fremden verjagen wollten, wurden von Umsturzversuchen gegen die Regierung abgelöst. Das bedeutete Schwäche nach außen und Zerfahrenheit im Inneren. Summarisch ausgedrückt, war an all dem in erster Linie die Kurzsichtigkeit und Verderbtheit der regierenden Mandschuklasse schuld. Und trotzdem war auch wieder die Lösung der Südchinesen falsch, die die Mandschus verjagten und in diesem seit Jahrtausenden autokratisch regierten Lande eine Volksregierung aufstellen wollten, die eine Lächerlichkeit bedeutet. China konnte nur von oben nach unten reformiert werden, nicht aber umgekehrt. Da aber die Einsicht dazu bei den Mandschus fehlte, so kam, was kommen mußte: Chaos und der stets drohende Eingriff fremder Mächte, vor allem Japans.

Die Frage nach den Gründen für das Versagen der Reformbewegung und der Wunsch, einen tieferen Einblick in die eigenwillig-launische Politik der letzen Mandschus zu tun, geben den Memoiren Li Hung Tschangs, die leider recht stümperhaft aus dem Englischen übertragen sind (Verlag Karl Siegismund, Berlin 1915, geb. M. 6) erhöhtes Interesse. Gerade von diesem zu den höchsten Stellungen berufenen Staatsmanne, der seinen Weltruf doch keineswegs lediglich

seiner Weltreise verdankte, auf der die westlichen Völker den ‚Bismarck des Ostens‘ in seiner gelben Jacke hatten anstaunen dürfen, sondern der stets auch von den ausländischen Diplomaten als staatsmännisches Genie betrachtet worden war, erwartet man Aufschluß über die treibenden Kräfte am Pekinger Hof und eine klare Bezeichnung der eigenen Stellung in dem Auf und Ab der viel umstrittenen Reformbewegung. Lis Anfänge bieten nichts Außergewöhnliches, bis er, der in seiner Jugend hoffte, der preisgekrönte Dichter Chinas zu werden, und der nach seiner Literatenausbildung Beamter im Zivildienst geworden war, infolge des Taipingaufstandes von Tseng Kuofan als Offizier gegen die Rebellen gestellt wurde. Rasch kam er an die Spitze einer Armee und zwang im Verein mit dem Engländer Gordon die Aufrührer nach 12jährigem Kampfe nieder. Er wurde Vizekönig von Tschili und damit in die nächste Nähe des Thrones berufen und begann nun seine Tätigkeit als Berater der Dynastie in allen wichtigen, vor allem den auswärtigen Landesfragen. Aber er war nicht immer maßgebend, und die äußeren Erfolge blieben darum häufig aus. Doch stets wieder wurde er, der zeitweilig die entfernteren Provinzen als Amtsbezirk zugewiesen erhalten hatte, herangeholt, wenn die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten gespannt waren und China schwere Kriegsbuße drohte; so nach dem chinesisch-japanischen Kriege und auch nach dem Boxeraufstande. ‚Ich muß mich wieder bücken den Fremden gegenüber, Kratzfüße machen und um Entschuldigung bitten wegen mörderischer Taten von Leuten, mit denen ich nicht sympathisiere,‘ schreibt er einmal bitter in sein Tagebuch. Auf der Höhe seiner staatsmännischen Leistung starb er kurz nach den Boxerwirren im Jahre 1901.

Li war zum Staatsmann besonders deshalb geeignet, weil sein leidenschaftsloser Blick mit großer Sicherheit das Kräfteverhältnis der einzelnen Staaten durchschaute. Während die Mandschus selten und nur höchst ungern über die Mauer des Chinesentums hinüberschauten, hielt er bei aller Liebe zur Heimat den weiteren weltpolitischen Horizont fest im Auge. So machte er sich frei von überkommenen Vorurteilen, mußte allerdings, da er weder dem reaktionären noch dem reformerischen Parteiprogramme zuneigte, vielfach einsam seine Wege gehen, trotzdem es seinem Leben an äußeren Ehrungen nicht gefehlt hat. Viele seiner Zeitgenossen, die sich daran stießen, daß er zwischen den Parteien stand und nicht in einer von ihnen aufging, sahen in ihm einen haltlosen Opportunisten. Das war er jedoch nicht; nicht er war haltlos, sondern die Politik schwankte unbeständig hin und her, und mag er sich auch manchmal zu diesem oder jenem Parteipolitiker hinübergeneigt haben, nie verlor der geniale Realpolitiker seine mittlere Linie aus dem Auge. Dem Radikalismus, den er haßte, schrieb er folgendes ins Stammbuch: ‚Bei vielen Leuten kommt es mir vor, als ob sie glaubten, sie täten nichts, wenn sie es nicht im Extrem tun. Von der eisigen Kälte des Kalganschnees stürzen sie in die Hitze Indiens oder umgekehrt. Entweder heißt es bei ihnen Mord und Totschlag, oder Freundlichkeit süß wie Honigseim. Sie wollen so laut sie nur können vom Dach einer Pagode in die Welt hineinschreien oder tief auf dem Grund eines Brunnens leise flüstern.... Es ist ebenso mit vielen unserer großen Politiker. Sie sind wie Akrobaten, die von einer Seite der Bühne zur anderen springen, nur um den Leuten zu zeigen, daß es zu machen ist.‘ Das ist charakteristisch für seine Sinnesart, die er nach hartem Kampfe erreicht hat. Denn anfangs stand er auf der Seite der Gegner alles Fremdländischen, haßte das Christentum und konnte sich nicht vorstellen, wie die Altersweisheit Chinas von der so viel jüngeren Europas belehrt werden könnte, und er suchte vielleicht ebenso wie manche

seiner Kollegen den westlichen Fortschritt mit Zitaten aus den heiligen Büchern zu bekämpfen. Schließlich aber hatte er sich wenigstens zu dem Standpunkte durchgerungen, den auch die Japaner ähnlich empfanden: ‚Wir haben unsere herrliche Literatur, die der der Völker des Westens weit voraus ist, aber sie haben das Geld und die Kanonen.‘ Dem entsprach er, indem er den Fremden weitgehenden Schutz gewährte und ihr Wissen seinem Lande nutzbar machte. Immer wieder scheiterte sein gemäßigtes Reformprogramm an der organisierten Beamtenbestechlichkeit und an den Ränken des durch die Eunuchenwirtschaft verdorbenen Mandschuhofes. Trennte er sich scharf von den Rückschrittlern, so schied er sich ebenso scharf von der Neuerungssucht eines Kang Yuwei oder eines Kuang Hsü. ‚Eine Reform, die alles niederreißt, ehe sie versucht hat, aufzubauen, ist ein Orkan‘, das ist sein Leitstern. Darum blieb er stets eine Stütze der Dynastie, hielt an den alten Sitten und Gebräuchen fest und wollte die chinesische Erziehung nur langsam umgestaltet wissen. Li war ein kühler Rechner, der ohne tiefere Sympathie für die westlichen Kulturwerte lediglich die materiellen Machtmittel Europas in den Dienst seines Landes stellen wollte, ehe noch die Ausländer die Zeit und die Kraft fanden, sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches zu mischen. Mit orientalischer Kaltblütigkeit, Geduld und Gerissenheit strebte der Mann mit dem Fuchsverstand, wie er auch von den chinesischen Zeitgenossen genannt wird, seinem Ziele zu, ohne es indes zu erreichen. Infolge der mannigfachen Enttäuschungen, die ihm am Ende seines Lebens die Sehnsucht nach dem Seelenfrieden eines einfachen Dromedartreibers abnötigen, bekommt sein Lebensweg dramatische Spannung und seine Persönlichkeit tritt greifbar lebendig vor uns hin. In diesem Bilde des etwas harten Staatsmannes, der bekennt, keinem Menschen zu trauen, bis er ihn genau kenne, fehlen auch die weicheren Linien nicht ganz. Er, dessen Freude an Geld und Besitz weltbekannt war, weiß doch auch, daß ‚Reichtum nicht glücklich macht in den Unruhen des Geistes und den Kämpfen der Seele‘. Vor allem gewinnt er durch seine selbst für einen Chinesen große Liebe zu seiner Mutter. Seines Lebens größter Kummer war ihm der Tod seiner Mutter, und ergreifend ist es zu lesen, wie Li an dem 14. Gedenktage des Todestages seiner Mutter einen ganzen Tag der Erinnerung an die Entschlafene widmet, obwohl er sich gerade auf einer Reise in Deutschland befand; er empfing keine Besuche, ja er öffnete nicht einmal einen ihm übersandten Brief Moltkes. Versöhnlich wirkt auch, wenn wir sehen, wie der Großsekretär und Vizekönig, der ohne Bedenken Tausende über die Klinge springen ließ, doch auch wieder rein menschlich fühlen konnte: über den Besuch zweier japanischer Landleute, die ihm, der als Friedensbevollmächtigter in Shimonoseki von einem Fanatiker verwundet war, eine Arznei überbrachten und für die Linderung seiner Krankheit an der Zimmertür ein frommes Gebet verrichteten, war er so gerührt, daß er die Worte niederschrieb: ‚Bei jeder Gelegenheit, was sie auch sein mochte, blieb ich absoluter Herr meines Hauses und meiner selbst — bis vor einer Stunde. Da war es, glaube ich, das erste Mal, daß ich das Gefühl hatte, es würde mir eine Gunst erwiesen.‘

Lis Charakterbild gleicht dem der großen Japaner seiner Zeit: wie diese voller Treue seinem Herrscherhause gegenüber, von heißer Liebe zu seinem Lande erfüllt, kühl und sicher in dem Labyrinth der orientalischen Politik, voll Ehrgeizes und mit reicher Begabung, hat dieser Realpolitiker allerdings nicht wie jene seine Arbeit von Erfolg gekrönt gesehen. In ihm sammelt sich nicht die Tiefe orientalischer Weisheit, die die Welt bezwingt, auch wenn sie einsam ist, sondern aus ihm spricht der nüchtern geschäftsmännische Versöhner zweier Weltkulturen,

der der Gefolgschaft vieler bedarf und der deshalb, weil er sie nicht fand, seine Sendung nicht erfüllen konnte.

Karl Eckermann.

Jean Bodin über die Deutschen.

Der bedeutendste staats-, rechts- und geschichtsphilosophische Denker des 16. Jahrhunderts in Frankreich, Joannes Bodinus, hat in seinem ‚Methodus ad facilem historiarum cognitionem' (1566) unter anderem die universalhistorische Frage angeschnitten, von welcher Bedeutung für die Entwicklung eines Volkes dessen natürliche Existenzbedingungen sind: Klima, Landschaft, Bodenschätze u. dgl. m.; und wieviel es andererseits seiner selbsttätigen Fortbildung und Erziehung, seinem eigentlichen Kulturschaffen zu verdanken vermag. Im letzteren Bezug nun hebt Bodins fünftes Kapitel die Deutschen als das glänzendste Beispiel hervor. Unter welch ungünstigen Daseinsbedingungen müssen sie leben, und welche Barbaren sind sie noch zu Tacitus' Zeiten gewesen, geradezu von eingewurzeltem Haß erfüllt gegen alle höhere Geistesbildung. Und nun, im 16. Jahrhundert?

‚Sie haben solche Fortschritte gemacht, daß sie an Humanität den Asiaten, an Kriegszucht den Römern, an Religiosität den Juden, in der Philosophie den Griechen, in der Geometrie den Ägyptern, in der Arithmetik den Chaldäern, in den mannigfachsten Handfertigkeiten allen andern Völkern überlegen erscheinen.'

Freilich ist nach Bodin diese überragende Entwicklung des deutschen Geisteslebens — vor dem Dreißigjährigen Kriege! — auch nicht zu verwundern; denn zufolge seinem neunten Kapitel stammen die Deutschen von den Kelten ab, also aus Gallien, und das will er mit den kühnsten Sprachvergleichungen des Näheren beweisen. Sie sind also nahe Stammes- und Geistesverwandte der Franzosen, und Bodin hegt deshalb die ‚feste Hoffnung, es werde geschehen, daß Germanen und Gallier, überzeugt von ihrer Blutsverwandtschaft und Brüderschaft, zu einem immerwährenden Friedens- und Freundschaftsbündnis sich zusammenschließen'.

Die ganze philosophische Bedeutung Bodins ist erst in unserer Zeit erkannt worden, und zwar zu einem guten Teile durch deutsche Erforscher der Geistesgeschichte, wie Wilhelm Dilthey und Friedrich von Bezold. Unter den Franzosen, die namentlich seinen Rang als Rechts- und Staatsphilosophen ins Licht gerückt haben, gehört in die erste Reihe der Nationalökonom Henri Baudrillart, der Vater jenes Alfred Baudrillart, der die französische Schmähschrift gegen die deutschen Katholiken herausgegeben hat.

M. E.

Bildungswesen

Geschichte des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar.* Die Geschichte einer Lehranstalt? Wer das stattliche Werk mit dem Vorurteil zur Hand nähme, daß es in der Hauptsache Darstellungen von rein lokalem Interesse bieten werde, der müßte sich schon von den ersten Abschnitten auf das angenehmste enttäuscht finden. Indem der Verfasser — selber einst Schüler und nun schon seit vielen Jahren Lehrer des Gymnasiums in der vergangenheitreichen Ilmstadt — die Anfänge und das Schicksal der Anstalt durch den Lauf der Jahrhunderte verfolgt, läßt er unser Gesichtsfeld über das Weichbild der Residenz, über die Grenzen des kleinen Landes hinauswachsen, läßt uns ein ansehnliches Stück deutscher Kulturgeschichte durchleben. Bemerkenswerte Aufschlüsse über die Zeit, in der es einen gehobenen Lehrerstand überhaupt noch nicht gab und das Lehramt immer nur als notwendiges Übel, als Durchgangsstellung galt ‚auf dem Wege nach der mehr oder weniger fetten Pfründe eines Pfarrhauses', gibt das Kapitel über die gesellschaftliche Stellung

* Von Otto Francke. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1916.

und Besoldung der Lehrer. Was wir da erfahren vom ‚Schulmeister und seinen Gesellen‘, von Winkelschulen, die der ursprünglichen Stadtschule Konkurrenz machten, von der oft lockeren Disziplin, von lateinischen Schulkomödien, von fürstlichen Stiftungen, von der Erhebung der Stadtschule zum Gymnasium durch fürstliche Gnade, vom Gregoriusfest und von den Weihnachtsspielen — das alles ist zugleich sittengeschichtlich in hohem Maße fesselnd. Einen Beleg, wie von der Pflege der Muttersprache, von Geschichte und Geographie, von Mathematik und Naturkunde sich in dem Schulbetrieb des 17. Jahrhunderts noch keine Spur fand, bietet der ‚Typus lectionum von 1644‘. Man wird dieser frühen Zeit keinen Vorwurf machen, wenn man liest, wie noch viel später Christian Ludwig Lenz — diese Karikatur von einem Scholarchen während der Napoleonskriege — ‚die der deutschen Poesie und Literatur gewidmete Stunde lieber beseitigt‘ wünschte. Lenzens unmittelbarer Vorgänger war der vortreffliche Böttiger gewesen, der wie Herder, der gleichzeitige Ephorus des Gymnasiums, auf das Weimarische Theater nicht gut zu sprechen war und auch sonst in gelegentlicher Reibung mit den Dioskuren Goethe und Schiller lebte. Er war freilich dafür ein Schulmann und Philologe vom reinsten Wasser. In seiner Abschiedsrede durfte er bekennen, daß er während der 14 Jahre, in denen er gelehrt, ‚nie nach der Uhr gesehen habe, nie mißvergnügt aus einer Lehrstunde nach Hause gegangen‘ sei. Und fast ergreifend wirkt es, was er nach seinem Abgang in einem Briefe an Joh. von Müller schreibt (1804): ‚Schwerer zu ertragen dürfte mir in der Folge die völlige Lähmung meiner Dozierlust sein. Durstige Jünglinge an die lebendige Quelle des Altertums zu führen, unter den ewigen Alten laut verkündend und exegesierend zu wandeln, Methoden zu üben und zu versuchen, das war 25 Jahre lang mein süßester Beruf. Der Schulmeistergaul härmt sich, daß er ausgespannt ist.‘

Neben Herders erlauchtem Namen strahlen andere von bescheidenerem Schimmer. Das Gymnasium zählte zu seinen Lehrern auch den Märchendichter Musäus, Goethes Hausfreund Riemer, Heinrich Voß, den Sohn des Dichters der ‚Luise‘.

Eine Fundgrube wertvollen Details bildet der ‚Anhang‘. Als Kuriosum, das gerade in jetzigen Tagen interessieren dürfte, möge der Rede-Akt erwähnt sein, womit das Gymnasium am 16. Dez. 1818 die Anwesenheit der Zarin Maria Feodorowna feierte. Im Hause war ‚mit gutem Parfum geräuchert‘ worden. Riemer trug eine Dichtung vor, und der Oberprimaner Schmith sprach über den ‚Beweis des Satzes, daß Rußland zu allen Zeiten ein Bollwerk gegen Völker-Tyrannei und Welt-Unterjochung gewesen‘. Difficile est satiram non scribere.

Eine meisterliche Gliederungskunst und geistvolle Darstellung haben hier tote Stoffmassen zu organischem Leben erweckt. Das Erscheinen seines Werkes, das als Ergebnis eindringender, opferreicher Gelehrtenarbeit vorliegt, in unsern drangvoll sturmbewegten Tagen rechtfertigt der Verfasser sehr glücklich mit den Worten, die Goethe Ende November 1813 an Johann Friedrich John schrieb: ‚. . . . . indes bei dem gegenwärtigen wichtigen Kampfe ein großer Teil unserer hoffnungsvollen deutschen Jugend aufgeopfert wird, so haben diejenigen, welchen Verhältnisse erlauben, in ihrer stillen Werkstatt zu verharren, eine doppelte Pflicht, das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, sorgfältig zu bewahren, damit nach vorübergegangener Kriegsnacht bei einbrechenden Friedenstagen es an dem unentbehrlichen Prometheischen Feuer nicht fehle, dessen die nächste Generation bedürfen wird.‘

Dr. Karl Linzen.

Berliner Theater. Das Kleine Theater, das schon im vergangenen Winter sich verdient machte durch Vorführung eines historischen Lustspielzyklus, auf solche Weise den Spielplan um vergangenes, selten gespieltes oder wertvolles und der Wiederholung würdiges Material bereichernd, ging mit gleichen Absichten in die neue Theaterzeit hinein und begann mit Otto Ludwigs ‚Der Goldschmied' (Das Fräulein von Scuderie). Otto Ludwigs Dichtergestalt gehört in der deutschen Literatur zu jenen, die nie sterben, nie vollends veralten und dennoch nicht zu einem unumstrittenen Ruhm gelangen. Der Grund ist darin zu suchen, daß die allgemein-künstlerische Anlage, das psychologische Wollen, das Denkerische, die rein künstlerischen Fähigkeiten des Formens, des Gestaltens übertraf. Daher blieb er mehr Anreger, Vorläufer (ähnlich Georg Büchner), der ahnend stammelte, was Spätere, durchaus nicht mit größerem Talent, geschmeidig aussprachen, und es liegt fast eine Ungerechtigkeit darin, diese zu feiern und jenen hintanzusetzen oder schärfer zu zerlegen. Ja man könnte fast sagen, daß die Versuche des Vorläufers in manchem in ihrer Unbeholfenheit reizvoller sind, weil das Problem noch neu, wenn auch weniger zergliedert, so doch auch weniger abgegriffen; ähnlich den frühen naturalistischen Malereien aus den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts, die wir dem Realismus der achtziger Jahre nicht selten vorziehen. — So hat er vor den gleichgesinnten Nachfolgern einiges voraus und manches vor den Zeitgenossen, deren Konvention gewordene Ideen er durch oft überraschende Ein- und Fernblicke zu überholen suchte, und seine Gestalten führen trotz gewisser Unzulänglichkeit ein Leben voll innerer Wahrscheinlichkeit selbst in ihren bizarren Gegensätzen. Im ‚Fräulein von Scuderie', das zudem als sein schwächstes Stück gilt, hat er die gleichnamige psychopathologische Novelle des E. Th. A. Hoffmann nicht mit viel Glück dramatisiert, indem er den Fall noch komplizierte und ihm einen sozialen Einschlag gab: mordet bei Hoffmann der französische Goldschmied Cardillac einzig, um wieder in den Besitz des Schmuckes zu gelangen, von dem sein Künstler-Dämon sich nicht zu trennen vermag, so läßt Ludwig ihn die Verbrechen ausführen zugleich aus dem Trieb eines erblichen Hasses des Demokraten gegen den Adel, weil seine Mutter, als sie mit ihm schwanger ging, von einem Herrn mißbraucht wurde. Diese beiden Triebe und Motive spielen nicht immer glücklich, wenn auch anregend und über den Abend fesselnd, ineinander; doch bleibt man der Empfindung, der Stoff wäre künstlerisch reiner auch in der Durchführung gelungen, so Ludwig allein sich an das Hoffmannsche Motiv des krankhaften Künstler-Dämons gehalten hätte. Da das Stück von jeher als formal mißglückt betrachtet wurde, hat es im Laufe der Jahrzehnte mehrere Bearbeiter gefunden, deren vorläufig letzter der Dr. Altmann, Direktor des ‚Kleinen Theater' ist, dessen Umgestaltung, die die beiden letzten Akte kurzerhand fortschneidet und einen neuen Schluß anschmilzt, als höchst mißglückt bezeichnet werden muß. — Dennoch fühlte man sich angeregt durch das Drama, und das Publikum folgte mit Interesse dem teilweise gelungenen Spiel.

Unter dem Suchen in der erstaunlichen Zahl Strindbergischer Dramen, mit denen man seit Jahr und Tag, vielleicht allzu begeistert, die deutschen Bühnen überschwemmt, ist man nun auch bei seiner 1872 entstandenen Jugendarbeit, dem historischen Schauspiel ‚Meister Olaf' angelangt, das Reinhardt unter der Spielleitung von Ferdinand Gregori, den er für seine Theater wiedergewonnen, im Volksschauspielhaus herausbrachte. Man kann die Wahl weder eine glückliche noch notwendige nennen. Wie alles, was ein genialer Dichter wie Strindberg schreibt, so interessierte natürlich auch

diese Arbeit — ja, zur Psychologie speziell seines Denkens, seiner vorbestimmten Anlage, wie zur Schaffensart eines Werdenden überhaupt, ist sie sogar belangvoll —, doch steigt sie an keiner Stelle zur hinreißenden Wirkung, und erst allmählich wird man sich über das unbestimmte Wesen ihrer schwankenden Figuren klar. — Allein der Titel ist irreführend: Meister Olaf!! Dabei denkt man in der Tat an einen unwiderstehlichen Herrn und Führer; doch nur zu bald gewahrt man im Stück einen, der selbst wie ein Rohr im Winde schwankt und kaum in der Lage ist, sich selbst zu zwingen, geschweige denn die Masse, so daß man einen Augenblick annehmen könnte, der Titel sei ironisch gemeint. Doch scheint dieser Charakter wohl historisch begründet, und dann ist es für Strindbergs Selbstpsychologie bezeichnend, daß er sich mit 23 Jahren diesen Helden als Figur wählte, in dem so manches vorgestellt wird, was ihn in seinen späteren Jahren und Dramen als schwankenden Reformator erscheinen und auftreten läßt. Meister Olaf ist nämlich der schwedische Luther und ein veritabler Schüler Wittenbergs, nur ohne die eichene Zähigkeit und Willensstärke des deutschen Mönches. Meister Olaf muß von Lehrern und Freunden zu seiner Mission angestachelt werden und verdingt sich bald den Wiedertäufern gegen den Adel, bald seinem König Gustav Wasa für das staatserhaltende Element, und in seiner Ehe mit Christine zeichnet Strindberg schon das Urbild aller seiner späteren Ehedramen, d. h. das Verhältnis einer Frau zu einem Manne, der es nicht genügt, seine Hausgefährtin zu sein, die vielmehr an seiner Arbeit teilnehmen will und ihn in seiner Arbeit stört. Meister Olaf zur Seite steht der Buchdrucker Gerdt, eine symbolische Figur, die Verkörperung der revolutionären Idee an sich, die das Gute will und doch das Böse schafft, die kein Einhalten kennt im Niederreißen, während Olaf sich mit dem Tagesproblem begnügt und fügt: so stirbt Gerdt auf dem Scheiterhaufen, während er aus der Höhe dem widerrufenden Gefährten das Wort ‚Abtrünniger' entgegenschmettert. Und das ist das eigentümliche an diesem Drama, weshalb es auch zu keiner eigentlichen Wirkung kommt: man kann sich weder für noch gegen eine Figur entscheiden, indem das Verhalten einer jeden so vorgetragen wird, als vertrete sie einen berechtigten Lebensstandpunkt — zu seinem Widerruf wird Olaf durch den gütigen Reichsmarschall Siggeson bewogen, der ihm klar macht, sein Widerruf sei seine einzige und größte Tat — und darin liegt vielleicht das Bezeichnende für Strindbergs Geistesverfassung überhaupt: es enthält in nuce alle die Widersprüche seiner verwickelten Lebensauffassung, die er im Laufe der Jahre durchmachen sollte. Und alle diese Dinge sind, wenn auch für einen Jugendlichen mit vielverheißendem Talent, so doch ziemlich grobpinselig hingemalt: er zeichnet die Schäden der damaligen Kirche so karikiert, daß die Gegnerschaft ihrer Anhänger gegen die Neuerer verständlich bleibt und zugleich dahinter die Kirche wieder als das Wahre erscheinen läßt. Er ist für und gegen die Reformation und Revolution; im Grunde der Nihilist, der er immer war und der zu keinem festen Punkt kommen konnte, daran er das Leben sah und einheitlich anfaßte. — Das Spiel war bei den Herren Olaf-Decarli, Wasa-Hartmann und den Frauen Maria Fein und Rosa Bertens, die die strenggläubige Mutter des Apostaten darstellte, zum Teil in guten Händen.

Auf der Suche nach zugkräftigen, einem größeren Publikum gefälligen Lustspielen beginnt, zumal seit dem Kriege die ausländische Einfuhr unterbunden ist, in Berlin, aber auch sonst auf deutschen Bühnen, Kotzebue Mode zu werden. Wie vor Jahresfrist Reinhardt die ‚Kleinstädter', so spielte Barnowsky in diesem Winter im Lessingtheater die weniger gelungenen, wenn auch als altes oder

veraltetes Zugstück reisender Gastspielsterne um so bekannteren „Beiden Klingsberg"; jenes Lustspiel, in dem der gräfliche Vater und Sohn als Schürzenjäger miteinander wetteifern. Was einen bei den Stücken Kotzebues am empfindlichsten wundert, ist, daß diese Arbeiten geschneidigster und vollendetster Oberflächlichkeit in der Zeit unserer großen Klassiker entstanden; unmittelbar neben Goethe! und noch mehr: daß ein Goethe als Theaterdirektor diese leeren Dilettantenscherze — die gelegentlich nicht ohne Scharfblick — inszenieren mußte. Es ist dies der Vorgang eines psychologisch kaum erklärlichen Nebeneinander, der in früheren großen Kunstzeiten undenkbar, und der, so scheint es, erst mit dem Rokoko möglich wird, da es eine solche Welt des Scheins mit sich führte, der ein so oberflächliches und zugleich routiniertes Sehen der Außenwelt mit sich brachte. Wie in so mancher Beziehung im neunzehnten Jahrhundert das Rokoko der Vater des schlechten Geschmacks wurde, so Kotzebue mit Stücken wie diesen „Klingsberg" für das seichte Lustspiel, in dem das Theater noch vertheatert wird, und man muß ihm zugestehen, daß er seinen mannigfachen Nachfolgern sich darin bis heute überlegen erwiesen hat. —

Wir werden zurückversetzt in eine Zeit, in der das Komödie-Spielen eine Gesellschaftsbelustigung war, und die Figuren eines solchen Stückes sind keine Menschen mit lebendigen Schicksalen, vielmehr „Rollen", die unter Übertreibung und Karikierung nicht leiden, sondern eigentlich erst lebendig werden, und so von jeher das unbegreifliche und doch so beliebte Versuchsobjekt für große Bühnenkünstler waren und blieben und auch heute noch wie ehedem in solcher Behandlung die Lachlust eines breiteren Publikums unbehindert herausfordern. — Und so führte denn auch Barnowsky sein vorzüglichstes Personal, die Herren Bassermann, Götz, Loos, die Damen Ilka Grüning und Lossen mit sichtbarem Erfolg vor. — Daß derartige Experimente irgend eine höhere Kunstwirkung hinterließen, kann allerdings nicht zugestanden werden, da einem Stück wie den „Klingsberg" gar zu sehr jede Spur echten Witzes und originaler Menschenbeobachtung fehlt.

Rudolf Klein Diepold.

Musik

Richard Wagners Briefe an Hans von Bülow. In schmucker Ausstattung ist unlängst bei Eugen Diederichs in Jena ein Band Briefe Richard Wagners an Hans von Bülow erschienen. Seltsamerweise ist der Herausgeber nicht mit seinem Namen hervorgetreten, und das war insofern klug von ihm, als die Ausgabe billig zu stellenden wissenschaftlichen Anforderungen recht wenig entspricht. Ganz zu schweigen davon, daß es ihr an selbstverständlichen Hilfsmitteln, wie z. B. einem Register fehlt, muß vor allem ihre Stellung zur Textkritik, oder richtiger gesagt, der gänzliche Mangel einer solchen, heftigen Widerspruch erregen. Das Buch enthält nur Briefe Wagners, nicht auch Antworten Bülows. Ob aber der Abdruck dieser Briefe ein vollständiger und lückenloser sei, ob und nach welchen Gesichtspunkten im Rahmen der einzelnen Briefe Kürzungen vorgenommen wurden, wie es mit den chiffrierten Namen steht usf., darüber ist auch nicht mit einem Worte eine Andeutung gegeben. Dafür wird als Einleitung eine Biographie Bülows geboten, deren tendenziöser Ton die Zweifel an der Sachlichkeit des anonymen Herausgebers, der ja sicher in gutem Glauben, aber darum um nichts weniger ungeeignet gehandelt hat, noch verstärkt.

Kann man somit an der äußeren Aufmachung dieser Wagnerneuheit wenig Freude haben, so ist doch ihr Inhalt, auch in der mangelhaften Form, in der er vorgelegt wird, zweifellos interessant. Neu biographische Tatsachen kommen ja,

ganz abgesehen davon, daß gerade einige der wichtigsten Schriftstücke schon veröffentlicht waren, kaum zutage; aber das Gesamtbild der Brieffolge als solches ist neu und reich an anregenden Einzelheiten. Es umfaßt, abgesehen von einem kurzen einleitenden Schreiben aus dem Jahre 1847, das Schweizer Exil, die Pariser Tannhäuserepisode, Biebrich, Wien, München und Triebschen, spiegelt also gerade die ereignis- und entscheidungsreichste Zeit von des Meisters Leben wieder. Sein Wert liegt dabei in der scharfen Beleuchtung bestimmter einzelner persönlicher und künstlerischer Verhältnisse. So sind die Briefe namentlich ein sehr wertvoller Beitrag zur Beurteilung der Beziehungen Wagners zu Liszt, ja in dieser Hinsicht kaum weniger wichtig als der Briefwechsel mit Liszt selbst, indem sie nicht nur das die beiden Freunde Verbindende, sondern auch das sie Trennende in Wagners freimütigen Äußerungen gegenüber Bülow zum Ausdruck bringen. Wagner vermißte demzufolge — wieweit mit Recht, bleibt dahingestellt — bei Liszt jene fraglose Hingebung, die er unter wahrer Freundschaft verstand und die ihm durch vorübergehende ‚schöne Aufwallungen' nicht ersetzt werden konnte. Unschwer ist dabei zwischen den Zeilen zu lesen, daß Wagner die Schuld an Liszts Zurückhaltung Einflüssen der Fürstin Wittgenstein zuschreibt, womit er sicher das Richtige trifft. ‚Liszt', heißt es darum in einem Pariser Brief vom Oktober 1859, ‚wird mir stets eine erhabene, tief sympathische, hochbewunderte und geliebte Erscheinung bleiben, aber — an wohltuende Pflege unserer Freundschaft wird nicht viel mehr zu denken sein. Er ist mir in der Vernachlässigung dieser Pflege augenfällig vorangegangen: ich kann jetzt nicht anders mehr als ihm folgen, . . . ich finde jetzt keine Worte mehr zu ihm; meine Wärme ist zu oft mit Phrase erwidert worden. Phrasen aber — mag ich ihm nicht schreiben: dazu ist er mir zu lieb.'

Nicht frei von Mißverständnissen scheint auch Wagners erste Begegnung mit Liszts Tochter, Cosima von Bülow, gewesen zu sein; doch bahnte sich bald jenes Verhältnis herzlicher gegenseitiger Zuneigung an, das schließlich für Bülow zur Katastrophe, für den Meister und seine Gefährtin aber zur Verwirklichung eines späten, kaum erhofften Glücks führen sollte. Fast kein Brief bleibt in späterer Zeit ohne einen Gruß und sonst eine ernsthafte oder scherzhafte Bestellung an Cosima — oder Cosimus, wie der Meister in heiterer Laune schreibt —, und als Wagner im Unglücksjahre 1863 von Penzing aus den verzweifelten Versuch machte, eine Unterstützung von reichen Privaten zu gewinnen, wünscht er, daß Cosima die Sache in die Hand nehme und durch einen Brief an Madame Kalergis in die Wege leite. Und in der Münchener Zeit findet Wagner einmal die schönen Worte: ‚Alles, was sie (Cosima) betrifft, ist außerordentlich und ungewöhnlich: ihr gebührt Freiheit im edelsten Sinne. Sie ist kindlich und tief — die Gesetze ihres Wesens werden sie immer nur auf das Erhabene leiten. Niemand wird ihr auch helfen, als sie sich selbst! Sie gehört einer besonderen Weltordnung an, die wir aus ihr begreifen lernen müssen. Du (Bülow) wirst in Zukunft günstigere Muße und eigene Freiheit in besserer Genüge haben, um dies zu beachten und deinen edlen Platz an ihrer Seite zu finden. Auch das gereicht mir zum Trost!'

Diese letzte Äußerung ist zugleich ein Zeichen von Wagners Aufrichtigkeit und — wenn man so sagen darf — der Ahnungslosigkeit, mit der er dem entscheidenden Ereignis, das seine Schatten doch bereits sehr merklich vorauswarf, entgegenging. Überhaupt spricht aus dem ganzen Ton der Briefe an Bülow eine ganz ungewöhnlich herzliche Zuneigung, wenn auch hie und da ein Wort des Unmuts mit unterläuft, wenn

der junge Freund einmal etwas lange auf Antwort hatte warten lassen oder im Dienste von des Meisters Sache sonstwie lässig gewesen zu sein schien. Interessant ist zu sehen, daß Wagner — wie wir heute wohl sagen dürfen irrtümlich — Bülow auch außergewöhnliches schöpferisches Talent zutraute. Sehr eingehend befaßt er sich in einem Züricher Brief aus dem Jahre 1854 mit einigen ihm zur Ansicht gesandten Kompositionen Bülows und schreibt kurz darauf nochmal ausdrücklich: ‚Daß du als Pianist sehr stark beschäftigt bist, ist an und für sich doch nur ein Zwang für Dich, gegen den Du Dich mit äußerster Kraft immer stemmen sollst, dadurch daß Du Deinem Innern Luft machst durch Produktivität als Komponist.‘ Und noch im September 67 veranlaßt ihn ein Blick auf Bülows Tondichtung ‚Nirwana‘ zu den vielsagenden Worten: ‚An Deinem nun überarbeiteten Jugendwerk ersehe ich unverkennbar die übermäßigen Anlagen Deines Geistes: in jeder Beziehung kann ich diesem Stücke nichts an die Seite setzen; ein solches Jugendwerk stempelt Dich für die allerdenklichst höchste Meisterschaft.‘ Mit derartiger Anerkennung war Wagner im allgemeinen nicht verschwenderisch, und sie trug in jedem Falle den Charakter unbedingter Ehrlichkeit.

Den Stempel von Bülows Persönlichkeit zeigen Wagners Briefe an ihn auch außerdem besonders durch ihren reichen künstlerischen Gehalt. Bülow war für den Meister der geistvollste und begabteste Fachmusiker unter seinen Freunden; darum erörtert er ihm gegenüber mit Vorliebe musikalische Probleme, von versteckten technischen Einzelheiten angefangen bis zu umfassenden Stilfragen. Dabei knüpft er teils an fremde Werke an, wie z. B. bei dem sehr scharfen Urteil, das er unterm 3. März 1855 über Robert Schumanns Sinfonien fällt, teils sucht er anregend auf Bülows Schaffen zu wirken; so rät er ihm z. B. einmal, zur Oresteia des Äschylus drei thematisch verknüpfte Ouvertüren zu schreiben; man könnte damit, meint er, ‚die einzig jetzt noch mögliche Sinfonie zustande bringen, eine Sinfonie, die zu ihrem vollsten Verständnisse ein vorhandenes, edelstes Dichtwerk besäße‘. Bei dieser Gelegenheit fällt übrigens auch die interessante Bemerkung, daß Bülow eine Tondichtung ‚Tristan‘ plante, bevor noch Wagner selbst diesem Stoff näher trat. Am zahlreichsten sind natürlich die künstlerischen Notizen über des Meisters eigenes Schaffen. Bülow hat Wagner sowohl als Bearbeiter von Klavierausgaben wie als Dirigent große Dienste geleistet: zu beiden Themen geben darum auch die Briefe die wertvollsten Anregungen. Daneben stehen Erörterungen, die mehr Kuriositätsinteresse haben, wie z. B. das Anklingen des Gedankens, zum Hirtenreigen im ‚Tristan‘ eine harmonische Begleitung zu schreiben. Und wieder in anderen Fällen treten dann Wagners großzügige Gesamtpläne hervor, wie z. B. in dem eigenartigen Brief vom Juni 64, in dem der neue Freund des Königs von Bayern für 1865 ‚Tristan‘ und ‚Meistersinger‘, für 67/68 den ‚Nibelungenring‘, für 69/70 ‚Die Sieger‘ — das unvollendet gebliebene buddhistische Erlösungsdrama —, für 71/72 den ‚Parzival‘ (so!), für 1873 aber — seinen Tod in Aussicht stellt.

Nach dem Münchener Skandal beginnen dann auch die Erörterungen über einen geeigneten Ort für Festspielhaus und Stilbildungsschule, wobei nachstehende Stelle aus einem Genfer Brief vom Februar 66 besonders auffällt: ‚Sonderbarer Weise schreibt mir heute auch Constantin Frantz lang und warm über Nürnberg, und fordert mich auf, es in das Auge zu fassen. Daß dieser eigentliche wahre und einzige ‚deutsche‘ Kunstsitz, das protestantische Nürnberg — zur bayerischen Krone gekommen ist, und dadurch in die Domäne meines katholisch-enthusiastischen Königfreundes geraten, ist wunderbar bedeut-

sam. Dahin gehört die einstige ‚Deutsche Akademie‘, dahin alles, was in den verrotteten, undeutschen Residenzen unserer kleinen Louis XIV. nicht gedeihen kann, dahin die Blüte des deutschen Vergesellschaftungswesens: dahin auch unsere Schule, an die sich endlich eine allgemeine Schule der Kunst und Wissenschaft, deutsch und unjüdisch anbilden soll. Ich wünschte, der König gäbe mir einen Pavillon des Bayreuther Schlosses zum Ruhesitz: Nürnberg in der Nähe — Deutschland um mich herum.‘ — Es ist das wohl das erste Mal, daß der Name Bayreuth im Zusammenhang der Wagnerschen Festspielidee genannt wird, und zwar unter dem später dann auch mit ausschlaggebenden Gesichtspunkt seiner Lage ‚in Deutschlands Mitten‘. Als es dann freilich dort zehn Jahre später wirklich zur großen ‚Tat‘ kam, war gerade Bülow, der frühe Vertraute des Bayreuther Gedankens, durch ein tragisches Geschick für immer vom Meister getrennt.

Dr. Eugen Schmitz.

Goldmarks ‚Königin von Saba‘ im modernen Spielplan. Das durch die Verhältnisse des Weltkrieges bedingte Suchen nach musikdramatischen Werken einheimischer Herkunft hat plötzlich auch Goldmarks Oper ‚Die Königin von Saba‘, die nach ihrer 1875 erfolgten Wiener Uraufführung ein Vierteljahrhundert die Bühnen beherrschte, zuletzt aber der Moderne fast ganz hatte weichen müssen, wieder zu Ehren gebracht. Eine Reihe großer deutscher Bühnen, voran Leipzig, Hamburg und Dresden, haben das Werk jüngst in Neueinstudierung geboten. Der Erfolg, den es überall hatte, zeigt, daß diese ‚Ausgrabung‘ unserem ohnedies nicht überreichen Opernspielplan einen erfreulichen und lebensfähigen Zuwachs gebracht hat.

Nun ist es für uns heute ja gar nicht so leicht, die rechte künstlerische Stellung zu dieser einst so starkes Aufsehen erregenden Prunk- und Prachtoper zu finden. Goldmarks ‚Königin von Saba‘ stammt aus der Zeit, wo die Werke Meyerbeers und Wagners noch um die Vorherrschaft im Bühnenspielplan kämpften, wo aber auch konservativ gesinnte Musiker sich nicht mehr ganz den stilistischen Einflüssen von ‚Tannhäuser‘ und ‚Lohengrin‘ zu entziehen vermochten. Gleich Erscheinungen wie Kretschmers ‚Folkunger‘ oder Saint-Saëns' dem Weimarer Kreis entstammenden ‚Samson‘ steht auch Goldmarks erfolgreichste Bühnenschöpfung im Zeichen dieses Einflusses, ist in ihrem eigentlichen Wesen aber freilich doch noch eine richtige ‚große Oper‘ alten Stils. Sie ist das ihrer Dichtung nach, in der Mosenthal die biblische Legende von der zu Salomo geleiteten Heidenkönigin und ihren des Königs Liebling Assad seiner Braut Sulamith entfremdenden Verführungskünsten ganz nach Art eines Scribeschen Librettos mit üppiger Häufung äußerer Effekte, aber dürftiger psychologischer Motivierung entwickelt. Sie ist das nicht minder der Musik nach, mit ihrer Neigung zum dekorativen Pathos, ihrer rücksichtslosen Verschwendung klanglicher Mittel und ihrer Vorliebe für massige, breitangelegte Chor- und Ensembleszenen. Unser künstlerisches Reich ist nun aber durchaus nicht mehr von dieser Welt, und so hat sich unser Blick für die Schwächen solcher Musikdramatik unerbittlich geschärft: für das innerlich Haltlose, Unwahrscheinliche ihrer Handlungsführung, für den den dramatischen Faden oft im entscheidenden Augenblick zerreißenden Egoismus ihrer reinmusikalischen Instinkte, ganz zu geschweigen von gewissen, im Fall der ‚Königin von Saba‘ noch besonders hervortretenden Sterblichkeiten wie dem gänzlichen Abflauen des Schlußaktes oder der trivialen Versemacherei und skrupellosen musikalischen Deklamation. Nichts von alledem kann dem aufmerksamen Zuhörer von heute entgehen, und doch

wird jeder einen bedeutenden Gesamteindruck empfangen. Vor allem zieht an dieser großen Oper eines an: sie ist warm empfunden und mit wahrer Begeisterung geschrieben. Goldmark ist kein so ursprüngliches Talent wie Meyerbeer, aber sicher ein jenem ebenbürtiger Musiker, und an Ernst dem Autor der ‚Hugenotten' entschieden überlegen. Was Meyerbeer als Künstler oftmals verhängnisvoll wurde, sein Judentum, das bedeutete für den Komponisten der ‚Königin von Saba' einen entschiedenen Vorzug: denn es ermöglichte ihm, den von einem Glaubensgenossen gebotenen, der eigenen Religionsüberlieferung entnommenen Stoff in jener wahrhaft stilgerechten Weise musikalisch zu fassen, die dieser ‚großen Oper' eine über ihre Gattung weit hinausreichende Sonderbedeutung verleiht. Die Glut farbenprächtiger orientalischer Erotik, die die Klänge dieser Partitur durchzittert, der morgenländische Zauber ihrer leuchtenden Sinnlichkeit, ist ebenso unmittelbar der poesiedurchtränkten Geisteswelt des Alten Testaments abgelauscht wie die erhabene Weihe ihrer, wenn man so sagen darf, liturgischen Szenen, in denen Goldmark die Wunder altjüdischen Tempelsangs nachschaffend beschworen hat. Eine Perle dieser Art ist gleich der zu Anfang stehende entzückende Brautgesang Sulamiths und ihrer Gefährtinnen mit seinen wohlig gleitenden, harmonisch eigenartig untermalten, in zartestem Klangduft erbebenden Linien. Die gleiche Sphäre, ins Bereich pathetischer Kraft gerückt, lebt in der großzügig aufgebauten Szene vor dem Allerheiligsten im zweiten Akt, in der sich mit dem spannenden Dazwischentreten der Königin und ihrer Verleugnung Assads zugleich die Theatralik der ‚großen Oper' von ihrer relativ besten Seite zeigt. Für die Ausdrucksgewalt des Erotischen hinwiederum kann Assads große (in der Form Wagnerschen Vorbildern besonders nahestehende) Erzählung von der ersten verführerischen Erscheinung der Saba gelten, deren bildhafte, süße, schwülberückende Koloristik und warmquellende Melodik unwiderstehlich bannt. Auch im großen Liebesduett des zweiten Aktes findet sich Ähnliches, während Stücke wie der Einzugsmarsch der Königin und die Ballettmusik des dritten Aktes, dem Intimen wieder die großlinige Umweltschilderung in nicht minder eindringlicher Farbenpracht gegenüberstellen. Die Ballettmusik insbesondere ist an Feinheit und Reichtum klanglichen Zaubers eine Leistung, deren sich ein Berlioz nicht zu schämen brauchte. Diesem genialen Franzosen steht Goldmark als Instrumentationskünstler überhaupt sehr nahe, nicht nur in der Vielfarbigkeit der orchestralen Palette, sondern auch im rassigen Vollklang der Tutti. Und wie sehr unsere moderne Instrumentationskunst an Raffinement auch fortgeschritten erscheint: der wundersame Wohlklang von Goldmarks Orchester mit seinen ätherischen gedämpften Geigentremolis, seinen rauschenden und glitzernden Harfengrumdierungen, seinen vollsaftigen Streicherkantilenen und seinen Bläsersätzen, mag er selbst eine überwundene Entwicklungsstufe bedeuten, hat etwas Bestrickendes, dem man sich stets willig überläßt. Solche kleine und große Vorzüge aber sind es, die schließlich allem veralteten Geist der ‚großen Oper' zum Trotz Goldmarks ‚Königin von Saba' auch heute noch unbestreitbare Wirkung sichern.

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Religiöse Schriften

Über allen religiösen Kriegsbüchern bewährt unvergleichlich seine geistesstärkende Kraft das Buch der Bücher: die Verbreitung tauglicher Taschenausgaben zumal des **Neuen Testaments** draußen im Feld und nicht minder in der Heimat gehört daher zu den dringenden und herzerhebenden Weihnachtspflichten. Empfohlen seien zu diesem Zweck vor allem die Eckersche Ausgabe (Verlag Kösel, M. 0.60—2.75) und die Weinhartsche (Verlag Herder, M. 1.50), beide auch in Einzelausgaben der Evangelien, die Weinhartsche auch mit Overbecks Bildern (M. 2.— bis M. 5.—) erhältlich. Gar manchem Kreuzträger draußen und daheim wird das edelste Werk deutscher Mystik, Thomas von Kempens ‚Nachfolge Christi', nun besonders viel zu sagen haben. Eine Taschenausgabe der Übersetzung Sailers ist mit Führichs Bildern geschmückt (Herder, M. 1.80), eine Auswahl des Fürsten Öttingen-Spielberg erliest das für Weltkinder Ansprechendste (Pustet M. 1.60). Von einem feinsinnigen Kenner deutscher Mystik und des deutschen Schrifttums insgesamt, der mit seinem wahren Namen bescheiden als ‚Bruder Bardo' zurücksteht, stammt die Auslese **‚Deutsche Gebete'** (Herder, Mark 1.50), in deren starkmütigen und zugleich so innigen Herzenslauten gar manche wortlose Bedrängnis ihren befreienden Ausdruck finden wird.

Zu tieferer Versenkung in die Heilige Schrift gibt in klassischer Weise das Geleit des hl. Johannes Chrysostomus gewaltiger **Kommentar zum Matthäusevangelium.** Bereits 1540 wurden diese unerschöpflichen Homilien zum erstenmal in unsere Muttersprache übertragen, nun liegen sie vor in neuester, musterhaft sorgfältiger Verdeutschung durch den Seckauer Benediktiner P. Joh. Chr. Baur in vier stattlichen Bänden der immer wertvoller sich auswachsenden ‚Bibliothek der Kirchenväter' (Kösel, je M. 4.— bis M. 5.50). Selbst als Soldatenkind eine unerschrockene Kämpfernatur, dabei innig fromm und von vollendeter hellenistischer Bildungshöhe, hat der gewaltige Prediger auch zu den besonderen Nöten unserer Zeit gar manches ergreifende Wort zu sagen: beispielsweise in der 35. Homilie: ‚Nicht deshalb gibt es Krieg, weil der Herr ihn bewirkt, sondern weil die Menschen ihn wollen' — und den Folgesätzen. Ein anderer Band der gleichen Bibliothek vermittelt, als letzte Gabe Heinrich Kellners, das wichtigste Geisteswerk des Kirchenschriftstellers **Tertullian,** darunter auch die merkwürdige, antimilitaristische Schrift ‚Vom Kranze des Soldaten' aus des Apologeten montanistischer Irrzeit. Um die patristische Literatur, für deren Ernst und Größe unsere Tage in gar mancher Hinsicht erst wieder das rechte Organ bekommen haben, auch in all ihren persönlichen und zeitgeschichtlichen Bedingtheiten verstehen zu lernen, empfiehlt es sich immer wieder, zu Rate zu gehen bei einem wissenschaftlichen Standardwerk wie Bardenhewers **‚Geschichte der altkirchlichen Literatur',** deren zweiter gerade auch über Tertullian handelnder Band bereits die zweite Auflage erreicht hat (Herder, M. 14.—).

Obwohl es nicht als religiöse Schrift im engeren Sinne gedacht ist, sei hier doch auch auf das mit starken religiösen Akzenten wirkende Büchlein **‚Franziskus von Assisi',** von Robert Saitschick (Verlag Beck, München 1916, 2. Aufl., kart. 2.50) hingewiesen. Mit der dem Verfasser eigenen, nur auf das Wesentliche der Persönlichkeit ausgehenden Charakteristik ist hier auf nur 72 Seiten die wunderbare Gestalt des seraphischen Heiligen gezeichnet, vollkommener in seiner Art als in manchem dickleibigen Buch. Das Geniale im Wesen des hl. Franziskus, das in der Unmittelbarkeit seines Denkens und Tuns, oder, um eine Wendung Saitschicks im Untertitel seines vorletzten Buches zu gebrauchen, in seiner ‚Lebensphilosophie ohne Umwege' in die Erscheinung tritt, wird zwar hervorgehoben, aber doch deutlich und bestimmt von der genialen Art des Kunstschöpfers unterschieden. Das Büchlein, das in kurzer Zeit die 2. Auflage erlebt hat, verdient die Beachtung aller ernsten Leser.

Geschichte und Biographien

Je mehr wir begreifen lernen, daß bei dem Kampf, in den die europäischen Großstaaten sich verbissen haben, nicht bloß ökonomische Zukunftsinteressen ausgefochten werden, sondern auch Ideengegensätze zum Austrag kommen, die sich durch den geschichtlichen Werdegang dieser Völker herausgebildet haben, in deren Versöhnung aber das Geschick Europas beschlossen liegt, umso mehr fühlen wir das Bedürfnis, der Entstehung dieser Ideen in der Geschichte nach-

zugehen. Da ist es nun vor allem von Wert, zu beobachten, wie die innere Politik der europäischen Staaten von der Entwicklung der internationalen Machtverhältnisse beeinflußt war, wie sehr die Verkettung der äußeren Machtinteressen die Richtungen auch des nationalen Lebens bestimmte oder doch beeinflußte. Unter den deutschen Geschichtschreibern ist es, allen voran, Leopold von Ranke, der den Gedanken der ‚unauflöslichen Gemeinsamkeit' der europäischen Staaten und Völker in seinen Werken ausprägte. Ranke zeigt sich, von einigen Entgleisungen abgesehen, besonders im Vergleich mit den späteren Historiographen, am wenigsten einseitig national befangen, er besaß vielmehr den umfassenden Blick eines Geschichtschreibers Europas, wie er denn auch tatsächlich den führenden Mächten umfangreiche Darstellungen ihrer neueren Geschichte gewidmet hat. Die neue wohlfeile Ausgabe von **Rankes Meisterwerken** (10 Bände à Mk. 3.— geb., Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig 1915) ist während des Krieges vollständig geworden. Seit unserer ersten Besprechung sind die fünf letzten Bände erschienen. Während die ersten fünf die ‚Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation' umfassen, bringen die folgenden Bände ‚Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten' (Bd. 6, 7, 8), die ‚Geschichte Wallensteins' (Bd. 9) und als ‚Kleinere Schriften' (Bd. 10) die Darstellungen ‚Savonarola und die florentinische Republik gegen Ende des 15. Jahrhunderts', ‚Über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.', ‚Geschichte des Don Carlos' und ‚Die großen Mächte'. Fast alles in diesen Werken dreht sich um die große Frage der ‚Glaubenserneuerung'. Ranke, der gläubiger Protestant war, verleugnet seine protestantische Weltanschauung und seine persönlichen Sympathien nicht, aber er steht nichtsdestoweniger allen großen Erscheinungen der Vergangenheit mit Ehrfurcht gegenüber, und opfert niemals die Würde des Historikers einer politischen oder religiösen Voreingenommenheit und Leidenschaft. Die Geschichte der römischen Päpste, die bei ihrem Erscheinen weit über Deutschland hinaus Aufsehen erregten und Rankes Ruf als eines Meisters der psychologischen Darstellung nicht nur begründeten, sondern vornehmlich auch heute noch hochhalten, ist gerade auch dasjenige unter seinen Werken, das trotz der hohen Vorzüge einer sehr weitgehenden Ruhe und Billigkeit des Urteils der kirchlichen Zensur verfallen ist. Warum es geschah, sagte Ranke selber im 8. Band seiner ‚Weltgeschichte' S. 460: ‚Ich bin weit entfernt, das Papsttum für ein im besonderen Sinne göttliches Institut zu halten: man hat mich darum auf den Index gesetzt, weil ich es nicht tue; aber ich halte dennoch das Pontifikat für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Institute, welche jemals hervorgetreten sind.' Diese Bewunderung kommt auch tatsächlich in der ‚Geschichte der Päpste' vielfach zum Ausdruck. Die Charakterbilder der einzelnen Päpste sind mit sichtlicher Liebe und mit einer Kunst des Geschichtschreibers entworfen, dafür es in der deutschen Geschichtsliteratur kaum ein Vorbild gibt. Bis zur 6. Auflage (1874) war die ‚Geschichte der römischen Päpste' unverändert geblieben. Nun aber, nach der Unfehlbarkeitserklärung, sagt Ranke in dieser 6. Auflage, habe sich die Lage so verschoben, daß die Protestanten in ihrer bisherigen Sorglosigkeit nicht verharren dürften. Er bezieht das Pontifikat Pius IX. in die Darstellung mit ein. A. v. Reumont erklärte damals im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft (Bd. B, S. 614): Der objektive Standpunkt sei zwar gewahrt, aber die Gedrängtheit der Darstellung bringe es doch mit sich, daß Momente, welche auf die Regierung Pius IX. ein verschiedenes Licht werfen, übergangen seien. Die illoyale Handlungsweise der piemontesischen Regierung sei nicht genügend hervorgehoben, die einzelnen Phasen der aggressiven Bewegung nicht hinlänglich auseinandergehalten. — Die geschichtliche Porträtierkunst Rankes zeigt sich in meisterhafter Weise auch in seiner Wallenstein-Monographie, die, wie so manches andere durch Einzelforschung überholt, dennoch sowohl um ihrer Grundauffassung als auch um ihrer ganzen kompositionellen Anlage willen in diese Auswahl hineingehörte. Auch die Zusammenstellung dessen, was der letzte Band als ‚Kleine Schriften' bringt, verdiente, von diesem Gesichtspunkt aus den ‚Meisterwerken' eingereiht zu werden. So sehr Rankes Geschichtswerke dem Ideal echter Geschichtschreibung durch die Ruhe und Schönheit der Darstellung auch nahekommen und so verlockend ihre sprachliche Form den Leser zum Genusse einlädt, so werden sie, wie Adolf Stern in seinen jüngst erschienenen **‚Reden, Vorträgen und Abhandlungen'** (Cotta, 1914, broschiert M. 6.50) einmal zutreffend bemerkt, ‚mit dem größten Gewinn von denen gelesen werden, welche den geschichtlichen Rohstoff schon kennen, nicht von denen, welche ihn erst in sich aufzunehmen wünschen'. — Dem letzteren Zweck kann in allerdings sehr umfänglicher Weise die ‚Welt-

geschichte' von Prof. Dr. Joh. Bapt. von Weiß dienen, die, leider lange vergriffen, seit einiger Zeit neu bearbeitet wird und für die neueste Zeit in Dr. Richard v. Kralik einen Fortsetzer gefunden hat. In drei, wo nicht mehr, starken Bänden hat dieser fleißige Schriftsteller es unternommen, die ‚**Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit** von 1815 bis zur Gegenwart' (Verlag Styria, Graz und Wien, brosch. M. 9.20) zu schreiben, und er hat sich dabei durchaus dem Charakter des Gesamtwerkes insofern angepaßt, als er die von Weiß angewandte fast analistische mit biographischen und kulturgeschichtlichen Einzelheiten und Anekdoten reichlich durchsetzte Aufzählung und Schilderung der Vorgänge auf die neueste Zeit überträgt. Wie er in dem Vorwort betont, war ihm daran gelegen, ‚die Ereignisse mehr dramatisch als episch darzustellen', eine Methode, die es möglich gemacht habe, ‚die größte Fülle des Stoffes in die knappste Form zu fassen, mannigfaltige Notizen zu geben, vielerlei Humore spielen zu lassen und auch das scheinbar Unbedeutende zum Gesamtbild heranzuziehen'. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß trotz der behaupteten ‚knappsten Form' diese Geschichte durch ihre Methode nicht besonders lesbar geworden ist. Sie wirkt wie ein polyhistorisches Konglomerat von vielen gewiß interessanten Einzelheiten, ist aber nicht imstande, den Leser übersichtlich in den Gang der Hauptereignisse einzuführen, obwohl die Erzählung derselben sich durch größere Schrift von den untergeordneten Einzelheiten abhebt. Viel mehr als die vorausgehenden 22 Bände von Weiß sind diese jüngsten Bände ohne alle darstellende Form und gewähren somit lediglich den Nutzen rascher stofflicher Orientierung, wobei es jedoch ratsam ist, der kritischen Genauigkeit der neuesten Forschungsergebnisse nicht blindes Vertrauen zu schenken. — Während Kralik noch lange nicht bei jener Epoche der neuesten Zeit angelangt ist, die die meisten von uns noch zum größten Teil selber mitdurchlebt haben, hat Gottlob Egelhaaf gerade diesen Abschnitt zum Gegenstand einer ‚**Geschichte der neuesten Zeit** vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart' (Karl Krabbe, Stuttgart 1915, 5. Auflage, geb. M. 13.50) genommen. Der Verfasser hat Bismarck aus persönlichem Verkehr gekannt und ist ein warmer Verteidiger seiner politischen Ziele, Methoden und Absichten. Das macht sich nicht bloß in dem ersten, die Bismarcksche Zeit behandelnden Buch und in der Auffassung des ‚Kulturkampfes', sondern auch noch später, ja selbst in der Beurteilung der jüngsten Vorgänge, geltend. Das mit jeder neuen Auflage umfangreicher gewordene, jetzt 840 Seiten starke Buch gibt eine gute, lesbare Einführung in die politischen Ereignisse der gesamten Welt seit dem Frankfurter Frieden und ist bis zum Frühjahr 1915, das durch den Eintritt Italiens in den Weltkrieg gekennzeichnet ist, fortgeführt. Gleichwie in dem Werk von Kralik macht ein umfangreiches Schlagwortregister auch bei Egelhaaf das Buch zu einem bequemen Hilfsmittel im Nachschlagen. Als Ergänzung ist die ‚**Historisch politische Jahresübersicht**' gedacht, die Egelhaaf seit 1908 alljährlich erscheinen läßt und die uns für 1915 vorliegt (ebenda, 175 Seiten, brosch. M. 2.75). Sie erzählt in einem nach Staaten gegliederten ersten Buch die Geschichte dieser Staaten im Berichtsjahr, gibt im zweiten Buch eine Übersicht über den Weltkrieg nach den Kriegsschauplätzen und trägt die wichtigsten Dokumente in einem Anhang nach. — Ein historisches Lesewerk mit ausgewählten Stükken aus den besten Geschichtschreibern stellen die bis jetzt erschienenen drei Bände ‚**Aus der Geschichte der Völker**' von Max Förderreuther und Friedrich Würth (J. Kösel, Kempten-München, geb. I. u. II. je 7.20; III. 6.—) dar, von dem der dritte Band die erste Hälfte der Neuzeit enthält, von der Entdeckung Amerikas bis zum Zeitalter der unumschränkten Fürstengewalt (Louis XIV.) reichend. Bei der Auswahl, die unter jugenderzieherischen Gesichtspunkten erfolgte, ist das Bestreben geschichtlicher Parität offenkundig, und man wird den Verfassern, tüchtigen Schulmännern, Takt nachrühmen müssen. Aber das Werk hätte diesen Charakter einer billigen Rücksicht auf die beiden Konfessionen wahren und dennoch außer Döllinger auch noch den einen oder anderen katholischen Historiker zu Wort kommen lassen können. Jeder der drei Bände — für die reifere Jugend eine vollwertige Gabe — ist mit Bildnissen, Ansichten von Bauwerken und Städten, sowie mit Kartenskizzen illustriert. Der letzte Band ist in Vorbereitung und soll bald erscheinen.

Das Problem einer Weltkultur, das uns heute mehr als je beschäftigt, führt unseren Blick bis in die vor- und frühchristliche Vergangenheit zurück. Die hellenistisch-römische Kulturperiode ist die größe Erscheinung einer Weltkultur, bevor die Christenheit der mittleren Zeiten sich zur solchen entwickelte. Wie das Hellenentum ‚in seiner umgewandelten Gestalt als Hel-

lenismus Weltkultur wurde, indem es erst durch die Alexanderzüge den Osten, dann durch die überlegene Kraft seiner Bildung den römischen Westen eroberte', das darzustellen auf den Gebieten des staatlichen, gesellschaftlichen und religiösen Lebens, der bauenden und bildenden Künste und der intellektuellen und literarischen Bildung war die Aufgabe, die Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner in dem gemeinsam unternommenen Werke **,Die hellenistisch-römische Kultur'** (Teubner, Leipzig und Berlin, geb. 12.50.) in hervorragender Weise gelöst haben. Der aufs schönste mit 440 Abbildungen im Text, 5 bunten, 6 einfarbigen Tafeln, 4 Karten und Plänen geschmückte Band, bildet gleichsam die Fortsetzung des früher bereits hier besprochenen Werkes der gleichen Verfasser: ,Die hellenische Kultur', aber mit Recht heißt es in der Vorrede des gegenwärtigen Bandes, daß in noch höherem Maße als das frühere Werk dieses neue die Bedeutung habe, eine Brücke zwischen Altertum und Gegenwart zu schlagen. Während uns das eigentliche Griechentum im Grund fern steht, und unseren Blick an sich bannt, nur weil es uns ein ewig verlorenes Jugendland der Menschheit zu enthüllen scheint, bietet das Griechentum der Verfallzeit und der Überführung in weltkulturelle Dimensionen Seiten dar, in denen sich ebensowohl das Schicksal unserer Gegenwart, wie die Aussichten unserer Zukunft spiegeln. Es ist daher begreiflich, daß sich die neuere Forschung mit ebenso großer Leidenschaft auf die Aufhellung dieser Zeit geworfen hat, als frühere Geschlechter auf die des echten Griechentums, und es ist nicht minder begreiflich, daß die Allgemeinheit an diesen Entdeckungen umso lebhafteren Anteil nimmt, als deren immer zunehmende Fülle kulturgeschichtliche Einsichten verheißt, wie sie uns in bezug auf frühere Zeiten nie beschieden waren. Nicht fachgelehrten, aber gebildeten Kreisen im weitesten Sinne ist denn auch dieses Buch gewidmet, das einen ersten Versuch dieser Art darstellt. Der gesamte Stoff wird innerhalb der drei großen Perioden des Hellenismus, der römischen Republik und des römischen Kaiserstaates nach seinen politischen, künstlerischen und literarischen Seiten hin betrachtet und ist nach den gleichen Seiten hin unter die Mitarbeiter verteilt. Die Kunst ihrer Zusammenarbeit erstreckt sich bis auf die sprachliche Form, so daß das Werk einen durchaus einheitlichen Charakter aufweist. Der Eintritt des Christentums in die Welt ist auf den letzten zwölf Seiten skizziert: mit dem Ausblick auf die Grundlegung der christlichen Weltkultur durch Paulus und Augustinus schließt der Band. Er ist eine tüchtige Leistung auch in buchtechnischer Hinsicht, ganz in den Traditionen des Verlags. — Wem es darauf ankommt, sich zuvor einen raschen und gedrängten Überblick über den Stoff der beiden Werke zu verschaffen, dem leistet das Bändchen 471 der Sammlung **,Aus Natur und Geisteswelt'** (Teubner) **,Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung'** von Prof. Dr. Rudolf von Scala vortreffliche Dienste. — Angeregt, wie wir uns durch die Kapitel des größeren Werkes über die ciceronianische Epoche, über das augustinische Zeitalter, durch die Schilderung des geistigen Lebens und seiner Träger in der Zeit von Tiberius bis Trojan noch fühlen, greifen wir mit erhöhtem Interesse nach einem Werke, das von der dort gewonnenen Übersicht nun zum Einzelnen führt und uns die ,Personen des Altertums, wie sie wirklich waren, kennen zu lernen' sich zur Aufgabe macht.: C. Bardt, **,Römische Charakterköpfe'** (434 S., Teubner, Leipzig 1913, brosch. Mk. 9.—.) Und das Werk enttäuscht uns nicht, wie das so oft dort geschieht, wo der literarische Porträtzeichner es trotz aller Mühe nicht fertig bringt, uns die Charakterköpfe lebendig und sprechend zu machen, wo wir im besten Fall durch ihn dahin gelangen, die gezeichneten Personen so anzusehen, wie eben er sie anzusehen gelernt hat, ohne daß wir zu einem irgendwie selbständigen Urteil befähigt würden. Der Verfasser dieser ,Römischen Charakterköpfe' hat es nämlich mit einer neuen eigenartigen Methode versucht. Er läßt die Personen sich in erster Linie selber schildern und ergänzt diese Schilderung durch Zeugnisse anderer, die gleichzeitig gelebt und geschrieben haben. Das scheint vielleicht neu nur in bezug auf die Zeitepoche, auf die diese Methode angewandt wird, ist es aber dennoch auch durch die sehr wirksame und geschickte Art, wie die Erläuterungen und die den Mittel- und Hintergrund, sowie die angemessene Beleuchtung schaffenden Einleitungen mit den Selbstzeugnissen verknüpft sind. Diese Selbstzeugnisse sind ausschließlich Briefe von den zu charakterisierenden Personen, sowie Briefe an sie und über sie. Natürlich in sach- und sinngemäßer Auswahl. Sechs Epochen werden so mehr oder minder lebendig vor unserem geistigen Auge. Ein kurzer Auftakt zum Ganzen ist die Charakteristik Cornelias, der Mutter der Gracchen, bei der auch die Frage der Echtheit der mitgeteilten Briefe an ihre Söhne gestreift wird. Dann beginnt M. T. Cicero unsere

Teilnahme für sich in Anspruch zu nehmen. Die orientierende Einleitung, durchaus lebendig und nichts weniger als mit philologischer Pedanterie geschrieben, disponiert dazu. Diese und auch die späteren Einführungen enthalten manch treffliches Wort zur Lebenskunde und Menschenkenntnis, denen übrigens das ganze Werk dient, mehr als totem, philologisch-geschichtlichem Wissen. Was der Verfasser in bezug auf die Briefe Ciceros sagt, kann auf seine ganze Arbeit angewandt werden: ‚Wer gern wissen möchte, wie es vor zweitausend Jahren in den Menschen ausgesehen hat, welche Krisen die äußeren Ereignisse in ihrem Innern hervorgerufen haben, wie die innere Geschichte eines Menschen sich abgespielt hat, und was ein typischer Fall, den wir genau kennen, für das Allgemeine lehrt, das wir erst erschließen müssen, der findet hier ein unvergleichlich reiches Material.' Und wie Cicero, so treten Caesar, Brutus, die beiden Plinius u a. mehr oder minder deutlich aus ihren Rahmen, in die die Kunst des Geschichtschreibers sie gewöhnlich stellt. Das sehr lesbare Buch wendet sich an die breiteren Kreise gebildeter Leser, setzt aber trotzdem eine gewisse Vertrautheit mit dem geschichtlichen Stoff voraus, wie eine bessere humanistische Schule sie zu geben pflegt. — Als ein schätzbares Repetitorium von formal anregendem Charakter können die Gesammelten Skizzen': **‚Zur Kulturgeschichte Roms'** angesehen werden, die der Marburger Historiker Theodor Birt im 53. Bändchen der Sammlung ‚Wissenschaft und Bildung' (Quelle & Meyer, Leipzig) herausgegeben hat, während das Bändchen (Nr. 368) der Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt': **‚Roms Kampf um die Weltherrschaft'** von Prof. Dr. J. Kromayer (Teubner) ein fast aktuelles Interesse in Anspruch nehmen kann, weil sich aus der Geschichte jenes Kampfes manche Parallele zur Gegenwart ergibt und sie daher, wie es im Vorwort heißt, Gelegenheit bietet, ‚aus ihr für uns zu lernen und nach dem beherzigenswerten Worte Jakob Burckhardts aus solchen Geschichtsstudien zwar nicht für den einzelnen Fall klug, aber für die Allgemeinauffassung weise zu werden'.

Wie die griechische und hellenistisch-römische Kultur, so gehört die italienische Renaissance zu den Blütezeiten des Menschengeistes. Das Gesetz aufzufinden, das sich in dieser Epoche ungewöhnlicher Kultur manifestiert, ist der eigentliche Inhalt aller der Bemühungen um die Erkenntnis dieser uns immer wieder von neuem mit einer aus Liebe und Entsetzen gemischten Bewunderung erfüllenden Zeit. Zu diesem Zweck hat auch Marie Herzfeld es mit Geschick und unermüdlichem Fleiß unternommen, unter dem Titel ‚Das Zeitalter der Renaissance' (Diederichs, Jena) ‚ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur' herauszugeben, ein Unternehmen, das als ein hervorragender Beweis des universell gerichteten deutschen Erkenntnisstrebens dasteht. Bis jetzt sind acht Bände erschienen, seit unserer letzten Anzeige (Nov. 1911, S. 268) vier, denen weitere vier Bände folgen sollen, womit die erste Folge abgeschlossen sein wird. Die vorliegenden Bände enthalten zwei der merkwürdigsten Chroniken, die uns über die Zustände in Florenz zur Medizäerzeit und über die Vorgänge in Rom während des ausgehenden Mittelalters erhalten sind. Wir meinen das **‚Florentische Tagebuch von Luca Landucci'** (übersetzt, eingeleitet und erklärt von Marie Herzfeld. 2 Bände, brosch. Mk. 12.–), und das **‚Römische Tagebuch' von Stefano Infessura** (übersetzt und eingeleitet von Hermann Hefele brosch. Mk. 6.—.) Der Gegensatz zwischen diesen beiden Werken könnte kaum größer sein, als er ist. Landucci, der in den Jahren 1450—1516, über die sich seine Aufzeichnungen erstrecken, als ein schlichter florentinischer Bürger dem Beruf eines Apothekers oblag, und mit großer Gewissenhaftigkeit aufschrieb, was er sah, hörte und mitmachte, war ein frommer, von jeder politischen Leidenschaft freier Mann, dem weder Ehrgeiz noch Haß die Feder führten. Er hat ein musterhaftes Familienleben geführt, so daß Ludwig von Pastor im dritten Band seiner ‚Geschichte der Päpste' ihn als ein Beispiel hinstellt, ‚welch' guten Elemente in den bürgerlichen Kreisen von Florenz vorhanden waren'. Infolge dieser zuverlässigen Charaktereigenschaften ist denn auch sein florentinisches Tagebuch zu einer der zuverlässigsten Quellen zur Geschichte von Florenz unter den Medizäern geworden. Sei es, daß Landucci die Ermordung des Giuliano de Medici, die Einzelheiten der Aufstellung von Michelangelos David, oder Löwenjagden auf den Plätzen von Florenz, oder Größe und Fall der Borgia schildert, immer gibt er wieder, was er entweder in seinem Laden von verschiedenen Augenzeugen gehört oder selber gesehen hat. Besonders wertvoll ist, was er über Savonarola, sein Wirken und sein tragisches Ende zu erzählen weiß, und hier wird sein Ton auch wärmer und bewegter: denn Landucci war ein Anhänger des großen Dominikaners und hat die Erschütterungen, die von dieser mächtigen Persönlichkeit ausgingen, in seinem eigenen Leben gefühlt. Das Er-

staunlichste aber ist, wie dieses städtische Bürgertum, allem politischen Ehrgeiz abgestorben, fast nur noch von den großen Ereignissen des religiösen und künstlerischen Lebens bewegt und in Atem gehalten wurde. Wie man aus dem Zweck dieses Tagebuches, das ein schlichter Bürger für sich und seine Angehörigen schrieb, begreifen wird, geschieht darin vieler Dinge Erwähnung, die wohl den Zeitgenossen bekannt waren, nicht aber von den Nachlebenden unserer Tage ohne weiteres gewußt werden. Dieser Umstand zwang die Übersetzerin und Herausgeberin zu einer Methode der Kommentierung, wobei es unvermeidlich war, daß schließlich der Kommentar nahezu zum Umfang des Textes anwuchs. Aber der Leser wird sich kaum darüber beschweren, hat er erst die Fülle interessanter Einzelheiten wahrgenommen, mit der hier seine Kenntnis des Lebens der Renaissance-Menschen vermehrt wird. Es ist vieles von großem, unterhaltendem Reiz und unterlegt die manchmal in ihrer chronistischen Kürze scheinbar unlebendigen Worte Landuccis mit Farben, auf deren Grund dann alles zu leben beginnt. — Eine erläuternde Methode solcher Art war bei dem ‚Römischen Tagebuch' des Stefano Infessura überflüssig. Umso umfangreicher hat Hermann Hefele jedoch die Einleitung gehalten, was schon der problematische Charakter dieser Chronik und ihres Verfassers notwendig machte. Infessura ist in vieler Beziehung ein vollkommener Antipode von Landucci. War dieser naiv, ohne alle politische Leidenschaft, und daher vollkommen unparteiisch und wahrheitsliebend, so ist jener in seiner Voreingenommenheit maßlos, voll Parteienhaß, und daher für den Geschichtsschreiber ein kritisch zu nehmender Zeuge. Der Herausgeber der deutschen Übersetzung will das zwar nicht gelten lassen, aber wenn er Pastor den Vorwurf macht, dieser behaupte eben nur Infessuras Parteilichkeit, so hat er seinerseits gegen diese Behauptung nur eine andere gestellt, während Pastor in seinem wahrlich nicht geschmeichelten Bild des Papstes Sixtus IV. gegen welchen Infessura als Parteigänger der Colonna seine giftigsten Pfeile schleudert, immerhin die Autorität des furchtlos Licht und Schatten verteilenden Historikers für sich hat. Aber ähnlich wie Pastor hat sich auch Reumont geäußert, für den Infessura ‚der echte Repräsentant der unverwüstlichen römischen Medisance' ist, und auch Jakob Burckhardt erklärt Pastor gegenüber, er habe selber einst zuviel auf diese und andere ‚trübe Quellen' gegeben und sich nunmehr nach dem von Pastor gezeichneten Bild berichtigt. Daß Infessura trotz dieser offenbaren Mängel seine große Bedeutung für die Erkenntnis des römischen Lebens unter den Pontifikaten des genannten Roverepapstes und seines Nachfolgers Innocenz VIII., und auch eines Alexanders VI., wenngleich nur für dessen erste Regierungsjahre, hat, bleibt unbestritten. Infessura war Lektor für Rechtswissenschaft an der römischen Universität und später Senatsschreiber. Sein ‚Diario della città di Roma' ist sein einziges Werk, das erhalten blieb. Die Übersetzung Hefeles liest sich leicht und angenehm. Ob sie in allem genau ist, vermögen wir nicht zu sagen, haben aber keinen Grund, daran zu zweifeln, ebensowenig wie bei den anderen Bänden dieser Sammlung. — **‚Des Decembrio Leben des Visconti und Taten des Sforza'** gibt in der gleichen Sammlung Philipp Funk zum erstenmal deutsch heraus. In Bezug auf die Größe des Stoffes und die Weite des geschichtlichen Horizontes kann sie mit den vorhergenannten Quellenschriften nicht verglichen werden, doch ist sie als ein im ganzen verlässiges Bild von zwei echten Fürstengestalten der Renaissance nach dem Herzen Machiavellis höchst interessant und, wie Burckhardt sagt, ‚bis in die feinsten Miniaturpünktchen hinein charakteristisch.' Philippo Maria Visconti war der letzte Sprosse des Mailänder Geschlechts. Dieses wurde durch den Condottiere Francesa Sforza abgelöst, dessen Leben, von Decembrios etwas künstelnder Hand gezeichnet, den zweiten Teil des mäßigen Bandes ausmacht. Funk sagt gut, daß man das Bändchen auch mit dem Titel ‚Il principe' überschreiben könnte, so charakteristisch ist das Leben dieser Herzöge von Mailand. Besonders der letzte Visconti kann, um wieder mit Funk zu reden, ‚als klassisches Beispiel der politischen Kunst dienen, zu der dann später Machiavelli gewissermaßen die Grammatik geschrieben' hat. Den beiden Viten angehängt sind einige Briefe Decembrios, die seine politische Stellung beleuchten. Alle vier Bände dieser wahrh. grundlegend. Quellenschriften zur Geschichte der Renaissance-Kultur sind mit zahlreichen Bildertafeln geschmückt und ausgezeichnet schön gedruckt. — Nicht zur gleichen Sammlung, aber zu ihrem Interessenkreise gehört die auch im gleichen Verlag erschienene Übersetzung **‚Des Girolamo Cardano von Mailand (Bürgers von (Bologna) eigene Lebensbeschreibung'** übertragen und eingeleitet von Hermann Hefele (Jena 1914, brosch. M. 4.50). Das seltsame Buch kann als ein Gegenstück zum Leben des Benvenuto Cellini gelten, dessen Zeitgenosse Cardano war,

ohne jedoch dessen geniale Art und Mannigfaltigkeit der Erlebnisse zu haben.

Dichtung und Literaturgeschichte

Das im Zeichen des Kriegs mit England stehende Jahr des Shakespeare-Jubiläums konnte, so sollte man meinen, einer besonderen Beschäftigung mit dem Dichter nicht günstig sein. Dennoch sind nicht nur bestehende Ausgaben der Werke des Dichters zu neuem und erhöhtem Ansehen gelangt (so vor allem die später hier noch besonders zu würdigende Gundolfs: **‚Shakespeare in deutscher Sprache'** [G. Bondi, Berlin; 9 Bde., geb. à 10.—], deren Wert vor allem in der sie grundsätzlich vor früheren unterscheidenden sprachlichen Leistung, erst in zweiter Linie in der hervorragenden Ausstattung liegt), sondern es ist auch eine neue Ausgabe in der Bongschen Klassikerbibliothek erschienen: **‚Shakespeares Werke'.** Übersetzt von Schlegel und Tieck. Herausgegeben, nach dem englischen Text revidiert, mit Biographie und Einleitungen versehen von Prof. Dr. Wolfgang Keller. (15 Teile in 5 Leinenbänden M. 11.50.) Wie die Gundolfsche Ausgabe die sämtl. Werke enthalten wird — dies allerdings in einer Form, die um ihrer selbst willen Bedeutung hat — umfaßt der auf Grund der Texte von Schlegel und Tieck erfolgte Bongsche Neudruck ebenfalls die Sonette und die zwei großen erzählenden Dichtungen Shakespeares, die aber — darüber besteht kein Zweifel — nur mehr literarhistorisches Interesse haben, in den Übersetzungen von Wolf und Jordan. Kritische und erläuternde Anmerkungen, sowie die üblichen Einleitungen biographischer und textgeschichtlicher Art geben dieser wohlfeilen Ausgabe erhöhten Gebrauchswert für die große Schar derjenigen, die den Dichter in der uns bisher beliebtesten Form besitzen wollen. Wer sich übrigens ein Bild machen will von dem Ringen des deutschen Geistes um den vollen Besitz des Dichters, der sei wiederholt auf das literarhistorisch bedeutende Werk **‚Shakespeare und der deutsche Geist'** von Friedrich Gundolf (2. Auflage, G. Bondi, Berlin, M. 7.50) verwiesen. Während hier nur das geistesgeschichtliche Interesse den Ausschlag gibt, hat der leider zu früh verstorbene ehemalige Regisseur und Dramaturg Prof. Jocza Savits in dem stattlichen Band **‚Shakespeare und die Bühne des Dramas'** (Friedr. Cohen, Bonn 1917, M. 16.—.) ‚Erfahrungen und Betrachtungen' niedergelegt, die vorwiegend auf die bühnenmäßige Gestaltung Shakespeares Bezug haben. Es sind die namhafteren dramaturgischen Bearbeiter (Schröder, Devrient, Dingelstedt, Ochelhäuser und Laube), deren zum Teil recht fragwürdige Leistungen einer eingehenden Beurteilung unterzogen werden, woraufhin der Verfasser es unternimmt, die dekorationslose Bühne, um die er sich große Verdienste erworben hat, aus den Stücken Shakespeares sehr eingehend zu begründen. Auch dieser stattliche Band von 724 Seiten, gr. 8°, der auf der Höhe der Kriegsleistung unseres Volkes erscheinen konnte, beweist den unentwegten Idealismus des deutschen Geistes und die Allgemeinheit seines Strebens, die jedoch nirgends so hervorragend in die Erscheinung treten als in der neuesten Literatur über Goethe. Und abermals ist es ein Werk Gundolfs, das an erster Stelle genannt werden muß: die Darstellung **‚Goethe'** (795 S., Verlag G. Bondi, Berlin 1916, gebd. M. 17.50), eine Leistung, die natürlich der eingehenden Würdigung bedarf, so daß es sich hier nur um eine andeutende Registrierung handeln kann. Die Arbeit hat mit den herkömmlichen Biographien nichts gemein. Sie stellt das Werk dar, und auch das nicht in bezug auf das äußere geschichtliche Drum und Dran, sondern in bezug auf den inneren geistigen Charakter, auf die Einheit von Geist und Form. Insofern ist sie ein vollkommen Neues. Man darf sagen, neben dem Goethe Chamberlains, dessen Verdienst allerdings mehr nach der Seite der Goetheschen Ideenwelt, und auch da wieder mehr der naturwissenschaftlichen Ideenwelt, liegt, ist der Gundolfsche Goethe das geistig reinste und eindringlichste Buch, das wir über den Dichter besitzen. Durch eine gewisse Feinheit der geistigen Lebenshöhe, von der aus es geschrieben ist, aber auch nur dadurch, erinnert es an die in 9. und 10. Auflage gedruckten Vorlesungen: **Goethe** von Hermann Grimm (2 Bde., Cotta, 1915, brosch. M. 7.50), eine Einführung in des Dichters Welt, die im einzelnen zwar die Signatur der Jahre 1874/75, da sie gegeben wurde, in zuweilen fühlbarer Weise an der Stirne trägt, aber als Ganzes dennoch eine so abgeklärte und vor allem durch ihre Form erfreuliche Darbietung ist, daß man ihre fortdauernde Beliebtheit versteht. Der Herausgeber Reinhold Steig hat sich diesmal darauf beschränkt, die Notwendigkeit des Neudrucks zu konstatieren; es ist alles geblieben wie bei der 8. Auflage, die zum erstenmal die inhaltreichen Vor-

reden Grimms im Anhang vereinigte. — Kurz vor Kriegsausbruch ist eine gedrängte Biographie: **‚Goethe. Die Pyramide seines Daseins‘**, von Wolfgang A. Thomas-San-Galli (Verlag Artur Hertz, München: 304 S., brosch. M. 8.—), herausgekommen, die ihr Verdienst hauptsächlich darin sieht, den inneren Aufbau von Goethes Leben durch zahlreiche, zielgemäß angeordnete Äußerungen und Selbstbekenntnisse vor Augen zu führen. Wenn die Ausführung das Programm der Einleitung in allem gleichmäßig verwirklicht hätte, bestünde die Eigenart des Buches nicht bloß im Titel. Der Verfasser hat sich jedoch — und dies noch in einem beschränkten Sinn — nur zum Interpreten Goethes gemacht, ohne selber einen irgendwie bemerkenswerten Standpunkt, sei er künstlerischer, sei er weltanschaulicher Natur, ihm gegenüber zu vertreten. — Daß ein zweifellos von vielen schon oft gewählter Gedanke, eine Art Goethe-Lexikon zu schaffen, gerade jetzt, in dieser Kriegszeit, verwirklicht wird, nachdem die Arbeit daran schon lange vorher in Angriff genommen worden war, gehört auch zu den erstaunlichen Dingen dieser Zeit. Die J. B. Metzlersche Buchhandlung in Stuttgart legt soeben den ersten von drei Bänden eines **Goethe-Handbuches** vor, das Dr. Jul. Zeitler in Verbindung mit mehreren bekannten Goetheforschern herausgibt. Der Band umfaßt die Wörter: Aachen—Glück und enthält im ganzen 850 Stichwörter auf 725 Seiten, gr. 8°. Diese Stichwörter sind gewählt im Hinblick auf Erläuterungen und Kommentierungen der Werke, darunter auch vieler einzelnen Gedichte, der autobiographischen Darstellungen, Briefe und Gespräche, auch Orte, Familienverhältnisse, Freunde, Bekannte, Mitstrebende, Gegner, ferner in Hinsicht auf alle sachlichen Beziehungen zu Kunst, Dichtung, Wissenschaft, Technik, Weltanschauungsfragen und vieles andere. Die Anlage des Handbuches legt Vergleiche mit ähnlichen andern Unternehmungen nahe, doch müssen wir bei dieser vorläufigen Anzeige damit zurückhalten. Man wollte offenbar das Handbuch lesbar gestalten, und so kam es, daß es mehr eine Sammlung nach Stichwörtern geordneter kleiner Artikel geworden ist, als ein in knappste lexikalische Form gebrachtes Orientierungsmittel über alles mit Goethes Leben und Werk äußerlich und innerlich Zusammenhängende sowie über seine Ideen und Gedanken in der Art einer Konkordanz. Immerhin ist es als Vorarbeit für Größeres sehr schätzbar, schon um deswillen, weil die natürlich nur allmählich zu leistende kritische Durchsicht eine Reihe von Gesichtspunkten zutage fördern wird, die zunächst künftigen Auflagen des Werkes dann aber auch dem Ausbau seiner Grundidee, sei es in dieser oder einer ganz anderen Form, zustatten kommen werden. Insoferne wünschen wir dem Unternehmen jegliche Teilnahme und guten Erfolg.

Unter den Ausgaben von Goethes Werken hat die im Georg Müllerschen Verlag erscheinende sog. Propyläen-Ausgabe den ersten Versuch im großen Stil gemacht, die Werke, Briefe, Tagebücher in der Folge ihrer Entstehung zu ordnen. Wer aber z. B. nur die lyrischen Dichtungen in chronologischer Reihe übersehen wollte, würde sich bei der großen Anzahl von Bänden schwer tun, ganz abgesehen davon, daß die Handlichkeit viel zu wünschen übrig ließe. Es ist daher wirklich ein erfreuliches Novum, daß nunmehr in der feinen, auf Dünndruckpapier in schöner Antiquaschrift gedruckten Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker als Band 14 und 15 von Goethes Werken nunmehr auch **‚Goethes lyrische und epische Dichtungen‘**. In zeitlicher Folge herausgegeben von Dr. H. G. Gräf (Insel-Verlag, 2 Bde., in Leder gebd. M. 12.—) erschienen sind. In Auswahlform oder für begrenzte Epochen (‚Der junge Goethe‘) ist dies schon früher geschehen, niemals aber noch in Ausdehnung auf Goethes ganze lyrische Hinterlassenschaft. Was eine so geordnete Ausgabe aber bedeutet, sieht man erst, wenn man diese zwei (übrigens das Ideal einer Taschenausgabe verwirklichenden) Bändchen zur Hand nimmt. Ein kritischer Apparat ist vermieden. Hin und wieder ein Fragezeichen bei einem Gedicht, die Autorschaft Goethes im Ungewissen lassend, und die in einem Anhang vereinigten undatierbaren Verse sind alles, was auf einen solchen hindeutet.

Musikliteratur

Was auch immer über Musik gedacht und geschrieben wurde, das Eigenartigste und Wertvollste sind die Äußerungen der großen Musiker selber, und dies nicht etwa trotz, sondern gerade wegen ihrer Subjektivität: denn Musik will in erster Linie durch das Gefühl verstanden und beurteilt werden. Und wo dieses nicht stark und rein spricht, da kann aller Kunstverstand den Mangel nicht ausgleichen. Nur mittelbar auf Grund der mitschöpferisch tätigen Empfindung kommt dann auch der Verstand zu

echten Einsichten, und diese sind es, die uns das Kunstwerk erhellen, mag das Urteil der verschiedenen Künstler oft auch weit auseinandergehen und sich scheinbar widersprechen. Was Widerspruch scheint, ist bei schärferem Hinhorchen oft bloß die Verschiedenheit der Gefühlseinstellung, und spielte bei manchem Urteil des einen Schöpfers über den anderen der künstlerische Selbstbehauptungstrieb nicht eine so entscheidende Rolle, dem Echten gegenüber würde es schließlich keinen Punkt geben, wo sich die scheinbar Entzweiten nicht unfehlbar zusammenfänden. Diese Beobachtung drängt sich einem auf, wenn man so manche in letzter Zeit neuaufgelegte Schriften tüchtiger Musiker vergleichend durchsieht, unter denen **Robert Schumanns gesammelte Schriften über Musik und Musiker,** zwei Bände, 5. Auflage mit erweiterten Nachträgen und Erläuterungen, herausgegeben von Martin Kreisig (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1914, brosch. M. 14.—), insofern eine Vorzugsstellung einnehmen, weil Schumann der erste war, der die musikalische Kritik zu einer literarischen Gattung umschuf. Es ist vor allem der **junge Schumann** (ein Buch dieses Titels, das des Komponisten frühe Dichtungen und Briefe enthält, erschien 1910 im Inselverlag, während im gleichen Jahr die Originalausgabe der ‚Jugendbriefe von Robert Schumann', mitgeteilt von Klara Schumann, bei Breitkopf & Härtel zum viertenmal aufgelegt wurde), dem sich das Interesse auch der nichtmusikalischen Welt zuwendet, wohingegen die nach dem Jahre 1836 geschriebenen Kritiken die Persönlichkeit des Schreibenden nicht so unmittelbar zur Geltung kommen lassen. Dafür aber hat die reife Begründung der Urteile einen hohen sachlichen Wert, und man wird daher immer wieder zu den gesammelten Schriften greifen müssen, wenn man einen richtigen Einblick in das reiche künstlerische Denken dieses Mannes, das übrigens nicht selten durch allgemeine Reflektionen über sein eigenes Gebiet hinausgreift, gewinnen will. Die 5. Auflage ist ein Beweis für die andauernde Wirksamkeit Schumanns als literarischer Führer in den Musikfragen auch unserer Tage, eine Wirksamkeit, die gerade vielleicht deshalb andauert, weil wir von dem Ideal jener Tage entfernter scheinen als je. Hier ist es vor allem Richard Wagner, der mit Bewußtsein die Schranken einer älteren Richtung hinter sich legt, indem er sich geflissentlich gegen jene an Schumann anknüpfende Richtung wandte, die gerade in der Effektlosigkeit den Reiz des Schönen erkennt, aber darüber auch Temperament und Leidenschaft in die Acht erklärt und gleichsam Schlagworte an Stelle von Taten setzt. Mit Richard Wagner ist denn auch ein ganz neuer Typus der schriftstellernden Musiker hervorgetreten, und was einem Schumann an künstlerischem Gefühl in engerem Rahmen des Faches eignete, das wird durch den Verfasser so großer und ideenreicher Schriften, wie der über Beethoven oder über ‚Oper und Drama', mit kaum geringerem Kunstempfinden in kulturpolitische Perspektiven hineingestellt, die dem künstlerischen Schaffen selbst neue, bisher unerhörte Antriebe und Aufgaben stellten. Gerade dieser kulturpolitische Einschlag ist es nun vornehmlich, was den Schriften Wagners ihre Bedeutung für unsere Tage gibt, und die zahlreichen Ausgaben begegnen wirklich einem Interesse, das sich weit über das der eigentlichen Musikfreunde hinaus erstreckt. Unter den Gesamtausgaben von Wagners Werken, die mit Ablauf der Schutzfrist erschienen sind, hat die als ‚Volksausgabe' bezeichnete des Musikverlags Breitkopf und Härtel noch nach Kriegsausbruch vier Ergänzungsbände erhalten und ist damit auf 16 Bände à M. 1.— angewachsen. Sie ist die einzige Gesamtausgabe, welche auch die bisher nur in der großen zweibändigen Ausgabe vorliegende Selbstbiographie Wagners ‚Mein Leben' vollständig enthält. Hierin liegt nächst der großen ‚allgemeinen Inhaltsübersicht über Richard Wagners sämtliche Schriften und Dichtungen' und einem 131 Seiten füllenden ‚Namen- und Sachregister' ihr auszeichnender Wert. Der 16. Band bringt zahlreiche kleinere Nachträge wie Zeitungsberichte, Vorworte, Briefauszüge, Bayreuther Dokumente, Varianten zu den Dichtungen, Gelegenheitsgedichte u. ä. m., womit, von den Briefen abgesehen, so ziemlich alles gesammelt sein dürfte, was das schriftstellerische Wirken Wagners hervorgebracht hat. — Wagners vorhandene Briefe gehen in die Tausende. Aber während in den bisher vorliegenden Sammlungen nur etwa 2700 Briefe veröffentlicht waren, wird die von Julius Kapp und Emmerich Kastner besorgte Ausgabe von **Richard Wagners gesammelten Briefen** (Verlag Hesse und Becker, Leipzig 1914) ihrer etwa 4800 in zirka 12 Bänden (à M. 3.50 gebd.) in sich vereinigen. Wagners Briefe sind nicht nur autobiographische Dokumente von höchstem Wert für sein menschliches und künstlerisches Wachstum, sondern in mehr als einer Beziehung Präludien zu seinen literarischen Werken, da er sich darin über all die Fragen, Pläne,

Ideen, die den Inhalt seiner Schriften ausmachen, in ungezwungenerer und deshalb oft auch unmittelbarerer Weise ausspricht als in der endgültigen Form. Aber auch über die ‚Schriften' hinaus bedeuten die Briefe zur Erkenntnis der ästhetischen und künstlerischen Anschauungen Wagners viel, und es wäre zu wünschen, daß ihr Herausgeber sich entschließen könnte, die Ausgabe mit einem guten, ausführlichen Sachregister zu versehen. Das jedem Bande beigegebene Register, das in der Hauptsache Namensregister ist, aber dankenswerterweise auch auf die Stellen über des Meisters Werke und Schriften verweist, kann ein derartiges Gesamtregister wohl entlasten, aber nicht ersetzen. Bis jetzt liegen von den angekündigten 12 Bänden die zwei ersten vor. Sie umfassen die als ‚Lehr- und Wanderjahre' charakterisierte Zeit von 1830—1843, sodann die Dresdener Zeit bis 1849 und das ‚Schweizer Exil', aus dem der zweite Band aber nurmehr ein Jahr von den 16 berücksichtigt. Die so aussichtsreich begonnene Briefsammlung ist, nicht zuletzt auch wegen ihrer Wohlfeilheit, ein sehr erfreuliches Unternehmen, auf das zurückzukommen wir noch öfter Gelegenheit haben werden. — Auch von dem für Wagners Leben und Schaffen so bedeutungsvollen und aufschlußreichen Briefwechsel mit den Wesendonks liegen wohlfeile Ausgaben vor, von denen wir hier zunächst die als ‚Volksausgabe' bezeichnete 46. Auflage der Originalausgabe von Wolfgang Golther: **‚Richard Wagner an Mathilde Wesendonk'.** Tagebuchblätter und Briefe 1853 bis 1871' (Breitkopf & Härtel 1915, geb. in Seidenatlas M. 2.—.) nennen, sodann die Ausgabe von Dr. Jul. Kapp: **‚Richard Wagner an Mathilde und Otto Wesendonk'** (Hesse & Becker, Leipzig, geb. Lwd., M. 2.—), die sich durch die im Titel angedeutete Erweiterung und auch durch andere Zusätze von der Originalausgabe unterscheidet, die ihrerseits wieder Notenbeilagen, wie die von Wagner komponierten ‚fünf Gedichte' enthält, von denen es in der Einleitung heißt, daß sie ‚dem Verhältnis zwischen Wagner und Mathilde Wesendonk entblühten und mit „Tristan und Isolde" unlöslich verbunden sind'. —

‚Breitkopf & Härtels Musikbücher', die sich allmählich zu einer reichhaltigen Sammlung auswächst, sind durch eine Reihe wohlfeiler Ausgaben, nicht bloß von einzelnen Schriften Wagners (Zukunftsmusik, 50 Seiten, 50 Pfg.: Das Judentum in der Musik, 70 Seiten, 50 Pfg.; Über das Dirigieren, 83 Seiten, 50 Pfg.: Was ist deutsch? 104 Seiten, M. 1.—, Schriften über Beethoven, 168 Seiten, M. 2.— und Ausgewählte Schriften über Staat, Kunst und Religion, 241 Seiten, M. 1.50) — die vier ersten mit orientierenden Einleitungen von R. Sternfeld, die letzte mit einer solchen von Frhr. v. Wolzogen — sondern auch durch den so wertvollen **Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt**, herausgegeben von Erich Kloß (2 Teile in einem Band, 346 Seiten, M. 5.—) und durch kleine monographische Schriften bereichert worden, die die Aussprüche des Meisters über seine Werke in Schriften und Briefen zusammenstellen unter den Titeln: ‚Richard Wagner über Tristan und Isolde' (390 Seiten, M. 5.—), ‚R. W. über die Meistersinger von Nürnberg' (86 Seiten M. 1.50), ‚R. W. über den Ring des Nibelungen' (132 Seiten, M. 3.—), ‚R. W. über Parsifal' (M. 4.—), zu welch letzterer Schrift eine zweite über ‚Parsifal' (100 Seiten, M. 1.—) hinzukommt, die den Text der Dichtung, den Prosaentwurf und die auf die Parsifal-Aufführungen bezüglichen Schriften enthält. Alle diese monographischen Äußerungen des Meisters über sein Werk sind für jeden Freund Wagnerscher Kunst und Besucher der Festspiele ein sehr schätzbares Mittel erleichterter Orientierung über die Absichten ihres Schöpfers.

Naturkunde

Der dauernde Wert eines Werkes wie des bekannten **‚Pflanzenleben'** von **Anton** Kerner von Marilaun rechtfertigt durchaus das ungewöhnliche Maß hingebender Arbeit, welches der neue Herausgeber, der Gießener Botaniker Adolf Hansen, auf die nunmehr vollendete dritte Auflage allenthalben verwendet hat (3 Halblederbände; Verlag des Bibliogr. Instituts. Je Mk. 14.—.) Gewahrt blieb dem Werke durchaus sein alter Vorzug, die ungemein frische, nur aus unmittelbarer, vielfältigster Naturbeobachtung zu gewinnende Farbigkeit und zuverlässige Genauigkeit in der Beschreibung aller pflanzlichen Lebenserscheinungen. Neu gewonnen wurde vielfach jetzt erst die allseitige Überschau und besonnene Abwägung der theoretischen Gedankengänge. Gerade am Stoffkreis des abschließenden dritten Bandes, der über Entwicklungsgeschichte, Vererbungslehre und vor allem Pflanzengeographie handelt und

größtenteils aus der Feder Hansens stammt, kommt dieser neue Vorzug zur vollen Geltung. Die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit der irdischen Vegetationsformen sichtend zu vergegenwärtigen und durch trefflich gewählte Bilderbeilagen unmittelbar zu veranschaulichen, war der weitgereiste Herausgeber just der rechte Mann.

In mancher Hinsicht möchte man fast bedauern, daß nicht auch das umfangreichere Seitenstück zu Kerners Werk, **Brehms Tierleben,** in seiner nun schon vierten, von Otto zur Straßen als Hauptherausgeber besorgten Ausgabe, ebenfalls ganz in Händen eines einzigen Neubearbeiters bleiben konnte. Aber die stets anwachsende Fülle des Stoffes verwehrte das. Und hatte schon Brehm selbst seinerzeit gerade für den Insektenband einen Fachentomologen, damals Ernst Taschenberg, beiziehen müssen, so war es nun nach dessen Tod abermals unvermeidlich, mit der Neuauflage gerade dieses Bands, des zweiten der ganzen Reihe, der außer den Insekten auch noch Vielfüßler und Spinnenkerfe miteinbegreift, abermals einen Spezialisten, nämlich nunmehr Richard Heymons, zu betrauen. Manche breitverweilende Lebensschilderung mußte nun wegfallen, um die Hauptfortschritte des entomologischen Wissens noch in dem fast allzuknappen Raum zu bewältigen. Um so dankbarer ist es anzuerkennen, daß durch ökonomische Auswahl ein abgerundetes Gesamtbild zustande kam, in dem doch nirgends die fesselnden Einzelzüge zu kurz kommen. Die Fülle des Gebotenen ist schon durch die Zahl der Illustrationen, 63 teils farbige Tafeln nebst 367 Textabbildungen, zur Genüge bezeichnet. (Verlag des Bibliogr. Instituts. In Halbleder je Mk. 12.—). Auch die Stellungnahme bei theoretischen Streitfragen ist stets einwandfrei, wie das allerdings bei einem relativ so gutdurchforschten Einzelgebiet wie der Entomologie auch billigerweise erwartet werden durfte. Wissen wir doch über die Lebensweise gar mancher Insekten sicherer und genauer Bescheid als über die Biologie vieler höheren Tiere. So kann es denn nicht wundernehmen, wenn hinsichtlich mancher Einzelheiten des nun ebenfalls vorliegenden, vierten Säugetierbandes, in dem Max Hilzheimer und Ludwig Heck, der Direktor des Berliner Zoo, Paarhufer, Halbaffen und Affen behandeln, trotz aller anerkennenswerten Zurückhaltung im Hypothetischen die Meinungen doch noch erheblich geteilter bleiben müssen. Gerade hier würde der allseitige Überblick eines einzigen Bearbeiters manchen Fehlschuß vermieden haben, und z. B. dem sog. Werkzeuggebrauch mancher Affenarten keine ungebührliche theoretische Tragweite beigemessen haben, angesichts der ganz analogen Tatsachen schon im Bereich der Insektenwelt. Doch sollen derartige Einzelbedenken nicht gepreßt werden angesichts der auch hier weitaus überwiegenden Fülle des positiv lehrreichen Wissens- und Anschauungsstoffs. Geben sich doch gerade in diesem Bande die bekanntesten unserer Haus- und Jagdtiere mit den meistbeachteten Insassen unserer Zoos ein Stelldichein.

Anders liegt der Fall, wo die Theorie an sich in den Vordergrund gestellt wird, wie dies in der ‚**Allgemeinen Biologie**' mehr oder minder notwendig geschah, die der Wiener Zoologe Paul Kammerer zu der Bändereihe ‚Das Weltbild der Gegenwart' beigesteuert hat (Deutsche Verlagsanstalt. Geb. Mk. 7.50). Eine ‚persönliche Note' hätte diesem Werk sehr wohl gegeben werden können, ohne deshalb gegen die Vertreter abweichender Grundansichten, wie Reinke, Wasmann, Bateson, Johannsen, derartig ausfällig zu werden und die Schulmeinungen von Haeckel, Ostward u. ä. dermaßen zu der Weisheit letztem Schluß zu erheben. Die vielfach geradezu gereizte Schreibweise kontrastiert mit dem ‚pazifizistischen' Gelegenheitsbekenntnis des Vorworts doppelt seltsam. Ein starker Bruchteil des Gebotenen ist nicht eigentlich naturwissenschaftlichen Inhalts, sondern eine Art Philosophie des Organischen mit stiller Neigung zu einem monistischen Neuvitalismus; der überwiegende Hauptbestand immerhin eine durch Heranziehung neuester Forschungen, namentlich in der sog. Entwicklungsmechanik und Experimentalzoologie, für kritische Leser wohl nutzbare Übersicht der gegenwärtigen biologischen Hauptfragen und Beantwortungsansätze. —

Eine Schule der Bescheidenheit zugleich und vertiefter Erkenntnis ist bei jedem Wissenszweig der Rückblick auf sein geschichtliches Wachstum. Für die allgemeine Biologie und speziell die Tierkunde gibt hierzu Anlaß in immer aufs Neue überraschendem Umfang die endliche authentische Ausgabe eines Monumentalwerks, wie die **Tiergeschichte des Albertus Magnus,** von deren 26 Büchern vorläufig die ersten elf durch Hermann Stadler nach der Kölner Urschrift mit musterhafter Sorgfalt herausgegeben worden sind. (Verlag Aschendorff. Brosch. Mk. 28.75.) Gewiß hat dieser wahrhaft große Geist des deutschen Mittelalters ein gut Teil seines Wissens und auch seines Irrens aus alten Quellen geschöpft, vornehmlich aus Aristoteles, dessen Tierbücher ihm durch die

arabisch-lateinische Übersetzung des Michael Scottus übermittelt waren, und dann auch aus Avicenna und Galen. Aber er war in bisher kaum gedachtem Umfang auch ein selbständiger Naturforscher, ein liebevoller Tierbeobachter, namentlich der heimischen Vögel und Fische, sowie einiger sozialer Insekten, und auch ein merkwürdig scharfsichtiger Beurteiler der biologischen Ursächlichkeits- und Zweckzusammenhänge.

Man braucht z. B. nur zu lesen, wie er den Körperbau, die Sinnesorganisation, die besonderen Artgewohnheiten vieler Tiere mit der Art ihrer Umgebung, mit ihrem Leben auf trockenem Boden, oder im Wasser oder in der Luft in Zusammenhang bringt, oder wie er ein eigenes Kapitel dem Kampf ums Dasein ('De pugna animalium pro cibo et domo et pullis) widmet oder wie er in einem ganzen Buche, dem achten, über die Sitten der Tiere, ihre 'Klugheit', 'Dummheit', 'Kunstfertigkeit' usw. handelt; man muß ihn nur begleiten, wie er neben eigenen Betrachtungen die Erfahrungen der Tierzüchter, der Jäger, Fischer, Vogelsteller sich nutzbar zu machen weiß, um fortan diesen mittelalterlichen Mönch in die Ruhmeshalle ebensowohl der deutschen Naturwissenschaft als der Philosophie einzureihen. Über die merkwürdige Intuition, mit der er gar manche ganz moderne Fragen der Biologie vorwegnimmt, wird, wenn erst auch der zweite abschließende Band vorliegt, noch ein Näheres zu sagen sein.

Unsere Kunstbeilagen

Unsere weihnachtlichen Bilder nach Werken des altniederländischen Meisters Gerard David, darunter sein Hauptwerk 'Madonna mit Heiligen und Engeln' in Rouen, sind diesmal nicht mechanisch getreue Kopien der Originale, sondern Reproduktionen nach gestochenen Blättern, wie sie vor den technischen Künsten der Reproduktion in älteren Kunstgeschichten unvergleichbar spärlicher als heute gebracht wurden. Ein vermittelndes Auge und eine vermittelnde Hand schob sich da zwischen Art und Zeit des Werkes und des Betrachters ein. Man sah das Bild stilistisch der eigenen Zeit angenähert, blieb aber auch durch die Kopie in engerer Verbindung mit der Tradition, und der Betrachtung wurde, was ihr an Vielseitigkeit abging, durch Genauigkeit in den Hauptzügen und charakteristische Nacharbeitung des Ausdrucks ersetzt. Die Kopie in einem vornehmen Verfahren nähert sich dem einfach ausdrucksvollen Kartonstil. — Bei David geht schon die Härte des nordischen Charakters in die mehr räumliche, italienische Schönheit der Erscheinung über.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. **Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Moritz von Schwind/Mangel und Armut überfallen den Müßigen



Vierzehnter Jahrgang Januar 1917

Politische Sittlichkeit und Realpolitik

Von Robert Saitschick

1.

Die Beziehung der Politik zur Moral ist vielleicht das allerwichtigste Problem. Gibt es eine politische Sittlichkeit? Bei der Beantwortung dieser Frage herrscht die größte Verwirrung, und da sieht man, wohin das abstrakte Denken, das vom lebendigen Menschen absieht, uns führen kann. Das abstrakte Denken vernichtet das Lebendige, die innerste Beziehung zu den Gegenständen, die Beziehung zu der ganzen Wirklichkeit. Es kann sich sogar auf die Wirklichkeit berufen; es nennt sich dann Realpolitik und meint, etwas mit diesem Ausdruck ausgesprochen zu haben, das einen wirklichen, nicht nur vergänglichen Wert hätte. Diese Verworrenheit unseres politischen Denkens ist zweifelsohne das Erbteil des Zeitalters der Renaissance mit seinem Machiavellismus. Das Unfolgerichtige aller Realpolitiker besteht darin, daß sie nicht offen und stark sich zu diesem Machiavellismus bekennen, sondern eine Doppelmoral annehmen. Hier müssen wir unbedingt Klarheit schaffen. Man höre z. B., wie Gustav Rümelin sich über die Realpolitik gleich nach der Einigung des Deutschen Reiches äußerte: ‚Wohl steht die Politik, wie alles menschliche Handeln, unter der Herrschaft eines sittlichen Sollens; aber die Moral, welche dem einzelnen seine Tugend und Pflicht vorzeichnet, ist für die Lenkung des Staatsganzen nicht zu gebrauchen. Diese Moral und die Politik gehen schon in der Wurzel auseinander. Für den einzelnen im Staate gilt das Prinzip der Selbsthingabe, für den Staat

das der Selbstbehauptung. Der einzelne dient dem Rechte; der Staat handhabt, leitet und schafft dasselbe. Der einzelne ist nur ein flüchtiges Glied in dem sittlichen Ganzen; der Staat ist, wenn nicht dieses Ganze selbst, doch dessen reale, ordnende Macht. Er ist unsterblich und sich selbst genug.'

Der erwähnte Schriftsteller sagt weiter: ‚Die Erhaltung des Staates rechtfertigt jedes Opfer und steht über jedem Gebot.' Und dann: ‚Großherzig und edelmütig kann man nur auf eigene Kosten sein, nicht auf fremde. Wo Gewalt erlaubt ist, kann List nicht verboten sein. Wenn man töten darf, dann muß man auch täuschen dürfen.' Somit haben wir die Folgerung: Sittlichkeit ist für den Hausgebrauch, der Staat bedarf ihrer nicht; ja, er erhebt sich darüber, er soll sich darüber erheben, er braucht keine Rücksicht zu nehmen auf die individuelle Sittlichkeit, er hat niemand Rechenschaft zu geben von dem, was er tut. Auf diese Weise verwirren wir aber vollständig das Gewissen der Menschheit, und wir werden nie aus der Verworrenheit herauskommen, ja, die Verwirrung nimmt noch mit jedem Tage zu.

Diese politische Auffassung des Lebens leuchtete dem antiken Menschen ein; aber ist sie wirklich auch dem modernen Menschen eigen? Man prüfe genau seine Gefühle, man betäube nicht das, was wir Gemüt nennen — und man wird finden, daß ein Teil unseres Wesens notwendig in einem tiefen Widerspruch zu jener Auffassung steht. Würde nicht etwas in uns gegen jene Auffassung sich sträuben, so wäre ja alles gut; was ist es aber, was sich in uns dagegen sträubt? Jeder muß doch mit sich fertig werden. Wenn ich in mir etwas finde, was mit jener Auffassung nicht übereinstimmen will, so muß ich doch danach trachten, irgendwie Einklang zu schaffen in meinen Widersprüchen. In den Widersprüchen stecken bleiben kann und darf ich nicht. Folgerichtig wäre es, wenn man dem neueren Europäer, der sich auf Christentum und auf Tiefe der Psyche beruft, einfach sagte: Suche auf alle Weise dieses Psychische, das Gemüt, in dir auszumerzen; werde wieder ganz ein politisches Geschöpf! — Aber so redet man nicht zum modernen Menschen: man will und kann nicht so reden. Man erzieht ihn auf der einen Seite seelisch, man entwickelt in ihm etwas, das der antike Mensch nicht hatte, und man stellt ihn dann vor Tatsachen, die in einem tiefen Widerspruche mit diesem Anerzogenen und Angelernten stehen.

Mit der Auffassung der sogenannten Realpolitik stellen wir ein zweifaches Gewissen auf, d. h. wir spalten die Menschheit, so daß der Mensch am Ende gar nicht mehr wissen wird, was zulässig und was nicht zulässig ist. Man sagt ihm: Das, was dir als Menschen verboten ist, ist dir geboten, sobald du als politisches Geschöpf auftrittst. Er muß sich also in einemfort umsehen und fragen, wo das Politische anfängt und wo das Menschliche aufhört. Diese Grenze ist ja so schwer zu ziehen, daß man unwillkürlich dadurch das Gewissen des Menschen vernichtet und, wäre diese Vernichtung ein klar ausgesprochenes Prinzip, dann hätten wir zwar

manches dagegen einzuwenden, aber es wäre doch etwas Folgerichtiges. Das Schlimme ist die Ineinanderwirrung verschiedener Prinzipien, der gefährliche sittliche Dualismus. Und wie merkwürdig! Gerade der moderne Mensch, der im Geistesleben gegen jeden Dualismus auftritt, läßt sich den Dualismus im politischen Leben nicht nur gefallen, sondern mancher möchte ihn sogar als leitendes Prinzip aufstellen. Da hat ja Nietzsche vollkommen recht, wenn er diese Spaltung im sittlichen und politischen Leben aufheben will, und das bedeutet: dem Menschen alles erlauben. Wo ist denn das Prinzip der Sittlichkeit? Wir haben ja nicht nur eine Doppelmoral, sondern diese Doppelmoral spaltet sich in manche Abarten. Jede Partei kann ihre eigene Moral aufstellen: jede Partei kann sich ja auf diese Auffassung der Realpolitik berufen. Der Anarchist kann ohne weiteres sagen: Meiner Partei, wenn sie die Macht hat, ist das erlaubt, was der regierenden Partei erlaubt ist, wenn sie die Macht hat. Wenn der regierenden Partei aus ihren Rücksichten, auf Grund dessen, was sie für Nutzen hält, erlaubt ist, zu enteignen, so ist meiner Partei, sobald sie zur Macht gelangt, das ebenfalls erlaubt. Somit gibt es gar keine einheitliche Auffassung sittlichen und politischen Lebens mehr.

Es herrscht überall um uns her die Auffassung, Moral vertrage sich gar nicht mit Politik: Die politischen Geschäfte seien ein Gebiet für sich. Mancher spricht das offen aus und manch anderer denkt sich das. Ja, diese Auffassung, daß die Moral mit der Politik so wenig wie nur möglich zu tun habe, beherrscht nicht nur die Staatsmänner, sondern auch die Parteien und überhaupt die denkenden und lehrenden Menschen. Wie kann es aber zweierlei Gewissen geben oder, besser gesagt: Wie kann ich mein Gewissen nur auf das eine Gebiet beschränken? Das Gewissen ist doch eine Einheit. Wenn ich aufhöre, im intellektuellen Leben gewissenhaft zu sein, so ist es aus mit aller Wissenschaft. Auf dem Gebiete der Wissenschaft halten wir das Gewissen sehr hoch, auf dem Gebiete der Privatsittlichkeit ebenfalls. Wie wir aber ins öffentliche Leben treten, da hört es schon fast auf mit dem Gewissen; ja, man hält dieses Gewissen nicht nur für eine Schwäche, sondern geradezu für eine Dummheit. Ich beurteile die Dinge als Beobachter. Ich will mich hier in diesem Wirrwarr zurechtfinden. Ich spreche gar keine vorgefaßten Urteile aus; ich sage nur: Wie bringen wir das alles in Zusammenhang? Gibt es denn auch im sittlichen Leben verschiedene Sphären? Ist Religion etwa für den Privatgebrauch oder für Festtage? Und ist Sittlichkeit nur für den Einzelnen und die Familie, nicht aber auch für das Volk, für die Gesellschaft? Man spreche sich darüber ganz klar aus. Oder wollen wir die Sittlichkeitssphäre einschränken? — Dann müssen wir aber auch sagen: Leider ist die Sittlichkeit so ein Notbehelf, eine Krücke für den einzelnen Menschen. Wer fähig ist, diese Krücke von sich zu werfen und sozusagen mit beiden Beinen einherzuschreiten, der soll es. Dann gibt es aber kein Prinzip der Sittlichkeit; dann ist die Privatsittlichkeit nur eine Schwäche.

Allein wo nimmt der Staat seine ganze Autorität her? Er nimmt sie in der Gewalt, aber Gewalt ist ja kein Prinzip. Gewalt ruft als Gegengewicht wieder Gewalt hervor; dann kommen wir folgerichtigerweise zur Anarchie. Wie sollen wir uns aus diesem Gegensatze herausretten? Wir haben die Auffassung, es gebe so eine große Politik, die etwas Geheimnisvolles sei. Wer die große Politik betreibt, der muß ein sehr schlauer, ein sehr kluger, ein machiavellistisch gesinnter Mensch sein; sonst verdient er unsere Achtung nicht. Und wir ertappen uns unwillkürlich auf einem Gefühl der Achtung, wenn wir hören, wie man von einem sagt: er ist ein ganz durchtriebener und schlauer Kopf. Diese Durchtriebenheit, diese Schlauheit soll also etwas sehr Schönes sein. Aber dann spreche man das auch prinzipiell aus. Dann sage man auch, daß die sogenannte Sittlichkeit, zu der wir erzogen werden, Dummheit sei; daß wir eigentlich uns zur Klugheit, zur Schlauheit zu erziehen hätten. Nur so würden wir die große Politik betreiben können. Oder soll es nur wenige geben, die diese ausgezeichneten Eigenschaften der Klugheit, Durchtriebenheit und Schlauheit hätten, dagegen für das große Volk soll die Dummheit der Sittlichkeit gut genug sein? Aber dann spreche man auch das ganz klar und deutlich aus. Dann beginne man mit der Erziehung solcher kluger Köpfe schon in der Schule. Aber von Anfang an werden wir alle zu etwas anderem als Schlauheit und Durchtriebenheit angehalten; erst später beginnen die Wege auseinanderzugehen: die einen sollen den Weg der sittlichen Dummheit und die andern den Weg machiavellistischer Schlauheit einschlagen, und zwar sollen die andern es tun für das Wohl der Sittlichdummen, weil die Sittlichdummen ohne diese Schlauheit, Durchtriebenheit und Fähigkeit, zu übervorteilen, zugrunde gehen müßten.

Da können ja auch die Realpolitiker mit Recht behaupten: Ihr Dummen, ihr Nichtwissenden, ihr, die ihr eine anerworbene und anerzogene Sittlichkeit habt, ihr wißt ja gar nicht, was für Wohltäter wir sind. Ihr seid rückständig und nemt euch Vorwärtsschreitende, als wenn das Christentum so eine ungeheure Tat für die Menschheit gewesen wäre und nicht vielmehr ein Rückschritt. W i r sind die echten Menschen, die wir auf dem vorchristlichen Standpunkte stehen! Leider könnt ihr uns nicht würdigen; aber nein, ihr würdigt uns doch. Man sieht es ja an der Achtung, die ihr für uns habt. — Und wirklich macht sich die Achtung für den Machiavellismus überall geltend, offen oder geheim. Wir benennen die große Politik auch mit einem andern Worte: Staatsräson — raison d'état. Diese Staatsräson ist eben im Zeitalter der Renaissance aufgekommen und behauptete sich weiter in der französischen Diplomatie. Versuchen wir, uns diese Staatsräson ganz unvoreingenommen zu vergegenwärtigen. Entweder können wir uns über die Widersprüche erheben; dann haben wir einen festen Standpunkt. Oder wir können es nicht; dann sind aber auch alle Gedanken darüber nichtig. Der höhere Standpunkt ist ein übersichtlicher; man urteilt dabei nicht: Das hätte nicht sein dürfen; sondern von diesem Standpunkt aus sagt man:

Wir müssen erkennen, warum es so ist, und ob es nicht anders sein könnte, aber unter einer Bedingung: daß die Menschen sich selbst prüfen, ob sie höher gehen wollen, also mit wirklicher Objektivität; in der Wissenschaft, die sich objektiv nennt, treffen wir dagegen auf zu viel Verworrenes, sobald es sich um tiefere Wahrheiten handelt.

Das Wohl der Gesellschaft, das Wohl des Staates — salus populi — soll das Höchste sein. Was ist aber das Wohl der Gesellschaft, dem wir die einzelnen Menschen aufzuopfern berechtigt sind? Wir müssen uns fragen: Gibt es verschiedene Arten von Wohl, oder ist das Wohl etwas Einheitliches? Vom Standpunkt des Machiavellismus gibt es ein abstraktes Wohl, das man Staat nennt. Für Machiavelli ist der Staat eine Art Götze, die Verkörperung unbeschränkter Gewalt. Diese Auffassung Machiavellis ist aus der Wirklichkeit, aus der Beobachtung wirklicher Zustände entstanden. Das Zeitalter der Renaissance war der Erbe des mittelalterlichen Feudalismus und des Faustrechts. Der Mensch war in seinen Trieben noch nicht geordnet, wuchs wild, mußte sich selbst helfen. Im Mittelalter kämpften einzelne gegen einzelne, Familien gegen Familien, kleine Städte gegen andere in Italien und auch anderswo. Da war eine sammelnde Gewalt eine Notwendigkeit.

Machiavelli übertrieb diesen damals notwendigen Gedanken. Dante, der gesteigerte Gemüts- und Seelenkräfte hatte, konnte niemals zu einer solch einseitigen Ansicht gelangen. Einseitigkeit ist das Gegenteil von entwickeltem innerem Leben. Man wird immer finden, daß einseitige Menschen starre Verstandesmenschen sind: Es dringen keine seelischen Kräfte in die Lebensauffassung des Verstandesmenschen, er urteilt starr und abstrakt. Der Gedanke erscheint ihm dann als lebendige Konsequenz, und er glaubt an sein Denken, an das Verstandesmäßige, und nennt es Wirklichkeit.

Der Realpolitiker ist Jünger Machiavellis. Er beruft sich auf die Wirklichkeit. Haben wir denn nicht auch Industrie, Maschinen und allerlei reale Interessen? Aber er weiß nicht, daß diese Wirklichkeit eine künstliche, nicht die wahre Wirklichkeit, nicht die Wirklichkeit des inneren Menschen ist. Er faßt den Menschen, ebenso wie Machiavelli, nur von der Trieb- und Verstandesseite auf, als wenn der Mensch gar nichts anderes wäre. Nun ist es ja richtig, daß sehr viele Menschen zu einem feineren inneren Leben noch nicht gelangt sind; daher leuchtet diese Auffassung ihnen auch ein. Die Realpolitiker glauben zwar, die äußere Wirklichkeit sei etwas so Beständiges, Dauerhaftes, ja Unvergängliches; sie sind jedoch gar nicht fähig, vorauszusehen, selbst was nach einem Jahrzehnt geschehen wird. Daher kann man auch beobachten, wie sogenannte Realpolitiker und Parteipolitiker ihre eigene Partei durch Torheiten und Schlechtigkeiten, die sie für sehr klug halten, immer wieder zugrunde richten. Woher kommt es denn, daß Parteien, die noch vor zwei Jahrzehnten das Ruder führten, jetzt darniederliegen? Sie waren ja so mächtig! Aber sie haben Dummheiten, Unbesonnenheiten und Schlechtigkeiten begangen, die sich an ihnen — wie auch am einzelnen Menschen, wenn

er sie begeht — notwendigerweise rächen müssen; denn Parteien und Gemeinschaften können ja keine andere Vernunft und auch keine andere Sittlichkeit und keine andere Gerechtigkeit haben als der einzelne Mensch. Oder haben denn die Gemeinschaften und der Staat und die Parteien wirklich eine ganz andere Vernunft und auch eine ganz andere Moral? Was also an einzelnen Menschen sich rächt, müßte sich am Staat keineswegs rächen, sondern ihn sogar in die Höhe bringen? Die Lehren der Geschichte zeigen uns aber das Gegenteil, und sie belehren uns, daß es entweder gar kein Gewissen geben soll, oder ein einheitliches, also nicht ein Doppelgewissen. Tiefere Menschen haben diese Wahrheit von jeher gekannt.

Die Staatsräson beruft sich auf die Wirklichkeit, auf die Erhaltung des Staates, auf die Selbsterhaltung. Wenn aber das Wort Christi: ‚Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen,' vom einzelnen Menschen gilt, so muß es auch von jeder Gemeinschaft gelten, oder dieser Ausspruch hat überhaupt keinen Sinn. Allein die Beobachtungen am Leben des einzelnen und die Lehren der Geschichte zeigen deutlich, daß dieser Ausspruch auf unerschütterlicher Wahrheit beruht. Der logische Verstand hätte ja gar nichts dagegen, wenn wir zur vorchristlichen, antiken Auffassung zurückkehrten, zu einer Einheitlichkeit, wie sie z. B. Nietzsche wollte. Aber selbst bei Nietzsche ist es doch nicht mehr Antike, es ist ein gesteigerter Individualismus, etwas, das der vorchristliche Mensch nicht kannte. Es ist antike Auffassung mit christlichem Feuer; denn individuell und christlich sind im Grunde vollständig das gleiche. Nicht auf das Wort kommt es an, sondern auf den Inhalt und auf die Tatsache. Somit sehen wir, daß sich in dem Problem der Staatsräson der ganze Widerspruch des modernen Lebens äußert, ein Widerspruch von so ungeheurer Tragweite, daß sich alle Erscheinungen unseres Lebens um ihn bewegen. Der tiefer nachdenkende Mensch muß sich mit diesem Widerspruch persönlich, d. h. mit allen Seelenkräften, auseinandersetzen.

2.

Das Widerspruchsvolle unseres Daseins zeigt sich aufs deutlichste in unserm Zusammenleben im Staate. Das Problem der politischen Sittlichkeit ist nicht etwas, das man in trockenen Worten und mit einer blassen, einseitigen Formel erledigen kann; es ist vielmehr etwas, worüber wir fortwährend nachsinnen müssen. Denn im modernen Staatsleben ist eine ungeheure Gärung. Es ist nicht das politische Leben vorchristlicher Zeit, wo die Gärungen und Parteikämpfe meistens nur äußerlich waren; unsere Gärungen sind geistiger Art. Es kämpfen hier über der Wirklichkeit Ideen miteinander. Wer unser modernes Leben in eine einzige Formel der Realpolitik einzwängen wollte, der würde dadurch, ob er Sozialist oder nationaler Imperialist ist, allem Psychischen, nicht nur der Religion, sondern auch jeder echten Kunst den Garaus machen. Der politische Mensch ist in den allermeisten Fällen kein religiöser und kein künstlerischer

Mensch. Wir sehen Typen nebeneinander. Der eine ist reiner Politiker, d. h. das Politische herrscht bei ihm vor; denn so vollständig einseitig ist vielleicht niemand. Der andere hat ein religiöses Bedürfnis, was der politische Mensch nicht versteht; aber der rein politische Mensch versteht auch den Inhalt genialen Schaffens nicht: er ist unkünstlerisch.

Das Denken des politischen Menschen, d. h. auch des Realpolitikers, geht nicht aus der Tiefe gleich dem Denken eines Menschen wie Goethe, sondern von den real beobachteten Zeitverhältnissen aus. Dieser politische Mensch kann, wenn die Verhältnisse zusammentreffen, eine große Kraft werden; dann haben wir Persönlichkeiten wie Julius Cäsar, Alexander, Napoleon, oder Staatsmänner wie Colbert, Richelieu, Cromwell, Bismarck. Wenn wir diese Menschen objektiv betrachten, so finden wir, daß sie Werkzeuge der Verhältnisse waren und nur diese Verhältnisse in Zusammenhang bringen und leiten konnten. Dabei bleiben sie aber immer in den realen Ereignissen stecken. Sie bedürfen der Kämpfe unter den Menschen, sie bedürfen immer der äußeren Ereignisse, und was sie hervorbringen, ist nicht das, was der Religionsstifter oder der große Künstler oder der große Denker hervorbringt, nicht etwas ganz Reines. Daher das Widerspruchsvolle in ihrem Schaffen. Ihr Schaffen ist zwar aus innerster Nötigung entstanden, aber es fällt zum größten Teil der Vernichtung und der Zersetzung anheim. — Napoleon bemerkt einmal: ‚Le code de salut des nations n'est pas celui des particuliers' — das Wohl der Völker und die Gesetze dieses Wohls sind ganz verschieden von dem Wohl und den Gesetzen des Wohles des einzelnen Menschen. Dabei aber meinte er auch, am besten regiere man die Menschen nicht durch ihre Tugenden, sondern durch ihre Laster. Und wirklich: Wären alle Menschen im tiefern Sinne einsichtsvoll und tugendhaft, dann gäbe es nicht so viel zu regieren. Hier hat Napoleon etwas offenbart, das der politische Mensch auf dem Grunde seines Innern trägt. Die Menschen regieren kann man immer weit leichter durch ihre Laster als durch ihre Tugenden; denn die Laster, die Schwächen, die Affekte bieten ja die Veranlassung zu diesem ganzen Ineinander, aus dem der politische Mensch hervorgeht, um dem politischen Wirrwarr Gestalt zu geben. Der ausgesprochen politische Mensch, und mag er im persönlichen Leben noch so sittlich sein, wird im Staatsleben sich nicht auf Sittlichkeit berufen; er wird die Laster, Schwächen, Affekte der menschlichen Natur benützen. Er ist dafür der Künstler: er bedarf dieses Stoffes. Es gebe Zeiten, wo das Wohl des Volkes die Verurteilung eines Unschuldigen erfordere — meinte Napoleon — ‚Il y a des crises où le bien du peuple exige la condamnation d'un innocent'. Hat aber Kaiphas nicht das gleiche gesagt? Und aus einer scheinbar unbedeutenden Tatsache, der Verurteilung eines Unschuldigen, ist die ungeheure Bewegung hervorgegangen, die wir Christentum nennen. Kaiphas hätte das ebensowenig verstehen können wie der politische Mensch überhaupt. Was kann so eine Mücke, der einzelne Mensch, für eine Rolle

spielen gegenüber dem großen politischen Gebilde, genannt Volk oder Staat? — Der rein politische Mensch ist ein einseitiger Mensch. Er kann ja nichts dafür, daß er diese Eigenschaften hat, daß er so ist, wie er ist: Er benutzt die Laster und die Schwächen der andern. Ein andermal bemerkt Napoleon — und das ist der tiefste Widerspruch aller dieser Gewalt- und Verstandesmenschen: ‚En prenant pour prétexte le prétendu principe de l'utilité générale, on peut aller où l'on veut,' d. h.: sobald wir das sogenannte Salus populi, die Staatsräson, zum Vorwand nehmen, können wir jeden Wirrwarr anstellen. In diesen Wirrwarr wird dann freilich die bildende Kraft des Menschen wieder eindringen, weil es sonst ja nur Chaos gäbe. Aber man kann doch eine Zeitlang das politische Leben auf dem ganzen Erdball ineinanderwirren, und man überläßt den kommenden Geschlechtern, zu beurteilen, ob Nutzen oder Schaden daraus entstanden ist. Alles kann ja zum Nutzen und zugleich zum Schaden werden. Aus der Erscheinung Napoleons ist auch mancher Nutzen für die Völker entstanden, aber jedenfalls auch viel Schaden. Je größer eine solche Persönlichkeit ist, je mehr impulsive Kraft sie hat, desto verwirrender wirkt sie. Napoleon wirkte insofern auf die Außenwelt schöpferisch, als er das Alte vernichtete und der Zukunft überließ, daraus Neues zu schaffen.

Das ist die Staatsräson, die sich in einzelnen großen Persönlichkeiten verkörpert. Es gibt aber auch eine Staatsräson, die kleine Menschen beherrscht, und je kleiner der Mensch ist, desto unausstehlicher ist ihre Wirkung, d. h. desto kleinlicher. Ein Mensch, der nicht die Kraft in sich fühlt, etwas ganz Großes zu leisten, hat eigentlich gar kein Recht, sich auf die Staatsräson zu berufen; daher wirken die kleinen Realpolitiker abstoßend, und bei ihnen kommt die sogenannte Doppelmoral in häßlicher Weise zum Vorschein. Oft sind es sogar Leute, die zu Hause den strengsten Grundsätzen der Sittlichkeit huldigen.

Mit welcher Sicherheit begann man sich unter Ludwig XIV. auf die Staatsräson zu berufen. Und doch verurteilen die Realpolitiker, die ja ebenfalls die Staatsräson zum Prinzip ihrer politischen Denkweise erheben, manche Handlungen, die damals par raison d'état durchgesetzt wurden. Was gibt ihnen das Recht dazu? Was sie vorbringen können, sind doch nur äußere Gründe: dies und jenes, z. B. die Aufhebung des Ediktes von Nantes, sei unklug gewesen usw. Aber wer sagt uns, daß nach einigen Jahrhunderten die Staatsräson, die der jetzige Realpolitiker anführt, nicht ebenfalls verurteilt sein wird? Gibt es denn eine unbedingte Klugheit? Ist denn der politische Mensch die verkörperte Vorsehung? Die Geschichte lehrt uns, daß selbst der klügste politische Mensch Dummheiten machen kann, und die Geschichte lehrt uns auch, daß die Schlechtigkeiten, die wir als unsittlich bezeichnen, und die der politische Mensch und der Diplomat um des Staates willen begeht, sich am Staate rächen. Unter einem Diplomaten versteht man gewöhnlich einen Menschen, der sehr klug lavieren, die gegebenen Widersprüche und Schwächen der anderen ausspüren und die Gelegenheit

beim Schopfe fassen muß. Tiefere Einsicht ist da gar nicht nötig; vielleicht würde sie dem Diplomaten sogar schaden; er muß, wie der Anwalt, ganz auf den Nutzen seines Auftraggebers bedacht sein. Aber der Diplomat kann sehr klug sein, und doch ist er gegen Fehler, Dummheiten und Unvorsichtigkeiten niemals gewappnet; z. B. wenn dieser kluge Diplomat eitel ist — Eitelkeit und Klugheit können in Eintracht zusammen leben —, so läßt sich ihm auf Grund seiner Eitelkeit gar manches suggerieren. Man sieht ja oft, wie die Schmeichelei den praktischsten Menschen betört. Oder er ist sinnlich und abhängig von äußeren Eindrücken, wodurch er ebenfalls Torheiten begehen kann. Aber er braucht gar nicht eitel und sinnlich zu sein; er kann auch mit Hilfe seines ausgesprochen klugen Verstandes Torheiten machen.

Den Diplomaten begann man unter dem Einfluß der französischen Politik Dinge zu erlauben, gegen die sonst im Privatleben ein ehrenwerter Mensch nur Abscheu empfindet. Der Minister Louvois schreibt am 14. März 1675 einen Brief an den königlichen Gesandten in Lüttich, worin er ihm empfiehlt, eine Urkunde zu fälschen, und zwar so, daß die Ausdrucksweise ganz genau nachgeahmt werden sollte, um damit die Geschäftsführung des Deutschen Kaisers und seiner Anhänger bloßzustellen: ‚Il faudrait que cette lettre fût à peu près du style de la cour de Vienne et remplie de toutes choses qui pourraient rendre sa conduite plus odieuse. Brûlez ce-ci après que vous l'aurez lu.' Im gewöhnlichen Leben nennt man das Schurkerei; im diplomatischen Leben soll es aber erlaubt sein und im Interesse des Staatswesens sogar Sittlichkeit heißen. Daß aber List und Schlauheit im politischen Leben nichts Gutes und Dauerhaftes erschaffen kann, das wußten große Staatsmänner selber: Friedrich der Große, der sich ja selbst fortwährend ironisiert, und auch Napoleon. ‚Du triomphe à la chute il n'y a qu'un pas. J'ai vu, dans les plus grandes circonstances, qu'un rien a toujours décidé des plus grands évènements,' sagt Napoleon — also ein Nichts kann bei den wichtigsten Ereignissen den Ausschlag geben — das erinnert ja an den bekannten Ausspruch Blaise Pascals, daß, wenn die Nase Kleopatras bloß um einen Millimeter kürzer gewesen wäre, die ganze Karte Europas eine andere Gestalt angenommen hätte. Die unberechenbaren Kleinigkeiten, von denen das geschichtliche Leben oft abhängt, sieht der Geschichtschreiber mit seiner Schwerfälligkeit nicht. Er sieht nicht, daß in Wirklichkeit das geschichtliche Leben weit mehr Freiheit als Notwendigkeit hat. Der einzelne Mensch mit seiner Freiheit, mit seinem Anrecht auf Klugheit und Dummheit, mit der ganzen Mischung der Widersprüche, spielt in der Geschichte eine höchst bedeutende Rolle.

3.

Die Staatsräson beruft sich auf das Prinzip der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung des Staates. Und da läßt sich auch ein etwas höherer Standpunkt einnehmen: Der einzelne Mensch verschwindet; die Familie überdauert

ihn. Aber auch die Familie verschwindet; sie überdauert der Staat. Ist aber der Staat, der das Recht hat, sich selbst zu behaupten, das Letzte? Ist er wirklich so dauerhaft? Gewiß hat er das Recht und sogar die Pflicht, sich zu erhalten, aber die Art und Weise, wie er sich erhalten will, kann oft Selbstzerstörung sein: die Art und Weise, wie unsere Staaten sich behaupten, zeigt, daß sie nicht wissen, was Selbstbehauptung ist. Es handelt sich also darum, festzustellen, was Selbsterhaltung ist, und das können wir in Hinsicht auf den Staat nur dann, wenn wir wissen, was wahre Selbsterhaltung beim einzelnen Menschen ist. Hugo Grotius bemerkt, daß, wie der einzelne Bürger nicht töricht genannt werden könne, wenn er aus Rücksicht auf die Gerechtigkeit seinen eigenen Nutzen hintenansetze, so auch ein ganzes Volk, da doch in beiden Fällen der Grund der gleiche sei; denn der augenblickliche Vorteil müsse dem dauernden untergeordnet werden: Nie könne das Befolgen der Gerechtigkeit von einem Mangel an Klugheit zeugen. Aber es gibt viele kleine Realpolitiker, die glauben, man könne zu gerecht sein, und das sei eine Schwäche. Und doch ist es, als wenn ich behaupten wollte, man könne zu schön, man könne zu gut, zu gescheut, zu sehr Ehrenmann sein. Dann bliebe nichts anderes übrig, als zu behaupten, man müsse mittelmäßig sein, oder gar, man müsse häßlich, ungerecht und schlecht sein. Einen andern Ausweg gibt es ja gar nicht.

Der Wille zur Dauer muß richtig erfaßt werden; ich muß alle tieferliegenden Bedingungen erkennen, die zur Dauer führen. In Hinsicht auf den einzelnen Menschen wissen wir, daß, wenn er sich selbstsüchtig behauptet, er früher oder später sich selbst schadet. Man kann das im Geschäftsleben beobachten: Kleinliche und eigennützige Menschen schaden sich gerade durch ihre Kleinlichkeit, d. h. dadurch, daß sie nur auf den nächsten Augenblick bedacht sind und nicht weiter sehen können. Ist im Staatsleben vielleicht das Gegenteil der Fall? Das ließe sich untersuchen. Aber um es zu untersuchen, müssen wir von unsern Affekten absehen und die Bedingungen der Dauer von einem höheren Standpunkt prüfen. Das so mächtige Imperium Romanum bestand verhältnismäßig kurze Zeit; wie schnell verfielen so ungeheure Reiche wie das babylonische und assyrische. Als Xenophon mit seinen Zehntausend an Ninive vorbeifuhr, war diese Weltstadt schon ein Trümmerhaufen. Dauerhaftigkeit ist anderswo begründet. Die Propheten des Alten Bundes waren, wenn auch keine Realpolitiker und keine Nationalökonomen, in Hinsicht auf das Wesentliche des Lebens unvergleichlich gescheiter als alle Realpolitiker. Sie haben Babylon und Ninive das vorausgesagt. Gerade dadurch unterschieden sie sich von den Realpolitikern ihrer Zeit und von den ‚falschen Propheten‘, daß sie einen ausgeprägten Sinn für das Wesentliche hatten, während die anderen am Nebensächlichen haften blieben und ohne tiefere Einsichten waren. Und diese Propheten haben etwas mit innerer Macht vertreten, was uns zwar nicht einleuchten will, von dem aber die Menschheit sich doch nicht lossagen kann: Niemand habe das Recht, den einzelnen dem Staate aufzuopfern; es gebe

keine Staatsräson, weil die Klugheit des Klügsten Torheit sei vor Gott. Dann haben sie noch einen scheinbar ganz unsinnigen Ausspruch getan — von einem logisch durchdachten Gedanken kann dabei gar nicht die Rede sein —: selbst das Volk solle untergehen des Höheren wegen. Sie sprachen in Hinsicht auf die Völker das aus, was Christus in Hinsicht auf den einzelnen gesagt hat, daß, um unser Leben zu gewinnen, wir es verlieren müssen. Haben wir vielleicht gerade hier die Bedingung der Dauer zu suchen? Denn sonst finden wir sie nirgends. Wer wollte nicht das Dauerhafte für seinen Staat und für sein Volk? Deshalb klammern wir uns ja an den Staat und die Nation, weil wir fühlen, daß der einzelne nichtig und vergänglich ist.

Wir sehen, daß, wo Völker und Staaten sich zu stark behaupteten, widerspruchsvoll behaupten wollten auf Grund der Staatsräson, sie alle nach ziemlich kurzer Dauer zugrunde gingen; je höher und mächtiger ein Staat ist, desto schneller verfällt er. Der Verfall lauert in der Nähe der Blüte. Wenn wir Macht wollen, so müssen wir uns auch darauf gefaßt machen, daß sie zum Verfall führen wird, weil das ein Naturgesetz ist. Wer also das Dauerhafte will, der muß etwas anderes wollen als das Widerspruchsvolle; denn im Widerspruchsvollen, in der Doppelmoral, kann keine Dauer liegen. Somit sollten wir die Bedingungen der Dauerhaftigkeit für die Völker und die Staaten uns vergegenwärtigen, aber ohne aus den biologischen Wissenschaften entlehnte Phrasen, ohne Selbsttäuschung, und dann würden wir das Gesetz der Dauerhaftigkeit erkennen, das nur in einer einheitlichen Sittlichkeit und niemals in einer Doppelmoral liegen kann. Die Menschheit geht ja freilich einen gewundenen Weg; aber alles, was die Völker begehen, hat seine unausbleiblichen Folgen und rächt sich früher oder später an ihnen.

Diese Auffassung des Dauerhaften hat nichts mit der Kritik der einzelnen flüchtigen Ereignisse zu tun, sie beruht nur auf der Erkenntnis dessen, was über den Verhältnissen und geheim in ihnen wirkt. Wir können dieses Gesetz der Dauer irgendwie ausdrücken: es beruht auf der Überwindung der Heuchelei. Auch Phrase kann Heuchelei sein; sie ist es meistens; ob sie revolutionäre, anarchistische oder imperialistische Phrase ist — stets kommt sie von Einseitigkeit, von einem Mangel an tieferer Lebenskenntnis, auch von einem Mangel an Wahrheitsgefühl. Die alten Sophisten und Pharisäer waren gar keine so schlimmen Menschen: nur steckten sie in den Widersprüchen und waren daher Heuchler, aber ebenso wie wir. Man kann sogar aufrichtig Heuchler sein, ebenso wie man aufrichtig lügen kann. Es gibt Menschen, die sich so an die Lüge gewöhnt haben, daß sie an ihre Lügenworte selber glauben. Und der Mensch läßt sich auch manches einreden. Kungfutse meinte: ‚Jene ehrbaren Leute im Leben sind Räuber der Tugend.' Ehrbare Leute, und doch Räuber der Tugend. Und wirklich lassen sie die wahre Tugend nicht aufkommen, weil sie an Stelle der einheitlichen Tugend nur Bruchstücke von Tugenden setzen. Sie sind nicht untugendhaft, sie können sogar begeistert

sein, aber ihre Begeisterung bezieht sich auf ein Bruchstück. Sie wollen das Dauerhafte, sie wollen das Echte, wissen aber nicht, was dauerhaft und echt ist.

4.

Die ganze Frage nach der Wirkung der sogenannten Realpolitik, nach ihrem Nutzen, kann nur von einem höhern Standpunkt aus aufgeworfen werden; wir finden uns sonst in diesem Wirrwarr niemals zurecht. Die Frage ist eigentlich: Wie kann aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben die Heuchelei entfernt werden? Heuchelei ist nicht nur Doppelzüngigkeit, Sophisterei, schlaues Zurückhalten seiner besseren Überzeugung, sondern auch der Widerspruch zwischen persönlicher und öffentlicher Moral. Daß die Heuchelei sehr schädlich ist für den Menschen, das wird keiner in Abrede stellen wollen. Die Frage ist also: Führt unsere Auffassung der Staatsräson und der Realpolitik nicht zur Heuchelei, und kann aus Heuchelei wirklich etwas Schöpferisches, Fruchtbares entstehen? Kann der Staat, dessen Prinzip seine Selbsterhaltung ist, sich mit Hilfe der Heuchelei erhalten? Wo liegt die eigentliche Selbsterhaltung? Jedenfalls nicht in der Heuchelei, sondern in etwas, das wir Wahrhaftigkeit nennen. Ohne Wahrhaftigkeit kann es ja überhaupt kein Zusammenleben der Menschen geben; ohne Gewissenhaftigkeit fallen wir auf die Stufe der Naturvölker herab. Dann aber fällt auch unsere ganze Vernunfttätigkeit dahin. Nun suchen wir zwar mit der Vernunft in einemfort die Staatsräson, die Realpolitik zu verteidigen und zu stützen. Was die Vernunft aber hier verteidigt und stützt, ist gar nicht die Selbsterhaltung, sondern nachweislich, wenn man Jahrhunderte überschauen könnte, die Selbstzerstörung. Die Wahrhaftigkeit ist im Leben der Völker ebenso wie im Leben des einzelnen ein Pfeiler, auf dem alles Echte beruht. Unsere innere Politik leidet an Unwahrhaftigkeit ebenso wie die äußere; nur leuchtet es bei der inneren Politik eher ein als bei der äußeren. Alle Parteikämpfe, Klassenkämpfe, konfessionelle Streitigkeiten und Gehässigkeiten sind nicht lebenerhaltend: sie vernichten im Menschen die Fähigkeit des Mitgefühls, d. h. die Grundlage des Zusammenlebens. Die Wahrhaftigkeit muß also unsere ganze Ansicht vom Leben durchdringen; aber dann müssen wir auch alles, was der Wahrhaftigkeit im Wege steht, für lebenschädigend erklären. Im Grunde ist das letzte Prinzip des menschlichen Lebens doch das, was wir Wahrheit nennen. Über den Wahrheitsbegriff können wir gar nicht hinaus; denn sonst fällt ja alles Urteil, alle Betrachtung in sich selbst zusammen. Was ist Wahrheit? Entweder müssen wir den ganzen Wahrheitsbegriff vernichten — und dann sind wir folgerichtig, folgerichtig wiederum aus einer gewissen Wahrhaftigkeit — oder wir müssen erfahren, was Wahrheit ist. Entweder kann ich mich in diesem Wirrwarr zurechtfinden und ein leitendes Prinzip darin finden, oder ich sage: wir können aus dem Wirrwarr gar nicht heraus. Aber dann habe ich auch nicht das mindeste Recht, mich auf Wahrhaftigkeit zu berufen. Dann muß ich fragen: Warum

Wahrheit? — Warum nicht Unwahrheit? — Warum Gewissenhaftigkeit? — Warum nicht Ungewissenhaftigkeit? — Dann aber sollten wir auch folgerichtigerweise das ganze Triebleben des Menschen ohne jede Leitung lassen. Will ich aber das Triebleben irgendwie leiten, so komme ich schon zu einer höheren Vorstellung, zu einer Idee, von der aus ich das Leben überschaue. Was ist diese Idee, von der aus ich das Leben überschauen kann? Das nennt man eben Wahrheit — was mir die Möglichkeit gibt, alles in richtiger Weise wahrzunehmen, zu beurteilen, mich im Wirrwarr, im Chaos zurechtzufinden. Niemand wird behaupten wollen, das menschliche Dasein solle Wirrwarr sein und bleiben. Wenn wir auch aus dem Chaos kommen, so ist doch das Ziel nicht das Chaos, sondern die Überwindung des Chaotischen. Das nennt man ja auch das Schöpferische. Wahrheit kann nichts anderes heißen als das Schöpferische.

Die Frage ist also: Was ist schöpferisch? Schöpferisch ist alles, was das Leben erhält. Man müßte nun der Realpolitik zeigen, daß, was sie erhalten will, sie im Grunde nicht erhalten kann, daß sie auf falschem Wege sich befindet, weil sie eine falsche Vorstellung vom Schöpferischen, von der Wahrheit hat. Das fühlt jeder, daß, sobald wir das Gegenteil von Wahrheit zum Prinzip erheben, wir dann das Leben vernichten. Lüge ist nicht erhaltend, kann nicht erhaltend sein; somit müssen wir darauf ausgehen, das Leben auf Wahrheit aufzubauen, d. h. alle Doppelzüngigkeit, alles Widerspruchsvolle, Chaotische zu entfernen. Ich darf also im Namen der Wahrhaftigkeit mich niemals zur diplomatischen Staatsräson bekennen: selbst wenn die Staatsräson mir in diesem Augenblick lebenerhaltend, staaterhaltend erschiene, so würde mir mein tieferes Gewissen sagen, daß sie gar nicht lebenerhaltend, staaterhaltend sein kann, daß die Lüge früher oder später notwendigerweise sich wie am einzelnen so auch an der Gemeinschaft rächen muß. Auch im politischen Leben dürfen wir nicht die Lüge verteidigen, wenn wir es mit uns selbst gut meinen. Erziehen wir doch unsere Kinder zur Wahrhaftigkeit. Später aber, wenn sie ins Leben treten, erfahren sie, daß das, was man ihnen in der Kindheit eingeschärft hat, nur selten zutrifft, auch nur selten als lebenerhaltend gilt. So kommt ein tiefer Widerspruch auf. An diesem Widerspruch leiden viele Menschen; ja unsere ganze Kultur leidet daran. Somit müssen wir zur Überwindung dieses Widerspruches gelangen. Wie sollen wir ihn aber überwinden? Entweder entferne man alles Mitgefühl, alles Seelische, alle Verfeinerung des inneren Menschen — dann haben wir wenigstens eine Ganzheit — oder wir müssen auf dem Wege zur inneren Verfeinerung, zum Seelischen, zum Mitgefühl weitergehen. Wir können nicht unterwegs steckenbleiben. Daher ist es auch begreiflich, daß mancher zurück, zu der ursprünglichen Einheit des Triebes gelangen möchte. Diese Einheit findet sich freilich dort nicht. Wenn wir auch die Einheit des Triebes erlangen könnten, so würde uns niemand verbürgen, daß wir aus dieser Einheit nicht wieder heraustreten würden. Der Mensch kann gar nicht eine Trieb-

einheit sein. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als die Einheit, d. h. auch die Wahrheit, anderswo zu suchen.

Wir müssen die in uns vorhandenen Widersprüche irgendwie überwinden. Das ist auch die langsame Arbeit, die im Leben der Völker vor sich geht. Es ist ein Kampf zwischen Niederung, Mitte und Höhe. Daß wir die Höhe noch nicht erreichen können, ist Tatsache; daß wir aber ohne sie auch nicht leben können, ist eine ebenso starke und einleuchtende Tatsache. Ohne die Höhe, der wir, ob wir wollen oder nicht, zustreben müssen, ist ja gar kein Sinn und kein Zweck, d. h. keine Wahrheit, keine Wahrhaftigkeit. Zweck und Sinn müssen immer auf der Höhe liegen: Ein niederer Zweck ist keiner. Die Klarheit über Zweck und Sinn gibt uns auch Klarheit über unser Leben. Somit dürfen wir das Gefühl für Sinn und Zweck in den Menschen nicht abstumpfen, weil dies ja die Vernichtung des Lebens, des einzelnen, und somit auch der Gesellschaft und des Staatswesens bedeuten würde, sondern wir müssen vielmehr das Gefühl für Höhe, den Sinn für Wahrhaftigkeit schärfen. Wir kommen aus dem peinigenden Dilemma anders gar nicht heraus, und doch müssen wir uns aus dem Wirrwarr um jeden Preis herausretten. Nun behaupten manche, das Chaotische sei lebenerhaltend; der Wirrwarr habe Sinn und Zweck. Das ist aber doch mindestens ein großer Denkfehler, um nicht zu sagen die größte Torheit. Das Chaotische führt ja notwendig zu allen Krankheiten. Was ist denn Geisteskrankheit, wenn nicht Chaos? Wir stecken mit unsern Trieben noch tief im Chaotischen, wenn auch unsere Vernunft abseits vom Leben aus dem Chaos einigermaßen herausgetreten ist, und so kämpft das verworrene und verwirrende Begehren unseres Triebes gegen die höhere Wahrheit. Und aus diesem beständigen Kampfe und Widerspruch entsteht alle Gehässigkeit und Feindseligkeit, alle Ungerechtigkeit, alle Unwahrhaftigkeit.

Es ist im Grunde, wenn wir es von einem höhern Standpunkt überschauen, ganz klar, daß jede Art Falschheit, Unaufrichtigkeit — und das nennt man im politischen Leben Machiavellismus — kurzsichtig ist. Der Lügner meint ja auch, er könnte mit seiner Lüge sich und sein Leben erhalten; er merkt nicht, daß er sich mit seiner Lüge notwendigerweise in Widersprüche verwickelt, und daß es keine Lüge geben kann, die nicht früher oder später ans Licht träte. Das menschliche Leben ist ein seltsames Gewebe, dessen Fäden sich so durchkreuzen, daß kein Mensch — und mag er noch so sehr klug sein — die Zahl der Fäden berechnen und alle ihre Durchkreuzungen genau sehen kann. Die Wirkung jeder Lüge muß irgendwo ihre Folgen zeigen. Die Lüge zum Prinzip erheben, wagte auch Machiavelli und seinesgleichen nicht, weil sie sich wenigstens von der Wahrheit, die in der Vernunft wohnt, nicht ganz lossagen wollten. Da war schon Nietzsche folgerichtiger; denn er wollte den Wahrheitsbegriff überhaupt aus dem Leben ausscheiden, damit wir wieder einigermaßen zur Wahrhaftigkeit des Triebes, d. h. zu der Unmittelbarkeit des ‚Willens zur

Macht' gelangten. Um aber zu erfahren, was Wahrhaftigkeit ist, muß ich doch den Wahrheitsbegriff schon haben — das ist der unüberwindliche Widerspruch. Aber es ist begreiflich, daß ein Mensch, der gegen Heuchelei eine tiefe Abneigung hat, lieber auf alle Wahrheit verzichtet und den Menschen wieder zum Trieb zurückführen möchte, damit doch Einheit da sei. Der Trieb ist doch wenigstens einheitlich: er macht kein Brimborium, er hält keine Predigten, er spricht von keinem Christentum, nicht von Nächstenliebe, freilich auch nicht von Fernstenliebe. Daß aber der Trieb schlau ist, das müssen wir bei seiner Beurteilung im Auge behalten. Die Schlauheit aber führt zur Unwahrhaftigkeit. Die Unwahrhaftigkeit liegt in der Verworrenheit der menschlichen Triebe. Wir finden selten einen Menschen, der, wenn er sich seinen Trieben ganz überließe, wahrhaftig wäre. Aber auch die sogenannte Wahrhaftigkeit des abstrakten Stubenmenschen kann abstoßend wirken, weil sie abseits vom Leben steht und im Grunde in einem Widerspruch zum Leben. Schon die Erfassung dieses ganzen Gegensatzes muß uns zur Wahrheit führen. Wer diesen tragischen Gegensatz nicht erfaßt, nicht erlebt hat, der kann über die wichtigsten Erscheinungen des Menschendaseins kein Urteil fällen. Alle Urteile darüber vom abstrakten Verstande aus bleiben doch nur ein flaches Kopfprodukt.

5.

Jede Art machiavelistische Auffassung beruht auf Heuchelei oder auf Kurzsichtigkeit. Wir hätten gar nichts dagegen, wenn ein Mensch aufträte und sagte: Ich kümmere mich um die ganze Wahrhaftigkeit, um das ganze Brimborium der Moral nicht; ich habe die Macht, Ich zu sein und frage keinen Menschen darum, wie ich mit meinen Mitmenschen verfahren soll. Wenn er es kann, so soll er es. Kann er es aber nicht, wie Raskolnikow in Dostojewskij's Roman, so ist er ein Schwächling, und sein ganzes sophistisches Denken nichts als Schwachsinn. Es gehört also unbedingte Kraft dazu, unmoralisch zu sein. Diese Kraft, wie jede Kraft, wird irgendwie schöpferisch wirken. Das Gewitter, ein Naturereignis, wie das Erdbeben, ist eine Kraft, vor der wir unwillkürlich Achtung haben. Jede Kraft kann, selbst wenn sie schädigend wirkt, irgendwann einmal durch die Schädigung auch nützlich sein, weil in der Ökonomie des Naturganzen Nutzen und Schaden gar nicht abzumessen und abzuwägen sind. Die Natur als Ganzes kennt unsere Vorstellung von Gut und Schlecht nicht; aber wir kennen sie, und wir müssen uns von ihr leiten lassen. Die Realpolitik des Machiavellismus ist deshalb kurzsichtig, weil sie die Vorstellung des Unvergänglichen nicht kennt; somit arbeiten wir als Realpolitiker nur für das Vergängliche. Wir arbeiten für die Zeit, wir arbeiten für die Geschichte. Wo ist aber das Prinzip, wofür wir im höhern Sinne leben und arbeiten sollen? Dieses Prinzip, könnte man uns antworten, ist die Erhaltung des Volkes, die Erhaltung des Staates; ein anderes gibt es nicht. Die Erhaltung des Ich ist für das Ich das Wichtigste. Wenn man

einem sagt: Du erhältst dadurch deine Gesundheit, sonst schädigst du sie und gehst zugrunde, so leuchtet das ihm ein. Nun sagt man hier dem Staate und dem Volke: Du erhältst dich. Darauf erwidert das Volk: Alles, was mich erhält, ist gut. Wissen aber Machiavelli und seinesgleichen wirklich, was lebenerhaltend ist? Sie meinen, das Zeitliche erhalte, während doch alles, was zeitlich ist, notwendig dem Untergang geweiht ist. Die Lehren der Geschichte zeigen uns, daß gerade diese Auffassung keinen festen Boden hat. Die ganze Geschichte ist eine Aneinanderreihung von Vergänglichkeiten.

Damit wir uns in diesen verwickelten Fragen zurechtfinden, und nicht von abstrakten Gedanken oder von verworrenen Trieben ausgehen, müssen wir ein- für allemal feststellen: Den Sinn für Unvergängliches schärfen bedeutet den Sinn für Leben schärfen. Daß wir aber, statt den Sinn für das Unvergängliche zu schärfen, diesen Sinn abzustumpfen suchen, das muß uns zurück zum Chaos führen, d. h. wir gehen dem Verfall entgegen, wenn wir uns auf verworrene Weise und um jeden Preis erhalten wollen. Wie sagte Gianbattista Vico, der Begründer der tieferen Geschichtsauffassung: ‚Die römische Geschichte müßte jeden aufmerksamen Leser wohl befremden, wenn er folgendermaßen über sie nachdächte: Was war römische Tugend, wo solcher Übermut herrschte, was Mäßigung, wo solche Habsucht, was Milde, wo solche Grausamkeit, was Gerechtigkeit bei solcher Ungerechtigkeit?‘ Daran gehen ja die großen Staaten zugrunde — an den sie zernagenden Widersprüchen, die schon in ihrer Entstehung gelegen haben. Wenn wir uns die Mittel vorstellen könnten, einen Staat wirklich für eine sehr lange Dauer, wenn nicht gar für immer, zu erhalten, dann würden wir sie alle billigen müssen, weil der Zweck so ungeheuer ist: Der Zweck ist ja hier Unsterblichkeit, so daß alle Mittel dazu gut sind. Aber in Wirklichkeit ist es so, daß die Mittel zur Erhaltung des Vergänglichen stets schlecht sind; nur die Mittel zur Erhaltung des Unvergänglichen sind gut. Das muß einem Menschen, der keine Phrasen, weder politische noch wissenschaftliche, macht, und von keinen verworrenen Trieben und vorgefaßten Meinungen abhängig ist, unbedingt einleuchten. Es würde schon ein großer Fortschritt sein, wenn wir die unerschütterliche Wahrheit erfaßten, daß, wer das Schwert erhebt, durch das Schwert umkommen muß, aber wir berufen uns im Zusammenleben der Völker auf andere Wahrheiten, weil wir ohne den Wahrheitsbegriff doch nicht auskommen können, und merken nicht, wie heuchlerisch wir dabei verfahren. Und es gibt auch Menschen, die sich wirklich in ihrem Innern gegen Heuchelei sträuben, und doch eine Viertelwahrheit, ein Bruchstück von Wahrheit für das Ganze halten. Das ist vielleicht das Tragischste im Leben; daher kommen wir auch aus dem Pfusch- und Stückwerk gar nicht heraus.

Nur wer die Überzeugung hat, daß von der Lebensanschauung alles andere abhängt, daß Ideen in der Welt walten, daß die Höhe die Mitte und die Niederung beherrschen muß, weil diese ohne sie gar nicht

bestehen können, wird klar, sicher und fest das Lebensgetriebe erfassen. Wir müssen uns über den Wirrwarr der uns umgebenden Wirklichkeit erheben; dann erst beurteilen wir diese Wirklichkeit unvoreingenommen; sonst bleiben wir im Chaotischen stecken. Wir sind alle noch umgeben von Hirngespinsten, die das Gegenteil von echten Ideen sind. Wir sind umgeben von einem Wirrwarr aller möglichen Vorstellungen, die zueinander gar nicht passen, von Heuchelei, die doch immer lebenschädigend und staatschädigend ist. Fragen wir uns, was der Sinn des ganzen geschichtlichen Lebens sein kann; berufen wir uns doch alle auf die Geschichte: Die Geschichte wird später sagen . . . Wir rufen ja fortwährend die Geschichte an: Die künftigen Geschlechter werden . . . usw. Das ist ja auch das Thema unserer größeren politischen Reden, das ist auch der Gegenstand und der Inhalt unseres politischen Denkens. Wer sind die künftigen Geschlechter? Was ist diese Zukunft, die mit der Vergangenheit verbunden ist? Ist sie ein beständiges Rennen in einer Rundbahn, eine Bewegung auf der Oberfläche ins Unendliche, ein sinnloses Kreisen? Was soll das geschichtliche Leben? Goethe bemerkt einmal: ‚Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen: Die causa finalis der Welt- und der Menschenhändel ist dramatische Dichtkunst; denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen.' Das ist tief geschaut. Wir berufen uns in einemfort auf das Vergängliche, auf etwas, das in irgendeiner Form sich immer wiederholt, das ohne Ende ist und dessen Anfang sich im Dunkel verliert, und wissen nicht, wo das Ziel liegt. Das Politische und Geschichtliche ist doch nicht für sich da: es ist nur dann gut, wenn wir es schöpferisch verarbeiten, wenn wir es überschauen. Es ist nur dann gut, wenn wir einen festen Mittelpunkt und eine Höhe haben, und es ist schlecht und schädlich, wenn wir im Wirrwarr, im Zeitlichen stecken bleiben und das Ganze nicht überschauen können.

(Schluß folgt.)

Martinian sucht den Teufel
Ein Roman von Johannes von Guenther

Viertes Kapitel.

1.

Wehe einem Wege, auf dem niemand wandelt, auf dem man keines Menschen Stimme hört! Denn er ist ein Aufenthaltsort wilder Tiere. Wehe einer Seele, in der der Herr nicht wandelt, aus der auf seine Stimme hin die geistigen Tiere der Bosheit nicht fliehen! Wehe einem Hause, in dem sein Herr nicht wohnt! Wehe einem Felde, das kein Landmann bebaut! Wehe einem Schiffe, das keinen Steuermann hat! Denn es wird von den Meereswellen und Wogen umhergeworfen und geht zugrunde. Wehe einer Seele, die den wahren Steuermann, Christus, nicht in sich hat! Denn sie wird auf dem bitteren Meer der Finsternis von den Wogen der Leidenschaften umhergetrieben und von den bösen Geistern bedrängt, Verderben ist schließlich ihr Los. Wehe einer Seele, die nicht Christus in sich hat, der sie sorgfältig bebaut, auf daß sie gute Früchte des Geistes bringen kann! Denn dann ist sie eine Wüste voll Dornen und Disteln, und schließlich ist Verbrennen im Feuer ihr Anteil. Wehe einer Seele, in der nicht Christus, ihr Herr, wohnt! Denn sie ist eine Wüste, erfüllt vom Gestanke der Leidenschaften, eine Stätte der Bosheit.

Asella war allein zurückgeblieben und wußte nicht, was da geschah; sie war allein in der grenzenlosen Einsamkeit des Meeres und hatte Furcht.

— Oh, er war ein heiliger Mann, lispelte sie: Aber er sah nicht gut aus und war abscheulich zu mir. Doch es ist traurig, daß er fortgegangen ist, denn er war immerhin ein Mensch, und nun bin ich ganz allein und verlassen. Sie weinte untröstlich, denn die grenzenlose Einsamkeit ringsum bedrückte ihr Gemüt. Dann erinnerte sie ihr knurrender Magen daran, daß es höchste Zeit sei zu essen, und sie machte sich auf die Suche nach den verborgenen Vorräten des Mönchs. Sie kletterte auf und ab, wühlte in jeder Felsspalte und in jedem Loch, aber sie fand nichts außer den Fässern mit Brot und Wasser. Da weinte sie noch untröstlicher und aß das Brot und trank das Wasser und fühlte sich gesättigt, aber immer noch höchst unglücklich. Immerhin hatte sie beim eifrigen Untersuchen der Insel eine kleine Höhle gefunden, die ihr sehr willkommen war, denn obwohl jetzt noch Sommer herrschte, mußte doch bald der böse Herbst mit Regen und Kälte kommen.

Tagsüber saß sie an Martinians Statt oben auf dem Gipfel und spähte nach dem verheißenen Schiffer aus, der sie aus ihrer Qual erlösen mußte. Außerdem konnte vielleicht zufällig ein Schiff vorüberkommen und sie aufnehmen.

So lebte sie dahin und wartete auf die Erlösung, die der Schiffer ihr bringen mußte. Der Mönch hatte gesagt, daß der in drei Monaten kommen müsse. Ach, wie lang wurde so ein Monat!

Eines Nachts, als sie in ihrer Höhle schlief, landete die Barke, und Valens, der Schiffer, stieg ans Land. Er kletterte auf den Gipfel, wo er Martinian vermutete, doch er fand ihn nicht. Er wußte freilich schon seit Tagen, daß das Schiff untergegangen war, mit dem er Martinian eine Überraschung schicken wollte, und ahnte, daß der Sturm seine Absicht vereitelt hatte; immerhin konnte es möglich sein, daß der Zufall Schiffbrüchige an die Insel getrieben hatte — und so kam er denn vorsichtshalber des Nachts, um die Lage auszukundschaften. Er suchte hin und her, aber es war nichts zu sehen. Durch einen Zufall entdeckte er die Höhle, in der Asella schlief, und trat ein. Im Schein der Sterne sah er die Schlafende.

— Unbegreiflich! murmelte er; da wachte sie auf.

— Heiliger Mann, bist du es, bist du aus dem Wasser zurückgekehrt? Nun mußt du bei mir bleiben, und ich will nicht klagen und sehr gehorsam sein, wenn du mir deine schreckliche Speise aus Wasser und Brot vorsetzest.

Valens begann zu begreifen. Bittere Enttäuschung stieg in ihm auf.

— Du bist also nicht tot? fragte das Mädchen.

— Nein, sagte Valens: Hier, meine Hand; ist das die Hand eines Toten?

— Ja, das ist die Hand eines Menschen, sagte Asella: Aber deine Hand ist heiß und trocken, frommer Mann. Wie bist du aus dem Wasser gekommen? Die Fische trugen dich davon, und ich dachte, du würdest untergehen.

Da erriet Valens das Wunder, das mit Martinian geschehen war. Aber sein verschlagener und böser Geist sann sogleich auf einen neuen Weg, wie er den Mönch verderbe.

— Die Fische trugen mich an ein fremdes Ufer, wo wilde Menschen mich gefangen nahmen; denen muß ich jetzt eine Spanne Zeit dienen, entgegnete er dumpf: Tags muß ich dort sein, aber nachts kann ich immer kommen, dich zu besuchen und dich in deiner Einsamkeit zu trösten.

— Das ist schön! rief Asella.

— Aber du mußt mir versprechen, zu tun, was ich will.

— Alles, alles; nur darf niemand es erfahren.

So schlossen sie diesen Bund, und er legte sich zu ihr. Als sie eingeschlafen war, verließ er sie und fuhr davon. In der nächsten Nacht aber kam er wieder. Er brachte Decken mit, Kleider und Speisen, und sie war ihm dankbar dafür.

So kam er noch manche Nacht, und jede Nacht glaubte sie, es sei der heilige Mann, dem sie in Liebe angehöre. Nach Ablauf zweier Monate erkannte sie, daß sie ein Kind in ihrem Schoße trug. Sie weinte, und als nachts der Gast ihrer Nächte wiederkam, erzählte sie ihm schluchzend ihr Los.

— Weine nicht, entgegnete er: Nach kurzer Zeit bringe ich dich in die Stadt, und du wohnst in meinem Haus.

Da war sie beruhigt; aber in der nächsten Nacht blieb er aus, und auch in den darauffolgenden Nächten kam er nicht wieder. So war ihr Leid groß.

Er hatte sie betrogen, oder er war tot. Sie weinte bitterlich. Das Kind unter ihrem Herzen regte sich. Der Herbst kam.

2.

Wenn in einem großen Hause, wo es Goldgeschirr, Goldschmuck und Silberzeug gibt, junge Leute, männliche und weibliche, die dort weilen, sich beherrschen und aus menschlicher Furcht vor ihren Herren den Anschlägen der Begierden widerstehen, mag auch die Natur infolge der Sünde, die mit ihr zusammenwohnt, nach allem gelüsten, um wieviel mehr muß der Geist da, wo Gottesfurcht herrscht, gegen die Anschläge der Bosheit, die mit ihm zusammen ist, kämpfen und arbeiten? Denn nur das Mögliche hat Gott euch geboten. Die Natur der unvernünftigen Wesen ist gebunden. So ist die Natur der Schlange bitter und giftig. Darum sind alle Schlangen so. Der Wolf pflegt zu rauben. Alle Wölfe haben dieselbe Natur. Das Lamm ist einfältig und wird deshalb ein Opfer des Raubes. Alle Lämmer haben die gleiche Art. Mit dem Menschen aber verhält es sich nicht so. Der eine ist ein räuberischer Wolf, der andere wird wie ein Lamm geraubt. Beide entstammen dem Menschengeschlecht.

Eines Morgens ertönten Stimmen auf der Insel. Freudig stieg Asella herunter, aber sie erblickte nur unbekannte Gesichter, die bei ihrem Anblick zu lachen anfingen.

— Das ist mir ein frommer Einsiedler! sagte ein bärtiger

Mann: Mir hat er weisgemacht, er wolle einsam auf dieser Insel leben, um Gott zu dienen. Das nenne ich mir Gott dienen!

Ein jüngerer Mann verwies ihm den rauhen Ton: Schiffer, du erschreckst das Mädchen mit deinen Späßen. Wer bist du, Mädchen?

— Ich heiße Asella, ich bin aus Caesarea . . .

— Wie kommst du hierher?

Sie erzählte die Geschichte vom scheiternden Schiff und vom zornigen Mönch. Dann stockte sie.

— Und wo ist der Mönch jetzt? fragte der Schiffer.

Sie erzählte weiter, wie wunderbar er verschwunden sei. Dann stockte sie von neuem und weinte.

— Was ist dir, Jungfrau? tröstete sie liebreich der jüngere von den beiden Männern. Sprich ruhig, wenn dir ein Unrecht widerfahren ist. Ich bin ein Beamter des großen römischen Cäsars, der jeden Frevel rächen kann.

Asella sah auf. Er hatte ein freundliches und gütiges Gesicht. Sie weinte sehr und gestand alles. Der heilige Mann sei wieder gekommen und freundlich gewesen und hätte sie dann vergewaltigt, so log sie.

— Dieser Schurke! entrüstete sich der Schiffer: Und mit mir armem Schlucker wollte er gar nicht sprechen, so hochmütig war er in seiner Frömmigkeit.

— Und wo ist der Mönch jetzt? fragte der Beamte des römischen Cäsars.

Das Mädchen klagte: Ach, er hätte ihr versprochen, sie zu ehelichen, und sei dann verschwunden, tot wohl, ertrunken im Meer, und sie sei guter Hoffnung im zweiten Monat.

Der Schiffer lachte. Die ganze Geschichte mit der Gefangenschaft des Mönchs an fremdem Strande sei erlogen, das hätte er dem gutgläubigen Mädchen nur aufgebunden. Man kenne sie ja, diese Mönche! Außen gottesfürchtig und innen die verteufeltsten Sünder.

Der Beamte schien die Ansicht des Schiffers zu teilen; er wandte sich an diesen:

— Dir kam der Mönch schon seit einiger Zeit verdächtig vor?

— Ja, Herr. Ich mußte ihm auf sein Geheiß Zauberinstrumente bringen, und begann zu glauben, daß er sich nur deshalb auf diese Insel begeben hätte, um Geister zu beschwören und mit ihnen in Verbindung zu treten. In Caesarea erzählt man, er hätte

es mit einer Courtisane gehalten, die seinetwegen verdorben und gestorben sei.

Der junge Beamte des römischen Cäsars notierte alles und sagte dann:

— Man wird diesen abscheulichen Vorgang vor Gericht aufklären. Inzwischen wollen wir das unglückliche Opfer des verderbten Mönchs nach Caesarea schaffen. Hast du Verwandte dort, Mädchen?

— Ja, Herr. Mein Bruder lebt dort, er ist ein armer Flötenspieler.

— Dann bringen wir dich dorthin.

So kam Asella wieder nach Caesarea zurück und lebte im Hause ihres Bruders. Das Gericht wußte nicht viel mit der dunklen Sache anzufangen, da inzwischen auch der alte Schiffer verschwunden war. Asella und ihr Bruder wurden von einem reichen Manne großmütig unterstützt; er hieß Valens, und seine Courtisane war ihm, wie man sagte, von jenem Mönch gestohlen worden. Im Volke gingen wunderliche Gerüchte um über verbrecherische Einsiedler und ertrunkene Mönche, die sich vampirartig den Mädchen näherten, um sie ins Unglück zu bringen. Das Verschwinden des alten Schiffers hielt man ebenso für eine Übeltat der verrufenen Mönche: sie stecken alle unter einer Kappe, rief man. Die Sänger sangen Lieder, und die alten Weiber erzählten furchtbare Geschichten von Mönchen, die Werwölfe waren. Ein geistliches Gericht wurde eingesetzt, konnte aber in den verwickelten Fall keine Klarheit bringen.

Inzwischen lebte Asella bei ihrem Bruder, der aus einem lustigen Musikanten ein finsterer Tunichtgut geworden war. Er wußte mehr, als die Leute ahnten; aber auch er glaubte an die Schuld des Mönchs, und da er sich an ihm nicht rächen konnte, so verfolgte er alle frommen Männer mit Wut und Hohn.

Als nun die schwere Stunde heranrückte, befielen Asella große Schmerzen, so daß sie sogar der Sprache eine Zeitlang beraubt wurde; sechs Tage litt sie; am siebenten Tage schwebte sie zwischen Leben und Tod. Da verlangte sie nach einem Priester, und sie erzählte diesem unter Schreien und Weinen ihre Geschichte und bekannte, daß sie gelogen, als sie aussagte, der Heilige auf der Insel habe sie geschändet; alles, was geschehen sei, sei mit ihrem Willen geschehen. Der Priester sprach sie ihrer Sünden frei und verließ betrübt das Haus.

Das Kind, das zur selben Stunde kam, war aber häßlich und hatte einen aufgetriebenen Kopf. Asella weinte, als sie den Knaben

sah, und nannte ihn Martinian. Nachdem sie sich kaum erholt hatte, warf sie ihr Bruder aus dem Hause.

Da wurde sie eine Dirne und lebte in Freuden. So ging es gut und leicht.

3.

Der Leib hat zum Führer das Auge; sieht dieses, so führt es den ganzen Leib den rechten Weg. Laßt mich nun den Fall setzen: Jemand geht durch waldige Gegenden, die voll Dornen und Sümpfen sind. Dort bricht Feuer hervor, Schwerter stecken im Boden, Abgründe und viele Gewässer gibt es da. Er ist hurtig, rührig, unerschütterlich, sein Führer ist das Auge; sehr bedächtig geht er durch jene gefährlichen Gegenden und hält auf allen Seiten mit Händen und Füßen sein Gewand zusammen, damit es in den Sträuchern und Dornen nicht zerrissen oder vom Morast beschmutzt oder vom Schwerte zerschnitten werde. Und das Auge führt den ganzen Leib, es ist sein Licht, damit er nicht in Abgründe stürzt oder in Gewässern ertrinkt oder durch irgendeinen Unfall zu Schaden kommt. Wer so flink und verständig und in aller Nüchternheit hindurchschreitet und sein Gewand zusammenhält, bewahrt, vom Auge auf dem rechten Wege geführt, einerseits sich selbst vor Schaden, anderseits erhält er sein Gewand unverbrannt und unzerrissen. Geht aber einer träg und saumselig, leichtsinnig, schwerfällig und schlaff durch solche Gegenden, flattert sein Gewand da und dort umher, so wird es in den Sträuchern und Dornen zerrissen oder vom Feuer verbrannt, oder es wird von den Schwertern, die im Boden stecken, zerschlitzt oder vom Moraste beschmutzt, kurz, nur zu schnell verdirbt infolge seiner Unachtsamkeit, Schlaffheit und Trägheit das schöne, neue Gewand. Achtet er aber nicht recht und unbedingt aufs Auge, so wird er selbst in einen Abgrund stürzen oder im Wasser ertrinken.

Wir hatten Martinian dort auf den Bergen, auf den unbekannten Bergen verlassen, wohin er auf eine so wunderbare Art gekommen war. Er kroch mühsam aus seinem Versteck und lag lange still. Feierlich standen die Berge vor ihm mit ihren weißen Gipfeln. Dicht unter ihm zog sich ein Paß zur Höhe. Warme linde Luft schmeichelte seinen ruhebedürftigen Sinnen. So schlief er ein.

Ihm träumte, ein Engel mit goldenem Haar und strengem Gesicht sei vom Himmel gekommen und bringe ihm kühlenden Wein, den er verdurstet trank; des Engels Hand wies ihn nach Süden hin;

die Heiden bekehren, so lautete der Befehl; dann sah der Engel ihn gütig an und verschwand.

Martinian wachte auf. Ihn dürstete. Die Sonne ging unter; auf dem Schnee der Gipfel brannte noch ihr letzter Strahl. Martinian erhob sich und schritt den Paß hinan. Nach kurzer Zeit fand er eine Ziege mit vollem Euter; er lockte sie heran und trank. Nicht weit davon stand eine Hütte; ein alter Mann saß davor und betrachtete neugierig den Ankommenden. Wie erstaunt war auch Martinian, denn die Haut dieses Mannes war von einem tiefen Schwarz. Martinian redete ihn an, aber der konnte seine Sprache nicht verstehn. Der Alte stand auf und betastete des Mönchs Gewand und Haare. Eine Frau kam aus dem Hause, einen Schurz um die Lenden. Sie schrie auf, als sie Martinian und seine helle Haut erblickte. Er machte das Zeichen des Kreuzes, aber sie verstanden es nicht. Gastfrei brachten sie ihm zu essen, und er weilte lange im Frieden dieses Hauses.

Allmählich erlernte er auch die fremde und einfache Sprache. Und so erfuhr er aus ihren Gesprächen, daß sie Heiden seien.

Sie gehörten zum Stamme der Blemmyer, der im Süden der Berge seine Wohnsitze hatte, und es reifte in ihm der Entschluß, dorthin zu gehen und getreu der Weisung des Engels die Heiden zu bekehren. Er dachte sich, daß der Teufel, dessen Kinder doch die Heiden waren, nicht zugeben könnte, daß man sie bekehre, und in Person erscheinen würde, um das fromme Werk zu stören. So müßte er durch eine gute Tat den Teufel herbeizwingen und wäre auf diese Weise des rastlosen Suchens enthoben.

Also entschloß er sich, weiterzuziehn. An seinen Stab, den er noch immer mit sich führte und den er unten im Meer als Speer benutzt hatte, band er mit festen und dünnen Zweigen einen andern Stab in Kreuzform. Da sein Hemd in Fetzen war, machte er sich aus einigen weißen Ziegenfellen, die ihm sein freundlicher Gastwirt herbeischaffte, ein dauerhaftes Gewand, das ihm mantelartig bis an die Füße reichte. Auf diese Weise ausgerüstet, setzte er seine unterbrochene Fahrt fort.

Er war in der kurzen friedlichen Zeit wieder ganz zu Kräften gekommen und schritt munter den Berg hinan. Er fühlte sich stark, obwohl er unterwegs eine sonderbare Bemerkung machte. Als er des Weges sich nämlich einmal zu einer Quelle bückte, um zu trinken, sah er sein Spiegelbild und nahm mit einigem Erstaunen wahr, daß er ganz weiß geworden; sein Kopfhaar schimmerte wie das eines Greises.

Von der Paßhöhe abwärts steigend, gewahrte er ein reiches freundliches Wald- und Wiesenland, das sich weithin dehnte; es dauerte aber noch mehrere Tage, bis er ganz hinunter gelangte. Bald kam ein Dorf in Sicht. Die kleinen Häuser waren aus Weideruten und Lehm, nicht wenig Rohrhütten standen darunter. In Haufen stürzten die schwarzen Bewohner ihm entgegen und gafften. Er hob das Kreuz und segnete sie; sie staunten nur.

Dann sprach er sie an. Wie kam es, daß dieser weiße Mann mit weißem Haar und im weißen Gewand ihre Sprache sprach? Sie hielten ihn für einen großen Zauberer und nannten ihn Weiß-Weiß. Ehrfurchtsvoll begleiteten sie ihn ins Dorf und sandten Eilboten zu ihrem König. Sie kamen zurück mit Geschenken aus Tierfellen und Elefantenzähnen; sie brachten die Aufforderung ihres Königs, der große Zauberer Weiß-Weiß möge geruhen, das Dach des Beherrschers der Blemmyer zu teilen.

Die Hauptstadt unterschied sich nicht vom ersten Dorf, sie war nur größer. Der König war ungewöhnlich fett und hatte kleine listige Augen. Martinian gefiel ihm sichtlich, obwohl er es als unfreundlich empfand, daß Weiß-Weiß die königlichen Geschenke nicht erwiderte. Dennoch verstanden sie sich bald gut.

Das Land war mit natürlichem Reichtum gesegnet. Fruchtbare Felder dehnten sich bis zum Horizont, der hinter einem Vorhang von wunderbaren Waldungen versteckt war. Bäume von unerhörtem Wuchs verschlangen sich in Girlanden von Lianen. Mimosen wuchsen, Feigenbäume, Palmen jeder Art; in ihrem grünen Schatten blühten Orchideen und schaukelten sich hohe Farren. Bananen, Datteln und Kokosnüsse gab es im Überfluß. Bunte Papageien schnatterten im Dickicht und glitzernde Paradiesvögel. Elefanten stampften gravitätisch, und in der Nacht brüllten die Löwen; zierliche Antilopen glitten durch die Büsche. Auf den Feldern stand die reife Ernte, und auf den Wiesen weidete prächtiges Vieh.

Martinian lebte bei den Heiden zehn Jahre und unterwies sie in der Christenlehre. Am meisten gefiel ihnen, was er von der Hölle erzählte, die ihnen kein unebener Ort zu sein schien, und an den Teufel glaubten sie mit Begeisterung, wie denn überhaupt der Mönch wahrzunehmen vermochte, daß sie im stillen einer breitentwickelten Dämonenlehre huldigten. Das bestärkte ihn noch mehr in seiner Ansicht, der Tag müsse nah sein, wo der Widersacher persönlich erscheinen würde, um sich mit ihm im Kampfe zu messen.

Sein Ansehen unter den Schwarzen wuchs, als er einige Kranke durch die Macht seines Gebetes heilte.

— Weiß-Weiß ist ein gewaltiger Zauberer, raunten sie sich ehrfürchtig zu.

Er erhielt die beste Hütte zugewiesen, und zu allen wichtigen Entscheidungen zog man ihn hinzu.

4.

Das Eisen sägt, spaltet, pflanzt. Aber nur, weil es gehandhabt wird, leistet es etwas. Ein anderer jedoch ist es, der es bewegt und führt und, wenn es abgenützt ist, ins Feuer legt und erneuert. So schafft auch der Mensch, obwohl gedrängt und angestrengt, das Gute. Allein der Herr wirkt verborgen in ihm. Ist es ermüdet und erschöpft, so tröstet und erneuert er das Herz, wie auch der Prophet sagt: Wird wohl die Axt sich rühmen ohne den, der mit ihr haut? Oder wird sich die Säge brüsten ohne den, der sie zieht? So ist es auch beim Bösen. Wenn der Mensch gehorcht und willfährig ist, dann drängt ihn auch der Satan und schärft ihn, wie der Räuber das Schwert. Wir haben das Herz mit dem Eisen verglichen wegen seiner Unempfindlichkeit gegen die Eindrücke und seiner großen Härte. Wir sollten jedoch nicht gleich einem gefühllosen Eisen den nicht kennen, der uns beherrscht. Denn wir würden dann nicht so schnell vom bebauenden Worte zum Gedanken des Bösen abfallen.

Eines Morgens ertönte im Dorf dumpfer Trommelschlag. Martinian ergriff sein Kreuz und eilte triumphierend aus der Hütte. Endlich war er gekommen, der Feind, nun kam der Krieg.

Er schloß sich den Eingeborenen an, die in dichten Schwärmen zum Hause des Königs zogen. Dort stand ein unbekannter Neger, ein großer und starker Mann mit breiter, hoher Stirn und dicker aufgeworfener Nase. Sein volles krauses Haar hatte eine sonderbare brandrötliche Färbung. Er war ganz nackt, und sein Leib glänzte fettig. Sein Haar war künstlich in die Höhe gebunden, und ein Pfeil stak darin. Um den Hals trug er rote Ketten, und auf der Brust war er gräulich bemalt. Er hatte einen Schild in der Hand, Bogen und Pfeile. Er stützte sich auf einen Speer und fletschte mit den weißen Zähnen.

— Wer ist das? fragte der Mönch.

— Ein Abgesandter des Fürsten unserer Feinde.

Der König trat aus seinem Hause und hörte geduldig zu, wie ihn der Bote des Feindes beschimpfte:

— Sohn einer Hündin! Eure Stiere haben unsere Felder verwüstet, dafür sollt ihr uns zehn Jahre lang Tribut zahlen.

Als der König diesen durchsichtigen und ungebührlichen Vorschlag ablehnte, warf der Fremde ihm ohne weiteres einen zerbrochenen Pfeil vor die Füße und entfernte sich düster.

Bestürzt blieben die Blemmyer zurück. Sie hatten Forderungen erwartet und Verhandlungen über diese, und waren geneigt gewesen, in einigen Punkten dem Verlangen des Feindes nachzugeben; statt dessen war ihnen nun, bevor es überhaupt zu Auseinandersetzungen kam, kurzerhand der Krieg erklärt worden, den sie gar nicht wollten, denn sie waren eine friedfertige Nation. Die gefürchteten Gegner aber waren offenbar auf den Krieg erpicht.

Vor dem Dorf rasselten die Trommeln der abziehenden feindlichen Boten. Der fette König erbleichte, so daß sein schwarzes Antlitz grau erschien. Er sah Martinian und winkte ihm; sie gingen ins Innere des Hauses.

— Weiß-Weiß, mein Kopf ist traurig und verwirrt. Wir haben den Krieg. Der Feind ist mächtiger als wir. Ich weiß keinen Rat. Du bist ein großer Zauberer, Weiß-Weiß; wenn du den Feind vernichten wirst, so will ich deinen Wunsch erfüllen und mit meinem ganzen Volk ins Wasser gehn.

Martinian atmete schwer. Er war gekommen, den Frieden zu bringen, und nun sollte er helfen, Menschen zu töten. Allein es winkte großer Lohn: sie wollten sich taufen lassen. Außerdem regte sich im Vorgefühl kriegerischer Taten sein Blut, das Blut des guten kleinen Soldaten.

— Wer sind die Feinde?

— Schlimme schwarze Männer; sie leben am großen Fluß. Sie beten ein gewaltiges Tier an, das im Wasser lebt, einen Panzer trägt, flink und gefräßig ist. Sie bringen ihm bei jedem Mondwechsel Menschen dar, meistens junge Mädchen. Es sind sehr böse Tiere. Ebenso böse ist der Feind. Sie tragen dort Panzer aus der Haut der gestorbenen Tiere und reiten auf schnellen Pferden. Sie sind viel zahlreicher als wir, o! viel zahlreicher. Sie werden uns besiegen und den bösen Tieren im Fluß vorwerfen.

Martinian versuchte ihn zu beruhigen und erkundigte sich nach der Kampfart des Feindes.

— Sie reiten in einem dichten Haufen mit eingelegten Speeren; sie und ihre Rosse sind gepanzert, so daß kein Pfeil ihnen etwas anhaben kann. Man kann ihrem Anprall nicht widerstehen.

— Und wer ist ihr König?

— O, Weiß-Weiß, das ist ein schrecklicher Held. Er ist noch

größer und stärker als der Bote. Furchtbar schlägt er die Trommel. Er ist in Feuer gekleidet und hat ein Horn. Er ist sehr grausam.

Der König dämpfte seine Stimme furchtsam: Höre, Weiß-Weiß, er frißt Menschen; er trinkt ihr Blut und ißt ihr Fleisch. Auf dem Zaun, der um sein Haus geht, stecken Menschenköpfe. Er nennt sich den Sohn der großen bösen Tiere im Fluß. Man kann ihm nicht widerstehn.

Martinian horchte auf. Ja, das mußte er sein, der Feind. Sein Entschluß war schnell gefaßt:

— König, du versprichst mir, dich und dein Volk taufen zu lassen, wenn ich den Feind besiege?

— Ja, Weiß-Weiß, das verspreche ich.

— Gut, so will ich dir helfen.

Schon am selben Tage begann Martinian seine Vorbereitungen. Gewiß, Gott würde helfen, das war sicher, aber man durfte deswegen das Menschliche nicht verabsäumen.

Eilboten wurden abgesandt, die den ganzen männlichen Blemmyerstamm herbeizuzitieren hatten. Der Vorrat an Speeren und Bogen wurde geprüft und ergänzt. Aus einer sehr zähen und festen Pflanzenfaser wurden Brustharnische angefertigt. Die Hauptstadt hatte vollauf zu tun.

In den nächsten Tagen strömten die Scharen der Einberufenen herbei, und Martinian formte aus ihnen vier Heere. Das erste sollte aus Bogenschützen bestehen, das zweite war beritten und mit besonders langen Lanzen bewaffnet und mußte hinter den Schützen her traben, um auf ein gegebenes Signal durch die Reihen zu brechen und den Feind zu überraschen. Das dritte Heer sollte die Flanke bilden und nur im Notfalle eingreifen; diese Truppe befehligte der König selber.

Die vierte Armee jedoch war Martinians eigenste Erfindung und sollte die entscheidende Wirkung ausüben: sie bestand aus einer Schar von zwei bis drei Dutzend Elefanten. Über ihre Tätigkeit ließ der Befehlshaber noch nichts verlauten.

Seine Soldaten, es waren gegen tausend, wußten von militärischer Zucht noch so gut wie gar nichts. Da die Zeit drängte, konnte er ihnen auch nicht viel beibringen, sie lernten nur das Allernotwendigste, gehorchen und vorwärtsstürmen und ein wenig marschieren. Sie hatten vor ihm einen unbegrenzten Respekt, und seine Anwesenheit flößte ihnen Mut ein, obwohl keiner an einen Sieg glauben wollte.

Der alte König ging sorgenvoll umher und war gar nicht bei der Sache: Die Feinde haben mindestens zweimal mehr Männer als wir. O, Weiß-Weiß, sie werden uns gewiß den bösen Tieren vorwerfen.

Martinian lächelte und sagte nichts. Er war jetzt stundenlang bei den Elefanten und ihren geschickten Treibern. Sie übten in der Stille ihre Sache ein.

Eines Tages wurde gemeldet, daß der Feind den großen Wald am Horizont zu durchschreiten sich anschicke. Martinian sammelte seine Heere vor dem Dorf, gruppierte sie und marschierte vorwärts, um das von ihm gewählte Schlachtfeld zu erreichen. Er sandte einige kleine Scharen in den Wald, um die Feinde dorthin zu ziehen. Zwischen dem Wald und dem Dorf floß ein breiter Bach. Dort stellte er seine Schützen auf. Hinter denen, von Büschen versteckt, lagerten die Reiter. Mehr zum Dorfe zu, auf einem Hügel, wartete die Truppe, die der König führte. Die Elefanten standen abseits in einem kleinen Wäldchen. Martinian selber hatte keine Waffen, nur sein Kreuz, und war bei den Schützen hinter dem Bach.

Am Abend des zweiten Tages brach der Feind aus dem Wald und schlug seine Lager am Rande der Bäume auf. Da der Bach an dem Ort vorbeiströmte, sandte Martinian einen Späher aus, der sich, sein Messer mit den Zähnen festhaltend, ins Wasser warf und, von der Dunkelheit begünstigt, unbemerkt die Feinde beschleichen konnte.

Mitten in der Nacht kam er zurück.

— Was hast du gehört?

— O, Weiß-Weiß, sie wollen uns morgen in der Frühe angreifen und gleich überreiten. Es sind zweitausend gepanzerte Pferde und Reiter bei ihnen und noch viele hundert Schützen; es ist eine große Macht. Sie spotten über uns. Ihr König ist mit dabei. Er ist in Feuer gekleidet, und sein Antlitz ist furchtbar.

Martinian schwieg unerschrocken. Sein Gesicht den Feinden zugewandt, dachte er nur dies:

— Kamst du endlich, mein Feind.

5.

Befindet sich außerhalb eines ehernen Gefäßes Feuer, und legst du Holz nach, siehe, so wird es glühend, und was innen im Gefäße ist, kocht und siedet, während das Feuer außen brennt. Ist man aber nachlässig und legt kein Holz nach, so wird die Glut nach und nach schwächer und erlischt beinahe. So ist auch die Gnade, das himm-

lische Feuer, in deinem Innern. Betest du nun und richtest du deine Gedanken auf die Liebe Christi, siehe, da legst du Holz hinzu, es werden deine Gedanken Feuer und ins Gottverlangen getaucht. Wird aber jemand nachlässig, gibt er sich nur ein wenig weltlichen Dingen und Zerstreuungen hin, so kommt von neuem die Bosheit, dringt in die Seele ein und fängt an, den ganzen Menschen zu bedrängen. Da erinnert sich die Seele wieder der früheren Ruhe, sie gerät allmählich in Bedrängnis und leidet unaufhörlich Qual.

Der Morgen graute. Martinian hatte die Nacht im Gebete verbracht, einsam auf einem Hügel unweit der Walstatt stehend; dann war er zu den Elefanten gegangen und hatte noch einiges mit den Treibern besprochen. Als der Morgen graute, kehrte er zu seinen Schützen zurück. In der rechten Hand hielt er das Kreuz, in der linken ein Horn aus Bambusrohr, das dumpf dröhnte, wenn man hineinblies; durch Hornstöße wollte er seine Befehle geben.

Im Lager des Feindes wurde es lebendig. Laute Stimmen erschollen, und Gelächter ertönte. Rosse wieherten, und ab und zu flitzte schon ein Pfeil herüber.

Dann rasselten drüben dumpf die Trommeln, und die Schlacht begann. Martinian bekreuzigte sich, und seine Mannschaft, die ihn gespannt beobachtete, machte es ihm nach. Dann richtete er sich in voller Länge auf und erhob das Kreuz.

Der Feind schwärmte in lichten Schützenlinien heran und verbarg sich im Gras. Unzählige Pfeile schwirrten singend durch die Luft.

Da die Blemmyer nicht zurückschossen, wurden die Gegner immer dreister und krochen immer näher an den Bach heran. Man hörte sie schon deutlich über ihre hasenherzigen Feinde spotten, lachen und schimpfen. Martinian vernahm es gelassen. Einem Eilboten des Königs, der ihm unverzüglich anzugreifen befahl, gab er ziemlich respektlos zur Antwort:

— Melde dem alten Narren, daß das meine Sache ist. Ich verstehe das besser.

Er war wie umgewandelt. Das war kein Mönch mehr, der dort blaß und still in seinem weißen Mantel stand, das war ein guter Soldat mit eisernem Willen.

Dem Feinde wurde das Geplänkel offenbar langweilig. Auf ein Signal erhoben sich die Schützen und stürmten vor.

Martinian stieß einmal ins Horn. Eine Wolke von Pfeilen überschüttete den heraneilenden Feind. Aber er machte nicht kehrt, sondern stürmte mutig heran.

Ein zweiter Hornstoß Martinians hob seine Schützen aus ihrem Versteck, sie sprangen über den Bach und dem Feind entgegen. Die Linien stießen zusammen, ein Scharmützel begann, Keuchen, Stöhnen und Schreien erscholl. Martinian war zurückgeblieben und übersah mit einem dünnen Lächeln das Schlachtfeld. Er sah, daß fern am Waldrand die feindlichen Reiter sich auf ihre Pferde schwangen. Er bemerkte auch hochmütig lächelnd, daß seine nichts weniger als tapferen Blemmyer schon ins Schwanken kamen, denn der Ansturm des tapferen Gegners war gewaltig.

Da stieß er zum dritten Male ins Horn. Seine Truppen, die schon längst auf dies Signal warteten, wichen, zogen sich zurück und setzten wieder über den Bach, wenn auch nicht in der guten Ordnung, die ihnen der weiße Führer befohlen hatte.

Jubel wurde laut in den feindlichen Scharen. Sie eilten und drängten nach, der Rückzug wurde zur Flucht. Schon hatten sie den Bach erreicht und überschritten. Da erdröhnte abermals dumpfes Trommeln und die Schützen warfen sich mit eins nieder. Vom fernen Waldrand her setzten sich die feindlichen Reitergeschwader in Bewegung und stürmten heran in dichtem Schwarm.

— Wir sind verloren! brüllte der fette König und floh an der Spitze seiner Reserven ins Dorf zurück.

Gleichzeitig setzte Martinian, der sich inzwischen sorglos auf seinen Hügel begeben hatte, sein Horn an den Mund und blies dreimal hinein und drei scharfe Töne flogen über das Feld.

Da wachte seitwärts ein Donnern auf; gellende Schreie überstürzten sich. Eine graue Masse brauste auf die Flanke der feindlichen Reiterei zu und überraste sie. Toll geworden ergriffen die wenigen verschont gebliebenen Pferde die Flucht; die meisten waren zerstampft und verletzt worden; zwischen ihnen wälzten sich stöhnend die Reiter.

Es waren die Elefanten gewesen, die Martinian mit festen Stricken in Manneshöhe miteinander verkettet hatte und die nun wie eine lebendige Mauer den Feind zertrümmerten, über ihn stürzend; sie waren zur höchsten Wut von ihren Treibern gereizt worden und gingen vernichtend los. Da gab es kein Entkommen! Außerdem scheuten die Pferde vor den zornigen grauen Riesen und dem wütenden Trompetenton, der aus ihren Rüsseln drang, und so verband sich eins mit dem anderen zum Verderben der Angreifer. Ihr Stolz, ihre Reiterei, war, wo nicht vernichtet, so zersprengt und in unaufhaltsamer Flucht.

Ein neuer Hornstoß des Heerführers trieb seine eigenen berittenen Scharen vor. Sie fegten frohlockend über die blutige Walstatt und nahmen die Verfolgung auf. Die Schützen folgten, um den letzten vergeblichen Widerstand des zerschmetterten Gegners zu brechen.

Als die Sonne aufging, war der Kampf entschieden. Martinian sandte Boten um Boten aus, um zu erfahren, ob man den König gefangen genommen hätte.

Endlich meldete einer, daß man ihn brächte. Martinian lächelte hart und sandte abermals Boten aus, um die Scharen seiner Krieger zu sammeln. Er sandte auch einen Boten zu dem fetten König der Blemmyer und ließ ihm sagen:

— Der König kann schlafen, die Schlacht ist gewonnen.

Als seine Kriegerschar wieder versammelt vor ihm stand, verstärkt durch die ansehnliche Zahl der Gefangenen, befahl Martinian zuerst, den fremden König zu fesseln; darauf sprach er seine Truppen an und dankte ihnen für ihren Mut, noch mehr aber, sagte er, hätten sie seinem Gott zu danken, der ihn, Martinian, erleuchtet habe, die Feinde so glorreich zu besiegen. Sein Gott würde nun auch ihr Gott werden.

Sie stimmten begeistert zu und zogen dann fröhlich davon, ihre starken Getränke zu trinken, die sie aus Reis und Zuckerrohren brauten. Im Dorf ging es laut zu.

Martinian blieb allein mit dem gefesselten Feinde zurück. Er dachte lange nach:

— Wie Alexander habe ich den Gegner durch Weisheit besiegt, obwohl er in der Übermacht war. Gott erleuchtete mich, den alten Feind zu besiegen und hat mich dadurch zu seinem Heiligen erhoben. Künftige Geschlechter werden meinen Namen loben und sprechen: Heiliger Martinian, du hast uns erlöst vom Bösen. Lob dir und Dank! O mein Herr! Du hast mich in meiner Niedrigkeit gewürdigt und deinen Heiligen und Engeln gleichgestellt. Dein sei die Ehre.

Er kniete und betete lange. Dann erhob er sich und schritt auf den gefesselten Feind zu. Der sah scheußlich aus. Vor seinem Gesicht trug er eine grauenhaft bemalte Larve, auf seinem Kopf hatte er eine Art Helm, der in einen Elefantenzahn ausging; um den Leib war ihm ein weiß Gott wo erbeuteter kupferner Panzer geschnallt, der, flammenrot, den Negern den Eindruck gemacht hatte, es wäre ein Gewand aus Feuer; er hatte sonderbar breite und ungeschlachte Stiefel an.

— Nackt sollst du erwürgt werden! frohlockte Martinian und entkleidete ihn.

Aber was kam da zum Vorschein? Ein altes, uraltes, spindeldürres, verhutzeltes böses Männchen. Ein winziges böses Männchen mit einem greisenhaften Kindergesicht. Das war alles.

Martinian schäumte vor Wut und schrie den Zitternden und Frierenden an: Verstellst du dich wieder, um mich zu betrügen, böser Feind! Erst warst du ein Trommler, dann eine Schlange, du warst im Flötenspiel und in Weiberunzucht, dort unten im Meer warst du der Polyp — nimm deine wahre Gestalt endlich an.

— Erbarme dich! kreischte das schlotternde Nichts: Ich habe viel Gold zu Hause, das ist meine ganze Freude, du sollst es haben. Mein ganzes Leben lang war ich darauf aus, mein liebes Gold aufzuspeichern, aber du hast mich besiegt und sollst es haben. Nur töte mich nicht.

So greinte und jammerte er. Martinian schauderte. Mit Entsetzen erkannte er, was er getan.

— Blut habe ich vergossen! Blut, um den alten Feind zu töten und die Menschheit von ihm zu befreien, und es war nur ein Wahn. O Martinian, wo ist nun dein Hochmut? Wolltest du nicht ein Heiliger Gottes genannt werden und bist nun ein Nichts? O Herr, schwer lastet deine Hand, wenn du zürnst! Verschone mich, o Herr! verzeih mir!

Er warf sich auf die Erde und weinte.

Das kleine dürre Männchen begriff nichts, aber es sah die Gelegenheit für günstig an, zu entfliehen. Vorsichtig erhob es sich, und heimlich kichernd stolperte es davon. Aber die Last der schweren Rüstung, der Stiefel und des Helmes hatten das Körperchen zu sehr geschwächt, und seufzend versteckte sich das Männchen im Gras. Dort wurde es vom König der Blemmyer entdeckt und erwürgt. Dann wandte sich der König zu Martinian, der noch immer betete. Er sprach sehr würdig:

— Steh auf, o tapferer Weiß-Weiß, zaubere nicht länger, sondern höre! Mein Versprechen war das eines großen Königs und soll gehalten werden. Morgen werden ich und mein ganzes Volk in den Bach dort gehn. Aber du mußt fort von hier, denn du hast deinen mächtigen König beleidigt. Ein anderer Weiß-Weiß soll an deiner Stelle zu uns kommen.

Martinian erhob sich tränenüberströmt; sein Blick fiel auf das tote kleine Männchen: Wer hat das getan?

— Den habe ich erwürgt, lachte befriedigt der König.

— Das war der Fürst der Feinde.

Mit einer Feder, die sie an seinen Mund hielten, stellten sie fest, daß er tot war. Martinian entwich in den Wald.

6.

Gott und seine Engel wollen den Menschen zu ihrem Hausgenossen im Reiche haben. Ebenso wollen der Teufel und seine Engel diesen zu ihrem Spießgesellen haben. Es steht also die Seele zwischen zwei Wesen in der Mitte, und auf wessen Seite sich der Wille der Seele neigt, dessen Kind wird sie. Schickt ein Vater seinen Sohn in ein fremdes Land, wo ihm unterwegs wilde Tiere entgegentreten, so gibt er ihm Zaubermittel und Gegengifte mit, damit er den wilden Tieren oder Drachen, die etwa auf ihn losgehen, das Zaubermittel gebe und sie töte. So sollt auch ihr euch bemühen, ein himmlisches Zaubermittel, das Heil- und Gegenmittel für die Seele zu bekommen, um damit die Gifttiere der unreinen Geister zu töten. Denn es ist kein leichtes Ding, sich ein reines Herz zu verschaffen. Nur in vielen Kämpfen und Mühen erlangt der Mensch ein reines Gewissen und ein reines Herz und wird das Böse vollständig mit der Wurzel ausgerissen.

Martinian schrie zu Gott, als er so verlassen durch die Wälder streifte: In der Wüste, Herr, bin ich gewesen und in den Städten; in die Tiefen bin ich gedrungen und auf die Höhen gestiegen; Tiere und Menschenherzen habe ich erforscht; weit war meine Wanderung, aber nirgends bin ich dem Teufel begegnet. Und doch ist er überall und immer um mich und lauert auf meine Spur. Barmherzigkeit, Herr! wo soll ich ihm begegnen? Dein Wille gebietet mir, ihn zu erwürgen, aber ich finde ihn nicht, Herr, ich finde ihn nicht und falle in große Sünden, da ich ihn suche. Verlaß mich nicht, o Herr, denn ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Sende ein Zeichen, ach! sprich ein Wort.

So schrie er zu Gott, aber kein Zeichen kam, kein Wort ertönte; die stillen Wälder rauschten dunkel in der Nacht.

Martinian schlief ein und sah im Traume die Heimat; er sah das liebliche Caesarea und seine Pflegeeltern. Er war wieder der kleine Junge, der sich das Bein gebrochen hatte und lag still bei den ehrwürdigen Vätern mit den langen weißen Bärten.

O ihr weißen Heerscharen seliger Krieger! wie glücklich ist der, in dessen Jugend eure goldenen Lehren fruchtbar drangen,

der euch schwärmend folgt auf himmlischer Bahn. Gepriesen, wer eure süßen Worte in seinem Herzen bewegt, um sie nie mehr in den Gefahren der Zeit zu verlieren. Wie brennen ohne euren sanften Trost die bitteren Wunden des Lebens. Wie schmerzlich gleitet der Fuß, dem ihr nicht die Bahn zeigt. O weiße Heerscharen seliger Krieger, neiget euch liebreich verschmachtendem Mund.

Als Martinian erwachte, wußte er seinen Weg. Er ging ins Dorf zurück. Dort betrauerte man ihn bereits, denn man dachte, er wäre im Zorn fortgegangen. Der fette König hatte seinen Untertanen majestätisch mitgeteilt, daß er auf Weiß-Weiß böse sei und ihn weggeschickt habe. Die Schwarzen, die sich mehr vom weißen Mann versprachen als von ihrem Herrscher, wollten ihn dafür umbringen, aber er verschanzte sich in seinem Hause und seine Leibwache verteidigte ihn. Als Martinian zurückkam, fand er das Dorf in hellem Aufruhr. Die Blemmyer wollten ihren alten König absetzen und Weiß-Weiß an seine Stelle treten lassen.

Es dauerte einige Zeit, bis der Mönch ihnen diesen Einfall ausreden konnte. Dann vermittelte er geschickt zwischen dem Volk und dem Könige, und nach einigen Tagen war der Friede wieder hergestellt und ging alles im alten Gleise.

Nach wiederum einigen Tagen taufte Martinian den ganzen Stamm der Blemmyer. Dies geschah in dem Bache, an dem damals die Schlacht entbrannt war. Der König bestürmte Martinian dazubleiben.

Aber Martinian lehnte ab und rüstete zum Aufbruch. Er wählte zwölf Jünglinge aus, die ihn begleiten sollten und die dann wieder mit einem anderen Priester zurückkehren mußten. Auf drei Elefanten wurden viele Dinge verpackt, die er in die Heimat mitbringen und dem Bischof schenken wollte: kostbares Elfenbein, schöne Felle, Korn und Gewürze und wohlriechendes Holz. Drei andere Elefanten trugen Lebensmittel, Wasser und Decken für die Reisenden, denn lang und gefahrvoll war der Weg.

Bis an den Rand der großen Wälder gab ihm der ganze Stamm das Geleit; als er sie das letzte Mal mit dem Zeichen des Kreuzes segnete, weinten alle. Nach Jahrhunderten noch erzählte man sich in den Gegenden die Legende vom großen Zauberer und Heerführer Weiß-Weiß. Noch die Enkelkinder bestaunten das Kreuz, das er zurückgelassen hatte.

Nun wollt ihr wissen, durch welche Länder er reiste und was er sah, und ich erfülle euer Verlangen.

Nachdem sie den großen Wald durchschritten hatten, kamen sie in ein ziemlich rauhes Gebirge. Mühsam erstiegen sie es und erblickten vom Gipfel ein weites unbekanntes Land, eine fast unbegrenzte Ebene, mit Feldern und Wäldern und kleinen verstreuten Dörfern. Auch hier wohnten schwarze Menschen, aber sie trugen weiße Kleider und trieben Handel. Sie hatten niemals von Caesarea gehört. Sie waren listig und verschlagen und stellten eine Zeitlang der Karawane nach.

Hinter diesem Lande lag die Wüste und danach gelangten sie in das Land der Amazonen. Von diesen fabelhaften Wesen ist schon viel erzählt worden und braucht nicht wiederholt zu werden. Sie ließen die Wanderer ungeschoren, denn sie machten sich nichts aus den Männern. Martinian versuchte sie zu bekehren, aber sie lachten ihn aus.

Von da kamen sie in das Reich der Menschen mit den Hundeköpfen; doch ihnen grauste davor und sie zogen eilig weiter. Sie waren immer gen Morgen gegangen und kamen schließlich ans Meer. Ein rosiger Nebel lag über der Flut. Von hier ab wandten sie sich nordwärts.

Nach vielen Wochen und Monaten erreichten sie das Land des Priesters Johannes, das Gebiet der steilen und unzugänglichen Felsen, und hier endlich wurde ihnen der Weg nach Palästina beschrieben. Unweit dieses Weges lag auch das Grabmal der Erzzauberer Gog und Magog, und Martinian beschloß, den Ort zu besuchen.

Nach neun Tagen gelangte er dorthin. Die Grabkammer bestand aus einem hohen Steinbau mitten in einem Dickicht; der Ort war feucht und von Skorpionen bevölkert. Als Martinian sich allein näherte, denn seine unerfahrenen Begleiter hatte er wohlweislich zurückgelassen, stob ihm eine große Zahl von häßlichen dicken Fledermäusen entgegen; sie schlugen ihm unter wildem Geschrei mit den Flügeln ins Antlitz. Martinian verscheuchte sie und trat durch das Tor. Eine giftige Natter sprang ihm entgegen. Er packte sie ruhig mit beiden Händen am Kiefer und riß sie mitten entzwei, indem er sagte:

— Wie kannst du so dreist sein, auf mich loszufahren? Siehst du nicht, kleines Gewürm, daß ich trotz meiner Sünden Gottes Erwählter bin?

Als er in den Hof kam, rief er laut:

— Der Rächer kommt! Hütet euch, ihr Teufel! aber nur das Echo antwortete ihm dumpf schallend.

Das Gewölbe des Grabmals war leer. An den Wänden hingen goldene Leuchter, die nahm er, um sie gleichfalls dem Bischof zu bringen. Dann sprach er ein Gebet für die armen brennenden Seelen der bösen Erzzauberer. Er, Gottes Erwählter, bat den Herrn, ihnen schon jetzt zu vergeben, nicht erst dann, wenn er den Teufel erwürgt hätte.

Darauf sagte er: Ihr vormals die besten Söhne des Teufels! der Herr wird euch auf meine Bitte hin erlösen! Aber eure Spur und Stätte werde zerstört und der Vernichtung anheimgegeben.

Und er zerschlug und zertrümmerte, was ihm nicht widerstand. Nur die nackten Wände und Mauern blieben stehn. Als er die Stätte verwüstet hatte, sprach er, tief Atem holend:

— Wiederum ein wenig dem Feinde Abbruch getan!

Zufrieden kehrte er darnach zu seinen Begleitern zurück. Wenige Wochen später erreichten sie das Land Ägypten. Von dort zogen sie nach Palästina. Wunderbare Gerüchte flogen vor ihnen her.

Fünftes Kapitel.

1.

Das Reich der Finsternis, der böse Fürst hat den Menschen von Anfang an zu seinem Gefangenen gemacht und so die Seele wie den Menschen mit der Macht der Finsternis umgeben und umkleidet. Und sie sollen ihn zum König machen, sollen ihm königliche Gewänder anziehen, vom Kopf bis zu den Zehen soll er sich königlich tragen. Also hat der böse Fürst die Seele und ihr ganzes Wesen mit der Sünde umhüllt, ganz befleckt und ganz zur Gefangenen seines Reiches gemacht, auch nicht ein einziges Glied an ihr, nicht die Gedanken, nicht den Verstand, nicht den Leib verschont gelassen, sondern ihr den Purpur der Finsternis angezogen. Denn wie am Leibe nicht ein Teil oder ein Glied leidet, sondern wie er ganz und vollständig dem Leiden ausgesetzt ist, so leidet auch die ganze Seele an den Begierlichkeiten der Bosheit und Sünde. Also die ganze Seele, das unentbehrliche Glied und Stück des Menschen hat der Böse mit seiner Bosheit, das ist mit der Sünde umkleidet; und so mußte der Leib leiden und sterben.

Gerüchte flogen vor Martinian her und kamen auch nach Caesarea. Gerüchte sind schnell und sagen nie das Wahre. Das Unglück verschlimmern sie und den Triumph übertreiben sie. Töricht, wer sich auf Gerüchte verläßt!

Gerüchte flogen durch Caesarea. Es käme ein Mönch nach

Palästina zurück, der ganz Afrika bekehrt habe. Er wäre bis nach Ophir gedrungen und hätte die fabelhaften Goldländer entdeckt. Er käme an der Spitze einer Karawane, die aus zweihundert reichgekleideten und gutbewaffneten schwarzen Jünglingen bestände und hundert großen Elefanten, ganz bepackt mit Kleinodien aus Gold und Edelstein. Der Mönch hätte wunderbare Taten in Afrika verrichtet, hieß es, er hätte die vereinigten Heere der Heidenführer einzig durch die Kraft des Kreuzes besiegt; sie hätten sich alle taufen lassen. Er stamme aus Caesarea, trompetete das Gerücht, und solle zum Bischof geweiht werden und seinen Sitz in der Heimat aufschlagen. Nur seinen Namen wußte es nicht und nannte ihn jeden Tag anders. Alle Mütter verschollener Mönche lagen Tag und Nacht auf den Knien und hofften, es wäre der ihre. Alle Abenteurer gingen in die Kirchen und planten, sich auf diese Weise dem nächsten Zuge nach Ophir anschließen zu können. Die Frömmigkeit in Caesarea nahm überraschend zu. Die Sänger, die schlechte Lieder über die Mönche sangen, wurden mit Kot und Steinen beworfen. Die Matrosen in den Tavernen wurden oft befragt, was sie von wunderbaren Ländern wüßten. Die lustigen und gutherzigen Mädchen freuten sich, denn mit dem berühmten Heidentäufer würden viele Fremde in die Stadt kommen. Nur Asella schritt auf dem Weg des Lasters weiter, denn sie wollte nichts von heiligen Männern wissen, seit ihr Mönch tot im tiefen Meere lag.

Ihr Bruder, der, wie ihr wißt, sie verlassen hatte, ging eines Tages zu Valens. Die Diener wollten ihn nicht vorlassen, aber er bestand darauf, den reichen Mann zu sehen, und so erhielt er doch endlich Einlaß.

Valens war alt geworden. Er konnte Taor noch immer nicht vergessen. In allen Klöstern Palästinas, Kleinasiens und Ägyptens hatte er sie gesucht und suchen lassen, aber sie nicht gefunden. Da gab er sich wilden Ausschweifungen hin. Umsonst! Das Bild der kühlen und goldenen Tänzerin brannte in seinem Blut; er konnte sie nicht vergessen.

Seine Rache an Martinian war ihm nur unvollkommen geglückt. Was half es ihm, daß der Mönch, um der Versuchung zu entgehen, sich ins Meer geworfen hatte und wahrscheinlich irgendwo ertrunken war? Martinians Tod hatte einen Stachel in seiner Seele zurückgelassen. Er hatte ja mit ihm gleichzeitig die verhaßte Kirche der Christen vernichten wollen. Sein und Asellas Kind, vor den Augen der Welt ein Kind des Mönches, das hätte diese

Heuchler von Mönchen bloßgestellt. Aber der Übeltäter hätte vor Gericht stehen müssen. So wie sie verlief, war zuviel Unerklärliches in der ganzen Geschichte und machte sie keinen Eindruck.

Mißmutig und enttäuscht hatte sich Valens von der Welt zurückgezogen. Er lebte seit Jahren einsam und freudlos in seinem reichen Hause und schrieb ein schmähendes Werk gegen die Kirche.

Als ihm Asellas Bruder gemeldet wurde, wollte er ihn nicht empfangen, doch siegte die Neugierde.

Er erklärte ihm unwirsch: er habe Geld genug bekommen, er habe keines mehr für ihn.

— Herr, ich will und brauche kein Geld. Ich brauche deine Hilfe, und du wirst bald meine brauchen.

Valens sah ihn erstaunt an: Du wirst keck, mein Bursche.

Aber der ließ sich nicht irre machen und erzählte, was man in Caesarea sprach.

Valens hörte aufmerksam zu und sagte: Du glaubst also, daß jener Heidenbekehrer unser Mönch sein könne? Dann müßte er durch ein Wunder gerettet worden sein. Wo ist er jetzt?

— Dem Gerücht nach muß er bald in Jerusalem eintreffen. Dort will man ihn zum Bischof von Caesarea weihen.

Sie schwiegen lange still, jeder tief verstrickt in seinen eigenen gefährlichen Gedanken. Des Valens bleiches und noch immer schönes Gesicht zuckte. Er unterbrach als erster die Stille; seine Stimme war gleichmäßig, obwohl vor Erregung tiefer.

— Nun, und wenn er es ist?

— Ich erschlage ihn wie einen Hund, stieß der andere keuchend hervor.

— Du wirst dich besser rächen, sagte Valens kalt und scheinbar gleichgültig. Hier ist Geld: du wirst dich deiner Schwester Asella wieder nähern und sie bei dir aufnehmen.

— Das kann ich nicht! rief der Bruder.

— Du wirst es tun, antwortete Valens gelassen, aber bestimmt. Ich gehe nach Jerusalem. Derweilen wird mein Haushofmeister dir geben, was du brauchst. Geh.

Valens blieb allein. In Eile traf er alle Vorbereitungen zur Reise. Sein Blut schäumte bei dem Gedanken, er könnte dort den verhaßten Feind wiedersehen. Nirgends fand er Ruhe. Am Abend ritt er an der Spitze seiner Diener durch die dunklen Straßen der Stadt zum Tor hinaus.

Dumpf hallten die Hufe der Rosse.

2.

Manche, die sich selbst verwahrten und unter Gottes mächtigem Gnadenwirken standen, fanden ihre Glieder so geheiligt, daß sie schlossen, im Christentum könne es für sie keine Lust mehr geben, sondern sie besäßen einen nüchternen und lauteren Sinn; der innere Mensch wäre somit in das Göttliche und Himmlische entrückt, so daß man überhaupt glauben müßte, ein solcher habe das Vollkommenheitsziel schon erreicht. Doch wie er meinte, im ruhigen Hafen bereits gelandet zu sein, da erhoben sich gegen ihn Wogen, so daß er sich wieder mitten im Meere fand und dorthin verschlagen wurde, wo man nur das Meer, den Himmel und den Tod vor Augen hat. So dringt die Sünde ein und wirkt jedwede böse Lust. Da verfällt der Sinn in Ratlosigkeit, warum dies bald so und bald wieder anders ist. Der Grund ist der: Satan, der das Gute haßt, flüstert denen, die die Tugend üben, das Böse ein und bemüht sich, sie zu verkehren. Denn dies ist sein Geschäft.

Wie kein Rauch aufsteigt, es brenne denn irgendwo ein Feuer, so schwirrt auch kein Gerücht, das der Verständige nicht über kurz oder lang deuten könnte. Als der Bischof in Jerusalem die Leute so schwatzen hörte von dem wundertätigen und großen Heidenbekehrer, flog er nicht alsobald dem Ankömmling entgegen bis an die äußersten Grenzen des Landes, wie einige Schwärmer dies taten, sondern wartete geduldig auf getreuere Nachrichten. Er war vor einigen Monaten erst von Rom hierhergekommen und kannte besser die Sitten der unruhigen Zeit. Bald jedoch kam ein Bote zu ihm und fragte an, ob er die Gnade haben würde, einen Mönch zu empfangen, dem Gott gegeben, ein heidnisches Reich in Afrika zu bekehren; mit dem Mönch käme eine Anzahl von Jünglingen aus jenem Gebiete.

Der Bischof fragte, wer denn dieser Mönch sei, allein der Bote wußte es nicht. So sandte der Bischof seinem lieben Sohn ein Schreiben, daß er ihn erwarte.

Zur festgesetzten Stunde kam Martinian mit seiner Karawane in Jerusalem an. Die Straßen waren voll staunender Menschen. Ehrfürchtig betrachteten sie das greise Antlitz des fremden Mönches. Der Bischof schritt ihm entgegen und segnete ihn, allein Martinian beugte nur sein Haupt und nicht das Knie. Der Bischof hieß ihn willkommen und lud ihn in sein Haus.

Als sie nun einander gegenübersaßen, nachdem der Bischof alle fortgeschickt, wandte er sich zu Martinian und fragte:

— Wer bist du und woher kommst du, mein Sohn?

— Von wo ich komme, ist schwer zu sagen; ich habe niemals früher den Ort nennen gehört und bin nicht auf meinen Willen hingekommen, sondern weil der Herr mich brauchte. Es ist ein Reich im Innern Afrikas, es liegt weit nach Abend vom Lande des Priesters Johannes. Dies Reich habe ich durch meine Kraft und auf Gottes Befehl hin bekehrt.

Die hochmütige Sprache des andern befremdete den Bischof, doch er fragte ruhig und sanft weiter:

— Und wer bist du, mein Sohn?

— Ich bin ein Mönch und lebte lange als Einsiedler, bis mich Gott zu meiner großen Tat berief, der bald eine noch größere nachfolgen wird. Meinen Namen will ich erst sagen, wenn ich in Caesarea vor dem Bischof, den Priestern und der Stadt predigen werde. Dies will ich tun, um die Lästerer in Caesarea zu Schanden zu machen, die vor Jahren sich erdreistet haben, über mich, den Erwählten Gottes, ein Spottlied zu singen.

— Warum taten sie das? fragte der Bischof, den die Sprache Martinians immer mehr in Erstaunen versetzte.

— Auch dies will ich erst von der Kanzel herab sagen und mehr. So lautet der Befehl.

Martinian hatte jedoch gar keinen Befehl von oben erhalten, sondern folgte lediglich und blindlings seiner inneren Stimme, wie ihr euch noch erinnern werdet. Aber ihr wißt auch, daß die innere Stimme nicht immer von Gott ist.

Der Bischof, der an manche Wunderlichkeiten in den damaligen rauhen Zeiten gewöhnt war, ließ es gelten und versprach ihm, ihn in den nächsten Tagen nach Caesarea zu bringen. Darauf führte Martinian die bekehrten Jünglinge herein und überreichte die Geschenke: das Elfenbein, die Felle, Korn, Gewürze und wohlriechendes Holz; er gab ihm auch die schweren goldenen Leuchter aus dem Grabmal der Erzzauberer und bestimmte sie zum Bau einer Kirche. Dies alles bewegte den Bischof und er schrieb nach Rom und meldete das Vorgefallene.

Keiner erkannte Martinian, und das Gerücht breitete sich aus, es wäre kein Mensch, sondern ein von Gott zur Erde gesandter Engel. Dies würde er in Caesarea enthüllen.

Keiner hatte ihn erkannt bis auf einen, der bleich und atemlos in guter Verkleidung in der Menge stand. Dieser hatte ihn sofort erkannt, denn der Haß sieht scharf, und nicht konnten ihn täuschen die weißen Haare Martinians.

Zur selben Stunde flog ein Bote nach Caesarea, der dem Bruder Asellas diesen Brief brachte:

— Ich habe ein seltenes Wild entdeckt. Wir werden es in deiner Stadt gemeinsam jagen. Um es zu erlegen, genügt eine Frauenstimme.

Dies und nicht mehr stand auf dem Täfelchen, doch genügten die wenigen Worte dem Empfänger, um ihn vor Jubel taumelnd zu machen. Er kritzelte zurück:

— Sie ist da. Ich schweige.

Dem Musikanten war es unterdessen gelungen, Asella zu bewegen, wieder zu ihm zu ziehen. Sie hatte es in Wahrheit satt, immer von neuem den Gebieter zu wechseln und von der Hand in den Mund zu leben. Sie sehnte sich nach einem dauerhaften Zustande, und so kam ihr der Vorschlag des Bruders gelegen. Er hatte ihr erzählt, ein reicher Verwandter von ihnen sei gestorben und hätte ihm ein kleines Anwesen hinterlassen, das er günstig verkauft hätte. Er könne, da es ihm wohl ginge, nicht ruhig zusehn, wie seine eigene Schwester ein schändliches Leben führe, auch sei das gewiß nicht gut für ihren Knaben.

Asella war nicht mit den Jahren alt geworden, ihr schlechtes Gewerbe hatte sie früh altern lassen, obwohl sie noch jetzt vielen als begehrenswert erschien; ihr Knabe, der kleine Martinian, war nun bald zehn Jahre alt. Sie brauchte Ruhe und war's zufrieden, daß sie jetzt jemand hätte, der für sie sorgen wollte. Ja es ging ihr nicht einmal ab, daß niemand ihr mehr schöntun würde.

Sie mußte in diesen Tagen häufig an ihren Mönch denken, so nannte sie ihn, und war dann besonders zärtlich zum kleinen Martinian, den sie im allgemeinen nicht liebte und als eine Last empfand. Er, so dachte sie, der Knabe, er war schuld daran, daß sie keinen Mann bekommen hatte und dies treibende Leben führen mußte, denn wer heiratet ein Mädchen mit einem Kinde? Und ihre Schönheit hätte ihr gewiß einen reichen Mann verschafft, davon war sie überzeugt, denn noch jetzt, obwohl sie nicht eigentlich mehr jung war, noch jetzt beteten die Männer sie an, aber sie hatte genug davon. Sie wäre auch ganz zufrieden gewesen, wenn sie einen Geliebten gefunden hätte, der sie zu sich genommen und behalten hätte, aber diese Gelegenheit wollte sich ihr nicht bieten. Eine Zeit hindurch war sie darauf aus gewesen, den reichen Valens einzufangen; sie wollte ihm seine verlorene Courtisane gewissermaßen ersetzen, aber das war ihr durchaus nicht gelungen: ihre Schönheit hatte ihn nicht einmal zu einer Zusammenkunft bewogen.

Wie sonderbar, wie höchst eigentümlich mußte es sie daher berühren, daß dieser selbe reiche Valens eines Abends in das ärmliche Haus ihres Bruders trat.

Die Männer schlossen sich ein.

— Er ist es also? stieß der Musikant hervor.

— Gewiß, erwiderte Valens kühl.

— Und wann?

— Noch weiß kein Mensch, wer er ist. Er wird es hier während der Predigt sagen. Er trat in Jerusalem sehr bestimmt auf, lächelte Valens zweideutig: Wir werden ihm hier eine Überraschung bereiten.

Dann flüsterten sie miteinander, und schließlich ging Valens zu Asella. Er war sehr aufgeräumt und lachte viel mit ihr. Seine Stimme erinnerte sie an die ihres Mönchs auf der Insel, den nächtlichen Gast. Zärtlich und schmachtend sah sie in sein schönes und bleiches Antlitz. Valens verstand ihren Blick. Sie war noch immer sehr schön.

3.

Gott ist unbegrenzt und umfaßbar. Überall erscheint er, auf den Bergen, im Meere und unten im Abgrund, aber nicht durch Ortsveränderungen, wie die Engel vom Himmel auf die Erde herniedersteigen. Denn er ist im Himmel und ist auch hier. Aber, werdet ihr mir sagen, wie kann denn Gott in der Hölle sein, oder wie kann er in der Finsternis oder im Satan oder an gestankvollen Orten sein? Ich antworte euch: Er ist unempfindlich und umfaßt alles. Denn er ist unbegrenzt. Der Satan aber ist als sein Geschöpf gebunden. Das Gute läßt sich nicht beflecken noch verfinstern. Leugnet man aber, daß er alles umfasse, auch die Hölle und den Satan, so beschränkt man ihn hinsichtlich jenes Ortes, an dem der Böse ist. Dann müssen wir einen andern suchen, der höher ist als er. Denn Gott muß notwendig überall überlegen sein. Aber wegen der geheimnisvollen Feinheit seiner Gottheit erfaßt die von ihm umfaßte Finsternis ihn nicht. Das Böse kann an der Reinheit, die in ihm ist, nicht teilhaben. In Gott hat also nichts Böses selbständige Existenz. Denn er kann nichts erleiden.

Die Kirche in Caesarea war über und über mit Menschen gefüllt. Solch ein Gedränge hatte man noch nie gesehn. Selbst vor der Kirche staute sich die Menge. Schon vor Sonnenaufgang waren die meisten erschienen. Alle wollten sie den großen und geheimnisvollen Mann nach Wunsch betrachten. Die meisten mußten lange warten, da die Predigt erst um die neunte Stunde stattfinden sollte. Aber man wartete geduldig, denn die Sache war des Wartens schon wert.

Endlich öffnete sich die Türe zur Sakristei. Der Bischof trat heraus und segnete die Menge. Dumpfes Raunen schwoll an und erlosch, denn nun trat Martinian ernst, fast finster in den hellen Raum der Kirche und nahm seinen Platz ein. Sein weißes Haar erschreckte die Leute, seine glühenden Augen setzten sie in Verwirrung. Er schwieg lange und sah dunkel in die harrende Schar. Vor seinen Blicken wogte es; er konnte kein Gesicht erkennen. Er holte einige Male schwer Atem und begann mit grollender Stimme:

— Ein Weib, das empfangen hat, trägt sein Kind im Innern sozusagen in Dunkel und Dickicht. Trifft es sich, daß das Kind zur rechten Zeit aus dem Mutterleibe tritt, so erblickt es eine ganz neue Schöpfung, die es noch nie gesehen, Himmel und Erde und Sonne. Und sogleich nehmen es die Freunde und Verwandten mit heiterem Antlitz in ihre Arme. Tritt aber der Fall ein, daß das Kind infolge irgendeiner Unordnung sich nicht selbst dem Mutterschoß entwinden kann, so müssen die Ärzte ihre Kunst gebrauchen. Und dann zeigt es sich, daß das Kind von einem Tod in einen anderen, von einer Finsternis in eine andere übergeht. Dies wendet nun auch auf das Geistige an. Alle, die den Samen der Gottheit aufgenommen, die tragen ihn unsichtbar in sich und verbergen ihn wegen der Sünde, die in ihnen wohnt, an finsteren und schrecklichen Orten. Sind sie nun vorsichtig und bewahren den Samen, so bringen sie ihn zur rechten Zeit ans Licht, und bei der Auflösung des Leibes nehmen dann die Engel und alle himmlischen Chöre mit heiteren Mienen sie auf. Wird aber einer, der die Waffen Christi zu mutigem Streit empfangen hat, nachlässig, so wird er sogleich den Feinden überantwortet und bei der Auflösung des Leibes kommt er von der Finsternis, die ihn jetzt umfängt, in eine andere, noch furchtbarere Finsternis und ins Verderben.

Kein Laut ging durch die Menge, kein störender Lärm. Regungslos lauschte sie den Worten, die der gewaltige Redner sturmartig über sie hinwarf.

— Volk von Caesarea! In Dunkel und Dickicht schlief die Seele der Welt lange Zeit. Da kam der Christ, ein guter Arzt, und half ihr aus der Finsternis ans Licht. Nun atmet die spielende Seele im gnädigen Licht. Aber noch immer dringen tausend Dämonen in jede Seele und verführen sie. Warum? Noch immer ringt jedes geborene Leben verzweifelt mit den Versuchungen und feinen Reizungen der Unordnung, obwohl über ihm mit heiterem Antlitz die neue Schöpfung und ein neuer Himmel strahlen. Warum noch immer kein Frieden? Warum fallen immer noch täglich die Menschen in die sei-

denen Netze der Verführung? Warum dies verzweifelte Kämpfen, das doch nutzlos ist bei den meisten? Weil noch immer der heulende Feind Macht besitzt über die Seelen, weil noch immer nicht seine schadenfrohe Gewalt besiegt ist! Christus stieg wohl hinunter in die Hölle, aber er ließ sie bestehn; er gab die Erlösung, aber er brach nicht die Kraft des Bösen. Die irrenden Seelen der Menschen verzehren sich nach jenem, der den Teufel erwürgen wird.

Er schrie die letzten Worte. Die Menge stand starr. Nur der Bischof wurde unruhig: Was ist das? dachte er: Das klingt nach Irrlehre. Er sah die anderen Priester an, aber die standen unter der tönenden Gewalt der Rede. Mit starker Stimme sprach Martinian weiter:

— Volk von Caesarea! Ich war ein Mönch vom Berge Karmel und meine Kinderzeit verfloß in eurer Nähe. Dann nahm mich der Herr hinweg und hat mich wunderbar geführt. Ich habe Qualen und Martern erduldet, gehorsam seinem Befehle. Ich stand in der Flamme des Feuers und schritt durch die furchtbaren Tiefen des Wassers; ich fuhr durch die Lüfte und wanderte auf der Erde. Ich habe Menschen geheilt und verworfen; ich habe Tieren gepredigt und mit der Einsamkeit gerungen; ich habe Heere geführt und Heiden bekehrt — auf allen, auf allen meinen Wegen folgte mir Gottes Ruf und dröhnte seine unendliche Stimme: Erwürge den Teufel, befreie die Erde, schaffe, ja schaffe das Neue Reich! Volk von Caesarea, ich habe ihn gesucht, den alten Feind, in der Wüste und bei den Tieren, in Menschenherzen und in der Tiefe des Meeres, in Blut und Flamme, aber ich habe ihn nicht gefunden. Hier, hier auf heiliger Stelle, über Länder und Meere hinweg, durch die Einöden und durch die Scharen der Menschen dringe mein Ruf: Erscheine, Feind, daß ich dich bekämpfe! Erscheine, daß ich dich erwürge! Ich zwinge dich, ich, der Erwählte Gottes, Martinian!

Ein Schrei ertönte aus Weibermund. Ein Lachen scholl, ein breites, grinsendes Lachen. Die Menge stöhnte. Der Bischof war aufgestanden.

— Nehmt ihn fest, den Schurken! rief eine Männerstimme: Er hat eine Jungfrau geschändet, der Teufelsbekämpfer dort, der Ruchlose.

Heulen und Schreien erhob sich. Martinian beugte sich weit vor und rief:

— Bist du gekommen! Bist du da!

Eine Frauenstimme antwortete:

— Ich habe unseren Knaben mitgebracht. Sieh, Martinian, das ist dein Vater!

Schon lachte nicht nur eine, es lachten mehrere Stimmen: Teufelsbekämpfer! Hat den Satan in sich und will uns lehren! Fort mit ihm! Heraus aus der Kirche!

Der Bischof gebot Ruhe. Das Toben legte sich. Er sagte mit scharfer, klarer Stimme:

— Hat jemand etwas gegen diesen Mann, der melde es mir oder den Gerichten. Dieser heilige Ort darf nicht ein Schauplatz der Leidenschaften werden. Verlaßt die Kirche, ich bürge für den Mann.

Eine dunkle Stimme entgegnete:

— Er hat ein Weib ins Elend gestürzt. Er hat ein anderes verführt und betrogen. Das sind die Heiligen der Kirche! Das sind deine Heiligen, Volk von Caesarea!

Dumpf brüllte Martinian auf: Valens, das war deine Stimme! Warum mir das?

Klar scholl es zurück: Weil ich die Wahrheit liebe und den Trug der Kirche verachte!

Hell tönte die Frauenstimme: Er hat mir die Ehe versprochen, Bischof; er ist der Vater meines Kindes!

Laut forderte die Menge: Er muß sie heiraten, heiraten muß er die Dirne Asella!

Martinian fiel in Zuckungen nieder. Man trug ihn in die Sakristei. Lachend, murrend und schreiend schob sich die Menge aus der Kirche. Wie ein Lauffeuer fuhr die Mär durch Caesarea. Es war ein unbeschreibliches Ärgernis.

(Schluß folgt.)

Ideen von 1914 / Von Hermann Bahr

Im Kriege, dächte man, hätte die Tat das Wort, da wäre keine Zeit zur Betrachtung, und doch haben wir, seit wir uns erinnern, niemals eine so gesteigerte Selbstbesinnung bis aufs Innerste, bis ins Herz unseres tiefsten Wesens oder was wir dafür halten, erlebt, als eben jetzt, mitten im Waffenlärm und Schlachtendrang, in der äußersten Kraftversammlung, Kraftanspannung und Kraftentfaltung dieses Krieges. In allem anders als alle zuvor, ist er es auch durch das ‚helle, ja überreizt helle Bewußtsein der Völker',* die hier abrechnen über Vergangenheit und Zukunft. Es ist ein Krieg, der, noch während er geführt wird, schon auch gleich selbst über sich reflektiert und philosophiert, sich kalkuliert, formuliert und kritisiert, ja durch geschichtliche Selbstbetrachtung distanziert, aber zugleich auch wieder, durch Voraussage der Folgen, in die Zukunft projiziert, und mitten im noch nicht abgelaufenen Ereignis schon das Ergebnis, noch heiß vom Blute, schwarz auf weiß drucken läßt. Denn um die furchtbaren Opfer, die er jedem der kämpfenden Völker abverlangt, zu rechtfertigen, nötigt er jedem die Pflicht auf, sich selbst und den anderen darzutun, was es an sich hat und was die anderen an ihm haben. Gar aber unser deutsches Volk, das im Frieden so lange seinem eingebornen Sinn entfremdet und vom Geiste weg schon ganz der irdischen Gier verfallen schien, wird sich jetzt wieder bewußt, daß es das metaphysische Volk ist.

Wenn dieser Krieg aus sein wird, hat ihn jeder Deutsche schon gedruckt auf seinem Tisch vor sich, in allen Phasen; jede ist von einem Augenblick zum anderen gleich in Geist abgezogen worden, alle liegen schon ausgesprochen, aufgeschrieben vor, dem Helden stand stets der aufzeichnende Chronist, dem Chronisten der erklärende Denker, dem Denker der mitteilende Redner auf der Ferse, jede Phase dieses Kriegs ist, bevor er noch aus sein wird, längst schon Geschichte geworden.

Der ersten, der größten aller seiner Phasen wird keiner, der ihr Zeuge war, und wenn er hundert Jahre würde, je vergessen können. Wir haben nichts Größeres erlebt. Wir wußten ja gar nicht, daß so Großes erlebt werden kann; nie wären wir fähig gewesen, es uns auch nur vorzustellen. Dieses Erlebnis der Mobilmachung bleibt uns bis ins Grab: da ist uns das deutsche Wesen erschienen. Wir erblickten einander zum erstenmal. Wir erkannten, was wir sind; wir hatten uns wieder, und jeder andere Gedanke, jedes andre Gefühl schied. Was wir vor dem Krieg sonst noch alles gedacht und gefühlt, verstanden wir nun auf einmal selber nicht mehr, die Nacht zerrann, der Tag brach an, das deutsche Wesen war uns erschienen!

Das Wort dieser Phase sprach der Kaiser aus: ‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!' Darin war der August 1914 enthalten:

---

* Friedrich Meinecke, ‚Probleme des Weltkriegs', Neue Rundschau, Juni 1916.

es gab nur noch Deutsche, und in jedem einzelnen Deutschen gab es nur noch den Deutschen. Uralte Sehnsucht der deutschen Seele schien erfüllt, die Sehnsucht zu ‚verwerden‘ (Meister Eckhart), sich zu ‚entselbstigen‘ (Goethe) und, von allem Eigensinn gelöst, ganz hingegeben, nur noch zu ‚dienen, dienen‘ (Wagner), die Sehnsucht, daß der einzelne mit seinem engen Selbst auslösche im ganzen Volke. Zu seinem Volke rückte jeder Deutsche damals ein. Eine Heimkehr war es, und so schien es zunächst nur eine Wiederholung; 1870 war, 1813 wieder da, das deutsche Volk traf ein, genau wie Bismarck es 1888 vorausgesagt, Wort für Wort: ‚Es muß ein Krieg sein, mit dem die ganze Nation einverstanden ist, es muß ein Volkskrieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren.‘

Der Deutsche hatte wieder heimgefunden, heim zu sich selbst: das war das Gefühl jenes unvergeßlichen Augenblicks, und um es auszudrücken, genügte das alte Vokabular von 1870 und 1813. Die Lieder von 1870, die Reden Bismarcks erklangen wieder und Treitschke, der Rembrandtdeutsche, Lagarde, die großen Sprecher eines idealistischen Nationalismus alle, ja bis zurück auf Fichte, Ernst Moritz Arndt, den Freiherrn vom Stein, Clausewitz, Gneisenau, Blücher und den großen Fritz, boten dieser Zeit, was sie zu sagen hatte. Die Phase der Mobilmachung hat sich so durchaus als Wiedergeburt gefühlt, daß sie mit Zitaten auskam: es war ja nichts Neues geschehen, das alte deutsche Volk stand auf.

Aber Individuen wie Völker wiederholen nichts. Individuen wie Völker erleben im Grunde freilich immer wieder dasselbe, weil sie ja nichts als immer wieder bloß sich selbst erleben, nur daß aber ihr eigenes Selbst sich doch von einemmal zum anderen indessen schon wieder erneut hat. Das wurde der Deutsche jetzt inne, mit furchtbarer Gewalt: am Hasse der Welt. Der Ausbruch der Wut Europas tat dem deutschen Volke kund, daß es nicht mehr das alte Volk der träumenden Dichter, der sinnenden Denker, daß es jetzt ein Volk der Tat geworden war, Macht verlangend und Macht vermögend, zum Abscheu, Neid und Grauen der Nachbarn. Es sah sich plötzlich ausgespien von Europa, in Acht getan, als wäre sein bloßer Anblick Pest, sein Geruch Gift, sein Dasein Schmach für die gesittete Menschheit. Der Einigung durch das eigene Gefühl gemeinsamer Not folgte so die durch den gemeinsamen Haß aller Völker. Sie schrien es an: Weg mit dir, du bist nicht wie wir, sei verflucht! Und es mußte sich fragen: Was ist denn an mir, was mich ausstößt aus der Reihe meiner Brüder? Bin ich denn wirklich anders? Und wenn ich's bin, worin denn, wie denn? Was bin ich denn? Was macht mich zum Fluche der ganzen Welt? Und so ging es in sich, sein gebrandmarktes Wesen zu betrachten, um hinfort bewußt zu gestalten, was allen so verhaßt an ihm war: der allgemeinen Verachtung konnte der Deutsche nur antworten mit einer

grausamen Selbstbesinnung, mit einem überwältigenden Selbstgefühl, wenn er ihr nicht erliegen wollte. Der allgemeine Haß zwang ihn, sich zum erstenmal als ein Geschöpf abgesonderter, wie von Gott selbst auserwählter und zu seiner nur ihm vorbehaltenen Sendung von Ewigkeit her gezeichneten Art zu fühlen, das also nun auch nach keinem allgemeinen Gesetze zu fragen, sich an kein gemeinsames Gebot zu halten, sondern sich das seine bloß aus seinem eigenen Sinne zu holen, sich selber sein eigenes Recht zu geben und es, unbekümmert um das Urteil der Menschheit, um ihre Satzung, um Brauch, Herkommen und Sitte, nur vor Gott allein und dem eigenen Gewissen zu verantworten hätte. Nicht der Deutsche war es, der sich einer so furchtbaren Hoffart vermaß und diesen grausigen Abgrund aufriß zwischen sich und der Menschheit, er ist rein von dieser Schuld, er darf sich lossprechen, sie ist ihm aufgenötigt worden von den anderen, sie wollten ihn nicht mehr unter sich leiden, sie trieben ihn aus, was blieb ihm übrig, als wenn er nun einmal anders war als alle, dieses sein so verfemtes Wesen, das Gott über ihn verhängt hatte, stolz zu tragen mit aller ihm zugeteilten Kraft bis ans verborgene Ziel? Um unter der ungeheuren Wucht des rings auf ihn einstürzenden Hasses nicht zermalmt, von der grauenhaften Vereinsamung, zu der er sich plötzlich, für sein Gefühl ohne Schuld, verdammt sah, nicht erdrückt, von der Wut Europas nicht erwürgt zu werden, mußte der Deutsche sich auf seine tiefbeklommene Frage, was ihn denn aus der uralten Gemeinschaft ausgestoßen hätte, als wäre er kein Christenmensch, sondern ein reißendes Tier, antworten, daß es nur der kraftlose Neid aller anderen sei, nur weil er innerlich besser, äußerlich stärker und allen weit voraus. Aus jener Frage, dieser Antwort besteht die von der entsetzlichen Explosion des allgemeinen Hasses erregte Kriegsliteratur der Deutschen, aus ihnen entstand die bewußte Vorstellung der deutschen ‚Ideen von 1914'.

Das Wort hat ein deutscher Nationalökonom, Dr. Johannes Plenge, Professor in Münster, geprägt. Den Fachgenossen durch ein Buch über ‚Marx und Hegel',* das eine bewußte Synthese der beiden erstrebte, und durch eine Schrift über ‚Die Zukunft in Amerika',** die, an Wells anknüpfend, die Verwandlung der Vereinigten Staaten aus einem jungen in ein altes Land darzutun und das merkwürdige Dreieck des amerikanischen Kräftesystems nachzuzeichnen versucht, bekannt, Arbeiten, in welchen sich die gründlichste Kenntnis der Weltwirtschaft mit einer ungemeinen philosophischen Bildung und einem damals, vor dem Kriege, seltenen philosophischen Sinne gesellt, war er der erste, der schon im Herbste 1915 in einer Abhandlung über den ‚Krieg und die deutsche Volkswirtschaft'*** von den Ideen von 1914 sprach als einer Antwort auf 1789 und einer Überwindung

* Tübingen, H. Laupp, 1911.
** Berlin, Julius Springer, 1911.
*** Münster i. W., Borgmeyer & Cie, 1915.

von 1789, einer Überwindung aber, die nicht etwa zur Vergangenheit zurück, sondern vorwärts blicke, nicht einer bloß 1789 verneinenden, sondern es aufsaugenden, in einer höheren Synthese doch auch wieder bestätigenden und also 1789 eigentlich erst erfüllenden Überwindung. Es hieß da: ‚Seit 1789 hat es in der Welt keine solche Revolution gegeben wie die deutsche Revolution des Aufbaus und des Zusammenschlusses aller staatlichen Kräfte des 20. Jahrhunderts gegenüber der Revolution der zerstörenden Befreiung im achtzehnten Jahrhundert. ... Der wirkliche Zukunftsstaat ist geboren als der gesteigerte Nationalstaat ... In uns ist das zwanzigste Jahrhundert. Wie der Krieg auch endet, wir sind das vorbildliche Volk. Unsere Ideen werden die Lebensziele der Menschheit bestimmen.‘

Diese Gedanken Plenges nahm dann der Schwede Dr. Rudolf Kjellen, Professor zu Gotenburg, Verfasser eines vielgelesenen Buches über ‚Die Großmächte der Gegenwart‘,* auf und gab einer kleinen Schrift den Namen ‚Die Ideen von 1914‘,** der nun bald ein Schlagwort wurde, dessen man sich um so lieber bediente, weil es schillerte, so daß jeder sich dabei nach Belieben was anderes denken konnte. Ein Weg in die Zukunft war verheißen, das entsprach dem deutschen Bedürfnisse so sehr, daß man nicht erst lange fragte, in welche. Dies hat erst Ernst Troeltsch, der große Berliner Theologe, versucht, der im Februar 1916 in der Berliner ‚Deutschen Gesellschaft 1914‘ einen Vortrag über die ‚Ideen von 1914‘*** hielt. Er spann darin seine Kaiserrede† vom Januar aus, betonte das Erlebnis unserer geistigen Isolierung, fand ihren Grund in unserem ganz anderen, ganz eigenen Begriffe von Freiheit, der ‚Freiheit einer freiwilligen Verpflichtetheit für das Ganze‘, und wies auf den neuen ‚Donaublock‘ hin, diesen ‚verbündeten Machtblock gegen die Monopol- und Riesenstaaten zum Schutz aller individuellen Volksgeister und ihrer freien Entwicklung‘, nicht ohne anzudeuten, wie wenig uns geholfen ist, wenn zwar das seit 1789 entbundene Individuum wieder gebunden wird, nämlich an die Nation, aber die Nationen noch immer unverbunden im Leeren hängen und das Bedürfnis einer metaphysischen Bindung unerfüllt bleibt. Nach Troeltsch nahm dann nochmals Plenge das Wort; im Frühjahr 1916 erschien seine Schrift: ‚1789 und 1914, die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes‘.†† Sie sucht, welche von den Ideen, deren sich das deutsche Volk in der hohen geistigen Erregung des Kriegs bewußt geworden, ein ‚Leitbild‘, in der Geschichte der Menschheit werden könne. Die deutsche Kriegswirtschaft gilt ihr für die ‚erste gewordene sozialistische Gesellschaft‘. Und den ent-

* B. G. Teubner in Leipzig.

** S. Hirzel in Leipzig.

*** Maiheft der ‚Neuen Rundschau‘, 1916, S. Fischer in Berlin.

† ‚Über Maßstäbe zur Beurteilung historischer Dinge‘, gehalten am 27. Januar 1916.

†† Berlin, Julius Springer, 1916.

scheidenden Gegensatz zwischen 1789 erblickt sie „in dem Grundbewußtsein, wie das Einzel-Ich seine eigene Stellung im Leben in sich erlebt: selbständiges Willensatom oder eingegliedertes Teil-Ich'.

Der Leser, der gern vereinfacht und sich ans Allgemeine hält, entnahm diesen Schriften die Lehre: 1789 habe das Individuum entbunden und für unbedingt erklärt, während 1914 das Individuum wieder binde und bedinge, aber freilich anders als durch die Bindungen und Bedingungen, welchen es 1789 entrissen worden. Während es von 1789 bis 1914 sein eigener Herr war, dient es jetzt wieder, es ist wieder eingegliedert worden, nur wird ihm sein Dienst jetzt nicht mehr durch die Geburt, sondern nach der eigenen Tüchtigkeit zugewiesen, es kehrt nicht in den feudalen Staat zurück, es geht in den sozialen Staat ein. 1914 ist also der Sieg des nationalen Sozialismus über den Individualismus, der bis 1914 Europa beherrscht hat. Hat er das, erst er? Ist das Individuum bis 1914 unbedingt gewesen, ist es erst 1914 wieder eingegliedert worden? Ist es eine Idee von 1914, das Individuum einzugliedern?

Als ich 1884, genau dreißig Jahre vor diesem Krieg, an die Berliner Universität kam, fand ich dort einen lebhaften jungen Verein vor, den ‚Verein deutscher Studenten', der sich zu Bismarck gegen Eugen Richter, für den Nationalismus gegen den Liberalismus, für Sozialreform gegen Freihandel bekannte. Ich wurde der Schüler Adolf Wagners und saß drei Jahre in seinem Seminar, dem damals auch Heinrich Dietzel, jetzt Geheimrat, Professor der Staatswissenschaften in Bonn, Werner Sombart, seitdem durch sein großes Buch über den Kapitalismus* berühmt, durch seine Schrift ‚Händler und Helden' fast berüchtigt, Wolfgang Heine, jetzt Mitglied des Reichstags, ein Führer der positiven Sozialdemokratie, und Karel Kramarč, später eine Zeit fast ein ungekrönter König der Böhmen, angehörten, und wenn wir uns auch zuweilen untereinander mit Jugendlust befehdeten, wir fanden uns doch alle darin, daß wir zum Sozialismus standen, der eine zu dem konservativen und königstreuen des Rodbertus, der andere zu dem demokratischen, damals vom Sozialistengesetz bedrohten Bebels und Liebknechts, zum Bismarckischen der kaiserlichen Botschaft oder zum Kathedersozialismus unseres verehrten Lehrers oder wohl auch einmal gelegentlich zu diesen sämtlichen Sozialismen zusammen oder durcheinander oder einer höchst persönlichen Mischung aus allen, jeder aber mit Leidenschaft gegen jede Art von Liberalismus und Individualismus, die wir für einen Aberglauben unserer Väter, für ein Gespenst von 1848, nun aber für überlebt und längst abgetan hielten. Meine erste Arbeit für das Seminar war über ‚Rodbertus Theorie der Absatzkrisen', die zweite hieß ‚Individualismus und Sozialismus', die hier beide schon nicht bloß als wirtschaftliche Lehren, sondern als geschlossene Weltanschauungen betrachtet wurden, jener als die

* ‚Der moderne Kapitalismus', eben jetzt in veränderter, erweiterter und vertiefter Ausgabe wieder erschienen. Bei Duncker & Humblot in München.

des entwurzelten, alle Geschichte verleugnenden, atomisierten, dieser als die des wieder eingegliederten, durch Herkommen, Erziehung und Umgebung bedingten, seine Kraft dem Ganzen der Nation darbringenden und aus dem Ganzen der Nation neue Kraft schöpfenden Individuums. Um jene Zeit schrieb Schäffle die ‚Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie', ich antwortete darauf mit der ‚Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle', einem jugendlich frechen und vorlauten Pamphlet, das ebenso recht als unrecht gegen Schäffle hatte, wir hatten beide so recht als unrecht zugleich, wir sahen nämlich jeder nur eine Seite der Sozialdemokratie, die damals noch aus ihren Anfängen einen revolutionären, ja fast einen anarchischen Ton mitgebracht, aber sich doch schon zum Gefühl, ja zur Anerkennung der Bedingtheit des Individuums durchgerungen oder jedenfalls den unaufhaltsamen Trieb dazu hatte. Schäffle vernahm nur den Aufruhr, von dem sie sich, besonders in der Mundart, noch nicht ganz loswinden konnte, ich nur ihren Drang zur Organisation, Bindung und Einordnung des Individuums, der ja doch auch ihr Kern war, freilich noch in der Schale von 1848. Die Entwicklung hat mir recht gegeben, das müßte heute Schäffle selbst gestehen; die Haltung der Sozialdemokratie im Kriege beweist es.

Die deutsche Jugend war also damals schon, vor vierzig Jahren, nationalistisch oder sozialistisch oder beides, der Individualismus überwunden, das Individuum wieder eingereiht. Und als ich vier Jahre darauf nach Paris ging, fand ich dort die Jugend dem General Boulanger untertan. Diese ‚Boulange' war eine recht gemischte Gesellschaft von Abenteurern, Strebern, Mißvergnügten, Schwärmern und Ahnenden, mit dem Zauber der Revanche zugedeckt; das Volk aber lief dem General mit den geheimnisvollen, kalten, schicksalsschweren Augen zu, weil er eine Fahne war, Ordnung verheißend, Pflicht gebietend, einigend. Hier wurde der einzelne sich selber los, trat ins Glied und lernte dienen. Unter den Boulangisten war ein hochaufgeschossener, bleicher, englisch aussehender Jüngling, ja fast noch Knabe, frisch aus der Provinz angelangt, Schüler Renans, der sich selber noch nicht recht entscheiden konnte, halb Dichter, halb Denker oder Seher, etwas Snob, aber mit Volksgefühl, voll Ehrgeiz, doch auch voll Demut, affektiert, aber von einer tiefen Sehnsucht, echt zu sein, mit Worten spielend, nach Ernst verlangend, Artist, Dilettant, Anarchist, der in drei seltsamen, schon durch ihre gute Haltung und ihr reines Französisch aus der allgemeinen Sprachverwirrung und Formentartung hervorstechenden Romanen, die eher platonische Dialoge, oder eigentlich, wenn man so sagen darf, platonische Monologe waren, den dédain de la vie commune, einen erst verlachten, bald aber modischen égotisme und die culture du Moi, das bewußte Schwelgen in den eigenen Sensationen, verkündete. Dieser Maurice Barrès, der erste Dekadent, damals das ‚Feinste vom Feinsten', ließ sich zur allgemeinen Verblüffung plötzlich in die Kammer wählen, und der Deputierte von Nancy schlug (es war Panama) jetzt einen Ton an, dessen man längst entwöhnt war: er sprach von Recht, Pflicht und Tugenden, sprach vom Vaterland und

vom Volke, sprach von den Vätern, die von ihren Gräbern aus noch immer in uns leben, in uns denken und fühlen, in uns sprechen und handeln — nicht wir sind die Täter unserer Taten, die Väter sind's, es ist nicht unser eigener Wille noch unser eigener Sinn, der unser Leben bestimmt, es lebt aus den toten Vätern. Erstaunt horchte da die Jugend auf. War das der Nachkomme Stirners, der einsame Priester des eigenen Ich? Aber die Jugend verstand, daß er damit sein Ich nicht verriet. Er ging noch immer denselben Weg zu sich selbst. Er hatte nur jetzt sein eigenes Ich erst erkannt. Da fand er, daß der Mensch seinen Sinn und seinen Willen nicht von sich hat, sondern von seinen Ahnen, seiner Erde, seinem Volke. Er wußte jetzt, daß, wer sich selber finden will, seine Wurzeln suchen muß. ‚Penser solitairement, c'est s'acheminer à penser solidairement. . . Je ne puis vivre que selon mes morts. Eux et ma terre me commandent une certaine activité. . . Nous sommes la continuité de nos parents. . . Toute la suite des descendants ne fait qu'un même être'.* Er hatte heimgefunden, heim zum Vaterland. So schrieb er jetzt: Les Déracinés, den Roman der Verzweiflung des losgerissenen Ich, das Grundbuch des jungen Nationalismus in Frankreich.

Und als ich ein paar Jahre später nach London kam, fand ich dort die Fabier am Werk, einen von Sidney Webb, dem damals auf dem Kontinent noch unbekannten Bernard Shaw und John Burns geführten Verein, dessen Ziel die Permeation, die Durchdringung der Gesellschaft mit Sozialismus, die Überwindung des Individualismus war.

Ideen, welchen die deutsche Jugend schon in den achtziger, die französische und die englische jedenfalls seit den neunziger Jahren ergeben war, kann man nicht von 1914 datieren. Aber auch jene Jugend fand sie nur wieder, fand sie schon vor. Sie sind gut hundert Jahre alt. Allerdings sind sie die Antwort auf 1789, aber diese Antwort wurde gleich erteilt, gleich nach 1789, unmittelbar unter dem Eindrucke von 1789: Edmund Burke war der erste, der den Geist der Revolution überwand. Es ist kein Zufall, daß gerade ein Engländer zuerst wieder die natürliche Gebundenheit des Individuums erkannt hat, der es sich nicht entreißen kann, ohne sich selbst zu vernichten. Denn gerade in England steckt der einzelne (schon durch die Lokalverwaltung**) so tief in der Gemeinschaft, in der Geschichte fest, daß er sich nur anzublicken braucht, um sich überall bedingt, überall verknüpft, überall unablöslich zu finden. Das Individuum hat sich ja nur auf sich selbst zu besinnen, um national gesinnt zu sein, denn es selber ist nur in seinem Volke, durch sein Volk, an seinem Volke da. Solche Selbstbesinnung der Persönlichkeit auf den Grund ihres Wesens und ihrer Kraft war unsere deutsche Romantik; Novalis, die beiden Schlegel, Tiek, Adam

* Maurice Barrès, Scènes et Doctrines du Nationalisme, Paris, Felix Juveu.

** Siehe darüber Joseph Redlichs wundervolles Buch ‚Englische Lokalverwaltung'. Duncker & Humblot in Leipzig, 1901.

Müller und Gentz, die Brüder Grimm, Uhland, Savigny, sie wissen alle schon, daß das Individuum gar nicht gefragt wird, ob es sich binden oder lösen will, weil ihm, ob es will oder nicht, die Bindung schon gegeben, weil es schon Geschichte, weil es ein Geschöpf von Beziehungen, von Bedingungen ist. Wenn Goethe stets auf Entsagung, auf Einordnung, auf Bedingung und Bindung des Individuums dringt, so ist das kein Wunsch, keine Lehre, kein Rat, sondern er spricht damit nur einfach das Leben selber aus, das kein unbedingtes, kein entbundenes Geschöpf kennt, und wenn er, der seinen Jugendwahn der absoluten Persönlichkeit, seinen Titanismus selber niemals ganz an sich überwand, den Wilhelm Meister, der auf Durchbildung und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit ausging, als Dienenden enden läßt, so stellt er wieder nicht eine sittliche Maxime, sondern ein Ergebnis dar: den Imperativ der menschlichen Natur. Das Individuum hat ja gar nicht die Wahl, es wird gar nicht gefragt, es steht ihm gar nicht frei, frei zu sein, und wenn es sich noch so frei glaubt, wenn es noch so frei tut, dies ändert an seiner Natur nichts, es bleibt überall bedingt, bleibt der Ausdruck, bleibt im Dienste dieser Bedingungen. Frei steht der Mensch nur gegen Gott; er kann Gott ja sagen oder nein, zusagen oder absagen, sich für ihn entscheiden oder gegen ihn; dies ist aber auch seine einzige Freiheit: die menschliche Freiheit wohnt über der Natur, drüben ist er frei, hier nirgends; hier steht er überall in der Natur; im Irdischen sieht er sich, wohin er auch blicke, wohin er auch trete, von Anfang an und bis ans Ende durch, von der Wiege bis ins Grab, überall durchaus bestimmt, bestimmt durch den Dämon, sein ererbtes, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochenes Schicksal, seine mit ihm gegebene, von Urzeiten her fortwirkende Unveränderlichkeit (‚Nach dem Gesetz, wonach du angetreten. So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen . . . Geprägte Form, die lebend sich entwickelt'), bestimmt durch Ananke, die Nötigung, der keiner entrinnt (‚Und aller Wille ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten'), und am bedingtesten, wo wir, ‚scheinfrei', wie Goethe sagt, das Gesetz zu brechen glauben, dann aber erst recht der dunklen Herrschaft der Triebe verfallen. Wer den Menschen bedingt nennt und ihn vom eigenen Selbst weg zur Gemeinschaft weist, stellt gar keine sittliche Forderung an ihn, sondern spricht bloß die Natur des Menschen aus, der sich zur Gemeinschaft, zur Geschichte nicht etwa erst wenden soll, an Gemeinschaft und Geschichte nicht etwa bloß halten soll, sondern es, ob er will oder nicht, muß und gar nichts anderes sein kann als Gemeinschaft und Geschichte, mit der er so durchaus verwachsen ist, daß, wer sich von ihr zu lösen auch nur versucht, schon sich selber damit zerstört hat. Weshalb auch Wissenschaft, wann immer sie den gegebenen Menschen nimmt, um auszusagen, was er ist, ihn immer gleich als ein gemeinsames und geschichtliches Wesen erkannt und ausgesprochen hat, sie findet ihn nirgends anders vor, das Individuum ist bloß eine Abstraktion vom Menschen. Wie denn etwa Gierke in seinem unvergeßlichen Werk über ‚Das deutsche Genossenschaftsrecht', dessen erster Band schon

1866 erschien, in einer Zeit also, wo das politische Denken des deutschen Bürgertums durchaus vom Individualismus besessen, durchaus staatsfeindlich war, bloß, indem er es unternahm, das Verhältnis des einzelnen im ganzen beim Namen zu nennen, ohne Vorurteil und Absicht genötigt war, den Deutschen in seiner von Natur aus unmittelbar genossenschaftlichen Existenz und das unlösliche Miteinander und Ineinander von Individuum und Gemeinschaft darzustellen, die nur im Gedanken voneinander zu trennen, jedes aber doch nur an dem anderen erst wirklich sind.

Aber da wird man einwenden, Kjellen und Plenge hätten doch gewiß auch gar nicht gemeint, die ‚Ideen von 1914' wären erst 1914 entstanden, und es komme doch auch gar nicht darauf an, wann eine Idee zum erstenmal ausgesprochen, sondern wann sie zur Tat wird. Mag immerhin die Idee des Nationalismus oder Sozialismus, der Eingliederung des einzelnen in Volk oder Staat, seiner Einordnung in den allgemeinen Dienst schon ein Jahrhundert lang lebendig gewesen, ja mag sie nichts als der Ausdruck der Wirklichkeit sein, so wußten doch die Handlungen der Menschen nichts von ihr: praktisch haben wir doch alle bis zum Kriege ganz individualistisch gelebt, und erst der Krieg hat uns belehrt, daß unser Leben nicht uns, sondern der Gemeinschaft gehört, daß wir kein Zweck, sondern bloß ein Mittel, daß wir nur soviel wert, als wir brauchbar sind. Hat uns das wirklich der Krieg erst gezeigt? Wer war denn vor dem Krieg sein eigener Zweck? Ein paar Millionäre, Dilettanten und Ästheten, die Handvoll vaterlandsloser Existenzen im Schlafwagen und in den großen Hotels, die sich Kosmopolis hieß, die Weltenbummler, Entwurzelten, Schweifenden mochten sich allenfalls einbilden, ihr eigenes Leben zu leben. Jeden anderen lehrte seit dreißig Jahren jeder Schritt, den er tat, jeder Blick auf sich selbst, wie bedingt er war. Von klein auf sah sich das heute lebende Geschlecht überall eingereiht, immer schon im Dienste. Wo war denn in dieser ungeheuren Organisation unseres wirtschaftlichen Lebens, wo war denn in diesem alles verschlingenden, alles beherrschenden ‚Betrieb'* noch Platz für die freie Persönlichkeit? Der Betrieb nahm den einzelnen auf und nahm ihn ein, vom Menschen blieb nichts mehr übrig. Der Betrieb, der Herr der Welt, hatte sich den Menschen, seinen Knecht, innerlich und äußerlich so völlig angepaßt, daß schon alle Persönlichkeiten verschwanden. Es gab ja keine Persönlichkeiten mehr, es gab nur noch Typen. Die Menschen desselben Betriebs wurden einander immer ähnlicher; wer einen aus diesem Betriebe kannte, kannte alle, es gab keine Originale mehr. Sie wohnten gleich, dachten gleich, sprachen gleich, kleideten sich gleich, unterhielten sich gleich, langweilten sich gleich, litten gleich, hatten die gleichen Lüste, Laster und Krankheiten, lebten und starben gleich. Es gab keinen Herrn Soundso mehr, es gab nur noch den Fabrikanten, den Bankier, den Beamten, Berlin W oder Berlin O, auch in der äußeren Erscheinung schon, man war Schwerindustrieller oder Künstler oder Arbeiter,

* S. meinen Aufsatz ‚Der Betrieb' in ‚Inventur'. S. Fischer in Berlin.

und so sah man auch aus, nach Börse, Warenhaus oder liberalem Beruf, nicht nach sich selbst, selber war man nichts und selber auch nur etwas scheinen zu wollen, auch nur in der Tracht, Haltung oder Mundart, galt für affektiert, es war unnatürlich geworden, selbst zu sein, so sehr, daß die paar Sonderlinge, die das noch versuchten, aus Dünkel oder Pose, gleich auch wieder ein gemeinsames Geschäft, einen gemeinsamen Betrieb daraus machten und gleich auch wieder einen gemeinsamen Typ gaben; auch ihnen gelang es nicht, persönlich zu sein, auch sie wurden ihrem Betriebe gleich wieder assimiliert: Café des Westens oder Schwabing. Nein, der Krieg hat nirgends erst das Individuum überwinden müssen, er fand gar keins mehr vor, er fand nur mehr Typen vor, in festen Verbänden zusammengeschlossene, von diesen Verbänden beherrschte, geformte, ganz unpersönliche Typen. Die Frage war auch gar nicht, keinen Augenblick lang, wie sich der einzelne zum Kriege verhalten, ob er ihn bejahen oder verneinen würde, der einzelne war ja gar nicht mehr da. Die Frage war von Anfang an und blieb in allen Phasen dieses Kriegs: was sagen die Gewerkschaften, was die großen Banken, was die Industrien? Es war eine furchtbare Kraftprobe der Nation und des Staats, aber keinen Augenblick dem Individuum, sondern immer nur den Verbänden gegenüber, die jedes Individuum längst aufgesaugt hatten. Die bange Frage war, ob der Staat noch Macht über die Verbände hatte. Das Individuum war nicht erst einzugliedern, es ist es längst, seine Kraft und sein Sinn waren nicht mehr zu fürchten, es hat keine mehr, das jetzt lebende Geschlecht wuchs schon auf in Reih und Glied. Aber daß der Staat die Macht bewies, nun auch die Verbände, diese Sammlungen von Individuen, und den Eigensinn, den Eigenwillen der Verbände seinem Sinn und seinem Willen einzureihen und einzugliedern, daß es doch über den Verbänden noch etwas Lebendigeres und Gewaltigeres gab, das war das ungeheure Erlebnis, schon der Mobilmachung: Denn im Frieden schien die Macht der Verbände längst der Staatsgewalt entwachsen, weit über die Grenzen des eigenen Staats, des eigenen Volks empor, und mit denselben Verbänden fremder Staaten, fremder Völker zusammen; die Verbände schienen international und übernational, zwischenstaatlich und überstaatlich geworden. Und wir atmeten auf, als der Krieg überall bewies, daß der eigene Staat, das eigene Volk doch stärker als der Interessenverband, daß das Vaterland überall noch mächtiger als die Weltwirtschaft, daß in der Stunde der Gefahr der Geist wieder Herr über den Bauch war.

Wenn also das Individuum schon vor diesem Kriege längst eingegliedert war, so kann die Wegwendung von 1789, die Heimkehr des damals atomisierten Individuums zur Gemeinschaft und Geschichte nicht die Idee von 1914 sein. Und wenn uns dennoch das Gefühl nicht verläßt, daß mit diesem Krieg eine neue Epoche beginnt, nicht bloß für uns, sondern für die ganze Menschheit, daß, wie Troeltsch gesagt hat, ‚um uns Zukunftsluft weht‘, und wenn wir verlangen, uns des neuen dieser Epoche, uns dieser Zukunft, die wir wehen spüren, bewußt zu werden, so müssen die

Ideen von 1914, die Ideen der von uns so stark als neu empfundenen Wirklichkeit, andere sein als bloß der Abkehr von 1789, der Einkehr des Individuums in den allgemeinen Dienst. Nach einer solchen Idee, die der Ausdruck der neuen Wirklichkeit wäre, einer Idee der nahenden Zukunft, verlangt uns.

Irgend etwas Neues, Anderes, Unbekanntes muß in diesem Krieg erschienen sein, denn wir fühlen uns befreit, fühlen uns erlöst. Die Zeit vor dem Krieg war drohend durch ihre Willkür. Alles schien Zufall, und nirgends mehr, weder im Schicksal des einzelnen noch der Völker, ein waltendes Gesetz, alles unzusammenhängend. Jetzt aber empfinden wir überall Notwendigkeit, überall Schicksal, überall den festen Schritt einer bestimmenden Macht. Unser Gefühl ist, daß etwas an der Menschheit vollzogen wird. Wir hatten nur noch in lauter Relativitäten gelebt und werden staunend zum erstenmal wieder das Absolute gewahr.

Nach dem Absoluten, irgendeiner Form des Absoluten, irgendeinem letzten Punkt, woran er alles befestigen könnte, greift der Mensch immer, und nach einem Absoluten, das ihn selber dabei doch nicht vernichten, das ihn vielmehr bestätigen, das ihm seinen Raum anweisen soll. Das war das Furchtbare des ‚Betriebs', daß er das Individuum zu verschlingen schien; es gab keinen Schutz mehr vor ihm. Darum atmeten wir auf, als der Krieg diesen überstaatlichen und übernationalen Verbänden, worin Individuen, Völker und Staaten verschwanden, Grenzen wies. Es war ein Sieg des Vaterlandes, ein Sieg des Staatsgedankens, ein Sieg des Geistes über die Wirtschaft, und damit eine Rettung des Individuums. Denn das Individuum fühlte sich nun nicht mehr bloß einer einzigen Macht untertan, und sobald es inne wird, daß es, seiner Natur nach, nicht bloß einer einzigen Ordnung, sondern verschiedenen Ordnungen angehört und gegen jede dieser Ordnungen Pflichten hat, hat es auch Rechte, es wird sicher, es kann von keiner mehr verschluckt werden, eine schützt es vor der anderen. Das Wesen des Menschen, das vorher schon fast an den ‚Betrieb' verloren schien, haben wir durch den Krieg erst wieder kennen gelernt. Staaten und Völker sind da bereit, sich, wenn es sein muß, ausrotten zu lassen. Wofür? Um zu verhüten, was ihnen unrecht scheint. Um zu beschützen, was ihnen recht scheint. Für Ideen. Die Fischer in der Bretagne werden nicht reicher und nicht ärmer, ob das Elsaß deutsch bleibt oder französisch wird, der russische Bauer hat nichts davon und der in Oberösterreich, Tirol oder Steiermark hat nichts dagegen, wenn der Zar in Konstantinopel einzieht. Es wird an diesem Krieg verdient, in London und in Berlin, aber nicht in den Schützengräben, nicht im Trommelfeuer, nicht von den Kämpfern. Gekämpft wird für Ideen. Und daran, daß die Menschheit bereit ist, für Ideen zu sterben, erkennt sie wieder, daß sie für Ideen lebt. Der Geist ist auferstanden, vom geistigen Tode der letzten dreißig Jahre sind wir erwacht, das hat uns dieser Krieg erbracht. Nicht bloß die Bindung des Individuums. Es war längst wieder gebunden, an den Betrieb. Aber dies war eine Bindung im

Leeren. Diese leeren, seelenlosen, das Individuum vernichtenden Bindungen der wirtschaftlichen Gemeinschaften weichen nun höheren, weichen sittlichen, weichen Bindungen des Gefühls. Ein Staatsgefühl entsteht. In der liberalen Zeit ist der Staat im besten Fall als ein notwendiges Übel geduldet worden, in der Zeit des Betriebs ist er verstanden worden, der Staatsgedanke wuchs, aber erst der Krieg gab, auch den Massen, eine lebendige Staatsgesinnung, ein unmittelbares Gefühl für den Staat. Jetzt erst hat der einzelne, wie Erich Evert in seiner klugen Schrift über ‚Das innere Deutschland nach dem Kriege'* sagt, das Gefühl, ‚selber der Staat zu sein — nur ein Teil zwar, aber doch etwas vom Staate selber, ein Stück von ihm, nicht bloß dazu zu gehören, wenigstens nicht als Zubehör, sondern mindestens wie ein Angehöriger. Es sind eben andere, wärmere, organischere Empfindungen an die Stelle der bloßen Unterordnung getreten'. Der Eingliederung in den wirtschaftlichen Verband, in den sozialen Beruf, in den Betrieb hat sich der einzelne gefügt, aber er ist ihrer nicht froh geworden, es hat ihm vor ihr gegraut, er ist bloß dazu genötigt gewesen, er hat bloß einem äußeren Zwange gehorcht, innerlich eher widerstrebend, er hat nicht anders können, er hat sich einordnen müssen, er hat es bloß erlitten. Aber jetzt ordnet er sich dem Staate willig, tätig, ja freudig ein. Staatsgesinnung, Staatsgefühl, Wille zum Staate sind plötzlich da, der einzelne steht dem Staate nicht mehr gegenüber, er stellt sich selbst in den Staat, der Staat ist nicht mehr die Obrigkeit, der einzelne nicht mehr der Untertan, Obrigkeit und Untertan sind verschwunden, seit beide sich eins fühlen, der einzelne sich als ein mitwirkendes, selbst den Staat tragendes, aber auch selber wieder vom Staate getragenes Glied fühlt, der Staat den einzelnen nicht bloß formt, sondern auch wieder selbst von allen einzelnen geformt wird. In den Nationalstaaten hat sich dieses neue Staatsgefühl unmerklich mit dem Nationalgefühl vermischt, das Nationalgefühl ist dadurch bloß sozusagen anders schattiert worden. Aber in den Völkerstaaten ist das Nationalgefühl durch das früher verborgene, jetzt im Krieg erst aufschießendes Staatsgefühl gebändigt, zur Besinnung gebracht und zurechtgewiesen worden. Wo der Krieg in Völkerstaaten den einzelnen etwa zwang, zwischen Staatsgesinnung und Nationalgefühl zu wählen, hat der Instinkt überall, ohne zu zaudern, für die staatliche Pflicht gegen die nationale entschieden; wenn es vorkam, daß einer anders entschied, so war das immer ein Intellektueller, ein Entwurzelter, einer von den Verbildeten, die mit dem Herzen denken und mit dem Kopfe fühlen. Der natürlichen Empfindung der Massen war überall ihr Staat näher als die Nation, so hoch ist in diesem Kriege der Staat über alles gewachsen.

Aber zur selben Zeit, da der Staat so hoch, ja fast ins Grenzenlose, fast ins Unbedingte, fast zum Absoluten wuchs, fand er selber Grenzen, fand sich selbst auf einmal bedingt, fand sich selbst zum erstenmal ein-

* Diederichs in Jena, 1916.

gereiht, und ein Höheres über sich, dem nun auch er wieder dient, wie das Individuum ihm. Auch die Staaten selber hat ja dieser Krieg in Reih und Glied gestellt. Nicht zwischen zwei Staaten geht er ja, sondern zwischen Staatengruppen, es steht nicht Staat gegen Staat, sondern je ein Staatenverband gegen den anderen, und hier wie dort herrscht das gemeinsame Ziel, dem der eigene Sinn, der eigene Wille eines jeden der verbundenen Staaten gehorcht, hier wie dort wird die Gruppe, wird der Verband mächtiger als jeder einzelne der verbundenen Staaten, und nicht etwa bloß notgedrungen ertragen die Völker dies, sondern sie stimmen so freudig zu, daß bald der Wunsch verlautet, diese zum Ziele notwendigen, vom Kriege gebotenen Vereinigungen, auch wenn das Ziel erreicht sein wird, nicht wieder aufzulösen, sondern auch im Frieden für die Zukunft zu bewahren. Möglich, daß dieser Wunsch, vom Krieg erregt, mit dem Krieg wieder verlischt, aber daß er nur überhaupt einmal sich regen konnte, daß die Nationen, eben noch vom Ideal des abgeschlossenen Nationalstaates beherrscht, auch nur des bloßen Gedankens fähig waren, sich über der Nation noch etwas vorzustellen, dem nun auch sie wieder sich unterordnen müsse, wie das Individuum ihr, daß ihnen dieser Gedanke nicht einfach unerträglich, daß er ihnen nicht ein Verrat, ein Sakrileg schien, daß er ihnen vielmehr die Verheißung einer besseren Zukunft scheint, das hätte noch im Juli 1914 kein optimistischer Phantast auch nur für das nächste Jahrhundert vorauszusagen gewagt. Ein Buch wie Naumanns Mitteleuropa wäre damals unmöglich gewesen — und heute bemerken wir schon gar nicht mehr, was es uns zumutet! Es will die Gruppen, die die Not des Augenblicks gebar, verewigen: die Völker, die der Krieg verband, sollen auch im Frieden verbunden bleiben. Wird dadurch nicht das heiligste Recht aller Völker, sich selbst zu bestimmen, bedroht? Man kann darauf mit einer Gegenfrage antworten: Wird das Individuum durch Einordnung in den Staat bedroht? Es gibt Einordnungen, die als solche Drohung empfunden werden, nämlich wenn sich das Individuum dadurch in seinem Innern gehemmt fühlt. Seinen inneren Sinn behaupten, entfalten und darstellen zu dürfen, gilt dem Menschen für ein Urrecht, und dieses Urrecht zu verteidigen, wenn es sein muß mit Gewalt, für eine heilige Pflicht. So 1789. Hat das Individuum aber den Weg zu seiner Eigenart erst frei, so wird es bald gewahr, daß es aus eigener Kraft allein sie niemals erreicht: es enthält mehr, als es selbst gestalten kann, seine beste Kraft bleibt in ihm stecken, wenn ihm nicht von außen geholfen wird, und irgend einmal erlebt jedes an sich selbst das Wort Goethes: ‚Was der Mensch auch ergreife und handhabe, der einzelne ist sich nicht hinreichend.' Das Gebot der Nächstenliebe ist im Grunde ein Gebot der Eigenliebe: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, weil du dann erst, nur an deinem Nächsten erst, zu dir selbst kommst!

Es ist bald fünfundzwanzig Jahre her, daß Ibsen, alt und geheimnisvoll, in Wien unter jungen Leuten saß. Die Nacht war vorgerückt, sie zechten scharf, das Gespräch wurde heiß, es ging, wie jedes damals, um Individua-

lismus oder Altruismus, es war die Zeit der ethischen Bewegung. Das verdroß den Alten, der sich sein Recht auf Persönlichkeit durchaus nicht antasten ließ, er wurde wild und schlug auf den Tisch, bis es einem der Jünglinge, der später der Führer der österreichischen Sozialdemokratie wurde, noch im rechten Augenblick gelang, mit einer artigen Wendung die gute Laune wiederherzustellen, indem er sagte: ‚Ja wenn ich Ihre Persönlichkeit hätte, die wäre mir auch genug! Und sie mag auch stark genug sein, im Unbedingten standzuhalten! Aber meine nicht, und so muß ich mich schon bescheiden, mir bleibt bei meiner Dürftigkeit und inneren Unzulänglichkeit nun einmal nichts übrig, als mich anzuschließen und einzufügen, als aufzugehen im allgemeinen.‘ Das gefiel dem Alten, er ließ es lächelnd gelten, die Becher klangen wieder hell. Heute verstehen wir die Frage jener Zeit eigentlich kaum mehr recht, wir wissen heute, sie war im Grunde falsch gestellt, denn es gilt da doch gar kein Entweder — Oder, sondern ein Sowohl — als auch; wir würden Ibsen heute antworten: Eben um der Persönlichkeit willen wollen wir mit unserer dienen, weil Erfahrung zeigt, daß Persönlichkeit sich ja niemals aus eigener Kraft allein, sondern immer am gemeinsamen Werke mit anderen erst ganz erfüllt.

Es hat lange gebraucht, bis das Individuum, aus dem Rausche der Revolution erwachend, das wieder erkannte und sich allmählich erst wieder selbst verstand. Und wenn sich heute jeder zum Sozialismus in irgendeiner Form bekennt, so widerspricht er damit dem Individualismus gar nicht, Individualismus und Sozialismus haben einander durchdrungen, in unserem Sozialismus lebt ein unentbehrlicher Individualismus fort, unser ‚Sozialismus‘ ist im Grunde bloß ein wohlverstandener, ein besser unterrichteter Individualismus. Und ebenso hat auch der Krieg den Nationalismus nicht etwa widerlegt, er hat ihn nur besser belehrt, auch die Nation hat jetzt, wie das Individuum, erst sich selbst verstehen gelernt, es geht mit Mitteleuropa nicht gegen den Nationalismus, es geht, was Naumann, der mehr die Kraft des Ahnens als des Schauens hat, vielleicht noch gar nicht weiß, vielleicht auch nur noch nicht zu wissen wagt, um einen höheren, um einen wohlverstandenen Nationalismus, um einen unter vielen, zwischen vielen, so daß jeder davon durch die Nähe der anderen zwar noch mehr gespannt, aber auch zur Selbstbesinnung genötigt und in seine Grenzen gewiesen wird. Denn wie das Individuum nach Goethes Wort ‚sich von der einen Seite zu verselbsten genötigt ist‘, aber doch auch ‚von der anderen in regelmäßigen Pulsen sich zu entselbstigen nicht versäumen darf‘, so hat auch die Nation ein Recht auf sich selbst, dem keine jemals entsagen wird, dem sie gar nicht entsagen kann, sie muß auf Eigenart, innere Freiheit und Selbstdarstellung dringen und wehrt von sich ab, was ihr Wesen, ihren Sinn, ihre Form zu vergewaltigen oder auch nur zu verwischen, zu vermischen droht, aber keine wird doch auch wieder eine tiefe Sehnsucht ins Weite los, Sehnsucht über sich hinaus, Sehnsucht gerade nach dem Fremden, Sehnsucht aus der eigenen Enge zur allgemeinen Höhe, freilich zugleich mit einer geheimen Angst vor

dieser Sehnsucht, Angst, ins Leere zu verschweben, selbst zu zerrinnen, sich zu verlieren oder doch zu verarmen an Eigenart, an dem gerade, was nur sie hat und was allein nur sie der Welt geben kann und was zur Welt zu bringen ihre Pflicht, ihre Sendung, ja ihre Rechtfertigung für sich selbst und vor den anderen ist. Diese Angst jagt jede Nation immer wieder in sie selbst zurück, jene Sehnsucht zieht jede Nation immer wieder über sie selbst empor, und so schwankt sie, wie sie sich entscheiden, was sie wählen, und erst seit diesem Kriege weiß jede, daß sie beides soll, weil erst dieser Krieg jetzt einer jeden gezeigt hat, daß es sie nicht schwächt, sich einzureihen, sondern stärkt, daß sie, wenn sie sich einreiht, darum nicht aufhören muß, sie selbst zu sein, sondern gerade selbst, eingereiht, erst zu Kräften, eigenen Kräften kommt, die sie, mit sich allein, immer schon in sich drängen, aber zu entbinden, zu entfalten, gar zu gestalten sich ohnmächtig fühlte, ja daß sie, wenn sie sich einreiht, gerade dadurch eine Macht gewinnt, mit der sie's getrost wagen darf, eingereiht zu bleiben, ohne Angst für sich.

Das ist das Neue, das wahrhaft Neue, das überwältigend Neue, das uns dieser Krieg erbracht hat: wie die Individuen längst, sind nun auch die Nationen organisiert worden, durch Willensvereinigung zu gemeinsamer Tat an gemeinsamem Werk bei gesicherter Freiheit jeder nationalen Eigenart.

Organisation von Nationen ist die Tatsache dieses Krieges. Sie ist da, an allen Fronten. Wird sie uns nur erst auch noch bewußt, dann haben wir an ihr die ‚Idee von 1914'.

Zeichen, wie stark sie sich ankündigt und selbst Widerstrebende nicht ausläßt, sind schon überall, Zeichen, wie wir unwillkürlich, ja widerwillig uns in einen neuen Raum gedrängt sehen, einen Raum über den Staaten. Der ganz im bürgerlichen Nationalismus aufgewachsene Kjellen, dem früher der Nationalstaat so sehr eine Notwendigkeit schien, daß er den Völkerstaat wider die Natur fand, selbst er muß in seiner letzten Schrift zugestehen, der Nationalstaat sei nicht das letzte Wort der Geschichte: ‚Es liegt nichts in seinem Wesen, was höhere Verbindungen verbietet', und ‚daß die Geschichte auch die Nationalstaaten zu höheren Verbänden zusammenschließen wird, ist um so weniger ein fremder Gedanke, als dies der einzig organische Weg zum Universalstaat ist, auf den wir ja alle einmal in Vollendung der Zeit hoffen'. Und auch ein so streng national gesinnter Mann wie Friedrich Meinecke, so vom Geiste des Freiherrn vom Stein und Bismarcks durchdrungen, ein so kraftvoller und herzhafter Deutscher glaubt jetzt* die ‚Flegeljahre des aufgeregten Nationalismus' überwunden, der ‚zum großen Teil Pubertätsfieber war', und hofft auf ‚ein föderatives und tolerantes Nationalgefühl in Mitteleuropa, das sich männlich bescheidet und die Notwendigkeiten der Lage anerkennt, denn zwingend und gebieterisch sind diese Notwendigkeiten. Der furchtbare konzentrische Druck von Westen und Osten zwingt alle mitteleuropäischen Nationen, sich zusammenzuschließen zu großen,

* ‚Probleme des Weltkriegs', Neue Rundschau, Juni 1916.

leistungsfähigen Deichverbänden und sich dabei die Grundlagen ihrer nationalen Existenz zu garantieren. Je fester diese Deichverbände und je stärker die sie tragenden Solidaritätsgefühle sein werden, je mehr man aufeinander vertrauen lernt, um so weiter kann das Maß der politischen Bewegungsfreiheiten für alle angeschlossenen Nationalitäten gesteckt werden.' Und er unterläßt nicht, auszusprechen, daß gerade damit nur ‚die Idee der Bismarckschen Reichsgründung in loseren Formen auf die Weltstellung Deutschlands übertragen wäre'.

Wohin wir uns wenden, überall blickt uns der Nationalismus jetzt anders an als vor dem Krieg, er hat ein neues Gesicht, ein zweites Gesicht, zur Zukunft hin, die ihn verändert, aber eben dadurch nur bestärkt. Denn nicht bedroht oder gefährdet wird das Nationalgefühl in den großen Verbänden, in die der Krieg die alten Staaten eingereiht hat, sondern vergeistigt und verklärt durch die neue Idee. Aber — ist sie denn so neu, diese Idee einer Völkerverbindung zu gemeinsamer Arbeit an gemeinsamem Werk, die Idee von 1914?

1871 gab der alte Döllinger, als Rektor der Münchener Universität, dem damals aus Frankreich schallenden Ruf nach Rache und Vergeltung die deutsche Antwort: ‚Wir unsererseits nehmen dieses Kartell des Hasses und der Rache nicht an, nicht nur weil jeder Haß das Leben verbittert und verdüstert, sondern auch weil wir meinen, Nachbarvölker seien bestimmt, als Brüder sich zu vertragen und einander zu helfen . . . Wissen wir doch, daß alle christlichen Völker Glieder eines Bundes sind, welcher, wie er Befugnisse verleiht, so auch Pflichten auferlegt, und daß jede der großen europäischen Nationen ihre eigentümliche Aufgabe für das ganze Menschengeschlecht zu erfüllen hat.'

Und schon 1809 schrieb Heinrich von Kleist für ein mit Dahlmann geplantes Wochenblatt einen Aufruf, da nennt er die deutsche Nation eine ‚Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die in freier Wahl von der Gesamtheit aller Brüdernationen gesetzt wäre.'

Ein uralter deutscher Traum ist die Symphonie der Völker. Fichte hat ihn geträumt, und Novalis, in seiner Vision der alten Christenheit, ja schon Leibniz. Denn dieser Traum ist nichts als Erinnerung: der Deutsche will nur wieder, was er schon einst hatte. Denn der freie Völkerbund ist die germanische Form, in ihr beginnen unsere Stämme, Franken, Alemannen, Sachsen ihr geschichtliches Dasein, und das Völkerreich Karls des Großen, das alle deutschen Stämme mit Galliern, Romanen und Slawen verband, ist es, das noch immer im Deutschen lebt, das kann er nicht vergessen, die Erinnerung daran ist die lebendige Kraft, der schaffende Trieb der ganzen

deutschen Geschichte geblieben, sie hat die Hohenstaufen, sie die Habsburger beseelt, und was immer, wann immer durch Deutsche Großes geschah, jede wahrhaft deutsche Tat trägt die karolingische Spur, und selbst in dem heute lebenden, der Vergangenheit untreuen, an den Gelderwerb verratenen Geschlecht klingt die noch immer wache Sage nach, daß der alte Kaiser Karl immer wieder seine Raben aus dem Untersberg schickt, ihm zu melden, ob es denn noch nicht Zeit für ihn, wiederzukommen und die letzte Schlacht zu schlagen, in der die lichten Menschen über die finsteren siegen und dann das neue Reich aufrichten werden, das Reich der Freude, des Friedens und der Freiheit. So unvergeßlich, unauslöschlich, unsterblich ist dieser uralte deutsche Traum.

Aber diesen uralten deutschen Traum träumen auch andere Völker. Das ist sehr seltsam: jedes Volk Europas glaubt an ein Reich der freien Eintracht aller, aber erst, wenn es die anderen mit Gewalt überwunden und sie zur allgemeinen Freiheit gezwungen haben wird. ‚Jedes große Volk', hat Dostojewsky gesagt, ‚glaubt und muß glauben, daß in ihm und nur in ihm allein die Rettung der Welt liegt, daß es bloß lebt, um an die Spitze aller Völker zu treten, sie alle in sich aufzunehmen und sie in voller Übereinstimmung zum endgültigen, allen vorbestimmten Ziele zu führen.'* Er, der in Rußland ganz allein die geistige Arbeit getan hat, die bei den anderen Völkern an so viele verteilt war, der seine verirrte Nation aus dem Individualismus der ‚Westler', der Scheineuropäer, der Nihilisten wieder heimgeführt hat ins eigene Land und zur eigenen Erde, zum Volke zurück, der in seiner Person den Russen wurde, was uns das Erbe Goethes, die Romantik, die geschichtliche Sprachwissenschaft, die geschichtliche Rechtswissenschaft, der Anblick Bismarcks, der Kathedersozialismus und die Sozialdemokratie, was auch in allen anderen Ländern erst das Ergebnis von Geschlecht zu Geschlecht geduldig fortgesetzter Einwirkungen vieler war, dieser einzige, sein Jahrhundert in sich versammelnde Mann, traute dem Volke, ‚in dem die Wahrheit ist', die Kraft zur Aussöhnung aller Widersprüche der geschichtlichen Menschheit in einer welterlösenden Synthese zu. Aber auch er nur seinem Volke. Wie wir alle. Alle Völker glauben, daß das letzte Wort der Menschheit noch nicht gesprochen ist, und alle Völker glauben, daß dieses letzte Wort die Gemeinschaft aller aussprechen wird, aber jedes glaubt, daß nur von ihm selber allein dieses letzte Wort ausgesprochen werden kann, und erst, wenn ihm alle anderen gehorchen. Diesen Glauben hat jedes Volk und muß ihn jetzt haben, wenn es sich nicht selbst verraten will. Und so, den ewigen Frieden alle verlangend, stehen wir im ewigen Kriege.

Solange, bis erst die Völker wieder etwas über sich anerkennen lernen werden, ein Gesetz, das nicht sie selbst sich geben, ein ewiges Gesetz, vor dem sie sich selbst vergänglich, dessen Werkzeuge sie sich fühlen. Der Anfang dazu ist jetzt da. Jene großen ‚Deichverbände' ordnen jedes der Völker,

* ‚Politische Schriften'. München, R. Piper. S. 212.

die durch die Not des Kriegs, durch den Willen zum Siege verwachsen, in den gemeinsamen Geist ein, einen Geist, zu dem sich alle diese Völker desselben Verbands bekennen, und der doch keinem dieser Völker allein gehört, der in ihrer Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft erst entstanden, der etwas Höheres als jedes von ihnen, der über ihnen allen ist. Der Verband weist jedes dieser Völker auf das, was es ist, zurück, denn eben um jedem das, was es ist, die Freiheit seiner Eigenart, zu sichern, ist er überhaupt erst entstanden, aber zugleich weist er jedes dieser Völker auch wieder über das, was es ist, hinaus, nämlich an die Gemeinschaft mit den anderen. Jedes bleibt sein eigener Herr und lernt doch dienen, einer höheren Pflicht dienen, der es mit den anderen zusammen gehorcht. Und wenn diese Verbände auch im Frieden erhalten bleiben und die Lehre, die sie schon durch ihre bloße Gegenwart sind, erst ein Jahrhundert lang auf ihre Völker fortgewirkt haben wird, dann können wir hoffen. Was Völkern wie Individuen am schwersten wird, hätten sie dann vielleicht gelernt, hätten das Recht auf Eigenart, das ein jedes für sich fordert, auch anderen zugestehen gelernt, deren Eigenart ja schließlich die Bedingung der eigenen ist, da doch, wären alle gleich, keine mehr eigen wäre, und hätten gelernt, daß, wie der Nation jedes Individuum mit seiner besonderen Kraft an seiner besonderen Stelle notwendig ist, um, eben indem es sich auswirkt, die Nation zu tragen, mitzutragen und so zugleich sein eigener Zweck, aber auch ihr dienendes Glied zu sein, so auch über den Nationen wieder aus den Nationen sich der katholische Dom der Menschheit erhebt, der mit seiner Turmspitze Gott berührt. In diesem Dom bedingt sich alles, alles ist Zweck und Mittel zugleich, alles, indem es, um ein viel mißbrauchtes Wort recht zu gebrauchen, sich auslebt, sich seiner Kraft freut, sich tätig erfüllt, wirkt eben dadurch fürs Ganze, dient dem Ganzen, gibt ebenso selber dem Ganzen seinen Sinn und empfängt ihn auch wieder vom Ganzen, da doch dieser ungeheure Dom der Menschheit, dem alle Völker und in ihren Völkern wieder alle Individuen dienen, zuletzt bloß dazu dient, den einzelnen Menschen mit Gott zu verbinden. Wie der einzelne, der sich freudig in den Dienst der Nation stellt, sich dadurch nicht verwischt, nicht aufhört, seine Kraft und Eigenart zu regen, sondern dieser, indem er ihr ein Ziel gibt, an dem sie sich äußern kann, selber nun erst recht inne wird, sie nun erst zur rechten Wirkung bringt, so kann auch die Nation am Werke der Menschheit erst alle ihre Herrlichkeit entfalten, zu der sie und gerade nur sie mit der vom Anbeginn in ihr waltenden, ihr allein mitgegebenen, von Gott zugewiesenen Tugend bestimmt ist. Das gemeinsame Werk der Nationen, dieser Gottesdienst der Menschheit, wird kein fauler Friede sein. Krieg wird immer auf Erden unter den Menschen der Vater aller Dinge bleiben, wie der alte Heraklit gesagt hat. Aber es wird dann ein anderer Krieg, es wird ein Krieg um die größte Tüchtigkeit, um die beste Leistung, um den höchsten Einsatz reinster Menschlichkeit sein, um die wahre Gotteskindschaft.

Von der Zukunft des deutschen Dramas

Von Johannes Schlaf

Es ist gewiß kein Zufall, daß, gleicherweise wie der ‚Allgemeine deutsche Sprachverein' und andere vaterländische Bestrebungen in dieser Weltkriegszeit einen ungeahnt sich belohnenden Aufschwung ihrer Arbeit genommen haben, auch allenthalben die Bestrebungen und Verbände zur Förderung unserer deutschen Theaterkultur sich regen. Wie dort dem Fremdwortunwesen, so gilt es hier dem fremden, vorab französischen Theatergut und aller inländischen Theaterdichtung, die die letzten Jahrzehnte her unter solchem Einfluß stehend einen Geist auf die Bühne gebracht haben, den man, aller hier und da hervorstechenderen künstlerischen Begabung oder Fertigkeit ungeachtet, mit Recht als ein Anzeichen von Niedergang abweist und bekämpft. Von dem Kampf gegen das äußere bühnentechnische Ausstattungswesen mit seinen so unruhig sich einander ablösenden, ewigen Versuchen wollen wir dabei absehen, so sehr er auch seinerseits Billigung verdient; denn wo solch allzu wählerisch mäkelndes, sich an Raffinements nicht genug tun könnendes Hin- und Herversuchen herrscht, da ist sicher ein wahrhaft lebendiges und kulturell bedeutendes Drama weitab; auf dieses vor allem aber sind die neuen Bestrebungen hinaus, und auch uns kümmert hier nur seine Angelegenheit. Trachten wir nach ihm, so wird uns solches alles von selbst zufallen . . .

Aber woher nehmen? Und in welchen deutschen Anschluß könnten wir uns allenfalls bringen, wenn es sich um eine neue, lebendige Zukunft und Offenbarung des deutschen Dramas handeln soll? Die Forderung einer solchen ist aus dem machtvoll neuerwachten Aufschwung deutschen Wesens, den uns der Weltkrieg gebracht hat, durchaus zu verstehen, aber zugleich zu billig und zu sehr bloß eine ungefähre und unbestimmte. Es ist mit ihr noch gar nichts erreicht, sicher noch nichts Wesentliches. Denn das könnte ja in wirklich fruchtbar bestimmender und richtunggebender Weise nur mit einem deutlich erkennbar und bestimmt gerichteten Trieb der dichterischen Kraft selber gegeben sein.

Aber — wir können uns nicht verhehlen: er *ist* heute nicht gegeben. Wir haben, außer vielleicht mit einem gewissen neutechnischen Können oder einer gewissen neuen, intimeren und beweglicheren Fassung des Menschen und seines Erlebens im *allgemeinen* (denn die *Konflikte* und *Probleme*, die behandelt werden, müssen uns gegenwärtig entschiedener als je unmöglich erscheinen oder nachgerade zum mindesten doch widerstehen), wie wir sie Ibsen und dem Naturalismus verdanken, kaum etwas, das uns den neuen lebendigen, fruchtbaren Weg in die Zukunft andeutete!

Wir könnten höchstens die Hoffnung aussprechen, daß der neue vaterländische Aufschwung *als solcher* eine gewisse Gewähr böte, den letzten Niedergang zu überwinden, indem er Dichter erweckte, die uns eine neue bedeutende dramatische Dichtung bescherten. Aber wir können doch eben nur

im allgemeinen sagen, daß diese Hoffnung keine trügerische zu sein braucht; einer Gewißheit können wir uns dabei nicht getrösten. Um so weniger, als es ja keineswegs ausgeschlossen ist, daß sich der neuerwachte, nunmehr vielleicht zu seinem äußersten Weltberuf gelangende deutsche Volksgeist wesentlich anderen als bloß so künstlerischen und dichterischen Kulturaufgaben zuwendet. Denn es gibt ja wahrhaftig noch höhere und notwendigere Kulturaufgaben als bloß so künstlerische; und nichts ist in unseren Zeiten dem zwischenstaatlichen intellektuellen Nihilismus (und der ist der gefährlichste) gegenüber dringlicher notwendig als der endliche Ausgleich der bänglichen religiösen Zerrüttung, in der wir stehen. Man wird zwar sagen wollen, daß es damit im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Wendung zum Besseren genommen habe: aber gerade diese Wendung, die ja zunächst eben nur eine solche war, wird um so deutlicher darauf hinweisen können, daß ein wichtigster und entschiedenster Kulturtrieb der deutschen Seele sich in der Zukunft nach dem Kriege (ganz abgesehen von den großen politischen und zivilisatorischen Aufgaben, die unser harren) gerade dieser so unerläßlichen Aufgabe zuwenden wird, um sie zu einer Vollendung zu bringen . . .

Daß dabei immerhin auch für Kunst und Dichtung etwas zu hoffen bleibt, daran mag man nicht so ganz zu verzweifeln brauchen: aber wohl wird man zweifeln dürfen, ob es damit etwas so Besonderes werden wird.

Steht unsere Hoffnung dabei nun aber vorderhand einzig auf dem in seiner wunderbaren Unverwüstlichkeit wieder erwachten deutschen Volksgeist rein als solchen und im allgemeinen, so dürfte es sich lohnen, in Rücksicht zu ziehen, wie er sich aus seinem innersten Trieb heraus je und je gerade im Drama geäußert und was er als solcher der allgemeinen Entwicklung des Dramas als Eigentlichstes und Eigenständigstes hinzugeben hat.

Gleich von vornherein: Das ist seinem äußeren Umfang nach nicht viel, sogar ein ganz überraschend Geringes; seiner Art und seinem Gehalt nach indessen ein sehr Bedeutsames und Wichtiges!

Zunächst hat sich der Deutsche der Entwicklung weder mit einer eigenständigen Tragödie noch Komödie eingefügt. Denn wenn wir überhaupt erst seit dem ‚Sturm und Drang' und mit der Klassik ein nennenswertes deutsches Drama besitzen, so fußt seine Tragödie — eine Komödie hat es ja eigentlich, wie die einzige Ausnahme von Lessings ‚Minna von Barnhelm' nur bestätigt, überhaupt nicht gegeben — vornehmlich auf Shakespeare und zum Teil auf der Antike; die nachklassische, romantische Tragödie aber (Kleist) und die der späteren, jungdeutschen, Zeit (Ludwig, Hebbel) gleichfalls auf Shakespeare.

Wir haben also eine wirklich eigenständig deutsche Leistung auf dem Gebiet der Tragödie nicht aufzustellen vermocht. Doch ich habe schon bei anderer Gelegenheit darauf hingewiesen, daß das auch durchaus kein Fehler, daß es nichts weniger als zu beklagen war! Beweist sich damit doch gerade der hohe, in sich triebsichere Kulturwert des deutschen Volkes insofern, als es im Grunde genommen, und zwar von jeher, von seinen ersten

urgermanischen Anfängen an, überhaupt keinen Sinn für tragische, und das heißt: zwiespältig und pessimistisch, weltverneinend bestimmte Weltanschauung besaß. Nur ein solchermaßen veranlagtes Volk aber besitzt die Fähigkeit und den Beruf zu einer höchsten, mannhaften, positiven Weltkulturleistung! . . .

Ich hatte bei der vorhin erwähnten Gelegenheit weiter darauf hingewiesen, daß es eigentlich in aller Entwicklung des Dramas nur zwei Tragödien: die antik griechische und die der englischen Renaissance, gegeben hat. Beide aber wurden von Völkern hervorgebracht, denen ein höchster Weltkulturberuf (und der ist immer zugleich ein organisatorischer) nicht beschieden war. Ihn haben die Juden, haben die Römer besessen — Völker, denen sehr kennzeichnenderweise gleichfalls jeder Sinn für das Tragische, das Pessimistisch-Reflektive der Tragödie abging, Völker, die durchaus positiv und organisatorisch in der Entwicklung eingestellt waren —, aber nicht die Griechen, die je und je (ein wirklich tragisch unglückliches Volk), selbst in ihrer besten Zeit, etwas von den ‚Graeculi' hatten, als welche sie von den Römern verachtet wurden. Wir wissen ja, wie wir gegenüber unserer Klassik seit einem Jakob Burckhardt und mit wieviel Recht wir über die Griechen umgelernt haben. Kaum anders aber verhält es sich mit dem, noch dazu mit keltischen Elementen so reichlich durchsetzten England (auch die keltische Rasse ist eine durchaus tragisch-pessimistisch versetzte); mit England, das so kurz vor den nicht gerade so besonders lange regierenden Tudors erst die furchtbare Erschütterung des jahrhundertelangen Zwiespaltes zwischen den Parteien der roten und der weißen Rose erlebt hatte, der ihm zweifellos bis zum heutigen Tage zum Verhängnis geworden ist. Kein Wunder, wenn seine größte dichterische Leistung und Aussprache das Drama Shakespeares war, mochte sonst auch eigentlichst germanischer, d. h. weltfreudig positiver Anschauungsgeist in den Kranz dieser ungeheueren tragischen Paroxysmen und Pathologien der Shakespeareschen Tragödie die wunderbaren Komödien einflechten und auch noch in die Tragödien den Einschlag einer höheren Menschlichkeit und Weltanschauung bringen . . .

Mit diesem letzteren Umstand berühren wir aber recht eigentlich germanischen, und das will sagen: untragischen, oder besser: übertragischen Weltanschauungs- und Kulturgeist, der als solcher (auch weder die Juden noch die Römer haben also eine Tragödie gekannt) aus eigenstem Rassetrieb heraus entweder also überhaupt kein Drama, keine Tragödie schuf (zu schaffen vermochte), oder doch als seine eigentlichste und eigenständigste Leistung nur ein übertragisches Drama schaffen konnte.

Diese Leistung aber blieb uns Deutschen vorbehalten. (Wenn wir daneben auch beachtenswerte Tragödien und ein paar gute Komödien geleistet haben, so bedeuten sie trotzdem nicht unsere eigenste Leistung und können mit der der antiken und der Shakespeareschen Tragödie nicht Schritt halten. Daß wir diese Tragödien überhaupt leisteten, beruht lediglich auf der wundersamen Fähigkeit der deutschen Seele, sich in fremde Art einzuleben

und auch in allen pessimistischen Weltanschauungszwiespalt, ohne daß er uns doch liegt und ohne daß wir auch nur einen Augenblick wirklich unsere eigenste Art und unseren wertvollsten Kulturtrieb preiszugeben und ihm untreu zu werden vermöchten.)

Nach außen hin war jene Leistung eines eigentlichst deutschen, so ganz neuen, übertragischen Dramas also nur klein und unscheinbar gegen den Bestand der gewaltigen allgemeinen Entwicklung des Dramas oder auch bloß des Shakespeareschen gehalten: ihrem Wesen nach aber war sie schlechterdings einziggeartet und tiefbedeutsam!

Es handelt sich hier aber nur um den als undramatisch verschrienen Goethe und um ‚Iphigenie‘, ‚Tasso‘ und ‚Die natürliche Tochter‘.

Hier ist auf einer vorgerückten Stufe germanischer, deutsch übertragischer, christlicher Geist (denn diese drei Dramen sind keine Tragödien mehr!), der, je und je über jedem pessimistischen Zwiespalt stehend, wenn überhaupt dramatisch, so nur solchermaßen übertragisch war, und, ich ‚fürchte‘ fast, nur einmal und vorübergehend mit so hoher, edler, reiner Kunst sich äußern konnte. Denn mögen in der Folgezeit auch noch wieviel auch immer bedeutende und wohl auch ergreifende deutsche Dramen geschaffen worden sein: eine wesentliche Leistung bedeuten sie, streng genommen, nicht, und, falls fürder weitere derart geschaffen werden sollten, so werden sie eine solche nicht bedeuten; am allerentschiedensten werden sich aber die enttäuscht sehen, die vom deutschen Volke endlich das Tragödienwerk erwarten, das es bis daher noch nie geleistet hatte.

Im übrigen ist es wieder recht kennzeichnend, daß eigentlich der Pessimismus der naturalistischen Richtung, gar die russische (so viel und fein ein- und durchlebendes Verständnis wir für sie auch hatten), die skeptisch-kritische Problemspalterei Ibsens und die eines Strindberg für unser deutsches Volk kaum recht dagewesen sind. Obgleich wir uns vielleicht mehr als ein anderes Volk gründlicher und eindringlicher, ästhetisch und sonst in jeder Hinsicht mit dem Naturalismus beschäftigt haben, so doch in einem unverlierbaren inneren Abstand. Und er hat uns selber nicht zu einer eigensten Leistung, einer deutschen den übrigen Richtungen des europäischen Naturalismus gleichwertigen, anzuregen vermocht. Er lag uns einfach nicht. Und nirgends hat die naturalistische Bewegung denn auch eine kürzere und vorübergehendere Rolle gespielt als bei uns. Während (wie höchst kennzeichnend für den heutigen allgemeinen europäischen Nihilismus!) die Völker rings um uns her in dieser neutragisch pessimistischen und hypochondriedurchsetzten Dichtung Hervorragendstes geleistet haben, haben wir während der so auffallend kurzen Dauer des Naturalismus bei uns wahrhaftig nur mittelmäßiges und etwas geleistet, das deutlich genug bewies, daß wir eigentlich gar nicht recht bei der Sache waren.

Aber wir haben (und zwar nicht minder kennzeichnender- und ich möchte in gewisser Hinsicht sogar sagen erfreulicherweise) auch seither nach

der kurzen naturalistischen Periode, auf dem Gebiete der Dichtung nichts von Belang geleistet. Erhellt es also vielleicht, daß wir von der deutschen, jetzt dicht vor ihrer höchsten Weltaufgabe stehenden Volksseele wirklich eine zugleich höhere und wichtigere Leistung zu erwarten haben werden: nämlich nichts Geringeres als die große Position, weltfreudig bejahende, wahrhaft ‚übertragische' und wahrhaft religiöse und christliche, im höchsten und umfassendsten Sinne praktische Erledigung des nihilistischen Problems und die Erlösung Europas? Was wir nun trotzdem etwa für eine künftige eigenständig deutsche Leistung des Dramas zu hoffen hätten, das würde also im Anschluß an das Höhendrama Goethes stehen müssen.

Theoretisch aprioristische Forderungen sind hierbei freilich müßig und nutzlos. Es würde sich fragen, ob unzweideutige Anzeichen einer wirklichen Möglichkeit eines solchen Anschlusses beständen, der im übrigen am besten ein solcher wäre, ohne daß er von den Schaffenden selbst bewußt empfunden oder gar gesucht würde.

Daß bei einer direkten Anlehnung in der äußeren Form, in der Stoffwahl, und auch dem Geist nach nichts weiter herauskommen würde als höchstens ein schönlicher, heute ganz anachronistischer, abstrakt in der Luft hängender, sentenzenbeladener, psychologisierender oder ethisierender, schließlich lahmer Pseudoidealismus, das bedarf weiter keines Wortes.

So dürfte es sich also nicht machen oder ganz und gar gemacht werden. Es ist einfach nicht mehr möglich, daß wir uns heute der so fein und vielseitig empfindenden, so tief sich einlebenden psychologischen, ethischen und sinnlich aufnehmenden Sensibilität und ihrer erstaunlichen Empfindung auch für das Zuständliche, der äußerlich lebendig aktuellen Gestaltung, des Drum und Dran von Mensch, Natur und Ding wieder entäußern könnten, wie sie sich seit dem Naturalismus, und besonders seit dem skandinavischen Drama der Ibsen, Björnson und Strindberg, mit kulturell allbedingter Notwendigkeit ausgebildet hat, ja wie sie uns in unseren heutigen Lebensverhältnissen ohne weiteres unveräußerlich geworden ist. Um sie könnten wir also nicht herum, sie würde auch gegen unseren Willen gestaltend sich äußern.

Aber es handelt sich auch gar nicht darum, daß wir uns ihrer als solcher wieder zu entäußern hätten: es handelt sich vielmehr darum, daß wir über ihre bisherigen Skeptizismen, ihre Hypochondrien, ihre Gesellschaftskritik, über das hinwegkommen, was bloß erst noch ihre Staupe, ihre Nervositäten und Übergangspathologien, gar ihre Perversität und ihre bewußten Raffinements war.

Aber eigentlich war ja die Entwicklung im Laufe der letzten anderthalb Jahrzehnte schon von mehr als einer Seite her drauf und dran, sie abzulehnen und abzustoßen, und es kann wohl kein Zweifel bestehen, daß der Weltkrieg hier ein Entscheidenderes wirken wird.

Eine solchermaßen befreite und in ihr endliches Gleichgewicht gebrachte deutsche Sensibilität würde nun aber ganz ohne weiteres den organischen

Anschluß an jenen so durchaus deutschen und deutsch eigenständigen Geist des Goetheschen Reifedramas besagen. Wir brauchen bloß die Namen ‚Iphigenie' und ‚Tasso' auszusprechen, um uns zu vergegenwärtigen, wie durchaus Goethe (wenn auch erst noch unter Anlehnung an die Antike) bereits jener feinseelischen Sensibilität von heute teilhaftig war, wie er ihre erste Erfüllung bedeutete. Jetzt aber erst könnte das Goethesche Drama, jener deutscheste Höhepunkt unserer Klassik, seine modernste Weiterführung und Neuoffenbarung erfahren.

Der Zusammenhang wäre also ohne weiteres gegeben, er braucht gar nicht erst bewußt gesucht zu werden (was vielmehr, wie schon erwähnt, nur ein Fehler, Schwäche, dichterisches Unvermögen, Epigonentrieb sein würde). Es lohnte sich aber tatsächlich zu fragen, wie wohl ein solches modernes deutsches Drama (das dann ja zugleich auch eine Erfüllung des Naturalismus sein würde, diese also im Sinne einer solchen des von seinen Pessimismen und Pathologien befreiten neuen künstlerischen Sensibilitätsprinzipes genommen!) sich alsdann ausnehmen würde?

Sicherlich: Gleichviel welchen Stoff es behandelte, ob einen aus der Vergangenheit oder aus der lebendigen Gegenwart (die letztere Wahl würde sicherlich die naturgemäß bevorzugtere sein, doch können hier keine Gebote und Verbote gelten), gleichviel auch aus welchen sozialen Lebenskreisen: dieses neue Drama würde erstlich, wenn es ein wirklich aus deutschem Geist entsprossenes sein sollte, gleich dem Goetheschen Reifedrama keine Tragödie mehr sein, es würde sicherlich auch kaum im alten Sinn noch eine Komödie sein: es würde deutsches Erleben und Lebensgefühl, das nicht ein tragisches, nicht ein pessimistisch zwiespältiges, sondern ein positives, religiöses, lebensfromm und lebensfreudig praktisches, im letzten und reinsten Sinn christliches ist (und als solches weiß es ja die freudigste Unverlierbarkeit alles Lebens in Gott!), zu einem positiven Ausdruck von Seele, Natur und Welt gestalten, das die wundersamste und erhebendste, weil reichste, und bei einem klar schlichtesten, einfachsten Aufbau vielseitigste und beweglichste Wirkung üben müßte, und die wahrste, unmittelbarste!...

Das alles wäre denkbar, wäre an und für sich zu erreichen und möglich, da es in der Zeit, und vor allem in deutscher Seele und Eigenart liegt, die dazu nur wieder geweckt zu werden brauchte und vielleicht durch den Weltkrieg wirklich dazu (auch dazu) auch geweckt werden wird.

Aber es frägt sich freilich, wie gesagt, ob uns nach dem Weltkrieg nicht noch ungleich wichtigere, dringlichere, höhere Aufgaben, direkt religiöse, gestellt sein werden, denen gegenüber selbst ein noch so bedeutendes und vollendetes Kunst- und Dichtwerk vorläufig beiseitzustehen haben wird?...

Die Mutter
Von Heinrich Lersch

Herr, — Gott, — Vater: deine Kinder, sieh hier:
Wie sie arglos in die blühende Erde sehen;
Wissen nicht, von wo sie kommen, — wohin sie gehen.
Nur ich weiß es. Sie müssen hin durch die Welt, zu dir.

Als ich sie einst in meinem Schoß empfing, —
Deines Wesens Süße, Schöpfer, hab' ich da empfunden, —
Liebe! — Sterne senkten sich in mein Herz, daß es glühte von tausend Wunden!
Selber ein Stern, schwang meine Seele um dich im leuchtenden Ring!

Und als ich zur Erde erwachte, — da war sie von Menschen leer;
Kein Haus, — kein Baum, —! Nur Sand! Ich war allein in unendlicher Wüste.
Ich weiß nur, daß ich schrie, bis ich erstarrte vor Leid. — Und da grüßte
Mich eine Wolke voll Licht. Und es dröhnte die Erde: ‚Weib, komm her!'

Ich verbarg mein Gesicht im glühenden Schoße. — Gott! da sprachst du:
‚Weib! Eva nenn' ich dich! Ein neues Volk, will ich, wird geboren!
Ich hab' dich zur Mutter einer neuen Menschheit erkoren.
Die alte war nicht mehr gut. Ich hab sie vernichtet. Nun schaffe zu!'

Herr Gott! Sieh hier deine Kinder! Schön sind sie und noch gut.
Sie wissen nur, daß sie sind. Aber bald werden sie erwachen.
Ich seh's in ihrem Spiel: Schöne Satane locken in ihnen, singen und lachen.
Auch ihnen banntest du das wachsende Tier ins pulsende Blut.

Auch ihnen! — — O Herr, wenn's erwacht, versuche sie nicht zu sehr.
Gib mir die Qual! Gib sie mir! — Laß sie in Tagen und Nächten mich fühlen,

Die Brünste und Räusche, die ihnen die reinen Seelen durchwühlen, —
Gib sie mir! Doch sende ihnen, den Kleinen, die verheißene Gnade her!

Doch nein! Gib sie ihnen, die Wollust, die Qual! Schaff' sie zu Weib und Mann!
Voll glühender Lust und Kraft, — von dir durchbebt und durchfunkelt, —
Daß ihre Seele als Fackel die Welt durchflammt, wenn sie verdunkelt,
Auf daß dein Wille auf Erden nicht sterben kann! —

Herr, — Gott, — Vater! deine Kinder, sieh hier, —
Wie sie arglos in die Welt, die blühende, sehen.
Sie wissen nicht, von wo sie sind, — wohin sie gehen.
Doch ich weiß es, Herr, — sie müssen hin durch die Welt, — zu dir!

Der Wiederaufbau der Provinz Ostpreußen
Von Aloys Vogels

Bei dem zweimaligen Vordringen der Russen in Ostpreußen in den Jahren 1914/15 sind für kürzere oder längere Zeit etwa vier Fünftel der Provinz von den Greueln des Krieges betroffen worden. Nicht alle Teile des Besetzungsgebietes haben gleichmäßig gelitten. Am schlimmsten ist es dem Gebiete ergangen, in dem die Armee des Generals Sievers den Winter 1914/15 hindurch gelegen hat, bis sie in der ruhmreichen Masurenschlacht vom 8. bis 23. Februar 1915 weit über die Grenzen des Reiches hinaus vertrieben wurde. Dieses Gebiet, das außer dem sog. Masurenland die Kreise Ragnit, Pillkallen, Stallupönen, Gumbinnen und Darkehmen des Regierungsbezirks Gumbinnen umfaßt, hat zweimal die ganzen Schrecken des Krieges geschaut. Kein Stück Vieh, kaum ein brauchbares Stück Hausgerät wurde vorgefunden, als die Geflüchteten im Frühjahr 1915 in die Heimat zurückkehren durften. Die Ernte des Jahres 1914, soweit sie hatte geborgen werden können, ein Raub der Feinde, die Äcker von den Hufen der Pferde und vom Wagentroß zerstampft und zerfahren, von Schützengräben, Drahtverhauen und Minenfeldern durchzogen. Manches Familienglück war dahin: Unbarmherzig hatte der Feind viele von denen, die im Vertrauen auf humane Behandlung zurückgeblieben waren oder zur Flucht keine Zeit gefunden haben, ohne Unterschied des Alters, Standes, Geschlechtes über die Grenze in die Gefangenschaft geschleppt. Grauenvoll war der Anblick der verlassenen Städte, Dörfer und Gehöfte. Fast ausnahmslos waren die Ortschaften, auch solche, die nicht an der großen Heerstraße oder im Kampfgebiete lagen, durch planmäßige Brandstiftung zerstört, manche so stark, daß die zurückkehrende Bevölkerung auch bei größter Einschränkung keine Unterkunft finden konnte. Kurz und treffend bezeichnet die Fülle des Elends die denkwürdige Drahtkundgebung, die der Kaiser nach der Masurenschlacht an den Reichskanzler richtete: ‚Meine Freude über diesen herrlichen Erfolg wird beeinträchtigt durch den Anblick des einst so blühenden Striches, der lange Wochen in den Händen des Feindes war. Bar jedes menschlichen Fühlens hat er in sinnloser Wut auf der Flucht fast das letzte Haus und die letzte Scheune verbrannt oder sonst zerstört. Unser schönes Masurenland ist eine Wüste, Unersetzliches ist verloren.‘ Im ganzen waren in der Provinz 34 000 Wohn- und Wirtschaftsgebäude ganz oder teilweise zerstört, über 100 000 Wohnungen geplündert, an 11 000 Menschen verschleppt, mehr als ein Viertel des gesamten Viehbestandes vernichtet. Der Hausrat war im Besetzungsgebiet nahezu völlig geplündert, zerstört oder bis zur gänzlichen Wertlosigkeit abgenützt. Der Gesamtbetrag des unmittelbaren Sachschadens konnte bisher zuverlässig nicht geschätzt werden; sicher ist, daß er eine Milliarde übersteigt. Dazu die ganz unübersehbare Fülle der mittelbaren Schäden: Einnahmeausfälle in Landwirtschaft, Handel und Gewerbe infolge des Stillstandes jeder landwirtschaftlichen, Handels- und gewerblichen Tätigkeit, Mietausfälle, Erschütterung

des Kredits der Einwohner, Schwächung der Finanzen der öffentlichen Verbände. Daß hier der Staat helfend einzugreifen hatte, konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. Es war ‚eine selbstverständliche Pflicht der Allgemeinheit, die hart betroffene Bevölkerung dafür, daß sie zum Heile des Reiches schwere Opfer bringen mußte, in vollem Umfange schadlos zu halten und den mitgenommenen Landesteilen wieder zu dem früheren Wohlstande zu verhelfen‘.* Die erforderlichen Mittel aufzubringen, war vom Standpunkte der Billigkeit aus Sache des Reichs. Ostpreußen hatte seine Opfer im Interesse der gemeinsamen Verteidigung des Reichsganzen bringen müssen, der Wehrkraft des Reiches als Ganzen, nicht der Preußischen Provinz und dem Preußischen Staate hatte der Angriff der Russen mit den ihn begleitenden Verwüstungen gegolten. Das Reich mußte als der Schuldner des einzelnen erscheinen, den die kriegerischen Ereignisse um sein Hab und Gut gebracht hatten, ebenso wie es dereinst Gläubiger des Kriegsschadensersatzanspruchs gegen den niedergeworfenen Feind sein muß. Dieser Grundgedanke hatte sich auch schon in der Gesetzgebung ausgeprägt. § 35 des Kriegsleistungsgesetzes von 1873 hatte den Erlaß eines besonderen Reichsgesetzes vorgesehen, durch das der Anspruch auf Ersatz der durch kriegerische Ereignisse an beweglichem und unbeweglichem Eigentume hervorgerufenen Schäden näher festgelegt werden sollte. Mit dieser gesetzgeberischen Verheißung war freilich eine Grundlage für eine sofortige Befriedigung der Schadensersatzansprüche aus Reichsmitteln nicht gegeben. Solange die vorbehaltene gesetzgeberische Regelung nicht erfolgt war, konnten aus Reichsmitteln Zahlungen zur Beseitigung der Schäden nicht stattfinden. Nun wäre es an sich möglich gewesen, die reichsgesetzliche Regelung sofort im Kriege in die Hand zu nehmen oder wenigstens die zur Beseitigung der dringendsten Schäden erforderlichen Mittel aus der Reichskasse zur Verfügung zu stellen. Davon nahm man aber Abstand, weil man die Reichsmittel für Heereszwecke voll zurückhalten mußte. An Stelle des Reiches und als dessen ‚Geschäftsführer ohne Auftrag‘ nahm der Preußische Staat die Beseitigung der Schäden in die Hand, indem er durch Gesetz vom 10. November 1914 zunächst einen Betrag von 400 Millionen Mark zur Verfügung stellte. Das, was der Preußische Staat auf Grund dieses Gesetzes gezahlt hat und noch zahlen wird, wird er später auf Grund des zu erlassenden Reichsgesetzes vom Reiche zurückfordern. Wird durch das Reichsgesetz ein Anspruch der Kriegsgeschädigten gegen das Reich anerkannt, so hat der Preußische Staat dadurch, daß er diese Ansprüche durch Vorentschädigungszahlungen teilweise befriedigt hat, die ‚Geschäfte des Reiches geführt‘, und ist berechtigt, vom Reiche Ersatz zu verlangen.**

* Begründung des Entwurfes zu dem Gesetze vom 10. November 1914.

** Inzwischen hat das Reichsgesetz vom 3. Juli 1916 über die Feststellung von Kriegsschäden den Anspruch Preußens auf Erstattung von Vorentschädigungen in bestimmtem Umfang auch ohne Rücksicht darauf anerkannt, ob den Geschädigten ein Rechtsanspruch gegen das Reich eingeräumt wird.

Für die materielle Durchführung der Schadensausgleichung boten sich die beiden großen Möglichkeiten des Naturalersatzes und der Restitution in Geld. Natürlich mußte es von vornherein ausgeschlossen erscheinen, daß der Staat reinen Naturalersatz eintreten ließ. Die Anschaffung und Zuweisung der Ersatzgegenstände, insbesondere aber die Wiederaufbauarbeiten im engeren Sinne hätten die Staatsbehörden vor allzu schwierige Aufgaben gestellt. Unmöglich wäre es für die Staatsbeamten gewesen, alle Bedürfnisse des einzelnen und daneben die Interessen der Allgemeinheit vollständig zu berücksichtigen. Das ganze Wiederaufbauwerk hätte zweifellos den Charakter des Schematischen und Bürokratischen davongetragen. Ebenso unzweckmäßig wäre es aber auch gewesen, das Prinzip des reinen Geldersatzes aufzustellen. Hätte man den Geschädigten Geld gegeben, ohne die Verwendung sicherzustellen, so wäre die Folge vielfach die gewesen, daß die Geschädigten das Geld vergeudet oder zu unzweckmäßigen Ausgaben verwendet hätten. Das staatliche Interesse erheischte aber dringend, daß mit der Gewährung der Entschädigungsgelder das Ziel des Wiederaufbaus erreicht würde. Es bedarf keines Hinweises darauf, wie wichtig es im gegenwärtigen Zeitpunkte insbesondere war, daß der Hauptzweig der wirtschaftlichen Betätigung der Provinz, die Landwirtschaft, möglichst bald in ihrem früheren Umfange wieder hergestellt wurde. Man hat aus diesen Gründen nicht einseitig das eine oder andere Prinzip angenommen, sondern eine Mischung: Der Staat gewährt zumeist Geldersatz, er gibt aber das Geld nur zu bestimmten Zwecken, er bezahlt Anschaffungen, die der Geschädigte gemacht hat oder machen will, oder behält sich sonst die Prüfung der Verwendung vor. Daneben verfolgt er vielfach beim Wiederaufbau selbständige, nicht unter den Begriff der eigentlichen Schadensausgleichung fallende kulturelle Zwecke. Der Zeitpunkt der Zerstörung so vieler Kulturwerte mußte geeignet erscheinen, manche neue kulturelle Maßnahme zu ergreifen, die sonst hätte unterbleiben müssen, weil zu viel Werte dadurch zerstört worden wären. Dies sind die beiden Hauptrichtungen der Tätigkeit des Staates beim Wiederaufbau: Ersatzzahlung unter Vorschreibung des Verwendungszweckes und die Erfüllung selbständiger kultureller Aufgaben im Zusammenhang mit der eigentlichen Restitution. Diese beiden Richtungen staatlicher Tätigkeit lassen sich überall verfolgen.

Eingeleitet wurde die Hilfsbewegung durch einen Allerhöchsten Erlaß vom 24. September 1914. Dieser genehmigte, daß unverzüglich die zur Feststellung der Kriegsschäden erforderlichen Maßnahmen getroffen und den Bewohnern der Provinz einstweilen die Führung ihres Haushalts, Wirtschafts- und Gewerbebetriebes ermöglicht werde. Zugleich wurde zur Beratung der Staatsbehörden in den Fragen des Wiederaufbaues eine Kriegshilfskommission mit dem Sitze in Königsberg errichtet. In Ausführung dieses Erlasses bestimmte eine Ministerialanweisung vom 29. September 1914, daß zur einstweiligen Wiedereinrichtung der Wirtschaft an die Kriegs-

geschädigten Vorentschädigungen gezahlt werden könnten, durch die sie zur Fortführung des Haushalts und der Wirtschaft notdürftig instandgesetzt werden sollten. Die Einsetzung besonderer örtlicher Kommissionen zur Feststellung der Kriegsschäden blieb vorbehalten. Die näheren Grundsätze über das Verfahren wurden dann durch Ministerialanweisung vom 18. Januar 1915 gegeben. Diese Ministerialanweisung bildet die wichtigste Grundlage für den Wiederaufbau. Zu ihrer Ausführung und zur Erreichung von Nebenzwecken im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau sind zahlreiche Vorschriften ergangen.

Alle Einzelheiten des Verfahrens können hier nicht geschildert werden. Nur zwei Grundzüge sollen hervorgehoben werden, um die sich alle sonstigen Maßnahmen gruppieren: die Feststellung der Kriegsschäden und die Gewährung der Vorentschädigung. Zur Durchführung des Feststellungsgeschäfts wurden für jeden von der feindlichen Invasion oder von unmittelbaren Kriegsschäden betroffenen Kreis auf Grund des Erlasses der Minister des Innern und der Finanzen vom 26. September 1914 Kriegshilfsausschüsse gebildet: Diese bestehen aus dem Landrat als Vorsitzenden, aus einem stellvertretenden Vorsitzenden, der vom Regierungspräsidenten ernannt wird, und aus 4 Mitgliedern, die vom Kreisausschuß aus der Zahl der unbescholtenen Einwohner des Kreises gewählt und vom Regierungspräsidenten bestätigt werden. Ihre Aufgabe ist vor allem die Schadensfeststellung selbst. Der Gang der Schadensfeststellung ist der, daß der Geschädigte seinen Schaden auf vorgeschriebenem Vordruck anmeldet, diesen dem Landrat einreicht und dabei zugleich darlegt, ob und in welcher Höhe er eine Vorentschädigung benötigt. Der Landrat gibt die Sache an den Kriegshilfsausschuß ab, der dann den Schaden — soweit erforderlich, auf Grund örtlicher Verhandlung — feststellt. Besondere Sachverständige werden im allgemeinen, namentlich bei landwirtschaftlichen Schäden, nicht zugezogen, da die Mitglieder der Kriegshilfsausschüsse selbst aus Sachverständigenkreisen zusammengesetzt sind. Nur bei bestimmten Arten von Schäden, Brand- und Trümmerschäden, größeren Schäden in kaufmännischen und gewerblichen Betrieben findet eine Zuziehung von Sachverständigen statt. Die Feststellung hat, solange der Preußische Staat die Vorentschädigungen vorschüssig aus der Staatskasse zahlt, nur die Bedeutung einer vorläufigen Maßnahme. Sie soll vor allem den Maßstab für die Höhe der Vorentschädigung und die Grundlage für die endgültige Feststellung des Schadens bei der Ersatzleistung durch das Reich abgeben. Diese endgültige Feststellung ist inzwischen durch das Reichsgesetz über die Feststellung der Kriegsschäden vom 3. Juli 1916 geregelt. Für die Ermittelung sind hier im Instanzenzuge nacheinander vorgesehen Ausschüsse, Oberausschüsse und ein Reichsausschuß. Die Feststellung der näheren Grundsätze des Verfahrens steht dem Bundesrate zu.

Bei der Ermittelung des Schadens haben sich die Kriegshilfsausschüsse auch gutachtlich über die Höhe der zu gewährenden Vorentschä-

digung zu äußern. Die Festsetzung der Vorentschädigung erfolgt, soweit es sich um Beträge bis zu 5000 M. handelt, durch den Landrat, bei höheren Beträgen durch den Regierungspräsidenten. Grundsätzlich wird die Vorentschädigung nicht an den Geschädigten selbst, sondern an denjenigen bezahlt, der die zur Beseitigung der Schäden dienenden Ersatzlieferungen bewirkt hat. Nur zur Bezahlung von kleineren Rechnungen, zu Lohn- und Zinszahlungen können die erforderlichen Beträge an den Geschädigten selbst ausgehändigt werden; dann können Quittungen als Beleg über die Verauslagung gefordert werden. Diese strenge Durchführung des Prinzips der Ersatzzahlung unter Prüfung der Verwendung hat sich als sehr segensreich erwiesen. Da wo es im Drange der Geschäfte nicht immer scharf durchgeführt werden konnte, hat sich sehr häufig eine Neigung der Geschädigten gezeigt, die bewilligten Beträge zu unzulässigen Zwecken, zur Bezahlung alter Schulden, zu luxuriösen und zwecklosen Anschaffungen oder zur Bestreitung der erhöhten Kosten des Lebensunterhaltes zu verwenden.

Bei den Einzelmaßnahmen des Staates galt seine besondere Sorge der Wiederaufrichtung der landwirtschaftlichen Betriebe. Neben der Herbeiführung eines billigen Ausgleichs der im Interesse der Allgemeinheit erlittenen Schäden war für den Staat hier insbesondere die Sorge für die Volksernährung im Kriege maßgebend. Deshalb ging hier die Verwaltung mit ihren Maßnahmen über den Rahmen des bloßen Ersatzes hinaus. Nach der Vertreibung der Russen und der Freigabe der im Winter 1914/15 geschlossenen Kreise war die Zeit für die Frühjahrsbestellung sehr knapp. Bei der allgemeinen Verödung des Gebietes östlich der Angerapp-Linie — eines Gebietes, das 1 Million Morgen Ackerfläche und eine Leistungsfähigkeit von 10 Millionen Zentner Getreide aufweist —, wäre ohne besonderen Anreiz wohl vielerorts die Bestellung unterblieben. Die Verwaltung entschloß sich deshalb, den Landwirten, die rechtzeitig die Bestellungsarbeiten ausführten, eine Belohnung von 25 Mark für jeden mit Sommergetreide oder Kartoffeln bestellten Morgen zu gewähren. Die Aussetzung dieser sehr hohen Belohnung hat gute Erfolge gehabt. Von den zur Verfügung gestellten 30 Millionen konnten 19 ausgezahlt werden. Gleichwohl blieben noch manche Güter und kleinere Besitzungen brach liegen. Hier griff ergänzend gesetzlicher Zwang ein. Eine Bundesratsverordnung vom 31. März 1915 über die Sicherung der Ackerbestellung gab den Landräten das Recht, die Besitzer unbestellter Flächen unter Setzung einer angemessenen Frist aufzufordern, die Bestellung zu übernehmen und nach fruchtlosem Ablauf der Frist die Bestellung für Rechnung des säumigen Besitzers selbst in die Hand zu nehmen. Dank diesem tatkräftigen Eingreifen gelang es, daß von den Ackerflächen des Gebiets der zweiten russischen Besetzung vier Fünftel rechtzeitig bestellt wurden.

Die Heranschaffung des zur Wiedereinrichtung der Landwirtschaft erforderlichen Bedarfs an Ackergerät, Vieh, Saatgetreide überließ man grundsätzlich den Geschädigten selbst. Bei dem völligen Mangel an allem

landwirtschaftlichen Bedarf und der durch die Rückkehr der Bevölkerung jäh einsetzenden Steigerung der Nachfrage erschien es aber notwendig, die Händlerspekulation, die sicher unerfreuliche Erscheinungen zur Folge gehabt hätte, in gewissem Umfange auszuschalten und den Geschädigten die Möglichkeit zu bieten, die Bedarfsgegenstände bei gemeinnützigen Vereinigungen anzukaufen. In diese Aufgabe teilten sich die landwirtschaftlichen Organisationen (insbesondere die Landwirtschaftskammer und die Ostpreußische Landgesellschaft) und die Kreise. Eine besonders umfassende Tätigkeit hat die Landwirtschaftskammer zur Einrichtung des Viehbestandes entwickelt, der von jeher den Stolz des ostpreußischen Besitzers gebildet hatte. Schon bei Beginn des Krieges hatte sie dadurch segensreich gewirkt, daß sie mit Hilfe ihrer zahlreichen Nebenstellen, die sich über die ganze Provinz verbreiten, über 70 000 Stück Rindvieh, über 13 000 Pferde und vieles Kleinvieh vor dem Feinde in Sicherheit gebracht hatte. Dieses Vieh brachte sie jetzt in die Provinz zurück. Weiter vermittelte sie die Heranschaffung von Beutevieh und von Vieh aus anderen Gegenden des Reiches. Ihr ist das erstaunliche Ergebnis zu verdanken, daß bei der am 15. April 1916 vorgenommenen Viehzählung der Bestand an Vieh — abgesehen von Pferden und Schweinen — nahezu dem normalen wieder gleichkam. Die enormen Umsätze der Landwirtschaftskammer, die von etwa 2 Millionen im Frieden in 1½ Kriegsjahren auf 76 Millionen in Einnahme und 72 Millionen in Ausgabe stiegen, konnten nicht ohne erhebliche Kreditgewährung seitens des Staates bewältigt werden. Der Staat stellte ihr im ganzen etwa 30 Millionen zinsfreier Vorschüsse zur Verfügung, die nahezu voll in Anspruch genommen wurden.

Die Verwüstung zahlreicher großer Güter legte den Gedanken nahe, derartige Güter für die Zwecke der inneren Kolonisation durch Aufteilung dienstbar zu machen. Daß der jetzige Zeitpunkt dazu besonders geeignet war, lag auf der Hand. Baute man Güter, die sich zur Aufteilung eigneten, wieder vollständig auf, so wären bei späterer Durchführung der Aufteilung die Aufwendungen zum größten Teil nutzlos gewesen. Um die hier gebotene Gelegenheit zu einem großen kolonisatorischen Werke nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, entschloß sich die Staatsregierung, zunächst eine Reihe von kriegszerstörten Domänen den bisherigen Pächtern abzunehmen und sie für die Zwecke der Aufteilung zur Verfügung zu halten. Solange infolge des Krieges die für den Erwerb der zu gründenden Rentengüter in Frage kommenden Personen zumeist im Felde stehen, kann die Aufteilung natürlich noch nicht stattfinden. Einstweilen läßt eine besonders begründete Behörde, die Zentraldomänenadministration, diese Güter für Rechnung des Staates verwalten. Daneben waren auch eine Reihe privater Großgüter, die sich zur Aufteilung in Kleinsiedelungen eigneten, vorhanden. Diese wurden von der Ostpreußischen Landgesellschaft, einer Gesellschaft, die seit ihrer Gründung die Bestrebungen der Staatsregierung hinsichtlich der Gründung von Kleinsiedelungen unterstützt und durchführt, angekauft und werden

gleichfalls für die Zwecke der inneren Kolonisation zur Verfügung gehalten.

Die technisch und finanziell bedeutendste Aufgabe war der Wiederaufbau im engeren Sinne, d. h. die Wiedererrichtung und Ausbesserung der zerstörten und beschädigten Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Bei dem bloßen Ausgleich des Schadens durch Zahlung der zur Wiederaufrichtung des alten Gebäudes erforderlichen Summe konnte der Staat es unmöglich bewenden lassen. Dem einzelnen durfte nicht überlassen bleiben, in jedem Falle das Gebäude so wiederaufzubauen, wie er wollte oder wie das Gebäude früher gewesen war. Die Zerstörung ganzer Ortschaften und einzelner Häuser bot eine nie wiederkehrende Gelegenheit, eine den Anforderungen des Schönheitssinnes entsprechende Bauweise einzuführen. Gerade in Ostpreußen, insbesondere in den östlichen Teilen der Provinz, den Gebieten Litauens und Masurens mußte eine solche Gelegenheit freudig aufgegriffen werden. Diese Gebiete haben von jeher abseits von den großen Kulturzentren gelegen. Handel und Industrie sind ihnen stets fremd geblieben. Ansammlungen großer Reichtümer in der Hand von Gemeinwesen, die durch die Errichtung öffentlicher Bauten für die Bauweise und den Baustil hätten vorbildlich wirken können, sind hier nie vorgekommen. Die Landwirtschaft beherrscht hier das Wirtschaftsleben, und Grundsätze bestmöglicher wirtschaftlicher Verwertbarkeit bestimmen hier die Bauweise, nicht Rücksichten des Schönheitsempfindens. Wer aus dem Westen der preußischen Monarchie mit seinen dichtgedrängten, industriereichen Städten und den stattlichen Dörfern in ihrer freundlichen, geschlossenen Bauweise zum ersten Male in diese Gebiete Litauens und Masurens kommt, findet sich durch die dort herrschende Bauweise eigenartig berührt. Die Dorfschaften sind durchweg äußerst offen angelegt. Weite Gebiete weisen überhaupt keine geschlossenen Ortschaften, sondern nur ein System von Einzelhöfen auf. Architektonische Reize sind fast nirgends zu finden. Die nüchterne Bauweise des platten Landes hat sich auch auf die Erweiterungen der alten Marktplätze an der Heerstraße, die Städte, übertragen. Hier baut man zwar geschlossener, doch herrscht auch hier meist große Eintönigkeit. An dem meist sehr großen Marktplatze zieht die alte breite Heerstraße vorbei, an die sich die übrigen vielfach schnurgeraden Nebenstraßen rechtwinklig anlehnen. Die Häuser sind meist niedrig und ziemlich regellos erbaut.

Es wäre eine nicht wieder nachzuholende Versäumnis gewesen, wenn der Staat hier den einzelnen nach seinem eigenen Geschmack hätte wieder aufbauen lassen. Der Weg zur Durchsetzung der Wünsche des Staates war einfach: Der Staat stellte den Grundsatz auf, daß für Neubauten Vorentschädigungen nur dann gezahlt würden, wenn der Bauplan der Nachprüfung eines staatlichen Bausachverständigen unterstellt würde. So wurden in den Zerstörungsgebieten im Anschluß an die Kreise staatliche Bauberatungsämter eingesetzt, denen die Aufgabe obliegt, ‚die Anwendung einer schlichten, gesunden und geschmackvollen Bauweise, die dem Orts-

und Straßenbilde sich anpaßt, durchzusetzen'. Sie haben sowohl die Bebauungspläne der zerstörten Ortschaften im ganzen aufzustellen, als auch hinsichtlich der einzelnen aus Vorentschädigungsmitteln zu errichtenden Bauten nachzuprüfen, ob in ästhetischer Beziehung Bedenken gegen den Bauplan zu erheben sind. Vorsteher des einzelnen Bauberatungsamtes ist ein Privatarchitekt, der vom Staate im freien Vertragsverhältnis angenommen ist und die Dienstbezeichnung Bezirksarchitekt führt. Die Tätigkeit dieser Bezirksarchitekten bedurfte natürlich einer gewissen Oberleitung, wenn anders nicht eine vollständige Anarchie platzgreifen sollte. Künstler sind bekanntermaßen häufig zu Extremen geneigt. Hätte man jeden Bezirksarchitekten so schalten und walten lassen, wie er wollte, so wäre Ostpreußen wohl ein Museum der verschiedensten Baustile geworden. Zur Beratung der allgemeinen Grundsätze des Wiederaufbaus und zur Überwachung der Tätigkeit der Bezirksarchitekten wurde deshalb ein gemeinsames Oberorgan, das Hauptbauberatungsamt in Königsberg, geschaffen.

In den Städten wäre vielfach ein schönes Straßenbild nicht zu erzielen, wenn man in demselben Umfange aufbauen würde wie vor dem Kriege. Vielfach erschien zur Herstellung harmonischer Straßenbilder eine Erweiterung des einen, eine Verkleinerung des anderen Baues gegen früher erforderlich. Die Verteilung der Baufläche war häufig im Laufe der Zeit so unzweckmäßig geworden, daß eine schöne einheitliche Bebauung nicht mehr möglich war, — weil das eine Grundstück zu groß, das andere zu klein war, das eine diese, das andere jene Gestalt aufwies. Legte man die Grundflächen zusammen, teilte sie zweckmäßig ein und wies man jedem der Beteiligten einen seinem früheren Besitz entsprechenden Teil zu, so bedeutete dieses ‚Umlegungsverfahren' für die Besitzer große Vorteile. Man hatte dieses Verfahren bereits vor dem Kriege durch die Lex Adickes zunächst in Frankfurt a. M. und dann in einer Reihe von anderen Städten eingeführt. Für bereits b e b a u t e Flächen war es natürlich durch den allzu großen Betrag der Werte, die dann vernichtet werden mußten, ausgeschlossen. Deshalb hatte man die Umlegung in der Lex Adickes nur für unbebaute Flächen zugelassen. In Ostpreußen, wo häufig ganze Stadtviertel, ja ganze Städte zerstört waren, bot sich die Gelegenheit, das Verfahren o h n e Zerstörung von Werten auch innerhalb bebauter Ortsteile zur Anwendung zu bringen. Das Verfahren ist im Wege der Notverordnung für zulässig erklärt worden; beschlossen ist seine Anwendung in den meisten kriegszerstörten Städten. Nur an einzelnen Stellen, insbesondere bei den unmittelbar an der Grenze liegenden Orten Eydtkuhnen und Schirwindt, deren spätere Entwicklung ihrer Lage wegen gänzlich ungewiß ist, hat man von der Einführung des Verfahrens wie vom Wiederaufbau überhaupt vorläufig abgesehen.

Die Beseitigung der Gebäudeschäden ist natürlich eine Aufgabe, die noch eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen wird. Wer jetzt nach Ostpreußen kommt, hat vielleicht den Eindruck, als ob zu wenig geschehen

sei. Und doch dürfte es nicht verwunderlich sein, daß man mancherorts wenig über die Aufräumungsarbeiten hinausgekommen ist. Erst im Februar 1915 wurden die Russen aus Ostpreußen vertrieben. Beinahe ein weiteres halbes Jahr war die Kriegslage so, daß ein erneuter Einfall der Russen nicht außerhalb des Bereiches jeder Möglichkeit lag. Als man dann den Wiederaufbau in die Hand nehmen konnte, stellten sich einem raschen Fortschreiten der Arbeiten die verschiedensten Umstände entgegen. Einmal der Mangel an Arbeitskräften: Im Zerstörungsgebiete selbst und seiner Umgebung waren bautechnisch vorgebildete Arbeitskräfte immer nur sehr spärlich vorhanden gewesen. Die landwirtschaftlichen Arbeiter, die man allenfalls als Hilfskräfte beim Bauen hätte verwenden können, mußten dazu verwandt werden, die für das innere Durchhalten so wichtige Leistungsfähigkeit Ostpreußens auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Viehzucht so weit als möglich auf ihre frühere Höhe zu bringen. Aus anderen Gebieten des Reichs konnte wegen des allgemeinen Mangels an Arbeitskräften ein ausreichender Ersatz ebenfalls nicht gewonnen werden. Dann gestaltete sich auch die Beschaffung der Baustoffe sehr schwierig. Die Provinz ist bei manchen Baumaterialien, z. B. Kalk, Zement, Eisenträgern auf den Bezug von außen angewiesen. Bei der starken Inanspruchnahme der Eisenbahnen für militärische Zwecke erfuhren die Transporte der Baustoffe natürlich große Verzögerungen. Endlich stellte sich einem regen Fortgang der Wiederaufbauarbeiten auch eine gewisse Langsamkeit und Gleichgültigkeit, die unleugbar dem Charakter des Durchschnittsostpreußen anhaftet, hemmend entgegen. Immerhin ist auch jetzt schon ein erfreulicher Anfang gemacht, wie sich aus folgenden, der ‚Denkschrift über die Beseitigung der Kriegsschäden'* entnommenen Zahlen ergibt: Bis zum 31. März 1916 waren im ganzen rund 5600 Baugesuche nachgeprüft. Von den bis zum 1. Januar 1916 durch die Hand der Bezirksarchitekten gegangenen und nachgeprüften 4655 Entwürfen kann angenommen werden, daß ihre Ausführung im Jahre 1916 begonnen worden ist.**

Ein wichtiger Zweig der Wiedereinrichtung der Einzelwirtschaft war die Neubeschaffung des **Hausrats**. Da wo die Russen auch während ihres zweiten Einfalls im Winter 1914/15 gelegen hatten, war an brauchbarem Hausrat nahezu nichts zurückgelassen. Wo man nicht planmäßig die Möbel nach Rußland fortgeschafft hatte (wie dies z. B. in Marggrabowa geschah), hatte Brandlegung sie zerstört oder die Benutzung durch einquartierte Truppen sie völlig unbrauchbar gemacht. Die Höhe des Schadens am Hausrat ist ziffernmäßig nicht genau festgestellt. Er dürfte in der Gegend östlich der Angerapplinie hinter dem Gebäudeschaden nicht weit zurückstehen. Der Qualität nach war der verlorengegangene Hausrat dagegen recht un-

* Im Sommer 1916 dem Preußischen Landtage vorgelegt.

** Nach einer — wohl etwas zu optimistischen — Schätzung des Leiters des Hauptbauberatungsamtes in der letzten Sitzung der Kriegshilfekommission soll die Zahl der wiederhergestellten Gebäude zu Schluß des Baujahres 1916 sogar die Hälfte aller zerstörten Gebäude ausmachen.

bedeutend. War vor dem Kriege die Verbreitung der Wohnungskunst schon allgemein noch in den Anfängen begriffen, so war dies in besonderem Maße in Ostpreußen der Fall. Kunstgewerblich wertvolle Gegenstände fehlten sozusagen gänzlich. Der Hausrat war zumeist in nüchternster Weise mit geschmacklosen Verzierungen ausgeführt. Jeder Eigenart bar, bestand er zum großen Teil aus Ladenhütern, die von geschickten Händlern aus anderen Provinzen hier gewinnreich eingeführt wurden. Hier planmäßig für eine Neubesetzung der Wohnungen mit würdigem Hausrat zu sorgen, war eine Aufgabe, die an Schwierigkeit den eigentlichen Wiederaufbauarbeiten nicht viel nachgab. Das heimische Handwerk war nicht leistungsfähig genug. Ihm fehlten die Vorbilder; die Nachfrage war im Frieden nie eine so große gewesen, daß sich eine größere Blüte des Möbelhandwerks hätte entwickeln können. Was das Handwerk liefern konnte, war die alte, wenig geschmackvolle Durchschnittsware. Gleichwohl wollte man das Handwerk ebensowenig wie die heimatlichen Möbelgeschäfte von dem Verdienste, den die Wiedereinrichtung der Haushaltungen mit sich brachte, ausschließen. Bestimmte Vorschriften über die Ausführung der Möbel, ihre Stilart usw. konnte man nicht erlassen; das hätte notwendig zu totem Schematismus geführt. Man konnte auch nicht das harmonische Zusammenpassen der einzelnen Stücke einer jeden Neueinrichtung überwachen. Man konnte unmöglich jedem einzelnen einen kunstverständigen Berater zum Einkauf des Hausrats zur Seite stellen, zumal da sich der Ankauf der Einrichtung meist nicht auf einmal, sondern nach und nach vollzog. So überließ man denn die Neubeschaffung des Hausrats dem eigenen Geschmack der Bevölkerung, gab ihr aber durch Ausstellungen Gelegenheit, einfachen und zugleich geschmackvollen Hausrat kennen zu lernen und preiswert zu erwerben. Es konnte aber nicht zweifelhaft sein, daß diese Ausstellungen einen durchgreifenden Erfolg nicht haben konnten. Der Geschmack der Durchschnittsbevölkerung war zu wenig geübt, als daß diese einfachen Sachen, die in solchen Ausstellungen gezeigt wurden, Gefallen erregt hätten. Der Ostpreuße griff lieber zu Sachen nach Art der zerstörten mit den liebgewordenen Verzierungen usw. So hat sich die weit überwiegende Mehrzahl der Geschädigten mit wenig geschmackvollen Möbeln in den ihnen bekannten Geschäften ausgerüstet. Nur eine verhältnismäßig geringe Schicht von Gebildeten (Lehrer, Geistliche, Beamte) hat die Gelegenheit zum Ankaufe besseren Hausrats ausgenützt.

Entsprechend der Wiedereinrichtung der Einzelwirtschaften gestaltete sich auch die Einrichtung der Wirtschaft der öffentlichen Verbände, soweit unmittelbarer Sachschaden in Frage kam. Nur konnte natürlich der Staat, soweit er an seinem eigenen Eigentum Schaden erlitten hatte, nicht im Wege der Vorentschädigung Ersatz erhalten, wohl aber wurde auch der Schaden des Staates zwecks Erstattung durch das Reich festgestellt. Den sonstigen öffentlichen Verbänden (Gemeinden, Schulverbände, Kirchengemeinden, Kreise, Provinzialverband) wurden auf ihren Sachschaden, z. B. an Wegen, Gebäuden, Einrichtungsgegenständen Vorentschädigungen wie

den Privaten gezahlt. Mittelbare Schäden sind auch hier in großem Umfange entstanden, insbesondere Mindereinnahmen an Steuern infolge der durch den Russeneinfall verursachten Schwächung der Steuerkraft. Diese Schäden können natürlich nicht im Wege des Vorentschädigungsverfahrens beseitigt werden. Da aber Beihilfen dringend erforderlich erschienen, wenn anders die Tätigkeit der genannten Verbände erhalten bleiben sollte, wurden den Verbänden, insbesondere den Gemeinden, zur Bezahlung der dringendsten Verwaltungsausgaben, namentlich der Gehälter und Löhne, der Kreis- und Provinzialabgaben und der Zinsen für die kommunalen Anleihen, staatliche zinslose Darlehen gewährt.

Leider haben sich im Zusammenhange des Wiederaufbaus auch einige unerfreuliche Erscheinungen gezeigt. Sie waren unvermeidlich. Vor allem ist nicht selten eine Neigung zur Angabe übermäßig hoher und teilweise gar erdichteter Schadensersatzansprüche zu beobachten gewesen. Bei der beschränkten Möglichkeit einer Nachprüfung der Angaben der Geschädigten ist diese Tatsache erklärlich. Sie ist wohl dadurch gefördert worden, daß bei der Schadensaufstellung der Wert der verloren gegangenen Gegenstände vor dem Kriege unter Berücksichtigung der etwa erfolgten Abnutzung anzugeben ist.* Im Kriege ist nahezu alles erheblich teurer geworden. Wird der Unterschied des Wertes vor dem Kriege und des Neuanschaffungswertes nicht erstattet, so bedeutet dies für den Geschädigten in vielen Fällen eine erhebliche Vermögenseinbuße. Die Mehraufwendungen, die eine Ersatzanschaffung im Kriege mit sich bringt, können zwar in gewissem Umfange erstattet werden. Es ist auch anzunehmen, daß bei der endgültigen Regelung der Kriegsschadensersatzansprüche durch ein Reichsgesetz den durch den Krieg veränderten Preisverhältnissen weitherzig Rechnung getragen wird. Das alles schwebt aber noch in der Luft und ist von den Geschädigten bei Anmeldung der Schäden nicht berücksichtigt worden. So haben sich die Geschädigten nicht selten durch reichliche Angabe des Altwertes und durch erdichtete Angaben über die Höhe des Verlustes schadlos zu halten gesucht. Eine weitere bedauerliche Erscheinung hängt hiermit zusammen: Vielfach greift zwischen den einzelnen Geschädigten, von denen der eine meint, der andere habe seinen Schaden zu hoch angegeben und suche sich zu Unrecht zu bereichern, Neid und Mißgunst Platz. Die Gestaltung des Vorentschädigungsverfahrens bringt es ferner naturgemäß mit sich, daß bei gleich hohem Schaden und im gleichen Zeitpunkt der eine Geschädigte — etwa weil er häufiger mit Gesuchen an die Behörden herangetreten ist — mehr Vorentschädigung bekommen hat als der andere. Das ruft die Mißgunst der anderen Geschädigten hervor. So entsteht vielfach ein Wettlauf nach Vorentschädigungen. Dieser Wettlauf erzeugt bei den Behörden, die mit Eingaben überschwemmt werden, die Neigung zu scharfer Nachprüfung der Notwendigkeit der einzelnen Vorentschädigung, und da die Behörden unmöglich sämtliche Ver-

* Ministerialanweisung vom 18. Januar 1915.

hältnisse des Einzelfalles zu überschauen vermögen, kommen zuweilen Unbilligkeiten vor, indem an der einen Stelle zu wenig, an der anderen zu viel gegeben wird. Das alles läßt sich aber natürlich nicht vermeiden. Im großen und ganzen hat sich das Vorentschädigungsverfahren wohl bewährt.

Der Wiederaufbau Ostpreußens wird noch eine geraume Zeit in Anspruch nehmen und eine Fülle organisatorischer, rechtlicher und wirtschaftlicher Fragen mit sich bringen. Von den in der Zukunft liegenden Aufgaben sei hier besonders die reichsgesetzliche Anerkennung des Anspruchs auf Kriegsschadenersatz hervorgehoben. Nachdem das Reich das Verfahren der Feststellung der Kriegsschäden in seinen Grundzügen geregelt hat, kann diese Anerkennung der Ersatzpflicht des Reiches als gesichert gelten. Die Bewilligung der Mittel für den vollen Ausgleich des Schadens und die Rückzahlung der preußischen Vorschüsse kann natürlich erst nach dem Kriege stattfinden.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die schweren Heimsuchungen der Provinz und ihre Wiederaufrichtung den Grundstein zu einer weiteren Entwicklung der Provinz über ihre frühere Bedeutung hinaus gelegt haben. Die Leiden der Provinz haben den Blick aller deutschen Volksgenossen auf dieses bisher so unbekannte Gebiet gelenkt. Auch nach dem Kriege wird, wenn nicht alles täuscht, diese erhöhte Aufmerksamkeit ihr erhalten bleiben.

Kleine Bausteine

Belgische Prämonstratenserabteien

Ein Besuch von Johann Georg, Herzog zu Sachsen

Im August dieses Jahres weilte ich zum fünften Male einige Zeit an der Westfront, um sächsische Lazarette und das Regiment, von dem ich Chef bin, sowie dasjenige, bei dem ich à la suite stehe, zu besuchen. Auf dem Rückwege hielt ich mich mehrere Tage in Belgien auf. Dabei habe ich eine Anzahl Städte, Kirchen, Klöster und Schlösser in Augenschein genommen, wo man sonst als Reisender gar nicht oder nur selten hinkommt. Vieles davon ist in Belgien selbst kaum bekannt, um so mehr erst bei uns. Ich habe den Eindruck gewonnen, als ob die Okkupation Belgiens für unsere Kenntnis der südniederländischen Kunst von großer Bedeutung geworden sei und noch weiter sein werde. Aus der Menge der diesesmal gewonnenen Eindrücke sei es mir gestattet, im folgenden von drei Prämonstratenserabteien zu berichten. Ich habe sie in Begleitung meines Adjutanten, Oberleutnants von dem Busch, und des Direktors meiner Sekundogeniturbibliothek und der mir ebenfalls gehörenden Kupferstichsammlung des Königs Friedrich August II., Dr. Erwin Hensler, der im Generalgouvernement in Brüssel tätig ist, besucht, und zwar zwei an einem Tage, die dritte am darauffolgenden. Ich habe diese drei Abteien ausgewählt, weil sie meines Wissens in Deutschland so gut wie unbekannt sind. Außerdem bieten sie gerade für die Kenntnis der kirchlichen und klösterlichen Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts außerordentlich viel Interessantes.

Die erste, der mein Besuch galt, war das gewaltige Averbode, das sich in schöner Lage auf einem Hügel im östlichen Teile der Provinz Brabant erhebt. Es ist schon 1130, also zur Zeit des hl. Norbert, gegründet worden. Aus dieser Zeit hat sich nichts erhalten, es sei denn, daß der jetzige Bau auf den Fundamenten des Romanischen steht. Aus der gotischen Zeit, und zwar aus dem 15. Jahrhundert, stammt das große Eingangstor, das ganz bewachsen ist und dadurch ein sehr malerisches Bild ergibt. Zu beiden Seiten sind zwei steile Treppengiebel. Über der inneren Seite des Tores steht eine alte Heiligenstatue unter einem Baldachin. An das Tor schließt sich ein Gebäude mit reizenden kleinen gotischen Giebeln an.

Alles übrige ist im Barockstil erbaut und zeugt von gewaltigem, architektonischem Können. Die Westfront der Kirche erhebt sich in der Form eines schmalen hohen Giebels. Die Türe ist im Verhältnis dazu niedrig. Sie wird von einem reichen Ornament bekrönt. Darüber sieht man ein großes Fenster, das der ganzen Front den Charakter gibt. Rechts und links davon und darüber steht je eine Heiligenfigur. Der Giebel ist

von einem Kreuz überragt. Nach Süden schließt sich ein halbrunder Vorbau mit einem Fenster, bekrönt von einer Balustrade, an. Der einzige, in seiner Art sehr reiche Turm, steht auf der Nordseite. Im übrigen ist das Äußere der Kirche einfach und wirkt durch die gedrungenen Formen.

Als wir ankamen, war noch Gottesdienst. Deshalb führte uns der Prior, der in Vertretung des Abtes zur Begrüßung erschien, zuerst in das Kloster. Die Räume sind typisch für einen Bau aus dieser Zeit. Besonders bemerkenswert sind die großen Gänge. Die Gastzimmer, die ich zuerst betrat, sind ziemlich reich eingerichtet, bieten aber nicht viel bemerkenswertes. Um so schöner ist die Bibliothek, die einen feierlichen Eindruck macht. Wundervoll sind die geschnitzten Schränke. Sehr gut ist in dem Raume die Verteilung von Licht und Schatten. Ich kann wohl sagen, daß ich selten einen so schönen und harmonischen Bibliotheksaal gesehen habe. Ob er aber für den eigentlichen Zweck sehr geeignet ist, wage ich nicht zu entscheiden. Dann betraten wir die Sakristei, wo die Schnitzereien noch viel schöner sind. Sie bestehen in Reliefs, ganzen Figuren und Ornamenten. Alles spricht von der hohen Vollendung der Schnitzkunst dieser Zeit.

Hierauf gingen wir in den Garten, der recht gut gehalten ist. Das Abteigebäude macht sich von da aus sehr stattlich. Ausgezeichnet ist daran die Verteilung der Fenster. Im hinteren Teile des Gartens hat man durch die Bäume einen guten Blick auf die Kirche. Eigentlich kann man nur von da den Turm gut übersehen.

Nun erst traten wir in die Kirche, da der Gottesdienst zu Ende war. Sie erweist sich auch im Innern als ein sehr geschickt aufgeführter Bau. Zahlreich sind die Altäre, einer immer besser als der andere. Im Chor befinden sich hervorragende Chorstühle. Natürlich darf man nicht dabei an solche aus der Zeit der Gotik denken. Sie sind eben im Barockstil ausgeführt, zeigen aber ein außerordentliches Können. Eine übersprudelnde Phantasie macht sich geltend. Aber man kann an den einzelnen Schöpfungen nur seine helle Freude haben. Denn jede Einzelheit ist ein Kunstwerk. Das schönste von den Schnitzereien sind das Bücherpult und die Sessel für die beiden Sänger. Ich habe noch in keiner Klosterkirche gesehen, daß solche besonders ausgeführt worden sind und immer an ihrer Stelle stehen. Jeder ist ein hochfeines Kunstwerk. Sie würden sicher einem Museum zur größten Zierde gereichen. Aber es ist viel erfreulicher, daß sie noch dort stehen, wofür sie geschaffen sind. Jedes kirchliche Kunstwerk verliert ja, wenn es seinem Zweck entfremdet wird. In der Kirche wirkt selbst ein nicht so vollendetes noch immer gut. Aber hier handelt es sich um hervorragende Werke der Schnitzkunst.

Zum Schluß sah ich mir den Hochaltar an. Der Altar selbst und der Aufbau sind in Stuck und Stuckmarmor ausgeführt; die Figuren darum nur in Stuck. Dargestellt ist Mariä Krönung, die sehr gut wirkt. Die Gestalt Mariens hat etwas Hoheitsvolles und dabei doch sehr Demütiges. Rechts und links sitzen zwei Figuren. Die eine ist Johannes der Evangelist,

der Seher des Neuen Bundes, die andere Salomo, der Sänger des Hohenliedes. Zuerst überrascht diese Zusammenstellung. Aber bei näherem Überlegen findet man sie theologisch sehr tief durchdacht. Mit vielem Dank an den Prior schied ich von der gewaltigen Abtei.

Am selben Tage besuchte ich nachmittags die Abtei Tougerlóo, die etwas weiter nördlich liegt. Sie dürfte in manchen Kreisen wenigstens dem Namen nach bekannt sein, weil der von den Eucharistischen Kongressen bekannte Bischof Heylen von Namur vorher hier Abt war. Auch sie geht in das Mittelalter zurück. Aber aus dieser Epoche hat sich nichts erhalten. Ebenso wie in Averbode ist im 17. Jahrhundert ein großartiger Neubau aufgeführt worden. Freilich ist es dem hiesigen lange nicht so gut ergangen. Während der großen französischen Revolution brannte ein großer Teil nieder. Hier wurde ich in der liebenswürdigsten Weise von dem Abt selbst empfangen und herumgeführt.

Interessant ist zunächst die äußere Umwallung, die noch aus dem 17. Jahrhundert stammt. Sie besteht aus einer Anzahl kleiner, dicht aneinander gebauter Häuser, die wohl für wirtschaftliche Zwecke bestimmt waren. Sie geben also ein gutes Bild der klösterlichen Wirtschaft dieser Zeit und wirken nebenbei sehr malerisch. Das Eingangstor bietet nichts besonderes.

Der noch aus dem 17. Jahrhundert stammende Teil des Klosters macht einen außerordentlich vornehmen und ruhigen Eindruck. Ein Teil ist schlicht und wirkt nur durch die ruhigen Massen. Auch ein Turm gehört zu diesem. Der Hof ist wirkungsvoll. Namentlich macht sich die Fensterstellung und die wechselnde Farbe des Backsteins sehr gut. In einer Ecke ist noch ein kleines Türmchen, das fast mehr wie ein hoher Erker aussieht.

Der übrige Teil ist im 19. Jahrhundert ganz neu erbaut worden, und zwar zu einer Zeit, die sich nicht durch den besten Kunstgeschmack auszeichnete. Er ist in einem gotischen Stil aufgeführt, dem man alles andere mehr nachsagen kann, als daß er typisch sei. Zunächst traten wir in den Kreuzgang, der meinem Gefühl nach der bessere Teil ist. Wenigstens lehnt er sich an gewisse Kreuzgänge des Mittelalters in guter Weise an. Weniger kann ich das von der Kirche sagen. Im ersten Augenblick wirkt sie nicht schlecht. Aber bald sieht man, daß es gar kein hervorragender Bau ist. Die Altäre wirken alle so, als ob sie in einer Fabrik angefertigt wären. Es ist interessant, damit die Kirche von Maredsous zu vergleichen, die ja auch im 19. Jahrhundert und im gotischen Stil erbaut worden ist. Aber Maredsous ist ein wirklich hervorragendes Gebäude, während ich das von dem hiesigen nicht behaupten möchte. Es fand gerade die Vesper statt, bei der die Mönche schön sangen. Das wirkte gut. Infolge dieses Chordienstes war es leider nicht möglich, die Kirche von der anderen Seite näher anzusehen. Vielleicht hätte ich dann einen besseren Eindruck gewonnen. Auch hier standen Stühle für die Sänger neben dem Bücherpult wie in Averbode. Aber diesesmal saßen die beiden Sänger darauf. Ich schied

hier mit dem Gefühl, daß alles Alte einen schönen Eindruck macht, dagegen alles Neue im Vergleich damit sehr abfällt. Dem Abt für die freundliche Führung unsern Dank bekundend, verließen wir das Kloster.

Am darauffolgenden Tage besuchte ich die Abtei Grimberghen, die nicht sehr weit von Brüssel liegt. Im Bädecker steht, sie sei ein ehemaliges Kloster. Das stimmt aber nicht, denn der Prior hat mich im Auftrage des Abtes begrüßt und herumgeführt. Es ist ein gewaltiger Barockbau, der anscheinend nie ganz fertig geworden ist. Das bezeugt z. B. die ganz kahle Westfront der Kirche. Aber was an dem Bauwerk ausgeführt wurde, ist architektonisch viel bedeutender als an den beiden anderen Abteien. Durch ruhige und klare Architektur zeichnen sich die Abschlüsse des Chores und des Querschiffes aus. Die Ornamentik ist nicht sehr reich. Einige Fenster sind zugemauert. An der Südseite steht ein zum Teil noch spätgotischer Turm mit geradem Abschluß, wie man solche so oft in den belgischen Städten findet. Der andere Turm ist dagegen ganz im Barockstil erbaut.

Das Innere hat herrliche Verhältnisse und ist so wohlabgewogen, wie ich es nur selten bei einer Kirche dieses Stils gefunden. Zahlreich sind die Altäre. Im Chor befindet sich schönes Gestühl. Schon bei Averbode habe ich solches aus der gleichen Zeit in sehr lobenswerter Ausführung gefunden. Von dem hiesigen läßt sich noch mehr des Lobes sagen. Der Schnitzer, dem wir es verdanken, verstand sehr viel von seiner Kunst. Ausgezeichnet sind besonders die großen Heiligenfiguren. In dem Chor erblickt man ein großes Deckengemälde, das die Glorie des hl. Norbert darstellt. Es ist mit der gewohnten fabelhaften Technik und Leichtigkeit ausgeführt, die man immer bei den Malern dieser Zeit findet. Ferner ist im Chor ein wundervolles Grabmal eines Prinzen von Bergha aus dem 17. Jahrhundert. Es ist in schwarz und weißem Marmor ausgeführt. Der Verstorbene ist in ganzer Gestalt kniend dargestellt. Wir besuchten dann die Sakristei, die sehr gut geschnitzte Schränke aufweist. Außerdem ist sie mit ganz gut gemalten Barockbildern geschmückt, die etwas an die Schule Van Dycks gemahnen. Der Prior erzählte uns aber, sie seien aus der Schule Van Eycks. Als ich ihm sagte, er verspräche sich wohl und meinte Van Dyck, erwiderte er: ‚Non, non, école de Jean van Eyck.‘ Eine Belehrung dieses ‚Kunstkenners‘ erwies sich als unmöglich.

Das Schönste in der ganzen Kirche sind die beiden Beichtstühle, die allein schon den Besuch lohnen würden. Man könnte fast sagen, sie seien die schönsten Beichtstühle, die es gibt. Geschnitzt sind sie von Verbruggen, demselben, der die Kanzel von Sainte Gudule in Brüssel ausgeführt hat. Dort ist vielleicht die Phantasie noch zu übersprudelnd. Hier kann man entschieden von großer, klarer Kunst sprechen. An jedem befinden sich vier lebensgroße Figuren, die entweder symbolische oder historische Beziehungen zu dem Sakrament der Buße haben. Die Krone von allen diesen Figuren ist die Reue, die zu dem Beichtstuhl an der Südseite der Kirche gehört. Man kann sie direkt als erhaben bezeichnen. In dem Gesicht ist in wunderbarer

Verbruggen/Beichtstuhl in der Abtei Grimberghen



(Zu dem Aufsatz: Belgische [illegible] Von Johann Georg Herzog zu Sachsen)

Weise das Gefühl der Reue und Zerknirschung ausgedrückt. Neben der Reue steht der König David, eine hoheitsvolle Gestalt mit langem Bart. Es folgt der ernste Bußprediger Johannes der Täufer und endlich die erbarmende Liebe, die ein Herz in der rechten Hand und ein Kreuz in der linken hält. Alle zeichnen sich durch edle Größe und Einfachheit aus. Der Faltenwurf ist klassisch schön. Sehr gut ist auch der verlorene Sohn. Nur wirkt es eigen, daß er ein Schwein als Attribut zwischen den Beinen hat. Die anderen drei Figuren sind mir nicht so deutlich in der Erinnerung geblieben. Oben befinden sich immer fünf Medaillons, von denen das mittelste von zwei Engeln gehalten wird. Als ich meinem Entzücken über diese Figuren lauten Ausdruck gab, konnte der Prior auf einmal deutsch sprechen und entpuppte sich als begeisterter Verehrer dieser Beichtstühle. Von allen geschnitzten Barockfiguren, die ich bis jetzt gesehen, kann ich die hier unbedingt als die besten bezeichnen. Leider drängte die Zeit, da ich zum Frühstück beim Generalgouverneur von Bissing nach Trois-fontaines geladen war. So mußten wir nach zu kurzem Besuche scheiden.

Diese drei Abteien bedeuten entschieden einen Höhepunkt belgischer Klosterarchitektur des 17. Jahrhunderts. Sie sind bis jetzt in weiten Kreisen viel zu wenig beachtet worden, verdienten aber die eingehendste Betrachtung, namentlich aber eine gute Publikation. Mir lag nur daran, das Interesse von Kunstfreunden darauf zu lenken.

England und die napoleonische Weltpolitik*

Von Paul Holzhausen

Es sind nunmehr rund zehn Jahre her, als mir eines Tages von einem Heidelberger Gymnasiasten in einem sauberen Heftchen ein mit rührender Sorgfalt ausgearbeiteter ‚Stammbaum der Familie Bonaparte und der mit ihr verwandten europäischen Fürstenhäuser' übermittelt wurde. Ich bin mit solchen Geschenken öfter beglückt worden und habe bisweilen die erfreuliche Beobachtung machen können, daß aus jugendlichen Enthusiasten, deren ich selber einst einer gewesen, eifrige Sammler zur napoleonischen Geschichte, in vereinzelten Fällen auch wirkliche Forscher hervorgegangen sind, die heute schon einen Namen haben.

Auch in diesem Fall ist eine Ahnung eingetroffen. Aus dem damaligen Tertianer oder Sekundaner Otto Brandt in Heidelberg ist ein vielversprechender junger Historiker geworden, der, von ausgezeichneten Lehrern, Oncken, Lenz u. a., unterrichtet, die Methode der Geschichtswissenschaft

* Otto Brandt, England und die Napoleonische Weltpolitik 1800—1803. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft 43.) Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 231 S. 8°. Geheftet M. 5.60, gebunden M. 6.—

trefflich beherrscht und, was noch höher anzuschlagen, auch die Gabe besitzt, ein enger begrenztes Thema von weiten Gesichtspunkten aus in einer die Allgemeinheit fesselnden Darstellung zu behandeln. Und nun ist — habent sua fata libelli — der Weltkrieg gekommen und hat einem schon an sich originellen Gegenstande der Betrachtung ein universales Interesse gegeben.

‚Die Vorgänge des Weltkrieges', sagt der Verfasser am Ende seines Vorwortes, ‚haben mich nur noch mehr in der Ausführung dieser Arbeit bestärkt.' Wenn er beklagt, daß ein ‚unfreundliches Geschick' es ihm versagte, mit der Waffe an dem Kampfe selber teilzunehmen, so findet er, und gewiß mit Recht, darin einen Trost und eine Befriedigung, daß es ihm vergönnt gewesen, ‚einen Beitrag für das Verständnis der englischen Weltpolitik gegeben zu haben'.

Doch muß hier, um Mißverständnissen vorzubeugen, der Gedanke abgewiesen werden, daß es sich in dem zur Besprechung kommenden Buche um eine Tendenzschrift handelt, wie deren jeder Krieg, und der Weltkrieg in noch nie gesehener Menge, in die Fenster der Buchläden gebracht hat. Wie gesagt, Otto Brandts Arbeit ist ein durchaus methodisch-wissenschaftlich angelegtes Werk, dessen Erscheinen nur insofern außerordentlich glücklich fällt, als die englische Weltpolitik der Gegenwart, die eine konsequente Fortsetzung derjenigen des 19. und schon des 18. Jahrhunderts ist, durch die Vorgänge in der zwischen dem Frieden von Amiens und dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten (1803) liegenden Zeit zu interessanten Vergleichen auffordert und beide Geschichtsepochen, die gegenwärtige und die von 1802/03, sich gegenseitig wie mit Scheinwerfern beleuchten. Die Frage, ob eigentlich Napoleon oder England zu dem Kriege getrieben, der im Jahre 1803 wirklich ausbrach, gehört zu den Fragen, die bisher nie völlig glatt und rein gelöst werden konnten, schon aus dem Grunde, weil die Lösungsversuche früherer Zeiten von der politischen und persönlichen Stimmlage der mit ihnen Beschäftigten kaum je ganz freigeblieben sind. In den Jahrzehnten, als die Befreiungskriege und der Krieg von 1870 in der Beurteilung Napoleons noch stärker mitwirkten, auch die archivalische Forschung noch zurück war, konnten selbst bedeutende Männer zu der Auffassung gedrängt werden, in dem großen Heerführer nur eine Art ‚Eroberungsbestie' zu sehen. Damit war denn eine Hinneigung zu England und der Glaube an dessen ursprünglich friedfertige Tendenzen nahegelegt, und ein Duncker war überzeugt davon. Doch ist auch noch später bei zahlreichen Beurteilern eine gewisse ‚Anglomanie' hervorgetreten, ganz zu schweigen von den Engländern selbst, deren zurzeit namhaftester Napoleonforscher John Holland Rose die Vorgeschichte des Bruches zwischen seinem Lande und Frankreich fast ausschließlich nach englischen Materialien studierte. Aber auch republikanisch gefärbte Franzosen sind aus Gründen, die doch wohl mit ihrer politischen Gesamtauffassung zusammenhängen dürften, Napoleon nicht gerecht geworden: u. a. P. Coquelle (Napoléon et l'Angle-

terre), der die ganze Schuld des Bruches bei dem Konsul Bonaparte zu finden glaubte.

Eine mehr vermittelnde Stellung nimmt August Fournier in seiner Napoleonbiographie ein, namentlich in der neuen (3.) Auflage, doch so, daß der Leser auch dieses Buches immerhin herausfühlt, wie dessen Verfasser in der Frage sich mehr nach der Seite Englands als nach der Napoleons hinneigt. Anders Lenz und Roloff, die unter den lebenden Forschern hauptsächlich die Ansicht verfechten, daß Napoleon den Frieden zu erhalten gesucht habe, während der unlängst verstorbene Philippson in seinem erst im Jahre 1913 erschienenen Werke ‚Die äußere Politik Napoleons' zu der alten Ansicht zurückkehrte.

Eine neue Gelegenheit, die Politik Englands unter eine besonders scharfe Lupe zu nehmen, hat ja denn nun der Weltkrieg geboten. Seitdem ist mancher Band der englischen Geschichte gewälzt worden, um aufs neue die alte Wahrheit zu erhärten, daß die englische Staatskunst in der Anwendung niederer Kniffe, einer auch auf diplomatischem Gebiete beispiellosen Perfidie und namentlich einer wenig anmutenden Heuchelei — des echt englischen ‚cant' — von jeher besonders stark gewesen ist.

Die Gepflogenheit englischer Regierungen, sich als Helfer schwächerer Mächte aufzuspielen, um hinter diesem Verfahren vor den Augen der politisch Kurzsichtigen die Erreichung eigensüchtiger Zwecke zu verbergen, war schon im 18. Jahrhundert hervorgetreten. Was die britischen Staatsmänner auch sagen mochten: bei allen großen Kriegen auf dem Kontinente hatte ihnen das eine unverrückbare Ziel der Ausdehnung ihres Kolonialreiches vorgeschwebt, im Spanischen Erbfolgekrieg, im Siebenjährigen und in dem Kriege gegen die französische Republik.* Wenn 1793 Pitt für die Bourbonen auftrat, mit denen sein Land von jeher im Hader gelegen, so geschah es, weil er in dem Königtum, mit der Republik verglichen, den schwächeren Gegner sah und es darum zurückwünschte; besonders aber weil ihn die Besetzung der Niederlande zum unversöhnlichen Feinde der Sansculotten gemacht hatte. Und so war auch jetzt, im Jahre 1802, das Mißvergnügen wegen der andauernden Besetzung Hollands eine der vornehmsten Ursachen des schnellen Umschwunges der öffentlichen Meinung in England nach dem Frieden von Amiens, der anfangs in London in breiten Schichten der Bevölkerung mit lauter Freude begrüßt worden war.

Wie bekannt, hatte dieser Friede England zur Herausgabe der in dem voraufgegangenen Kriege gemachten Eroberungen mit Ausschluß einiger Inseln verpflichtet. Frankreich dagegen sollte eine Reihe besetzter Plätze in Unteritalien herausgeben und vor allem das Königreich Neapel wiederherstellen. Während nun Napoleon seinerseits die Bedingungen erfüllte, zögerten die Engländer mit der Räumung der Insel Malta und der den Holländern gehörenden Kapkolonie. Sie haben später ihr Verfahren damit

* Vergl. Seeley, The Expansion of England.

zu entschuldigen versucht, daß Napoleon während der kurzen Friedenszeit die französische Machtsphäre nach verschiedenen Seiten hin ausgedehnt hatte. Hierin wollten sie eine Verletzung des Amienser Vertrages sehen. Nun ist es richtig, daß sich der Erste Konsul im Januar 1802 von der Konsulta in Lyon zum Präsidenten der (ober-)italienischen Republik ernennen ließ. Mit Recht nennt Brandt dieses Vorgehen einen ‚rücksichtslosen Akt des Siegers', betont aber zugleich, daß durch Napoleons Vorgehen in Italien auch ‚nicht ein einziger Artikel des Friedens von Amiens verletzt worden wäre'. Dasselbe war in Holland der Fall. Noch bezeichnender war die Entrüstung der Herren in Downing Street über die Neuordnung der Schweiz, die im Jahre 1803 zu der bekannten Mediationsakte führen sollte. Man mag über diese selbst denken, wie man will: auf jeden Fall lag das Schweizer Land außerhalb der Interessensphäre der Großmacht an der Themse, und wenn Britannia für die ‚Freiheit' der Schweizer eintrat, so konnte es vor den Augen der Welt wieder einmal als der ‚uneigennützige Beschützer eines Schwachen und Angegriffenen gelten und dadurch die Rolle übernehmen, die es auch noch im 20. Jahrhundert mit Geschick und Emphase zu spielen verstanden hat'.

In schöner Ausführung hat Otto Brandt diese Punkte beleuchtet. Einen noch höheren Schwung nimmt seine Darstellung da, wo er auf Napoleons Kolonial- und Weltpolitik zu reden kommt. Der weitblickende Konsul hatte sich eine Neubegründung des französischen Kolonialreiches zur Aufgabe gemacht. Es ist dieselbe Aufgabe, die sich die dritte Republik nach 1870 gestellt und durch die Erweiterung der ostasiatischen Besitzungen Frankreichs und die Eroberung von Dahomey, Französisch-Kongo, Madagaskar usw. in Afrika, teilweise wenigstens, erreicht hat. Wie aber hier, in Afrika, die Erweiterung ihres Kolonialbesitzes die Franzosen in neuerer Zeit abermals zu einem Zusammenstoß mit England (Faschoda!) führen sollte, der weiteren Plänen eine Grenze setzte, so ist Napoleons Kolonial- und Weltpolitik von vornherein an Englands Widerstand gescheitert. Man darf hierin mit Otto Brandt eine Tragik sehen, wie man eine Tragik anderer Art darin erblicken wird, daß der große Imperator den Zug nach Rußland 1812 zu einer Zeit und unter Umständen unternahm, die bei dem Fehlen der Hilfsmittel moderner Technik zu einer schauerlichen Katastrophe führen mußte.*

Die weitschauenden Gedanken des französischen Staatslenkers richteten sich in gleicher Weise nach Westen wie nach Osten. Im Westen handelte es sich um die Bekämpfung des Negeraufstandes in Domingo und die Rettung dieser Insel, einer der Perlen der Antillen, auf die man einst, in den Tagen der Regentschaft des Herzogs von Orleans, die kostbare Bohne, den Kaffee, verpflanzt hatte. Daneben handelte es sich um das Mississippi-

* Vergl. die ‚Tragödie des großen Heeres', Einleitung zu meinem Buche ‚Mit Napoleon in Rußland' (Lutz' Memoirenbibliothek, III, 13).

becken, Louisiana, dessen Abtretung von Spanien der Konsul durchgesetzt hatte, das er aber bald an Amerika verkaufen mußte, da ihm nach dem Wiederausbruch des Krieges die Verbindung dorthin von den Engländern abgeschnitten werden konnte.

Diese traten ihm in seiner gesamten Kolonialpolitik hindernd entgegen. Noch mehr als von West-, gilt dieses von Ostindien. Hier kam es sogar zu einem offenen Vertragsbruche, den aber nicht Bonaparte, sondern die britische Regierung begangen hat, indem sie dem Gouverneur Wellesley, dem späteren Herzog von Wellington, den Befehl erteilte, die den Franzosen gehörigen Plätze Pondicherry usw. nicht zu räumen, was nach dem Wortlaute des Friedens von Amiens hätte geschehen müssen. Später erging zwar ein Gegenbefehl an Wellington, aber der englische ‚Prokonsul' durfte es, im Vertrauen auf die Zustimmung seiner Regierung, wagen, ihn zu ignorieren.

Natürlich lag den Engländern daran, Napoleon alle Wege nach Indien zu sperren. Hiemit hängt die verzögerte Herausgabe des Kaps an die Holländer zusammen, auch die Saumseligkeit, mit der die Räumung Ägyptens betrieben wurde, endlich die bekannte und oben schon erwähnte Weigerung, Malta, die wichtige Flottenstation im Mittelmeer, dem Johanniterorden zurückzugeben. Das lief den Bestimmungen des Friedens von Amiens wieder schnurstracks entgegen. Der Konsul Bonaparte erschöpfte sich in diplomatischen Versuchen, das Eiland den Händen der Engländer zu entwinden. Er suchte den Zaren Alexander hiefür zu gewinnen, bat um dessen Vermittlung, wollte Malta Rußland überantworten. Aber England ließ am Petersburger Hofe alle Minen springen, des Goldes und der Intrigue, um zu seinen Zielen zu gelangen. Der Kanzler Alexander Woronzow arbeitete im englischen Interesse, und dessen Bruder Simon, Botschafter in London, auch der russische Botschafter in Paris, Graf Markow, waren in gleichem Interesse tätig. Kaiser Alexander lehnte die Vermittlung ab, und da England auf seiner Weigerung bestand, war der Bruch entschieden.

Der Krieg des Zollhauses war dem Kriege mit den Waffen vorangegangen. Neidisch hatten die Engländer den energischen Anstrengungen des Ersten Konsuls zugesehen, die französische Marine, die Industrie und den Handel Frankreichs zu heben. Da sie wie heute das Welthandelsmonopol für sich beanspruchten, war ihnen der Gedanke unerträglich, mit einer anderen Macht zu teilen. Die Londoner Kaufmannschaft hatte erwartet, daß dem Friedensschlusse des Jahres 1802 ein für sie günstiger Handelsvertrag bald folgen würde. Diesen konnte Napoleon mit Rücksicht auf die durch die Wirren der Revolution zerrütteten Verhältnisse Frankreichs nicht schließen. Die schutzzöllnerische Politik des Konsulats beraubte England der vom Frieden erträumten Vorteile. Daher hatte dieser für sie das Interesse verloren. Nun kennzeichnet es wieder ihr System, daß sie fälschlich dem Gegner Rüstungen zu einem neuen Kriege vorwarfen und hierüber klagten, während sie selbst diesem Kriege entgegensteuerten. Daneben waren,

wie Brandt recht scharfsinnig gezeigt hat, die Machenschaften in Rußland Vorbereitungen zu einer ‚Entente' mit festländischen Staaten, die gebraucht werden konnten, um den Gegner auf dem Lande zu beschäftigen. Auch das ist eine der bekanntesten Züge der englischen Politik: mit klingender Münze sich Bundesgenossen zu sichern, die anstatt oder wenigstens neben den eigenen Truppen bluten können.

Endlich hat unser Autor noch einen Teil seines Buches und, nach meinem Geschmack, keineswegs den am wenigsten interessanten, der Schilderung der Kampfmittel zugewandt, die von englischer Seite angewendet wurden, um den Ersten Konsul zu diskreditieren, ihn auch persönlich zu reizen, hingegen die eigene Sache vor den Augen der Welt als ‚gerechte' darzustellen. Die Londoner Presse wurde zu diesem Zwecke mobil gemacht, wobei sich zwar die ministeriellen Organe, relativ genommen, einer gewissen Mäßigung beflissen; doch ist auch das cum grano salis zu verstehen. Die Ausfälle der im besonderen Sinne so zu nennenden ‚Kriegspartei' gingen vollends über jedes Maß und Ziel hinaus. Zwar wurden deren Organe in einzelnen Fällen zur Ruhe verwiesen; aber im allgemeinen sah das englische Ministerium — das Ministerium Addington, das oft zu unrecht als ein Friedensministerium par excellence bezeichnet worden ist — den Londoner Journalisten durch die Finger. Selbst solchen, die, wie der französische Emigrant Peltier ziemlich unverblümt zur Beseitigung Bonapartes aufforderten. Der Beseitigung des Oberhauptes eines Staates, mit dem das offizielle England in diplomatischem Verkehr stand! Noch mehr. England gewährte französischen Verschwörern, die zur Tat, d. h. in diesem Falle zur Ermordung des Konsuls schreiten wollten, nicht nur Asyl, sondern es flossen ihnen auch Geldquellen in England zu.

Manche dieser Vorgänge hat der Verfasser des Buches ‚England und die Napoleonische Weltpolitik' mehr gestreift als ausführlich behandelt.* Das entsprach seiner Aufgabe. Immerhin hätte doch vielleicht etwas mehr, als von ihm geschehen, hervorgehoben werden dürfen, daß es auch in dieser Zeit und unter diesem Volke Geister gegeben hat, die politisch und menschlich zu anständig empfanden, um den ungeheuerlichen Rummel mitzumachen. Fox ist nicht der einzige gewesen, der gegen die Ausschweifungen der Presse und die rednerischen Entgleisungen im Parlamente Protest erhob. Auch zur Zeit des Burenkrieges sind Männer solcher Art aufgetreten. Freilich sind ihre Stimmen den Bestrebungen einer zielbewußten, harten, in der Wahl ihrer Mittel selten wählerischen Politik gegenüber, ohne Echo zu finden, verhallt.

Diese Politik in einer zwar kurzen, aber geschichtlich hochbedeutenden Spanne Zeit in ihrer Werkstatt beobachtet und in einem fesselnden, schön geschriebenen Buche die Beobachtungen niedergelegt zu haben, ist das Ver-

* Ich habe dies in breiterer Ausführung in meinem Buche ‚Byron, Bonaparte und die Briten' (Frankfurt a. M., 1904) getan. Vergl. auch meinen Aufsatz ‚Englands Landungsfurcht', Hochland, 1914/15, Heft 6).

dienst des jungen Gelehrten in der Neckarstadt. Daß ein auf dem Erdkreise furchtbar lastendes Verhängnis ihm insofern hold war, als es seiner Studie einen der historischen Forschung seltener anhaftenden aktuellen Reiz verlieh, ist zwar an sich ein zufälliger Umstand, zu dessen Eintreffen man ihn aber kaum weniger wird beglückwünschen dürfen als zur Vollendung seiner in plastischer Rundung gelungenen Arbeit.

Noch einmal: Das weibliche Dienstjahr

Zu meiner nicht geringen Genugtuung kann ich feststellen, daß Herr Medizinalrat Graßl mir in den grundlegenden Gedanken zustimmt. Er sagt Seite 279: ‚Ich halte die Tätigkeit der Frau in der Familie für einen Beruf, ja für den eigentlichen Beruf der Frau und nebenbei gesagt für den höchsten, der sich nicht durch Befehle zwischen dem Zuknöpfen des dritten und vierten Handschuhknopfes erledigen läßt.‘ Das ist ganz meine Ansicht. Und eben deswegen verlange ich eine Vorschulung der Mädchen für ihren höchsten Beruf, und zwar eine technische und eine religiös-sittliche; damit die ‚Reform von innen heraus‘, die Graßl betont, möglich wird. Um diese Reform von innen heraus zu begünstigen, deswegen fordere ich das Internat, denn es bietet mehr als der stundenweise Schulbesuch die Möglichkeit erziehlicher Beeinflussung, wohlverstanden nicht das Zwangsinternat, sondern den Internatszwang, was einen wesentlichen Unterschied ausmacht, denn der Internatszwang läßt den Eltern Freiheit in der Wahl der Anstalt, so gut wie der Schulzwang dies tut. Weiter stimme ich völlig Graßl zu, wo er auf Seite 276 sagt: ‚Die notwendigen Vorbedingungen des Dienstjahres der Frauen sind doch die weiblichen Sondereigenschaften, und der Zweck des Dienstjahres ist die Ausbildung dieser Sondereigenschaften.‘ Diese Sondereigenschaften sollen eben in der hausmütterlichen Vorschulung die volle Berücksichtigung, die die Schule nicht bieten kann, finden. Wären diese Sonderanlagen, das spezifisch Weibliche, nicht da, worauf dann eine hausmütterliche Schulung bauen? Und weiter: Wenn Graßl meint, die Erfüllung der natürlichen Mutterschaftspflicht würde der Beweis für eine richtige hauswirtschaftliche Schulung sein, so gebe ich ihm vollständig recht und füge noch hinzu, daß die Dienstjährige diese mütterliche Naturaufgabe von jedem Standpunkte aus als Pflicht ansehen lernen soll und muß und wird, wofern sie der Beeinflussung durch Erziehung und Unterricht zugänglich ist, denn die Erziehung kann nicht den Menschen machen, nur entwickeln. Gleichviel ob wir vom natürlichen oder christlich-moralischen oder biologischen oder sozialen oder staatsbürgerlichen Standpunkte über die leibliche Mutterschaft und ihre nachfolgende Pflicht sprechen: Die Mutter ist verpflichtet, ist ohne Einschränkung zur Erfüllung ihrer Naturaufgabe verpflichtet. Der von mir für das Dienstjahr erhoffte staatsbürger-

liche Unterricht würde dem Mädchen einprägen, daß es zwar viel, sehr viel für das Vaterland tun kann, tun muß und wahrlich im Kriege jetzt auch getan hat, daß der grundlegende, durch nichts zu ersetzende Dienst am Staate aber das gesunde und guterzogene Kind ist. In der Schule bietet sich zu dieser Erörterung nicht die Gelegenheit, deshalb: Das Dienstjahr oder, um dies Wort zu vermeiden, die hausmütterliche Vorschulung. Daß diese Erziehung — auch wenn wir sie auf mehrere Jahre ausdehnten — nicht alle Mängel und Fehler, geschweige denn alle Sünden abstellen könnte, ist klar, denn erstens ist nicht jedes Mädchen erziehungsfähig und zweitens spricht bei dem häuslichen Leben der Ehemann entscheidend mit. Und nicht jeder Mann ist zu Opfern bereit. Ich führe dem Arzt das Wort einer Ärztin an. Dr. med. Agnes Bluhm-Berlin erzählte Oktober 1915 bei der Tagung für Bevölkerungspolitik der Zentralstelle für Volkswohlfahrt: Ich mußte einer Frau sagen, daß sie wieder Mutter werden würde. ‚Ich wollte das Kind ja auch wohl noch durchbringen,‘ sagte sie, ‚aber was wird mein Mann sagen? Schon beim letzten Kinde hat er mich halbtot geschlagen.‘ Es geht doch wohl nicht an, für Schäden, die bevölkerungspolitische Maßnahmen hervorrufen, das Weib allein verantwortlich zu machen, trotz des patriarchalischen Alters dieses Verfahrens.

Weiter stimme ich Graßl aus vollstem Herzen zu, wenn er Seite 277 mit scharfen Worten das Schmarotzertum oberflächlicher Frauen geißelt: ‚Wir wollen nicht, daß sie in diesen von der Tüchtigkeit ihrer Person unabhängigen Zufälligkeiten aufgeht, daß sie zur hilflosen Sklavin der Dienstboten herabsinkt und die Familie auf diese niedrigere Stufe herabdrückt, wir wollen, daß sie imstande bleibt, im Notfalle das Hauswesen auch ohne fremde Hilfe zu führen.‘ Ich fahre fort: Deswegen muß das Mädchen durch eine tüchtige, ernstliche Vorschulung von seinem Berufe einen anderen Begriff bekommen, es muß Ernst sehen. Von den Männern allein können wir hier die Abhilfe nicht erwarten. Zwar sind sie es, wie Graßl nachdrücklich betont, die die Gesetze machen. Aber in der Gesetzgebung haben sie so geringe Wertschätzung für den höchsten Beruf des Weibes an den Tag gelegt, daß er der Beachtung nicht gewürdigt worden ist. Vater Staat vergewissert sich, ob die Schülerin rechnen und schreiben kann, ob sie was von Hannibal und Karl dem Großen, von Schiller und Goethe, vom Himalaya und dem Mississippi weiß, aber ob das Mädchen jemals Wäsche zu behandeln gelernt hat, oder weiß, wie ein Ofen geheizt werden muß, danach fragt man nicht. Nun sorgt Vater Staat rührend für seine Schutzbefohlenen, verbietet, den Kopf aus dem Fenster des Eisenbahnabteils zu stecken usw., nur in einer überaus wichtigen Sache kommt er dem jungen Manne nicht zu Hilfe, er sorgt nicht, daß die künftige Gattin und Mutter vorbereitet wird, ihre Leistung rechnet er zur ungelernten Arbeit. Daß das eine Unterwertung ist, wird schwerlich bestritten werden können. Um die hausmütterliche Aufgabe zu Ehren zu bringen, deshalb wird, nicht wie Graßl meint, seit kurzem, sondern

seit fünfundzwanzig Jahren, und zwar mit stets wachsender Anteilnahme, die hausmütterliche Schulung durch ein Dienstjahr gefordert. Vergessen wir auch nicht, daß für das Mädchen bei der Ausgestaltung seines Lebens der Umstand mitspricht, daß es darauf angewiesen ist, dem Manne zu gefallen. Dem Manne zu gefallen, das zeigt ihm das Leben als den aussichtsreichsten Weg. Ist es nicht natürlich, wenn es versucht, zu gefallen und sich zu fügen? Will nun der Leutnant oder Assessor der Frau Dienstboten halten, soll sie dann auftrumpfen? Soll sie sich von ihm trennen? Ich meine, die entlastete Frau kann ihre Zeit sehr nutzbringend verwenden, ja ich kann auch Graßl nur schwer glauben, daß er jede Frau, die ihren Haushalt ‚leitet', statt selbst mit den Händen zu ‚besorgen', für einen Schmarotzer erklären will. Diejenigen, die es wirklich sind, die verdienen das scharfe Wort, das ich in der ersten Antwort gebraucht habe, indem ich die grundlose Weigerung, die häuslichen Pflichten zu erfüllen, als eine Ungeheuerlichkeit bezeichnet habe. Nur kommt es darauf an, was in den verschiedenen sozialen Schichten die häuslichen Pflichten bedeuten, soweit die Technik der Hauswirtschaft in Betracht kommt. (Der unwägbare Teil kennt keine sozialen Unterschiede.) Aus dem geringeren Maß an technischen, eigenhändig zu erledigenden Aufgaben in den höheren Schichten zu folgern, daß eine solche Hausmutter es leicht, auf jeden Fall leichter habe als die Frau, die einen kleinen Haushalt allein besorgt, wäre jedoch ein Irrtum. Darüber habe ich mich bereits früher verbreitet, gebe aber gern zu, daß die Art der häuslichen Tätigkeit es dem Manne außerordentlich erschwert, ein richtiges und damit gerechtes Urteil zu gewinnen. Der deutsche Mann ist Berufsarbeiter. Kommt er heim, findet er — die Tüchtigkeit der Hausmutter vorausgesetzt — ruhiges Behagen, Ordnung, Sauberkeit. Die Arbeit beginnt scheinbar erst wieder, wenn er den Rücken kehrt. Ist zu verwundern, daß das Ganze den Eindruck der Selbstverständlichkeit macht, daß man von dem Nachdenken, Überlegen, Einteilen, Vorausdenken der Hausmutter schwer ein Bild bekommt? Die Fäden der Wirtschaft hält sie in der Hand, spinnt sie weiter, und das feine, mühsame Gespinst nennen wir kurz häusliches Behagen. Die Kunst dabei ist, daß die Wirtschaft den Eindruck der leichten Selbstverständlichkeit macht, daß die Maschinerie sich ohne Stocken bewegt. Wieviel Mühe, Disziplin, Voraussicht, Geduld und Strenge, Nachgiebigkeit und Festigkeit, Blick aufs Ganze und Treue im Kleinsten aber dazu gehören, einen Haushalt mit Kindern, Dienstboten und Geselligkeit zu leiten, das weiß nur die Eingeweihte. Zu ihren Pflichten gehört es auch, sich so einzurichten, daß sie für den Mann Zeit hat, wenn er ihre Begleitung auf einem Spaziergange oder bei Besuchen wünscht. Graßl meint Seite 270: ‚Ich halte es aber für kein geordnetes Gemeinschaftsleben, wenn der eine Teil mit dem Gatten spazieren geht — Verzeihung: Besuche macht, der andere Teil unter der schweren Arbeitslast der kinderreichen Familie zusammenzubrechen droht.' Warum richtet Graßl diesen Vorwurf aber nicht auch gegen den spazierengehenden

oder Besuche machenden Mann, während Schwerarbeiter an glühenden Öfen in den Munitionsfabriken stehen?

Daß nun eine Hausmutter der höheren Schichten mit dem Fremdwort ‚Dame‘ bezeichnet wird, ist gewiß nicht schön, aber das Fremdwort ist nun einmal eingebürgert, die Bezeichnung erhält den unangenehmen Beigeschmack auch nur durch die vorgefaßte Meinung, daß eine Dame ein Schmarotzer sein müßte. Da bin ich anderer Ansicht. Ich kenne Schmarotzer in jeder sozialen Klasse, und kenne ‚Damen‘ von großen Verdiensten, bin aber gern bereit, einen deutschen Ausdruck mir zu eigen zu machen, wenn er sich mit Dame oder Lady deckt. Ehe wir kein deutsches Wort dafür haben, wird sich das Wort Dame wohl erhalten, gegen das schon vor einem Menschenalter Schopenhauer vergeblich angekämpft hat. Er setzte Dame und Schmarotzer gleich und vergleicht sie mit ‚den heiligen Affen von Benares, die sich alles für erlaubt halten‘. Von der Dame als solcher ‚abzurücken‘, wie Graßl erwartet hat, habe ich keine Veranlassung, ich würde damit keineswegs nur von minderwertigen, sondern auch von vorbildlichen Hausmüttern abrücken; von den Schmarotzern aber kann ich nicht abrücken, da mich zeitlebens eine Kluft von ihnen getrennt hat, und ich sie stets als einen Schandfleck des weiblichen Geschlechts bezeichnet und gebrandmarkt habe. Jetzt hat die Verachtung dem Mitleid in etwa Platz gemacht, denn ein langes Leben hat mir gezeigt, daß es recht und billig ist, wenn man den führenden Teil mitverantwortlich macht, und daß des Weibes Fehler des Mannes Schuld sind. Die Frauen sind das, was die Männer aus ihnen machen, deshalb hat auch jedes Volk die Frauen, die es verdient. Unter allen Umständen ist es unbillig vom Manne, zu verlangen, die Frau solle wissen, was sie nicht gehört, können, was sie nicht geübt, lehren, was sie nicht gelernt hat. Wer das zugibt, wird mithelfen, daß wir zu einer geregelten, pflichtmäßigen, allgemeinen Vorschulung des Mädchens für den Hausmutterberuf kommen.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Schlußwort. Den angeblich fundamentalen Unterschied zwischen Zwangsinternat und Internatszwang verstehe ich nicht. — Da die wirkliche Mutter und wirkliche Hausfrau mit ihrer Familie vielbeschäftigt ist, kann sie kein Internat leiten. Der Mutterberuf schließt jedes Surrogat aus. Die sämtlichen deutschen Mädchen würden also gerade in der Zeit der praktischen Einführung von Nicht-Müttern und Nicht-Hausfrauen ausgebildet werden. Das halte ich für ein völkisches Unglück. J. Graßl.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur muß man immer wieder die Erzeugnisse der zweiten ‚schwäbischen Dichterschule' rechnen. Gewiß könnte man die bittere Verhöhnung, die Heine über die erste Schwabenschule ausschüttete, auch heute wiederholen, wenn man heinisch empfände, denn durchaus gleichgeblieben sind sich die anspruchslosen Stoffe und die liebenswürdig-kunstlose Behandlungsart. Und vor dem Kriege gab es ja auch kaum einen Kritiker, der auf sich hielt (wie er sagte), welcher nicht mit spöttischer Überheblichkeit die biederen Alemannen abtun zu können glaubte. Nur daß unter diesen Spöttern kein Heine war. Jetzt, da es ratsam ist, sich als Deutscher zu gebärden, gibt man vielleicht zu, daß die guten Schwaben mindestens eine Seite des deutschen Wesens liebevoll und beharrlich gesungen haben. Die alte Abneigung hatte aber auch einen tieferen, gefühlsmäßigen Grund: der Gegensatz zwischen Norden und Süden sprach sich hier aus. Das scharfe, verstandesstolze und kühle preußische Wesen (je östlicher, desto preußischer!) sah geringschätzig auf die wunderlichen Schwaben herab, die über der Freude an Blumenduft, Vogelsang und Sonnenschein vergaßen, im Siegeszuge des Gottes Mammon mitzulaufen. Die Mainlinie trennte noch immer, nicht nur in der Literatur, und vielleicht ist es eine der notwendigen Früchte dieses Krieges, daß über diese Scheidelinie hinweg sich in innigem Austausch der Güter aus Nord und Süd das deutsche Wesen entwickelt. Wie dieses Geheimnis der Deutschwerdung vor sich ging, wird nur im Gefühl und gläubig später erkannt werden können. Sicher ist nur, daß die lebendige Kraft des Deutschtums reiner und innerlicher im Süden und besonders im Südwesten bewahrt wurde. Davon zeugt jedes Buch, das seit Jahrzehnten aus jener Ecke herkam. Und man braucht nur einen Griff in die Neuerscheinungen zu tun, um dieses Gefühls immer wieder inne zu werden. Anna Schiebers Roman ‚Alle guten Geister...' ist kein neues Buch, aber es wurde, in richtiger Erkenntnis seines Wesens und Wertes, in diesen Tagen als Feldausgabe neu aufgelegt, und da es, wie der Zufall es so mit sich bringt, in dieser Zeitschrift bei seinem ersten Erscheinen nicht besprochen wurde, so soll das Versäumte jetzt nachgeholt werden.

Auf einer der ersten Seiten des Romans erzählt Anna Schieber: ‚Die Luft war voll Schwalbengezwitscher und Starengeschwätz. Auf dem Kirchendach klapperten die Störche, in den Blüten der Frühkirschenbäume summten die Bienen wie toll vor ausgelassener Daseinsfreude. Eine Katze schnurrte auf dem Bretterzaun.' Der Bretterzaun gehört aber zu einem Garten der guten alten Stadt Biblingen in der Nähe von Tübingen, und in dem Garten geht der alte

---

* Anna Schieber, ‚Alle guten Geister . . .' (Eugen Salzer, Heilbronn, Feldpostausgabe M. 3.—), William Wolfensberger, ‚Unseres Herrgotts Rebberg'. (Ebenda M. 3.50), Marx Möller, ‚Longinus Meier.' (L. Staackmann, Leipzig, M. 5.—), Arthur Babillotte, ‚Zwischen den Feinden.' (Adolf Bonz, & Comp., Stuttgart, 3.—).

Rektor Cabisius mit der langen Pfeife auf und ab und denkt besinnlich über das Leben nach. — Das scheint sehr billige Poesie zu sein, und ohne Zweifel ist diese Art Poesie und ihre Hilfsmittel uralt. Aber es wirkt, im Rahmen des ganzen Buches, nicht alt, sondern neu, frisch und neu, weil es in einem frischen Dichterherzen neu und tief empfunden wurde. Und ist das Wunder des Frühlings nicht auch in der Tat immer neu? Werden wie hier, nicht immer wieder die Leben von Nachbarkindern, von alten, abgeklärten Großvätern, von schnurrigen Käuzen, von ehrenhaften Bäckermeistern, Drehorgelspielern und Totenweibchen so gelebt, täglich immer wieder gelebt? Um diese Leben als Dichter nachzuempfinden und zu gestalten, muß man aber ein reines Herz und eine große Liebe haben, sie dürfen nicht nur ein beliebiger Stoff sein, von dem man sagt: ‚Jetzt will ich einmal so etwas machen.‘ Denn dieses hat mancher gesagt, der an Kaffeehaustischen sich die dichterische Reife holen zu können meinte. Unter ihren Händen sträubt sich die angeblich so billige und willige Poesie, und was in gierigen Fingern zurückbleibt, ist kaum ein Fetzen des Gewandes. (Sogar Wunsch und Sehnsucht gewinnt den Preis nicht, was zur Warnung für diejenigen gesagt sei, die immer wieder meinen, weil sie die Poesie empfinden, müßte sie auch in ihren Büchern sein.) Reines Herz und große Liebe aber hat Anna Schieber und dazu noch die begnadete Schöpferkraft, die ein paar Dutzend prächtiger Menschen in ein Buch zu bannen vermag. Ja sie läßt hinter diesen gestalteten Menschen die Menge der einigen Tausend Biblinger ahnen, die die Stadt bevölkern. Und nicht nur Biblingen ist in dem Roman, sondern auch seine Bürgergärten jenseits der Mauern, die Landstraßen, die in alle vier Winde führen, und auch Tübingen ist darin, das an einem Ende so einer Landstraße liegt. Behäbige Kleinbürgerlichkeit, reizende Sonderlinge abgeklärter Art, die sich inmitten der Kleinbürgerlichkeit am wohlsten fühlen, — und daraus führen die Fäden, die diese Welt mit der größeren Welt der geistigen Arbeit verbinden. Ein Mensch des Buches, den wir als Kind kennen gelernt haben, im Spiel mit Nachbarkindern, und im andächtigen Sinnen bei Frau Judiths Erzählungen auf dem Stadtkirchenturme, geht so einen Höhenweg, aus Biblingen hinaus zu warmer Künstlerschaft. Aber sein Schicksal rundet sich ganz nach dem Begriff Biblingen: er wird kein Musiker, den ein Impresario durch die ganze Welt hetzt, sondern ein Orgelspieler, der in alten Kirchen fromme, einfache Menschen zu höheren Gefühlen mitreißt. Denn Biblingen bedeutet eine geistige Welt, festgefügt und wohlbegrenzt, jenseits der die sündhafte Unruhe beginnt, und deshalb ist der Roman ‚Alle guten Geister...‘ beileibe kein Idyll, sondern ein Weltbild. Das macht des Romans Bedeutung aus. Und wenn auch Aufbau und Stil die eigentliche Meisterschaft vermissen lassen, ja wenn man zuweilen der Verfasserin im Technischen einen lebhafteren Ehrgeiz wünschte, so sind doch Einzelbilder in dem Roman, die in Erfindung und Ausführung echtes und reifes Künstlertum bedeuten. Dahin ist die Schilderung der Erdfahrt zu rechnen, die Frau Judiths Sarg in mondheller Nacht aus dem Kirchturmfenster hinab antreten muß. Noch etwas anderes muß an diesem Buch wie an fast allen Schwabenbüchern wohltuend auffallen: das liebevolle Verhältnis nämlich, in dem die Menschen jener Bücher als Bekenner verschiedener christlicher Religionen zueinander stehen. Mir scheint, jene Menschen haben die gegenseitige Duldung, die, wie man sagt, auch ein Ergebnis des Krieges sein soll, schon in bester Übung. Niemand vergibt da seiner Überzeugung etwas, aber auch der Überzeugung des andern nichts. Eine gegen-

seitige liebevolle Achtung läßt Katholiken und Protestanten hier wirklich als Kinder eines Gottes erscheinen.

Das ist auch so in dem Geschichtenbuch eines neuen Schweizerdichters, William Wolfensberger, der noch dazu ein reformierter Geistlicher zu sein scheint. In diesem Buche, ‚Unseres Herrgotts Rebberg', hält der Erzähler mit katholischen Amtsbrüdern treue Freundschaft, ja er bekennt sogar — als eine katholische Tirolerin bei ihm Nächstenliebe sucht — sich zum Glauben an die allerseligste Jungfrau, da sie ‚unseres Herrgotts Mutter' sei. Alle die alten bösen Schlagworte sind abgetan, ein Geistlicher liebt nur und wirkt, wie es seines Amtes ist, und die Früchte bleiben nicht aus. Literarisch scheint das Erzählungsbuch Wolfensbergers zunächst nicht über ein leidliches Mittelmaß hinauszugehen. Erst in der späteren, größeren Hälfte, die vielleicht aus einer reiferen Seele geboren ist, zeigt sich eine starke Dichterkraft. Meist werden die Geschehnisse in den rauhen Höhenlagen des Bündner Landes erlebt, und es ist die Welt Segantinis — nur mit geistiger Sonne! —, in die wir ehrfurchtsvoll eintreten. Wundervoll ruhig sind die Dinge des täglichen Lebens zur Monumentalität gehoben und, noch höher gesteigert, mit dem Jenseits in harmonische Verbindung gebracht. Denn diese kurzen Stücke würden unvollständig sein, wenn man nicht, vom Dichter geführt, durch den Nebel von Not und Tod die Sonne der Ewigkeit sähe. Es ist genau dieselbe Welt, die unsere Naturalisten uns oft gezeigt haben: Armut, verschuldetes, meist aber unverschuldetes Elend, Mühsal bis ans Ende, oder ein Tod, der immer dann kommt, wenn der Arme vom Druck des Lebens schüchtern aufzuatmen beginnt. Dreister, höhnischer und unbeherrschter im Ton wie Leopardi, aber mit denselben Worten wie er sagten sie dann: ‚Die Welt ist Kot. Nichts anderes.' Wolfensberger stellt seinem Buche indessen folgende Sätze voran: ‚An dem See meiner Heimat dehnen sich die Weinberge weithin. Liniengrad stehen die Reben, ein stilles, starkes Volk. — Sie werden geschnitten, gebogen, gebunden. — Sie weinen, sie blühen, sie tragen Frucht.' So sieht er die Menschen seines Buches. Zwar weinen sie menschlich, aber ihr Blühen ist mystisch, und ihre Frucht wird im Himmel gepflückt.

Die schwäbische Dichterschule ist aber natürlich nicht auf den Südwesten Deutschlands begrenzt. Ihr Wesen — Liebe zu kleinen Leuten, zur Natur, warme Innerlichkeit im Gestalten von Menschenleben, herzliche Freundschaft mit der Gasse, mit Dorf und Flur — sollte überall blühen, da es ja eben ein deutsches Wesen ist. Diese Art lebt, nicht ganz so sonnig, weil die Heimat düsterer ist, auch in den Raabes, Storms, Frenssens, Reuters, Brinckmanns und manchen anderen. Es ist kein Zufall, daß alle Dichter dieses Geistes Niederdeutsche sind, kein Zufall, weil der Niederdeutsche sein Volkstum jenseits des Maines am reinsten bewahrt hat. Zu dieser niederdeutschen Gruppe der schwäbischen Schule, sozusagen, wird man auch Marx Möller zählen können, der vor einigen Jahren zum katholischen Glauben zurückgefunden hat. Sein Roman ‚Longinus Meier' kann nicht restlos befriedigen, da er in zwei Hälften auseinanderfällt: die Welt des kleinen mecklenburgischen Städtchens Lessentin, und die Welt Berliner Gründer und Schieber. In der Schilderung der Berliner Welt kommt häufiger etwas Schwankartiges heraus, das seltsam gegensätzlich zu der innigen Melodie steht, mit der das Leben in Lessentin gesungen wird. An diese Melodie muß man sich auch halten, wenn man aus dem Roman eine Freude schöpfen will. Hier ist eine lautere Innigkeit, die man in so überflüssig

vielen Büchern der Gegenwart vergebens sucht. Wundervoll ist die Gestalt des Lehrers, Organisten und Bienenvaters Meier gearbeitet. Nichts an ihm wirkt sentimental, ein ganzer Mensch, ernst und gütig steht er inmitten des Romans und scheint wie ein Herrgott die Welt dieses Romans zu lenken. Entsprechend der völkischen Eigenart des Verfassers haben alle seine Menschen etwas Schwerblütiges und Wortkarges, ohne daß sie deshalb verschlossen und kalt sind. Zu diesem schwerblütigen Wesen tritt, besonders in den ersten Kapiteln, die seiltänzerische Art des Heini Peters und seiner Mutter in reizvollen Gegensatz. Es ist, als ob eine schillernde, dem Augenblick lebende Welt die einfache Welt Lessentins zu versuchen und in Unordnung zu bringen komme, und wirklich entspinnt sich so etwas wie ein geistiger Zweikampf, der zwischen diesen Welten, personifiziert in Lehrer Meier und Frau Peters, sich abspielt, die unbewußt lügt, sobald sie den Mund öffnet, und nur in Berlin leben zu können vorgibt (wobei sie das Dorf schröpft). Später, in den Schicksalen des Heini Peters, der es bis zum Selbstkostenverleger und Konsul von Guatemala bringt, wird das Problem flacher, so unterhaltlich die Schwindeleien des guten Lessentiner Entarteten für Anspruchslose auch sein mögen. Zurück bleibt in der Empfindung des Lesers aber die wundervolle Stimmung des Lessentiner Lebens. Es duftet nach Honig, nach alten Schnitzaltären, Liedern; die Orgel spielt, und gerade, fromme Menschen mit hellen Haaren und wasserblauen Augen gehen über den weiten, stillen Marktplatz.

Bleibt Marx Möller in Zusammenhang mit seinem Volkstum, so wird man noch gute Arbeiten von ihm erwarten können. Wie es einem Talente ergeht, wenn es diesen Zusammenhang verliert, zeigt das Schicksal Artur Babillottes. Elsässer von Geburt, Katholik, geriet er als junger Mensch schon in die imperialistischen und materialistischen Strömungen, die gerade in den Jahren vor dem Krieg mit Hochwasser gingen. Leidenschaftlich bekämpfte er mit einer ganzen Gruppe von Jung-Elsässern Friedrich Lienhard, der ihnen das elsässische Schrifttum und damit das Elsaß selbst ins Verderben zu führen schien. Denn während Lienhard die Stille und die Innerlichkeit sang und seinem Volke diese predigte, berauschten sich die Jung-Elsässer entweder an französischer Kultur oder, wie Babillotte, am Rhythmus der Maschinen. Babillotte ging dann auch in die reichsdeutsche Großstadt, zerriß die Wurzeln, die aus der Heimaterde hätten Kraft und Fülle saugen können und kam bald in den ödesten literarischen Betrieb. So groß er von seinen Büchern dachte: Verleger und Publikum wie Kritik schätzten sie als Zeitungsroman ein, und eine verheißende Begabung wäre rettungslos im Geschäftsbetrieb untergegangen, wenn nicht auch ihm, als einzelnen, der Krieg zum klärenden Verhängnis, also zum Segen geworden wäre. Jetzt, da sein Elsaß bedroht und zur Hälfte schon von feindlichen Heeren überschwemmt war, fühlte er sich innig zur Heimat gehörend. Eine ganz einfache Geschichte, ‚Die Erlebnisse des Peter Allmendinger', zeigte ihn auch literarisch von der Mache frei, und einen kleinen Roman, ‚Zwischen den Feinden', konnte er noch vollenden, ehe er, im Spätsommer 1916, als Dreißigjähriger starb. Dieser Roman, durchaus nicht mustergültig und frei von Schlacken, zeigte ihn aber durchaus seinem elsässischen Volkstum wiedergegeben. Er zeigt erfreuliche Ansätze zu einem wirklichen Volksroman, und hätte zweifellos die Entwicklung seines Verfassers zu einer bemerkenswerten Erscheinung des deutschen Schrifttums eingeleitet, wenn der Tod diese Entwicklung nicht abgeschnitten hätte. Eine ganz ein-

fache Fabel zeichnet ihn aus. Ein Landmädchen, die Schossefin, hat eine Liebelei des Schorsch vom Hofe ‚zu den sieben Brünnlein' ernst genommen. Als ein roher Totschlag ihn außer Landes und nach Frankreich treibt, hält sie an ihm fest, muß aber, durch verschiedene Umstände gezwungen, später, nach Jahren, Schorschs Bruder als Frau folgen. Sie folgt ihm ins Haus, weigert sich aber, ihm Ehefrau zu sein, und der Roman beginnt mit den Quälereien der Schwiegermutter, die mit Gewalt die Schossefin in die Arme des Mannes treiben will. Der Krieg bricht aus, Schorsch kommt als Sergeant-Major mit den Franzosen zurück, im Innersten verlumpt und verdorben, gerät mit seinem Bruder zusammen, beide greifen nach der Waffe, und Schorsch wird tödlich verwundet. Aus seinen Fieberphantasien erkennt Schossefin die Verworfenheit seines Charakters, Stück für Stück zerbröckelt ihre Liebe, und vertrauensvoll neigt sie sich ihrem Manne zu, mit dem sie das Dorf verläßt, um ihn dem Kaiser als Soldaten zu bringen. — Einfach und packend, wie die Fabel, ist auch die Gestaltung, von einigen Einzelheiten abgesehen, an denen die Feuilletonisten-Vergangenheit des Verfassers sich rächte. Lebhaft und klar ist der Fluß der Erzählung, und ernst und sicher wird Zeugnis abgelegt für das Deutschtum der Elsässer. Auch ein lebhaftes Gefühl für den Glauben wird offenbar, der ja von einem echten Volkstum nie und nimmer zu trennen ist. So hat Babillotte noch vor seinem Ende ein Bekenntnis abgelegt, erfreulich für uns, warnend für viele.

Ein Hebbelroman

‚Alles Leben ist Raub', so betitelt sich ein biographischer Roman von Klara Hofer, in dem die Verfasserin das Leben Fr. Hebbels mit hervorragend psychologischer und künstlerischer Nachempfindung vor unseren Augen wieder erstehen läßt. Der Titel ist einem Gedichte Hebbels entnommen, in dem das Wort refrainartig wiederkehrt, und ist ein passendes Motto über diesen eigenartigen Lebensgang. Wie ein Widerhall dieses Dichterworts mutet uns die Philosophie Nietzsches an, von der unsere Zeit erfüllt ist. ‚Leben ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwächeren, Niederdrückung, Härte, Aufzwängung eigner Form, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung.' Nietzsche, eine im Grunde vornehme Natur und weich bis zur Schwäche, ist an dem Kontraste seines Wesens und seiner Philosophie seelisch gescheitert. Hebbel, der Dithmarscher Bauer, war von robusterem Stoff als der Thüringische Pfarrerssohn. Niedergedrückt und verbittert in kümmerlicher Jugend, später verstrickt und verwirrt in Ketten, die eine übermächtige Sinnlichkeit um ihn geschlungen, fühlt er sich durch den in ihm flammenden Genius zu höheren Bahnen emporgerissen und schreitet über zermalmtes Glück und gebrochene Herzen seinen künstlerischen Zielen entgegen. Schicksal und Schuld schürzen sich zum unentwirrbaren Knoten. Die Zweifel, ob der hohe Beruf, den er als Gabe von oben fühlt, ihn berechtigt, die Stimme des Gewissens zu ersticken und Leben und Hingebung anderer Menschen wie einen Raub ohne Dank an sich zu reißen, sind von all den düsteren Schatten der dunkelste auf seiner Lebensbahn. Das Problem dieser Tragik in Hebbels Leben — es ist dasselbe Problem, das Gerhart Hauptmann aus seinem eigenen Leben in sein Drama ‚Die versunkene Glocke' versponnen hatte — hat die Verfasserin mit

tiefem Blick erfaßt und mit großartigem, künstlerischem Wurf dargestellt. Das Bewundernswerteste aber ist die Lösung, welche nicht mit äußerlicher, aufdringlicher Tendenz, sondern aus der inneren seelischen Entwicklung der handelnden Personen gegeben wird. Neben dem genialen Übermenschen stehen die Gestalten, die seines Lebens Raub werden, und in deren Sternen ein anderes Gesetz geschrieben steht, deren Leben nicht Raub, sondern Opfer ist. Es überkommt uns die Ahnung, als ob diese in all ihrem Jammer, in den sie die Hand stößt, die nach Höherem greift, doch die Sieger seien. Hoch über allem Glanz des Genius steht ihr stiller Stern, eine Offenbarung göttlichen Lichtes, das noch leuchten wird, wenn alles ins Dunkel versunken ist: Alles ist Gnade. Wie die Quelle aus der Erde, so strömt Gnade durch die Welt, ohne Wahl, ohne Zwang, tausendgestaltig und wird reich vom Geben. Wie der Morgenstern durch nächtliche Nebel, so leuchtet das Bild des Gottmenschen, dessen Leben nicht Raub, sondern Opfer war. Dieses Licht aus überirdischen Höhen ringt auch in der Seele des Dichters um Durchbruch. Auf seinem Sterbebette begreift er tief und heiß, daß es seliger macht, Opfer zu sein, als selig zu sein durch andrer Opfer.

Weihnachtslicht durch Sturmesnacht leuchtet aus diesem Buche. Für Gemüter, welche die Tiefe lieben, ist es darum ein rechtes Weihnachtsbuch, zumal in dieser dunklen, stürmischen Zeit.

Geheimrat Professor Dr. Simon in Münster.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Nov. 1916*

Mit einer militärpolitisch sehr wichtigen Staatshandlung begann der 28. Kriegsmonat. Durch Übereinkunft der verbündeten Herrscher des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns wurde aus dem eroberten russisch-polnischen Gebiete ein selbständiger Staat mit erblicher Einherrschaft gebildet: das Königreich Polen. Mit diesem Verzicht auf Aneignung handelte die deutsche Reichsregierung ganz im Bismarckischen Sinne: Vor 26 Jahren, am 31. August 1890, äußerte Fürst Bismarck in Bad Kissingen anläßlich einer Sedan-Vorfeier (nach den Aufzeichnungen eines Teilnehmers): ‚Man warf mir immer vor, daß ich noch mehr für Deutschland wolle: die Holländer, die Polen und die Slaven. Nichts wollen und brauchen wir mehr. Deutschland ist stark und groß genug, wenn es einig ist und bleibt. Denn wenn andere Staaten noch so große Zahlen aufweisen, die besten Soldaten haben wir doch. Mit jedem neuen Zuwachs bekämen wir nur noch mehr Unzufriedene, und die haben wir schon genug.‘ Später äußerte er sich im 30. Kapitel seiner ‚Gedanken und Erinnerungen‘ im gleichen Sinne. Außer Betracht bleibt hier die staatspolitische Seite der Angelegenheit, denn sie gehört der Zukunft an, und diese ist noch ganz dunkel, solange die Entscheidung des Weltkriegs nicht fiel. Immerhin besitzt diese neue Schöpfung, rein militärisch betrachtet, großen Vorteil für die derzeitige Kriegslage. Unter allen Umständen erscheint es besser, eine versöhnlich gestimmte als eine feindselige Bevölkerung, wie es die Belgier und Nordostfranzosen sowie jetzt die Rumänen der besetzten Gebiete sind, im Rücken des eigenen Heeres zu haben. Dadurch ist im Osten eine Einschränkung der Sicherheitsvorkehrungen und zugleich eine Verdichtung der vordersten Kampfstellungen ermöglicht. Endlich darf die Verstärkung, die das neue polnische Heer für den Vierbund bringen wird, nicht unterschätzt werden. Rein zahlenmäßig wird sie zwar, da die Ergänzung vorläufig nicht durch Aushebung, sondern durch freiwilligen Zugang erfolgen wird, wohl kaum erheblich sein, aber nach den bisherigen kriegerischen Leistungen der den Kern der Neuschöpfung bildenden polnischen Legion darf auf großen inneren Wert des neuen polnischen Heeres sicher gerechnet werden.

Wie es bei dem riesigen Umfange des Völkerkampfes von selbst sich ergibt, war der November wieder reich an kriegerischen Ereignissen. Zunächst im Seekriege gab es zwar auf dem Wasserspiegel wieder keine entscheidenden Kämpfe, dafür wurde um so mehr von den Tauchschiffen des Vierbundes unter ihm geleistet. Am 21. November erst wurde amtlich veröffentlicht, daß im Oktober 146 feindliche und 72 mit Bannwaren beladene ohnseitige Handelsschiffe von insgesamt nahezu 400 000 Bruttoregistertonnen vernichtet wurden und seit Kriegsbeginn schon 3 322 000 Tonnen feindlichen, davon 2 555 000 Tonnen britischen Handelsschiffsraumes verloren gingen. Im 28. Kriegsmonat kamen nach Zeitungsberichten noch hinzu über 100 feindliche und 70 ohnseitige Bannware führende Handelsschiffe mit einem Inhalt von rund 385 000 Tonnen. Außerdem wurden insgesamt etwa zehn feindliche Kriegsschiffe durch Torpedos

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Oktober 1916‘ Hochland Dezemberheft 1916/17 Rundschau S. 355.

und Minen vernichtet, darunter ein russisches Großkampfschiff. In der britischen Kriegsflotte stieg der Gesamtverlust bereits auf 121 Kampfschiffe mit 567 950 Tonnen, ungerechnet zahlreiche Hilfsschiffe. Für unsere Kriegführung im Osten waren besonders nützlich die durch Unterseekampf herbeigeführten Erfolge im Weißen Meer, indem anfangs November ein rumänischer Dampfer mit voller Ladung an Schieß- und sonstigem Kriegsbedarf versenkt und Mitte November eine ungeheure Sprengung im russischen Hafen von Archangelsk herbeigeführt wurde, bei der mehrere Schießbedarfdampfer zerstört, ein umfangreicher Hafenbrand verursacht, über 300 Menschen getötet und 600 Menschen verwundet wurden. Hievon gehörten ungefähr 800 der russischen Streitmacht an. — Die mittelbare große Wirkung, die von den Seestreitkräften des Vierbundes ausgeübt wird, ist u. a. daran zu erkennen, daß sowohl in Frankreich wie in Großbritannien wegen ungenügender Nahrungszufuhr Lebensmittel-Machthaber eingesetzt wurden. In letzterem Reiche besteht sogar die Besorgnis, die deutschen Tauchschiffe könnten die ganze britische Seevorherrschaft in Frage stellen und damit Großbritannien vor eine ernste Wendung stellen. Ferner befindet sich die französische Handelsflotte, von der bereits der vierte Teil ihres Friedenstonnengehaltes verloren ging, in erheblicher Notlage. In Frankreich herrscht daher Fleisch- und Kohlenmangel, in Italien aber fehlt Brotgetreide. Immer mehr erweist sich, daß der Kampf u n t e r dem Wasserspiegel die wirksamste Waffe gegen die britische Seesperre ist und eine große Gefahr für den Einkreisungsverband bildet. Nach Ansicht eines englischen Marineschriftstellers sei er für Großbritannien um so mehr die wichtigste und schwierigste Aufgabe der Gegenwart, als er tatsächlich durchaus dem Völkerrechte entspreche und das britische Volksleben in der tiefsten Wurzel treffe, indem der wachsende Schiffsraummangel den Preis der Lebensmittel gefährlich fortdauernd steigere. Bis jetzt zeigte sich die britische Kriegsflotte ohnmächtig dagegen, ja sie wird sogar versteckt. In einem Wechsel der führenden Admirale offenbarte sich die herrschende Unzufriedenheit der Briten. Im November erfolgten wiederholt Vorstöße deutscher Seestreitkräfte an die englische Küste, ohne auf britische Kampfschiffe zu stoßen; nur Wachschiffe wurden angetroffen und versenkt. Abermals gelang es einem unbewaffneten deutschen Handelstauchschiffe, unter der britischen Seesperre durchzuschlüpfen und am 30. Oktober nach Amerika zu gelangen, von wo es sich seit 20. November auf der Heimfahrt befindet. Welche Wichtigkeit diesem friedlichen kaufmännischen Unternehmen unsere Feinde zuerkennen, geht daraus hervor, daß eine britisch-französische Flotte von 34 Kriegsschiffen zum Abfangen des wehrlosen Handelsfahrzeuges ausgesandt wurde.

Im L u f t k r i e g e trat während des November keine Abschwächung ein. Alle beteiligten Streitmächte machen von den Kampfflugmitteln ausgedehntesten Gebrauch. Große Erfolge hatten nachts vom 6. zum 7. November deutsche Bombengeschwader an der Somme. Besonders wirksam war ihr Angriff auf den Bahnhof Cerisy, der eine Sammelstelle für den französischen Schießbedarfnachschub bildet. Wegen der wachsenden Bedeutung des Luftkrieges wurden die gesamten Kampf- und Abwehrmittel des deutschen Heeres im Felde und in der Heimat zusammengefaßt in dem neugeschaffenen ‚Kommandierenden General der Luftstreitkräfte‘, wodurch einer Zersplitterung der Kriegsflugkräfte vorgebeugt wurde. Nach deutschamtlicher Bekanntgabe ergaben die Luftkämpfe im Westen während des 27. Kriegsmonats, daß die britischen und französischen Flieger insgesamt 102 Flugzeuge verloren, wovon 58 in deutsche Hand fielen, während die deutschen Verluste im gleichen Zeitab-

schnitte 14 Flugzeuge betrugen. Im 28. Kriegsmonat verlor der Vierbund auf den europäischen Kriegsschauplätzen 31, der Einkreisungsverband 94 Flugzeuge, von denen 42 in unseren Besitz gelangten. Wirksame Ereignisse über See bereiteten die österreich-ungarischen Marineflieger in Norditalien. Ende November erfolgte ein deutscher Luftschiffangriff auf Mittelengland, der dort umfangreiche Zerstörungen verursachte, jedoch zwei Luftschiffe kostete. Ihr Verlust wird durch die Festhaltung starker Streitkräfte an Fliegern, Abwehrartillerie usw. in der britischen Erde weit ausgeglichen; ohne die Luftschiffgefahren könnten diese auf dem europäischen Festlande verwendet werden. Selbstverständlich wurden auch die Innengebiete der Vierbundländer von Fliegerangriffen bedroht. Als Flugsportleistung und Neutralitätsverletzung ist zu erwähnen die sonst militärisch wirkungslos verlaufene Fahrt eines französischen Fliegers, die von Belfort über ohnseitiges Schweizer Gebiet nach München und über die Alpen nach Venetien ausgeführt wurde.

Im Westen flaute die seit Ende Juni 1916 mit kurzen Unterbrechungen währende Sommeschlacht allmählich ab, nachdem am 5. November, einem Großkampftag erster Ordnung, den Briten und Franzosen von den Deutschen eine schwere Niederlage bereitet wurde, die anscheinend auch eine starke seelische Wirkung ausübte. Denn am 10. November veröffentlichte eine englische Zeitung die aufsehenerregende Auslassung des Feldmarschalls French, in der dieser ernstlich auf die Möglichkeit eines großen deutschen Einbruchs in England hinwies. Schwarzseherisch waren auch zu gleicher Zeit erschienene, Lord Churchill zugeschriebene englische Zeitungsaufsätze mit der Schlußfolgerung, daß dem Einkreisungsverband der Sieg unmöglich sei, wenn die Verbündeten nicht mehr Truppen, Geschütze und Flugzeuge ins Feld stellen könnten. Bis zum 19. November dauerten zwar die Angriffe noch fort, aber trotz einiger Abbröckelungen blieb die deutsche Abwehrmauer allen Durchbruchsversuchen gegenüber standfest. Vom 20. November ab erfolgten nur mehr Geschützkämpfe und kleinere Infanterieunternehmungen. Im Westen erfuhr somit die allgemeine Kriegslage keine Änderung. Wie nun schon seit zwei Jahren behauptete die deutsche Streitmacht die Faustpfänder Belgien und Nordostfrankreich auch weiter. Im übrigen Frankreich aber leidet die Bevölkerung unter Lebensmittel- und Kohlennot jetzt stärker als die Vierbundsländer, die nur auf ihre eigenen Hilfsquellen angewiesen sind.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz begann bei Monatsanfang fast gleichzeitig mit dem britisch-französischen Angriffe an der Somme auch ein solcher bei Görz unter ungeheurem Aufwand von Menschen und Munition. Unter schwersten Verlusten der Welschen brachen alle ihre Angriffe zusammen; auch hier hielt die Abwehrmauer der österreichisch-ungarischen Truppen fest, bloß Lokvica kam in Feindeshand. Dafür konnten Mitte November Gegenangriffe mehrere italienische Gräben erobern und über 500 Gefangene nebst 9 Maschinengewehren erbeuten. In der zweiten Hälfte des November fanden nur mehr Geschütz- und Fliegerkämpfe statt, die Gesamtkriegslage aber blieb unverändert wie seither. Bemerkenswert sind die inneren Gärungen im italienischen Volke, die bereits zu gefährlichen Bauernunruhen führten und durch eine starke Friedensbewegung verursacht werden.

Dem Balkangebiete kam schon bisher im Weltkriege besonders wichtige Bedeutung zu. Handelt es sich doch für den Einkreisungsverband darum, die freie Schiffsverbindung zwischen Rußland und dem Mittelländischen Meere herzustellen und den Länderblock des Vierbundes wieder zu zerreißen. Um das Gelingen oder Mißlingen dieser Absicht dreht sich sonach

die Entscheidung des Völkerkampfes. Erst in zweiter Reihe folgen die anderen festländischen Kriegsabsichten der Einkreisungsmächte. Zwar an Wichtigkeit nicht in letzter Reihe stehend, aber doch wahrscheinlich erst am Schlusse der Landmachtskämpfe wird das Ringen der Seestreitkräfte um die Freiheit der Meere stattfinden. Zunächst geht es jedoch um den Landbesitz Stambuls und der Dardanellen; darum verdient der südliche mazedonische Kriegsschauplatz wegen dieser Nachbarschaft besondere Beachtung. Aus politischer Rücksicht auf das ohnseitige Griechenland unterließ das dortige Vierbundheer bisher den Angriff auf die um Saloniki versammelten feindlichen Streitkräfte, um ja nicht griechisches Gebiet zu betreten, begnügte sich deshalb mit einem bogenförmigen Abschluß auf den Landseiten. Nun aber versuchte das abgeschlossene feindliche Heer, nachdem es erhebliche neue Verstärkungen namentlich an italienischen Truppen erhielt, seit Beginn des 28. Kriegsmonats Bewegungsfreiheit gegen Norden und Osten zu bekommen zur Entlastung für Rumänien und zum Vormarsche auf Stambul. Wie an der Somme blieb auch hier die Abwehrmauer der deutschen, bulgarischen und ottomanischen Truppen standfest, nur am westlichen Flügel vermochten die Angreifer mit einigen Abbröckelungen eine Stellungsbeule hervorzurufen, der gewollte Durchbruch mißlang jedoch. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz des Balkangebietes, in der Dobrudscha, wurde der erfolgreiche Vormarsch der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen im November nicht mehr fortgeführt, dagegen setzte am 25. November ein am linken Flügel in Nordbulgarien neugebildetes Donauheer unterhalb der Altmündung über die Donau, um mit dem aus dem südlichen Siebenbürgen in die westliche Walachei eingebrochenen deutschen und österreichisch-ungarischen Heere des Generals v. Falkenhayn gegen die Rumänen zusammenzuwirken. Durch das siegreiche Gelingen dieser beiden geistreich angelegten und geschickt durchgeführten Heeresbewegungen in Südwestrumänien hängt nunmehr der nördliche Kriegsschauplatz des Balkangebietes lückenlos zusammen mit dem bisherigen östlichen Kriegsschauplatze: vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee. Hiedurch sind gegen Osten die militärischen Kriegsgrenzen, die der treulose Beitritt Rumäniens zu unseren Feinden um 1350 Kilometer verlängerte, am Monatsschlusse schon wieder um etwa 400 Kilometer verkürzt. Dies bedeutet eine Truppeneinsparung von mindestens einer halben Million Streitern.

Im Osten gegen Nordrumänien und Rußland zu blieb die Kriegslage während des November in der Hauptsache unverändert trotz heftiger Kämpfe namentlich auf den südlichen Flügeln dieses Kriegsschauplatzes, denn die tatenkräftige oberste Heeresleitung des Vierbundes legte das Schwergewicht auf die oben erwähnten Einbruchsbewegungen in Südrumänien, während sie sich an den östlichen Stellungen auf die Abwehr beschränkte. Dieser gelang es denn auch, erfolgreich die russischen Entlastungsangriffe, die sich hauptsächlich gegen das nordöstliche Siebenbürgen und Ostgalizien richteten, abzuweisen und durch Gegenangriffe dort sogar Geländevorteile zu erringen. An den mittleren Oststellungen längs des Skrobowabaches, der Narajowka und des Stochod wurden solche ebenfalls erzielt. Den Russen aber mißlang es vollständig, dem schwer kämpfenden, wiederholt besiegten rumänischen Heere wirksam zu helfen. An den nördlichen Flügeln der beiderseitigen Oststellungen bis zur Ostsee fanden keine größeren Infanterie-, meist nur Geschützkämpfe statt. Von stärkster Bedeutung für den weiteren Verlauf des Weltkrieges war dagegen das erwähnte Vorgehen des aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gebildeten und von General v. Falkenhayn geführten Heeres aus dem

südlichen Siebenbürgen in die westrumänische Walachei. Diesem Führer gelang es anfangs November, auf der Grundlage seiner vorausgegangenen durchschlagenden Siege, die bei Hermannstadt und Kronstadt erkämpft wurden, den Westkamm der transsilvanischen Alpen zu überschreiten und auf deren Südseite sich festzusetzen. Mit dem weiteren Siege in der entscheidenden mehrtägigen Schlacht von Targu-Jiu wurde am 18. November der Austritt aus den Gebirgsengen in die westwalachische Ebene erzwungen, wobei starke rumänische Kräfte durchbrochen und unter ungewöhnlich hohen Verlusten für sie geschlagen wurden. Damit öffnete sich der Weg zum Vormarsch nach Osten zwischen Donau und transsilvanischen Alpen und wurde die breite Entwicklung der Vierbundtruppen ermöglicht, ferner die schon erwähnte Verbindung mit dem Donauheere, das von Bulgarien kam, hergestellt, endlich wurden die westlich noch befindlichen rumänischen Streitkräfte von ihrer rückwärtigen Verbindung abgeschnitten. Nunmehr konnten die in eine Gruppe vereinigten, aus deutschen, österreichisch-ungarischen, bulgarischen und ottomanischen Truppen bestehenden beiden Heere unter bewährter Führung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen ihren Siegeszug nach Osten fortsetzen und mit Übermacht den an den Flußabschnitten geleisteten verzweifelten Widerstand der Rumänen und russischen Hilfstruppen niederzwingen. Bei Monatsschluß standen sie schon vor Bukarest, das während der Niederschrift dieser Betrachtung als reife Siegesfrucht in ihren Besitz gelangte. Seit Beginn des Feldzuges gegen Rumänien wurden von den Vierbundkräften wohl mehr als 100 000 rumänische Gefangene, 448 Geschütze und 186 Maschinen, außerdem reiche Kriegsstoffe und Lebensmittel erbeutet. Auf rund 300 000 Mann werden bereits die rumänischen Verluste geschätzt. In seinem ruhmvollen Verlauf erinnert der Feldzug an die beste Zeit der deutschen Siege von 1870/71 und erscheint als geistige Fortpflanzung und Weiterentwicklung der Moltkeschen Kriegslehren.

Auf den selbständigen *türkischen Kriegsschauplätzen in Asien und Afrika* fanden im November keine größeren Entscheidungskämpfe statt, die auf die allgemeine Kriegslage des Völkerkampfes irgend einen merkbaren Einfluß ausübten. In kleineren Zusammenstößen gelang es den ottomanischen Truppen, mehrfach örtliche Vorteile zu erringen. Den größten von diesen erzielten sie Ende November im Kaukasusgebiete, wo sie ihre Stellungen des rechten Flügels bei Musch in einer Breite von 90 Kilometern und einer Tiefe von 10 Kilometern vorschieben konnten. In Persien wurden ebenfalls Geländegewinne erreicht. Aus Tripolitanien kamen günstige Nachrichten von den dort kämpfenden arabischen Streitkräften, die den Italienern in letzter Zeit mehrere siegreiche Gefechte lieferten und über 6000 Gefangene abnahmen. Insgesamt sollen die italienischen Verluste mehr als 20 000 Mann betragen. Bis in das französische Gebiet von Tunis dehnten sich die Kämpfe aus. Dank diesen Erfolgen konnte die gesamte türkische Verwaltung, wie sie in Tripolitanien vor dem Gebietsverluste bis zum Jahre 1911 bestand, wieder hergestellt werden. Endlich sind noch Gerüchte über Unruhen in Algier zu erwähnen; tatsächlich wurde dem dortigen französischen Gouverneur Hochgewalt verliehen. Von den trefflichen Leistungen türkischer Truppen auf den europäischen Kriegsschauplätzen in Mazedonien, Rumänien und Galizien wurde bereits oben berichtet.

Aus den *überseeischen Kampfgebieten* liefen nur spärliche Nachrichten ein, die kein zuverlässiges Bild geben. In *Deutschostafrika* scheinen die Feinde im 28. Kriegsmonate keine erheblichen Fortschritte gemacht zu haben, sonst hätten ihre Zeitungen ein

großes Siegesgeschrei erhoben schon allein zur Tröstung ihrer Leser über die europäischen Mißerfolge. Vermutlich errangen die deutschen Schutztruppen bedeutende Vorteile, die von den Gegnern verschwiegen werden. Möglich wäre auch, daß die Jahreszeit größere Heeresbewegungen verbietet, die dort ohnedies auf größte Schwierigkeiten stoßen, wodurch jedoch die Landesverteidigung mit schwächeren Kräften erheblich erleichtert wird. Andauernd setzen sich die Reibungen zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten von Amerika fort, wohl von Japan heimlich betrieben, denn dieses Reich benützt offenkundig den gegenwärtigen Völkerkrieg für seine Ziele und bereitet vorausschauend den vielleicht noch gewaltigeren Kampf um die Herrschaft auf dem Stillen Meere vor. Immer kriegerischer spitzen sich die Beziehungen zwischen Japan und China zu. Auch sonstige Anzeichen, wie der fortdauernde Aufstand in Niederländisch Indien, sprechen dafür. Besonders beachtenswert ist der zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika bestehende Gegensatz.

Im Verhalten der ohnseitigen Staaten trat im 28. Kriegsmonate keine wichtige Änderung hervor. In Nordamerika wurde Wilson mit geringer Mehrheit wieder zum Präsidenten gewählt, und zwar auf das Wahlstichwort hin, daß er für den Frieden sei, während sein vom Hetzer Roosevelt unterstützter Gegner Hughes die Beteiligung am Kriege wolle. Da keiner von beiden ein Vierbundfreund ist, erscheint uns Wilson als das kleinere Übel. Norwegen fand nach heftiger Schwankung zu England hin wieder sein ohnseitiges Gleichgewicht. Deutsches ‚Zureden' half hier. Erstaunlich ist, daß drei welsche Kantone der Schweiz wagten, gegen eine deutsche Kriegsmaßregel amtlichen Einspruch zu erheben; in richtiger Weise fand jedoch der Eidgenössische Bundesrat den entsprechenden Weg zur Festhaltung der Ohnseitigkeit. Trotz unerhörter Vergewaltigung hatten Griechenlands König und Volksmehrheit den Mut, ihre Selbständigkeit weiter zu wahren, doch mußte vorher Blut fließen, um den Ernst zu zeigen.

Aus dem inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches ist neben der Errichtung von Kriegswucherämtern, die endlich dem Warenwucher steuern sollen, dankbarst ganz besonders hervorzuheben der auf geistreiche, tatkräftige Anregung des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg gesetzlich eingeführte vaterländische Hilfsdienst, der ermöglicht, jeden männlichen Deutschen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 60. Lebensjahr zur Arbeit heranzuziehen: im Kriegsgroßgewerbe, in der Landwirtschaft, Krankenpflege und den kriegswirtschaftlichen Einrichtungen jeder Weise, sowie in sonstigen Betrieben für Zwecke der Kriegführung oder der Volksversorgung. Damit werden bis zur äußersten Anspannung alle verfügbaren Kräfte zum Besten des deutschen Vaterlandes nutzbringend verwertet, Drückeberger und Müßiggänger zur Arbeit eingefangen.

Gewinnbringend zeigt sich die Monatsabgleichung. Stark verrechneten sich Rumänien und der ganze Einkreisungsverband. Statt daß der meuchelmörderische Versuch unseres früheren treulosen Verbündeten zum Zusammenbruche des Vierbundes führte, wurde Rumänien selbst zurückgeworfen. Nun sind bereits etwa 50 000 Quadratkilometer — gleich zwei Fünftel seines Gebietes — erobert und um diese fruchtbare und erdölreiche Fläche der Länderblock des Vierbundes wertvoll vergrößert. Ferner ist der wichtige Donauschiffsverkehr mit Bulgarien wiederhergestellt. Endlich sind gegen Osten die militärischen Kriegsgrenzen bereits um 400 Kilometer verkürzt. Auf allen übrigen Kriegsschauplätzen blieben die Abwehrmauern des Vierbundes standfest. Vertrauensvoll

kann daher der Zukunft entgegengesehen werden. Nach vielerlei Anzeichen schwebt der Friede schon in der Luft, allerdings noch hoch über der Erde; ein starker Stoßwind kann ihn leicht wieder verjagen, denn die friedenerzwingende Entscheidung des Völkerkampfes fiel noch nicht, wenn sie auch schon günstig für uns vorbereitet ist.

Am 21. November starb der hochbetagte allbeliebte Kaiser und König Franz Joseph, tief betrauert von seinen Völkern und allen Verbündeten. Seinem Nachfolger Kaiser und König Karl wird allgemeines Vertrauen entgegengebracht. Für seine hier besonders in Betracht kommende hohe und wichtige Stellung als oberster Kriegsherr der österreichisch-ungarischen Streitmacht besitzt er eine vortreffliche soldatische Grundlage. Als erfolgreicher Truppen- und Heerführer machte er vor der Thronbesteigung eine zweijährige Schule des Völkerkriegs mit und wurde dadurch in den Stand gesetzt, auf seine Streitkräfte zu Land und zu Wasser in der Weise einzuwirken, wie es hier (Hochland, Jahrgang 1913, Band II, S. 739) in der Abhandlung ‚Oberster Kriegsherr' vorgeführt wurde. Mit berechtigten Hoffnungen widmen ihm die Bundesgenossen im gleichen Maße wie seine Völker ehrfurchtsvoll wärmste Glückwünsche für sein schweres Herrscheramt.

Abgeschlossen 1. Dezember 1916.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Joseph Lotte. Jeder, dem das Erwachen und Erstarken von Idealen im Leben des Einzelnen und der Völker am Herzen liegt, begrüßte den neuen Geist, der sich im letzten Jahrzehnt in Frankreich offenbarte, wenn man auch mit Bedauern wahrnahm, daß das Erstarken des Patriotismus besonders der Revancheidee zugute kam.

Wir Katholiken freuten uns vor allem über die Bewegung insoweit, als sie einen wahrhaft katholischen Geist in Frankreich zu fördern schien. In den Reihen der jungen Literaten und Künstler, der studierenden Jugend und ihrer etwas älteren Freunde und Lehrer war tatsächlich ein Zug zur Kirche unverkennbar.

Ob und inwieweit der Krieg dieses Erstarken des katholischen Lebens im Innern der Seelen gefördert hat, läßt sich noch nicht übersehen; sicher aber ist, daß durch den Tod eines großen Teiles der begeisterten Jungmannschaft und manchen Führers wie Péguy, Psichari und Lotte der jungen Bewegung schmerzliche Wunden geschlagen wurden.

Ein jüngst erschienenes Buch von Pacary über Joseph Lotte,* zu dem Batiffol das Vorwort schrieb, gewährt uns Einblick in das Leben und Wirken eines dieser Führer, der Ostern 1910 nach langem Irregehen durch engen Anschluß an die Kirche den Frieden wieder fand und ein segensreiches Apostolat ausübte, bis er am 27. Dezember 1914 als Leutnant in den Kämpfen um Arras fiel.

Joseph Lotte wurde im Februar 1875** als Sohn eines Offiziers der Marinewerkstätten zu Rochefort geboren. Obwohl der Vater als begeisterter Anhänger der eben gegründeten dritten Republik antiklerikal war, erhielten seine Kinder dennoch eine religiöse Erziehung, die aber, weil offenbar einseitig gefühls-

* Pierre Pacary: Un compagnon de Charles Péguy. Joseph Lotte. (Gabalda, Paris 1916.)
Émile Baumann: Joseph Lotte. Revue pratique d'Apologétique, Fevr. Mars 1915 p. 348—65.
I. R.: Souvenirs d'un ami. Études, 5 Mars 1916 p. 662—75.
Joseph Robinne: Joseph Lotte et le Bulletin des professeurs catholiques de l'Université. Etudes 20 Août 1916 p. 440–70.
Henry Bremond: Joseph Lotte et les ‚Entretiens' de Péguy. Correspondant, 10 Mai 1916.

** Die Lebensdaten sind in der Biographie Pacary's recht unvollständig und konnten von mir wegen der Zeitverhältnisse nicht ergänzt werden.

mäßig, bei Joseph den Stürmen der Reifezeit nicht standhielt.

Seinem Freunde, dem Romanschriftsteller Emile Baumann*, erzählte Lotte in späteren Jahren: ‚Als Kind war ich, obwohl mein Vater aus seinem Hasse gegen die Priester keinen Hehl machte, weder gläubig noch ungläubig; alles war mir gleich. Meine erste Kommunion empfing ich lau. Aber bei der Feier der zweiten Kommunion wußte uns ein Dominikaner, der uns vorher geistliche Übungen hielt, zu begeistern. Nach der Feier versammelte uns der Pater im Sprechzimmer und sagte: Jetzt seid ihr Männer, und jeder von euch gibt mir sein Ehrenwort, jeden Abend fünf Pater und zehn Ave zu beten.‘

‚Lotte gab sein Wort und hielt es zwei Jahre lang,‘ wie uns Baumann berichtet, ‚er wurde fromm und sittenrein. Aber im Alter von fünfzehn Jahren fällt er in einen Fehler, den er sich vorgenommen hatte, nicht mehr zu begehen. In seiner Not eilt er zum Beichtvater und wirft sich ihm schluchzend in die Arme. Dieser glaubt, es sei in der Familie ein Unglück geschehen, und fragt: Was ist denn, mein Kind? Ich habe gesündigt, sagt Lotte. Erleichtert atmet der Priester auf, was Lotte so empörte, daß seine Beichten nachlässiger und seltener wurden. Mit siebzehn Jahren unterließ er das Gebet vollständig und geriet infolge des Einflusses eines Jahres materialistischer Philosophie ganz auf die Bahn des Atheismus**.

Nachdem er seiner Militärpflicht genügt hatte, wählte er im Oktober 1893 das Institut Sainte-Barbe in Paris zu seiner Wohnung und folgte im Kolleg Louis-le-Grand und in der Ecole normale supérieure den Vorlesungen. Da er sich als Katholik eingeschrieben hatte, wohnte er in Sainte-Barbe dem gemeinsamen Gottesdienste und den religiösen Unterweisungen des Spirituals eine Zeitlang bei, empfing aber die Sakramente nicht mehr und blieb bald den religiösen Übungen ganz fern.

Hier schloß er auch Freundschaft mit Péguy, Tharaud, Baillet und Acher, die zur selben Zeit wie er in Sainte-Barbe weilten. Besonders Péguy übte von dieser Zeit an einen nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Da er die Examinia an der Ecole normale nicht bestand, verhalf ihm Batiffol, der als Lehrer in Sainte-Barbe weilte, zum Lizentiat ès lettres und zu einer Gymnasiallehrerstelle.

Einen Ersatz für den verlorenen Glauben suchte Lotte in dem sozialistischen Ideal der Massenbeglückung. Er glaubte wie so manche seiner Zeitgenossen an die baldige Aufrichtung des Zukunftsstaates: ‚Wir sahen zum Greifen nahe die große Revolution, welche uns Jaurès und Guesde jeden Morgen versprachen.‘

Im Jahre 1898 heiratete er und widersetzte sich nicht der Taufe des ersten Kindes Monika. Um diese Zeit trat er auch mit Péguy für Dreyfus ein, da er in ihm einen unschuldig Verfolgten sah.

Trotz seines Antiklerikalismus war Lotte entschiedener Gegner der gewaltsamen Unterdrückung der Kongregationen, wie Combes sie betrieb, so daß manche seiner Freunde schon 1905 glaubten, er wolle zu den ‚Reaktionären‘ übergehen; aber er beruhigte sie. ‚Du irrst dich,‘ schrieb er ihrer einem, ‚wenn Du mich anklagst, ich hätte meinen alten Antiklerikalismus verleugnet. Ich bin antiklerikaler als je; aber man muß den Kongregationen gegenüber die Legalität beobachten wie ehemals gegenüber Dreyfus.‘* Auch gab er um diese Zeit nicht die Erlaubnis zur Taufe seines Sohnes Andreas: ‚Ich habe zwar nichts gegen die alten Gebräuche, denn diese haben im Grunde genommen keine Bedeutung; aber das Gefährliche dabei ist,

* Verfasser des von der Academie française preisgekrönten, zeitgeschichtlich bedeutenden Romans ‚L'insolé‘.

** Revue pratique p. 352.

* Pacary p. 14.

daß sie der erste Schritt auf dem Wege zur ersten Kommunion sind.'*

Die Verfolgung der Kongregationen, die unter Combes schärfere Formen angenommen hatte, wurde immer mehr zu einer Verfolgung der Kirche selber und führte Ende 1905 zur Trennung von Kirche und Staat. Wie Lotte seit 1903, wohl auch unter dem Einflusse Emile Baumanns, mit dem er um diese Zeit Freundschaft schloß, für die ungerecht verfolgten Ordensleute eingetreten war, so schwand in ihm jetzt langsam das Mißtrauen gegen die mißhandelte Kirche, und das Non possumus Pius' X. zwang ihm Achtung und Bewunderung ab.

Durch Péguy wurde er mit der Philosophie Bergsons vertraut, der den materialistischen Monismus bekämpfte und so einen günstigen Einfluß auf viele Zeitgenossen ausübte, da diese wieder für Metaphysik zugänglich wurden. Auch Lotte entsagte liebgewordenen philosophischen Ideen, wie eine Studie aus dem Jahre 1907 über Bergsons Evolution créatrice zeigt, die allerdings auch alle Mängel des Bergsonismus aufweist. Bevor jedoch Lotte über Bergsons Intuitionslehre hinaus den Weg zu Gott wiederfand, mußten noch einige Jahre vergehen.

Es beginnt jetzt für ihn die Schule des Leidens. Als seine Frau im Frühjahr 1907 schwer erkrankte, gestand er aus Liebe zu ihr zu, daß sein Sohn Andreas getauft würde. Am 21. Juli desselben Jahres weilte er am Sterbebette eines gläubigen Freundes und nahm von da einen tiefen Eindruck mit fort. Als im März 1908 seine Frau abermals krank wurde, ließ er ihr volle religiöse Freiheit. Nach ihrem Tod am 17. April schrieb er an Baumann: ,Jetzt ist die große Leere des ewigen Geschiedenseins da.'** Er fühlte seine Schwäche dem Tode gegenüber, aber er beugte sich nicht.

Im Sommer 1908 wurde er mit dem Moralunterricht auf der Quarta des Gymnasiums zu Brest betraut. Die Erfahrungen, die er dabei machte, blieben nicht ohne Wirkung auf seine Überzeugungen. ,Meine vierzig kleinen Bretonen', so schreibt er darüber, ,waren meine Lehrmeister; ich wollte sie führen, aber sie rissen mich mit sich fort. Neutralität, Neutralität, was war aus dir geworden? Bei all den Warum und Weil mußte ich seit den ersten Stunden die Seele vom Körper unterscheiden; im zweiten Monat mußte ich schon Gott mit in Rechnung stellen, bis mir eines Tages der Name Gottes unwillkürlich entschlüpfte.'*

Auf diesem Wege brachte ihn ein Besuch bei seinem Freunde Péguy ein gut Stück weiter. Im Jahre 1908 fand er ihn zu Bette, erschöpft und krank. ,Seine Riesenarbeit während der letzten zwölf Jahre', so schreibt Lotte über diesen Besuch, ,hatte ihn aufgerieben. Schweres Unglück hatte mich getroffen. Er klagte mir seine Müdigkeit und Qual. Er sehnte sich nach Ruhe, nach einer kleinen Philosophieklasse in der Provinz, in meiner Nähe; dort könnte er dann ohne Ärger und Sorge all das vollenden, was er in sich trug. Plötzlich richtete er sich auf, stützte sich auf den Ellenbogen und sagte, die Augen voll Tränen: Ich habe dir nicht alles mitgeteilt . . . ich habe den Glauben wiedergefunden . . . ich bin katholisch. — Heiße Tränen in den Augen, den Kopf in die Hände gestützt, sagte ich ihm, fast ohne es zu wollen: Lieber Freund, wir sind alle so weit.'**

Während Péguy trotzdem bis zu seinem Tode auf dem Schlachtfelde auf der Schwelle des Heiligtums stehen blieb, sträubte sich auch Lotte noch längere Zeit, den letzten Schritt zu tun. Erst Ostern 1910 folgte er dem Ruf der Gnade

* Pacary p. 15.
** Revue pratique p. 357.

* Pacary p. 28.
** Pacary p. 29.

und ging nach langen Jahren wieder zum Tisch des Herrn.

Mit der Begeisterung des Neubekehrten hing er dem wiedergefundenen Glauben an, berauschte sich, wie so manche seiner Zeitgenossen, an der Liturgie der Kirche, wohnte täglich dem hl. Meßopfer bei und empfing häufig die hl. Kommunion. Es genügte ihm nicht mehr, nur das soziale Elend zu lindern, er wollte in den Kreisen seiner Standesgenossen die Vorurteile gegen den alten Glauben zerstreuen und der Kirche neue Freunde werben.

Am 7. Dezember 1910 sandte er von Coutances aus, wo er Ordinarius der Sexta war, ein Zirkular herum, in welchem er seine Kollegen bat, der ‚Groupe des professeurs catholiques de l'Université'* beizutreten. Es sollte ein Freundschaftsbund für Gleichgesinnte und eine gegenseitige Stütze im Glauben und Gebet sein. Zugleich aber sollten sie durch ihre Charakterstärke und Hingabe ihre Schüler günstig beeinflussen. Als Vereinsorgan wollte er monatlich das ‚Bulletin des professeurs catholiques de l'Université' herausgeben.

Schon dieser Aufruf erregte die revolutionäre Presse, und der Unterrichtsminister ließ Lotte wissen, man werde innerhalb des Lehrkörpers der Staatsschulen keine konfessionelle Vereinigung dulden. Da Lottes Gründung kein Verein war, brauchte man sich um die Erklärung des Unterrichtsministers nicht zu kümmern.

In der ersten Nummer des Bulletin vom 20. Januar 1911 konnte Lotte berichten, daß sich 35 Abonnenten gemeldet hätten. In Paris machte man sich lustig über diesen Unbekannten der Provinz, und auch die führenden katholischen Kreise glaubten nicht an Erfolg, zumal die Abonnenten für ihre Stellen fürchten mußten. Aber schon Ende 1911 zählte das Bulletin 231 feste und 792 mögliche Abonnenten, d. h. solche, für die die festen Abonnenten den Abonnementspreis bezahlten, um für die Bewegung zu werben. Bei Ausbruch des Krieges konnte das Bulletin, von dem 36 Nummern in Zeitungsformat zu 4, 6, 8 oder 12 Seiten erschienen sind, auf 543 feste und 1200 mögliche Abonnenten hinweisen, und Lotte schrieb mit Recht am 20. Februar 1914: ‚Die Tatsache, daß sich 423 Professoren und Lehrer der Universität unserer Bewegung angeschlossen haben, gibt unserer radikalen Regierung mehr zu denken als die Wahl oder Nichtwahl eines katholischen Kandidaten'.

Im Bulletin offenbart sich Lottes Seele, liegt der Grund seines Einflusses und seiner Bedeutung in der katholischen Bewegung des zeitgenössischen Frankreich. Jeden Monat brachte dasselbe einen oder zwei Aufsätze religiösphilosophischen Inhalts, meist nicht in der Form der Abhandlung, sondern der Betrachtung, des Soliloquiums; ferner ein Feuilleton, das einige Seiten aus den Schriften eines Kirchenlehrers, der Heiligen, besonders der Mystiker oder eines Katholiken, besonders der Freunde Lottes: Guiraud, Baumann, Claudel, Jammes, Goyau u. a. enthielt; und endlich die Korrespondenz, eine Synthese des Gedankenaustausches zwischen Lotte und seinen Freunden. Hie und da griff Lotte auch in manchmal geistreicher, immer aber vornehmer Form die Irrtümer der dritten Republik und ihre Koryphäen, wie Durkheim, Buisson, Sabatier an. Wohl allzu häufig trat er für die Werke seines Freundes Charles Péguy ein, so daß man nicht ganz mit Unrecht das Bulletin einen katholischen Ableger der Cahiers de la Quinzaine Péguys genannt hat.*

Das Ziel, welches Lotte immer vor-

* Unter Universität ist hier die Korporation der zum Unterricht durch Examina zugelassenen Lehrer zu verstehen.

* Pacary gebührt das Verdienst, die wertvollsten Beiträge Lottes gesammelt und der Biographie angefügt zu haben.

schwebte, hat sein Freund Robinne schön umschrieben: ‚Er bemühte sich, in die schmerzdurchwühlten und kalten Herzen einen erwärmenden Strahl des Ideals und der Poesie gleiten zu lassen. Vor allem lag ihm daran, vor dem abgestumpften und vorurteilsvollen Geiste seiner Kollegen wieder in altem Glanze erstrahlen zu lassen die verkannten Schönheiten des katholischen Glaubens, die Harmonie des römischen Credo mit ihrer Herzenssehnsucht und ihrem Verstandesstreben, den tiefen und unverstandenen Reichtum der Dogmen, die Kraft endlich, welche die Gläubigen für Herz und Willen im häufigen Empfang der heiligen Sakramente schöpfen.‘*

Ob sich heute in dem haßzerwühlten Frankreich noch genügend Elemente finden, die in solchem Geiste religiöser Einkehr und Selbstbesinnung den so verheißungsvollen Anfang einer religiösen Wiedergeburt fortführen? Man kann es nur innigst wünschen. Die Hoffnung, daß es so sei, wird aber nur in dem Maße wachsen, als die führenden Katholiken sich bewußt werden, daß in den Herzen nicht Liebe zum Höchsten erwachen und wohnen kann, wenn man sie mit den entgegengesetzten Empfindungen nährt und diese Empfindungen selbst vor den deutschen Glaubensbrüdern nicht Halt machen läßt. Mehr als je werden wir bei uns darüber wachen, daß sich die nationalen Leidenschaften nicht auf das religiöse Gebiet verirren. Möchten die französischen Katholiken sich von dieser Verirrung doch bald wieder zurückfinden zu der heute allein noch lebendigen Idee der religiösen Solidarität, die über allem Kampf und Streit der Völker die Katholiken der ganzen Welt bindet und umschließt.

P. H. J. Terhünte S. C. J.

Theater

Berliner Theater. Diesen dritten Theater-Kriegswinter leitete Reinhardt im Deutschen Theater mit einem sogenannten ‚Deutschen Zyklus‘ ein, der vorwiegend das Soldatenstück der letzten 100 Jahre deutscher Literatur vorführen soll. Das bisher originellste speziell als solches war entschieden des ‚Sturm- und Drang-Lenz‘ Tragikomödie ‚Soldaten‘, in der das Thema ausschließend und anklägerisch behandelt wird, so daß man sich von dem Standpunkt aus einen Augenblick peinlich berührt fühlt, diese Kapuzinade über die Sitten und Unsitten des Soldaten, besonders des Offiziers, über sich ergehen zu lassen, in unseren Tagen, da das Volksheer die unvergleichlichsten Taten nicht nur an Tapferkeit, auch an Selbstzucht vollbringt, und man denken könnte, der Theaterdirektor wolle mit dem Werk dieses ‚neuen‘ Autors Wasser auf die Mühle der Antimilitaristen leiten, bis man in seine Zeit zurückgerufen wird und sich erinnert, daß es sich bei Lenz ja nicht um den straff disziplinierten Soldaten der Allgemeinen-Wehrpflicht-Zeit handelt, vielmehr um die Soldateska der Mitte des 18. Jahrhunderts. Diese ist der Wolf, der in die Hürde des friedlichen Bürgers bricht als Frauenverführer und Mädchenschänder, und Unglück und Unfrieden stiftet. So macht er denn einen sozial-reformerischen Vorschlag — welche Schlußszene allerdings im Deutschen Theater gestrichen war — zur Haltung einer Art von Sexual-Marketenderinnen, die auf Staatskosten für das Heer gehalten werden sollten. — Dies zur Charakteristik nach der sozial-pädagogischen Seite, die für uns heute belanglos ist; weit wichtiger ist für uns aber die Bekanntschaft mit dem Dichter an sich, die uns einmal zeigt, wie ungemein reich doch die deutsche Literatur ist, dann aber auch, wo die Schwächen eines Talentes und der Produktion einst wie jetzt zu suchen sind. Lenz gehört — trotz des nun wiederholten Beifallsrufes der Freunde problematischer Schicksale — nicht zu den großen Ausgereiften, vielmehr in die

* Études 5 Mars 1916 p. 668.

Kategorie der fragmentarischen Naturalisten, die es damals sowohl wie heute gab und an deren Mängeln wir am ehesten die unserer eigenen Zeit erkennen, wenn wir unverhofft einsehen müssen, daß das, was wir heute als unerhört und neu preisen, vor mehr als hundert Jahren schon lebte, aber mit Recht oder Unrecht in Vergessenheit geriet, weil Größeres, die Dramen unserer Klassiker, darüber hinauswuchs; und gerade die Unzulänglichkeiten eines Lenz werden einem, bei all seiner Frische, Derbheit, Unmittelbarkeit in der Einzelbilderbeobachtung klar, wenn man am nächsten Tage an der gleichen Stätte Schillers ‚Kabale und Liebe' mit seiner hinreißenden dramatischen Steigerung und Herausarbeitung der geistigen Idee, die notwendig ist zu solcher Steigerung, in Szene gehen sah. Denn an solcher fehlt es Lenz vollständig; sein Stück ist nicht zusammengepreßte Idee, die sich dramatisch entlädt, es ist Beschreibung, ganz wie im modernen Naturalismus, und so, noch über diesen hinaus, eine endlose, ermüdende Aneinanderreihung von Bildern. Eine Guckkastenkunst, zu der sein Stück recht eigentlich auf der fixen Drehbühne würde, die aber allein die Aufnahmefähigkeit des Zuschauers aufrecht hielt und im Verein mit der hier wahre Triumphe feiernden Inszenierungskunst Reinhardts die Aufführbarkeit des Stückes rettete. In Einzelfiguren gibt der Autor nicht selten Originelles, sowohl in den liederlichen wie ernsten Offizieren und auch in der Gestalt des idealen Handlungsgehilfen Stolzius, dem das Liebchen weggeschnappt wird, das dann von Hand zu Hand und schließlich zugrunde geht, während der ursprüngliche, betrogene und verlassene Bräutigam sich und den Verführer zum Schluß vergiftet. Auch an Einzelbildern aus dem Leben des 18. Jahrhunderts ist vieles von überraschender Frische, aber nirgends ist das Leben so im Kern, die Situation so in ihrer Idee gefaßt, wie es den größeren Zeitgenossen Goethe und Schiller gelang. ganz abgesehen von der dramatischen Spannkraft des späteren Kleist. So ermüdet diese Kunst zuletzt, wie die eines Hauptmann, und man verläßt das Theater ohne Erhebung und nachtragende Wirkung. Und es ist gewiß ein Fehler, wie manche möchten, gerade diese Art formloser Kunst als eine echt deutsche hinzustellen; wenigstens auf dem Gebiet des Dramas geht dies nicht an, denn Drama ohne Wirkung ist nicht denkbar und Wirkung nicht ohne Form.

Was wir bei Lenz vermissen, erlebten wir, wie gesagt, in aufrauschender Fülle in Schillers ‚Kabale und Liebe'. Es war ein großer Abend, unterstützt durch vorzügliche Regie und gutes Spiel. Verletzend berührte darauf der anmaßende Ton eines Teiles der ‚liberalen' Journalisten, die einen Schillererfolg, dabei sie aus eigenem Empfinden nicht mitkönnen, gern als eine schwärmende Gymnasiastenausgelassenheit hinstellen, unfähig zu erkennen, was den großen Dramatiker, hochgesinnten Menschen und Denker weit über alle alten und modernen ‚Lenze' hinaushebt. Nach den ersten Sätzen ahnt und fühlt man bebend den mit ungewöhnlicher Meisterschaft angelegten Grundriß, aus dem die tragenden Pfeilergedanken des Dramas emporschießen, das seinen ganz einzigdastehenden Höhepunkt mit dem zweiten Akt erreicht. Dabei haben wir es zudem in diesem Werk mit beiden Kunstarten zu tun, die einheitlich und kraftvoll ineinanderspielen: das Millersche Bürgerhaus ist mit dem derben Naturalismus gemalt, den man an Lenz bewundern kann; daraus aber erheben sich in sicherer Zeichnung die Ideenträger vornehmlich in den Gestalten Ferdinands und der Milford, vermittelt durch die Figuren des Präsidenten und seines Sekretärs Wurm, die mit ihrem Wesen der Gemeinheit des Alltags angehören und mit ihrem Denken nur in intriganter, d. h. negativer Weise der höhe-

ren Schicht. Möglich, daß hier die beiden Gegensätze von Inhalt und Form nicht fest verschmolzen ineinander übergehen, denn mit dem zunehmenden Intrigantenspiel des Sekretärs nach dem zweiten Akt fällt das Stück gewissermaßen auseinander, läßt die hinreißende Kraft nach, die Milford, ideell Hauptfigur, wird zu sehr ausgeschaltet. — Gespielt wurde mit geringer Ausnahme vorzüglich. Reinhardt verfügt in Herrn Hartmann-Ferdinand über den vielleicht besten Schillerspieler der Hauptstadt und in Hermine Körner-Milford über eine großangelegte Schauspielerin vornehmer Geste und phantasiebegabt, der es höchstens in der Mittellage des Organs an weichen, modulationsfähigen Tönen fehlt; wenn sie in solchen Augenblicken aus sich herauszugehen hat, wirkt sie leicht kalt und hart, während ihr die Tiefe zur Verfügung steht. Kamilla Eibenschütz als Louise fand sich mit Anstand mit ihrer Rolle ab, obgleich es ihr für Schiller, wie so mancher anderen jungen Schauspielerin, heute an Linie und Gefühl fehlt. Sie neigen alle zu sehr zum Varietéton, selbst in Tränen. — Herr Wasmann als Kalb war vielleicht etwas karikiert. Zwei wohldurchdachte Leistungen waren daneben der Präsident Wegner, ein rücksichtsloser, kalter Streber, und Werner Kraus-Wurm, ein Schauspieler, den wir schon in mancher geistig komplizierten Rolle mit Aufmerksamkeit zu verfolgen schöne Gelegenheit hatten. — Herr Diegelmann als Miller war vielleicht an einigen Punkten etwas zu derb, hier aber immer noch erträglicher als in vielen anderen Fällen; nur seine Frau, Eberty, mußte ihres Berliner Jargons und Zuschnitts wegen als unzulänglich bezeichnet werden.

Was bei Lenz sich als unzureichend erwies, und gerade nach der kunsttechnischen Seite, das tritt noch weit deutlicher zutage, weil im Verhältnis zu den ‚Soldaten‘ verbunden mit einem unverhältnismäßig dürftigen Inhalt, in Björnsons Stück ‚Paul Lange und Tora Parsberg‘, so daß man sich frägt: Warum spielt man das gleichgültige Stück eigentlich? Und doch ist's, wahrscheinlich seiner sentimentalen Liebesszene wegen, ein durchschlagender Bühnenerfolg im Theater in der Königgrätzerstraße, das, mit Friedrich Kayßler und Frau Fehdmer in der Titelrolle, diesen erzielt, wie im vergangenen Winter und bis in diesen hinüber, was freilich verständlicher, mit Strindbergs ‚Traumspiel‘. Das Björnsonsche Stück leidet neben der Dürftigkeit des Stoffes daran, daß es, und wohl gerade deshalb, kein Drama ist, wennschon zum Schluß der Revolver des angeblichen Helden knallt, ohne uns zu erschüttern. Das Stück ist dramatisierte Erzählung, Beschreibung ihrer Zustände von seiten eines ‚späten‘ Liebespaares: er ein Politiker, scheidender Minister, der seine Frau verloren, sie ein an Jahren vorgeschrittenes Mädchen, das ihm nun ihre alte Liebe bekennt. Er hat eine mühselige Laufbahn hinter sich; es gelang ihm, Karriere zu machen auf Grund einer Geldheirat; nun steht er im Begriff, seinen Posten zu verlassen, und möchte sich dem Weibe seiner Herzenswahl zuwenden. Die Aussprache zwischen beiden ist manchmal ergreifend; bevor es aber zur Vereinigung kommt, verknotet sich sein Schicksal, und im Gedanken an sie verspricht er einem politischen Kollegen, bei einer Abstimmung fern zu bleiben — nur um diesen los zu sein —, was er später, als er mit ihrer Unterstützung wieder ganz er selbst ist, nicht zu halten vermag. Da steht er allein, alles fällt von ihm ab, während er seine Haltung zu rechtfertigen sucht. Nun tritt die Krise ein: an den befleckten Namen will er ihr Schicksal nicht ketten, einen Augenblick ist er unter ihrem Zuspruch schwankend; als aber auch der König ihn fallen läßt, sagt er nein, geht ins Nebenzimmer und erschießt sich.

In dieser Fasson vermag der Held uns kein Interesse abzugewinnen, weil der

ganze Stoff — er bleibt zu sehr Boudoirangelegenheit des Mannes, der für nichts typisch ist — zu dürftig zum Drama sich erweist und gerade für die Liebesszene einer Novelle ausreichen würde. Der Unzulänglichkeit des Stoffes entspricht dann die Ausformung des Dichters, der ihn für würdig hielt. Ein nordisches Dutzendproblem, von Björnson, diesem politisierenden, intelligenten, temperamentvollen Landpastor, der als Dichter doch weit hinter Ibsen, selbst Strindberg zurückbleibt, mit behaglicher Freundlichkeit gestaltet, aber eigentlich ohne jedes Interesse für unsere deutsche Bühne. — Für den Helden war Kaysler wie geschaffen, desgleichen Frau Fehdmer für seine Partnerin.

Rudolf Klein Diepold.

Die Weimarer Hofbühne beginnt ihrer Aufgabe: ernsthaft strebenden Dichtern, die die Aufführung ihrer Werke an anderen Bühnen nicht durchsetzen können, eine fördernde Unterkunft zu bieten, immer gerechter zu werden. Ende Oktober wagte sie die Aufführung eines Dramas von Bruno Eelbo, einem Autor, der bereits ein Dutzend Stücke im Schreibtischkasten hat und von den einen als Dilettant, von den andern als wahrer Dichter angesehen wurde. Das gewählte Stück ‚Odysseus Heimkehr‘ ist zweifellos als eine Art von Absage an Hauptmanns Odysseus-Drama zu sehen, und wenn auch der Geist jenes Dramas der dem Verfasser Eelbo eigentümliche und von ihm stets vertretene Geist ist, der Protest also immerhin aus einem echten Gefühl entsprang, so hat es doch von vornherein etwas Mißliches, aus einem Protest ein Drama zu machen. Der Wert einer guten Absicht ist immer ein zweifelhafter, und auch Eelbo verfiel der alten Gefahr, Willen und Wunsch für die Tat zu nehmen. Sicher ist die naturalistische Behandlung des Odysseus-Stoffes, wie Hauptmann sie beliebte, unangebracht. Mögen die Dinge sich abgespielt haben, wie immer sie wollen: die Menschheit empfindet das Griechentum als geistige Macht, und diese Macht hat sich in ihrer lebendigen, ideellen Wirksamkeit erwiesen durch Jahrtausende. Andererseits aber gehört zur nachschaffenden Gestaltung dieser Macht ein das Mittelmaß weit überragender Dichter, denn mit dem Gegenstand muß der Dichter wachsen, sonst ist der Zwiespalt peinlich. Dieser Zwiespalt trat bei Eelbos Drama ein. Er mußte eintreten, weil Eelbo von dem eigentlich Kunstmäßigen des Dramas nur sehr unklare in die Tat umsetzbare Begriffe hat. Er hat die göttliche Unbekümmertheit eines mit sich selbst Zufriedenen. Sein Odysseus ist für den, der Homer nicht kennt (und das muß doch erst einmal von Allen vorausgesetzt werden) seiner wesentlichsten Eigenschaften bar. Es wird als bekannt vorausgesetzt, was erst im Stücke sich offenbaren sollte. Das Wesen des Königs von Ithaka: die durch zwanzigjährige Irrfahrt und Not unzerstörbare Sehnsucht nach Heimat und Heer, kommt nirgends zur Darstellung, und wenn dieses Ewig-Menschliche fehlt, so fehlt auch die Wirkung auf die Menschen von heute. Dazu kommt, daß dieser Odysseus keinen Gegenspieler hat; Heimkehr, Bestrafung der Freier wickelt sich im Sinne des griechischen Epos ab, woraus natürlich unmöglich ein Drama entstehen kann. Vergleiche drängen sich auf mit einem gleichnamigen Drama Lienhards, das ich vor Jahren auf der Harzer Bergbühne dargestellt sah. Mit dem ersten Worte des Lienhardschen Odysseus, der an Ithakas, von ihm nicht erkannten Gestade, erwacht: ‚Das ist der Ton der See... der Ton der See... der Ton der heimatlosen See‘, empfindet der Zuschauer das Wesen des Odysseus; die Freier sind bei Lienhard, im Alkinoos zu einem Gegenspieler geformt, der dadurch, daß er eine Weltanschauung vertritt, eine genießerische, unbekümmerte Weltansicht verweichlichter Jugend, für

den tätigen und leidenden Odysseus auch zu einem geistigen Gegner wird. Heimkehr und Sieg des Helden befriedigt daher den Zuschauer im Tiefsten und läßt ihn die Überzeugung von der Sittlichkeit der Weltordnung erleben. Das alles oder ähnliches fehlt bei Eelbo, und allein dieser Mangel ist hinreichend, sein Stück ablehnen zu lassen. Wenn nun noch hinzukommt, daß Eelbo dem alten Homer auf Schritt und Tritt folgt, und daß seine Sprachbehandlung im üblen und platten Alltäglichen untergeht, so müßte man die Aufführung einfach als Fehlgriff buchen, wenn mit ihr nicht, einigermaßen verdienstvoll, wieder einmal gezeigt wäre, daß die nicht aufgeführten Dichter ihr Schicksal meist verdienen.

Freilich gibt es neben diesen ‚meisten' auch eine geringe Anzahl wirklich verkannter Dichter, die aus der Dunkelheit emporzuheben für eine Bühne die verdienstvolle Tat bedeutet. Dieser Tat hat sich Weimar gegenüber Friedrich Lienhard wiederholt unterzogen, zuletzt am 11. November, als es sein dramatisches Gedicht ‚Luther auf der Wartburg' erstmalig aufführte. Es bedarf hier keiner längeren Auslassungen über des Dichters Wert und Wesen: die Leser sind durch wiederholte Klärungsversuche hinreichend unterrichtet. Wie sehr aber Lienhard im tiefsten seiner Art echter Dichter ist, zeigt sich gerade im Vergleiche mit Leuten wie Eelbo. Dort alles rein und vom Wesen des Menschlichen und Göttlichen voll, hier alles seicht, von der Seite gesehen, dort Ringen, hier Selbstgefälligkeit, dort der Wohllaut, hier der Mißklang. Dieses im voraus festgestellt, hat man freilich auch bei ‚Luther auf der Wartburg' Bedenken zu äußern, die aber nie so weit zu gehen brauchen, daß sie das Stück in seinem eigentlichen Wert beeinträchtigen. Dieser Wert besteht darin, daß ein vorurteilsfreier Dichter einen Luther wirklich erlebt hat, uns sein Wesen von innen heraus mit starken künstlerischen Mitteln darstellen konnte. Der eigentlich dramatische Wert des Stückes ist nicht zweifellos. Die Bindung der Szenen ist nur lose, und das notwendige Element der Spannung fehlt dem Drama fast ganz, wozu kommt, daß eigentlich nur zwei Szenen, die zwischen Luther und dem alten Apotheker Hellgraf in Eisenach (Gegenspieler!) und die zwischen Luther und Karlstadt in Wittenberg (gleichfalls!) dramatisch sind. In dem löblichen Bestreben, Auftreten und Wirkung Luthers verständlich zu machen, zeigt Lienhard, wie sich Sickingen und Hutten, die Bauern und Handwerker, die Familie, die Klosterbrüder, die Prädikanten, Münzer, Zwickauer Erleuchtete sich zu seiner Lehre stellen. Das geschieht in einzelnen Bildern, von denen nur einige organisch mit dem Träger der Handlung verbunden werden konnten. Die wohlberechtigte Erwartung des Zuschauers: was kommt nun, muß dem gelassenen Schauen weichen, und auch bei den einzelnen Szenen hat der Zuschauer kaum Gelegenheit, erregt zu sein — bis gegen den Schluß des Dramas, wo, wie gesagt, in einer (scheinbaren) Episode der Apotheker Hellgraf auftritt und unter Hinweis auf die Zerrüttung der Familie, aller Lebensformen, des Staates, Luthern sagt: ‚Das ist dein Werk!' Hier beginnt — im fünften Akt — das Drama, in dem Luther gegen äußere und innere Mächte zu kämpfen hat. Diesen Kampf gegen die inneren Mächte hat Lienhard freilich schon früher einzuleiten versucht, aber er mußte der Wirkung entbehren, da er nicht dargestellt wurde, an Menschen gegeneinander dargestellt, was eben zuerst im fünften Akt geschieht! Hier spürt man eben immer wieder die mangelhafte technische Schulung Lienhards. Wer sich von vornherein damit abfindet und gelassen zuschaut, empfängt jedoch von dem Stücke eine Fülle reizvoller dichterischer Eindrücke. Der echt Lienhardsche Gedanke, daß ein zorniger, in den Händeln der Welt und des Geistes umhergewor-

fener Mensch, in der Waldeinsamkeit Stille und Gesang lernt, wiegt reichlich die vorhandenen dramatischen Schwächen auf, eben weil schließlich doch jeder Zuschauer dadurch in seinem Eigensten fördernd angerührt wird. Bei einer so bemerkenswerten historischen Persönlichkeit, wie Luther es ist, wird aber natürlich auch die Frage nach der historischen Wahrheit rege, und da kann nur gesagt werden, daß den Protestanten dieser Luther nicht sonderlich behagen wird. Denn Lienhard, wie sein Luther, versuchen mit Freimut dem katholischen Wesen gerecht zu werden, und letzten Endes wird festgestellt, daß der alte und der neue Glaube (der neue, wie Lienhard ihn sieht!) beide — Christentum bedeuten, eine Feststellung, die dem hohen dichterischen Blick alle Ehre macht, die aber naturgemäß die Wirkung auf den protestantischen Volksteil sich versagen muß. Ein wunderlich-lieber Franziskanerbruder, der recht eigentlich als lebendige Mahnung für den wilden Polterer Luther herumgeht, tut noch das übrige dazu.

Herwig.

Kunst

Stätten christlicher Kunst im südlichen Kriegsgebiet. Die tief ins zweite Jahr hinein dauernde Beteiligung Italiens am Weltkriege lenkt die Aufmerksamkeit stark auf die Südwestprovinzen der Donaumonarchie, gegen die sich in blutigem Ringen der Vorstoß des verräterischen Bundesgenossen von gestern richtet. Reich an großen geschichtlichen Erinnerungen sind sie, von den Stürmen der Völkerwanderung bis zum Trienter Konzil, von byzantinischer und venetianischer Herrschaft an der Ostküste der Adria bis zum Weltherrschaftstraume des gewaltigen Korsen, und sind heiliges Land der Kunst verschiedenster Epochen. Wer den Kampf um das Problem: Orient oder Rom? in der kunstwissenschaftlichen Forschung der letzten beiden Jahrzehnte verfolgt hat, dem ist die Bedeutung klar, die für jenes Problem der mächtigen Palastanlage Diokletians zukommt, in deren Saalräume, Höfe und Hallen Spalato hineingebaut ist. Aquileia mit dem von der älteren Kathedrale seines Bischofs Theodorus herrührenden, herrlichsten frühchristlichen Mosaikfußboden und der aufrechtstehenden jüngeren Basilika seines deutschen Patriarchen Popo; Dom und Baptisterium von Parenzo, als Ganzes die besterhaltene Sakralanlage der großen Justinianischen Zeit; das Ausgrabungsfeld des altchristlichen Salona — es sind Stätten, die für den christlichen Archäologen im Abendlande nur von Rom und Ravenna und der christlichen Ruinenwelt des einstigen prokonsularischen Afrika überragt oder doch erreicht werden. In den südtirolischen Alpentälern dem Kampfe romanischer und germanischer Kunstweise, im istrischen Küstengebiete über Zara, Trani und Sebenico bis nach dem träumerischen, schönen Ragusa dem Ausklingen des italienischen Genius an der Schwelle des Orients zu folgen, bietet intimsten Reiz. In seiner Gesamtheit kommt gleichwohl der Reichtum an wertvollen Kunstdenkmälern, der das angebliche ‚unerlöste Italien' auszeichnet, der großen Masse der Gebildeten kaum hinreichend zum Bewußtsein. Es war deshalb ein höchst glücklicher Gedanke, ihr gerade im jetzigen Augenblick einen zusammenfassenden Führer durch diese nur halbgekannten Schätze in die Hand zu geben.

Keiner war dazu berufener als Leo Planiscig, der Assistent am k. u. k. kunsthistorischen Hofmuseum in Wien, der soeben mit dem Sekretär der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege Hans Folnesics zusammen in einem Monumentalwerke ersten Ranges der Forschung die maßgeblichen ‚Bau- und Kunst-Denkmale des Küstenlandes' bequem zugänglich gemacht hatte. Auf knappem Raume bietet er nunmehr einen fesselnden Überblick

über die ‚Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten‘ (Kunstverlag von Anton Schroll u. Co. G. m. b. H. Wien 1915. 118 S.). Das engere Küstenland mit der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska, der reichsunmittelbaren Stadt Triest und der Markgrafschaft Istrien, Dalmatien und Südtirol durchwandern wir an der Hand des kundigen Führers. Die nicht weniger als 115 Abbildungen umfassende Illustration ist eine ebenso reiche und glücklich ausgewählte als in ihrer technischen Ausführung vorzügliche. Der Text redet häufig die lakonische Sprache des gediegenen Reisehandbuches. Aber er weiß packend auch mit wenigen Strichen große geschichtliche Momente vor die Seele des Lesers zu stellen, Leben, Eigenart und Volkskunst der heutigen Landesbewohner im Rahmen der sie umgebenden Natur zu zeichnen. Ein warmes Herzensempfinden für den Gegenstand ist durchweg wohltuend fühlbar. Jeweils wird bis in die prähistorische und die Römerzeit zurückgegangen und alsdann vor dem Hintergrunde der wechselnden Geschichte der einzelnen Gebiete und Orte die monumentale Hinterlassenschaft ihrer Vergangenheit vorgeführt. Manches eigenartig Bedeutsame an Werken und Künstlerpersönlichkeiten tritt gewiß nicht wenigen Lesern wohl zum ersten Male näher: Juwelen einer merkwürdigen Vermählung von Gotik und Renaissance wie die Domfassade von Kapodistria und der Dom von Sebenico; das skulpturenreiche romanische Portal des Meisters Raduanus am Dome und die Quattrocento-Anmut des Baptisteriums des Andrea Alexi in Trani; Schöpfungen wundervollsten Barocks, wie die Inviolata-Kirche zu Riva und die Ruprechtskapelle der Villa Lagarina; hervorragende Tafelbilder eines Cima da Conegliano oder Carpaccio und die spätgotischen Fresken der Schloßkapelle im tirolischen Bragherio; der silberne Sarg des seligen Simeon im Dome zu Zara und holzgeschnitzte Flügelaltäre deutschester Art in der Umgebung von Bozen; ein Antonio di Pier Paolo und Onofrio della Cava, der Venetianer und der Neapolitaner, die auf dalmatischem Boden schaffen; der einheimische Giorgio da Sebenico; der altertümliche Maler Nicolaus Ragusinus; Burckhardt Engelberg und Hans Lutz von Schüffenried, die Deutschen des beginnenden 16. Jahrhunderts. Nur Einiges und Einige seien beispielsweise genannt.

Man wird nicht lebhaft genug wünschen können, daß in Tagen des wiedergekehrten Friedens Planiscigs schmuckes Büchlein recht viele kunstsinnige Reisende beschauendem Genießen begleiten möge. Vorerst wird man aber mit tiefem Schmerz daran denken müssen, wie die Geschosse der italienischen ‚Befreier‘ hier und dort in diese Herrlichkeiten Verwüstung und Zerstörung hineintragen. Wie mag es im Dome von Görz mit seinen Fresken des Giulio Quaglia heute aussehen? Und haben nicht italienische Schiffsgeschütze grund- und zwecklos sich selbst auf die frühchristliche Bautengruppe von Parenzo gerichtet, indessen ausgerechnet ein christlicher Archäologe, der bis zum Vorabend des Kriegsausbruches als Österreicher in Rom das Gastrecht einer deutschen Nationalstiftung genoß, in einem Buche über die Mosaiken von Aquileia mit der hohlen Rhetorik eines neuen Cicero das Vorbringen der sabaudischen Waffen in der Isonzoebene als einen Wiederaufstieg des römischen Mars zu neuer Weltherrschaft begrüßt! ‚Difficile est satiram non scribere!‘

Dr. A. Baumstark.

Neues vom Büchermarkt

Religiöse u. apologetische Literatur

Religiöse Literatur, sofern sie des Namens wert ist, will stets nicht nur flüchtig gelesen, sondern in verweilender Betrachtung beherzigt werden. Zur ‚Gründung und Förderung heiligen Sinnes und Lebens' ist sie allezeit bestimmt. Aber nur wenige Werke werden dieser Aufgabe in so hohem Maße gerecht und können sie darum auch so wohlberechtigt in ihren Titel mitaufnehmen als die **‚Übungen des Geistes'** von Bischof Sailer, deren Neuausgabe wir nun Franz Keller zu danken haben (Freiburg, Herder, geb. 4.— M.). Einer jeden dieser auf einen längeren Zeitraum wohlverteilten und stufenweise sich aufbauenden Betrachtungen sind Denksprüche aus der Heiligen Schrift und Lesungen in der ‚Nachfolge Christi' beigesellt. Niemand wird sich in das köstliche Buch vertiefen, ohne daraus für die Erneuerung und Verinnerlichung seines geistigen Lebens dauernden Gewinn zu schöpfen.

Dem ergänzenden Nachdenken des Lesers viel breiteren Raum gewährend und es mehr durch kräftige Kernsprüche fruchtbar anregend, verdient doch des spanischen Jesuiten G. Paláu Büchlein **‚Der Katholik der Tat'**, verdeutscht von Eberhard Vogel und eingeleitet von Norbert Peters (Paderborn, Bonifaziusdruckerei, geb. 2.— Mark) in diesem Zusammenhang mit Ehren genannt zu werden. Seine mannhafte, bis zu religiösem Heldensinn sich erschwingende Frömmigkeit wird gegenwärtig uns deutsche Katholiken besonders ansprechen und uns die gerade in der mystischen Literatur immer wieder zutage tretende Verwandtschaft besten deutschen und spanischen Wesens erneut bewußt machen.

Wie deutschem Fühlen und Denken die Heilsbotschaft freudig umfaßter Herzensbesitz wurde, das bezeugt aus Altvordernzeit kein Schriftwerk so deutlich als das altsächsische Heldenlied vom **‚Heliand'**. B. A. Betzinger erliest daraus in wohlgelungener Übertragung vierzig ‚Lesungen vom Treubund Gottes', und es war ein besonders glücklicher Gedanke, gerade diesem Büchlein auch eine für Sendung ins Feld geeignete Gestalt zu geben (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, kart. 1.20 M.). Vielleicht gesellt man gern als ein taugliches Seitenstück auch ein anderes Dokument religiösen Heldensinns hinzu, die **‚Regel des hl. Benedikt'**, neu übertragen von P. Pius Bihlmeyer (Beuron, Kunstverlag, geb. 1.25 M.) in der gerade für unsere Feldgrauen gar manches goldene Wort zu lesen steht von der rechten Kunst des Befehlens und Gehorchens, und deren ganze Lebensauffassung in dem Satze beschlossen ist: ‚Wir müssen Leib und Seele bereiten, um Kriegsdienste zu leisten im Gehorsam gegen die Gebote.'

Gerade ein Geistesjünger des hl. Benedikt, der Schweizer P. Gregor Koch, ist es denn auch, der uns mit ebenso viel religiöser Herzenswärme als philosophischer Grundsatzklarheit eine wirkliche Lebenskunde darbot in seinem offenbar langsam gereiften Werke über **‚Das menschliche Leben'** oder ‚Die natürlichen Grundzüge der Sittlichkeit' (Einsiedeln, Benziger, geb. 7.20 Mark), worin so manche der brennendsten Zeitfragen ihre ruhig abwägende Beantwortung findet. Gerade die meistumstrittenen Probleme der Gegenwart im Lichte der ewigen Wahrheiten wissensreich zu erhellen, diese hohe und ernste Aufgabe hat sich in erneuerter und erweiterter Kriegsausgabe auch das fesselnde Buch von Georg Grupp: **‚Jenseitsreligion'** mit Glück gestellt (Freiburg, Herder, geb. 4.20 M.). Mit reichem philosophischem und einzelwissenschaftlichem Gehalt verbindet sich darin eine erfrischende Entschiedenheit der grundsätzlichen Stellungnahme und Ablehnung aller verwaschenen Sentimentalitäten. Mehr schon im Stil der gelehrten Vorlesung ist das Werk von Joseph Zahn, dem bewährten Kenner der Mystik, über **‚Das Jenseits'** gehalten (Paderborn, F. Schöningh, geb. 6.20 M.) und begreift nebst den christlichen Glaubensvorstellungen die Jenseitsgedanken aller Völker und Zeiten mit ein. Aber gerade auch aus dieser umfassenden Betrachtung wird wohl mancher mit Hartnäckigkeit nach Trost und Gewißheit suchende Denker um so festere Zuversicht gewinnen.

Was wir alle nur im kleinen geistig erleben und innerlich durchkämpfen, darin ist uns einer der stärksten und allseitigsten Geister der Menschheit, und zwar während einer katastrophalen Wendezeit der Geschichte, in weit gewaltigerem Ringen und siegreicherem Erfassen vorangegangen. **‚Die Grundgedanken des hl. Augustin über Seele und Gott'**, mithin über die beiden zentralsten Wahrheiten seines ganzen spekulativen Gedankenreichtums, nachzudenken, so wie uns Martin Grabmann dazu anleitet (Köln, Bachem, geb. 3.— M.), das ist in der Tat eine hohe Schule für

jeden, der die Wahrheiten seines Glaubens seelisch tiefer erfassen und philosophisch fester begründet wissen will. Gerade Grabmann, der in den gedanklichen Hauptwerken der Gegenwart nicht minder sicheren Bescheid weiß als in dem Erkenntnisbereich der Patristik und Scholastik, vermag mit seltener Sicherheit jene Grundlinien herauszustellen, in denen Augustin uns — gegenüber Troeltschs abweichender Deutung — als ein recht eigentlich ‚moderner Denker' erscheint: und zwar gerade auch deshalb, weil sein Weg zur Erkenntnis Gottes Ausgang nimmt von der Erkenntnis der eigenen Seele. —

Die Apologetik und ihre Streitfragen liegen gegenwärtig unserem vorwaltenden Gedankenkreis recht ferne. Aber wer weiß, ob nicht die Zeit schon nahe ist, wo wir auch auf diesem Felde um so gründlicher zur Rechenschaft gefordert werden. Dann wird auch ein Werk erst seine volle Werbekraft entfalten, wie es der Jesuit P. Peter Lippert mit dem ersten von acht Bändchen einer positiv einführenden Glaubensdarlegung begonnen hat, betitelt **‚Credo'** (Herder, M. 2.—), und im Vorliegenden zunächst die Lehre von Gott in großen Zügen aufbauend. Eine sehr dankenswerte Zusammenfassung mehr in der herkömmlichen Art der **‚Grundzüge der katholischen Apologetik'** gibt mit bewährter Meisterschaft Joseph Mausbach (Aschendorff, M. 3.20), zugleich eine Art Quintessenz des großen Mausbach-Esserschen Werkes.

Religiöse und metaphysische Fragen sind für den denkenden Menschengeist untrennbar. Und so spielen auch in den abstrakt schulgemäßen Leitfaden, wie ihn des Neuscholastikers Georg Hagemann **‚Metaphysik'** gewissenhaft neubearbeitet von Endres (Herder, M. 3.80), an die Hand gibt, allenthalben tiefstbewegende Weltanschauungsgegensätze entscheidgebietend herein. Wer sich über die Konsequenzen gar so manches leicht hingeworfenen Gedankens ins klare kommen will, sollte nicht versäumen, auch zu solchen Werken zu greifen. In leichter zugänglichen, in ihrer Gesamtheit sich aber wohl rundenden Einzelabhandlungen stellt ein Vertreter des altscholastischen Standpunkts C. Willems **‚Grundfragen der Philosophie und Pädagogik'** für gebildete Kreise dar. (Paulinusdruckerei. Bisher zwei Bände, je M. 7.—; ein dritter Band folgt noch.) Eine große Wissensfülle ist darin beziehungsreich entwickelt, nur fehlt oft allzusehr die kritische Abwägung des einzelnen. Der entwicklungsgeschichtliche, auf allseitiges Gerechtwerden bedachte Überblick, den Rudolf Eucken in seinem bekannten Werke von den **‚Lebensanschauungen der großen Denker'** gibt, hat in seiner neuesten, nun schon elften Auflage (Veit & Co., M. 12.50) tiefgreifendere Umarbeitungen erfahren als bisher. Bei Platon manches positiver herausarbeitend, bei Kant eher ein wenig dämpfend, am unzulänglichsten immer noch in der Charakteristik mittelalterlicher Weltansicht mit einziger Ausnahme Augustins, schließt das Werk nunmehr mit einigen unter dem Eindruck des Weltkriegs frischgeschriebenen Gegenwartsbetrachtungen und Forderungen an die Zukunft. Und zu diesen Forderungen gehört für Eucken nun nachdrücklicher als bisher neben der Sammlung die Scheidung der Geister: ‚Das große Entweder — Oder, welches das Christentum so deutlich vor Augen hält, sei uns nicht weiter verdunkelt.'

Literaturgeschichte und Dichtung

Das Jahr 1917 wird im Zeichen der Lutherfeiern stehen. So sehr man um des inneren Friedens dieser zwischen den Völkern so friedlosen Zeit wünschen muß, daß man sich hüben wie drüben der Mäßigung befleiße, so wollen wir uns doch auch allzugroßer Empfindlichkeit verwahren, wenn die protestantische Welt diesen Anlaß benutzt, um sich noch einmal einer gewissen Einheit, die sich in der sehr verschieden gearteten Schätzung des ‚Reformators' lose genug darstellt, bewußt zu werden. Es werden hüben wie drüben zahlreiche Schriften erscheinen; daß man auf katholischer Seite nur solche herausbringe, die darstellen, ohne direkt anzugreifen oder zu verletzen, wäre schon um deswillen das rechte, weil mehr als je alle Gutgesinnten des Gezänks müde sind und von den Früchten der Friedfertigkeit viel lieber auf den inneren Wert der Sache schließen, die friedlichen Sinn erzeugt, als daß sie liebloser Polemik zustimmend huldigen. Das braucht nicht zu verhindern, daß wir in den Spiegel der Vergangenheit schauen, denn die Vergangenheit stimmt wie ein Friedhof ernst, und ist lehrreich für Gegenwart und Zukunft. So und nicht anders haben wir ein Buch zur Hand genommen und zeigen wir es hier an, das uns mitten in den Streit des Zeitalters des Glaubenskampfes hineinführt, wir meinen **‚Thomas Murner und seine Dichtungen'.** Eingeleitet, ausgewählt und erneuert von Georg Schuhmann, (Pustet, Regensburg 1915. 481 S., brosch. Mk. 5.—). Von dem Franziskaner-Dichter Murner war bis jetzt nur ‚Die Narren-

beschwörung' durch Reclams Universalbibliothek weiteren Kreisen zugänglich. Aber selbst diese bearbeitete Ausgabe gibt kein rechtes Bild des Werkes, sie schwächt die volkstümliche Redeweise und trübt stellenweise sogar den Sinn. Schuhmann war bemüht, unter Benutzung aller Textausgaben das Original möglichst treu und doch in heute genießbarer Form zu bieten. Die Auswahl will ‚unter Ausschaltung alles rein Polemischen in den ganzen Murner einführen', wie es in dem Begleitzettel des Verlags heißt. Das stimmt nicht ganz. In einem derartigen Buch durften nicht fast durchgängig diejenigen Stellen ausgelassen werden, worin sich M. gegen die kirchlichen Mißstände und die Entartung der Geistlichen wendet. Rein poetisch ist Murner nicht zu genießen. Er ist vorwiegend Didaktiker und in Verbindung damit bedeutend als Förderer einer deutschen Gemeinsprache und volkstümlicher Epigrammatiker. In einer größeren Einleitung sucht der Herausgeber diesen und anderen Verdiensten Murners gerecht zu werden. Murner war wie Gailer, Pauli und der als Dichter reiner wirkende Brant Elsässer, verdient also auch in rein nationaler Hinsicht größere Schätzung, als er sie bisher in weiteren Kreisen gefunden hat, weshalb man diesem jüngsten Versuch einer Ehrenrettung gerne Beifall zollt.

Die **‚Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts'** (B. Behrs Verlag, Berlin-Leipzig), die, in dritter Folge erscheinend, bei ihrer 149. Publikation angelangt sind, verdienen weit über die gelehrten Kreise hinaus, denen sie hauptsächlich dienen, in Anspruch genommen zu werden. Viele seltene Drucke und auch sehr bedeutende, bisher ungedruckt gewesene Arbeiten namhafter Dichter, Schriftsteller und Gelehrten werden hier mit guten Einleitungen veröffentlicht. Als neuere Gaben sind das ‚ungedruckte Trauerspiel' Liebe und Haß von Wilhelm Waiblinger, herausg. von H. Fouconnet (brosch. M. 3.60), ‚Das Wagnervolksbuch im 18. Jahrhundert' herausg. von Jos. Fritz (brosch. M. 2.40), und Georg Forsters Tagebücher, herausg. von Zinke und Leitzmann (brosch. M. 10.—), zu nennen. Waiblingers Trauerspiel aus der Gymnasiastenzeit ist vorwiegend von biographischem Wert, darf aber auch als ein eigenartiges Dokument der mystischen Schwärmerei der frühromantischen Geisterwelt angesprochen werden, das nur rein formal in einzelnen Partien den später in seinen Oden und Elegien mit Hölderlin wetteifernden Dichter vorausahnen läßt. — ‚Das Wagnervolksbuch im 18. Jahrhundert' ist ein Beitrag zur Literatur über den Faustschen Famulus. Die hier mitgeteilte Fassung von Wagners Leben ist durchaus im Geiste des ‚hellen' Jahrhunderts geschrieben. Der Verfasser hält es für notwendig, alles als ‚Gaukelspiele' darzutun, weil alle Zauberei aus natürlichen Ursachen erklärt werden könne. Nur ‚in manchen Gegenden des katholischen Deutschlands, wo es noch dunkel ist, und wo die Priester die Leute absichtlich in der Dunkelheit und im Aberglauben erhalten, weil ihre Einfalt ihnen den größten Gewinn bringt', würden ‚noch manche für Zauberer und Zauberinnen gehalten, die es nicht sind'. Ein Kulturdokument! — In weit höherem Maße verdient diese Bezeichnung die Publikation von Forsters Tagebüchern. Forster, literarisch bekannt durch seine ‚Ansichten vom Niederrhein', hat ein sehr bewegtes und schicksalreiches Leben geführt, wovon auch diese Tagebücher Zeugnis geben, obwohl sie sich nur über wenige Jahre seiner frühen Zeit erstrecken. Für den Biographen sind sie von hohem Wert. Aber auch wer mit allgemeineren Interessen daran geht, findet viel Merkwürdiges, selbst Schönes darin, und gerade gegenwärtig liest man die Schilderungen von Forsters Reise nach Polen und seiner Beziehungen zur polnischen Intelligenz mit erhöhtem Interesse. In der vorliegenden Form gedachte Forster die Aufzeichnungen nicht zu veröffentlichen. Er hatte dennoch einen bestimmten literarischen Plan damit, der aber nicht zur Ausführung kam. Man wird dies mit dem Herausgeber bedauern, denn wir hätten, wie Dr. Paul Zinke seine Einleitung schließt, in diesem Falle ‚Ansichten von der österreichischen Donau', die seinen ‚Ansichten vom Niederrhein' vielleicht nicht nachstehen würden. In diesem Zusammenhang sei noch eben schnell auf eine sehr interessante Publikation Dr. Zinkes hingewiesen: **‚Georg Forster nach seinen Originalbriefen'** (Verlag Ruhfus, Dortmund 1915, I. Bd. Mk. 6.50; II. Bd. 8.50), und auf **‚Georg Forsters Briefe an Christian Friedrich Voß'** (ebda., M. 8.—). Band I des erstgenannten Werkes bietet einen ‚Grundriß zu einer historisch-kritischen Ausgabe von G. Forsters gesammelten Briefen mit besonderer Berücksichtigung der Fälschungen Ludwig Ferdinand und Therese Hubers'; Band II ist biographischer Natur und gibt eine Darstellung von ‚Georg Forsters Ehetragödie'. Wir behalten uns vor, auf diese Publikationen zurückzukommen. Ein ähnliches Unternehmen sind die

'Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen', herausg. von Hans Leitzmann (H. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn), auf die wieder einmal unter dem gleichen Gesichtspunkt wie oben hingewiesen sei im Anschluß an neuere Nummern: 'Die Quellen von Schillers Wilhelm Tell', zusammengestellt von A. Leitzmann (47 S., M. 1.20), und 'Schillers Anthologie-Gedichte', kritisch herausg. von W. Stammler, (71 S., M. 1.50). **'Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock'** bietet die 'Sammlung Göschen' in drei Bändchen (geb. à 90 Pfennig) dar, und zwar Lyrik, Prosa und Drama umfassend. Es sind durchaus geschickt gewählte kleine Probestücke, die eine leichte Orientierung, was Ton und Stilart betrifft, möglich machen. Einleitungen geben den literargeschichtlichen Überblick, kurze Vorbemerkungen zu den einzelnen Autoren die wichtigen biographischen und bibliographischen Daten und knappe Inhaltsnotiz.

Hermann Grimms Essay-Bücher, die in vier Folgen sich in sehr sorgfältig geschriebenen Aufsätzen über viele Fragen der dichtenden und bildenden Kunst und über einzelne Persönlichkeiten verbreiten, ebenso seine 'Fragmente', gelten in ihrer Art als Muster deutscher Essaykunst. Sie sind in den gewöhnlichen Ausgaben nur wenigen zugänglich, weil teuer. Reinhold Steig hat kürzlich eine Auswahl in zwei Bänden als **'Aufsätze zur Literatur'** und als **'Aufsätze für Kunst'** (Bertelsmann. Gütersloh, geb. à 6.— M.) geboten, die recht schätzbar ist. Jeder der beiden Bände ist nach annähernd gleichen Gesichtspunkten ausgewählt. Der erste beginnt mit Goethe, berücksichtigt in den Brüdern Grimm die Romantik, in Uhland und Rückert die Dichtung um die Mitte des 19. Jahrhunderts, würdigt in Ranke, Curtius und Treitschke führende Historiker und wendet sich mit Wildenbruch, C. F. Meyer und Bismarck der neuesten Zeit zu. Die Kunstaufsätze beginnen mit der Renaissance (Raffael, Michelangelo und Dürer) und gehen über die Romantik (Cornelius) zur Neuklassizistik (Schinkel) in die Gegenwart (das Denkmal Kaiser Wilhelms I.). Beide Bände sind für die studierende Jugend wertvolle Gaben.

Kunstgeschichte

Die weitaus bedeutendste Erscheinung der letzten Jahre auf kunstgeschichtlichem Gebiet ist das **'Handbuch der Kunstwissenschaft'**, das im Verein mit einer größeren Anzahl von Fachgelehrten der Anfang dieses Sommers vor Verdun gefallene Fritz Burger herausgab und dessen Fortsetzung gesichert ist (Berlin-Neubabelsberg, Akadem. Verlagsges. Athenaion. Jede Lieferung Einzelpreis 2.— M., Subskr.-Preis M. 1.50). Da bei der rastlosen und allmählich ganz verschiedenartigen kunstgeschichtlichen Kleinarbeit kaum mehr ein Gelehrter das ganze Gebiet der Weltkunst gleichmäßig umfassen und darstellen könnte, ist dieses große Werk auf Einzelarbeiten aufgebaut, und was durch die Mehrzahl der Mitarbeiter an Einheit der Betrachtungsweise verloren geht, das wird durch Vielseitigkeit und neue Gedankengänge reichlich ersetzt. Auch die Bilderwahl hat gerade durch das Fehlen eines uniformierenden Standpunkts an künstlerischer Eindrücklichkeit und Vielseitigkeit gewonnen. Dazu trägt allerdings das meiste ein deutlicher und programmatischer Anschluß an modernere, auf innere Formdeutung ausgehende Betrachtungsweise bei, die nicht zuletzt einer höheren Schätzung der deutschen Kunst gegenüber der früher üblichen renaissancistischen Anschauung zugute kommt. Die bereits behandelten oder in Behandlung stehenden Gebiete nur aufzuzählen, würde jetzt schon reichlichen Raum beanspruchen. Eine eingehende Würdigung soll später erfolgen. Daß ein solches Werk nicht mehr bloß von einem Verfasser verantwortet wird, mag ihm um so mehr Benützer gewinnen. — Das andere Ende der kunstgeschichtlichen Darstellung, den Zweck der Belehrung weitester Kreise, verfolgt die **'Kunstgeschichte in Hauptwerken'** von Georg Warnecke (3. Aufl. mit 462 Textabbildungen und 20 Farbentafeln. Leipzig, A. Kröner, M. 10.—). Eine Betrachtung, die in allen Werken fortlaufend einen höheren Sinn erkennen will, mag wohl auch bei diesem Zwecke ganz anders angelegt sein müssen, und man könnte, nachdem man sich an den anerkannten Hauptwerken sattgesehen hat, eine Kunstgeschichte in Bildern zusammenstellen, die wie eine neue Welt erschiene. Darum soll diesem Buche sein Verdienst nicht geschmälert sein, das zum kunstgeschichtlich Tatsächlichen die, wenn auch oft nur stofflichen, Hinweise zur Betrachtung der Werke gibt: denn die Erfahrung lehrt, daß selbst zur Erkennung der äußeren Kunstmerkmale, Stoffe und Formwahlen, Anleitung notwendig ist. — Von dem Springerschen **'Handbuch der Kunstgeschichte'** liegt uns der 4. Band **'Die Kunst der Renaissance im Norden, Barock und Ro-**

koko' in 9. Auflage bearbeitet von Heinrich Bergner vor (Leipzig, jetzt Alfred Kröner, geb. M. 12.—). Text und Bildausstattung hält sich stets auf dem laufenden, und es genügt, diese wohl bekannteste und benützteste Kunstgeschichte zu erwähnen.

Eine **'Geschichte der spanischen Malerei'** in zwei Bänden, gut mit Bildern verversehen, liegt seit einiger Zeit von August L. Mayer vor, dessen Grecobiographie seinerzeit allgemeiner bekannt wurde. Wie diese, so ist jedoch auch das große Werk ohne besonderen Charakter, eben für die nächsten Zwecke zureichend. Eine allgemeinere, in geschichtlich größerem Sinn und Zusammenhang gedachte Darstellung vermißt man hier aber mehr als bei einem anderen Kunstlande, weil gerade die Bedeutung des spanischen Kulturwesens, für das z. B. die deutsche Romantik große Neigungen zeigte, nicht im tatsächlich Kunstgeschichtlichen erschöpft werden kann. Gerade hier ist die Kunst stets mehr geschichtlicher Niederschlag als formales Mittelding. Bei dem geringen geschichtlichen Interesse für spanische Malerei, das sich meist mit einigen Namen begnügt, ist die große Zusammenstellung immerhin wertvoll (Leipzig, Klinkhardt & Biermann, M. 40.—).

Später erschienen, als diese teilweise schon älteren Werke, aber im Gültigen viel schneller veraltend und durch die moderne Kunstbewegung sicher bald vielfach widerlegt, ist **'Die bildende Kunst der Gegenwart.** Malerei, Plastik, Zeichnung'. Von Wilhelm Hausenstein (erschienen als 15. Band der Sammlung 'Das Weltbild der Gegenwart', Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, M. 7.50). Ähnlich wie auch viele der neuesten künstlerischen Erscheinungen, die mehr als Zeitausdruck denn als innere Form- und Seelenwerte das Feld behaupten, ist dieses Werk, ohne einem höheren Willen oder feineren Empfinden genug zu tun, zunächst dienlich zur Bekanntschaft mit dem aufs äußerste zersplitterten Kunstwollen der Gegenwart und dann aber auch anregend zur Bildung eigenen Urteils. Das setzt aber wirkliche Kenntnis der heutigen Kunstströmungen voraus und jene Anteilnahme, die den Widerspruch, zu dem es reizt, erst fruchtbar macht. Die kleine Bilderwahl in dem Bande gibt mehr Proben als Gültiges.

Volks- und Jugendschriften

In der Volks- und Jugendschrift beherrscht, Gott sei Dank, der Kriegsgedanke nicht alles. Im Gegenteil scheint der Prozentsatz der dem Kriegsthema gewidmeten besseren Schriften nicht einmal ungewöhnlich hoch. Und was von Kriegsbüchern dieser Art vorliegt, bewegt sich in bezug auf den Ton in maßvollen Grenzen, sucht meist die moralische und religiöse Gesinnung hochzuhalten oder auch bloß die Phantasie zu beschäftigen.

An erster Stelle möchten wir die sich besonders für schlichte Menschen eignenden, gemütvoll-heiteren oder trostreichen Schriften Kümmels und Mohrs nennen. Beide sind Volkserzähler von jener Art, die weder das Volk unter sich läßt noch sich ihm unterordnet. Konrad Kümmel hat seinen Erzählungsbänden zwei neue unter dem Titel: **'Des Lebens Flut'** als Band 5 und 6 angefügt (Herder, geb. à 2.60 Mark), worin gleich wie in den früheren Ernst und Heiterkeit abwechselnd zu ihrem Recht kommen. Heitere Erinnerungen aus der Garnisondienstzeit enthalten die kleinen Erzählungen **'Die Brillenkompagnie'** und **'Schwabenstreiche aus der Kaserne'** (Herder, kart. à 1.— M.). Erzählungen für jugendliche Erstkommunikanten sind in dem Bändchen **'Hl. Jugendzeit'** (ebenda, geb. 4.— M.) zusammengefaßt. — Heinrich Mohr ist nicht in gleicher Weise Erzähler: das erbaulich Betrachtende, die gemütvolle Ansprache, die herzbezwingende Predigt liegt ihm vor allem. In seinen 'Feldpredigten' tönt wirklich **'Die Stimme der Heimat'** (Herder), so daß sie diesen Titel mit Recht tragen. Seine **'Feldbriefe'** (ebenda), die ihre namenlosen Adressaten zu Hunderttausenden im Felde und daheim gefunden haben, sprechen ebensovielen aus dem Herzen. Sie haben ihr Gegenstück in des gleichen Verfassers losen Blättern für Heimat und Feld: **'Krieg und Frieden'** (ebenda), während der schon früher erschienenen Sammlung 'Deutscher Schwänke aus vier Jahrhunderten', die H. Mohr unter dem Titel **'Der Narrenbaum'** (ebenda, 4. und 5. Auflage, geb. 2.50 M.) herausgab, das Bändchen **'Kriegsschwänke aus alter Zeit'** (ebenda, kart. 1.— M.) entspricht.

Das Volkstümliche weniger bewußt anstrebend, aber deshalb doch echt volksgemäß empfunden sind zwei neuere Bücher Peter Dörflers: **'Erwachte Steine.** Was sie von Feindesnot erzählen' (Kösel, geb. 3.— M.) und **'Dämmerstunden'** (Herder, geb. 3.40 M.). Auch der Novellenband **'Krieg und Frieden'** von Karl Linzen (Kösel, geb. 3.50 M.) hat in den meisten Stücken einen volkstümlichen Einschlag und verdient, in die Hände auch der nicht unter bewußt literarischen Ge-

sichtspunkten genießenden Leser zu kommen. In all diesen Büchern waltet ein edler, vornehmer Geist und Ton, den man im deutschen Volke jetzt mehr als je pflegen mag. — Für unsere Volksbibliotheken und für unsere Soldaten aus ländlichen und Arbeiterkreisen draußen im Schützengraben und daheim in den Garnisonen, auf den Arbeitskommandos und in den Spitälern und Lazaretten sorgen zwei Sammelbüchereien, von denen die **Hausschatzbücher** (Pustet, Regensburg, geb. à 1.— M.) zwar etwas altmodisch anmuten, dafür aber in den Bändchen von Hermann Schmid („Der Loder"), Berthold Auerbach („Barfüßle und andere Dorfgeschichten"), Arthur Achleitner („Der Feldkurat") und Anton Schott („Seltsame Leut'") doch immer noch recht volkstümliche Federn in ihrem Dienst haben, während **Hansens 50-Pfennig-Bücherei** sich moderner gibt, dafür aber im Ton noch sehr uneinheitlich ist und neben ganz ausgezeichneten Bändchen (Handel-Mazzetti, ‚Ritas Briefe', Dörfler, ‚Der krause Ulrich') wieder andere enthält, bei denen Stoff und Stil auseinandergehen und zuweilen sogar unerfreuliches Buchdeutsch sich in naiven Situationen breit macht. Nomina odiosa! — Als einzelne Gabe sind E. von Handel-Mazzettis ‚Bilder aus dem Reservespital Staatsgymnasium in Linz' zu nennen, die den Titel **‚Der Blumenteufel'** (Volksverein, M.-Gladbach 1916, geb. 1.60 Mark) führen. Die große Gestalterin gibt hier im Ich-Stil Erlebnisse wieder, die sie bei ihrer Tätigkeit in den Spitälern hatte, für viele ihrer Freunde gewiß eine neue und reizvolle Seite in ihrem Schaffen.

Alte Bekannte treten mit dem 28. Band des **‚Deutschen Knabenbuches'** (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, geb. 7.50 M.) und mit dem 22. Band des **‚Deutschen Mädchenbuches'** (ebenda, geb. 7.50 M.) nach zweijähriger Pause wieder vor uns. Beide ‚Jahrbücher der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung' umfassen je 412 Seiten, und sind außerdem mit vielen hundert Text- und feinen Farbenbildern geziert. Ihr Inhalt ist mit Umsicht und Geschmack reichhaltig und vielseitig zusammengestellt und gibt keinen Anlaß zu Beanstandungen. Der Krieg spielt in das Mädchenbuch hinein nur mit einem gut illustrierten Artikel über das Rote Kreuz im Frieden und im Krieg und über den ‚Nationalen Frauendienst', in das Knabenbuch nur mit gleichfalls schön illustrierten Artikeln über ‚Schneeschuhläufer im Krieg', über ‚Sanitätshunde' und über ‚Das Eiserne Kreuz in Vergangenheit und Gegenwart', die durch eine ‚Skizze aus dem Kriegsleben: Patrouillengang' hübsch ergänzt wird. Einen besonderen Reiz dieser wirklich erstaunlich reich und schön ausgestatteten Bücher bilden die vielen praktischen Anleitungen zu Beschäftigungen, Spielen und Kunstfertigkeiten. Typographisch sind sie vollkommener wie nur je im Frieden. — Ein Buch ebenso für Knaben wie Mädchen ist **‚Waldhof.** Geschichten seiner Freunde und Feinde' erzählt von Julius Lerche. Mit acht farbigen und 40 schwarzen Bildern von Fritz Lang (ebenda, geb. 4.50 M.). Reizend erzählt, wollen diese Geschichten in der heranwachsenden Jugend die Liebe zur Natur durch ein besseres Verständnis der Schutzbestrebungen des Menschen wecken und fördern. Es ist ein geschmackvoller Beitrag zu Heimatschutz und Naturschutzbewegung. Selbst Erwachsene werden das Buch mit Freude zur Hand nehmen. — Der gleiche Verlag legt drei Kriegsjugendbücher vor, von denen **‚Konradin, der Grafensohn'**, den Kindern erzählt von August Sperl (mit 8 Tondruckbildern von Willy Plank), in die Zeit der Bauernkriege versetzt. Sperl, als Romanschriftsteller geschätzt, hat den Ton der Jugenderzählung gut getroffen. Was er schildert, sind nicht Greuelszenen, sondern die Schicksale eines edlen Geschlechts und die wunderbare Errettung des zwölfjährigen Konrad aus der von den Bauern belagerten Burg. Die beiden anderen Bücher schöpfen aus den Erlebnissen der Gegenwart. Rifat Gozdovic Pascha erzählt in den **‚Am Col di Lana'** betitelten ‚Erinnerungen aus dem Kriegsjahr 1915' (geb. 2.50 M.) die Kriegserfahrungen eines österreichischen Hauptmanns, der erst Flieger, dann Kämpfer in den Dolomiten gegen die Italiener war, wo er sich durch entschlossenes Handeln verdient macht und viele Schwierigkeit des Gebirgskampfes siegreich überwindet. — **‚Der Kaiser rief'** (ebenda, geb. 3.— M.) ist eine wirklich gute Sammlung von Kriegsnovellen aus Österreich-Ungarn, herausgegeben von Ella Triebnigg, darunter solche von Walter von Molo, Franz Karl Ginzkey, Heinrich von Schullern, aber auch von Erzählern der nichtdeutschen österreichungarischen Völkerfamilie, die aber alle der gleiche vornehme Heldengeist beseelt, so daß das Buch ein wertvolles Dokument des Gemeinschaftssinnes der Donaumonarchie bildet. Alles ist einfach und schlicht, kurz und packend in diesen prächtigen Geschichten. — Paul Hey als Illustrator einer Jugendausgabe der **‚Kindermärchen der Brüder Grimm'** (ebenda, geb. 6.— M.) erinnert fast an die Tage, da

Ludwig Richter und Moritz Schwind ihren Silberstift ähnlichen Aufgaben zuwandten. Der schön gedruckte, stattliche Band von 370 Seiten enthält nicht weniger als 18 farbige Bilder als Beilagen und 50 schwarze Bilder sowohl auf ganzen Blättern als auch im Text. Selbst Erwachsene haben an dem typographisch exakt und fein ausgeführten Bilderschmuck ungetrübte Freude. — Paul Konewka hat in einem 85 Seiten starken Bändchen ‚**Der schwarze Peter** und andere Schattenbilder' (ebenda, kart. 2.— M.) reizende Silhouetten zu Kinderreimen von J. Trojan ausgeschnitten. Die phantasiebildende Wirkung solcher Bilder im Kinderbuch scheint uns noch nicht genug gewürdigt zu werden. Man muß diese schwarzen Umrißbilder einmal lange anschauen, um zu erfahren, wie sehr sie die Einbildungskraft und den Formsinn des Beschauers in Aktion setzen. Sowohl Trojan als auch Konewka sind leider nicht mehr unter den Lebenden. — Drei gute, von Gemüt zeugende Erzählungen für die Jugend hat M. Maidorf unter dem Titel ‚**Von guten Kameraden**' (Benziger u. Co., Einsiedeln 1915, geb. 3.60 M.) erscheinen lassen, und M. Annen hat zehn Originalkompositionen dazu gemacht. Unter den Kriegsbüchern für die Jugend beiderlei Geschlechts eine von den empfehlenswerten Gaben. — Beschäftigungs- und Gesellschaftsspiele haben gern die Tendenz, mit der Zeit zu gehen, soweit es sich nicht um die unverwüstlichen feststehenden Formen handelt. Wir wollen, daß unsere Jugend im Spiel auch lerne, und nirgends ist dieser Doppelzweck so gut angestrebt als durch die deutsche Spielwarenindustrie. Der Verlag Otto Maier in Ravensburg hat eine Reihe von Spielen dieser Art ausarbeiten lassen, die die Beachtung der Erzieher verdienen. Ebenso als Malbücher wie als Gesellschaftsspiele bringen sie Szenen, Ansichten, Persönlichkeiten aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, wobei besonders die Quartettspiele immer reicher ausgebaut werden, so zwar, daß neuerdings auch die Sternbilder zu einem astronomischen Quartett in sehr instruktiver Art zusammengestellt sind. Hier ist des Einzelnen so viel geboten, daß Interessenten sich am besten das Verlagsverzeichnis kommen lassen.

Unsere Kunstbeilagen

Das Bild von Moritz von Schwind ‚Mangel und Armut überfallen den Müßigen' möge wie ein Kalenderbild am Anfang des neuen Jahres stehen, des Jahres, in dem nun neben den Waffen durch die Arbeit des ganzen Volkes sein Schicksal entschieden werden soll. Es ist, wie die Inschrift darauf anzeigt, eine bildliche Darstellung der Sprüche Salomons, Kap. 6, 10 und 11. Die ganze Stelle lautet: ‚Wie lange, Fauler, willst du schlafen? Wann wirst du aufstehen von deinem Schlafe? Schlafe noch ein wenig, schlummere noch ein wenig, lege noch ein wenig die Hände zusammen, um zu ruhen, so wird die Armut über dich kommen wie ein rüstig Schreitender und der Mangel wie ein bewaffneter Mann. Bist du aber unverdrossen, so wird deine Ernte wie ein Quell sein und der Mangel weit von dir fliehen.'

Die weitere Beilage zeigt das in dem Beitrag ‚Belgische Prämonstratenserabteien' von Johann Georg Herzog zu Sachsen besprochene Hauptwerk.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Andrea del Caſtagno/Dante Alighieri





Vierzehnter Jahrgang Februar 1917

Mitteleuropa und die Seelenkultur

Von Hermann Platz (z. Z. im Felde)

Es ist bekannt, daß *Naumann* in einem ‚*Mitteleuropa*‘ betitelten Buch, das schon in über hunderttausend Exemplaren verbreitet ist, den Versuch unternommen hat, das Mitteleuropa, das dieser Krieg als Notwendigkeit gebracht hat, als ein organisiertes Ganzes in die Zukunft hineinzudenken und so durch Anregung und Wegweisung an dem mitzuwirken, was uns allen irgendwie als Wunsch, Sehnsucht und Ideal vor Augen schwebt.

Es ist interessant und lehrreich, die fesselnden Ausführungen des regen Idealisten von einer grundsätzlich *psychozentrisch* orientierten Kulturauffassung aus kurz zu beleuchten, d. h. zu beobachten, wie die Seele mit ihren streng christlichen Forderungen und ihren Bedürfnissen in diesem mitteleuropäischen Kulturland der Zukunft gebettet und geborgen ist.

Naumann ist Idealist, denn er glaubt an das Geistige als das letzthin Wesentliche und Wertvolle und an die Möglichkeit immer reinerer und allgemeinerer Verwirklichung. Er ist aber auch Optimist insonderheit dadurch, daß er sich in die demokratisch-industrialistische Bewegung hineinstellt und an ihre Zukunft glaubt, nicht zuletzt deshalb, weil auf diesem Wege der echten Geisteskultur mehr Erfolg beschieden sei als auf dem konservativen Wege. Der Krieg hat ihn wohl eines oder das andere als Illusion ansehen lassen, aber die Grundauffassung bleibt dieselbe: Hervorkehrung

des sozial-ethischen Gesichtspunktes der Unvermeidbarkeit und grundsätzlichen Güte und aufbauenden Kraft der großen Kulturströmungen, und in der Individualethik Betonung der ‚innerweltlichen Askese' der Berufsarbeit und Geistesmehrung, der Fortschrittserzeugung und Kunstübung.

So steht er auch grundsätzlich der Versöhnbarkeit, dem Ineinanderfluten und Ineinanderklingen der norddeutsch-preußischen und der süddeutsch-österreichischen Seele optimistisch gegenüber. Sonst wäre sein Buch wohl ungeschrieben geblieben. An einer Stelle sagt er, zu den Österreichern gewandt: ‚Wir haben mehr Pferdekräfte und ihr mehr Melodie. Wir denken mehr in Quantitäten, die Besten von Euch mehr in Qualitäten. Laßt uns zusammengießen, was wir beide vermögen, so bekommt erst die harte, neudeutsche Kultur durch eure Mithilfe denjenigen Hauch von Anmut, der sie für die Außenwelt erträglich macht.'* An anderer Stelle faßt er den Gegensatz so: ‚Der Rhythmus des Lebens ist verschieden (zwischen Deutschland und Österreich). Es wird bei uns mit mehr Rotation gearbeitet. Wir sind geldwirtschaftlicher, pünktlicher, geschäftlicher, dabei ärmer an schlichter Behaglichkeit und einfacher Kunst des Lebens.' Darnach sollte man meinen, daß er auf eine Umbildung und Neuorientierung des mitteleuropäischen Seelenlebens hofft; und das wäre ja auch das Natürliche und Vernunftgemäße, daß, wenn zwei oder mehr Staaten in dieser Weise auf Gedeih und Verderb sich zusammenschließen, wie es Naumann notwendig und wünschenswert erscheint, dann auch ihre eigenartigen Seelenwerte zu einer neuen Einheit zusammenflössen. Aber da kommt doch immer wieder der alte Naumann, der begeisterte Lobredner der neudeutschen Wirtschaftlichkeit und ihrer kulturellen Vollendbarkeit zum Vorschein. Er fühlt sich ja im ausgesprochenen Gegensatz zu den ‚Bekennern der älteren Wirtschaftskonfession und ihres gemächlichen Lebenstempos'. Er spricht von ‚gebrechlich werdenden Normalmenschen der abgelaufenen Wirtschaftsperiode', die das Gefühl hegten, ‚von der geldgierig gewordenen Mitwelt ganz gräßlich mißhandelt zu werden'. Er gibt freilich zu, daß der disziplinierte (unpersönliche) Normalkapitalismus, die Massenfron des individuell begonnenen Arbeitsmenschentums, seelische Veränderungen einschneidender Art hervorgebracht. Aber er sieht in dieser Veränderung anscheinend nur das wertvolle Element der Disziplin und Arbeitsamkeit, der regeren Geistigkeit und Kunstbeflissenheit, aber nicht das verhängnisvolle der Versachlichung und Vergewaltigung. Er betrachtet diese Sozialisierung in gewissem Sinn schon als gemeinmitteleuropäisch und fast ideal, indem er sie dem individualistischen Ideal der westeuropäischen Kultur entgegenstellt, die diese Sozialisierung als ‚Rückfall in vergangene gebundene Zeiten, teils als künstliche Zwangskonstruktion, die das Menschentum verleugnet und vergewaltigt', empfände. Man kann sich nach all dem wohl ein Bild machen, wie Naumann sich die

* ‚Mitteleuropa'. (Reimer, Berlin.) S. 130. Der letzte Satz von mir hervorgehoben!

Dosierung der Arten denkt: Das neue Arbeitstempo, der neue geistige Zuschnitt wird Gemeingut. Das ist das Erste, das Wichtigste, das Unumgängliche, das Zukünftige. Eure Anmut und Kunst, eure Melodie und euren Geschmack, eure Qualitätsarbeit, euren Lebensstil nehmen wir, soweit sich das machen läßt, in unsere technische Modernität, die Zukunft schafft und Fortschritt verbürgt, auf. Vieles wird es nicht sein, was ihr uns abzugeben habt. Aber seid guter Dinge, es wird euch in jeder Beziehung gut bekommen, in unsere Kreise mit einbezogen zu werden. Einiges werden wir vielleicht auch noch als Verzierung da und dort anbringen, anderes vielleicht noch in unsern Mußestunden und Ferienfahrten bewundern und vermissen. Aber über all das schreitet mit ehernem Schritt das Arbeitstempo der Zeit. Wehe den Zurückbleibenden! So schlägt in Naumann der Prophet und Bannerträger der Demokratie und der organisierten Arbeit dem Verständigungs- und Versöhnungspolitiker immer wieder ein Schnippchen. Er möchte dem Süden und Südosten gerecht werden. Das merkt man. Er liebt sie sogar. Aber größer noch als seine Liebe zu dem ewigen Süden ist sein Glauben an neudeutschen Fortschritt und organisatorische Weltüberwindung durch deutsche Arbeit.

Man kann mit Naumann durchaus der Meinung sein, daß nach dem Krieg infolge wirtschaftlicher und finanzieller Nöte in ganz Mitteleuropa ein beschleunigter Arbeitsrhythmus, eine intensivere Ausnutzung aller Arbeitskräfte und Sachwerte einsetzen wird. Aber deshalb braucht man sich noch nicht so zuversichtlich dem neudeutschen Arbeitsmenschentum gegenüber zu zeigen; noch viel weniger aber braucht man der Seele des Südens und Südostens und ihrer Innervations- und Stilisierungskraft in dem zukünftigen Verschmelzungsprozeß so zaghaft gegenüberzustehen, wie Naumann das tut. Daß die technische Modernität und die organisatorische Beweglichkeit in diesem Kriege die wertvollsten Dienste geleistet haben, ist noch kein Grund, sie zu überschätzen, um so weniger, als sie durch die Seelenlosigkeit und Mathematizität ihres Eroberungswillens den Krieg und unsere Isoliertheit im Kriege mitverursacht haben. Weniger wäre vielleicht mehr gewesen. Wäre in unserer industriellen und kommerziellen Welteroberung mehr süddeutsch-österreichischer Rhythmus, mehr Anmut und Form, mehr Menschliches und Seelisches, neben dem Technischen und Sachlichen zur Geltung gekommen, dann hätten wir wahrscheinlich eine Reihe Milliarden weniger Volksvermögen, aber wir wären vielleicht um diesen Krieg herumgekommen. Doch wir wollen uns bei diesem recht fragwürdigen Wenn nicht aufhalten, sondern entschlossen der bitteren Zukunft ins Auge sehen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der *Katholizismus* der süddeutschen und österreichischen Stämme und Völker die Verschiedenartigkeit der Seelenhaltung mit bedingt. Der Katholizismus hat ein Lebensinteresse an der Seelenhaltung überhaupt. Und es ist selbstverständlich, daß ‚die patriarchalischen Lenker der älteren Wirtschaftsprozesse und Seelenvorgänge die ganze technische Modernität zunächst als Störung empfinden‘. Natürlich

nicht wegen der Modernität noch wegen der Technizität, sondern wegen der unsterblichen Seelen, deren Heil zu wirken und deren Frieden zu sichern nach wie vor die dringendste Gegenwartsaufgabe ist. Der Katholizismus bleibt eben nach wie vor individualistisch in dem Sinne, daß er jeder Seele unendlichen Wert beimißt und ihr das Vollrecht der Entfaltung und Vollendung zuweist. Daß er in der Alltagsarbeit der Seelenleitung mehr Wert auf Entsündigung und Gefahrbehütung, auf Askese und Tugendanleitung legt, ist gewiß kein Beweis, daß dieser Individualismus unmodern, gesellschaftsfeindlich, rückschrittlich sei. Er hat seine vorgezeichneten Linien und seine ewigen Typen und Maße, und die Überzeugung, daß sie in allen Gesellschafts- und Arbeitsformen durchgeführt werden können, gibt ihm seine Beweglichkeit. Wie Normalkapitalismus und Großbetrieb drängt er auf Disziplinierung, aber im Interesse der Einzelseele, erst in zweiter Linie im Interesse der Gesamtheit, nie aber ausschließlich im Interesse einer sachlichen Gesamtleistung, wie es der unpersönliche Kapitalismus und Industrialismus tut.

Die neudeutsche ‚Wirtschaftskonfession', wie Naumann bezeichnenderweise sagt, und die psychozentrische Konfession, wie sie am entschiedensten durch die katholische Kirche vertreten wird, sind an und für sich unvereinbare Gegensätze. Aber diese theoretische Unvereinbarkeit behütet uns nicht vor der Gefahr, in diesen überschnellen, sachlich gerichteten Arbeitsbetrieb mit hineingerissen zu werden. Und es bleibt daher nur das eine übrig, dieser Gefahr ins Auge zu sehen und uns um so fester auf unsern ureigensten Boden zu stellen. Und zwar tun wir das nicht bloß im Interesse unserer Seelen, sondern auch im Interesse der als notwendig erkannten Leistungserhöhung und im Interesse der Stilisierung dieser harten Arbeitskultur.

Können wir inmitten der herantosenden, uns umkreisenden Neuwelt die Alten, die Einfachen, die Seelen- und Friedvollen, die Verwurzelten und Langsamreifenden bleiben? Und wenn wir es können, müssen wir es da nicht und ist das nicht unsere allergrößte Aufgabe, in diese harte neudeutsche Arbeitskultur den Segen und Schimmer der älteren Persönlichkeitskultur mit hinüberzuretten?

Ja, das können wir, wenn wir nur stolz und gewillt sind, das zu werden, was wir nach unserer katholischen Tradition sein sollen, nur das zu sein und ganz das zu sein, was wir sein sollen. Leicht ist das nicht. Aber ist denn das Leben leicht? Oder ist es leicht, sich in dem modernen Arbeitsmenschentum entwurzeln und entblättern zu lassen und schließlich in der Aufgelöstheit und Seelenlosigkeit der Großstadt dazustehen wie ein kahler, von Kugeln zerrissener Baum nach dem Trommelfeuer der Schlacht?

Worauf kommt es nun an, wenn wir neudeutsche Arbeitsintensität und altererbte Seelenkultur verbinden und Mitteleuropa aus Eigenstem aufbauen helfen wollen? Das Wichtigste ist klare Einsicht in die Forderung des Tages. Wie wir jetzt unsere Kriegsaufgaben der rauhen Zeit gemäß

zu lösen versuchen, so müssen wir nach dem Krieg an dem Neubau des kulturellen Lebens, jeder an seinem Platz, nach Maßgabe unserer Kräfte mitarbeiten, nicht mitgeschleppt, mitgerissen, sondern voll die Schwierigkeiten und Nöte des Wegesuchens und Wegebahnens auf uns nehmend, mit unserm ganzen Willen dem Volk und Vaterland die Treue haltend.

Aber als Katholiken spüren wir das eine seelentief: Wir sind keine Eintagsmenschen, zu Eintagswerken tauglich und berufen. Wir kommen von weit her, und fernhinaus dehnt sich noch unsere Straße. In unserm Blute zittern uralte Erinnerungen nach, und Weltgerichtsernst zuckt durch unsere Seele. Wir tragen schwer an manchem, was die Geschichte uns aufgebürdet, aber ewig jung bleiben wir, wenn wir uns aufrichten, die Firnen entlang sehen und der Ewigkeit Wind uns umweht. Der Krieg hat manchen uns näher gebracht. Wir aber stehen erschauernd, versehrt, aber fest. Und warten. Ungeduld ist jetzt, wo alles ausgerenkt und aufgeschlossen ist, am allerwenigsten am Platz. Wir aber schreiten weiter, wie wir waren und sein werden. Zu Füßen des Kreuzes sind wir geboren, und gar oft stehen wir im Geiste schon vor dem richtenden Gotte. Leicht sind Worte, tief gründen Wirklichkeiten. Wir hören oft Worte, die leicht wiegen. Immer aber umrauscht und umflutet uns die Wirklichkeit unseres Glaubens und Hoffens. Bald ist es schwerer Seegang, bald liebliches Wogenspiel. Aber immer im Schoße des Weltmeeres.

Das ist unsere Art. Die Art der Katholiken Mitteleuropas und aller Katholiken der Welt. Etwas mehr oder weniger, was macht das aus? Wir werden an Mitteleuropa bauen helfen, in fester mitteleuropäischer Gesinnung, aber wir können und wollen nur katholisch bauen, d. h. καθ᾽ ὅλως. Das Menschheitliche, das Ewige, das Typische, das Geschlossene, das Klassische, das Organische, das ist das uns Gemäße. Das können und wollen wir leisten, daß die Seelen nicht in Sache und Sucht versinken, sondern gewurzelt und geründet dem Wechsel widerstehen, daß sie den großen Zug, den Zuschnitt, das Ausmaß des Ewigen nicht verlieren, daß sie getragen und getränkt werden von einem Ganzen, in dem sie leben und das doch über sie hinwegflutet.

In aller Werdenot steht ewig jung unser Wille, unser hochhinzielender, krieggestählter, baufroher Wille, der arbeitet, als ob er alles könnte, und beten möchte, als ob er machtlos wäre.

Hoher Erwartung und Sehnsucht voll sind alle. Ist die Moderne schuld, wenn wir nicht stark genug sind, ihrer Empfänglichkeit Sinn zu sein?

Französische Kriegspoesie

Von Firmin Coar

Pages d'histoires . . . 1914—1915. Les Poètes de la Guerre. Recueil de Poésies. (Blätter aus der Geschichte von 1914 bis 1915. Dichter des Krieges. Eine Sammlung von Dichtungen.) So steht auf dem Umschlage des Büchleins zu lesen, aus dem wir Proben und zu dem wir Glossen geben wollen.

Französische Kriegsdichtungen! Es sind keine Verse, wohinein die Kraft ungeheurer Anstrengung gebannt ist, wie etwa in den Muskeln eines um sein Leben ringenden Titanen. Auch sind es nicht oft in offener Kampflust geschweißte Haßreime, wie etwa Kleistens Germania; auch nur vereinzelt sind es Fanfarenklänge zu einem Angriffe, der nur Sieg oder Untergang kennt. Sind es Strophen, die vor Wehmut und Trauer und stiller, opferungsbereiter Vaterlandsliebe zittern? Davon gibt es einige, die man in jeder Sprache lesen könnte. Was sich nach der Lesung des Büchleins vordrängt, ist weniger eigene Glut, als Spott über Gegners Glut; ist weniger eigenen Herzens Aufruhr, Sammlung, Gebet, Kampf, als weit mehr eines Geistes höhnisches Gelächter über alle möglichen Arten von Schwächen, Niedrigkeiten und Vertierungen, die er bei seinem Gegner voraussetzt und aus Lust an Beschimpfung erfindet. Ist das Dichtung? Dichtung will Empfindungen und Erlebnisse der Seele, heiß, wie sie im Leben gefühlt werden, in die edlen Maße der Wortklänge bändigen. Französische Kriegspoesie ist vorwiegend geißelnde Kritik. Sie beschäftigt sich fast nur mit dem Feinde, selten mit sich. Sie ist in den meisten Fällen nicht mal Satire, denn die Satire soll unsere Schwächen belachen, ohne unser Menschentum zu beschmutzen. Echte Kriegspoesie soll aus den kriegerischen Leidenschaften, die Abscheu erregen, das hervorleuchten lassen, was Töten zur Opferung adelt, den Tod verklärt und das Grauen heiligt. Französische Kriegspoesie will aber hauptsächlich die Kriegsleidenschaften des Gegners verzerren; dessen Töten erniedrigt sie zum Morden, dessen Aufopferung zu grausamer Machtgier, dessen Grauen zu Greueln und dessen Sterben zum Verrecken; dessen Leben verzerrt sie zum Wüten eines Raubtieres. Ist das überhaupt noch Literatur? Sie verdiente nur Schweigen. Für einen Menschen, der die Franzosen um ihrer geistigen Herrlichkeiten willen liebte, ist es eine gar traurige Sache, ihre geistigen Sümpfe und Kloaken ans Licht zu ziehen. Nachdem sie es aber selbst durch ihre bekanntesten Wortkünstler getan, nachdem sie damit die Hirne von Millionen Neutraler zu vergiften unternommen haben, ist es notwendig, davon zu sprechen. A la guerre comme à la guerre: im Kriege gilt Rücksicht und Ritterlichkeit nichts, sagen dieselben Franzosen, die sich gern das ritterlichste Volk der Welt nennen. Im Kriege sei man zwar mehr als je ritterlich gegen den Nächsten, wie es christliche Sitte lehre, aber nur gegen den befreundeten Nächsten. Der Deutsche sei aber ihr befreundeter Nächster nicht. Folgerung: er kann mit jeder Waffe angegriffen

werden, selbst mit einer solchen, die vergiftet ist, sogar mit einer, die versteckt wird, um dann damit tückischer verwunden zu können.

Echte Kriegspoesie stählt durch die Musik ihre Verse, durch die zündende Kraft ihrer Sinnbilder, durch ihren göttlichen Humor die Seelen gegen die Dramen, die Nöten, die Ungewißheiten des Krieges; sie entfacht die Geister zum Siegeswillen. So verstehen wenigstens wir Deutsche Kriegspoesie. Daß unsere Dichter danach dichten, zeigt ein Blick in unsere besseren Zeitschriften und Zeitungen. Französische Kriegspoesie reizt zwar auch die Geister zum Kampfe auf, aber dadurch, daß sie den Gegner als hassenswert, verächtlich und vernichtenswert hinstellt. Bei uns fehlt diese Kriegspoesie nicht ganz; doch sind es vereinzelte, schrille Schlachtentrompeten. Die vorliegenden Proben französischer Kriegspoesie sind jedoch von den Meistern französischer Dichtkunst verfaßt. Auch wird vor diesen Giftblasen keineswegs wie bei uns durch die bessere Presse gewarnt, sondern es wird für sie Reklame geschlagen. Eine dem Kriegsministerium nahestehende Buchhandlung, die Librairie Militaire Berger-Levrault, gibt sie gesammelt in den kleinen gelben Heften der ‚Geschichtsblätter‘ in Tausenden von Exemplaren heraus.

Blätter zur Geschichte der gewaltigen Jahre von 1914—1915 sind sie allerdings. Aber Blätter, die vom Edeltume der Rasse zeugen? Man lese:

‚Das deutsche Heer wird von der Salmonellose heimgesucht, einer Vergiftung, die mit dem Tode endet, und die bei Menschen erfolgt, die unmäßig Wurstwaren verzehren. — Die Zeitungen.‘

So steht es als Motto über einem Kriegsgedicht Hugues Delormes, das den Titel trägt: Der Typhus der Schlemmerei (Le Typhus de la goinfrerie). Erste Strophe:

Qu’est-ce donc la Salmonellose?
Il serait bon qu’un érudit
L’expliquât clairement, s’il ose
Du moins, voici ce qu’on en dit:
Ce mal du typhus se rapproche,
Mais spécial au peuple boche,
Chez lui seul répand la terreur;
C’est le fléau fatal dont souffre
Quiconque absorbe comme un gouffre!
Tels les sujets de l’empereur...*

* Was ist doch die Salmonellose?
Daß ein Forscher es uns sagte,
Täte Not; doch ob er’s wagte? . . .
Zum wenigsten werde bekannt,
Daß dies Übel dem Typhus ist verwandt.
Dem Volke der Boches ist es aber eigen,
Tut sich bei ihm zum Entsetzen versteigen.
Kneifende Not ist’s für den, dessen Mund
Verschlingt, wie ein unersättlicher Schlund.
Beispiel: des Kaisers Untertanen.

Zweite Strophe: Ein Faß voll Sauerkraut ‚frißt' er, und um sich die Zähne zu reinigen auch noch Kilometerstränge schwarzer Blutwurst, sorgfältig vermischt mit Eingemachtem.

Dritte Strophe:

En ce séjour pour le bacille
La vie est clémente et facile
Il folâtre de haut en bas
Et ses campagnes préférées
Les Syncopes et les Diarrhées
Prennent avec lui leurs ébats.*

Letzte Strophe: Ihr Bakterienregimenter, ihr wütet nicht genug! Mit der Flut der sauren Biere erobert euch die deutschen Hüften! —

Kriegspoesie! Mit derselben schmutzigen Feder, womit er in Zeiten des Friedens die schlüpfrigsten Geschichten des ‚Journal' geschrieben hat, kritzelt Charles Henri Hirsch seine Träume in Kriegszeiten nieder, die er ‚deutsche Träume' nennt: ein Liebesgetue Wilhelms, der im Schützengraben ein ‚kolossales' Gesicht hat, wobei Pferdewurst seine Seele mit Entzücken füllt. Sein Gretchen erscheint ihm als geröstete Gans. Der rosige Wilhelm entbrennt selbst und entzündet auch seine Braut in Liebe, und dann flammen beide in Liebe.

Amour! Amour! Merveille et grâce
Du bien-aimé, le coeur épris,
Wilhelm ne connaît plus de prix
A sa Gretchen en broche et grasse.**

Elle aussi mystique nature,
Revoit son tendre fiancé,
Sous l'espèce d'un émincé
De porc frais à la confiture!

Cet échange de victuailles,
C'est Wilhelm et Gretchen rêvant;

---

* So viel geschlemmtes stopft die Gedärme . . .
— — — — — —
Darin die Lebenslust zu stillen
Ist leicht und angenehm für die Bazillen;
Sie belustigen sich sowohl unten wie oben.
Und die Freunde, womit sie tollen und toben
Sind die kurzweiligen Synkopen und Diarrhöen.

** O Liebe, Liebe! Wunder! Gnad'
Des viel Geliebten, für das Herz ein Bad!
Dem Wilhelm ist zu hoch kein Preis
Für Gretchen am Bratspieß, fett und heiß.

C'est la Germanie élévant
Son âme aux échos des batailles.*

Das soll wohlverstanden zum Lachen gegen uns reizen, denn:

Car le rire c'est notre arme,
Et le boche est trop vilain
Pour en connaître le charme.
Ils n'en ont pas à Berlin...**

Gott sei Dank, nicht ganz so! ‚Gottlieb' im Tag — wir dürfen es sagen — lacht nicht so gemein, nicht so politisch unsachlich.

Und weiter werden unsere Sitten belacht, indem Zerrbilder aus Dreck von ihnen gemacht werden. Grenzen der Wahrhaftigkeit und der Möglichkeit oder gar der Mäßigkeit gibt es nicht. So wenn ‚deutscher' Lügengeist durch die Person unseres Kaisers verkörpert wird, wie es geschieht im ‚letzten Bluff des Kaisers' (La Dernière du Kaiser de Lucien Boyer). Bethmann-Hollweg und Moltke veranstalten einen Wettbewerb um die Meisterschaft im Lügen. Als zu schamlos hitzig zwischen ihnen gewindbeutelt wird, erklärt im zornigsten Pathos der Kaiser, daß die Lüge das verabscheuungswürdigste Scheusal der Welt sei, und daß er nie gelogen habe, worauf Bethmann, hingerissen von der Leidenschaft zum Lügensporte, begeistert ausruft: Er, der Kaiser, habe soeben die Meisterschaft im Lügen davongetragen.

Auch unsere Einrichtungen kommen an die Reihe. Im Tone der Freude an Grausamkeit wird von Jean Rameau unser Eisernes Kreuz begeifert. In dem Gedichte ‚Er „dichtet" wie das Eiserne Kreuz' wird diese Auszeichnung Soldaten erwiesen, von denen der erste drei Städte plünderte und in zwei Häfen besoffen war; der zweite vier Frauen, vier unschuldige Frauen, aus reiner Mordlust niederschlug; der dritte fünf Kirchen anzündete; der vierte sieben Lazarette einäscherte; der fünfte mit ehrenhaftem Vitriol neun Turkos zu Tode spritzte; alles höchst nette Heldentaten, die begeistern und zur Nachahmung verlocken und wofür das Eiserne Kreuz verliehen werden muß:

Ce joujou de fer gris est drôle
Et ne fait pas mal au côté.

---

* Auch ihrer mystischen Natur
Erscheint der zarte Bräutigam
In einer Scheibe Pökelfleisches
Sehr appetitsam!

Für Gretchen und für Wilhelm heißt
An Tausch von Essereien träumen: schmachten.
Und so erlebt germanisches Geblüt
Das Echo der Schlachten.

** Unsere Waffe ist das Lachen.
Und der Boche ist viel zu filzig,
Um zu kennen seinen Reiz.
In Berlin hat man es nicht . . .

Mais rouge et gravé sur l'épaule,
Ce serait beaucoup mieux porté.*

Ganz natürlich werden unsere militärischen ‚Disziplinverfahren' verlästert:

Ils défilent au pas de l'oie,
Eins, zwei ... sans que la jambe ploie.**

Und der straffe, aus der genauesten Kenntnis des Körpers heraus geübte deutsche Marsch wird zum Mechanismus herabgesetzt und zum Sinnbilde deutschen Geistes überhaupt gestempelt:

Et l'on constate en vérité
Qu'en dépit du Welche qui raille,
Cette démarche de volaille
Sied bien à leur mentalité.***

Unter dieser Geschmacklosigkeit steht der Name Armand Mosson.

Leblose Erzeugnisse der Industrie, wie Öfen, Kamine, Uhren haben jetzt in Frankreich mephistophelische Eigenschaften, weil sie das Unrecht tragen, deutsche Arbeit zu sein. Das verrät uns Cami in seinen ‚Bleisoldaten' (Les Soldats de plomp). Nach französischer Sitte hat man einem Knaben zur Überraschung in seine Schuhe, die vor dem Kamine stehen, zu Neujahr Bleisoldaten als Geschenk verborgen. Aber o Wunder des Hasses! Die Schuhe marschieren vor seinen baß erstaunten Augen fort. Warum? Nur weil der Kamin, wovor man sie gestellt hat, ein deutscher Kamin ist. Und mit dieser fürchterlichen Wahrheit machte zuerst das ‚Journal' die Franzosen bekannt.

Wenn mit den Sitten, Erzeugnissen, Einrichtungen unseres Volkes so verfahren wird, was müssen sich da erst die Personen gefallen lassen! Das ‚kleine deutsche Dienstmädchen' (La Petite Bonne allemande par Emil

---

* Dies Spielzeug, aus grauem Eisen geschnitzt,
Putzig ist es, und ehrt seinen Mann.
Doch rot ins Fleisch auf die Schulter geritzt,
Wahrlich, viel besser stünd es ihm an.

** Sie ziehen vorbei im Gänseschritt,
Eins — zwei . . .
Und kein Bein knickt ein,
Eins — zwei . . .

*** Und trotz des Welschen Spott
Bezeugt man gefaßt,
Daß dieser Geflügeltrott
Zu ihrem Geiste gut paßt.

Sie ziehen vorbei im Gänseschritt,
Eins — zwei . . .
Und kein Bein knickt ein,
Eins — zwei . . .

Couteau) kommt noch glimpflich weg. Sie sieht so brav aus und läßt sich so verantwortlich an, daß man sehr gütig gegen sie ist und sie als Schweizerin ausgibt, als der Krieg ausbricht. Dann aber entpuppt sie sich auf teutonisch heuchlerische Weise als Spionin. Sie wird nur erschossen. Dies las man zuerst im vornehmen ‚Gaulois'.

Unser Kronprinz hat aber durch die Feder französischer Dichter anderes zu erleiden.

Camin weiß aus Zeitungsmeldungen, daß der Kronprinz Pfeifen mit seinem Bildnisse darauf an seine Soldaten geschenkt habe. Beim Angriffe tragen die Soldaten die Pfeifen im Munde. Sollen die Tabakschwaden sie wie das Geflatter von Fahnen anfeuern? Die Franzosen brechen jedenfalls bei dem drolligen Anblicke in ein Gelächter aus. Die Deutschen stutzen, werden verblüfft, gehen zurück. Aus dem Angriff ist nichts geworden. Aber zu diesem ungefährlichen, nur lächerlichen Angriffe führte der Kronprinz selbst die Soldaten an. Es geschah zum überhaupt ersten und einzigen Male. Sonst hält Seine Königliche Hoheit nach der Überzeugung der Franzosen sich vom Kampfe gänzlich zurück. Und das ist die witzige, doch niedrige Feigheit im Zerrbilde: ‚Pfeifenkopf gleich Kronprinzenkopf', mit ‚Tete de Pipe' überschrieben und im ‚Journal' zuerst kundgegeben.

Nicht einmal die höchsten Personen werden durch eine feinere Art der Beschimpfung ausgezeichnet. Vom Kronprinzen meldete da wieder einmal der berühmte Lügenreuter, daß man nicht wisse, wo er sich aufhalte; daß man ihn also da vermuten müsse, wo zwar kein Mensch gesehen werden könne, woher aber auch kein Mensch wieder komme. Das regt Raoul Ponchon an, den Kronprinzen unbeholfen, bange und doch prahlerisch an höchst beschämenden Orten zu entdecken. Er hält es daher für witzig, ihn der Reihe nach zu halten: für einen Strategen aus Lebkuchen, für einen Laubfrosch, für einen Homunkulus. Im Bänkelsängergeleier der Kabarette von Montmartre, und wie wir es auch von Heine her kennen, schließt er:

Après tout, n'est-ce pas? le sieur Caligula
Fit bien de son cheval un consul-et cela
N'était guère plus ridicule,*

nämlich als den Kronprinzen zum Kaiser zu machen, was ebenfalls das ‚Journal' dem Publikum vermittelte.

Wenn das mit dem Sohne geschieht, was hat da erst sein kaiserlicher Vater zu erwarten, dem der König der Bulgaren kürzlich in Nisch den Huldigungsgruß darbrachte: Ave imperator, caesar et rex, victor et gloriose, ex Naissus antiqua omnes orientis populi te salutant redemtorem

---

* Seine Gnaden Caligula
Machte einst sein Roß zum Konsul,
Und das war kaum lächerlicher . . .

ferentem oppressis prosperitatem atque salutem vivos!* Wie wird die gallische Zunge das verdrehen?

Ein Rabe, der in seinem Trauerkleide Kaiser Wilhelm auf seinen Siegesreisen unaufgefordert begleitet hat, wird endlich, eines eigentümlichen Geruches wegen, bemerkt und zur Rede gestellt. Nach den einleitenden Höflichkeitsformen zur näheren Bekanntschaft, fragt ihn der Kaiser nach seiner Meinung über den Krieg. ‚Nichts Neues gibt es,' spricht der Rabe, ‚wenn es nicht die Tatsache sein mag, daß der Krieg für mein Geschlecht sehr angenehm ist. Für mich ist er ein ständiges Festmahl. Es gibt nichts, was leckerer wäre als Menschenfleisch.' Darauf sagt der Kaiser zynisch: ‚Besonders das drallige, blondrosige des Engländers?'

Tu penses mal dessus ce point,
Sache-le; je n'en mangeai point,
Dit le corbeau, se lustrant l'aile.
L'Anglais, il s'en faut de beaucoup,
Ne saurait être de mon goût,
Car il sent trop bon le pale-ale.**

‚Den Belgier verschmorst du also?' — ‚O nein. Majestät möge verzeihen: der ist zu gesund.' — ‚Den Serben denn?' —

— — — — — — Mon empereur.
Je n'ai point commis cet erreur:
Le Serbe n'est pas digérable.***

Darauf gereizt der Kaiser: ‚Ich kann doch nicht annehmen, daß du dich von Russen mästest.' — ‚Darin hast du sehr recht. Der Russe ist ein zu großes Stück Fleisch, das meine enge Gurgel nicht ohne Gefahr passieren würde.' — Unruhig gespannt herrscht ihn der Kaiser an: ‚Du machtest wohl beim Franzosen deine Schmausereien?' — ‚Nein,' meint gelassen der Rabe:

Le corbeau dit: - Non, ce guerrier,
Mort ou vivant sent le laurier;
Et je n'aime point la victoire.†

* Sei gegrüßt Heerführer, Kaiser und König, ruhmgekrönter Sieger, den alle Völker des Morgenlandes in dem alten Nisch feiern als den Wiedererwecker der unterdrückten Wohlfahrt, zum Heile der Lebenden . . .

** ‚In diesem Punkte triffst du's nicht,
Dies Fleisch war niemals mein Gericht,'
Erwiderte der Rabe, auf und nieder
Hübsch blank sich putzend das Gefieder.
‚Den Engeländer ich nicht wähle,
Weil er zu gut schmeckt nach pale-ale.'

*** ‚Das gäb ein Mahl nicht sehr erbaulich;
Der Serbe ist ja unverdaulich.' —

† Nach Lorbeer riechen gar noch seine Leichen;
Ich liebe nicht des Sieges Zeichen.

‚Du... du!' schreit hochmütig entnervt der Kaiser. Der Rabe jedoch krächzt: ‚Gib dir keine Mühe mehr! Ich habe einfach Deutsche aufgegessen. Die Deutschen waren eben der gesundene Leckerbissen für einen Raben.

J'en ai mangé selon mon voeu:
J'en ai mangé (ça n'est pas peu)
Autant qu'on a pu t'en occire!
— Ah! fit Guillaume, et maintenant?
Alors le corbeau, ricanant,
Dit: — Maintenant, je t'attends, Sire!*

‚Le Rire rouge', das im Frieden sich nur ‚Le Rire' nennende Witzblatt, setzte diesen in seinen Rahmen passenden Raben von Potsdam zuerst in die Welt.

Unter den vielen, grob oder spitz schmähenden, von einer schmutzsüchtigen Einbildung erfundenen Stücken gibt es hie und da echte Satiren, die mit unverletzlicher Laune und echten seelischen Zügen gebildet sind. Ihre Wirkung wird meist in einem Stichworte, das am Ende steht, zusammengefaßt: ein ironisches Augenblinzeln, das natürlich die hochnäsige Einfalt und die ‚kolossale' Begrenzung der Deutschen verspottet.

Kommt da ein preußischer Offizier in die Kirche eines elsässischen Dorfes. Er besucht sie selbstverständlich zu dem einzigen Zwecke ihrer Bombardierung. Ohne solche entehrende Beweggründe geht es auch hier nicht ab. Deutsche sind eben Brandstifter, Räuber, Mörder, nicht kriegführende Soldaten, die mit Feuer und Bomben sachlich kämpfen. Da, als der Offizier nichts zu seinem Zwecke Würdiges zu finden schien und schon fortgehen wollte, fiel sein Blick auf einen kleinen Gegenstand, der ihn verblüffte:

C'était, perdu parmi des ex-voto sans nombre,
Une Souris d'argent qui scintillait dans l'ombre.**

Neugierig fragt der Preuße seinen Begleiter, einen behäbig gerissenen Elsässer, was dies an einer heiligen Stätte bedeute? Darauf erzählt der Elsässer ihm sehr gemütlich eine Geschichte. Vor vielen, vielen Jahren war das Land von Mäusen überschwemmt worden. Umsonst wurden tausend Kniffe und Schliche angewendet, um diese Plage los zu werden. Endlich überredete ein ganz alter, ein ganz erfahrener Mann seine Landsleute, zuerst eine silberne Maus herzustellen und dann diese dem Herrn Jesus

* ‚Ich hab davon nach Lust verspeist.
Nach Lust, was ja nicht wenig heißt:
Soviel wie man dir abgehetzt.' —

‚Oh, oh,' stutzt Wilhelm, ‚und was jetzt?' —
Worauf der Rabe kichernd kräht:
‚Jetzt? Jetzt wart ich auf dich, o Majestät!'

** Das war unter manchem Votivbild im Gotteshaus,
Im Düster schimmernd, eine silberne Maus.

Christus zu weihen. Der Meister des Himmels und der Erden würde dann vielleicht die Mäuseplage sofort verschwinden lassen. Vor Zeiten hätten die Ahnen in ähnlicher Not mit Erfolg geradeso verfahren. Trotzdem der Rat allen ziemlich verrückt erschien, steuerte ein jeder sein Scherflein zu dem Zwecke bei, ihn ausgeführt zu sehen. Ein Goldschmied fand sich, der eine Maus aus Silber formte.

Et si vous la voyez plus grande que nature,
C'est que l'on paya largement la facture.*

‚Und nun?' fragte der Preuße. — ‚Nun, am nächsten Morgen gab es keine Mäuse mehr zur Plage.' — ‚Kolossal,' sagte der Preuße. Und drauf zog er über den behäbig schlauen Elsässer her. Daß er noch so unschuldig wäre, an solche Wundermacherei zu glauben, warf er ihm hoffärtig vor, denn anders kann es ja kein Deutscher. — ‚Oh, für meinen Teil', meint der Elsässer dagegen, ‚ist das Wunder nichts als ein Zufall, und daher hat die Geschichte durchaus keine Wichtigkeit.

En Alsace on n'est pas si bête, .. Croyez bien
Que si nous étions sûrs que ce fut un moyen
De nous débarasser du fléau que vous êtes,
Nous aurions tous donné, depuis belle lurette
Jusqu à nos derniers sous, et quelque chose encor,
Afin de nous offrir un Prussien — en or!**

Endlich einmal eine wenigstens saubere Bewitzelung eines Feindes. Die Anekdote ist geistreich dargestellt: alter gallischer Geist, Esprit in modernem Kleide. Aber ist es nicht eine ausgezeichnete Ironie, daß diese witzige Legende gar nicht französischen Ursprungs ist, sondern aus jenem Lande stammt, das ihr Bearbeiter auslachen wollte? Es ist ein alter bayrischer Witz, anknüpfend an Altötting, den berühmten Wallfahrtsort, wo als ex voto tatsächlich eine silberne Maus zu sehen ist.

Dichtungen lodernden Hasses gibt es in der vorliegenden halbamtlichen Auslese auffallend wenig. Sie sind an sich nicht ohne den Schneid des Hiebes und nicht ohne den Blitz des gezogenen Schwertes; sie sind aber auch nicht ohne niedrige Gesinnung. Auch sie wollen nicht entflammen, was in eigener Brust schläft: Liebe zum bedrohten Vaterlande, zum heimischen Herde, zur Kultur der Rasse. Sie scheinen nur den Kampfesmut ent-

---

* Und wenn das Maß der Maus geriet über Natur,
So geschah's, weil man reichlich bezahlte die Faktur.

** So dumm ist man im Elsaß wahrhaftig nicht.
Und wüßten wir, daß dies Mittel Erfolg verspricht,
Uns von der Plag, die ihr Preußen seid, zu befrein,
So gäben wir alles hin: vom seltensten Stein
Bis zum letzten Sous, und gar bis zum Gold,
Um uns zu leisten einen Preußen aus Gold.'

zünden zu können, indem sie den kämpfenden Gegner wütend beschimpfen und zur Rache gegen ihn aufrufen.

Der letzte französische Abgeordnete von Thionville, wie Stephen Liégard unter sein Gedicht schreibt, hat in den Daily News gelesen, daß Wilhelm der Zweite einen Rückfall in seine Krankheit gehabt habe und sein Zustand ernst sei, worauf er, größeren Dichtern nacheifernd, dichtet:

Wilhelm, der Pfuhl der Hölle wartet dein!

Und er berichtet uns von einer Vision aus Dantes Hölle: Gehörst du in die eiserne Stadt, in die Flammenburg, was sehr wohl jemand verdiente, der Reims anzündete? Oder in die großen Blutseen, die den Räubern des Rheins teuer sind? Nein! Wirst du tiefer hinab müssen zu den Flüssen aus düstern Tränen, die infolge der Greueltaten deiner Waffen vergossen wurden? Nein! Steige tiefer, immer tiefer in die Kreise der Hölle.

Dans l'abime effrayant, sur la fosse de glace,
D'un bras justicier Dante a marqué ta place
Au fond du dernier cercle a côté de Judas.*

Heißer sprüht vor der Kathedrale von Reims Paul Forts Gebet, das in gleichmäßiger Prosa dahinbrausen soll, sich aber auch nur wutspeiend an den Feind wendet:

‚Die Basilika hat die Form der Flammen angenommen, alsobald, da sie aus dem Herzen Johann d'Orbais (ihres Erbauers) hervorstieg; doch unauslöschlicher lodert sie seit Johanna von Orléans Aufopferung. Ein Scheiterhaufen aller französischen Herzen zu Ehren Gottes ist sie, und Ihr, Baron von Plattenberg (ihr angeblicher Brandstifter), habt sie ebensowenig wie den bestirnten Himmel vernichten oder verbrennen können.

Also . . . unschuldiger Baron von Plattenberg, ich widme Euch diesen Liebesgesang auf meine Kirche, Hoch! (im Text auf deutsch), und nun, in der Zuversicht, daß es sich verewige, hole ich weit aus zur Ohrfeige, die Euch Frankreich versetzt, und meine Leier, erhabene Zuchtrute, sei Euch auf der Seele. Ihr durch mich zerrissenen Saiten geißelt unbarmherzig den verfluchten Barbaren!'

Ja, die französischen Barden des Weltkrieges scheinen sich zum Kampfe nur durch eine Schmähung des Gegners aufrütteln zu können. Ach wie wohl würde es uns berühren, wenn uns der Franzose auch hier einmal zeigte, daß nicht nur im ‚salon', sondern auch im blutigen Angriffe

„. . . es gäbe Manieren'.

Wie anders, um wie vieles manierlicher verfuhr noch Victor Hugo in den 1870er Kriegsjahren. Der teilte im Namen Frankreichs Ohrfeigen nicht so ohne weiteres aus. Er beschrieb erst, daß Frankreich vom Feinde

---

* Im schreckvollen Trichter, am Graben aus Eis,
Wies ihn des Dante richtend Geheiß
Den Platz neben Judas im urtiefen Kreis.

Ohrfeigen erhalten habe. Wenn er darauf mit den Donnern seiner Sprache nach Rache rief, so schien das gewissermaßen gerechtfertigt. Hat der französische Dichter von 1914 eine solche Rücksicht auf das Gerechtigkeitsverlangen des Volkes nicht mehr nötig? Beschäftigt er sich nur damit, die Blößen seines Gegners grinsend zu verhöhnen? In der Hauptsache wohl, jedoch nicht immer. Auch er singt von Gefühlen, die vornehmlich ihn und sein Volk betreffen; doch tut er es kürzer, seltner, oberflächlicher als seine Väter. Er singt vom Ruhme französischer Kampfesweise; er windet Lorbeerkränze für die Stirn seiner Helden. Schön hört sich's immer an, wenn es auch mitunter etwas eitel ist. Wie René Bertons Gedicht an Allain de Fagolle, der Kriegsakademie von Sain-Cyr jungen Schüler, der, echt französisch, auf kokette Weise den Heldentod fand.

Er mißachtete nämlich die gründlichsten Regeln der modernen Kriegsführung, sachlich nur auf den Zweck bedacht zu sein. Er wandte die glorreiche, doch veraltete Kampfweise seiner Ahnen an, indem er, einem Schwure der Saint-Cyrier getreu, zum ersten Sturme weiße, weit sichtbare Handschuhe anzog. Als seine Soldaten loszustürmen zögerten, setzte er auch noch den verräterischen, blauweißen Helmbusch der Akademie auf. Er ward ein leichtes Ziel für das feindliche Feuer und fiel sofort. Seine Kameraden und Leute waren jedoch zum unwiderstehlichen Angriff angefeuert worden:

Salut, jeune héros qui n'avait pas vingt ans
Qui marchait à la mort, en boutonnant tes gants,
Le front à la lumière! ...
D'aussi braves que toi sont tombés sans faiblir;
Mais tu nous a montré que, même pour mourir,
Il y a la „manière".*

Alte römische Kraft im Wirken und Ertragen erhält einen Ausdruck, der zur Heldenfeier und Heldennachahmung reizt in Strophen, die fein und fest wie Marmorquadern gefügt sind. Wie in Rostands Sonett an Albert de Mun, wie in Allous ‚General', dem der Tod seines Sohnes von einem Boten, der selbst erschüttert ist, unklar gemeldet wurde, was trotzdem:

Et le chef a compris. Son front s'est incliné.
La lèvre qu'on devine est à peine plus pâle.
Mais le corps est de marbre et n'a pas frissonné.**

* Heil dir, o junger Held, noch unter dem zwanzigsten Jahre.
Der du schrittest zum Tode, zuknöpfend die Handschuh,
Die Stirn im Lichte . . .
Helden, tapfer wie du, sind gefallen, ohne zu zagen;
Du bewiesest uns aber, daß noch beim Sterben
Es gäbe Manieren.

** Der Führer hat verstanden. Seine Stirn sich neigt.
Die Lippe, die man ahnt, ist kaum erbleicht.
Der Körper scheint von Marmor und hat nicht gezittert.

Auch Handlungen, die besonders edel sind, die durch Ruhm oder Gold nicht ausgeglichen werden, für die man im Gegenteil noch viel hingeben muß, wie Gesundheit und Leben, auch solche christliche Handlungen werden jetzt im Kriege sehr gepriesen. Nie war man ihrer bedürftiger als jetzt; nie zeigten sie sich auch so oft wie jetzt. Rostand verherrlicht sie in dem Sonette an einen Soldaten:

J'ai l'honneur d'être aimé d'un soldat simple et grave
Qui dit: „Il fallait bien!" lorsquon dit: „Tu fut brave!"
Et je sais que j'ai vu le plus beau geste humain.
Et que j'ai contracté la dette la plus sûre
Le jour qu'il a daigné, dans le creux de la main,
Mettre un morceau de plomb extrait de sa blessure.*

Das wären Proben moderner französischer Heldengedichte. Auch die stillere Dichtungsart, deren Stoffe aus Gedanken und Gefühlen bestehen, die die eigene Brust während der Herrschaft der Kriegsfurie erlebte, sind vorhanden, wenn sie auch wie diese gesamte ernste Kriegspoesie selten sind.

Jaques Normands Gedicht ‚Kriegsrosen' (‚Les Roses de la guerre') werden geheimnisvoll traurig von den Schwingen einer großen Wehmut getragen, die in die metrische Form gebändigt ist und daher verhalten unterströmt:

Mais tant d'horreur et tant de cruauté,
Deux nobles sentiments: Courage, Charité
Peuvent s'épanouir mieux encore que naguère
Sous la pluie abondante et féconde des pleurs,
— Telles qu'en un fumier d'éblouissantes fleurs, —
Montent vers le soleil des Roses de la Guerre!**

---

* Ein Krieger, nachdenklich und einfach,
Mit seiner Liebe mich ehrt.
Der sagte, als ich zu ihm meinte,
Gut hätt' er sich gewehrt:
‚Es müßte wohl so sein.' — Und da geschah,
Daß ich die schönste menschliche Gebärde sah.

Und als er dann mal eines Tages
Geruht, mir in die Hand
Zu legen ein Stück Blei, gezogen
Aus einer Wunde Brand,
Da war es mir, als ob ich schuldig bliebe
Die größte Schuld, die Schuld der Liebe.

** Doch unter so viel Schrecken, so viel Grausamkeit
Zwei vornehme Gefühle, schön wie nie, vermögen
Sich darzutun: Mut und Barmherzigkeit.
Wie auf gemeinem Mist der reinste Blumenflor,
So ranken unter fruchtbar reichem Tränenregen
Sich diese Kriegesrosen an das Licht empor.

Edmond Rostand hat im Sonette an die Toten, so geharnischt es sein mag, Strophen, worin ähnliche Wehmütigkeit als tiefer Akkord erscheint:

O renflements du sol plus nobles que des marbres!
O Patrie automnal apportant sans répit
Sur les corps de tes fils les feuilles de tes arbres!*

René Fauchois' Seele ist wehmütig zerrissen von den Klagen der Bäume, die im Kampfgebiete stehen („Les Murmures de la Forêt"). Diese Bäume

.... Ils font dans l'ombre,
Des voeux pour que s'éteigne enfin cette toux sombre
Qui du soir à l'aurore et de l'aurore au soir,
Crible de ses crachats de fer le hallier noir.
Ils souffrent et voudraient entendre dans leur sève
Chanter tranquillement leur viellesse et leur rève.
Et leur plainte s'emplit de regrets infinis ...
Les oiseaux effrayés ont déserté leurs nids . . .**

Da wo die französische Kriegspoesie am traulichsten und innerlichsten ist, besingt sie die Wehmut. Keine Siegeszuversicht mischt sich, die Sinne stärkend, in sie hinein. Bilder des Leidens, des Unterganges früherer Herrlichkeiten, des Bedauerns darüber, eine Ergebung in die Unabänderlichkeit sind die seelischen Stoffe dieser Gedichte.

* O Atem der Erde, wieviel edler als der des Marmors!
O herbstliche Heimat, die du ohne Ruhe
Auf deiner Söhne Körper wehest die Blätter deiner Bäume.

** Sie weben im Schatten
Heiße Gelübde,
Daß doch erlösche der furchtbare Husten,
Der speiend
Von der Röte des Morgens an
Bis zum Dämmern des Abends hin;
Vom Dämmern des Abends ab,
Der Röte des Morgens zu —
Und stets noch speiend —
Durchlöchert mit eisernem Speichel
Ihre schwarzen Gebüsche.

Sie leiden . . .
Sie möchten ja darauf horchen,
Wie im Safte
Ihres Alters und ihrer Träume Ruhe
Klinget und singet.
Und ein unendlich Bedauern
Durchweht ihre Klagen.
Entsetzt
Sind die Vögel all
Ihren Nestchen entflohen.

So sinnig, so rein von niedrigem Hasse diese wenigen Kriegsgedachte sich auch geben, es ist nichst darin, was aus seelenaufrüttelndem Erlebnisse geschöpft wäre. Nicht die von Leidenschaft gespannte Seele empfing sie, sondern eine wehmütige Empfindsamkeit trug ihre Stoffe einem schönheitsbegierigen Geiste zur Betrachtung und Gestaltung zu. Ihre Formen haben in der Ursprache etwas kristallen Schimmerndes und Abgeklärtes, etwas zu Fertiges, gegen dessen Schönheit auch wir wohl empfänglich wären, dessen Innigkeit aber nicht unmittelbar genug ist, um uns zu erschüttern.

Die Tatsache ist außerdem sehr merkwürdig, daß diese im Banne des Krieges geschaffenen Poesien an Vollendung, Kraft und Glanz die im Frieden erzeugten Dichtungen derselben Verfasser oft bei weitem nicht erreichen. Namentlich ist dies bei dem bis jetzt letzten großen Gallier in der französischen Wortkunst, bei Rostand, der Fall. Sollte der Krieg diese Dichter im Grunde ihrer Seele kühler lassen oder sollte er ihnen fernerliegen, als man bei uns glaubt, die wir geblendet sind von der flackernden Prosa einiger Politiker, politisierender Dichter und Schriftsteller? Die dichterischen Erzeugnisse in den Leidensmonaten des 1870er Krieges waren viel glutvoller und schmerzlicher in der Verklärung, waren heftiger, schneidiger, sengender in der Satire. Vor allem waren sie vulkanischer im aufgepeitschten Zorne des gedemütigten Ruhmsüchtlings, waren sie anständiger, großartiger im Hasse.

Aus der vorliegenden Auslese französischer Kriegspoesie erhalten wir von den Zerr- und Hohnbildern den Eindruck einer tollen, läppischen Blasiertheit, die sich oft in schmutzigen Grimassen gefällt; von den Stücken des Hasses den Eindruck wutschnaubender Entwürdigung des Gegners; von den Heldengedichten den Eindruck einer unkriegerisch kühlen Betrachtung, und von den seelischen Stilleben den Eindruck von Schwermut und Wehmut.

Rührt es von der Ahnung her, daß die Säulen des Vaterlandes bis zum Brechen wanken? Wer wagte das nur aus Versen zu schließen? Merkwürdig ist es indessen schon, daß Verse zu solchen Fragen anregen. Hiezu kommt noch die Beobachtung, daß der am stärksten empfindende und sich einfühlende unter den französischen Dichtern, Romain Rolland, in seiner gebundenen und ungebundenen Kriegspoesie das Gewaltigste und Ergreifendste dieser Art geschrieben hat. Aber seine dichterischen Aufrufe fehlen in der besprochenen Sammlung, obgleich sie sich mit der Ungerechtigkeit des Leidenden oft gegen uns Deutsche wenden und die Franzosen einseitig erheben, und obgleich sie darum ‚kriegsverwendungsfähige‘ Poesie sein sollten. Diese sind nämlich nicht durchaus ‚für‘ den Krieg, sie sind gegen den Krieg geschrieben, wenn auch verfaßt zur Stütze der Pflicht zum Durchhalten.

Der stärkste französische Dichter im weltbürgerlichen Sinne g e g e n den Krieg — f ü r ihn dagegen nur alle schwächeren Dichter! Dies im bewußten Erlebnisse des wichtigsten, des gefahrvollsten Krieges, den Frankreich je zu führen hatte! Bedeutet das nichts?

Martinian sucht den Teufel
Ein Roman von Johannes von Guenther

4.

Die Welt steht unter der Einwirkung der bösen Leidenschaft und weiß es nicht. Sie ist ein unreines Feuer, das das Herz entzündet und so durch alle Glieder dringt und die Menschen zu Ausschweifungen und tausend Lastern fortreißt. Die nun, die sich davon kitzeln lassen und sich daran freuen, treiben innerlich in ihrem Herzen Unzucht und verfallen dann, da das Böse um sich greift, auch in offenkundige Hurerei. Das nämliche denke dir vom Geiz, von der Ruhmsucht, vom Stolz, Neid oder Zorn. — Da ist einer zu einem Mahle geladen. Es werden ihm viele Speisen vorgesetzt. Dabei gibt ihm die Sünde ein, er solle von allen nehmen. Auf diese Weise wird die Seele, die sich daran freut, beschwert. Denn schwer zu tragende Berge sind die Leidenschaften. Dazwischen sind Flüsse voll von Drachen, Gifttieren und Schlangen. Wie ein Ungeheuer den Menschen in seinem Bauche verschlingt, so verschlingt auch die Sünde die Seele. Die Leidenschaften sind verzehrende Feuerflammen und Brandpfeile des Bösen.

Caesarea schrie, Caesarea lachte. Schon mehr als vierundzwanzig Stunden lang hatte man den tollen Mönch eingesperrt. Am Morgen des nächsten Tages sollte das geistliche Gericht über ihn stattfinden.

Die Gutgesinnten waren in großer Bedrängnis und wußten sich nicht zu raten. Daß dieser Martinian wirklich und wahrhaftig Heiden zur größeren Ehre des Herrn bekehrt habe, stand zwar fest, die direkten Aussagen der Dirne konnte man aber nicht gut in Zweifel ziehen, zumal der Mönch ja bei ihrem Anblick in Zuckungen verfallen war und ihre Anklage von dem mächtigen Valens bestätigt wurde.

Valens hatte am Abend mit der Dirne ein langes Gespräch. Als sie heimkehrte, war sie vergnügt und besonders zärtlich zu ihrem kleinen häßlichen Sohn.

Die Nacht war schwül. Betäubend dufteten die Blumen. Der Himmel war dunkel bewölkt. Ein Gewitter zog heran. Die Bäume rauschten sehr.

Unruhig schritt Valens im Garten auf und ab. Er triumphierte: morgen wird Martinian vernichtet sein und die Kirche bedeckt mit unauslöschlicher Schmach. Gewiß. Denn wenn dies mit einem der heiligen Einsiedler geschah, einem großen Heidenbekehrer, was konnte man dann von den andern erwarten? Gewiß, das war alles richtig,

die Sache war gut, seine Rache würde gestillt werden, aber doch freute ihn das Ganze nicht.

Denn mit Martinian waren die Gedanken an Taor wieder aufgestiegen, die bitteren, verzweifelten Erinnerungen an die so geliebte, kühle, goldene Tänzerin. Wie gern hätte er alles zurückgegeben, um ihretwillen. Ein weiches Gefühl bemächtigte sich seiner. Wo mochte sie sein? Welcher Wind wehte um sie? Welche Nacht rauschte vor ihr? Welcher Frieden?

— Taor, Taor, wo bist du? seufzte er.

Schon zerrissen Blitze das Dunkel; in schwüler Stille pochte das ferne Donnern. Ein Schatten schlich hinter dem unruhig Wandernden her. Er seufzte wieder:

— Wo bist du, Taor?

— Verdorben, gestorben, Valens, flüsterte neben ihm eine Stimme.

Mit einem Schrei fuhr Valens herum.

— Wer spricht?

— Erkennst du mich nicht, raunte es an seinem Ohr: Erkennst du mich wirklich nicht?

Valens griff ins Dunkle, doch der Schatten entglitt mit einem gurgelnden Laut.

— Wer bist du? keuchte Valens.

Keine Antwort.

Valens machte vorsichtig einige Schritte zurück, um das Haus zu erreichen, da kam die Stimme wieder:

— Geh nicht fort, Valens; fürchte dich nicht, ich bin dein Freund.

Die Stimme war ihm bekannt; ein Leuchten erhellte den Garten, und Valens erkannte den Mann, der vor ihm stand.

— Du, Martinian, du?

— Ich bin es, Valens.

— Wie kommst du hierher? fragte Valens.

— Ich bin entflohen; sie haben mich ins Gefängnis gesteckt; es ziemt sich nicht, daß der Heilige im Gefängnis sitze. — Es klang wie Lachen. Eifrig setzte er hinzu: Ich bin Gottes Erwählter. Ja, ich bin Gottes Erwählter und stehe an der Spitze der Heiligen. Es schickt sich nicht, daß ich im Gefängnis sitze wie ein Verbrecher. Ich weiß wohl, daß die Apostel und andere Heilige und Märtyrer im Gefängnis schmachteten, aber ich muß den Teufel fangen und ihn erwürgen. Sag selbst, habe ich da Zeit, im Gefängnis zu sitzen?

Mit Grauen hörte Valens dem Wahnsinn des gehaßten Feindes zu.

— Du bist aus dem Gefängnis entsprungen, Martinian? fragte er überlegend.

— Freilich, schwatzte dieser: Ich hab den Aufseher gebunden und geknebelt. Nun liegt er da.

Er lachte und hustete; es war schreckhaft anzuhören. Valens warf hastig ein:

— Wenn du entflohen bist, mußt du dich verstecken, damit man dich nicht findet. Komm in mein Haus.

— Dacht ich's doch, dacht ich's doch, kicherte Martinian: Wir sind ja Freunde gewesen, die helfen einander immer, gute Kameraden, nicht wahr? Ja, ja, gute Kameraden.

Er greinte vor Rührung und wollte Valens umarmen. Der entzog sich ihm und führte ihn mit Bedacht ins Haus, denn es war dunkel, da das Gewitter sichtlich vorüberzog, und er plante, wie er ihn durch die Häscher festnehmen lasse, sobald er schlafe.

— Du wirst müde sein, sagte er. Ich bring dich in dein Versteck.

— Wer wird schlafen, wenn er mit seinem Kameraden beisammen ist. Wir haben viel erlebt, wir beide! Ei, lustig, lustig, alter Kamerad, Soldaten lassen den Kopf nicht hängen. Aufs Pferd! Los in die Gegner! schrie Martinian und fuchtelte mit den Armen.

— Still doch!

— Du rechts! ich links! Los auf den feigen Hund! So pack ihn doch! Hab ich dich, Schwächling! Nieder! nieder! Auf die Knie vor mir! Bettelst um dein Leben? Bettel! Ich erwürg dich doch!

So tobte er im dunklen Zimmer. Valens hörte, wie etwas am Boden zerschlug. Er brachte Licht: es war eine römische Vase.

Martinian saß stumpf und mit gläsernen Augen am Boden. Er fuhr mit der Hand durch sein langes weißes Haar und starrte wie erwachend in die Flamme der Fackel. Schmerzen fuhren über sein Gesicht. Schauer zuckten über seine Stirne.

Valens schwieg; das Schweigen fraß an ihm. Er konnte den Blick von dem am Boden kauernden Feinde nicht abwenden. Er hatte Furcht vor ihm, und diese Furcht steigerte seinen Haß.

Martinian sah angestrengt in die Flamme. Seine Augen nahmen einen fieberhaften Glanz an: Flamme, Flamme, murmelte er.

Dann schauderte er im Erinnern und Erkennen der Dinge:

Flamme, wie brennst du; wie schmerzlich verzehrst du ein Leben. Ich brenne, ich brenne . . ich sehe, ich sehe . . Taor, Taor, wo bist du? In welcher Nacht und Unrast? Du bist gestorben, für mich, Taor, und hättest leben sollen, rein und schimmernd leben; für Gott leben, goldene Taor, für mich leben..

Eifersucht brannte in Valens. Was maßte sich der da an?

— Was schwätzest du, alter Mann? Tot glaubst du sie und gestorben für dich, Tor? O du lächerlicher eitler Narr! Du warst ihr gleichgültig wie der armseligste, schmutzigste Bettler.

— Gestorben! sagte Martinian ruhiger: Für mich gestorben!

— Du Tropf: sie lebt!

Martinian schüttelte den greisen Kopf.

— Sie lebt und kümmert sich nicht um dich soviel! Sie ging ins Kloster nach Bethlehem.

Martinian brach in Schluchzen aus und weinte lange und untröstlich. Dann richtete er sich schwer auf und sprach mit bitterer Klage:

— Und ich? und ich? Auf eine Lüge hin habe ich all die Qualen dieser Jahre erduldet? War es ein Wahn, der mir die jammervolle Not meines fürchterlichen Weges aufgebürdet? Sind es Hirngespinste, die mein Geist wie Gottes Ruf vernahm? Ich Unseliger! Vergebens bin ich dem Teufel nachgejagt, um ein Gespenst habe ich mein Heil verlassen und bin krank und elend geworden.

Dies rief er schluchzend in schwerer Verzweiflung. Als Valens ihn so klein und verlassen sah, wich die Angst dem Gefühl der Rache. Mit grausamer Ruhe sprach Valens:

— Ja, Martinian, das alles war Wahn eines verletzten und irren Geistes. Eines Wahnes wegen wolltest du dich an deinem Feinde rächen, am Teufel rächen, den es nicht gibt. Dein Feind war ich. Ich war's, der dich gesund pflegen ließ und dem Sklaven befahl, dir die Lüge von Taors Tod zu erzählen. Ich war's, der dich damit aus deinem Leben auf die grauenhaften Wege trieb. Ich war der Schiffer, der dich auf die Insel brachte! Ich schickte dir die Dirne Asella. Ich gab mich, als ich sie des Nachts beschlich, für dich aus. Dein Kind glaubte sie zu gebären, und es war meines. Ich brachte alle die Gerüchte über dich. Ich war es, der den Auftritt in der Kirche veranlaßte. Ich bin es, der dich morgen ins letzte Elend stoßen wird. Ich! Ich! Alles dies nur ich! Es gibt keinen Teufel! Dein Leben war nutzlos! Ich vernichte dich mitsamt deinem Wahn, weil du mir Taors Seele gestohlen hast.

— Ah, schrie Martinian außer sich: Mein Leben ist nutzlos gewesen! Herr! ich sehe! ich sehe! Ich habe den Teufel vergebens fern gesucht, denn er war hier.

Damit drang er auf Valens ein. Mit einem Hiebe warf er ihn zu Boden und fiel schwer über ihn nieder. Mit eiserner Hand würgte er ihn.

Als er fühlte, daß sein Feind tot sei, reckte er sich triumphierend in die Höhe: Nun kannst du ruhig sterben, Martinian.

Aufrecht schritt er in sein Gefängnis zurück. Die Schergen erkannten ihn kaum.

Aber weder er noch die Schergen sahen den Schatten, der bis zum Gefängnis hinter ihm her glitt und dann mit der Dunkelheit verschmolz. Es begann zu regnen.

5.

Gott hat einst in seinem Grimme über die Juden Jerusalem zum Schauspiel seinen Feinden überantwortet. Ihre Hasser herrschten nun über sie. Da gab es kein Fest und Opfer mehr. So hat er auch die Seele, erzürnt über sie wegen der Übertretung des Gebotes, den Feinden, Dämonen und Leidenschaften preisgegeben. Sie haben sie in die Irre geführt und vollständig zugrunde gerichtet. Und so gab es in ihr keinen Festtag mehr, kein Rauchwerk und kein Opfer wurde mehr durch sie Gott dargebracht. Denn ihre Gedankenwege waren voll schrecklicher wilder Tiere und geistiger Schlangen der Bosheit, die in ihr hausten. Wie ein Haus, das sein Herr nicht bewohnt, in Finsternis und Schimpf und Schande sinkt und voll Schmutz und Unrat wird, so wird auch die Seele, die ihren Herrn nicht hat, der mit den Engeln in ihr einen Reigen aufführt, von der Sündenfinsternis, den schmachvollen Leidenschaften und jeglicher Schande erfüllt.

Der nächste Morgen fand wiederum ganz Caesarea versammelt, aber diesmal nicht in der Kirche, sondern auf dem Platze davor. Doch war es nicht wie neulich eine zwar neugierige, doch gesammelte und wundergläubige Schar; der heutige Morgen stand im Zeichen des Aufruhrs. Johlen und Schreien und unflätige Witze über die Kirche, die Geistlichkeit und den verschlagenen Mönch Martinian allüberall.

Um die neunte Stunde geriet die Menge in Bewegung. Eine feierliche Prozession nahte heran. Voran schritten die Diakonen, ihnen folgte in Gold der Bischof und in Feiertagsgewändern die

übrige Geistlichkeit. Dahinter schritt, umgeben von Wächtern, aber ohne Fesseln und mit stolzerhobenem Haupte, Martinian.

— Der geht als wäre er der Richter! rief eine Stimme, und das Geschrei der anfangs stumm gewordenen Menge begann von neuem.

Der Bischof und die Richter setzten sich auf ihre Sessel, doch das Toben hörte nicht auf. Es erreichte seinen Höhepunkt, als Asella in reichen Kleidern mit ihrem prunkvoll angezogenen häßlichen Knaben erschien und hochmütig vor die Richter trat. Die Menge verstummte. In der Stille war klar des Bischofs ruhige Stimme vernehmbar.

— Brüder, seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge. Dem widerstehet, standhaft im Glauben.

— Gelobt sei Gott! scholl es entgegen.

— Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn.

— Der Himmel und Erde erschaffen hat.

Und die Priester beteten das alte, kraftvolle Gebet. Darauf erhob wieder der Bischof seine Stimme:

— Wir sind hier zu richten über Martinian, den Mönch. Zu unseren Ohren sind Anklagen gedrungen, die uns betrüben. Es war im Gotteshause, als wir den Schrei vernahmen, der ihn eines Verbrechens bezichtigte. Wer etwas gegen ihn weiß, der spreche, auf daß wir auch ihn hören und seine Sache richten können.

Dies sagte der Bischof, und Asella entgegnete mit stolzer Sprache:

— Er ist meines Sohnes Vater, Herr!

Danach trat ein alter Mann hervor und sprach mit verhaltenem Zittern in der Stimme:

— Ich kannte den Mönch Martinian als einen frommen und fast heiligen Mann; er ist es nicht mehr, sein Herz hat sich vom wahren Glauben abgewandt. Ich klage ihn an des Stolzes, der Irrlehre und Gotteslästerung!

Nach diesem kam keiner mehr. Der Bischof sah prüfend in die Menge:

— Wir hörten in der Kirche noch andere Stimmen. Ist niemand mehr, der Zeugnis gibt?

Es kam niemand. Da sprach der Bischof ruhig und eindringlich:

— Martinian, was hast du uns zu erwidern auf die Anklage der Irrlehre und der Gotteslästerung?

— Ich habe nichts zu erwidern, denn was ich sagen mußte,

habe ich gesagt. Wie kann ich ein Gotteslästerer sein, wenn ich mein ganzes Leben lang zur größeren Ehre Gottes gewirkt und die Heiden bekehrt habe? Wie kann ich einer Irrlehre anhangen, wenn die Worte, die ich predige, mir von Gott selber auf die Zunge gelegt wurden? Der Herr sandte mich aus, den Teufel aufzusuchen und ihn zu erwürgen, damit die Sünde aus der Welt kommt und der ewige Frieden auf Erden herrscht. Ich habe nach des Herren Wille getan.

Martinians Stimme klang fest und stark, und nur das unruhige Flackern und Schweifen seiner Augen verriet die Not seines Geistes.

O du Tor, erwiderte ihm streng der Bischof. Von Ruhmsucht aufgestachelt, von Traumbildern getäuscht, verblendet von Hochmut, betrogst du dich selber und weidetest Winde. Du sagst, Gott habe dich gesandt, den Teufel zu erwürgen, damit die Sünde von der Welt verschwinde? O Eitelkeit! Höre denn, Gott braucht den Teufel und seine Sünde, damit unsere schwankenden Herzen im ewigen Ringen und Kämpfen mit den dunklen Gewalten rein werden und befreit. Gott will diesen heiligen Krieg, damit wir durch ihn näher zu unserer Erlösung kommen, Christus näher kommen. O glückselige Schuld, die eine so süße Erlösung verdient. Christus ist um der alten Erbsünde willen in die Welt gekommen, als Stärkung und Tröstung und endliche Erlösung, damit wir in dem ewigen Krieg wüßten, wohin unsere Schritte richten, wohin unsere Augen. Ich sage dir, Gott duldet den Teufel und seine Sünde; ihretwegen hat er den Erlöser gesandt..

Scharf und überlaut unterbrach ihn der Mönch: Genug, Bischof. Christus kam, und es war gut, aber nun ist Martinian gekommen, und es ward besser. Menschen, ihr seid erlöst, freut euch und jubelt! Es gibt keine Sünde mehr auf der Welt, denn gestern habe ich den Teufel erwürgt! Mit meinen eigenen Händen habe ich den alten Feind erwürgt, er kann nicht mehr zum Kriege trommeln, denn von nun ab ist der ewige Frieden mit euch ihr Menschen!

Er stand hochaufgerichtet da und seine Augen flackerten unruhig. Sein weißes Haar wehte im Winde. Der Bischof sprang auf und mit ihm die übrige Geistlichkeit. Der Bischof rief:

— Du hast Gott gelästert, Martinian; wir entkleiden dich deiner Würden!

Martinian lachte; es war ein böses Lachen. Tut, was ihr wollt; ich habe getan, was der Herr mir befahl. Des Herren Name sei gelobt. Ich weiß, ihr werdet mich verfolgen und töten, denn

ihr seid voll Neid auf meine Berufung; ich werde mich nicht widersetzen, ich werde alles geduldig ertragen, denn ich habe des Herren Wille erfüllt und den Teufel erwürgt.

— Du wirst nicht getötet und nicht verfolgt werden, entgegnete ruhig der Bischof: Wir hoffen dich einst wieder zur wahren Lehre zurückzuführen. Schweige jetzt, denn da ist noch eine andere Klage wider dich. Hier sprach ein Weib, wir hören.

Asella erzählte auf ihre Art, was sie zu erzählen wußte. Die Menge lachte, jetzt wieder laut geworden, und flocht Bemerkungen ein.

— Martinian, was hast du zu erwidern?

— Das Weib lügt. Sie wurde im Sturm an meine Insel geworfen, und um meine Seele nicht zu beflecken, rettete ich sie. Dann aber bedrängte sie mich und ich warf mich in die Wellen.

Die Menge heulte.

Martinian erzählte auf die Frage, was weiter geschah, alles getreulich, aber keiner glaubte ihm. Seine Rede wurde von unflätigen Zwischenrufen unterbrochen. Da geriet er in Wut.

— Ihr Söhne des Widersachers, ihr erdreistet euch, mir, dem Erwählten Gottes, nicht zu glauben? Nun wohl, so hört denn: Euer Vater, der Teufel, hat diesem Weibe beigewohnt. Er nahm meine Gestalt an und besuchte sie auf der Insel. Er hat es mir gestern nacht selber gestanden, bevor ich ihn erwürgte. Laßt mich in Frieden, ihr Söhne des Feindes, und steinigt dieses Weib!

Die Menge wurde zornig und drang auf Martinian ein, um ihn zu töten. Die Priester warfen sich dazwischen. Der Bischof sprach:

— Weib, wir glauben dir! Deine Sache ist gerecht! Was willst du, daß man diesem Manne tue?

Stimmen aus der Menge wurden laut: Er soll sie ehelichen, wie er es versprach! Gib sie zusammen, Bischof! Der Mönch soll die Dirne heiraten!

Asella lächelte. Alles hing an ihrem Munde. Sie aber sagte zierlich, langsam und sehr bestimmt:

— Ich mag ihn nicht, er ist mir widerwärtig. Alle diese heiligen Männer der Kirche sind große und abscheuliche Sünder, und wir armen sündigen Menschen empfinden vor ihnen nur Grauen. O pfui! Die Dirne kann sich nicht beschmutzen. Ich will ihn nicht.

Schreie und Gelächter brausten auf. Martinian sprang mit einem Satze auf Asella zu, packte sie und zwang die Kreischende auf die Knie.

— Du lügst, Dirne, du lügst! Ich will es beweisen. Im Namen des allermächtigsten Herrschers Himmels und der Erden, erscheine Teufel! erscheine Teufel, den ich gestern erwürgte, und lege Zeugnis ab gegen dieses Weib!

Das Weib schrie durchdringend. Eine rauhe Stimme wurde hinter der Menge laut: Im Namen des Cäsars!

Die Menge wich zurück. Durch die Öffnung schritten vom Bruder Asellas geführt, gepanzerte Schergen und griffen Martinian; der eine trat vor den Bischof:

— Dieser Mann ist des Mordes angeklagt. Er soll den reichsten Bürger Caesareas erwürgt haben. Der Statthalter erwartet ihn, ihn zu richten auf Leben und Tod.

Schweigend nickte der Bischof und entfernte sich mit den Priestern. Asella fiel schluchzend nieder. Die Schergen fesselten Martinian und führten ihn ab. Er schritt erhobenen Hauptes in ihrer Mitte. Die Menge folgte stumm.

6.

Wird ein Räuber ergriffen, so wird er vors Gericht gebracht. Es beginnt die Untersuchung, und der Richter sagt zu ihm: Wußtest du denn, als du die Freveltaten begingst, nicht, daß Verhaftung und Tod dich erwartet? Der wagt nicht zu sagen: Ich wußte es nicht. Denn er weiß es, und wie er zur Strafe herangezogen wird, erinnert er sich an alles und gesteht es ein. Weiß nicht auch der Hurer, daß er Böses tut? Weiß nicht der Dieb, daß er sündigt? Wissen nicht die Menschen, von den Schriften ganz abgesehen, kraft ihrer natürlichen Erkenntnis, daß es einen Gott gibt? Sie können an jenem Tage nicht sagen: Wir wußten nicht, daß ein Gott existiert. Denn er spricht zu ihnen durch die vom Himmel gesendeten Donner und Blitze: Wißt ihr nicht, daß ein Gott ist, der die Schöpfung regiert? Was schrien deshalb die Dämonen: Du bist der Sohn Gottes; was bist Du gekommen, uns vor der Zeit zu quälen? Noch bei ihrem Bekenntnis rufen sie: Du brennst mich, Du brennst mich.

Sie schleppten Martinian vor den Palast des Statthalters. Die Menge drängte immer zahlreicher nach, denn die Nachricht vom Morde hatte sich schnell verbreitet.

Der Tag war schön und der Palast lag weiß in der Sonne. Eine rote Mauer vor ihm leuchtete dunkel und geheimnisvoll wie Blut.

Martinian wurde in den Hof geführt. Dort sah er auf einer Bahre den Leichnam des Valens. Die Sonne schien auf das gelb-

liche Antlitz des Toten. Die gebrochenen Augen standen auf und starrten hervorgequollen in das leuchtende Blau. Martinian blieb vor der Leiche stehen und wollte nicht vorwärts. Man mußte ihn zerren und stoßen. So wurde er vor den Statthalter gebracht.

— Bist du Martinian, der Mönch? fragte dieser.

— Der war ich, gab er zur Antwort: Gestern noch war ich der Mönch Martinian, heute bin ich Gottes Sohn.

Achselzuckend sprach der Statthalter weiter:

— Du bist angeklagt, einen Menschen getötet zu haben.

— Das ist gewiß nicht wahr, grinste Martinian: Ich habe keinen Menschen ermordet; ich habe gestern Nacht den Teufel erwürgt. Es war ja doch gut von mir, daß ich den Teufel erwürgte, nun können alle Menschen tanzen. So nehmt mir doch die Ketten ab, Gottes Sohn will tanzen. Warum starrt ihr mich so dumm an, schrie er darauf: Nehmt mir die Ketten ab! Betet mich an! Ich bin mehr als Christus! Ich habe getan, was er nicht konnte! Ich habe den Teufel erwürgt..

Die Zuhörer schwiegen verwirrt; der Statthalter winkte Asellas Bruder. — Du warst es, der diesen Mann anzeigte. Was weißt du uns zu sagen?

— Herr, gestern in der Nacht wollte ich zu dem reichen Valens, weil ich meine Schwester dort vermutete. Da verließ dieser Mann hier, der meine Schwester zur Dirne gemacht hat, das Haus. Ich schlich ihm nach und sah, wie er das Tor des geistlichen Gefängnisses durchschritt. Von den Wächtern erfuhr ich, daß er entflohen und nun zurückgekehrt war. Ich lief zurück, aber die Fackel war unterdessen dort ausgebrannt und ich konnte nichts sehen. Heute morgen kam ich wieder und da sagten mir die Diener, was geschehen sei..

— Greift diesen Mann! befahl der Statthalter, und Asellas Bruder wurde von den Schergen umringt und gefesselt.

— Was habe ich getan? winselte der Gefesselte.

— Du bist der Mörder, entgegnete der Statthalter: Nach der Mörder Art hast du den Ort deines Verbrechens wieder aufgesucht.

— Erbarmen! ich bin ein armer Musikant! ich habe niemand übles getan.

— Der Verrückte ist unfähig der Tat, der du ihn beschuldigst. Du wolltest Geld von dem Ermordeten, er gab dir keins, so erwürgtest du ihn. Da du auf der Straße den Irren sahst, suchst du die Schuld auf ihn zu wälzen. Man gehe in das Haus dieses

Mannes und forsche nach, ob er im Besitz von Gold oder Kostbarkeiten ist. Den Wahnsinnigen bewacht, daß er nicht entspringe.

Martinian schaute dumpf vor sich hin. Er schien mit dem Teufel zu kämpfen.

Nach einer Weile brachte man die schreiende Asella und ihren Knaben. Es fand ein Verhör statt, und nach einer Weile entschied der Statthalter, Asella freizugeben, aber aus Caesarea zu verweisen; ihren Bruder einzusperren, war er doch ein Säufer und verdächtig, Martinian aber frei zu lassen, sobald es dunkel würde. Dabei blieb es zur Enttäuschung der draußen harrenden Menge. Murrend zog sie ab.

Sechstes und letztes Kapitel.

1.

Wenn der Apostel sagt: Ziehet den alten Menschen aus! so meint er den ganzen Menschen, der Augen hat zu Augen, einen Kopf zum Kopf, Ohren zu Ohren, Hände zu Händen, Füße zu Füßen. Denn den ganzen Menschen, Seele und Leib, hat der Böse befleckt und zerrüttet, er hat den Menschen, den alten Menschen, den befleckten, den unreinen, den, der gegen Gott kämpft und dem Gesetz Gottes sich nicht unterwirft, mit der Sünde selbst bekleidet, so daß der Mensch nicht mehr sieht, wie er will, sondern verkehrt sieht und verkehrt hört, mit seinen Füßen nach dem Bösen jagt, mit seinen Händen dem Gesetze zuwiderhandelt und mit dem Herzen Schlimmes sinnt. Darum wollen auch wir Gott bitten, er möge uns den alten Menschen ausziehen; er allein ja kann von uns die Sünde wegnehmen. Denn die uns in Fesseln gelegt haben, sind stärker als wir und halten uns in ihrem Reiche gefangen. Er selbst aber hat uns die Erlösung aus dieser Knechtschaft verheißen. Wie bei gleichzeitigem Sonnenschein und Windeswehen die Sonne einen eigenen Körper und eine eigene Natur hat, ebenso auch der Wind eine eigene Natur und einen eigenen Körper besitzt und niemand den Wind von der Sonne scheiden kann, es sei denn, daß Gott ihn nicht mehr wehen läßt, so ist auch die Sünde mit der Seele vermischt, gleichwohl aber behält jede ihre eigene Natur.

Nacht war es, als Martinian zum letzten Male Caesarea verließ, aber in seinem verstörten Gemüte merkte er nicht, daß er seiner Heimat den Rücken kehrte. Zwei Diener des Statthalters führten ihn durch die Straßen.

Matrosen und mit ihnen eine Schar von geschminkten Dirnen gaben ihm das Geleit und stießen und neckten ihn übermütig. Martinian schritt gleichgültig und schweigend hinter den bewaffneten Schergen. An einer Straßenkreuzung erwartete ihn ein alter Mönch mit langem, weißem Bart.

— Erkennst du mich? fragte er; aber Martinian schritt stumm vorüber.

— Erkennst du mich? fragte er noch einmal und faßte Martinian am Arm. Aber der hielt den Kopf gesenkt und sah ihn nicht an.

— Gottes Gnade ist unermeßlich, sprach langsam der Alte: Ich bin ein Mönch aus jenem Kloster in der Nachbarschaft, wohin du einst als kleiner Soldat mit gebrochenem Beine gebracht wurdest. Wir pflegten dich gesund, und du bliebst bei uns. Später gingst du fort und lebtest am Berge Karmel. Wir sind entschlossen, dich wieder bei uns aufzunehmen, Martinian, wenn du dich unseren Gesetzen fügen und in Reue und Buße leben willst. Komm!

Allein Martinian schwieg. Da hängte sich eine der Geschminkten frech in seinen Arm und sagte:

— Alter Mönch, laß dein Schwatzen! Dieser kleine Sünder geht lieber mit uns.

Sie zog ihn lachend fort.

Martinian hörte und fühlte nichts; er schritt unbeirrt gradaus, den Blick auf die Schergen gerichtet. Am Tor verließ ihn die lustige Gesellschaft. Die Schergen hatten den Auftrag, ihn in die Einöde zu bringen und dafür zu sorgen, daß er nicht zurückkäme.

Als sie das Stadttor hinter sich ließen, begann Martinian heftig zu zittern. Als sie eine Meile weit gekommen waren und halt machten, wurde seine Erregung so stark, daß er zu Boden fiel.

Den Schergen gefiel seine Angst, und sie beschlossen, ihm einen Streich zu spielen. Sie sagten ihm, sie müßten ihn töten, aber wenn er schneller laufen könne als sie, würden sie ihn freilassen, wenn nicht, würde er am nächsten Baum aufgehängt.

Kaum hatten sie zu Ende gesprochen, als Martinian in namenlosem Entsetzen aufsprang. Er raste dahin, stolperte, fiel, raffte sich auf und raste von neuem dahin; dahin über Bach und Hügel, ohne Gedanken dahin, durch Büsche, die sein Gewand zerfetzten und ihn blutig kratzten, durchs Wasser, das ihn völlig durchnäßte, dahin, bis er an einem Hügelabhang hinschlug, nicht mehr aufstehen konnte und sich in sein Los ergab.

Keuchend, an allen Gliedern fliegend, lag er da. Plötzlich quoll Blut ihm aus Hals und Nase; dann fiel er erschöpft in Ohnmacht.

Martinian hatte lange wie ein Toter geschlafen. Als er wieder die Augen aufmachte, war ringsum tiefe Nacht. Ihn fror. Er war zu schwach, um aufzustehen, und hatte nichts, womit er sich zudecken konnte, noch zu essen und zu trinken.

Das Land lag im silbernen Mondschein. Herbstnebel schwankten weiß und verwirrend. Sie schwankten weiß in Martinians zerrütteten Geist. Er sah sie wogen und gleiten und dachte, es wären die Heere der Verstorbenen, die armen Seelen, die nun aus der Hölle befreit waren, da er den Teufel ja erwürgt hatte, und die nun auf ihn zukämen, um ihm zu danken. Gnädig empfing er ihren Reigen und sprach sie huldvoll an. Er entließ sie mit Segenswünschen, aber sie schwankten auf und ab und wichen nicht von ihm. Er fragte sie, was sie wollten, aber sie schwankten und wogten auf und ab. Da erzürnte er sich über sie und drohte mit Strafen, wenn sie nicht fortgingen, er würde Gott, seinen Vater, bitten, sie wieder in die Hölle zurückzubannen, wenn sie jetzt nicht fortzögen und ihn in Frieden ließen; aber sie wogten weiß und durchsichtig immer noch vor seinen Augen. Er schalt sie mürrisch:

— Ihr leichtes Gezücht von sündigen Seelen, so seid denn verwünscht! Bleibt ewig als Nebel unter dem Monde und zieht eure Reigen auf kalter Flur!

Da stockten die Nebel, da teilten sie sich und ließen eine Gestalt durch, eine weiße, durchsichtige Gestalt, die langsam an den Liegenden heranglitt und ihn lange drohend aus weißen Augen ansah, ein weißes Bahrtuch um den Körper geschlungen. — Was willst du? stöhnte er: Bist du noch nicht tot?

Das bleiche und schöne Gesicht zuckte und zwang ein verzerrtes Lächeln hervor: — Du hast mich erwürgt!

Nasse Kälte packte den Liegenden an; er glaubte, der Tote greife nach ihm, und er schrie durchdringend auf.

— Fürchte dich nicht! flüsterte der mit einem stumpfen Grinsen: Ich will dich nicht erwürgen.

— Was willst du? stieß Martinian hervor.

— Du erkennst mich?

— Ja.

— Du glaubtest den Teufel zu töten. Den wirst du nicht töten, kleiner Mönch. Du hast nur Valens erwürgt, denn erst wenn du

stirbst, wird auch der Teufel tot sein. Du selbst bist der Teufel. Er ist in dir.

— Ah! kreischte Martinian auf: Die Toten wissen alles. Ich beschwöre dich im Namen Gottes, lüge jetzt nicht.

— Gott? lispelte die Gestalt fast unhörbar: Was ist Gott?

— Bleibe! flehte der Kranke: Bleibe! und sprich!

— Ich werde mich rächen. Du wirst bald sterben. Ich krieche im wogenden Nebel erkältend in deine Lungen. Ich gleite im Atem der Sümpfe vergiftend in dein Blut. Du hast mich erwürgt, du wirst sterben.

— Sterben! schluchzte Martinian.

— Stirb! die Welt wird erlöst aufatmen. Stirb!

— Ich will es, sagte der Liegende demütig und streckte sich lang auf der feuchten Erde aus: Ich will gerne sterben, um die Welt zu erlösen; was liegt an meinem armen, kranken Leben? Habe Dank, Valens, verzeih mir.

Feuchte Kälte drang ihm bis ans Mark. Feuchte Kälte flüsterte in sein Ohr: . . . jede Nacht . . . jede Nacht bei Taor . . . im Kloster . . . sie verachtet dich . . .

Feuchte Kälte deckte ihn zu.

— — — — — — —

Es regnete. Martinian durfte zum ersten Male wieder sein Lager verlassen. Sechs Monate hatte er krank gelegen, der ganze Winter war darüber vergangen. Er saß am Fenster und sah dankbar den Frühling grünen.

Jener alte Mönch, der ihn angeredet hatte, als er die Stadt verließ, war ihm nachgegangen und hatte ihn am Morgen des dritten Tages in wilden Fieberphantasien liegend aufgefunden. Mitleidig nahm er ihn mit sich in sein Kloster. Barmherzig hatten ihn die Mönche gesund gepflegt. Sie zürnten dem Sünder nicht.

O Liebe, gute Liebe der starken, geduldigen Herzen! Kein Fehler ist, den du nicht entschuldigen würdest, keine Sünde, die du nicht verziehest! O weiße Liebe der Brüder in Christus, leuchtender Stein in Gottes Hand, wie glückselig sind die, denen dein süßer Schimmer die Seele verklärt. Reine Liebe, himmlische Liebe auf Erden ausgeübt, ohne Verlangen, ohne Ermatten, nur aus dem schönen Wunsche, sich selber hinzugeben für ein leidendes Herz, für einen kranken Körper; o wunderbare Menschenliebe, dreimal heiliger Weg zum brennenden Herzen des Heilands!

Sechs Monate beherbergten die guten Mönche mit den langen

weißen Bärten den Verlassenen. Endlich wurde er gesund; mit der Krankheit war auch das dunkle Fieber seines Geistes gewichen. Aber nicht gewichen war sein Wahn. Mit den zunehmenden Kräften in ihm stiegen auch die alten Gedanken wieder auf.

— Da der Herr mich am Leben ließ, dachte Martinian am Fenster, dem Plätschern des Regens lauschend: Da der Herr mich am Leben ließ, so hat er mir gewiß noch eine Aufgabe gestellt. Die erste habe ich erfüllt: der Teufel ist erwürgt, aber wer weiß? Vielleicht ist ein Teil von ihm in mich gefahren und befleckt meine Seele. Ich will Taor aufsuchen; sie war es, mit der damals mein schwerer Weg begann, vielleicht endigt er bei ihr.

Als er völlig genesen war, nahm er von den guten Mönchen Abschied. Er werde bald sterben, sagte er, und müsse zuvor noch jemand wiedersehn.

Betrübt ließen ihn die Väter ziehen; sie wußten, daß der Wahn von ihm noch nicht gewichen sei und bangten um seine Seele.

2.

Wie die Biene verborgen die Wabe baut im Bienenkorb, so übt auch die Gnade insgeheim ihre Liebe in den Herzen, verwandelt Bitterkeit in Süßigkeit, Rauheit in Glätte. Wie ein Silberschmied und Plastiker beim Anfertigen einer Reliefplatte die verschiedenen Tierfiguren, die er meißelt, teilweise verdeckt und erst am Ende seiner Arbeit dieselbe im Lichte erstrahlen läßt, so meißelt und erneuert auch der Herr, der wahre Künstler, unsere Herzen geheimnisvoll, bis sie aus dem Leibe wandern. Dann erst zeigt sich die Schönheit der Seele. Die, welche Gefäße mit Tierreliefs fertigen, machen zuerst ein Wachsmodell, führen sodann den Guß nach jener Form aus, so daß das Werk das getreue Abbild jenes Modells wird. So hat auch die Sünde ein Bild und verwandelt sich in viele Gestalten. Ebenso ist aber auch der innere Mensch ein Lebewesen mit Bild und Gestalt. Denn ein Abbild des äußeren Menschen ist der innere. Er ist also ein großes und kostbares Gefäß. Denn an ihm hat der Herr vor allen Geschöpfen sein Wohlgefallen. Die guten Gedanken der Seele gleichen kostbaren Edelsteinen und Perlen, die unreinen Gedanken aber sind voll von Totengebeinen, von Unreinigkeit und Gestank aller Art.

Frühling war es in Palästina, als Martinian sich wieder auf die Landstraßen begab. Weiß dehnten sich die Wege, über die er langsam dahinschritt. Er wanderte nach Bethlehem und glaubte, es wäre sein letzter Gang.

Nach drei Tagen kam er vors Kloster. Er fragte die Pförtnerin nach der ehrwürdigen Mutter Melania, aber sie sah ihn erstaunt an: — Die ist schon lange tot; es mögen wohl an die zehn Jahre her sein.

Er seufzte. Die Pförtnerin musterte ihn aufmerksam: — Wer bist du? und was willst du?

— Ich bin ein Einsiedler, Schwester Pförtnerin, und suche eine Frau, die ich vor mehr als zehn Jahren hierher zu Mutter Melania schickte. Sie war aus Caesarea und hieß Taor. Ist sie noch bei euch? und wenn nicht, wo muß ich sie suchen?

— Die ehrwürdige Mutter Taor ist freilich bei uns; sie ist Äbtissin unsres Klosters. Ist sie es, die du sprechen willst?

— Ja, Schwester Pförtnerin. Sage, der Einsiedler vom Berge Karmel sei gekommen.

Die Pförtnerin brachte dem Ermüdeten einige Erfrischungen und führte ihn in den Garten. Dort solle er warten.

Der Klostergarten war über alles still; Martinian setzte sich auf eine steinerne Bank inmitten von Blumen. Lilien dufteten süß, und ihr Wohlgeruch vermengte sich köstlich mit dem Atem des frischen Grüns. Sanfter Schatten milderte die Glut der Sonne.

Bald darnach trat Taor schnell und mit einem gütigen Lächeln auf ihn zu. Er neigte sich, und sie küßte ihn auf die Stirn.

Dann ließ sie sich mit ihm auf der Bank nieder und sah ihn lange an: Du bist früh ergraut, Martinian, sagte sie sanft.

Sie hatte noch immer dieselbe süße und schmeichelnde Stimme wie zuvor. Noch immer hatte sie goldene Augen. Auch in der strengen Nonnentracht war sie immer noch die kühle und goldene Tänzerin, die Tänzerin im Reigen zur Ehre des Herrn.

Martinian schlug die Augen nieder, denn sie war sehr schön geworden, viel schöner als jemals. Versehrende Erinnerungen stiegen in ihm auf.

Gütig sprach sie weiter: Du bist krank gewesen, Martinian, man sieht es dir an. Was fehlt dir, mein Freund?

Wieder schlug er die Augen nieder, er konnte es nicht ertragen, in ihre Augen zu sehn, denn sie verbrannten ihn. Die Erinnerungen stiegen auf, stiegen rastlos auf und gaben ihm keine Ruhe.

— Wo warst du, Martinian, vor zwei Jahren? Ich ließ dich suchen, aber es hieß, du seiest verschwunden. Ich baute eine Kirche und wollte dich gern zu ihrem Priester bestellen. Wo warst du damals, mein Freund?

Zum dritten Male schlug er verwirrt die Augen nieder, denn frevle Gedanken regten sich in seinem Geist. Was war das? War er, der die Welt von der Sünde befreite, war er selber ihr noch untertan? Fort! fort! mahnte es in ihm: Fort! fort! eh es zu spät ist.

Sie bemerkte seine Verstörung.

— Armer Freund, du hast viel gelitten . .

Rauh fuhr er auf: Gelitten, sagst du, Taor? Ja, man kann auch sagen, daß ich viel gelitten habe, aber mir ward herrlicher Lohn dafür. Gott hat mich wunderbar erhoben und seinen Engeln gleichgestellt. Ich habe auf sein Geheiß den Teufel erwürgt.

— Den Teufel? rief die Äbtissin erschreckt. Martinian sprach weiter, und sein Ton war streng:

— Ja, den Teufel! Ich habe ihn lange vergeblich gesucht. Auf der Jagd nach ihm habe ich viel gelitten. Endlich fand ich ihn. Es war Valens.

— Valens! rief sie erschreckt.

— Valens, sagte er hart: Freilich, Valens. Ich habe ihn erwürgt.

Große silberne Tränen fielen aus den goldenen Augen Taors.

— Schäme dich, Taor! schrie Martinian: Schäme dich dieser Tränen! Du weinst über den Tod deines Buhlen, der doch der Teufel war! Schäme dich!

Ruhig sah ihn Taor an, die Tränen standen noch immer in ihren goldenen Augen.

— Frieden seiner armen Seele, sagte sie leise: Ja, ich weine, Martinian, ich weine . . . ich weine über dich, mein armer Freund, denn deine Seele ist krank bis auf den Tod.

— Wie kann meine Seele krank sein, da Gott mich zu seinem Sohn gemacht hat? Weine nicht, Taor, hier ist kein Grund zu Tränen; bete, denn ich bin ein Erlöser, der Auserwählte Gottes! Ich habe die Welt von der Sünde befreit!

Er sagte es streng und hoheitsvoll. Sie streckte ihm unter Tränen ihre Hand hin und sagte:

— Lebe wohl, Martinian, nun muß ich gehn.

Er nahm die Hand und hielt sie in seiner. Sie war fest und kühl. Bilder und Erinnerungen überwältigten ihn. Ein fast schmerzliches Verlangen stieg in ihm auf. Er zog Taor an sich heran und flüsterte heiser:

— Taor, ich bin Gottes Erwählter, für mich gibt es keine

Sünde. Du bist schön. Golden sind deine Haare und golden deine Augen. Sieh, ich verzehre mich nach deiner Schönheit. Für mich gibt es keine Sünde .. Du bist schön .. Ich liebe dich, Taor.

Und er fuhr fort sinnlose Worte zu stammeln. Sie schrie nicht und widerstrebte nicht. Sie sah ihn ruhig an mit ihren stillen goldenen Augen, aus denen noch immer Tränen fielen, und flüsterte:

— Armer Freund.

Martinians Gesicht verzerrte sich. Seine Augen sprühten. Er streckte die Arme nach ihr aus. Sie aber seufzte nur, sah ihn noch immer gütig an und sagte ohne Erregung:

— Denke an Gott, Martinian, er sieht uns immer. Ihm gehört mein Herz. Nur er bewegt es.

Dunkle Röte stieg in Martinians Gesicht. Sie schob seine bebende Hand leicht hinweg und verhüllte sich. Er taumelte erschüttert, sie fing ihn auf und ließ den Fallenden sachte zu Boden gleiten. Und da kamen ihm die lindernden Tränen.

— Wer bin ich? wer bin ich? stöhnte er: Nichts! nichts! mein Leben ist vertan. Ich glaubte, größer zu sein denn alle Menschen — und ein Druck der Hände schleudert mich aus meiner Bahn. Ich glaubte, die Sünde aus der Welt geschafft zu haben und sündige als Erster. Weh mir! ich glaubte, den Teufel getötet zu haben, und habe einen Menschen erwürgt .. Weh mir! was habe ich getan? Mir kann nicht verziehen werden!

Überhebe dich nicht wieder, kranker Freund, entgegnete ihm Taor sanft: Jedem kann verziehen werden, auch dir. Du suchtest den Teufel in der Ferne. Er ist immer in unserer Nähe. Nur den ganz demütigen und reinen Herzen kann er nichts anhaben, denn die Seele mag denken und tun, was immer; wenn sie nur Gott zum Ziele hat, so bleibt sie ihm nahe.

— Mich hat Gott verlassen! schluchzte Martinian. Er ist aus meinem Herzen gegangen, und es ist leer und ein Spielzeug der Dämonen. Mein Herz ist eine öde und unfruchtbare Wüste, und die Gespenster gehen darin um.

— Nicht so, verwies ihm Taor liebreich seine bitteren Worte: Gott wartet auf dich. Du hast gesündigt, mein armer Freund, aber ich fühle es deutlich, daß du dennoch ein Erwählter des Herrn bist. Wen Gott harte und schmerzliche Wege führt, den hat er zu Großem bestimmt. Geh in die Stille, Martinian, und tu Buße. Denen, die Buße tun, steht des einzigen Erlösers brennendes Herz offen. Er ist die Flamme. Verbrenne in ihr.

3.

Wie ein wilder Wind, der in finsterer, schwarzer Nacht weht, alle Gewächse und Saaten in Bewegung setzt, schüttelt und rüttelt, so wird auch der Mensch, der in die Gewalt der Nacht, der Finsternis, des Teufels gefallen und in Nacht und Finsternis lebt, von dem furchtbar wehenden Winde der Sünde heftig gerüttelt, geschüttelt und erschüttert; er durchsucht die ganze Natur, die Seele, seine Gedanken und den Verstand. Auch alle Glieder des Leibes werden geschüttelt; kein Glied der Seele oder des Leibes bleibt frei und unversehrt von der Sünde, die in uns wohnt. Ebenso ist es mit dem Tage des Lichtes und dem göttlichen Winde des Heiligen Geistes: er weht und erquickt die Seelen, die im Tage des göttlichen Lichtes wandeln; er durchdringt die ganze Wesenheit der Seele, die Gedanken und das ganze Wesen, belebt und erquickt alle Glieder des Leibes mit göttlicher, unaussprechlicher Wonne. Dies ist es, was der Apostel sagt: Wir aber sind nicht Kinder der Nacht und der Finsternis; denn alle seid ihr Kinder des Lichtes und Kinder des Tages. Und wie dort im Irrtum der alte Mensch den vollkommenen Menschen auszieht und das Gewand des Reiches der Finsternis trägt, das Gewand der Gotteslästerung, des Unglaubens, der Furchtlosigkeit, der Ruhmsucht, des Hochmuts, der Begierlichkeit und ebenso die andern zerlumpten, unreinen und befleckten Kleider des Reiches der Finsternis, so ziehen hier umgekehrt alle, die den alten irdischen Menschen ausziehen, denen Jesus die Kleider des Reiches der Finsternis abnimmt, den neuen, himmlischen Menschen Jesus Christus an und haben wiederum Augen zu Augen, Ohren zu Ohren, einen Kopf zum Kopfe, so daß der Mensch ganz rein ist und das himmlische Bild trägt.

Wer auf eine wichtige Reise geht, der halte sich nicht lange mit dem Abschiednehmen auf und bleibe nicht stehn, denn sein Weg ist vorwärts. Martinian wollte nicht eine Stunde versäumen, um sein Heil zu erlangen. Er nahm unter Tränen Abschied und ging nach Norden, weithin nach Norden, denn dort wußte er einen Ort, an dem kein Mensch leben wollte, wo aber seit Jahren bereits ein frommer Greis in einer Erdhöhle hauste. Dorthin ging er, dieses Mannes Schüler zu werden war seine Absicht. Die Buße war schwer.

Erinnert euch, wie stolz Martinian vor Zeiten beschloß, keinem Lehrer mehr zu folgen, nur Gott und sich selber gehorsam zu sein. Damals war er ein Jüngling, jetzt aber mußte er, ein geprüfter Mann, wieder in Zucht und Lehre. Er, der die Elemente durch-

messen und die Heiden bekehrt, sollte nun wieder demütig die Befehle eines erwählten Meisters ausführen. Doch er wollte es gern tun und freudig jede Strafe tragen und jeden Dienst verrichten, damit nur Gott wieder in sein verlassen Herz zurückkehre.

Er kam zum frommen Ephräm und erzählte ihm alles. Der aber sagte nur dies:

— Willst du mir aus Liebe zum Herrn Gehorsam leisten in allen Dingen?

— Vater, ich will tun, was du mir befehlen magst.

— Dann nimm diese Geißel, sprach der Greis gelassen, und geh in meine Höhle, dort steht eine Bildsäule, die schlag mit der Geißel und tritt sie mit Füßen.

Martinian trat in die Höhle und sah in ihrem halben Dämmer das marmorne Bruchstück einer griechischen Statue leuchten; es stellte die Schultern und den Kopf eines Mannes dar, der in dem Haar einen Kranz trug. Er geißelte das Bild und trat es mit Füßen. Traurig blickten die Augen des Kranzträgers, und seine Lippen blieben stolzgewölbt.

Er kam zurück. Der Greis sah ihn an, als kenne er ihn nicht. Nach einer Weile fragte er ihn:

— Hat dir die Bildsäule nichts entgegnet, als du sie schlugest und mit Füßen tratest?

— Nein, nicht eine Silbe.

— Ei, so geh nochmals hin und schlag sie wiederum und beschimpfe sie noch dazu.

Martinian tat gehorsam, was ihm aufgegeben war, wenn auch sein Geist sich gegen die Torheit des Auftrages empören wollte; mit Widerstreben schlug er den warmleuchtenden Marmor, spie ihn an und gab ihm Scheltworte. Es war ihm, als gelte alles ihm selber. Stumpf kehrte er zurück. Der Greis sah ihn auch jetzt nicht an. Zwei Stunden mußte Martinian unterwürfig vor ihm stehn. Dann hörte er, wie der Greis ihn fragte: Bist du fertig mit deinem Werk?

— Ja, Vater, schon lange.

— Sieh an! Schon lange . . Nun, dann wird es dir nicht zu schwer sein, noch einmal dasselbe zu tun.

— Vater, mich jammert das schöne Kunstwerk.

— Jammert es dich? Der Greis sah ihn durchdringend an und schwieg, in seine Gedanken vertieft.

Martinian begann das sinnlose Werk zum drittenmal. Er haderte heimlich mit dem frommen Einsiedler und sprach zu sich

selbst (oder sprach er's zur Statue?), daß er den Befehl eines kindischen Greises ausführe.

Mißgestimmt kehrte er zurück. Ephräm sah ihn lächelnd an, als er so mit gerötetem Antlitz vor ihn trat.

— Die Bewegung hat dir gut getan, mein Sohn. Aber sage mir: blieb die Bildsäule wirklich stumm?

— Ja, Vater.

— Nun so höre, sagte der heilige Greis streng: Wenn du werden kannst wie jene Bildsäule, so, daß du, wenn du geschmäht wirst, nicht wieder schmähst und, geschlagen, keinen Widerspruch erhebst, — wenn du das vermagst, so kannst du gerettet werden und bei mir bleiben.

— Vater . .

— Schon dieses Wort ist zu viel. Ich gebiete dir, so lange du hier bist, zu schweigen und erst dann zu reden, wenn ich es dir sage. Willst du? — Martinian schauderte. Dann kniete er nieder und küßte die Hand des klugen Greises.

So begann sein Werk der Buße.

Der Ort, an dem sie lebten, war entsetzlich, denn ringsum war nichts als die graue Einsamkeit der Wüste. Fern ragten unzugängliche Berge. Der nächste Brunnen lag viele Meilen entfernt, das Wasser mußte von dort in großen Krügen herbeigeschleppt werden. In den Monaten Dezember und Januar sammelte Martinian den Tau, der zuweilen reichlich fiel, mit einem Schwamm aus den Felsritzen. Kein Wanderer verirrte sich hierher.

So vergingen fast fünf Jahre. Martinian schwieg gleich dem Heiligen, dem er diente, die ganze Zeit über. Nach einem Jahre durfte er die Psalmen mitsingen. So vergingen weitere vier Jahre, als des frommen Ephräms Todesstunde herankam.

Er rief Martinian zu sich und sagte:

— Mein Sohn, ich werde heute oder morgen sterben, dann gehe von hier fort nach Süden, bis du an den Rand der großen Sümpfe kommst; dort wirst du zwei Jahre leben, dann wird dir der Herr verkünden, was er mit dir vorhat. Bevor du fortgehst, zertrümmere das Marmorbild, denn ich mag nicht, daß es in andere Hände fällt. Gott sei mit dir. Deine Sünde ist dir verziehen.

Dann wandte sich der heilige Ephräm von ihm ab und sprach nur noch mit den Engeln vor Gottes Thron.

Am Abend starb er sanft. Martinian begrub ihn in der Höhle, sprach die vorgeschriebenen Gebete und errichtete über dem Grabe

ein Kreuz. Darnach zertrümmerte er die Statue und ging trauernd seines Wegs nach Süden.

— Ich habe viel gewonnen, sprach er bei sich: Denn nur im Schweigen kommt man zu Gott. Er schritt nach Süden. In seiner Seele war es still und friedlich.

4.

Du iß Brot, soviel du findest, und laß die ganze Erde fahren! Gehe hin an das Ufer des Flusses und trink, soviel du nötig hast! Gehe wieder fort und forsche nicht, woher er kommt oder wie er fließt! Laß schleunigst deinen Fuß heilen, oder dein krankes Auge, damit du das Licht der Sonne siehst! Untersuche nicht, wie viel Licht die Sonne hat, in welchem Tierzeichen sie aufgeht! Was du zu deinem Gebrauche bekommst, das nimm! Was steigst du auf Berge und fragst, wie viele Waldesel oder wilde Tiere dort weiden? Kommt das Kindlein an die Mutterbrust, so wird es gesäugt und genährt. Es versteht nicht nach der Wurzel oder der Quelle zu forschen, woraus die Milch fließt. Es saugt die Milch und trinkt den ganzen Milchvorrat. Zu einer andern Stunde ist die Brust von neuem angefüllt. Wie das geht, weiß weder das Kind noch seine Mutter, obwohl die Milch sicherlich aus allen Gliedern der Mutter zusammenfließt. Suchst du den Herrn in der Tiefe, so findest du ihn dort als Wundertäter. Suchst du ihn in der Grube, so findest du ihn inmitten zweier Löwen als Schützer des gerechten Daniel. Suchst du ihn im Feuer, so findest du ihn dort als Retter seiner Diener. Suchst du ihn auf dem Berge, so findest du ihn dort mit Moses und Elias. Überall ist er: Unter der Erde, über dem Himmel, oder in uns, kurz, er ist überall. So ist auch deine Seele dir nahe. Sie ist in dir und sie ist außer dir. Wohin du willst, ob in ferne Länder, nach Sonnenuntergang oder -aufgang oder in den Himmel, da ist dein Geist, dort findet er sich.

Martinian ließ sich am Rande der großen Sümpfe nieder. Er erbaute sich eine Hütte aus Rohr und richtete sich in ihr ein, so gut er konnte, denn es war ihm, als ob er in ihr sein Leben beschließen werde.

Die Gegend war ungesund. Aus dem Morast kroch das Fieber und überfiel ihn unbarmherzig. Doch er überwand es; nur war sein Leib noch hagerer geworden, seine Augen noch eingefallener.

Eines Morgens, als er so in seiner Hütte saß, setzte sich eine Sumpfmücke auf seinen Fuß, stach ihn und sättigte sich an seinem

Blute. Martinian schlug zornig nach ihr und zerdrückte sie. Es war ihm aber gleich darnach, als hätte er zürnend ein Unrecht begangen, und so verurteilte er sich selber, durch viele Tage zwei Stunden nackt im Sumpfe zu stehen. Mücken waren dort, groß wie Wespen. Die plagten ihn am ganzen Leibe, so daß seine Haut schon bald wie von einem Ausschlag bedeckt war und man ihn für einen Aussätzigen halten konnte.

Zu dieser Zeit geschah es, daß eine lustige Gesellschaft sich hierher verirrte. Sie schlug unfern von Martinians Hütte ihr Lager auf, und wie es der Zufall so wollte, befand sich auch eine jener Dirnen aus Caesarea darunter, die dem Einsiedler damals das letzte Geleite gegeben hatten.

Sie erkannte ihn sogleich und erzählte den übrigen, was es mit ihm für eine Bewandtnis habe. Alle lachten sehr und eilten, mit ihm Bekanntschaft zu machen. Der eine und der andere aus der Schar sprach ihn an, allein Martinian antwortete nicht.

— Er hat den Schweigeteufel, murrten sie und fuhren fort, ihn zu verhöhnen. Sie warfen mit Steinen nach ihm, um ihn zum Sprechen zu bringen, aber er schwieg. Sie hetzten ihre Hunde, aber die scheuten vor dem Einsiedler zurück und wollten ihn nicht anfallen. Sie erdachten sich alle möglichen Quälereien, doch umsonst, denn er blieb stumm. Sie verunreinigten den Ort, wo er lebte, und zündeten schließlich seine Hütte an, so daß sie in Asche sank, und dann zogen sie weiter.

Martinian fiel auf die Knie, dankte Gott und lobte ihn.

— Herr, da du mir die Kraft gabst, zu bestehn; Herr, ist es möglich, daß du wieder einkehrtest in meine leere und einsame Seele?

Dann baute er seine Hütte wieder auf. Doch litt er oftmals Hunger und Durst. Seine Haut war gelb und trocken wie ein Pergament. Sein Bart, auch sein Kopfhaar lichtete sich sehr.

So lebte er dahin und harrte auf Gottes Stimme, und die zwei Jahre waren bald vorbei.

Als sie um waren, begann er unruhig zu werden, denn er wußte nicht, was Gott mit ihm weiter im Sinn hatte. Er betete viele Stunden, lange Tage, aber draußen und drinnen blieb es still. Der Gedanke plagte ihn sehr, daß er unnütz wäre, nichts tue und längst fort müsse.

Eines Abends saß er vor seiner Hütte und sah unruhig hinauf. Die klare Nacht war aufgegangen, und friedlich strahlten die großen weißen Sterne über ihm. Eine süße Stille flutete über die Erde.

Und mit dem großen und erhabenen Schweigen wurde auch sein bewegtes Herz still. Er sprach zu sich:

— Wozu quäle ich mich und forsche, was mir beschieden sei? Ich will meine vier Wände um Christi willen hüten. Ist das nicht mehr als genug?

Immer lieber wurde ihm der Psalm, den ihr kennt, und er sang einige Verse daraus unaufhörlich; es waren diese:

Ich bin gleich wie eine Rohrdommel in der Wüste;
Ich bin gleich wie ein Käuzlein in den verstörten Städten;
Ich wache, und bin
Wie ein einsamer Vogel auf dem Dach.
Täglich schmähen mich meine Feinde,
Und die mich spotten, schwören bei mir.
Denn ich esse Asche wie Brot,
Und mische meinen Trank mit Weinen
Vor deinem Dräuen und Zorn,
Daß du mich aufgehoben und zu Boden gestoßen hast.
Meine Tage sind dahin, wie ein Schatten,
Und ich verdorre wie Gras.
Du aber, Herr, bleibest ewiglich
Und dein Gedächtnis für und für.

Und war er nicht wirklich wie ein einsamer, alter Vogel? Demütig tat er sein hartes Werk der Buße, und solchen wird verziehn. Er weinte jetzt oft, wenn er seines Lebens gedachte. Wie sinnlos hatte er Jahre und Kräfte vertan, den Teufel suchend, den alten Trommler, dem er den Krieg erklärt hatte. Durch alle Elemente und Leidenschaften hatte ihn der Kampf geschleudert und seine Seele befleckt. O wieviel besser war der himmlische Frieden, der sich jetzt um ihn schloß!

Er trauerte über seine eigenen Sünden und die Sünden der irrenden Menschen; ihn jammerte das Elend der Menschheit und die Schwäche des Leibes. Klage war in seinen Gedanken, Furcht und Zittern. Solchen sind die Tränen Brot, die Trauer ist ihnen Süßigkeit und Erquickung.

Er wurde immer schwächer. Er sah jetzt oft Erscheinungen. Da kamen seine Pflegeeltern und sprachen kummervoll mit ihm, und er tröstete sie. Aus dunklem Brodem der Sümpfe schwamm verzerrt das bleiche und schöne Antlitz des Valens heran, und die gebrochenen Augen starrten ihn vorwurfsvoll an. Mit trippelnden Schritten kam das kleine, böse Männchen aus dem Lande der Schwarzen und

breitete Gold vor ihm aus und griff hustend nach seinem dünnen Hälschen. Aber da waren auch andere Erscheinungen, lichte und erquickende Körper aus Weiß und Gold, goldene Haare, goldene Augen; ihre Berührung, ihr Atem waren kühl und sanft. Aus weitoffenem Äther kam die Trösterin.

— Wer ist diese, die da emporsteigt, gleich dem aufgehenden Morgenrot? Schön wie der Mond, auserlesen wie die Sonne! Schrecklich wie ein wohlgeordnetes Kriegsheer! Maria, die Jungfrau, steigt zum Himmel: freut euch, weil sie auf ewig mit Christus herrscht. Ich sah sie zierlich wie eine Taube aufsteigen über den Wasserfluten. Des Paradieses Pforten stehen uns nun offen durch dich, die du glorreich mit den Engeln triumphierest!

So war Martinians Tagwerk reichlich erfüllt; ja er sollte gegen das Ende noch die Freude haben, einen Kameraden zu finden.

Eines Tages besuchte ihn ein großer Pelikan und blieb hinfort bei ihm. Er war weiß, rosenrot überhaucht, und sein Fittich war schwarz, sein mächtiger Schnabel war gelb. Er ging langsam und wankend, aber ausdauernd. Er war sehr gravitätisch und belustigte Martinian dadurch ungemein. Das Tier hing an ihm, und er unterwies es, so gut er eben konnte, in mancherlei kleinen Künsten. Bald lernte der Pelikan Wasser bringen und eßbare Wurzeln und Kräuter suchen; er selber nährte sich von Fischen und von den kleineren Bewohnern der Moräste. Er nahm dem Einsiedler viele Lasten ab durch kleine Dienstleistungen. Am meisten aber liebte er es, ernst dabei zu sitzen, wenn Martinian sich, wie es seine Art geworden war, mit den Dingen unterhielt: den Wolken, wandernd am Himmel, den großen weißen Sternen in der Nacht, dem tiefen Blau und den weiten Sümpfen. Da saß der Pelikan gern ernst daneben. Wenn aber der Einsiedler mit dünner Stimme einen Psalm sang, was er zuweilen noch tat, dann stolzierte der große Vogel in der Hütte auf und ab und klapperte dazu mit dem Schnabel, wenn es ihm besonders gefiel.

Sie lebten miteinander wie gute Freunde, und Martinian konnte sich in dieser Zeit fast glücklich nennen, wenn nicht noch immer das Verlangen in ihm gewesen wäre, endlich zu erfahren, warum ihn der Teufel so verfolgt habe und wo denn, wo denn der Widersacher zu finden sei. Er glaubte noch immer, wenn auch in aller Demut, daß Gott ihm bestimmt hätte, einmal mit dem Feinde zu kämpfen — und so harrte er auf Gottes Stimme, und Jahre schlugen über ihm zusammen.

5.

Vielleicht aber spricht Satan zu dir im Herzen: Sieh, wieviel Böses du getan! Sieh, wie groß die Leidenschaften sind, von denen deine Seele erfüllt ist, und wie du sündenbeschwert bist. Du kannst unmöglich mehr gerettet werden. Das tut er jedoch nur, um dich zur Verzweiflung zu bringen, weil deine Bekehrung ihm nicht angenehm ist. Denn seitdem durch die Übertretung des Gebotes die Bosheit Eingang gefunden, redet er zu jeder Stunde mit der Seele wie ein Mensch mit dem andern. Gib ihm doch zur Antwort: Ich habe das Zeugnis des Herrn in Händen: Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung und daß er sich abwende von seinem bösen Wege und lebe. Deshalb ist er ja gekommen, um die Sünder zu retten, die Toten zu erwecken, die Erstorbenen zu beleben, zu erleuchten, die in Finsternis sitzen. Nur müssen wir auf unsern Anfang ein gutes Ende folgen lassen. Wir müssen ausharren in der Armut, der Fremde, der Widerwärtigkeit, im Flehen zu Gott und ohne Scheu an der Türe anklopfen. Der Leib ist der Seele nahe. Aber noch viel näher ist ihr der Herr. Er kommt und öffnet die verschlossenen Herzenstüren und schenkt uns den himmlischen Reichtum. Denn er ist gut und menschenfreundlich, und untrüglich sind seine Verheißungen. Nur müssen wir ihn beharrlich bis ans Ende suchen.

Martinian fühlte, daß sein Leben zu Ende ging. Der Pelikan flog nicht mehr weit fort, sondern kehrte immer gleich zurück. Nachts lag er neben dem Lager des Einsiedlers, und dieser spürte dankbar die kleine tierische Wärme.

Martinian schrie zum Herrn:

— Herr! Herr! meine Tage vergehen wie Rauch! Wann endlich donnert in meine Ohren dein erlösendes Wort?

Weiß und gold stand der Engel vor ihm in einem Kreise unsagbaren Lichts; ein Duft von Lilien füllte die Hütte.

— Du riefst, ich kam. Was willst du?

— Das Wort . . das Wort . .

— Es ist nichts außen, Martinian, alles ist innen. Suche das Wort, du wirst es finden.

Er war fort. Dunkel war es in der Hütte. Der Einsiedler schluchzte bewegt:

— So soll ich wieder suchen. Ich habe die Länder der Erde umkreist: nun will ich durch die Gebiete meiner Seele gehn. Ach, was werd' ich da finden?

Ruhig saß er da. Der Pelikan sah ihn an.

— Ich habe keine tiefe Demut gehabt, dachte Martinian: So bin ich denn in vielen Drangsalen versucht worden, und die hohe Meinung, die ich von mir hatte, kam an den Tag, da ich nackt und elend war. Ach, wer reich in der Gnade Gottes ist, muß sich für einen Bettler halten, der nichts besitzt. Denn nichts gehört ihm, ein anderer hat es gegeben, und wenn er will, nimmt er es wieder. Mag einer auch ein Erwählter Gottes sein, in seinen eigenen Augen soll er ein Verworfener sein. Weh mir! so fraß die böse Lust an meiner Seele. Wie aber der vollendete Bösewicht, berauscht vom Geiste des Irrtums, im Bösen unersättlich ist, so wird auch die Seele, einmal vom Stolz verführt, immer weiter vom Herrn sich abwenden, denn woran eines Menschen Herz gefesselt ist und wohin ihn sein Verlangen zieht, da ist sein Gott. Ich jagte dem Feinde unablässig nach, an ihm hingen meine Gedanken, so drang er in mich. Ach, ich war wie eine Stadt, die ihre Mauern befestigt, um den Feind von außen abzuwehren, und dabei schleicht er schon in ihren Straßen. Was den Menschen schädigt und befleckt, ist im Innern. Nichts von außen kann dem Menschen schaden, sondern nur der wilde Geist, berechnend und aufstachelnd, der im Herzen lebt und wirkt und wohnt. Darum muß ein jeder den Kampf in seinen eigenen Gedanken ausfechten, damit in seinem Herzen Christus leuchte. Verblendet jagte ich dem Widersacher nach und ahnte nicht, daß er in mir selber war. In meiner eigenen Seele war der Teufel.

Der Pelikan krächzte. Ein Schatten schob sich durch die Tür. Mit ihm drang ein kühler und fauler Wind in die Hütte, obwohl draußen der schönste Sonnenschein glänzte.

Schnatternd watschelte der Pelikan auf den Eindringling los und hackte nach ihm. Martinian richtete sich auf und sah eine graue undeutliche Masse, die allmählich menschliche Gestalt annahm.

— Wer stört mich? rief er ärgerlich.

Ein Sausen fuhr durch die Hütte wie ein Gelächter. Da und dort blitzten rote Funken auf. Martinian lächelte nur.

— Kannst du noch trommeln? fragte er mit freundlichem Spott: Trommle doch, damit man dich erkennt.

— Das habe ich nie gekonnt, sprach es unwirsch aus der grauen Masse: Das war immer nur eine Einbildung von dir, die ich dir eingab.

— Nimm Gestalt an, sagte der Einsiedler ruhig: Ich möchte gern wissen, wie du aussiehst.

— Das will ich nicht, sprach die grämliche Stimme: Denn ich

brauche das vor dir nicht. Ich bin alles, was man von mir will; selber habe ich keine Gestalt. In deinen Gedanken lag der Krieg, so kam ich als Soldat, und deine eigenen unruhigen Pulse schlugen die Trommel dazu. Man braucht nur ein wenig Findigkeit, um jedem nach Wunsch zu kommen. Ihr Menschen glaubt, wunder wie klug zu sein, aber noch der geringste Unsichtbare vermag euch zu überlisten, indem er euch durchschaut. Bei dir ging es besonders schnell.

— Du mußt aber eine Gestalt haben, beharrte der fromme Mann: Du warst doch einst, bevor du in den Abgrund geschleudert wurdest, ein Engel. Du warst damals der schönste Engel des Herrn, erinnere dich.

— Sprich nicht davon, hallte es rauh: Was weißt du, alter Mensch, von diesen Dingen? Was ich vormals war, bin ich heute erst recht, wenn auch nicht ganz, wie ich will. Davon kannst du nichts verstehn. Mit deinen blinden sterblichen Augen vermagst du nicht einen unsterblichen Körper wahrzunehmen.

— Ich habe einen Engel gesehn . .

— Auch der erschien, wie du ihn dachtest. Leicht möglich, daß du alles das einmal besser verstehn wirst.

— Warum bist du gekommen? fragte Martinian freundlich. Ich habe dich nicht gerufen. Ich will nicht mehr mit dir kämpfen.

— Das ist es ja, klagte die Stimme: Ich wohnte lange in deinem Geiste, nun hast du mich meines Obdachs beraubt und mir die Wohnung verschlossen. Ich habe freilich Tausende und Millionen von Wohnungen, in denen allen ich gleichzeitig hause, so daß es mir auf eine einzelne nicht anzukommen braucht; aber ich ertrage es dennoch nicht, wenn ich irgendwo mit List oder Gewalt meiner Herrschaft beraubt werde.

— Brüste dich nicht, verwies ihm der Einsiedler sein Prahlen: Du magst freilich in unendlich vielen Herzen zu wohnen begehren, aber nur das eine oder das andere fällt dir für immer zu eigen; Gottes Langmut ist über die Maßen groß, und er will nicht des Sünders Verderben.

— Alter Mensch, schalt die Stimme trocken: Das meine ich auch gar nicht. Gewiß hat mein weiser Widersacher noch jetzt mehr Kraft als ich, und so verliere ich durch ihn manch schmackhaften Handel. Aber von ihm muß und kann ich es mir gefallen lassen, denn der Augenblick in den Sternen ist für ihn. Wenn er entschlossen ist, eine Seele zu retten, so kann ich das nicht ändern und füge mich, bis an den Tag, da ich die Gewalt erringen werde. Wenn aber

ein Mensch sich ohne ihn und aus eigener Stärke von mir befreit, das ist mir immer ärgerlich. Sieh mal, dich hatte ich schon so fein in der Hand, du rochst schon ordentlich, und plötzlich warfst du aus eigener Kraft auf und davon . .

— Törichter Teufel! rief Martinian unwillig: Willst du mich fangen? Nicht aus meiner Kraft — denn was ist die wert? — nur durch Gottes unendliche Güte gelang es mir, mich von dir zu befreien.

— O, so fahre zum Himmel! schrie schrill die aufgebrachte Stimme: Da soll man noch Lust zu seinem Werk haben, wenn dies stinkende Menschengewürm klüger wird als der Herr der unteren Reiche! Triumphiere nicht, du dort oben, meine Zeit wird auch noch kommen, alle werden mir zufallen und dich verachten. Kriege sollen entbrennen, in deinem Namen werden sie einander vernichten und mein Teil werden. Aus dem Innern der Erde wird das Verderben kommen, aus dem Äußeren der Lüfte donnernd herabstürzen, im Schoße der Meere wird es lauern und in der tödlichen Flamme sich gierig ausbreiten, in deinem Namen, zur Steigerung meiner Macht! Dann werden meine Legionen anwachsen, ja, dann will ich wiederkommen, dich zu vernichten, weißer, strahlender Feind; dann soll es dir nicht mehr gelingen, mich in den Abgrund zu stürzen, dann wird mein Reich beginnen, meine feurige, heulende Nacht! — Du aber, sterbendes, elendes Knochengerüst, das ich groß und unsterblich in meinen ewigen Gebieten machen wollte, ich sage mich los von dir! Steig auf zu deinen plärrenden Brüdern dort oben, etwas Besseres bist du nicht wert!

Gestank und Schreien füllte die Hütte. Funken knisterten auf und erloschen, die Wände schwankten, und wie ein Schatten flog's davon. Mit gesträubtem Gefieder und unter zornigem Krächzen erhob sich der Pelikan in die Luft und hackte und biß in großer Wut um sich. Nach einer Weile kehrte er zurück. Er sah seinen Herrn traurig an.

Martinian schleppte sich mühsam vor die Hütte.

— Ja, dachte er: Ja, Kampf muß sein, Krieg, so lange das Leben währt. Christus brachte uns das Schwert. Aber sein Reich war nicht von dieser Welt, nur unseren Seelen gab er die Waffe. O glückselige Sünde, die wir so mit seinem Schwert bekämpfen; o glückselige Sünde, die uns zu Jesus als dem Befreier führt. O seid gebenedeit, ihr, meine bitteren und blutroten Sünden, bekämpft durch Buße und lange Entsagung, nur in euch habe ich den Teufel überwunden. Nun bist du mein weißer Heiland in mir.

Leuchtender Sonnenschein wärmte seine Glieder. Dankbar sah er auf. Kleine, zarte, weiße Wölkchen glitten am Himmel. Der Pelikan stand vor ihm, auf seiner weißen Brust leuchtete ein roter Blutstropfen. Wunderbar verklärt flüsterte Martinian:

— O weißer Heiland! O blutendes Herz! O reiner Leib der weißen Erlösung! Wie lange entbehrte ich deinen heiligen Trost! O könnte ich, bevor ich stürbe, noch einmal teilnehmen an deinem gnadenreichen Geheimnis!

Sehnsüchtig blickte er hinauf. Der Pelikan verstand ihn und schwang sich schweren Flugs empor.

6.

Der Landmann streut den Samen nach allen Seiten aus, und wer einen Weinberg pflanzt, will, daß er allenthalben Früchte trage. Legt er dann die Sichel an und findet er keine Frucht, so wird er traurig. So will auch der Herr, daß sein Wort in die Herzen der Menschen gestreut werde. Allein wie der Landmann sich über ein leeres Feld betrübt, so trauert auch der Herr über ein leeres Herz, das keine Frucht bringt. Die Winde wehen überall in der ganzen Schöpfung, die Sonne leuchtet auf der ganzen Erde. So ist auch die Gottheit überall, und überall ist sie zu finden. Sucht ihr Gott im Himmel, so läßt er sich dort in den Gedanken der Engel finden. Sucht ihr ihn auf der Erde, so läßt er sich auch hier in den Herzen der Menschen finden. Unter den vielen aber sind wenige Christen, die ihm gefallen. Preis und Herrlichkeit sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste in Ewigkeit.

Der Bischof in Jerusalem fuhr auf in der Nacht, denn jemand klopfte an sein Fenster. Er öffnete es, aber nur der Sturm schlug ihm entgegen, und im heulenden Dunkel war nichts zu sehen. So legte er sich wieder nieder und schlief ein.

Ihm träumte, als bete er ein volles Jahr, damit ihm der Ort der Gerechten und der Sünder gezeigt werde. Sein Gebet wurde erfüllt, und er sah einen schwarzen Riesen von so gewaltiger Größe, daß er bis an die Wolken reichte; die Arme hielt er am Himmel ausgespannt; unter ihm lag ein See, groß wie das Meer, und er sah die Seelen emporflattern wie Vögel. Alle, die über das Haupt und die Hände des Riesen hinaufgelangten, waren gerettet; alle, die er aber mit den Händen traf, fielen in den See. Und eine Stimme rief ihm zu: Die Seelen, die du höher fliegen siehst, sind die Seelen der Gerechten, die sich retten in das Paradies; die

anderen aber werden in die Hölle geworfen, weil sie den Gelüsten des Fleisches folgten. — Die Stimme schwieg; da sah er einen großen weißen Vogel mühsam emporfliegen und sah, wie die Hände des Riesen ihn packten; aber ein Strahl unbeschreiblichen weißen Lichtes fuhr aus der Höhe, und in seinem reinen Scheine schwang sich der Vogel mutig hinauf. Die Stimme rief abermals: Das ist mein Knecht Martinian, der mir wohlgefällt. Dann zerrann alles.

Der Bischof erwachte und rief seinen Dienern. In tiefer Nacht ließ er die Pferde kommen und alle Vorbereitungen zur Reise treffen. Sie ritten davon. Mit der Sicherheit eines Traumwandelnden fand er den Weg.

Gleich ihm erging es auch der frommen Mutter Taor in Bethlehem. Ihr träumte, der Herr beriefe sie zu einem heiligen Werk. Diensteifrig sprang sie auf und ließ ihre Sänfte zurüsten. Ein großer Vogel flatterte vor ihr her.

Der Bischof und die Mutter Taor begegneten einander um Sonnenaufgang vor der Hütte. Sie erkannten und begrüßten sich, stiegen ab und hießen ihre Begleiter warten. Sie traten in den Raum. Dort schlief der Greis, und der Pelikan saß daneben und wärmte ihn.

Martinian schlug die Augen auf und erkannte freudig die Erschienenen. Er sprach zum Bischof:

— Habe Dank, Herr, daß du gekommen bist. Es geht zu Ende mit mir. Ich hätte gern noch den reinen Leib des Herrn genossen.

Dann wandte er sich zu Taor:

— Ich gehe voraus, meine Schwester, und werde dich einst mit freiem Herzen empfangen.

Die beiden weinten, aber Martinian tröstete sie liebreich und sagte dann zum Bischof: Es ist Zeit, Herr!

Die Beichte war kurz. Der Bischof brachte das heilige Opfer dar. Süße und liebliche Töne aus der Höhe antworteten ihm. Martinian empfing den Leib des Herrn mit großer Freude. Dann ließ er sich vor die Tür seiner Hütte bringen und sah glückselig in den Himmel. Er sah die Sonne scheinen und unter ihr die weißen Wolken gleiten. Er flüsterte leise:

— Weiße Wolken gleiten; o könnte ich ebenso in dir vergleiten, mein weißer Heiland . .

Bald darauf starb er. Taor drückte ihm die dünnen Lider zu. Seine Züge waren bleich und freundlich.

Der Bischof gab Befehl, die Leiche mitzunehmen: er wollte

sie in Jerusalem beisetzen. Bis man den Toten einsargte, saß der Pelikan neben ihm. Auf seiner weißen Brust leuchtete ein roter Blutstropfen. Dann schwang er sich empor und verschwand in der Tiefe des strahlenden Himmels.

Und hiermit endet die Erzählung von Martinian, der den Teufel suchte.

Eine Frage und eine Antwort.

Frage. Wie kann der Mensch, da die Sünde in einen Engel des Lichtreichs sich verwandelt und der Gnade ähnlich ist, die Ränke des Teufels erkennen? Wie soll er die Einwirkung der Gnade aufnehmen und unterscheiden?

Antwort. Die Wirkungen der Gnade sind Freude und Friede, Liebe und Wahrheit. Gerade die Wahrheit zwingt den Menschen, Wahrheit zu suchen. Die Sünde in ihren verschiedenen Gestalten dagegen äußert sich in Verwirrung, sie gewährt weder Liebe zu Gott noch Freude an ihm. Der wilde Lattich gleicht dem Endivian, aber dieser ist süß, und jener ist bitter. So gibt es einen Sonnenglanz und auch eine Sonnenscheibe. Anders leuchtet der Glanz, anders das in der Scheibe beschlossene Licht. Oder in einem Hause brennt eine Lampe. Etwas anderes ist der überall hinleuchtende Glanz und etwas anderes das Licht, das auf der Lampe selbst ist. Es ist heller und klarer. Ebenso hat die Gnade etwas, was der Mensch nur von ferne, gewissermaßen als Gesichte schaut. Und er freut sich an eben den Gesichten und wird ein anderer, wenn die Kraft Gottes in ihn eindringt, seine Glieder und sein Herz in Besitz nimmt und seine Sinne an die Gottesliebe fesselt. Als man den Petrus ergriffen und ins Gefängnis geworfen hatte und wie er darin eingeschlossen war, kam ein Engel, zerbrach seine Fesseln und führte ihn heraus. Er selbst aber, gleichsam in Verzückung, glaubte, es sei ein Gesicht.

Nachschrift des Autors: Die periodische Veröffentlichung eines Romans erlaubt nicht wie die der Buchform, dem Leser vom ersten Augenblick an die stofflichen Quellen zu nennen, aus denen der Erzähler geschöpft hat. So kann der Verfasser hier nur als wesentlich nachtragen, daß eine dieser Quellen die unschätzbare Bibliothek der Kirchenväter ist, die seit einigen Jahren von den Professoren Geh.-Rat O. Bardenhewer, Dr. Th. Schermann und Dr. K. Weyman beim Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten und München herausgegeben wird. Ebendort erschienen auch in der sprachlich schönen Übersetzung von Dr. Dionys Stiefenhofer ‚Des hl. Markarius des Ägypters fünfzig geistliche Homilien'. Diesen Homilien verdankt der Verfasser des Romans mehr als nur

stoffliche Anregung. Er hat ihnen direkt achtunddreißig kleinere Abschnitte in wohlbedachter Auswahl entnommen und sie den Abteilungen seiner Dichtung meist wörtlich als geistliche Präludien vorangestellt. Sie sollten nicht bloß in ihrer Weise, d. h. in der Sprache des Theologen, sagen, was die Dichtung im Spiegel symbolischer Vorgänge zeigt, nämlich ‚wie alle Weltverwirrung nur ein Ausdruck der im Herzen wohnenden Bosheit und Begehrlichkeit des Menschen ist‘ („Hochland“-Prospekt, 14. Jahrgang), sondern sie sollten auch mit der poetischen Kraft ihrer Bilder die Atmosphäre schaffen helfen, in die der Dichter des Romans seine Gestalten auch selber zu stellen versucht hat. In solchem Zusammenhang werden diese göttlichen Gedichte vielleicht selbst dem Kenner eine Quelle neuen und ungeahnten Genusses sein.

Abend am See

Von Adolf von Hatzfeld

Schon steigt der Mond aus dem entzückten Bade
der Wellen leis zur Silberbahn empor,
in unsern Herzen schwingt die große Gnade,
wir sitzen selig ruhend am Gestade
und leihn dem Schweigen das geweihte Ohr.
O wunschlos stille Stunde, die ich fast verlor
in meines Lebens Qual und Kampf und Hast,
sieh unser Herz in Demut eingefaßt
und sei der Seelen seltner schöner Gast.
Die Nacht erduftet von des Mondes Blüte
so grenzenlos, andächtig atmen wir,
der Sternenhimmel deiner großen Güte
ist sanft wie sie und leise über mir.
Aus wunden Händen haben wir die Ruder
zurückgelegt in das bewegte Boot,
nach unsres Lebens Angst und Haß und Not
nennst den Geliebten still du deinen Bruder.

Kaiser Karl / Von Hermann Bahr

So wenig der Österreicher in Deutschland durch Verständnis für Österreich verwöhnt wird, zuweilen geschieht's doch, daß er, auch noch so sehr abgehärtet, noch so fest entschlossen, sich über gar nichts mehr zu wundern, dennoch wieder von neuem erstaunen muß. So jetzt wieder angesichts der Befriedigung, mit der man im Deutschen Reiche, sichtlich angenehm überrascht, gar nicht genug rühmen konnte, wie ‚glatt sich doch der Thronwechsel vollzogen'! Wir Österreicher, immer schon ein bißchen ängstlich, wenn man uns im Reiche lobt, wußten gar nicht gleich, was man damit denn eigentlich meinte. Uns war nichts aufgefallen; alles begab sich, wie wir es vorausgesehen; es konnte sich gar nicht anders begeben. Denn so sehr wir geneigt sind, schwarz zu sehen, so leicht wir kleinmütig werden, so wenig wir uns sicher fühlen, eins bleibt uns doch gewiß und eins steht fest, daß wir in einer Monarchie leben, und in einer wirklichen. Das Gefühl, das wir für den alten Kaiser hatten, galt nicht bloß, wie man offenbar im Reiche meinte, seiner ehrwürdigen, auch noch durch Leiden geheiligten und durch das Alter verklärten Person, es galt nicht bloß dem Menschen Franz Joseph, es galt vor allem einfach dem Kaiser: es gilt dem Kaiser. Der Kaiser von Österreich, wer und was er auch sei, ist uns liebenswert, weil wir ja sonst nichts haben, was alle, welchen Volkes, welchen Standes, welchen Sinnes immer, lieben können. In ihm treffen wir uns. Er ist das Einzige, worin sich alle vereinigen. (Dem Denker genügt dazu die Idee, der einfache Mann braucht etwas Sichtbares, Greifbares, eine Gestalt, und Gott sei Dank, daß der Österreicher noch ein einfacher Mann ist, und kein Josephiner.) Auf die Person kommt's im Grunde dabei gar nicht an; nicht das Individuum wird geliebt, sondern der Kaiser, in welcher Person immer. Weil er der Kaiser ist, wird er geliebt. Daß wir einen Kaiser haben, lieben wir. Und wir lieben ihn desto mehr, je mehr die Person im Kaiser verschwindet, je mehr sie ganz zur Erscheinung des Kaisers wird, wie das Volk diese braucht. Der bloße Verstand wird das ‚mystisch' finden. Österreich ist mystisch. Ganz auf Anschauung und Gefühl beruhend, bleibt es für den zerlegenden Verstand inkommensurabel. Österreich ist katholisch. Der Österreicher steht zum Monarchen ganz in demselben Verhältnis wie zum Priester, der sich auch Achtung und Ehrfurcht nicht erst durch seine persönlichen Eigenschaften verdienen muß, weil in ihm ja nicht die Person, sondern die Weihe verehrt wird, der sich nicht erst anstrengen muß aufzufallen, etwas Besonderes zu tun, etwas Besonderes zu scheinen, dem sein Amt genügt. Auch unser Kaiser muß sich nicht erst anstrengen. Indem er der Kaiser ist, hat er schon alles, was er braucht. Das Manifest des jungen Kaisers spricht das wunderschön aus: ‚Als kostbares Erbe meines Vorfahren übernehme ich die Anhänglichkeit und das Vertrauen usw.' Das ist das Geheimnis unserer Kraft: er ‚übernimmt'. Es ist ein Schatz da, seit Rudolf von Habsburg

her, der wird von Geschlecht zu Geschlecht übernommen; der Erbe hat nichts erst anzufangen, er übernimmt und bewahrt, was von ihm einst sein Erbe wieder übernehmen wird. Weshalb der Österreicher auch am Kaiser nicht irre werden kann. Auch wenn er den Erben in Person nicht liebte, er müßte noch immer an ihm das Erbe lieben, und diese Liebe ist über alles stark, es ist die Liebe zum Willen Gottes. Daher auch des Österreichers Freiheit im persönlichen Urteil über den Regenten, die auch oft mißverstanden wird. Sie hängt mit unserer Neigung zur Selbstkritik zusammen und zeigt nur, wie sehr wir uns mit ihm identifizieren. Wir haben es auch nicht erst nötig, den Kaiser zur Heldengestalt oder Romanfigur zu machen: er steht als Kaiser so hoch, daß sein persönliches Verdienst, und wäre es noch so groß, an dieser Würde gemessen, gering erscheint; und wir sind auf ihn so stolz und unseres Gefühls für ihn so gewiß, daß wir lieber davon schweigen; es ist uns viel zu lieb, um Lärm damit zu machen, es wäre uns leid darum.

Der alte Kaiser war hoch in Jahren. Das jetzt wirkende Geschlecht hat ihn nur noch aus der Ferne gekannt; er war schon halb mythisch geworden. Der junge Kaiser ist leibhaft im Schützengraben gewesen; das Heer kennt ihn von Angesicht; er wandelt auch mitten unter uns, in Payerbach. Und er hat eine wunderschöne junge Kaiserin, und den kleinen Kronprinzen mit den blonden Locken umspinnt schon Legende. Wir sind ein heiteres Augenvolk, das nach Gestalt, nach Erscheinung verlangt. Und der Kaiser ist jung; da fühlen wir uns alle selber wieder jung; Frühling pocht in allen Herzen. Wie's im Elpenor heißt:

‚Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
In ihre Herzen tief zurück
Und fesselt dort sie ein;
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Befreit die lang gebundnen Wünsche.
Im Taumel dringen sie hervor,
Genießen übermäßig, töricht oder klug,
Des schwer entbehrten Atems.‘

Und der junge Kaiser steht ja nicht allein. Er hat einen mächtigen Helfer bei sich. Denn seit dem ersten Tage fühlen wir: In ihm ist uns Franz Ferdinand auferstanden! Der teure Name ist seitdem auf allen Lippen; sein Werk geschieht jetzt, und wir sind indessen für ihn gereift. Jetzt verstehen wir ihn erst, seit seinem Tod lebt er erst! Nun dürfen wir es ja eingestehen: wir sind seiner unwert gewesen, sind seiner die längste Zeit unwert geblieben. Er war sein Leben lang unbeliebt, er war uns fast unheimlich. Er war der Ernst, die Sachlichkeit, das Gewissen; das alles fand man damals eher unösterreichisch. Er lag auf dem Lande wie eine Drohung. Wir lassen uns so gerne Zeit, er war die Ungeduld selbst. Morgen ist auch noch ein Tag, pflegen wir zu sagen; er, vielleicht im Vorgefühl seines Schicksals, wollte davon nichts wissen. Wir waren gewohnt, selbst das Schwerste mit einer angenehmen Leichtigkeit zu behandeln; er nahm

auch das Geringste noch schwer. In unserem heiteren Land blieb dieser tragische Mann unbekannt. Wir wußten nicht, daß er mehr als alle wußte, daß er voraus wußte. Wir lebten im Augenblick, er lebte der Zukunft. Daß wir noch eine haben, noch einer Zukunft fähig sind, verdanken wir ihm, jetzt wissen wir's. Dieser tief einsame, scheu gewordene Mann, dieser Fremde, dieser so gar nicht ‚gemütliche' Sonderling, der wie ein Gewitter an unserm Horizont stand, hat, er ganz allein, die Pflicht seiner ganzen Generation erfüllt. Erst in der Mobilisierung erfuhren wir, was durch ihn geschehen war: Österreich war gerüstet! Wir verdanken es diesem einzigen Mann. Die österreichische Mobilisierung war der Triumph des toten Franz Ferdinand. Der hat in furchtbaren Jahren uns durch seinen unbeugsamen Willen unsere Wehrkraft abgetrotzt, aufgedrängt. Dem danken wir's, daß der Krieg uns bereit fand. Und ihm danken wir's auch, daß die große Stunde den jungen Kaiser Karl gerüstet und bereit fand: bereit, das Testament Franz Ferdinands zu vollstrecken, ein neues starkes Österreich. Ihm danken wir die gelassene Sicherheit, mit der unser junger Kaiser jetzt die rechten Männer an die rechten Stellen zum Werk bringt.

Salzburg, am Feste der heiligen drei Könige 1917.

Einsam

Von Reinhard Johannes Sorge †

Daß immer erst die Einsamkeit muß kommen,
Bis wir Dich finden, Herr, so wie Du bist.
Und wir mit Wünscheworten, kleinen, frommen,
Dir danken, daß Du doch nicht uns vergißt.

Dann werden zu Gebet die lauten Stunden,
Bis alles wieder blüht in Glanz und Licht
Und lächelnd wir vergessen Scham und Wunden —
In heißer Demut neig ich mein Gesicht.

Und weißen Kerzen gleich sind die Gedanken,
Die meine zage Seele angebrannt.
Herr, laß von neuem jetzt mein Hoffen ranken
Um all die Treue Deiner Heilandhand.

Vom inneren Frieden des deutschen Volkes
Von F. X. Kiefl

Unter obigem Titel hat der Direktor der Bibliothek des Preußischen Herrenhauses, Friedrich Thimme, ein Sammelwerk herausgegeben (Hirzel, Leipzig), worin vierzig Schriftsteller aus allen Geisteslagern: Katholiken, Protestanten, Sozialdemokraten, Freireligiöse, Vertreter aller Volksstämme und Wirtschaftsklassen, sich über alle unser Volk bewegenden Gegensätze aussprechen, Gegensätze der Weltanschauungen, der Konfessionen und kirchlichen Parteien, der Nationalitäten, politischen Parteien und Berufsstände. Der Herausgeber, dem das hohe Ideal vorschwebt, den Zwang des Burgfriedens in einen von innen emporquellenden Volksfrieden zu verwandeln, damit wir im Frieden unseren Aufstieg zu des Reiches Macht, Größe und Herrlichkeit fortsetzen können, ist sich dabei bewußt geblieben, daß die geistige Kraft eines Volkes zu ihrer vollen Entfaltung der Gegensätze bedarf, daß der ehrliche, klare und tapfere Kampf der Geister zu den ersten Fortschrittsfaktoren auf allen höheren Kulturgebieten gehört. Nur das innerlich zersetzende Gift soll dem Kampfe genommen werden.

Dieses Ziel hat nicht mit gleicher Klarheit allen Mitarbeitern vorgeleuchtet. Gar mancher derselben kann es nur schlecht verbergen, daß er die stille Hoffnung nährt, am Ende des Krieges die Geister scharenweise ins eigene Lager herüberwandern zu sehen, was allerdings der kürzeste und einfachste Weg zum Frieden wäre. Alle aber ohne Ausnahme sind von dem Geiste beseelt, die wertvollen, für das Ganze unentbehrlichen Kräfte aufzuzeigen, die in der eigenen Partei wirksam sind, aber auch dem Gegner guten Willen und berechtigte Eigenart nicht abzusprechen. Insofern ist das Buch ein lebhafter Widerschein jenes Geistes deutsch-nationaler Einheit, der zur Zeit durch sein Wirken auf der Erde, in der Luft und unter dem Meeresspiegel die Welt mit Bewunderung erfüllt.

Die Tatsache, daß gerade eine so scharf ausgeprägte Persönlichkeit wie die von Gottfried Traub auserlesen wurde, um in der Einleitung des Werkes dessen Zielgedanken zu formulieren, hat Widerspruch hervorgerufen, und es ist ihm auch diese Formulierung nicht in wissenschaftlich einwandfreier Weise gelungen. Viel glücklicher hätte Rudolf Euckens herrliche Abhandlung: ‚Die Einheit der deutschen Weltanschauung' als gemeinsame Titelvignette eines so schwierigen Werkes dienen können. Die ganze Gedankenwelt Euckens mit ihrem fein ausgereiften, versöhnenden Charakter tritt uns hier wie ein festgeschlossenes politisches Programm entgegen. Sehr scharf ist seine Begriffsbestimmung für das von ihm aufgestellte Ideal einer Einheit der deutschen Weltanschauung. Nicht die Summe wechselnder und sich durchkreuzender Philosopheme will er unter einen Hut bringen, sondern er richtet seinen Blick auf das, was hinter den Meinungen steht, auf die seelische Arbeit des Volkes, auf die geistige Bewegung

in dessen Tiefen, auf das weltgeschichtliche Werk. Wie jetzt im Kriege hinter der Verschiedenheit der Weltanschauungen der eine deutsche Wesenskern wirksam ist, so ist dieser Wesenskern auch nach dem Kriege klar herauszuarbeiten. Die gemeinsamen Grundlinien des deutschen Lebenscharakters scheinen Eucken hinreichend zu sein, um auch den Kampf der Geister, der einem frischen Volke unentbehrlich sei, zum Erwecker und Mehrer des Lebens zu machen.

Zu den charakteristischen Hauptzügen der deutschen Volksseele zählt Eucken in erster Linie die Innerlichkeit; alle deutschen Lebensgebiete seien eigentümlich gestaltet durch das Streben, den Standort im Inneren der Seele zu nehmen, hier das Hauptwerk zu suchen, von innen nach außen zu bilden, das seelische Element kräftig zu entfalten als Selbstzweck und Selbstwerk. Darin liege ein allen gemeinsames Bekenntnis zu Gütern jenseits der sinnlichen Lebenshaltung, zu einem Reiche unsichtbarer Größen und sohin eine Ablehnung des Materialismus.

Daraus folgt als zweites eine helle Freude am Wirken und Schaffen, weil gerade die tiefe Innerlichkeit die Arbeit eigentümlich gestaltet. Die deutsche Arbeit ist von der Gesinnung und Seele des Menschen durchdrungen: daher die deutsche Treue gegen die Arbeit, die deutsche Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, die deutsche Sorgfalt in der Arbeit bis ins kleinste, und diese seelischen Eigenschaften haben der deutschen Arbeit Ruhm gebracht in allen Verzweigungen: Wissenschaft, Heereswesen, Industrie. Diese seelischen Eigenschaften der deutschen Arbeit enthalten auch eine gewaltige Gemeinschaftskraft.

Dieser Zug bedeutet eine Verwerfung aller Systeme, die den bloßen Genuß zum Prinzip erheben, angefangen vom Epikurismus bis zur Philosophie Englands, dem Utilitarismus, und der Philosophie Amerikas, dem Pragmatismus. Dem Deutschen bedeutet die Arbeit einen unerläßlichen Weg zur Höhe des eigenen Wesens, er anerkennt eine geistige Tiefe hinter der Fläche der materiellen Dinge. Dem Deutschen steht das Leben mehr auf eigener Tat als den anderen Völkern. Auch nach Kant erlangt die Seele erst in der praktischen Vernunft einen Zusammenhang mit den letzten Tiefen der Wirklichkeit.

Daraus wiederum fließt mit logischer Notwendigkeit ein weiteres Stück deutscher Welt- und Lebensanschauung, die Schätzung der Freiheit und die Liebe zur Individualität, woraus sich eine Steigerung des Pflichtgedankens, eine ethische Vertiefung von selbst ergibt. Ist Eucken auch einen Augenblick geneigt, hier zunächst an die Reformation und an die kritische Philosophie zu denken, so wendet er doch sofort seinen Blick wieder dem Ganzen des deutschen Lebens zu; alle Verleugnung des ethischen Charakters des Lebens sei undeutsch.

Kerndeutsch sei ferner das Streben nach Universalität, die Neigung, das geistige Schaffen auch fremder Nationen zu schätzen und

zu verwerten. Geschichtlich folgt daraus, daß es uns widerstrebt, alle Vergangenheit abzuschütteln; wir suchen der Gegenwart das Ewige aller Zeiten zuzuführen. Alle diese Eigenschaften zusammen widerstreben jedem Fanatismus der Verneinung.

Eucken erhebt nun die Forderung, die gemeinsamen Grundlinien des deutschen Lebensbestandes scharf herauszuarbeiten, damit nicht den kämpfenden Parteien alle innere Einheit verloren gehe und so das nationale Fundament erschüttert werde. So sehr man auch in Einzelheiten widersprechen mag, so können doch wir Katholiken uns der Gesamtforderung Euckens nur aus innerstem und freudigem Herzen anschließen. Was Eucken auf Grund einer persönlichen Geistesentwicklung, welche jeder Vaterlandsfreund mit wärmster Sympathie verfolgt hat, als unveräußerlichen Wesenskern des deutschen Volkes anerkennt, gehört auch zu den Fundamenten des positiven Christentums, auf welchen unsere übernatürliche Lebensauffassung sich erst aufbaut. Wenn Eucken so energisch betont, es liege im deutschen Leben die Forderung einer Umkehrung des nächsten Standes der Dinge, so finden wir im ganzen Umfang der Weltliteratur diese Forderung nicht mit gleicher Energie betont wie im 3. Kapitel des Johannesevangeliums. Überhaupt spielen Reflexe der alten christlichen Weltauffassung auch da in Euckens philosophisches System hinein, wo er selbst glaubt, völlig neue Wege sich gebahnt zu haben. Auch darin werden wir Eucken rückhaltlos zustimmen, daß es die Religion ist, welche die deutsche Innerlichkeit erzeugt hat, und welche allein die Ehrfurcht erhält, die nach Goethe den Menschen erst zum Menschen macht. Gerne hören wir auch vom universalistischen Standpunkte des Philosophen aus das Geständnis, daß, wer die Ehrfurcht, die ihre Wurzel in der Religion hat, verwirft oder verspottet, ein Fremdling im Reiche des deutschen Geistes ist und aus der Hauptlinie des deutschen Lebens herausfällt, eine unzweifelhafte Wahrheit, wenn man das geschichtliche Werk des deutschen Geistes in seiner Summe von Jahrtausenden zusammenfaßt. Unsere Übereinstimmung mit Eucken geht sogar weiter, als er selbst zugeben will. Er verweist auf den Gegensatz der alten, aristokratisch-hierarchischen Gesellschaftsstruktur, in welcher die geistige Arbeit und die Leitung der gemeinsamen Geschicke bei einem kleinen Kreise lag, und der modernen, demokratischen Struktur, welche durch Fabrik und Maschine gefördert werde und eine Begünstigung des Individuums und die freiere Bewegung zur Folge habe. Wenn er nun diesen Gegensatz zwar nicht aufheben, aber versöhnen will, so kann man ihm getrost die Frage stellen: Wo im ganzen Umkreis der Weltgeschichte war die innere Aussöhnung dieses Gegensatzes je verwirklicht außer in der katholischen Kirche? Wir können hier, um den Burgfrieden auch nicht im leisesten Gedanken zu verletzen, jene Zeit in den Vordergrund stellen, wo die Konfessionen noch vereinigt waren, die ersten 15 Jahrhunderte, wo nach Harnacks Wort die Geschichte des Katholizismus auch jene des Protestantismus war. Gewiß war die Gesellschaftsform der Kirche immer eine aristokratisch-hierarchische,

aber zugleich demokratische in ihrem innersten Wesenskern. Das vom modernen Denken am meisten beanstandete Privilegium der Hierarchie, die Unfehlbarkeit, war und ist innerlich gebunden an die zeitliche und räumliche Übereinstimmung mit der ganzen Kirche. Nicht leibliche Abstammung, sondern die geistige Leistung des einzelnen verteilte in der Kirche wie in keinem weltlichen Machtinstitute der Geschichte die hierarchischen Ämter. Mitten unter den härtesten feudalistischen Vorurteilen bezeugte damit die Kirche allein die allgemeine Menschenwürde: Der Hirte konnte Papst werden, der Fürst beugte sich vor den Bischöfen; der Kaiser küßte den Ring des Fischers, in welchem die ärmere Klasse repräsentiert ist. Andererseits kann man Eucken die Frage stellen: Hat denn etwas so sehr die Persönlichkeit und Individualität vernichtet wie die Fabrik und die Maschine im modernen Wirtschaftsleben; hat etwas anderes so schreiende Klassengegensätze geschaffen wie diese Faktoren?

Mit all dem will ich nur zum Ausdruck bringen, daß der Katholizismus, ohne seiner Natur nach in ein Kompromiß sich einlassen zu können, dennoch dem durchaus sympathisch gegenübersteht, was Eucken als gemeinsame unveräußerliche Lebensgrundlage des deutschen Volkes ansieht, und daß er stets die Hand zu bieten bereit ist, diese gemeinsame Lebensgrundlage zu erhalten und zu schützen.

Als der tiefsteinschneidende innere Gegensatz im deutschen Volke hat vor dem Kriege der religiöse gegolten. Mit Paul Natorp möchten wir es sogar als Vorzug des deutschen Nationalcharakters ansehen, daß in ihm nicht der Wettbewerb um äußere Güter und Macht, sondern das Interesse an den höchsten geistigen Gütern am tiefsten die Volksseele spalten. Als ich in dem Abwehrbuche gegen das Kriegspamphlet französischer Katholiken — im patriotischen Interesse — betonte, daß der religiöse Friede im Deutschen Reiche heute dadurch erleichtert sei, daß der moderne Protestantismus, von der Strenge alter dogmatischer Positionen vielfach abweichend, in eine wohlwollendere und unbefangenere Stellungnahme gegenüber dem Katholizismus eingetreten sei, erhob eine kleine orthodoxe Gruppe dagegen einen recht unfreundlichen Widerspruch. Protestantische Stimmen in vorliegendem Werke bestätigen in erfreulicher Frische meine Auffassung. Martin Rade nimmt zu der schwierigen Frage eine durchaus vernünftige, vielfach äußerst sympathische Stellung ein. Schon die Tatsache, daß Rade den konfessionellen Zwiespalt von seiner tiefsten Wurzel aus würdigt — zielbewußter, als dies bisher von protestantischer Seite geschehen ist —, daß er offen zugibt, welch gewaltiger und tiefgreifender sachlicher Grund es ist, den der Katholizismus im religiösen Einheitsgedanken verteidigt, von dem die protestantische Landeskirche nur ‚ein kläglicher Rest‘ sei, lenkt den Blick von allem menschlichen, persönlich verbitternden Beiwerke weg. Und diese prinzipielle Betrachtungsweise wirft ihre Lichtstrahlen auch auf die Auffassung der konfessionellen Verhältnisse im einzelnen. An eine Ausgleichung der religiösen Gegensätze denkt Rade nicht. Schon im Vorjahre hat

er in seiner Schrift ‚Die Kirche nach dem Kriege‘ für die Wiederherstellung des Kirchenstaates plädiert, nachdem die Entente im Londoner Vertrag sich gegen den Heiligen Stuhl festgelegt hat. Ebenso tritt er für den restlosen Abbau des Jesuitengesetzes ein. Ja es fällt ihm nicht schwer, die leichtere konfessionelle Erregbarkeit des Protestantismus zuzugeben und zu motivieren. Während ein Traube in einem Rundschreiben während des Krieges seine Glaubensgenossen mit Besorgnis auf das drohende numerische Übergewicht des Katholizismus im neuen Mitteleuropa hinzuweisen für nötig hielt, teilt Rade diese Besorgnis nicht, sondern begrüßt trotzdem den Anschluß Österreichs freudig, weil er offenbar von einer Minderung des äußeren Machtverhältnisses eine Steigerung der inneren Lebensenergie im Protestantismus erwartet.

Besonders nachdrücklich weist Rade auf das Gemeinsame hin, das Katholizismus und Protestantismus verbindet, auf Jesus Christus, auf die Wertschätzung der Bibel, auf gemeinsame Geschichte, Lieder, Gebete, Begriffe. Es ist auch zu hoffen, daß nach dem Kriege die Not den Konfessionen diesen gemeinsamen Besitzstand lebhafter ins Bewußtsein bringen wird als bisher, und es ist zu hoffen, daß ein Kulturkampf im weiteren Sinne die religiösen Bekenntnisse ebenso nahe zusammenführen wird wie der Krieg die Waffen der deutschen Staatsbürger. Denn man müßte blind sein gegen die Zeichen der Zeit, um nicht vorauszusehen, daß nach dem Kriege, wenn die Grenzen sich auch für den geistigen Völkerverkehr wieder öffnen werden, die Flutwellen jenes modernen Geistes, der in Deutschland seine Heimat nicht hat, sich gegen die Fundamente der christlichen Staaten wälzen werden, und daß der neue Kulturkampf nicht mehr zwischen den christlichen Bekenntnissen ausgefochten werden wird. Schon Leo XIII. hat die Parole ausgegeben, daß in solchem Kampfe ein Zusammengehen der Katholiken mit allen, welche eine anima christiana haben, sich empfiehlt. Wenn Rade meint, das Rundschreiben Benedikts XV. gegen die römische Methodistenpropaganda vom 21. November 1915 gefährde wieder die Friedensstimmung, weil ‚auch die Methodisten Protestanten sind‘, so hat Mausbach in dem nämlichen Werke dieses Bedenken zerstreut. Dem praktischen Vorschlag Rades, bei den Kirchenbehörden offizielle Instanzen zur Beilegung religiöser Konflikte zu schaffen, kann ich nicht zustimmen. Dafür ist unser staatsrechtlicher Apparat vollständig ausreichend. Die bayerische Verfassung beispielsweise hat für den konfessionellen Frieden so feste Garantien geschaffen, daß die Empfindsamkeit unserer Juristen auf diesem Gebiete sprichwörtlich geworden ist. Wenn die in Bayern verfassungsmäßig festgelegte Toleranz in allen deutschen Staaten herrschen würde, könnten in den von Rade betonten Fragen konfessionelle Konflikte gar nicht aufkommen.

Einen Beweis für die Unbefangenheit, mit welcher der heutige Protestantismus, wie ich behauptet habe, in die Diskussion der konfessionellen Verhältnisse eintritt, liefert der Ausspruch des Marburger Philosophen Paul Natorp: ‚In Wahrheit führte die Reformation nur zu einer gefährlicheren,

inneren Zerklüftung als je zuvor, in der unser Volk weder dem logisch klar umrissenen Universalismus, auf den die scheinbar in den Grundfesten wankende römische Kirche sich bald wieder zurückbesonnen hatte, innerlich standzuhalten, noch den äußeren Angriffen der an staatlicher Festigung uns weit vorausgekommen, durch den Überseehandel zur Weltmachtstellung aufstrebender Nachbarvölker festen und einigen Widerstand entgegenzusetzen vermochte.' Wird man in dieser Weise sich dazu verstehen können, das religiöse und das nationale Moment unbefangen zu scheiden, dann sind die Wege zu patriotischer Verständigung der religiösen Bekenntnisse geebnet. Möchte so mit dem Kriege die Ära der konfessionellen Kämpfe auf politischem Gebiete für immer beendet sein.

Vielleicht den praktisch am stärksten einschneidenden und für die Zukunft bedeutungsvollsten Gegensatz behandelt das Thema: ‚Christentum und Sozialismus.' Zu dieser Frage ergreift zunächst ein norddeutscher und ein süddeutscher Sozialdemokrat das Wort, Heinrich Peus und Anton Fendrich. Für ersteren existiert der Katholizismus nicht. Wo er von Christentum und Kirche redet, weiß er, als einer der Organisatoren der Kirchenaustrittsbewegung, nur vom Protestantismus zu sprechen. An seinen Ausführungen ist beachtenswert, daß er, übrigens ganz im Sinne von Marx, das Heil des Sozialismus nicht von Revolution, sondern von Evolution erwartet, und daß er meint, bei sachlicher Methode müsse der Kampf um die Wahrheit zum höchsten Lebensgenusse werden. Er verlangt idealistische Erziehung und seelisches Glück in der sozialistischen Bewegung und verweist auf die offizielle Säuglingspflege einer sozialistischen Schwester in Sachsen als erfreulichen Anlauf zu sozialistischer Caritas.

Tiefer läßt sich in die prinzipielle Frage Fendrich ein. Mit herzerfrischender Unparteilichkeit sucht er Licht und Schatten zwischen den beiden Hauptfaktoren Christentum und Sozialismuns zu verteilen. Offen gibt er zu, daß die Stellung der Sozialdemokratie zum Christentum von jeher theoretisch zwar neutral, praktisch aber feindlich war. Scharf tadelt er ‚das dilettantische Umherfackeln auf allen Geistes- und Kunstgebieten, über denen die alte Fahne des Wahren, Guten und Schönen weht, welches das rührende Kennzeichen aller atheistischen Bildungs- und Veredlungsarbeit in der sozialdemokratischen Partei' sei. Fendrich findet es ungerecht, wenn sozialdemokratische Redakteure einen katholischen Geistlichen angreifen, weil er vor sozialdemokratischen Zeitungen warnt. Das sei sein Recht und seine Pflicht. Denn für ihn gelten die Anschauungen der Kirche, nicht die des Sozialismus. Fendrich weist auf den glühenden Idealismus hin, der im Opfersinn des Arbeiterstandes und seiner Führer lebt, und auf die Entseelung schrecklicher Art bei den oberen Steuerklassen, auf die gottlosen Heiligen und unbewußten Christen der Partei. Er versteigt sich einen Augenblick soweit im Idealismus, daß er vom ausdörrenden Fetischglauben an die einzige Macht der Verhältnisse spricht, einem Glauben, der als Weltanschauung eine entsetzliche Entwürdigung des Menschen sei. Er vergißt aber, daß

dieser Glaube mit der wissenschaftlichen Theorie des Sozialismus unzertrennlich verankert ist, ja daß er von hier aus in die moderne Geschichtschreibung und selbst in die protestantische Theologie eingedrungen ist. War auch der Idealismus, den Fendrich wieder auf den Schild erheben möchte, der geschichtliche Ausgangspunkt der Sozialdemokratie, heute läßt sie sich auf diesen Ausgangspunkt nicht mehr zurückschrauben, und jeder, der dies wollte, würde als Träumer gelten. Vom Christentum erwartet Fendrich eine Erweckung des Idealismus in der Sozialdemokratie nicht. So erblickt er den einzigen Weg zum Frieden in der beiderseitigen Vermeidung von Gebietsüberschreitungen. Das wäre nun ein diskutierbarer Gedanke. Allein Fendrich hebt ihn im nämlichen Atemzug wieder auf, indem er den Programmsatz aufstellt: Die Sozialdemokratie muß die Religion aus einer belanglosen Privatsache erheben zur allerhöchsten Privatsache. Er proklamiert als Wesen der Religion den Gedanken, den er ausdrücklich als kosmisch unterstreicht, daß der Materialismus der Sozialdemokratie nur der dialektische Durchgangspunkt zu gesteigerter idealistischer Lebensbejahung im Sinne Jesu sei, daß der Streit der Weltanschauungen nichts sei als ein Mittel der Natur in der Züchtung und Auslese hochgearteten Menschentums. Dieses seltsame Gemisch aus der Gedankenwelt Hegels, Darwins und Nietzsches hat mit dem Christentum innerlich nichts zu tun und wird auch nach dem Kriege am wenigsten in der sozialdemokratischen Partei eine Resonanz finden. Denn es ist ein Grundgesetz der Dialektik der Weltgeschichte, daß nach einem großen Kriege in der Stimmung der Massen stets ein Rückschlag in den Realismus erfolgt.

Als einzigen Vertreter des Christentums gegenüber den beiden Sozialisten läßt die Schriftleitung den Pastor Liebster zu Worte kommen, welcher schon vor dem Kriege für eine so innige Verschmelzung von Christentum und Sozialdemokratie eintrat, daß er sogar in den Reihen des Protestantismus mehr der letzteren als dem ersteren zugerechnet wurde. Er betont auch in diesem Aufsatze, der heilige Paulus würde, wie er den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide war, so heute den Sozialdemokraten ein Sozialdemokrat sein. Sehr sympathisch berührt an Liebster die fast leidenschaftliche Art, mit der er auf eine Versöhnung des Christentums mit dem Sozialismus ausgeht und die Not der arbeitenden Klassen mitempfindet. Allein als Mittel schlägt er nicht etwa eine Gebietsscheidung des wirtschaftlichen und religiösen Lebens vor, sondern die innigste Verschmelzung beider. In Hegel-Marx findet er die Lösung des Rätsels. Die Dialektik im Hegelschen Sinn betrachtet er als das Wesen des Christentums wie auch der Wirtschaftsgeschichte. Allein der Philosoph E. von Hartmann hat in seiner ‚Krisis des Christentums' bis zur Evidenz nachgewiesen, daß es eine innere Synthese zwischen Hegel und dem Christentum nicht geben kann, und seitdem hat gerade die Entwicklung der Hegelschen Dialektik in der wissenschaftlichen Literatur des Sozialismus die unabweisbare Konsequenz herausgestellt, daß Hegels Gedanke zur Leugnung der geschichtlichen Existenz Jesu

führt. So sehr wir deshalb das Friedensstreben Liebsters anerkennen, können wir doch seinem Vorschlage eine erfolgreiche Zukunft nicht prophezeien.

Es ist schwer begreiflich, warum die Schriftleitung in dieser Frage keinen Vertreter des positiven Christentums oder auch nur der liberalen protestantischen Theologie zu Worte kommen ließ. Die Stellung der katholischen Kirche zu der sozialen Frage und ihre organisatorische Kraft haben doch, wie auch der evangelisch-soziale Kongreß wiederholt anerkannt hat, eine so achtunggebietende Vergangenheit und Gegenwartsbedeutung, daß der Katholizismus in dieser Frage mitzusprechen hat, um deren Lösung sich offenbar die wirtschaftliche und kulturelle Neugestaltung des neuen Reiches drehen wird. Das Christentum wird in Zukunft erst recht die letzte Faser seiner Kraft darauf verwenden müssen, um die im sozialen Gesellschaftskörper bisher herrschende Not der armen und arbeitenden Klassen wirksam zu beseitigen; dies wird auch von uns Katholiken lebhaft anerkannt.

Es kann selbstverständlich unsere Aufgabe nicht sein, in eine Besprechung jener Abhandlungen einzutreten, welche von dem inneren Ausgleich der volkswirtschaftlichen und politischen Parteien und Klassen handeln. Die Namen der Autoren (Dernburg, Pieper, Heinemann, Thiel, Faßbender, Waldschmidt, Stegerwald, Rößler, Schippel, Bäumler, Ortzen, Dewitz, Bachem, Schönaich, Naumann, Kolb, Heine, Haas) geben schon an und für sich ein Bild von der Fülle der Gegensätze, die hier auszugleichen sind. Hier wird jedoch mehr als auf jedem anderen Gebiete alles darauf ankommen, was uns der Ausgang des gewaltigen Völkerringens bringen wird. Manche dieser Gegensätze werden sich in der radikalen Umgestaltung der Verhältnisse von selbst zu den Vätern versammeln. Neue Gegensätze werden auftauchen, für deren Bezeichnung heute noch die Namen nicht erfunden sind. Aber als hocherfreuliche Tatsache bleibt die Einmütigkeit bestehen, mit der bei aller Bitterkeit, mit welcher sich die Klassen und Parteien bisher bekämpften, der Ruf nach Versöhnung und Einigung in allen Lagern Widerhall findet. Es ist das ein Reflex jenes gewaltigen Idealismus, den der Krieg entfacht hat und dessen Äußerungen wie eine majestätische Höhenlinie alles Grauenhafte dieses Völkerkampfes in der Geschichte überstrahlen werden. Das Feuer dieses Idealismus war so mächtig, daß es auf allen Lebensgebieten die Gegensätze für immer einzuschmelzen schien.

Daß dies nicht völlig der Fall sein wird, dafür finden wir selbst in dem herrlichen Friedensbuche trotz des besten Willens aller beteiligten Verfasser schon hie und da ein schwaches Wetterleuchten. In seinem Aufsatze ‚Die Schule als Mittel des Friedens‘ spricht der Pädagoge Rein von Jena manches beachtenswerte Wort über die Vereinheitlichung unseres Schulwesens. In der Gestaltung der Volkseinheitsschule und in der Schulordnung von 1914 für Mittelschulen haben wir ja in Bayern vielfach schon, was Rein erstrebt, indem bei uns die ständespaltenden Vorschulen fehlen und die Mittelschulen inniger verbunden sind. Wenn aber Rein fordert, daß die bisherigen ‚unechten‘ Simultanschulen in echte erweitert, d. h. daß von

der Volksschule bis in die obersten Klassen der Mittelschulen hinauf ein gemeinsamer Religionsunterricht mit Ausschluß der konfessionellen Dogmatik gegeben werde, so fürchten wir, daß diese Parole kein Friedenssignal sein wird. Seit vielen Jahren mit der Geschichte der konfessionellen Kämpfe befaßt, wüßte ich nicht, wie jener Religionsunterricht gestaltet werden müßte, der sämtlichen heutigen Staatsbürgern vom Katholiken bis zum Freidenker in gleicher Weise genügen wollte. Man wird zu einem Mischmasch greifen müssen, wie ihn die freireligiösen Religionshandbücher bieten, oder zu einer Religion ohne Gottesglauben und Unsterblichkeitsidee, wie sie in neuerer Zeit vielfach gefordert worden ist. Ohne materiell in die Kritik der Vorschläge Reins eingehen zu wollen, muß ich es unbegreiflich finden, wie diese Vorschläge im gegenwärtigen Augenblick gemacht werden können, wo unser Schulwesen die glänzende nationale Feuerprobe bestanden hat.

Unter den Sätzen, welche wir lieber nicht in dem Friedensbuche läsen, ist auch der Appell des Theologieprofessors Baumgarten-Kiel, daß alle Parteien (Baumgarten denkt an die protestantisch-kirchlichen Parteien) für dieselbe im Grunde deutsch-protestantische Kultur ihr Leben in die Schanze geschlagen haben. Wir Katholiken, die soeben von der Abwehr des französischen Kriegspamphletes kommen, das den neutralen Ländern die Identität von Deutschtum und Protestantismus verkündet, empfinden es schmerzlich, daß hier einem Goyau u. a., welchen wir mit herzerfreuenden Aussprüchen von Männern wie Harnack und Dunkmann entgegentreten konnten, wieder frische Waffen in die Hände gespielt werden. Baumgartens Kampfruf nach einer Erhaltung der angeblich protestantischen Basis unseres Staats- und Volkslebens ist schon juristisch eine Utopie. Die beste sachliche Antwort auf die Behauptung Baumgartens enthalten die ausgezeichneten, inhaltsreichen und dabei an warmem Nationalgefühl nicht zu übertreffenden Abhandlungen der katholischen Theologen Rademacher und Lippert S. J., welche schlagend nachweisen, daß der Katholizismus Kräfte in sich birgt, die zur Vollentfaltung alles Edlen und Probehaltigen auch im modernen Leben und in der deutschen Kultur hochgeeignet sind.

Diese Bemerkungen glaubte ich nicht nur der wissenschaftlichen Genauigkeit der Berichterstattung schuldig zu sein, sondern auch dem erhabenen Zwecke des Buches selbst, weil eine genaue Formulierung des patriotischen Friedenszieles den Rückfall in verhängnisvolle, alte Fehler vermeiden läßt. Tiefergriffen stehen auch wir Katholiken vor dem Geiste der nationalen Einheit, welchen der Krieg geoffenbart hat, und wollen unsererseits gern die Hand bieten, diesen Geist in den Frieden hinüberzuleiten. Der Katholizismus hat in diesem Kriege den Beweis erbracht, daß seine Bekenner trotz seines völkerverbindenden Universalismus, dessen Notwendigkeit niemals eine Zeit mit furchtbareren Farben an den Himmel geschrieben hat, nicht an einen vagen Internationalismus gebunden sind, sondern an heroischer Tiefe der Vaterlandsliebe von niemand übertroffen werden können. Es fällt deshalb für die Zukunft jeder Grund hinweg, der vollen und freien Entfal-

tung des Katholizismus auf dem Boden des deutschen Volkskörpers ein Hindernis zu setzen. Nur volle Freiheit der Lebensentwicklung kann jene innere Verbindung der im Katholizismus ruhenden Kräfte mit den Wurzeln nationalen Lebens fördern, deren Existenz und Macht sich in diesem Kriege erwiesen hat. Es ist ein bedeutsamer Fortschritt des Friedensbuches, daß darin der Vorschlag einer germanischen Reichskirche nicht auftritt wie vielfach in der übrigen Literatur, daß dem Katholizismus, dessen inneres Prinzip dogmatische Abstriche und Kompromisse nie und nimmer zuläßt, von allen Verfassern wirkliche religiöse Toleranz aufrichtig zugesichert wird. Allein wenn der Friede ein dauernder werden soll, möchten wir einen noch höheren Standpunkt für notwendig halten, zu dem sich in dem Friedensbuche keine ausdrücklichen Ansätze finden. Der englische Whigminister Stanhope hat schon in der Zeit der Toleranzedikte als Kern einer echt modernen Staatsrechtsentwicklung hingestellt, daß die Toleranz, die auf niedriger Kulturstufe als Gnade erfleht wird, auf der nächsten als Recht gewährt, auf einer höheren als Beleidigung empfunden wird. Harnack, dessen Namen wir sehr ungern in dem Buche vermissen, nachdem ohne Zweifel in ihm die konfessionellen Friedensbestrebungen protestantischer Theologie seit Jahrzehnten ihren wissenschaftlichen Ausdruck und ihren Höhepunkt erreicht haben, sagte schon vor dem Kriege, Toleranz sei auf diesem Gebiete ein intolerantes und hochmütiges Wort; ein höheres Niveau müsse erklommen werden; an Stelle der Toleranz müsse innere Anerkennung treten. Und es ist wohl in aller Gedächtnis, wie gerade Harnack von einem überragenden geschichtlichen Standpunkt aus mit vielen Jahrhunderte alten Vorurteilen gegen den Katholizismus aufgeräumt und in den katholischen Einrichtungen (Beicht, Ordenswesen, übernationaler Menschheitsgedanke im Kirchenbegriff) das berechtigte, sittliche Moment freimütig anerkannt hat. Würden alle Erscheinungen des katholischen Lebens in dieser wissenschaftlichen Weise an dem großen Maßstabe des geistigen Grundgedankens, auf dem die katholische Auffassung beruht, gemessen, dann würde eine innere Gemeinschaft der Geister und Seelen gewaltig gefördert. Dann würden auch die ‚Anstöße' an religiösen Einrichtungen der Katholiken, wie der auf S. 139 vermerkte betreffs des angeblichen Ablaßzettels Pius IX., ‚Anstöße', durch die sich umgekehrt das katholische Empfinden verletzt fühlen muß, sich von selbst aufheben. Wenn man an die leidenschaftlichen Vorwürfe, welche gegen die katholische Kirche seit Jahrhunderten wegen ihrer Bevorzugung des lateinischen Bibeltextes (Vulgata) gerichtet wurden, denkt, so kann man die irenische Wirkung eines Forschungsresultates ermessen, wie es unerwartet Harnacks neuestes Buch verkündet, daß die Vulgata der vornehmste und entscheidende kritische Texteszeuge sei. Solche wissenschaftliche Taten fördern den inneren Frieden mehr als alle Reden über Toleranz. Die Bahn wissenschaftlichen Begreifens und Verstehens der konfessionellen Gegensätze muß im neuen Deutschland viel allgemeiner beschritten werden, wenn der konfessionellen Spaltung unseres Vaterlandes

der gefährliche Stachel ausgebrochen werden will. Der Katholizismus ist von der Wurzel bis zur Krone auch rein menschlich ein Gedankensystem, an welchem Jahrtausende gebaut haben, und braucht deshalb das Licht wissenschaftlicher Prüfung niemals zu scheuen. Die Angriffe gegen die katholische Religion, welche in der Kriegsliteratur sich erhoben, gehen zumeist nicht von protestantisch-konfessioneller Seite, sondern von freidenkerischer Seite aus und lassen jede Spur von jenem Lichte vermissen. Dieses Freidenkertum hängt sich notgedrungen jetzt ein nationales Mäntelchen um, ist aber philosophisch betrachtet seinem Wesen nach fremdländisch-international und revolutionär. Gegenüber diesem gemeinsamen Feind sollten die christlichen Bekenntnisse sich auf die herrlichen Worte des Kardinals Diepenbrock zurückbesinnen, welche selbst ein Goyau (L'allemagne religieuse, le catholicisme, III, 300), jetzt der Hauptrufer gegen den deutschen Katholizismus, vor dem Kriege bewundernd registriert hat:

‚Der von uns gehegte Glaube ist, daß trotz der unglücklichen, von Gott zugelassenen Glaubensspaltung, die das Vaterland und die Menschheit so jammervoll zerreißt, dennoch bei allen Wohlmeinenden eine wechselseitige Achtung und christliche Liebesbewährung stattfinden könne und solle, ja eine Anerkennung aller gewissenhaften Bemühungen, das Christentum und seine segensreichen Einflüsse überall lebendig und wirksam zu begründen, dem allgemeinen, sittlichen Verfalle zu wehren, den dämonischen Gewalten des Umsturzes, die aus jenem Sittenverderbnis ihre Riesenkräfte schöpfen, einen Damm christlicher Belebung entgegenzusetzen mit vereinten Kräften. — Daß man sich zu diesem Zwecke im Sinne und Geiste christlicher Weisheit und Liebe gegenseitig verstehen, anerkennen, achten, freien Spielraum gönnen und fördern könne und solle, unbeschadet der Unantastbarkeit der religiösen und kirchlichen Überzeugung, das war die Absicht, die ich bisher zu betätigen gewissenhaft bemüht war, niemand kränkend oder verletzend, nicht alte Wunden aufreißend, sondern lieber heilend und helfend nach Möglichkeit und ohne zu fragen, welchem Glaubensbekenntnis der hilfsbedürftige Bruder angehöre.‘ (Hirtenbrief 1852).

Georg von Orterer / Ein historisch-biographischer Versuch / Von Anton Dürrwächter

Am Ostermontag des Jahres 1915 war es und in der Bozener Lenzesherrlichkeit. Da stieg ich mit Georg von Orterer auf der schönen Straße zur Haselburg empor und wanderte mit ihm droben das schmale Plateau entlang, das unter den schroffen Abstürzen des Kohlerer Berges sich zum Stallerhof zieht, als ob die Natur selbst eine Mitte hier habe schaffen wollen, den ganzen Ernst der Alpenwelt und das ganze lächelnde Blütenmeer des Südens mit einem Blicke zu begrüßen. Es war einer der Lieblingsspaziergänge des nun Verewigten, und besonders gerne hing er auf ihm den Erinnerungen an vergangene ernste Zeiten seines Lebens und ihren Beziehungen zur freudigen Gegenwart nach. Auch dieses Mal war es so. Zuerst und solange wir auf der reizend geschwungenen Straße emporstiegen, kamen die Zeiten zu Wort, welche ereignisvoll für Bayerns Bedeutung und sein Königtum soeben vergangen oder noch im trüben Flusse der waffenklirrenden Gegenwart waren und auch in Orterers Leben den Höhepunkt des politischen Erfolges mit den düsteren Erfahrungen jedes Menschendaseins verknüpft hatten. Als wir dann aber wieder hinabgestiegen waren zur Kirche von St. Jakob — im Süden ein Felsenhaupt begann schon abendlich glühend sich zu färben —, da gewann in unserem Gespräch leise und dann immer mehr das Land und die Zeit der Jugend und der Anfänge Orterers Farbe und Licht, und von dem Werdenden und Suchenden, vom Jüngling und Lehrer und, ohne daß es gewollt worden wäre, auch vom Wesen des gereiften Mannes war die Rede. Oft hat Orterer noch in den folgenden Monaten, den letzten seines Lebens, dieses Festes der Erinnerungen gedacht, und mir selbst ist es so unvergeßlich, daß ich jetzt, wo ich mich aufgefordert sehe, dem Toten ein Gedächtnismal zu setzen, von selbst mit diesem Feste den Anfang machen mußte. Aus der Tiefe der Erinnerungen aber steigt mir das Bild eines außerordentlichen Menschendaseins empor, das seinen Anfang von einer kleinsten, unscheinbarsten Zelle aus nahm.

Mitten im Kernlande altbayerischen Volkstums, wo die Dörfer noch von den Bajuwaren der Karolingerzeit reden, ein breites Wiesental, von einem raschen, schöngewundenen Flusse, der Sempt, durchströmt. Seine grünen Flächen überdeckt mit der grau-braunen Schar der zahllosen kleinen Heustadel und den grasenden, läutenden Herden eines reichen Viehstandes, während an den sanft geneigten Ostabhängen des Tales die Silhouette fleißig pflügender Bauern auf- und abwandert. Altbayerisches, derbes Bauerntum war die Umgebung, in der Georg Orterer erwuchs. Von allen Seiten her aber läuteten in sein Ohr die Kirchenglocken der zahlreichen kleinen weißen Dörfer und Weiler auf dem Rande der beiden Ufermoränen und, wenn er im Gotteshause der Heimat den Blick zu der farbenreichen Decke kehrte, so redete sie ihm von der Schlüsselgewalt Petri und

der Sendung, Christi Lämmer und Schafe zu weiden. Und diese kleine, kirchlich gemutete Welt war von Gleichartigem im weiten Kreise umfangen. Denn von aussichtsreichen Höhen grüßte nicht nur drüben die Wallfahrtskirche des hl. Coloman lichtvoll im schwarzen Tannenwalde, sondern weiter draußen auch der hohe romanische Turm der Erdinger Pfarrkirche und in der duftigen Ferne der Freisinger Domberg und Weihenstephans altehrwürdige Klosterstätte. Von der geistlichen Kultur dieses Landes, von den ununterbrochenen Zusammenhängen mit dem Werke des hl. Korbinian und Bonifatius und dem Kirchentum, dem sie Träger und Verbreiter waren, redeten sie so vornehmlich, daß ihre Stimme da, wo sie, wie bei dem heranwachsenden Georg Orterer, ein gutes Echo gewann, nimmermehr vergehen konnte. Bayerische Heimat aber, das ‚liebe Bayernland', wie er es später so oft nannte, offenbarte sich ihm in seiner Eigenart, so oft er den Blick nach Süden kehrte, wo über Wiese, Wald und Moor, über sanftgeschwungene Hügelketten und breite Becken die blauen zackigen Alpenberge ragten, beiderseits dem Wendelstein, dem bayerischen Lieblingsberg, gereiht, und die breite Pforte des Inntals zum Tiroler Zweig des eigenen Volkes sich öffnete.

Aber so viel der Fäden auch waren, die Georg Orterer von vornherein mit Land und Volk und Kirche verknüpften, ihre besondere Verknotung erhielten sie noch durch seine Abkunft aus einer Lehrerfamilie, ‚aus sehr kleinen und bescheidenen Dorfschulmeisterverhältnissen', wie er selbst sie gelegentlich bezeichnete. Von 1799—1844 hatte in dem Dörfchen Oberwöhrd sein Großvater mütterlicherseits, Fr. X. Bartl, als Lehrer gewirkt, und 16 Jahre lang war diesem Orterers Vater Nachfolger gewesen. In einer Schulstube, deren Enge und Niedrigkeit selbst für bescheidene Ansprüche von heute ganz unerträglich wäre, hatten sie mehr als ein halbes Jahrhundert gelehrt, und hier waren auch dem 1849 geborenen Träger der dritten Generation, dem dritten unter den vier Kindern des Philipp Orterer und der Therese Bartl, die Anfangsgründe des Wissens vermittelt worden, mit sehr gutem Erfolge in allen Fächern, ungenügend nur in den ‚nützlichen Kenntnissen'. Der Lehrerberuf lag Orterer im Geblüte. Was er selbst aber von diesem damals sah und als Knabe miterlebte, war das bescheidene, kaum über sich selbst hinausstrebende Lehrerdasein der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, tiefinnerst im altbayerischen Bauernlande, wo die übergroße Barockhaube des Wöhrder Kirchenturms auf ein ungestörtes, patriarchalisches Zusammenleben von Kirche und Schule, Pfarrer und Lehrer, zufrieden herniedersah und nach dem frühen Tode des Vaters (1862 im Alter von 36 Jahren) der Pfarrer Kreuzmaier dem verwaisten Knaben ein zweiter Vater wurde. Er und die außerordentliche Befähigung des Knaben und nicht zum wenigsten sein starker Ehrgeiz hoben den jungen Orterer aus der Enge dieses Daseins heraus. Erzählte er doch noch später in behaglicher Selbstcharakterisierung gerne die Äußerung eines seiner Lehrer: ‚Mein lieber Orterer! Du wirst im Leben auch nicht damit zufrieden sein, einen ruhigen Platz in den hinteren

Bänken einzunehmen.' Die ihm aber weiterhalfen, wie seit alten Tagen so vielen anderen in katholischen deutschen Landen, waren wiederum Geistliche, wenn sie auch zunächst nur daran dachten, einen Geistlichen zu erziehen. Dem Kooperatorenunterricht in Erding folgte seit Oktober 1860 derjenige der Benediktiner in Scheyern und dem Seminaristendasein in dessen Klosterräumen, wo ein Pädagoge, wie er nicht sein soll, als Studiendirektor verbitternd waltete, seit dem Herbste 1864 das auf dem Freisinger Domberg. Aber auch das Gymnasium hier war in seinen sämtlichen Klassen mit Geistlichen besetzt, so daß die Eindrücke der engeren Heimat von einer geistlichen und kirchlichen Welt und Kultur erst recht gefördert und dauernd eindrucksvoll wurden. Die heimatlich bayerischen blieben dahinter kaum zurück. Welch starker Untergrund dafür in Orterer selbst lag, zeigt die Tatsache, daß das Heimweh in seiner Knabenzeit eine gar nicht geringe Rolle spielte. Frühe Wanderungen den Bergen zu, deren er noch an seinem Lebensabend gerne und ins einzelne gehend gedachte, schlossen ihm stärker noch den Sinn für bayerisch Land und Volk auf. In Scheyern lebte er dazu an der Wiege seines Königsgeschlechts und in Freising auf einem Boden, wo ein ausgeprägtes bayerisches Empfinden nicht nur vor Jahrhunderten einem Veit Arnpeckh die Feder geführt hatte, sondern wo das gleiche Empfinden auch jetzt noch, während Orterers Gymnasiastenzeit, bei den großen Auseinandersetzungen in der deutschen Frage einem engsten Partikularismus günstig gewesen war.

Aber nicht zur Politik, sondern zur Wissenschaft und in das Lehramt schien ihm hier sein Lebensweg gewiesen zu sein. War ihm doch die zielsichere und erfolgreiche Forschung in eben diesen Jahren in der Wörther Heimat entgegengetreten, nachdem er hier bei wiederholten Gelegenheiten den anspruchslosen, aber tiefbohrenden Erforscher des Erdmagnetismus, Johann von Lamont, kennen gelernt hatte. Nur daß Orterer allerdings der Sinn nicht nach der naturwissenschaftlichen Seite stand. Was er von Haus aus mitgebracht hatte, war nicht nur das Lehrerblut, sondern auch eine besondere Neigung und Begabung für Sprache und Sprachliches. Für einen Knaben aber, der bereits in der vierten Lateinklasse die Germania des Tacitus im Urtext zu lesen verstand, war es ein wertvoller Antrieb und Glücksfall, wenn er unter seinen Lehrern einen Sanskritisten wie Joseph Rupp und einen vergleichenden Sprachforscher wie Sebastian Zehetmayr traf, die noch dazu beide semitische und indogermanische Studien in sich vereinigten und, wie namentlich Rupp, dem strebsamen Schüler ihre besondere Förderung und Stütze und einen auch über die Schule hinausreichenden Verkehr zuteil werden ließen. Vielleicht war es, von ihnen angeregt, schon hier der Ausblick nach dem akademischen Lehramt, was den unbestritten ersten Schüler der Freisinger Oberklasse von 1867/68, dem später allerdings noch das Examen aus der Mathematik ein Schreckensbild in Träumen war, veranlaßte, als eifrigster Student klassischer und orientalischer Philologie die Universität München zu beziehen. Wie energisch und

gründlich hat er diese Studien betrieben, mit welchem Erfolge hat der Schüler des Sanskritisten und vergleichenden Sprachforschers Martin Haug und des klassischen Philologen Wilhelm Christ sein fünfjähriges Doppelstudium abgeschlossen. Alles schien für die Fruchtbarmachung im Mittel- und Hochschulunterrichte aufs beste vorbereitet, auch das cum eminentia bestandene Rigorosum und die öffentliche Promotion, der seine Mutter in ihrem ländlichen Kopftüchlein voll Stolz auf ihren Sohn beiwohnte, auch der Einblick in die klassischen Stätten Italiens, in die orientalischen Schätze der Pariser und Londoner Bibliotheken und in Max Müllers sprachwissenschaftlichen Studienbetrieb in Oxford. Und schon hatte Martin Haug, der semesterlang für Orterer allein sein Kolleg gelesen hatte, in ihm nicht allein den Schicksalsgenossen, den aus Armut und Tiefe energisch emporstrebenden Jünger der Wissenschaft, sondern auch den tüchtigen Mitarbeiter und Fortpflanzer seiner eigenen Forschungen begünstigt und empfohlen: da scheiterte Orterer auf dem Wege zum akademischen Lehramt als Opfer seiner religiösen und politischen Überzeugungen.

Nicht so rasch geschah dies, wie man meistens annimmt. Ziele, die Orterer einmal ins Auge gefaßt, ließ er nicht von einem zum anderen Tage sich entgleiten. Seine Habilitationsversuche waren durch die Versetzung an das Schweinfurter Gymnasium nur unterbrochen, nicht beendet worden. Von da nach München zurückgekommen, unternahm er sie im Todesjahre Martin Haugs 1876 aufs neue und setzte sie, wie er selber andeutete, bis in das Jahr 1878 fort, erfolglos, weil er, ‚solange er ultramontan sei, doch nicht Professor werde‘ und der Kultusminister — es war Lutz — seine ablehnende Haltung hinter leeren Ausflüchten verschanzte.

* * *

Damit war der Wendepunkt in Orterers Lebensrichtung erreicht, und hier eröffnet sich eine neue scharfe Einsicht in das Wesen seiner Persönlichkeit. Wenn er sich später mit bitteren Worten gegen alles Strebertum, namentlich den akademischen Klüngel, wendete, so hatte er ein volles Recht dazu. Keinen der Hintertreppenwege schlug er ein, die so oft in das Lehramt der Universitäten führen. Arm und stolz hatte er sein eigenes Schicksal zu bauen begonnen, die Frau seines Herzens geheiratet, deren ‚schlichtes, treues Wesen ihn mächtig angezogen‘ hatte, und ein Leben begonnen, das lange Zeit hindurch mehr mit Kindern als mit sonstigen Erdengütern gesegnet war. Nun diente er dem opfer- und entsagungsvollen Beruf des Gymnasiallehrers von der Picke auf und setzte den Überschuß seiner Kraft immer restloser für die Politik ein. Denn auch hier waren Wege, die ihm seine Jugendentwicklung wies, bereits betreten. Schon in seiner Freisinger Gymnasiastenzeit hatte eine Fülle des politischen Erlebens für ihn begonnen. Just in das Alter, wo die Jugend zum ersten Male aufmerksamer auf den Schritt der eigenen Zeit zu hören beginnt, fielen die stark bewegenden und so vieles wandelnden Ereignisse des Jahres 1866, und das Echo derselben fand am Freisinger Gymnasium seine eigenartige Verstärkung, als hier der obengenannte Zehetmayr, ein

geistreicher und eindrucksvoller, aber auch stark sarkastischer Lehrer, vor seinen Schülern das Politische in Ciceros Reden eng mit den bayerischen und deutschen Vorgängen jener Tage verquickte. Und dann wenige Jahre später, mitten im akademischen Studium Orterers, das gewaltige Geschehen des Jahres 1870/71! Wenn aber diese Tage im Gewebe deutscher Staatenwelt die schwarz-rot-goldene Linie endgültig durch die schwarz-weiß-rote ersetzten, so ließen sie doch auch den weiß-blauen Einschlag erst recht erschimmern, so daß an all die bayerischen Einflüsse der Kindheit und der Schülerjahre sich für Orterer weiterbildend und vertiefend das Erleben des Studenten reihte. Am eigenen Leibe aber verspürte er den Kulturkampf, der das junge Reich verheerte, und alles, was an kirchlichem Sinn seit seinen ersten Tagen mit ihm aufgewachsen war, gestaltete sich nun, in diesen Tagen stürmischer Kirchenpolitik, auch kirchenpolitisch in ihm aus. Nach nur kurz dauerndem Schwanken ein entschiedener Verfechter des Roma locuta est, der als Mitglied des damaligen Allgemeinen Münchener katholischen Studentenvereins, der späteren ‚Ottonia', manchem in schwerer Glaubenskrisis wankenden Freund durch Wort und Beispiel eine Stütze geworden war, begann er nun aber auch, seit den Stürmen des Jahres 1875 in der bayerischen Abgeordnetenkammer stärker das eigentlich politische Moment ins Auge zu fassen. Eben der merkwürdige Zustand im damaligen Bayern mit einer Mehrheit im Parlament, welche in die Opposition gedrängt war und doch keine Früchte aus ihr gewann, mit einer bayerisch-patriotischen Partei, welche schwer an der Unklarheit litt, ob sie eine konfessionelle oder politische, eine extreme oder gemäßigte Partei sein solle, muß in Orterer das Studium des Parlamentarismus und den Sinn für denselben, seine Bedingungen und Rechte, seine Ziele und Wege erweckt haben.

Seine politische Laufbahn aber war von vornherein eine außergewöhnliche. Von den katholischen Männervereinen Münchens und der politischen Journalistik führte sie ihn wider die sonstige Regel zunächst in die Arena eines Landrats, des oberbayerischen (1882), machte ihn dann zum Mitglied eines städtischen Kollegiums und dann erst des bayerischen Landtags und des Reichstags. Somit lernte er alle Zellen, durch welche in Deutschland politisches Leben kreist, kennen, und dies nicht etwa nur in beschaulicher Behauptung seines Sitzes und im Hintergrunde, sondern unter ernsthaftester Betreibung des politischen Handwerks und seiner Kunst. Man horchte im Landrat überrascht ungewohnt gründlichen Ausführungen über Mädchenschulwesen. Man begann ihn im Gemeindekollegium bereits als die dunkle, die liberale Zukunft bedrohende Wolke zu fürchten. Man sah ihn im Landtag 1883/84 sich rastlos und unerschrocken mit Ministern und Gegnern messen und konnte selbst im Reichstagszentrum neben der kleinen Exzellenz von Meppen den kleinen bayerischen Studienlehrer nicht übersehen.

Unter all diesen politischen Schulen aber sind die Reichstagsjahre (1884—1892) von hervorragendster Wichtigkeit für Orterer gewesen. Denn sie waren ein Erleben und mehr als das: ein Miterstreiten weittragender

Umgestaltungen in einem großen politischen Ganzen. Siegesjahre und kritische Jahre des Zentrums brachte diese Epoche. So sah Orterer mit Befriedigung den Abbau der Maigesetze, der sich seit dem Jahre 1884 in raschem Verlaufe vollzog, und manchem Akte dieses zu Ende eilenden kirchenpolitischen Dramas wohnte er im preußischen Abgeordneten- und Herrenhause persönlich bei. Dann aber stand er auch selbst mitten in der großen Krise, die mit der Septennatsfrage über das Zentrum kam. Halb in Entrüstung über die ‚Frivolität und Perfidie' des Vorgehens Bismarcks, halb in Bewunderung der diplomatischen Meisterschaft, sah er den Versuch des Kanzlers, das Zentrum durch den Papst und Rom politisch zu vernichten, und durchlebte in höchster Spannung und regster Anteilnahme das Septennatsjahr 1887, selbst ein energischer und geschickter Vertreter der Ablehnung des Septennats und in den bewegten Fraktionssitzungen jener Tage ein entschlossener und eindrucksvoller Befürworter einer konsequenten Stellungnahme und des einheitlichen Vorgehens der Partei. Wie aber diese jetzt selbst sich von der Erkenntnis durchdringen ließ, daß von dem bisher ihr aufgenötigten mehr negativen Verhalten im Parlament zu einem stets gewichtigeren positiven Schaffen im Reichsganzen fortzuschreiten sei, so erfüllte auch Orterer sich damals mit einem immer positiver geklärten Parlamentarismus und wuchs, ohne als einzelstaatlicher Politiker Wertvolles daranzugeben, aus der Enge der bisherigen bayerischen Patriotenpartei heraus und stärker wie in das Reich und seine Bedürfnisse, so auch in eine großzügigere Heimatpolitik hinein. Bringt man dazu noch in Anschlag die wirksamsten persönlichen Eindrücke dieser Tage, die 90. Geburtstagsfeier des ehrwürdigen alten Kaisers, die stürmischen Anfänge des jungen, die gelassen ruhige Politik Franckensteins, die kunstvolle Windthorsts und die Katastrophe Bismarcks, so hat man wirklich eine Fülle des Erlebens beisammen, wie man es sich als Schule für einen Politiker gar nicht reicher und fördernder denken kann.

Diese Jahre haben denn auch Orterer in den Sattel gesetzt. Sein äußeres Aufsteigen vom dritten Schriftführer der Kammer (1883) zum Mitglied des Finanzausschusses (1885), zum Referenten für den Justizetat, zum Ausschußmitgliede in der Regentschaftsfrage (1886), zum geistigen Haupte seiner Partei und zum Vorsitzenden des Finanzausschusses (1893) und zum Präsidenten der bayerischen Abgeordnetenkammer (1901) ist ja zu bekannt, als daß man hier länger dabei zu verweilen brauchte. Auch mangelt es uns am Raume, um auf diesen Blättern uns in das Detail seines politischen Wirkens zu vertiefen. Den großen Zügen, den Entwicklungslinien gebührt unsere Aufmerksamkeit und von diesem Standpunkte aus allerdings auch der Geschichte gerade der Jahre, in denen er sich durchsetzte. Nicht umsonst bezeichnete er gelegentlich das Jahr 1886 mit dem frohen Wort: ‚Bin frei für die Zukunft meines politischen Lebens', und nannte er 1887 einen annus prosper. Zwar hatte er schon 1883/1884, wie jüngst in einem Nachruf hervorgehoben wurde, sechzehnmal das Wort zum Kultusetat ge-

nommen, aber Minister von Lutz glaubte damals noch nicht ohne Ironie ihm den Mangel an Erfahrung vorhalten zu können. Das Jahr 1886 aber zeigte den Unerfahrenen bereits unter den Mitgliedern der Kammer, mit denen am 30. April vertraulich seitens des Ministeriums über die etwaige Deckung der königlichen Schulden verhandelt wurde, und Orterer als den verfänglichen Fragesteller nach dem ebenso etwaigen Verbleiben des Ministeriums.

Dann aber löste die furchtbare Katastrophe des dreizehnten Juni, der dies ater Bavariae, wie ihn Orterer nannte, alle Energie und alle Fähigkeiten des in seinem Innersten getroffenen bayerischen Patrioten aus. ‚Wieviel Niedrigkeit der Gesinnung, wieviel Falschheit und Verrat', schrieb er vierzehn Tage nach dem Königsdrama am Starnbergersee, ‚haben diese vergangenen Tage an den Tag gebracht! Alle hatten dem König geschmeichelt, alle ihn ausgenützt, alle ihn gegen uns ausgespielt, um ihn schließlich preiszugeben, und den Wall heimlich niedergerissen, hinter den man sich viele Jahre gesteckt hatte.' Scharf aber faßt er nun das ‚politische Moment', die gegebene Lage, ins Auge. Ein Vorschlag, wie ihn Gabler im ‚Fränkischen Volksblatt' vertrat, gar nicht in die Beratung der Regentschaftsfrage einzutreten, konnte — das war ihm klar — überhaupt nicht ernst genommen werden. Aber auch dem Beschlusse, das für den 30. Juni vorbereitete Mißtrauensvotum mit Rücksicht auf den Regenten nicht zur Verlesung, wohl aber zur Bekanntgabe in der Presse zu bringen, fügte er sich nur mit innerem Widerstreben, weil ‚so jetzt die Logik und der Zwang sei, den die Liberalen dem Regenten zuschieben'. Aber indem er diesen Zwang noch bitter empfand und entrüstet äußerte: ‚Man fordert von uns stets Vertrauen, ohne uns solches selbst zu geben und regiert lustig mit Lutz weiter,' zeigt ihm das Handschreiben des Regenten vom 5. Juli, das den Ministern das Vertrauen aussprach, die Situation für die Partei ‚klar vorgezeichnet'. Das bisherige Verhältnis konnte nicht bleiben. Seit dem Jahre 1869 war eine Regierung gegen eine anders geartete Kammermehrheit geführt worden, anfänglich in einer schärferen Zuspitzung und in immer wieder einmal auflodernder Kampfeshitze, dann in dem verwaschenen Zustande einer do-ut-des-Politik, in der alle größeren Gesichtspunkte eines geistigpolitischen Lebens verschimmelten. Ein geisteskranker König, eine empörende Bedientenwirtschaft, ein Ministerium, von keinem Vertrauen weder des Monarchen noch des Volkes gestützt, eine liberale Minderheit, aus Parteiegoismus servil geworden, und eine Majorität, die in ängstlichem, dumpfem Schweigen mitschuldig geworden war an dem dies ater Bavariae — das war ein System, in jedem einzelnen seiner Teile, wie man auch als Historiker feststellen muß, unerträglich und unhaltbar für Staat und Volk. Nicht um Personen handelte es sich da, wie Orterers Parteifreund, der Abgeordnete Johann Walter, in seiner Rede am 25. Juni, einem von jenem scharf verurteilten ‚faux pas', hatte glauben machen wollen, sondern um das Ganze, um die Gesundung und Auffrischung des politischen Lebens überhaupt.

In einem Aufsatz, der im achten Jahrgang des ‚Hochland' erschien, hat Hermann Grauert auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die einer raschen Beseitigung des Ministeriums Lutz durch die Stellung Bayerns zum Reiche und zu der leitenden Persönlichkeit desselben in den Weg gelegt waren. Wie hoch Orterer diese Hemmnisse bemaß und wie weit er sie in Anschlag brachte, ist mir unbekannt. Aber jedenfalls lag es, wie später so auch jetzt schon in der ganzen Art seiner politischen Taktik, schrittweise dem Ziele sich zu nähern und da einzusetzen, wo der schwächste Punkt des Gegners war. Dieser Punkt aber befand sich zweifellos in dem Antwortschreiben auf das Entlassungsgesuch des Ministeriums, worin dem Regenten durch das Ministerium selbst die Berufung auf die ‚vollkommene Befriedigung der höchsten katholischen Autorität' mit ‚der Lage der katholischen Kirche in Bayern' nahegelegt war. Dort im Entlassungsgesuch die Anklage gegen eine ‚gewisse Partei', zwischen welcher und dem Ministerium der Regent gewissermaßen entscheiden und wählen sollte. Hier, in der vorbereiteten Antwort, der Versuch, die in ihrem staatlichen Gebaren an den Pranger gestellte Partei nun auch in ihren kirchenpolitischen Grundlagen zu erschüttern. Offenbar war Bismarcks Vorgang, das Reichstagszentrum auf eben dem kirchenpolitischen Wege in sich zu verwirren, bei seinen Massen zu diskreditieren und so gefügig zu machen oder zu stürzen, das Muster für diesen diplomatischen Schachzug des Ministeriums Lutz gewesen. Indessen dieses ‚geradezu provokatorische' Vorgehen, wie es Orterer damals bezeichnete, bedurfte, um Erfolg zu haben, einer mächtigeren Persönlichkeit und einer stärkeren Rücksichtslosigkeit, als Lutz sie besaß, und hatte einen Grundfehler außerdem darin, daß es nicht in das Gewebe eines weitgehenden tatsächlichen Entgegenkommens geschickt hineingearbeitet war wie bei Bismarck, sondern den Begriff der ‚Lage der katholischen Kirche in Bayern' nun erst recht zur Debatte stellen mußte. Das eben, was versunken und vergessen schien, das Prinzip, das System war damit in den Vordergrund gerückt.

Diesen Fehler der ministeriellen Diplomatie hatte Orterer sofort erkannt. Schon acht Tage später leitete er bei P. Denifle, dem Forschungsgenossen auf dem Gebiete der Universitätsgeschichte, die Schritte ein, um Kardinal Hergenröther gelegentlich seiner Reise in die Schweiz über die politische Lage in Bayern zu informieren. Verhandlungen mit dem Fürsten Löwenstein im September schlossen sich an, und als Alois Rittler, einst der extreme Gegner des Ministeriums und nun sein Agent, der noch 1886 ‚einen Sack voll vatikanischer Fleißbillette von der Romreise mitgebracht' hatte, ein Jahr darauf eines Artikels des Moniteur wegen wieder in Rom erschien, fand er dort kein Gehör mehr. Die gleichzeitig aber eingeleitete Besprechung Orterers und anderer Männer seiner Partei mit dem Uditore der Münchener Nuntiatur Guidi und der daran sich schließende öftere Verkehr zwischen ihm und dem genannten vatikanischen Diplomaten vollendeten die Eroberung des vatikanischen Stützpunktes, von dem aus Lutz Ver-

teidigung und Angriff geführt hatte. Ganz anders als es gemeint war, hatte dieser Kampf nur dazu gedient, die gegnerische Partei in sich zu klären und das Feld, auf dem sie tätig sein mußte, viel schärfer zu erkunden und abzumessen. Daß dies geschehen, bewies ihr Anschluß an das Reichstagszentrum im Jahre 1887, und leicht ist es zu verstehen, daß auch hierbei Orterer, der so eng mit Windthorst zu verkehren pflegte, ein Mittelsmann gewesen war.

Eine Armee war da und ein Führer und die Rüstung und die Entschlossenheit zum Kampfe auf dem vom Gegner unvorsichtig angebotenen Schlachtfeld. Den Kampf selbst aber, den großen Rede- und Prinzipienstreit um Placet und Altkatholikenfrage, brauchen wir hier nicht zu schildern. Für Orterer war es eine seiner stolzesten Erinnerungen. Denn nicht nur, daß er einem Freundeskreis Vorkämpfer und Leiter war, der so tüchtige Kräfte wie Stamminger, Bonn, Thomas v. Hauck und Daller aufwies, auch seine Gegner stellten ihm bestgewappnete Streiter gegenüber, wie den redegewandten, leichtbeweglichen Schauß und den vornehmen, ritterlichen Freiherrn von Stauffenberg. Der Minister aber, den Orterer in bewegtester Sitzung aufforderte, ‚den Blick von der Totenbahre seiner Prinzipien und Ideen von ehedem zu den Bedürfnissen des Friedens, zu den Bedürfnissen des kirchlichen Lebens der Gegenwart zu wenden', hielt an dieser Bahre, wiewohl ein kranker Mann, wehrhaft Wache. Nur Schritt für Schritt wich er zurück, und schließlich war es der Schatten des Todes, der ihn vom Ministerstuhl herabsteigen ließ. Dennoch aber sank mit ihm ins Grab die Ära des Liberalismus und der Ministerherrlichkeit, des bürgerlichen Rationalismus und des Kulturkampfes, an der Auszehrung ihres geistigen und politischen Inhalts krank und siech geworden. Das Feld war erobert, Platz für das Programm geschaffen und die Möglichkeit weit aufgetan, dieses Programm auch nach der religiösen Seite hin dem Staate aufzuprägen. Dem Volke muß die Religion erhalten werden, ‚ja, aber dem ganzen Volke, dem lehrenden und lernenden, in seinen höchsten und höheren, wie in seinen niedrigen Schichten' und ‚unser ganzes Volk, seine ganze Erziehung und Bildung, sie sollen festhalten an den alten ehrwürdigen Grundlagen, an der Hochschätzung der Autorität der weltlichen Gesetze, so auch an der Autorität der Gesetze der Religion', so lauteten die Sätze, in denen es Orterer später und damals aussprach. Was ihm die Jugend an kirchlich-religiösen Überzeugungen und kirchlich-kulturellen Eindrücken vermittelt und eingeprägt hatte, das war ihm nun das Kredo des Politikers in neuen Tagen des politischen Lebens geworden.

Aber auch noch in einer anderen Art waren im Reiche und in Bayern neue Tage gekommen. Neben die Kräfte, die bisher von oben herab, hauptsächlich aus der Schicht des Bürgertums heraus auf die Nation gewirkt hatten, waren andere, von weiter unten kommende getreten, so daß alle Lebenskräfte weitester Volkskreise in einer unablässig schaffenden und vorwärtsdrängenden Bewegung waren. Soziale Gruppen traten in den Vorder-

grund, die bisher noch nicht in der ersten Linie gestanden hatten. Aus den Städten scholl nun immer vernehmlicher der Schritt der Arbeiterbataillone, und auf den Dörfern erwachte der Bauer zum Bewußtsein seines Wertes und seiner Leistung, seiner wirtschaftspolitischen Stellung und seiner Ansprüche. Die rastlose Arbeit deutscher Maschinen fand ihren Weg in eine immer weitere Welt und immer stärker fühlte man sich in den Organismus des Reiches hinein, mit immer mehr Kräften an ihn gebunden. Mit dem goldenen Segen, der ins Land floß, wuchs auch alle Lust an seiner Erjagung, und wuchs doch auch die Sehnsucht nach festen, über sie hinaushebenden Idealen. Fruchtbare, glänzende Tage waren es, wie Maitage, aber gewitterschwül auch wie sie, und die Sonne, die so viel Blüten sich öffnen ließ, schien auch die Gewalten zu wecken, welche drohend kostbares Gut der Nation überdunkelten. Das Zeitalter einer rücksichtslosen Interessenpolitik aller gegen alle schien gekommen, und eben sie schien dazu angetan, den breiten Boden zu verwüsten, auf dem sie erwachsen war.

Wenn demokratisch ein Wort ist, das man im Sinne einer weitgehenden politischen Bedeutung und Einflußnahme der Masse des Volkes gebrauchen darf, so war ein solches demokratisches Zeitalter in Deutschland angebrochen, ohne aber auch diesmal des Schattens zu entbehren, der ihm stets Geleite ist, der demagogischen Verführung und ihrer in Kritik und Negation sich gefallenden Schlagworte. Wohl gehören solche zu den Requisiten aller Parteien, und in den Zeiten der Leidenschaft werden sie überall hervorgeholt. Aber mit der Größe der Partei wächst, wie Orterer in jenen Tagen einmal ausführte, die Verantwortung, und die großen Parteien lernen verstehen, daß ‚man mit bloßer Negation und Abweisung keinen Staat machen kann'. Nicht vom Schlagwort und von der Kritik noch für diese leben sie, sondern von der positiven Mitarbeit am Staate und für den Staat. Sie werden im Rahmen ihres Programmes Träger des Staatslebens und Volkswillens zugleich, und dies um so mehr, je breiter ihre Basis darin gelagert ist.

Solche Breite der Basis aber hatte das Zentrum in besonderem Maße. Mit einem kirchenpolitischen Programm ausgestattet, das die verschiedensten Volksstände in ihm einte, sah es sich von selbst zu einem profanpolitischen Programm der Vermittlung und Ausgleichung der Interessen geführt. Demokratisch und konservativ waren keine Gegensätze für es, und eben deswegen mußte es sich nun zu regster positiver Arbeit im Reiche und in den Gliedstaaten, in denen es von vorherrschender Bedeutung war, berufen fühlen. In Bayern aber geschah dies eben in den Jahren, da Orterer unbestritten das geistige Oberhaupt und der Führer des bayerischen Zentrums war. Seine eigentliche Bedeutung sehe ich nun aber darin, daß er mit der Übersetzung der Zentrumspolitik in das Bayerische der Vertreter einer hier beheimateten, zugleich konservativen und demokratischen Politik war und als solcher in einem fortgesetzten Kampfe gegen eine heranwuchernde Interessenpolitik dem konstitutionellen Wesen im Staate, der Volksvertretung,

hervorragende Dienste geleistet hat. Denn als hier in Bayern, aus der Eigenart dieses Landes und seines Volkes heraus, sich im letzten Dezennium des vergangenen Jahrhunderts besonders gefärbte Strömungen jener Interessenpolitik entwickelten in einer Bauernbewegung, die bäurisch-ständisch und bayrisch-partikularistisch und zu gleicher Zeit reich an derben Schlagworten war, und einer Sozialdemokratie, die ihr in solchen nicht nachstand und über ihrem Ideale des Klassenkampfes und der Internationale ein weiß-blaues Fähnchen mit Vorliebe flattern ließ, da fanden diese in ihren Ausschreitungen keinen schärferen Gegner als Orterer, keinen, der so sachlich und so siegreich mit ihnen rang. Und war der Kampf auch nicht zum wenigsten seiner Partei vermeint, so geschah es doch bewußt auch zum besten des bayerischen Parlamentarismus und des staatlichen Lebens der Heimat. Denn sein Ziel war, wie oben schon angedeutet, Volk und Staat und fruchtbares Zusammenarbeiten der Parteien für beide, und dies nicht etwa erst in der Zeit seiner Präsidentschaft, sondern schon lange vorher. Ja schon 1884, da er nach seiner eigenen Äußerung ‚als Extremer vom reinsten Wasser diesseits und jenseits des Mains‘ hingestellt wurde, hätte man diese Parole heraushören können. Denn wohl wünschte er damals, ‚daß aus dem konservativen Hauche ein gewaltiges Wehen werde, das den liberalen Geist so viel als möglich zurückdrängt‘, aber einschränkend setzte er schon damals hinzu ‚in allen jenen Institutionen, wo er bisher mit Nachteil gewirkt hat‘. Als der Hauptsache nach seit 1890 das erstere Ziel, das des kirchlich gesinnten Politikers und Parlamentariers erreicht war, da rief er schon vernehmlicher als bayerischer Parlamentarier und Politiker zur Sammlung, zur Zusammenarbeit der großen politischen Parteien. Da hielt er demagogischer Interessenpolitik das gemeinsame Ziel der großen Parteien entgegen: ‚Was kann erreicht werden und was müssen wir vermeiden, wenn wir uns nicht bloß agitatorischen Zwecken zur Verfügung stellen wollen‘, und sein ‚Seien wir einig gegen den gemeinsamen dritten Feind‘, 1895 wiederholt gerufen, war eine Aufforderung, die nicht bloß taktischen Wert für ihn hatte. Gehörte doch auch er später zu denen, welche einem Wahlkompromiß mit den Sozialdemokraten entgegen waren. Gerne verweilte er bei der Gemeinschaftsidee natürlich noch als Präsident der Abgeordnetenkammer und prägte sie als solcher 1909 noch einmal in die Worte, daß man ‚trotz der Verschiedenheit der Wege, auf denen wir zum Ziele gehen, an einem Ziel am Ende zusammengekommen, und das ist das Ziel, das wir beschworen haben an dem Tage, an dem wir in dieses Haus eingetreten sind, an dem Ziel: zu fördern des ganzen Landes Wohl und Bestes‘.

Wieviel er nicht in Worten, sondern in unermüdlichen und geschickten Verhandlungen mit seiner eigenen Partei sowohl als auch mit den übrigen und darüber hinaus mit der Regierung für dieses Ziel getan und gehandelt hat, das entzieht sich ja noch einer weiteren Bekanntgabe und Veröffentlichung. Aber beispielsweise mag darauf hingewiesen werden, daß er in

der so wichtigen Frage des Beamtengesetzes taktisch anders vorgehen wollte als seine Freunde und daß dann doch er es war, der die goldenen Brücken zwischen ihrem Standpunkte und dem des Ministeriums bei einem Besuch, den er in seiner Ferienzeit im September 1907 dem Grafen Podewils in Altschluderbach abstattete, geschlagen hat. Sein größter Erfolg freilich in solcher Herbeiführung eines fruchtbaren und befriedigenden Zusammenarbeitens der Kräfte der Volksvertretung war die Lösung der Königsfrage. Der Tragödie des Jahres 1886 reihte sich hier nach langem Zeitraum ein zweites Drama an, mit einem glücklichen Ausgang, aber der Verwicklungen und spannenden Situationen, der überraschenden Szenenwechsel und merkwürdigen retardierenden Momente, wie es in der Technik des Dramas heißt, nicht entbehrend. Auch der Handelnden in diesem Schauspiele gab es viele. Aber eine Hauptperson derselben war Orterer, und sie war schon in der ersten Szene 1886 mit dem Hinweis auf das Ende, das 1912 gewonnen wurde, aufgetreten. Der dies ater Bavariae war aus dem Staatskalender gestrichen.

Aber auch für ihre eigene Ausgestaltung hat die im bayerischen Landtag vereinigte Volksvertretung Orterer nicht wenig zu danken. Erhielt sie doch kurz vor der Neubegründung eines wirklich regierenden Königtums ein Wahlrecht, das hinsichtlich der direkten Wahl und einer gesetzlichen Wahlkreiseinteilung in erster Reihe mit den am meisten demokratischen Systemen dieser Art im Reiche sich sehen lassen kann. Durchgesetzt aber wurde es mit Hülfe der meisterhaften Taktik Orterers. Mag aber auch hier vor allem seine eigene Partei zu Dank verpflichtet sein, es ist doch ein Fortschritt, der auf der Linie einer gesunden und folgerichtigen Entwicklung des neuzeitlichen bayerischen Staates liegt. Wenn Orterer, was er wie einen feierlichen Abschluß seiner politischen Tätigkeit manchmal vor Augen gesehen haben mag, die säkulare Wiederkehr des Geburtstags der Verfassung von 1818 erlebt hätte, ihm wäre es, ohne jemand zu nahe zu treten, gestattet gewesen, einem Rückblick auf die Geschichte dieser Verfassung den Abschluß zehnjähriger Bemühungen um eine gesunde Weiterbildung des Wahlrechts der Kammer der Abgeordneten als einen wahrhaft organischen und wertvollen Gewinn einzuverleiben. Er hätte aber weiterhin noch darauf hinweisen können, wie in der gleichen Epoche und unter seiner Ägide der Abgeordnetenkammer Recht und Pflicht gewahrt wurde. Einst hatte er die Redefreiheit als Abgeordneter ‚innerhalb der parlamentarischen Formen und ohne persönlichen Beigeschmack' gegenüber allen denjenigen Faktoren für sich in Anspruch genommen, ‚welche einmal im öffentlichen Leben in den Vordergrund des öffentlichen Lebens mit ihren Einwirkungen getreten sind'. Nun schützte er sie auch als Präsident mit einem kategorischen ‚ein für allemal' gegen Übergriffe, gleichviel woher sie kamen, ob vom Ministertische oder aus der Reichsratskammer, verlangte aber auch von ihr jetzt wie ehedem, daß sie sich stets ihrer parlamentarischen Grenzen bewußt bleiben müsse. In der Tat, er ist trotz seiner ungemein ausgebreiteten

Redetätigkeit selbst nur ganz selten entgleist und konnte daher auch nach dieser Seite hin seinen Feldzug gegen eine demagogische Interessenpolitik, wie sie in den neunziger Jahren namentlich Grillenberger, Wieland und Sigl vertraten, mit voller Deckung führen. Es war trotz der Tragikomödie des Anlasses und der ganz spezifisch bajuwarischen Färbung desselben bei der Habererdebatte des Jahres 1897 wirklich ein historischer Augenblick, als Orterer den bajuwarischen Berufsdemagogen Dr. Sigl abtat und das Bild eines Politikers zeichnete, ‚der nur reden und schreien kann und erst so spricht und so schreibt und nach den nächsten 24 Stunden das als unwahr bezeichnet', der ‚in den wichtigsten Angelegenheiten, welche alle Herzen bewegen', ‚jeden nach seiner Überzeugung' ‚den scherzhaften und lustigen Politiker' spielt, ‚gegen dessen Argumente selbst das Arbeiten mit Stiefelabsätzen, Pultdeckeln und Linealen vorzuziehen sei', und vor dessen Anerkennung und Berufung auf sie ‚die ehrwürdigen Helden von Sendling sich schämen und sich im Grabe umdrehen würden'. In einer Zeit, wo nicht nur in Österreich, dem Lande der Pultdeckel und Lineale, der Parlamentarismus in eine Krise getreten war, sondern auch im Deutschen Reiche von dem rechten Maß seiner Geltendmachung abirren zu wollen schien, hat Orterer so unter dem Beifall des ganzen Hauses und einer weiten Öffentlichkeit eben diesem Parlamentarismus an seiner ältesten Stelle in Deutschland einen hervorragenden Dienst geleistet.

Noch eine andere Seite aber hatten diese Vorgänge, indem auch sie eine Abrechnung mit einer abgestorbenen und bereits der Verwesung verfallenen politischen Welt waren. Wieder war es, nun in der bayerischen Politik Orterers, der Ruf von einer Totenbahre weg zu den Bedürfnissen der Gegenwart, den er ergehen ließ, von einem falschen zu dem Programme eines gesunden bayerischen Partikularismus. Großdeutsch war zweifellos von den formenden Jugendjahren her sein Ideal gewesen und im Innersten auch geblieben. Wenn er im Jahre 1893 für die übergroßen Militärlasten und die Schwierigkeiten der politischen Lage Deutschlands Cavour und Bismarck verantwortlich machte, so war dies ein Urteil, das sich deutlich gegen die Politik von 1859 und 1866 aussprach. Auch blieb ihm das offene Alpentor des Inntals, das er, wie erwähnt, von seiner Heimat aus im Süden lockend gesehen hatte, zeit seines Lebens eine Pforte, durch die er mit führenden Männern Österreichs, zumal Tirols, eine rege Verbindung unterhielt, und nirgends suchte er lieber seine Erholung als auf dem Boden des stamm- und glaubensverwandten Alpenlandes am Inn und Etsch. Aber während sein Freund und Parteigenosse Daller die alte, 1866 zerschlagene Form eines Deutschen Reiches niemals verwinden konnte, war Orterer mehr in dem Sinne großdeutsch geblieben, wie wir es heute wieder geworden sind, im Sinne eines verständnisvollen und innigen Zusammengehens des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns. Denn Vergangenem, das unwiderbringlich war, ernsthaft nachzuhängen, lag nicht in seiner Art. Und darum stellte er sich fest und sicher auf den realen Boden der deutschen

Reichsverfassung, und in seiner oft gehörten Devise dafür fügt sich dem ‚Gut bayerisch' das ‚Gut deutsch' unmittelbar an. Leise aber entkleidete sich so allmählich auch ihm das Bild Bismarcks der Schatten, in denen er es früher vorwiegend gesehen hatte, und im Frühling des Jahres 1915 gehörte mit uns anderen auch er zu denen, die für die Grüße aus dem Bozener Land in die Heimat gerne das Bild des Staatsmannes verwendeten, der uns allen das ersehnte Vorbild umsichtiger Kraft und weitdenkenden Handelns geworden war.

‚Gut bayerisch' aber steht in seiner obigen Devise ihm stets an erster Stelle. Stolz auf die uralte Geschichte seines engeren Vaterlands, auf die katholische Vormacht Bayern und auf das Volkstum, dem er so wurzelecht entstammte, war er ebenso abhold einem das Reich überwuchernden Preußentum wie einem alles abhobelnden Unitarismus, der damals einmal wieder seine Zeit für gekommen glaubte. Mit den Worten: „Ich traue den Preußen nicht, auch wenn sie uns etwas schenken" hatte er die erstere Abneigung gelegentlich humoristisch und doch deutlich ausgesprochen, während er 1898 jener Vereinheitlichungsbewegung gegenüber sein partikularistisches Glaubensbekenntnis in die energischen Worte prägte: „Ich wünsche sehr, daß alles geschieht, was geeignet ist, das lebhafte Gefühl für den berechtigten bayerischen Partikularismus und für unsere unveräußerlichen Rechte Freunden und Feinden gegenüber zu wecken, zu schärfen und zu nähren, und ich wünsche sehr, daß alle Mitglieder der königlich bayerischen Staatsregierung jetzt und immerdar mit dem Volke darin einig sind, daß diese unsere berechtigte Sonderstellung und unser berechtigtes bayerisches partikularistisches Gefühl nirgends und nach keiner Richtung angetastet werde.' So war und blieb er ein wachsamer Vertreter der bayerischen Reservatrechte, überall auf der Schanze, wo es sie zu verteidigen galt, und wenn ihn Schauß deshalb einmal einen ‚bayerischen Plinganser' nannte, so ließ er sich dies ebenso gern gefallen wie die Anerkennung, die ihm Windthorst gelegentlich äußerte, da er sich zu seinem Standpunkte in Sachen des Branntweingesetzes mit den Worten bekannte: ‚Wenn ich ein Bayer wäre, würde ich niemals das Reservat aufgeben.' Auch dem ungeschriebenen bayerischen Reservate, das in der Landwirtschaft und in dem starken, unverfälschten Bauerntum dieses Staates gelegen ist, war ein besonders reicher Teil der parlamentarischen Tätigkeit Orterers gewidmet. Freilich könnte auch dies wieder nur wie eine Selbstverständlichkeit erscheinen für den Führer einer Partei, die hier ihre besondere Stütze und ihre gewichtigste Wählermasse besitzt. Aber wir dürfen uns doch auch hier wieder erinnern, aus welchen sozialen Zusammenhängen Orterer, der Sohn des Dorfschullehrers, erwachsen war und wie er ihnen stets verbunden blieb, auch mit dem Blick, ja gerade mit dem Blick in das Weite: Er sah die Landwirtschaft in ihren Beziehungen zum Staats- und Volksleben und als Grundlage der salus publica im weitesten Sinne, und jetzt, wo der Beweis dafür im Kampf um die Existenz unseres Volkes erbracht werden mußte, muten die Worte fast prophetisch an, die er 1894 der Landwirtschaft

widmete: ‚Sparen wir uns denn doch unsere Kraft zusammen, sparen wir doch die Kräfte gerade desjenigen Teils des Volkes, aus dem die Stärke unserer Heere gewonnen wird, und machen wir nicht eine Politik, die geeignet ist, den Teil unseres Volkes innerlich und äußerlich zu schädigen, um dann auch nicht mehr im Ernstfall nach außen mit der Einigkeit und Stärke auftreten zu können, die man notwendig hat.‘ Nun wird man sich freilich auch an Orterer zu halten haben, wenn man findet, daß die Sorge für die Landwirtschaft zuweilen auch ein Schatten gewesen sei, der gar zu breit sich auf andere Gebiete des Staatslebens legte. Aber Orterer war doch weit über die Landwirtschaft hinaus Sozialpolitiker, wie hier im einzelnen leider nicht weiter ausgeführt werden kann, und Gedanken, wie der vom Ineinandergreifen der großen Arbeitsgebiete unseres Volkes, von Landwirtschaft und Industrie, Landwirtschaft und Verkehr, waren ihm durchaus vertraut. Daß sie aber nicht bloß von Gedankenwert blieben, bewies er eben in den Fragen des letztgenannten Lebensgebietes. Denn seit 1894 gehörte das Thema der bayerischen Wasserwege zum ceterum censeo seines Programmes und fand in ihm, während noch seine eigene Partei, der Finanzausschuß und fast der ganze Landtag sich ablehnend und die Regierung sich kühl verhielten, den ersten und zunächst einzigen eifrigen Vertreter. An dem Sieg, der hier allmählich in der Erkenntnis weiter und ausschlaggebender Kreise erfochten ward, hat er einen gut gemessenen Anteil. Nicht umsonst hatte er immer wieder auf die wachsende Wichtigkeit der Wasserwege, auf die eigenartig günstige Lage Bayerns für die in Betracht kommenden Möglichkeiten und auf die Gefahr, den rechten Augenblick zu versäumen, hingewiesen, und am Schluß seines Lebens, als aller Augen sich für das große Problem, das hier vorliegt, geöffnet hatten, konnte er auch nach dieser Seite hin einen Erfolg weitsichtiger Heimatspolitik verbuchen.

* * *

Heimatpolitiker, Sozialpolitiker, Kulturpolitiker muß aber angesichts der Aufgabe unserer deutschen Mittelstaaten heutzutage in erster Linie der sein, der in den Fragen ihres staatlichen Lebens ein gewichtiges Wort mitreden will, und darum darf man an dieser Stelle auch des Schulmannes Orterer nicht vergessen. Die Berufung zum Schulmann aber war, wie ich schon oben sagte, ihm in die Wiege gelegt worden. Daß er es wurde und blieb, dafür hat das Schicksal ein übriges getan, und die geistige und kulturelle Entwicklung der Zeit, in der er als Politiker emporkam und auf dem Höhepunkte war, gab die besondere Veranlassung, daß der Schulmann in ihm auch parlamentarisch unterstrichen werden mußte. Sein Lehrerleben war ein Dienen von der Picke auf, aber mit dem Kommandostab im Tornister. Wie er indessen Schritt für Schritt emporstieg vom Assistenten des Ludwigsgymnasiums in München 1874 bis zum Mitglied des Obersten Schulrats 1896, das braucht hier nicht weiter dargelegt zu werden. Dagegen erfordert die Auffassung, die er von seinem Berufe hatte, noch einige Worte.

Wie ernst er seine Lehrertätigkeit nahm, zeigen seine eigenen Mitteilungen, aus denen hervorgeht, daß er selbst in den bewegtesten Tagen des politisch so stürmischen Jahres 1887 mit ganzer Hingebung seine Schulpflichten besorgte, und bezeugen auch die eigenen Erfahrungen des Verfassers aus den Jahren des beginnenden Eichstätter Rektorats Orterers. Bis in sein letztes Lebensjahr hinein gab er auch selbsttätig Unterricht. Wenn er dabei ein Lehrer war, der hohe Anforderungen an die Arbeitskraft und an den geistigen Schwung seiner Schüler stellte, so war er auch ein überaus anregender Lehrer, ein Mann der strengen Disziplin, aber keineswegs des pedantischen Reglementierens, in dem Geist und Seele der Schule welk und blutlos werden. Daß neben Horaz Demosthenes einer seiner immer wieder dozierten Lieblingsautoren war, ist begreiflich. Aber der Demagoge, als welcher Demosthenes sich nun, von den Offenbarungen des Weltkriegs aus gesehen, entpuppt haben soll, war es nicht, sondern der Volksmann, der Parlamentarier Demosthenes, der Führer, der ganz der Sache seines kleinen Staates und Volkes hingegebene Redner und Staatsmann, wie wir Älteren ihn kannten und glaubten und verehrten.

Auch dem Schulmann Orterer stand die Gegenwart in einer wertvollen inneren Verbindung mit der Antike, und diesen Zusammenhang zu betonen und zu verteidigen, bot ihm sein politischer Beruf eine voll gegebene Möglichkeit. Denn seit der Mitte der achtziger Jahre bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war das Gymnasium in Deutschland und in Bayern das Ziel schwerster Anstürme geworden und die Parlamente eines der Schlachtfelder, wo sie wieder und wieder versucht wurden. Wetterverwandt den Stürmen, die aufs neue zu kommen scheinen, waren diese damaligen Kämpfe, nur daß sie damals aus einer in sich gärenden Friedenszeit herausgeboren waren. Oben wurde sie ja schon geschildert, diese Zeit. Wer sie durchlebt hat, mit anteilvoller Seele, hat von ihrer Gärung und Unruhe in sich selbst gar mancherlei empfunden. Er weiß, daß es die Tage einer neuen Generation waren, der alles Alte zu alt und alles Neue schön und gut war. Neugestaltung war ihr Ruf, Neugestaltung der Literatur, der Kunst, der Schule, der Erziehung, des deutschen Menschen. Kritik und Schlagworte wirkten auch hier wie Blitz und Donner, und hinter der Emanzipation von abgelebten Vorbildern und der Begeisterung für die unumgänglichen Interessen des modernen Lebens stand ein Hagelwetter der Ungebundenheit und einer materialistischen Weltanschauung. Aber freilich der Ansätze für eine Kritik gab es genug in Leben, Kunst und Schule, und wer sich des Sturmes erwehren wollte, der mußte in wohlverstandenen Reformen Blitzableiter schaffen und schaffen helfen.

Indem Orterer für das mit dem Umsturz bedrohte Gymnasium seine ganze Kraft auch als Parlamentarier einsetzte, wurde er einer der verdientesten Mitarbeiter an der Erhaltung und Neubelebung desselben in Bayern. Lehrern und Schülern und Geist und Seele der Schule, an der er selbst herangewachsen war, galt im Landtage sein Wort und im Schulwesen sein

Werk. Die praktische Gestaltung des Examens, die pädagogische Vorbildung, die stärkere Vertretung der Lehrerschaft im Obersten Schulrate, die soziale Hebung des Standes waren die Themata, die er manchmal als erster Anreger, mindestens aber als lebhafter Förderer besprach und mit zum Erfolge führen half. Nicht alle reiften sie freilich auf einen Schlag, und es ist mir noch wohl in Erinnerung, wie in dem von allen materiellen Interessen stark bewegten und auch bedrängten Zeitalter die Kritik aus den eigensten Reihen der Kollegen Orterers gerade da einsetzte, wo er diese Interessen hintanzustellen schien. Später sah man allerdings ein, daß die Konzession, die der Schulmann dem Politiker und Parteimann gemacht hatte, nur von aufschiebender und nicht von aufhebender Wirkung war. Von Schritt zu Schritt, das lag, wie wir schon einmal sagten, in seiner Art, und ihr entsprach auch die scharfe Betonung und Bewahrung der Autorität der Schule, die Abneigung gegen die Laienbeiräte und die Forderung an eine stärkere Zucht des Elternhauses, zumal in der Großstadt. Wenn hier zuweilen, wie es scheint, der Rektor zu stark hervorgekehrt wurde, so ist dies für das Gesamturteil nicht von Belang. Denn in jenen Tagen eines weichlichen Humanitätsdusels und einer entnervenden und entsittlichenden Ästhetik das laborare et durare, die energische Arbeit, die alte griechische Weisheit vom harten Weg zur Bildung, von der Erziehung eines kraftgeübten und kraftbewußten Geschlechtes und von dem hohen Beruf der Schule auch für die seelische Starkwerdung der deutschen Jugend immer wieder betont zu haben, das wird man dem Schulmann und dem Politiker Orterer auch jetzt noch und in diesen und den kommenden Kriegs- und Friedenstagen schwerster Anforderungen an unsere Jugend erst recht zu danken haben.

Und schon droht ja auch unserer Schule und Bildung ein neuer Kampf um Geist und Seele, dem damaligen in manchem der Züge, die jetzt uns schon entgegenblicken, verwandt. Die Parole, wie sie jetzt in den Kriegstagen lautet: ‚Nicht mit Grammatik, sondern mit Chemie und Physik schlagen wir unsere Feinde,' hieß damals in der Friedensarena: ‚Mehr Mathematik und Kegelschnitte, kein griechisches Skriptum mehr,' und der Geist, willens, mit diesem Zauberwort die deutsche Bildungsschule in seinen Dienst zu stellen, ist, was er damals war, so auch heute, ein nackter Utilitarismus, der mit dem Schlagwort der Einheitsschule die Bildung des Deutschen in eine ‚Treibhauskultur' einseitiger Verstandespflege und seine Seele in ein Konglomerat verbindungsloser Elemente verwandeln möchte. Da darf man wohl daran erinnern, daß damals die bayerische Abgeordnetenkammer das Forum war, wo das hübsche Wort Orterers fiel: ‚Das deutsche Volk soll nicht aus einem Volk der Denker ein Volk der Streber werden,' und wo Orterer auf die Frage: ‚Wozu kann ich dies brauchen?' die Bildung pries als ein in sich abgeschlossenes, in sich harmonisch sich zusammenfügendes Bild, ‚die humanistische als die geistige Disziplinierung und Voraussetzung für einen wirklichen Betrieb der universitas litterarum, das Altertum als eine in den Nationalbesitz übergegangene Grundlage unserer deutschen Kultur, als ein

Jungbrunnen auch für unsere zukünftige Jugend'. Nicht in vielen deutschen Volksvertretungen sprach man damals so energisch für die Bewahrung seelischer Einheitlichkeit und erzieherischer Vertiefung deutscher Bildung, und nicht wirkungslos verhallten die Worte. Die ‚Hinterständigkeit und der Hyperhumanismus', dessen sich Orterer in resigniertem Scherze später selbst beschuldigte, haben damals doch noch das bayerische Gymnasium aus dem Strudel und Sturm zu retten geholfen.

Das Gymnasium war aber nicht nur die aus eigenster, in die Tiefe gehender Mitarbeit gewonnene Stärke des Schulpolitikers und Schulmannes Orterer, sondern vielleicht auch seine Schwäche. Es grenzte ihn nach oben und nach unten ab. So positiv er in dieser Schulart war, so führend in seinem Programm, auf den Gebieten des übrigen Schulwesens tritt er mehr in den Hintergrund oder erscheint uns, wenn er hervortritt, wesentlich nur als der Befürworter schulpolitischer Fragen oder aber als ihr Kritiker. Gewiß hat sich Orterer mit den Volksschulen und namentlich mit den Universitäten oft und gerne beschäftigt. Aber während er dort, ohne vor anderen hervorzustechen, sich hauptsächlich darauf beschränkte, dem christlich-konfessionellen Volksschulideal das Wort zu reden, wendete er sich hier, bei den Universitäten, vorzugsweise doch nur gegen die Schattenseiten in ihrem Berufungswesen, in ihren Ringbildungen, in ihrer Ausschließlichkeit gegenüber katholischen und bayerischen Gelehrten und gegen jene ‚Spezies der Universitätsprofessoren', die ‚sich nicht immer in allen Kreisen der Bevölkerung einer hervorragenden Beliebtheit erfreuen'. Es war da aber überhaupt bei ihm ein tieferer Gegensatz entstanden, genährt vielleicht von den eigenen bitteren Erfahrungen, sicher aber von der liebevollen Versenkung in eine ihm anziehender dünkende Epoche der Universitäten. Denn er, der bis in die letzten Jahre vor seinem Tode mit besonderer Liebe in seinen Mußestunden der Geschichte der mittelalterlichen Universitäten sich hingegeben hatte, sah da, in ihrer konfessionellen Form, das Vorbild, das er am liebsten wieder in die Wirklichkeit geführt hätte. Da dies jedoch ein Wunsch bleiben mußte, so schlug er sich zu den eifrigsten Verfechtern der Gründung einer katholischen Hochschule, und noch im Jahre 1908 trat er deswegen mit dem österreichischen Minister Alois von Ebenhoch in persönliche Verbindung, um freilich mehr von den turmhohen Schwierigkeiten eines solchen Projekts als von seinen günstigen Aussichten zu hören. Merkwürdig aber bleibt es doch, daß der Realpolitiker Orterer die Schwierigkeiten so gering, wie es scheint, anschlug und die Konkurrenz, die man mit diesen Plänen in katholischen Kreisen sich selbst machte, nicht stärker einschätzte. Und hier erhebt sich schließlich überhaupt auch die Frage, ob Orterer den großen geistigen Fragen und Kämpfen, die in den beiden Dezennien von 1890 bis 1910 die deutsche Welt, auch die katholische in Spannung hielten, ein tieferes Verständnis entgegenbrachte. Sie ist oft gestellt und kaum weniger oft auch verneint worden. Man brachte dabei den Fall Krumbacher, wo Orterer, der Sprachgelehrte, fast schuldig gewesen wäre, daß der Schöpfer der mittelgriechischen Philologie ohne Lehrstuhl geblieben

wäre, in Verbindung mit seiner hart und rücksichtslos klingenden Unterstreichung der Autorität in der überaus kritischen Situation, in welche die katholischen Gelehrten- und Hochschulkreise durch das kirchliche Vorgehen unter dem vorletzten Papst gekommen waren, und schloß daraus, daß der Politiker in ihm, der Parteiführer, den Sinn für gewisse unwägbare, feinfühlig zu behandelnde Geisteswerte unterdrückt habe.

* * *

Wie dem auch sei, uns leitet diese Fragestellung zu dem letzten Teil unserer Aufgabe über, zu Orterers Art als politischer Führer und als Mensch. Man wird aber nicht Führer einer großen Partei oder man bleibt es zum mindesten nicht, wenn man nicht Herrschergaben besitzt. Daß dazu hervorragende Verstandeskräfte und für den Politiker zumal umfassende Kenntnis der Staatsverwaltung und der verschiedenen Seiten des staatlichen Lebens gehören, und daß Orterer in weitgehendem Maße sie besaß, ist so selbstverständlich, daß wir hier darüber hinwegeilen können. Aber die eigentliche seelische Hauptkraft des Herrschers nennen wir doch erst, wenn wir vom Willen reden, und der Wille ist es, den wir im Mittelpunkte des Charakterbildes Orterers sehen. Dieser nachhaltige, vor keinem Hindernis zurückbebende, seines Zieles bewußte und zielstrebige Wille hat den Lehrerssohn von Wöhrd sein Leben lang ausgezeichnet, von den Tagen an, da er in Scheyern schon einen Kreis treu ergebener und geleiteter Freunde um sich sammelte, bis in die letzten Tage seiner schweren Krankheit, wo dieser Wille noch siegreich Leib und Seele beherrschte. Oft war er rücksichtslos, dieser Herrscherwille. Er trat dann, oft auch von dem Verdauungsleiden, welches Orterer zeit seines Lebens quälte, dunkler gefärbt, in Formen auf, über welche auch manche seiner Freunde sich beklagt haben. Denn manchmal übersprang das Herrscherbewußtsein und das Gefühl der durch eigene Kraft erworbenen Macht die Grenze bei ihm, wo sie anziehend wirken. Nicht bloß der Politiker konnte von sich den Ausspruch tun: ‚Es gibt Leute, die mir nachsagen, daß ich in der Konfektbäckerei noch nicht gar weit gekommen bin, ich pflege im Gegenteil meine Ansicht sehr fest und bestimmt und nicht gerade mit einem besonderen Bemühen um Liebenswürdigkeit in allen Stücken vorzutragen.‘ Er hielt es oft so auch im unpolitischen Leben. Dennoch aber blieb sich Orterer zu allen Zeiten seines Lebens immer wieder auch bewußt, daß nur die Autorität, welche legitimiert ist und sich einer höheren einzufügen weiß, auf die Dauer herrschen kann. Mag er daher oft auch seinen Willen seiner Fraktion aufgenötigt haben, so verstand er es doch auch, ihn der Einheit und Einigkeit zuliebe unterzuordnen. So gefiel ihm z. B. in der Septennatsfrage die von dem Reichstagszentrum beschlossene Stimmenenthaltung als ‚nicht heldenhaft‘ gar wenig. Dennoch aber ordnete er sich unter und tadelte diejenigen, auch die Bayern, die sich nicht gefügt hatten, weil ihm das Beschlossene schließlich ‚doch das Beste für die Situation‘ dünkte.

Denn er besaß nicht nur einen zielsicheren, sondern auch einen umsichtigen Willen. Tapferkeit und Klugheit waren sogar hervorragende Eigenschaften des parlamentarischen Feldherrn Orterer. ‚Der tapfere Herr Orterer,‘ war im Munde seiner Gegner eine Anerkennung, die man ihm nicht versagen konnte, und die Qualifikation, welche der Abgeordnete Schauß ihm 1889 aussprach: ‚Ich halte den Herrn Abgeordneten Dr. Orterer nicht nur für den bedeutendsten Kopf seiner Partei, sondern auch für das tapferste Mitglied dieses hohen Hauses,‘ wird, auch wenn sie des Spottes nicht entbehrte, doch in ihren beiden Punkten richtig gewesen sein. Aber die Tapferkeit und der Mut Orterers waren mit kühler und klarer Überlegung gepaarte Eigenschaften. Denn daß man die besten Siege in der Politik und in allem, was mit staatlicher Entwicklung zusammenhängt, nicht mit Sturm und Drang erringt, das wußte Orterer sehr wohl und war daher, zumal ‚in Fragen, die nicht prinzipieller Natur waren‘, als ‚trockener Mann‘ durchaus nicht ‚Feuer und Flamme‘, sondern beschied sich auf ‚das praktisch Erreichbare‘. ‚Ein kluger Politiker‘, lautete seine gelegentlich geäußerte Maxime, ‚sucht jeder Regierung gegenüber in solchen Dingen, die wahrhaft keine prinzipiellen sind, die Wege zu erforschen, die zu einem ersprießlichen Ziele führen, und muß diejenigen Wege meiden, von denen er im vornherein weiß, daß sie nicht zum Ziele führen.‘ Und wer, der näher mit ihm verkehrte, hat von ihm nicht die Lieblingsworte gehört: ‚So kann man die Sache nicht machen.‘ Schritt für Schritt — wir haben es schon wiederholt betont — in klügster Würdigung aller Kräfte und Aussichten errang er denn auch seine größten Erfolge.

Dem entsprach es, wenn er zu den sachlichsten Rednern des bayerischen Landtags gezählt werden durfte. Man kann sie durchprüfen wie man will, die zahlreichen Reden, die in den stenographischen Kammerberichten von ihm enthalten sind: nichts Schöngeistiges, Schönheitsuchendes wohnt ihnen inne, wie etwa den Reden Stammingers, der darin in dem Jahrzehnt von 1880—1890 vor vielen anderen, auch vor Orterer, glänzte. Aber wenn dieser sprach — und ich vergegenwärtige mir hier noch einmal die Wirkung so mancher seiner Reden, die, wie seine Schulreden oder die im Studentenkreise, nur Gelegenheitsgaben waren —, so geriet man unter den Einfluß einer Kraft, die aus dem Vollen einer Überzeugung und einer geistigen Beherrschung des Stoffes schöpfte, mit zwingender Logik und meisterhafter Dialektik ihn klarlegte und in tadelloser Durchführung des oft komplizierten Satzbaues, die nie versagende Geistesgegenwart eines Mannes verriet, der mit Recht launig von sich äußern konnte: ‚Ich bin selten ratlos,‘ oder von dem galt, wie es Schauß einmal verärgert ausdrückte: ‚Man wird mit dem Kollegen Orterer nicht fertig.‘ Es war die besondere Gabe, die er besaß, sein geistiges Können vollständig in Worte zu prägen; es war die Macht der Rede, deren ein politischer Führer in der konstitutionellen Welt niemals entbehren kann, in einer außergewöhnlichen Weise.

* * *

Dem Diplomaten und Politiker muß freilich das Wort oft genug zu Diensten stehen, um seine Gedanken und Absichten zu verhüllen. Und ebenso ist es eine Binsenwahrheit, daß Orterer, der Führer und Herrscher, der er war, nicht hätte sein können, wenn er nicht auch diese Kunst besessen hätte. Aber so wenig der einen siebenjährigen Krieg führen und dabei sein Volk hinter sich behalten kann, der, an der Spitze stehend, nicht die ganze Wucht seiner echten eigenen Überzeugung und Persönlichkeit einsetzt, ebensowenig kann man eine große Partei mehr als zwei Dezennien lang leiten und wie Schwert und Pflug führen, wenn die Prinzipien, die sie vertritt, nicht des Führers echtestes Eigentum sind. Orterer vertrat nicht nur Heimat und Glaube, er hatte in ihnen auch einen festen und unangreifbaren Kern der eigenen Seele. Von seiner konservativen bayerischen Denkweise war ja schon die Rede und ebenso auch von seiner überzeugten, widerspruchslosen Unterordnung unter die kirchliche Autorität. Von der Macht des Glaubens in ihm aber darf man hier noch ein paar Worte sagen. Denn er war ein wirklich frommer Mensch, der bei all seiner Herrschernatur und seiner nicht seltenen Geneigtheit, in seinen Erfolgen sich zu spiegeln, sich doch immer wieder die Grenzen seines Könnens zurückrief und der Führung seines Gottes und derer, die sie ihm vermittelten, sich willig überließ. Sein erster und sein letzter Gang am Tage war zu einer Kirche, und nicht nur in den Tagen seines immer schwerer werdenden Leidens, sondern auch in allen gesunden Tagen, und nicht nur unter der Last der Arbeit, sondern erst recht auch, wenn er draußen in der Sommerfrische Erholung suchte, hatte er das Bedürfnis, auf den Stab sich zu stützen, den das Gebet gewährt. Er fand hier auch, was es dem demütig Flehenden verschaffen soll und gewähren kann: die Ergebung in den Willen Gottes. Seine Tagebücher reden noch jetzt leise davon. Ex providentia Dei kommt ihm der schwere Verlust einer erwachsenen Tochter, und indem er einen Überschlag macht über all das, was er damals und kurz vorher verloren hatte, schließt er ihn mit den Worten: ‚Und doch wollen wir Gott dankbar sein.‘ Aus der nämlichen unschätzbaren Quelle für sein Leben und Wirken aber spricht noch warm trotz aller Kürze der Mitteilung auch die seelische Erschütterung und Ergriffenheit, in die ihn der Höhepunkt des Kirchenjahres, Kartage und Osterfest versetzten, das Popule meus etwa in St. Bonifaz (1886), die Auferstehungsfeier in Neustift bei Brixen (1907) oder das Alleluja am Ostersonntag (1909) in der Bozener Pfarrkirche.

So aber, wie dieser Glaube des Menschen Orterer der Untergrund war, auf dem sich die kirchenpolitische Überzeugung des Parteiführers stark und wurzelfest aufbaute, so hatte die Heimattreue und sein konservativer Sinn ihre Grundlage in seiner großen Pietät und Anhänglichkeit. Sie galt aber nicht nur dem Vaterhaus, zu dem er, auch als es längst schon in fremden Händen war, immer wieder hinauskam, nicht nur der ‚lieben guten Mutter‘, von deren Krankenbette er am Abend des 25. Januar 1886 einen ergreifenden Abschied nahm, und der Frau, der er ein ‚Unvergeßlich‘ auf

den Grabstein setzte, auch für seine Freunde galt sie in besonderem Maße und darüber hinaus für alle, die ihm einmal, sei es auch mit einem kleinsten Dienste, nahegetreten waren. Mit einer fast pedantischen Treue pflegte er, wie alle Erinnerungen seines Lebens, auch die an sie, und er gehörte zu den dankbaren Menschen, in welchen die Dankbarkeit immer neue Blüten trieb. Sie lebte fort in ihm, auch wenn der, dem sie galt, schon längst tot war, und kein Friedhof, der Gebeine seiner Freunde barg, blieb unbesucht. Ja manchmal hätten die Lebenden sogar auf die Toten eifersüchtig sein können, wenn sie sahen, wie sie seine eiligen Besuche mit diesen teilen mußten. Und da und dort gab es, wie auf dem Friedhofe in Gries, einen Toten, dessen fast versunkenen Grabstein die eigenen Angehörigen vergessen hatten, den aber Orterer jedesmal, wenn er im Orte war, zu einem Gedenken und Gebete aufsuchte.

So rundet sich das Bild Orterers noch nach einer Seite ab, wo die Öffentlichkeit meist nur Ecken und Kanten sah, nach der des Gemüts. Im Treiben des politischen Alltags, ja, da gab er ihm wenig Stimme. Aber wenn er diesen hinter sich hatte und wieder heraus kam in das geliebte und pietätvoll immer wieder aufgesuchte Land Tirol, zu den Plätzen, denen er so lange als nur möglich treu blieb, nach Obladis, Oetz, Brennerbad, Waidbruck, Bozen, da überließ er sich dem Gemütlichen und dem Gemüte. Da tat es auch ihm die Festesstimmung barocker Kirchenschönheit und die Herrlichkeit der Alpenwelt an, der Glockenklang, der feierlich durch das Brixener Tal schwebte, das abendliche Erglühen des Rosengartens, die Köstlichkeit des einsamen Sommermorgens auf dem Frühweg zur Georgslust in Obladis. Wie zum Kinde wurde er da. Hatte er doch überall unter einem Marterl, etwa bei Brennerbad oder in Runkelstein, im Gemäuer ein Plätzchen, ein ‚Denkmal', wie er es nannte, aufgerichtet oder einen Zettel hinterlegt, um freudestrahlend den noch unberührten bei der nächsten Wiederkehr zu entdecken.

Es war ihm nicht vergönnt, den letzten, den er 1915 am köstlichen Lenzmorgen auf der Burg der Vintler niederlegte, wieder zu erheben. Noch einmal hatte er sich in jenem Frühling, von dem wir ausgingen, diesen Stimmungen des Gemütes hingegeben, nicht sorgenlos, aber gehoben von dem Hochgefühl deutscher Leistung im Weltkrieg und von dem damals noch so freudigen Ausblick in die verheißungsvolle Zukunft und erwärmt von einem letzten seelischen Lenze, den er durchlebte. Noch lag es in ihm wie jugendliche Elastizität und Unternehmungslust, und zu dem Plane nach dem Tode seiner ersten Frau ein neues friedliches Hauswesen zu gründen, traten andere hinzu, wie der oft unter uns besprochene, die Denkwürdigkeiten seines eigenen Lebens niederzuschreiben. Aber die am immer wiederkehrenden Menschenschicksale abgelesene Weisheit Solons ward auch an ihm wahr. Die Gräber derjenigen, mit denen er so lange Zeit seines Lebens zusammengelebt, hatten allzusehr an ihm gezehrt und Vereinsamung ihn schwer umfangen. Nicht der strahlende Friede kam, sondern der Krieg

umgab ihn erst recht, und mit immer lastenderen Fesseln und mit Besorgnis sah er so vieles, was er zu schaffen und zu bewahren und zu verteidigen geholfen, bedroht. Und während die Schatten des Weltringens je länger je mehr wie auf unsere, so auch auf seine Seele fielen, begann ein seit einem Dezennium heranschleichendes Krebsleiden ihm mit immer härterer Hand langsam aber sicher jede Lebenslust auszulöschen. Aber übrig blieb ihm auch da noch der eine Grundzug seines Wesens, die starke Willenskraft, und der andere, der feste Glaube. Noch wenige Tage vor seinem Tode hielt er, ein schon todkranker Mann, seine letzte Schulsitzung, und in den schweren Stunden des Sterbens blieb er der mutige, furchtlose Kämpfer, der er immer gewesen war, fest nach dem Jenseits und dem Erlöser blickend, nach dem Requiescat in pace, das er in seinen Tagebüchern fast auf jeder Seite für irgend einen Bekannten und lieben Freund niedergeschrieben hatte.

Schon frühe hat man Orterer mit Windthorst verglichen. Wie es sein Parteifreund Eugen Jäger tat, so auch sein Gegner Schauß, als er im Jahre 1892 Orterer höhnisch vorhielt, daß er eine große politische Tat habe versuchen wollen, weil er im Reichstag jetzt den Stuhl Windthorsts eingenommen habe. Der Vergleich darf aber im Ernste gemacht werden und braucht sich keineswegs damit zu begnügen, auf die gleiche körperliche Unansehnlichkeit der beiden Männer und auf ihre Rolle in der politischen Karrikatur hinzuweisen. Auch damit ist er nicht erschöpft, wenn man dem Kampfe Windthorsts gegen Bismarck, den Orterers gegen Lutz als ein Seitenstück nahebringt. In Äußerlichkeiten nicht nur, auch im Wesen liegen ihre Ähnlichkeiten. Sie hatten beide die Führerqualitäten für das politisch-parlamentarische Leben ebenso gemein, wie die feste Wurzelung ihres ganzen Wirkens in einem stark konservativen Untergrund, wo die kirchliche Autorität, die Anhänglichkeit an die Dynastie, der Zusammenhang mit alten Bildungsidealen Richtung und Ton von vornherein gaben. Und gehören beide, weil sie uneigennützig und mitten in der Gelegenheit reich zu werden, arm geblieben sind, zu jenen *deutschen* Idealisten, die ganz und ohne Nebengedanken sich einer Sache oder einem Grundzuge ihres Wesens hingeben, so kann von ihnen beiden auch gesagt werden, daß sie echte Deutsche waren, weil ausgeprägtem Volkstum entsprungen. Hier aber darf man sofort auch ansetzen, wenn man die Unterschiede zwischen beiden sich klarmachen will. Kamen sie doch beide von verschiedenen Lebenskreisen her, der eine aus alter Juristenfamilie, von einem Ministersessel und einem untergegangenen Staate zu einem großen, aber noch in der Ausgleichung befindlichen Staatswesen, das er fast nur in der Opposition kennen lernte, der andere aus dem armen Dorfschulhause und der Bildungswelt, in der er selbst führte zum lebendigen Anteil an den Kulturaufgaben eines noch lebenskräftigen deutschen Mittelstaats, wo man sich ihm nicht verschloß. Das spiegelt sich alles dort bei Windthorst in den liebenswürdigen Lebensformen, die eine langererbte gesellschaftliche Höhe gewährt, hier bei Orterer in der rauhen Herbigkeit einer Persönlichkeit, die aus den Niederungen

des sozialen Daseins emporgestiegen war, bei jenem wiederum in einem vorwiegenden Kampfe um Recht und Berechtigung, bei diesem in einer stärkeren Hinwendung auf positive Aufgaben, bei Windthorst in der vorbildlichen Schaffung einer das ganze Reich umspannenden politischen Parteiorganisation, bei Orterer in der spezifischen Anpassung derselben an die politische Bedeutung und die kulturelle Art eines Mittelstaates. Als Orterer geboren wurde, steuerte Windthorst bereits mitten in den stürmischen Wogen eines politischen Werdens, und sieggekrönter Meister war er schon, da Orterer erst begann und ihm als Schüler lernbegierig lauschte. Aber auch er brachte es zur Meisterschaft und ward ein Mittelpunkt für eine ganze Epoche. So eng verbunden die Geschichte des Deutschen Reiches in den Jahren, da es sich selbst erst klären mußte, mit Windthorsts Namen ist, so eng verflochten ist die Geschichte des neuesten Bayerns in der Prägung, die es im Ganzen des Reiches behielt und bewahrte, mit Orterers Persönlichkeit. Und damit war ihr Wirken auch ein recht und gesund deutsches, weil im schweren Kampf mit dem Riesen Welt unser Volk, um echt und gesund zu bleiben, auch der Männer bedarf, die ihm aus dem Heimatboden die Kraft und Fülle zuführen, ohne die wir nicht unbezwinglich bleiben können.

Ergebung

Von Reinhard Johannes Sorge †

Herr, wie Du willst, so laß mich sterben!
Herr, wie Du willst, so laß mich sein!
Gib mir Gefüge oder Scherben!
Triff mich mit Kuß, triff mich mit Stein!

Hilf mir nur zu auf meiner Stelle!
Wo Du mich hinwillst, ist mir gut.
Stell mich in Feuer oder Welle!
Stell mich in Blüte oder Blut!

Politische Sittlichkeit und Realpolitik
Von Robert Saitschick

6.

Das geschichtliche Leben muß einen Sinn aufweisen. Der Sinn kann nicht in dem Wirrwarr der einzelnen Begebenheiten liegen. Das geschichtliche Leben, von außen gesehen, erinnert an den Riesen Tityon in der griechischen Mythologie, der nach der Göttin Leto begehrte, und dem dafür in der Unterwelt von zwei Geiern die Leber ausgehackt wurde. Eine fortwährend sich erneuernde Pein liegt auf dem Grunde der einzelnen geschichtlichen Ereignisse. Das geschichtliche Leben mit seinem unaufhörlichen Blutvergießen, mit seinen Streitigkeiten und Kämpfen, scheint keinen Sinn zu haben, und doch können wir mit der Sinnlosigkeit uns niemals zufrieden geben. Den Sinn finden wir aber niemals draußen, sondern in uns selbst. Da muß sich jeder mit der Gemeinschaft auseinandersetzen, wie er es kann gemäß seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten. Aber er muß zur Klarheit kommen und irgendwie aus dem tragischen Widerspruch heraus.

Die antike und die neuere Gesellschaft sind nicht das Gleiche. Von der antiken Auffassung des Staates und der Gesellschaft haben wir aber sehr vieles in unsere Anschauungen herübergenommen. Wir leiden an einem beständigen Widerspruche zwischen der antiken Auffassung vom Staate, der wir noch immer huldigen, und einer Ansicht, die durch das Christentum hinzugekommen ist. Die antike Staatsauffassung trug keinen Widerspruch in sich, die moderne dagegen hat einen tiefen, tragischen Riß und ist voller Mißklang. Das kommt davon, daß unsere ganze Auffassung des Lebens auf der Steigerung des Innern und des Persönlichen beruht. Der antike Mensch kannte diese Steigerung nicht: der Staat war alles für ihn; er sprach nicht von persönlicher Freiheit. In Athen mußte, wie Plutarch in seinem Leben Solons erzählt, jeder einer Partei angehören, und die Gesetze straften aufs strengste — durch Verlust aller Rechte — jeden, der abseits von den Parteien leben wollte. ‚Die Alten kannten die Freiheit gar nicht,' sagt Fustel de Coulanges in seinem Buche über den ‚Antiken Staat', ‚weder die Freiheit des Privatlebens, noch die Freiheit der Erziehung, noch die religiöse Freiheit. Die menschliche Person zählte gar nicht der Autorität gegenüber, die heilig und göttlich war und die man das Vaterland oder den Staat nannte.' Der moderne Mensch aber kann sich in die unbedingte Heiligkeit und Göttlichkeit der Autorität des Staates nicht schicken. In der Antike war eigentlich das menschliche Leben fast durch gar nichts geschützt; geschützt war nur das Interesse der Polis, des kleineren oder größeren Staates. Wir aber haben jetzt eine ganz andere Auffassung vom Werte des einzelnen Menschen. Das ist der tiefste Widerspruch unseres ganzen Zusammenlebens.

In der Antike war der Staat allmächtig. Wer keine politischen Rechte hatte, der war im Grunde vogelfrei. Anaxagoras wurde in Athen

zum Tode verurteilt, weil er, der eine höhere Auffassung von Gott hatte, nicht mehr an der Politik teilnehmen konnte. Das war auch die Tragödie der alten Stoiker, die durch ihr inneres Leben über den Staat und die Auffassung des Staates hinausgewachsen waren. Die Gewalt der kleinen und größeren nationalen Staaten in der Antike war so ungeheuer, daß alles für gut galt, was den Staat erhalten konnte, und alles für schlecht, was den Staat irgendwie zu schädigen schien. Gemäß dieser Auffassung muß der Staat darauf bedacht sein, sich abzuschließen: er hat seine eigenen Götter ebenso, wie er seine Gesetze hat. Die Gottheit war für die Antike national, und sie konnte auch gar nichts anderes sein. Was gegen den nationalen Staat auftrat, trat gegen die nationale Gottheit auf und mußte daher aufs strengste geahndet werden. Gar manche sind auch jetzt noch von dieser Auffassung ganz ausgefüllt. Bei andern wieder gerät diese Auffassung in einen Widerspruch zu einer höheren, die aus inneren Quellen herrührt.

Die vorchristlichen Völker kannten keine Gnade für den Feind: der Krieg wurde in rücksichtsloser Weise geführt. Die Religion heiligte den Krieg, und der einzelne fügte sich den Geboten der Staatsreligion. Er konnte sich ein Leben ohne seinen Staat und ohne seine Religion gar nicht vorstellen. Anders der Mensch der christlichen Kultur: er ist zu einem guten Teil darüber schon hinausgewachsen; er hat eine andere Auffassung vom Feind. Das Christentum lehrt ihn von Jugend auf, den Feind zu lieben — eine Vorstellung, die den vorchristlichen Völkern ganz unbegreiflich gewesen wäre: Den Feind muß man hassen und nicht lieben! Wenn der Sieg über den Feind ausblieb, wütete man oft gegen die Götter des Staates, und die hilflosen Götter schaffte man dann ab. Mit der Gottheit ging die Vorstellung einher, daß man Erfolg haben müsse: Bin ich nun der Erfolglose, der Besiegte, der Unterliegende, so ist ja auch mein nationaler Gott unterlegen und besiegt. Folglich hat er gezeigt, wie machtlos er ist. Ein machtloser Gott ist aber keiner, ich schaffe ihn ab. Das war folgerichtig, so mußte der vorchristliche Mensch fühlen.

Anders der moderne Mensch. Ob er es will oder nicht, ob er im Chaos stecken bleibt, oder einigermaßen aus dem innern Wirrwarr heraus strebt, ein Widerspruch bleibt in ihm dennoch: Er kann nicht zur Einheit gelangen. Mancher möchte zur antiken Auffassung zurück, wie z. B. Machiavelli, D. Fr. Strauß, Treitschke. Aber unser Inneres erlaubt es nicht. Viele, die nur mit dem Verstande leben, möchten die einheitliche antike Formel wieder herstellen. Sie vergessen, daß in der Antike diese Auffassung sozusagen organisch war. Will ich diese Auffassung, so muß ich auch die Religion der Antike wollen, ich muß zur Vielgötterei zurück. Das Leben ist ja keine Formel, das Leben im Staate setzt auch ein Zusammenleben mit dem Göttlichen voraus. Die Gottheit ist doch nicht von ungefähr: so wie der Mensch, so sein Gott. Wer glaubt, man könne ohne das Göttliche auskommen, der weiß ja gar nicht, was Leben ist.

An Stelle der Götter setzt mancher die Vielgötterei abgezogener Gedanken, und der Hegelianer und der Monist, oder wie sie sich nennen, haben doch auch, sobald sie zum politischen Leben zurückkehren, irgend eine Gottheit. Um nicht ganz leer zu sein, müssen wir ja irgend ein höheres Ideal aufstellen. Die Frage ist: Welches Ideal kann der moderne Mensch sich im Staatsleben bilden, in welcher Gestalt kann er das Göttliche erfassen? Kann er zur nationalen Gottheit zurück? Nun gibt es zwar viele, die glauben, Realpolitik treiben zu können, ohne sich überhaupt zu einer Gottheit zu bekennen. Eine solche Realpolitik ist aber auf fliegendem Sand gebaut. Was ohne das Göttliche aufgebaut wird, ist notwendig der Selbstzerstörung unterworfen, und zwar in kürzester Zeit. Lebendig ist nur das Göttliche, und je weiter und höher wir das Göttliche erfassen, um so unvergänglicher ist unser Denken und Tun. Will ich also den Machiavellismus und die nationale Realpolitik, so muß ich auch eine nationale Gottheit haben — das kann keinem Zweifel unterliegen. Oder habe ich die nationalen Gottheiten, die Vielgötterei überwunden — und das ist der Gang der Weltgeschichte — so habe ich dadurch auch eine höhere Auffassung vom Staate gewonnen. Wir müssen uns also darüber ganz klar werden.

Für den antiken Menschen stand die Religion im Dienste des Staates, d. h. Religion und Staat waren miteinander verwachsen. Die Religion über dem Staate war für ihn etwas Unfaßbares, und darin war der antike Mensch ganz folgerichtig. Wir aber erfassen das Leben entweder ganz ohne Religion, oder so, daß die Religion mehr ist als der Staat. Den Staat ganz ohne Religion zu erfassen, ist nur dem Philister möglich, den Staat ohne jede höhere Idee erfassen kann nur der Industrieritter und der Realpolitiker, der auf sein enges Interesse ausgeht und das Geschäft oder den Mammon vergöttert. Das folgerichtige Nationalgefühl muß aber mit einer nationalen Gottheit zusammengehen. Das ist das Tragische des nationalen Gefühls. Wie sich die europäische Menschheit aus diesen Widersprüchen herauswinden wird, wissen wir nicht. Aber wichtig ist, daß wir in allen diesen Widersprüchen ja einen Leitfaden finden und einen höheren Standpunkt einnehmen.

Die antike Religion kannte die Heiligkeit des Lebens, auch die Heiligkeit des Wortes nicht. Das Gewissen war noch nicht stark ausgeprägt, daher hatten die vorchristlichen Völker auch weniger Widersprüche. Heiligkeit des Lebens — das bedeutet: uns beherrscht die Vorstellung, daß unser Mitmensch, sein Heil, seine Gesundheit, sein Leben für uns einen unbedingten Wert hat. Ja, mein Heil und sein Heil, meine Gesundheit und seine Gesundheit sind miteinander eng verwachsen. Somit bin ich für ihn verantwortlich. Das ist etwas, das der ganzen Anschauung des modernen Menschen innewohnt, ob er es will oder nicht. Dadurch erkenne ich den Wert des Lebens meines Nächsten, mache mein Leben von seinem abhängig; so erkenne ich zugleich den Wert des Wortes. Wenn Talleyrand, der Diplomat, meinte, die Sprache sei uns gegeben, damit wir die Gedanken ver-

bergen sollen, so fühlen wir, daß dieser Ausspruch ruchlos ist, deshalb ruchlos, weil das Wort, der Gedanke heilig ist — das Gewissen sagt es uns; sonst gäbe es weder Wissenschaft, noch Wahrheit, noch Gerechtigkeit, und wie alle die Vorstellungen heißen, ohne die unser Leben sinnlos wäre. Wollen wir keine Heiligkeit des Wortes, dann müssen wir unser Gewissen vernichten. Das wäre folgerichtig. Die Vorstellung von der Heiligkeit des Lebens ist in unser Gefühl und in unser Bewußtsein so übergegangen, daß wir sie nicht mehr ausrotten können.

7.

Ohne politische Sittlichkeit können die Völker überhaupt nicht mehr auskommen. Die antiken Völker kamen ohne sie aus, weil sie ihrer nicht bedurften. Wir aber bedürfen ihrer dringend, weil die Annäherung der Völker aneinander das Leben so gestaltet hat, daß ein Volk auf das andere angewiesen ist, sowie ein Mensch auf den andern innerhalb des Volkes. Somit ist die politische Sittlichkeit — und Sittlichkeit ist nicht etwa ein abgezogener Begriff, sondern das Ergebnis der härtesten Wirklichkeit — eine unerschütterliche Bedingung des Zusammenlebens der Völker. Wir können uns das Zusammenleben der Völker jetzt ohne engere Verbindung, ohne Verbindlichkeit, ohne Verantwortlichkeit für einander gar nicht mehr vorstellen. Wenn man dem Athener gesagt hätte, er sei irgendwie mit einem Volke in Kleinasien geistig verbunden, so hätte er es gar nicht verstehen können, denn er lebte abgeschlossen in seinem Kreise. Wir aber fühlen anders, weil die Völker und die Rassen jetzt ineinander gedrungen sind, und der Prozeß ihrer Annäherung ist unaufhaltsam, ob wir es wollen oder nicht. Die neue Vorstellung von der politischen Moral hängt nicht etwa in der Luft, sondern sie ist fest in der Wirklichkeit begründet. Unsere persönliche Sittlichkeit hat sich befestigt; und das wirkt auch auf das Zusammenleben der Völker zurück. Die Vorstellung, es gebe ein Ja und ein Nein, und alles andere, d. h. ein charakterloses Schwanken, sei vom Übel, wie Jesus gesagt hat, bedeutet ein Heraus aus dem Chaos. Fange ich an, zu schwanken und zu behaupten: Es gibt weder Wahres noch Falsches, so habe ich nichts Fruchtbares hervorgebracht und nehme nur Teil am Wirrwarr. Er ist ein charaktervoller Mensch, das will sagen: er weiß, was Ja und was Nein ist, und so ein Mensch weiß auch, was das Übel ist. Ein charakterloser Mensch schwankt immer zwischen Ja und Nein. Wir fühlen, daß Festigkeit, Mittelpunkt, Fähigkeit, den Wirrwarr zu überschauen, und aus ihm herauszutreten, das Gegenteil von Charakterlosigkeit ist und daß gerade dies uns am meisten nottut; die Verhältnisse überschauen kann man aber nur, wenn man einen höhern Standpunkt einnimmt.

Ohne eine höhere Vorstellung von Sittlichkeit kann der Staat auf die Dauer nicht bestehen, und nicht nur fühlen wir es jetzt, sondern es beginnt auch zu unserer oft zweifelnden Vernunft zu reden. Es gab eine Zeit,

wo man meinte, den Staat von höherer sittlicher Auffassung ganz trennen zu können: nationalökonomische Fragen haben, hieß es, nichts mit tieferer Sittlichkeit und höherer Menschlichkeit gemein; wir können sie rein wissenschaftlich lösen. Nun kommen wir allmählich davon ab, weil wir eingesehen haben, daß keine einzige Lebensfrage überhaupt von dem Hintergrunde des menschlichen Charakters abgelöst werden kann. Somit ist das Menschliche in seinen verwickelten Beziehungen — und das ist ja das Sittliche — eine stärkere Notwendigkeit als alle Tatsachen der Nationalökonomie und der politischen Bewegungen. Der Staat sieht allmählich ein, daß er ohne den sittlichen, d. h. charaktervollen Menschen mit seinem Ja und Nein, sich gar nicht behaupten kann. Ein Staat, der zusammengesetzt wäre aus Herdentieren, charakterlosen, genußsüchtigen, gewissenlosen Menschen, wäre kein Staat. Somit ist der Staat in seiner ganzen Herrlichkeit auf den einzelnen Menschen angewiesen. So lösen sich alle Fragen der Realpolitik und Staatsräson von selbst: Der Staat sollte noch sittlicher sein als der einzelne. Kann denn eine Autorität meine Achtung beanspruchen, die mir, dem einzelnen, befiehlt, sittlich zu sein, d. h. gebildeter Mensch zu sein, und selber noch in der Auffassung des Papuaners verharrt? Da der Staat auf die Menschlichkeit und Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit der einzelnen angewiesen ist, so muß er mit dem Beispiel der Rechtschaffenheit und Sittlichkeit vorangehen. Wir müssen in der Politik nach unerschütterlichen Grundsätzen suchen, und nicht beim Experimentieren es bewenden lassen. Der Staat muß ein gesteigertes Bewußtsein haben, tiefer und höher als der einzelne sein. Je mehr Inhalt der Mensch hat, und das bedeutet sittlichen Inhalt, je mehr Charakter er ist, desto persönlicher ist er. Wenn einer verschwommen, nebelhaft ist, nichts Ausgeprägtes hat, wenn er dem Mitmenschen wie ein Ei dem andern gleicht, so ist er Massenmensch. Wahres Leben kann aber nur dort gedeihen, wo ausgeprägte Charaktere vorhanden sind. Charakter bedeutet Sein und nicht Schein — das wissen wir im gewöhnlichen Leben alle. Wir sagen: Dieser Mensch führt eine Scheinexistenz, das heißt, er hat keinen Mittelpunkt, er hat nichts Ausgeprägtes, nichts Festes, sondern er ist abhängig von der Mode und wird hingerissen von den augenblicklichen Wellen der schäumenden Menge.

Der Staat sollte den Schein überwinden, wenn er uns ein Beispiel sein will; er muß auf das Ewige ausgehen, auf das Unvergängliche; er muß uns das Beispiel geben, daß sich auch unser Leben vom Standpunkte des Unvergänglichen gestalten soll — eine andere Sittlichkeit kann der Staat nicht haben.

8.

Wenn wir tiefer schauen und keine Sophisten sind, so erkennen wir, daß es notwendig eine einheitliche Sittlichkeit gibt: ist doch der Staat auf das innere Leben der einzelnen Menschen angewiesen. Nicht etwa

Starrheit soll mit dieser Auffassung der politischen Sittlichkeit verbunden sein, auch nicht etwa Bürgerlichkeit; es gibt nichts Häßlicheres als die sogenannte Bourgeois-Moral, die von dem beschränkten Ich ausgeht und von dem engen Familienkreis, und die gar nicht weiß, was weites politisches Leben ist, nein: vielmehr die Überwindung der Bourgeois-Moral, d. h. der Selbstzufriedenheit. Es ist so schwer, frei zu sein; denn frei sein bedeutet, die größte Verantwortung auf sich nehmen. Es ist dagegen sehr leicht, sich von andern leiten zu lassen: Ich überlasse alles dem Staat, er wird schon für mich sorgen; er wird mir befehlen, und ich werde gehorchen. Die Freiheit setzt Charakter und entwickeltes Gewissen voraus, und da der Staat auf die einzelnen Charaktere angewiesen ist, so ist er auf die wahre Freiheit der einzelnen angewiesen. Wo die einzelnen unfrei und bevormundet sind, ohne sich dessen bewußt zu sein, da haben wir im günstigsten Falle Sparta. Somit ist die Freiheit aufs engste mit der Vorstellung des Göttlichen, nicht des Scheins, verbunden — die richtig erfaßte Freiheit, nicht die Freiheit als bloßer Gedanke. Die abstrakte Freiheit führt zu Revolutionen und zum Wirrwarr. Aber auch der abstrakte Staat, wie ihn Hegel auffaßt, muß früher oder später zur Untergrabung des Gewissens und der Persönlichkeit führen.

Die Überwindung des Scheines, d. h. der Phrase, ist die notwendige Bedingung der Dauerhaftigkeit eines Staates. Kein Mensch wird behaupten wollen, wir seien dafür da, damit die Klassen miteinander kämpfen, und doch wird der gleiche Ausspruch in einer anderen Weise getan: daß die Völker dafür da seien, damit sie miteinander kämpfen. Wenn wirklich die Bestimmung der Völker wäre, miteinander zu kämpfen, so wäre ja auch die Bestimmung der Klassen im Staate, miteinander zu kämpfen. Wenn wir den Völkerkampf rückhaltlos billigen, so müssen wir notwendig auch den Klassenkampf anerkennen; sonst verfallen wir in einen Widerspruch. Daher bleiben ja auch alle politischen Phrasen im Schein stecken: sie gehen nicht auf das Wesen aus. Die Aufgabe des Staates — und der Staat kann keine andere Aufgabe haben — ist die Weckung des sittlichen Gewissens. Geht er von dieser Aufgabe ab, so untergräbt er seinen eigenen Boden; er verfällt in kurzer Zeit. Das Göttliche — ὁ παλαιος των ἡμερων — ist älter als der Staat. Daß wir ohne die Vorstellung von einem Höhern nicht auskommen können, das liegt begründet in den Widersprüchen des Lebens. Nur ein Philister schafft das Höhere ganz ab oder bleibt, wie z. B. D. Fr. Strauß, beim Staate stehen. Dagegen fühlt Nietzsche, daß etwas Höheres da sein müsse, und will, da der moderne Mensch nicht mehr an Gott glauben und doch ohne den Glauben an ein Höheres nicht auszukommen vermag, weil das Leben ja dann überhaupt nichtig und sinnlos wäre, Gott ins Menschliche übersetzen, und das bedeutet, auf den Übermenschen hinarbeiten, also doch etwas, das mehr ist als Mensch. Das Göttliche ist die Überwindung der Widersprüche. Wer in den Widersprüchen stecken bleibt, ist ein Philister. Wer sich an irgend eine Macht anlehnt

und dabei zufrieden bleibt, ist ein Philister. Nicht-Philister ist ein Mensch, der mit den Widersprüchen kämpft. Kämpfe ich mit den Widersprüchen, so gelange ich notwendig zu einer höheren Vorstellung von den Aufgaben des Staates.

Ohne eine höhere Lebensansicht können wir die Aufgaben des Staates und die Bestimmung des Menschen gar nicht erfassen; der Staat selber kommt ja von einer höheren Idee. Das Überschauen aber beruht auf der Überwindung der Widersprüche. Sage mir, wie du dich mit den Widersprüchen des Lebens, mit der Tragödie des Daseins auseinandergesetzt und abgefunden hast, und ich werde dir sagen, wer du bist. Mehr als Staatsbürger sein, heißt Mensch sein. Der Philister neigt dazu, den Menschen in dem Staatsbürger aufgehen zu lassen; er vertritt im besten Falle die Auffassung der frühesten Antike, einen überwundenen Standpunkt. Alles, was wir erworben haben in Kämpfen von Jahrtausenden, ist ja die Vorstellung von der höheren Bestimmung des Menschen. Der Staatsbürger im Altertum war weit einheitlicher als wir. Was für ein echter Staatsbürger war auch der Japaner — er ist es jetzt auch nicht mehr, wiewohl er immer noch ein weit besserer Staatsbürger ist als wir, denn er trägt keine Widersprüche in sich. In uns lebt die Vorstellung vom Menschen neben der vom Staatsbürger. Haben wir jene Vorstellung preisgegeben, so haben wir die christliche Kultur aufgegeben und sind um einige Jahrtausende zurückgeschritten, und das bedeutet noch weiter zurück; denn langsam gehen die Menschen, wenn sie eine Höhe erreicht haben, nicht zurück, sondern sie fallen herab von der Höhe. Mensch sein aber bedeutet, eine Beziehung zum Göttlichen haben. Bankerott werden alle Humanitätstheorien machen, die den Menschen nur auf das Menschliche stellen. Das Göttliche ist weit mehr als das Staatsbürgerliche. Schon in der Antike regte sich diese Ansicht. Phokion, der athenische Staatsmann, sagte einmal in einer Volksversammlung: ‚Lieber will ich mich von euch übel behandeln lassen, als selbst euch etwas Böses zufügen.' Damit ein Mensch so etwas ausspreche, muß er schon in seinem Innern eine bedeutende Wandlung erfahren haben. Die Einheit des antiken Menschen, des rein politischen Menschen, war schon gebrochen: man begann das Göttliche über den Staat zu stellen.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

In der künstlerischen Entwicklung des Deutschschweizers Paul Ilg ist ein Bruch, der sich besonders in seinem Roman ‚Landstörzer‘ zeigte. Man hatte Ilg in Deutschland gelobt und gefeiert und ihn schließlich nach Berlin gezogen, wo er sozusagen den Boden unter den Füßen verlor. Nach einer Zeit des Taumelns bewußt sich losreißend, versuchte er, in der Heimat wieder zur Besinnung zu kommen, was ihm, nach langen Jahren des Ringens, jetzt gelingen zu wollen scheint. Sein neuer Roman ‚Der starke Mann‘ zeigt wenigstens wieder die gerade, stolze und ununterbrochene Linie, die eben nur ein fertig gewordener Mensch und Künstler seinem Werke zu geben versteht. Heimgefunden in die Arme der Heimat und des Volkstums, aus dieser Berührung wieder reine Kräfte ziehend: diese letzte Weihe, jedem einzelnen notwendig, der etwas Wesentliches leisten will, hat Ilg erhalten, und mit einiger Freude kann daher auch von seinem neuen Werke gesprochen werden. Zunächst scheint er über den alten, wohltuenden alemannischen Erzählton nicht herauszukommen — was nicht etwa ein Fehler ist, denn das rechte Erzähltalent, das gutbürgerliche, wenn man so sagen darf, tut uns ebenso not wie das geniale. Aber natürlich schaut man immer begierig nach, ob sich aus dem Dutzend nicht der Eine heraushebt. Wenn es also auch zunächst scheint, als unterscheide sich Ilg nicht wesentlich von den Hesse, Lienert, Möschlin, Burte usw., so taucht bei längerem Hinschauen doch, besonders in der Führung des Gespräches, dann in der Satzbildung überhaupt, eine kräftigere, unterschiedliche Linie auf, die von Ilgs lobenswertem Einfühlen in die Volkssprache kündet. Er wird da eigenartiger, eigenwilliger und gerade deshalb — volkstümlicher, wie es denn ein schrecklicher Irrtum der Literaten und Pädagogen ist, daß nur die Glätte, der Fluß, der schulmäßige Satz die volkstümliche Sprache macht. Ilg erzählt von dem Geschick des schweizerischen Oberleutnants Lenggenhager, der, aus dem Hause eines reichen Viehhändlers stammend, den Boden vergißt, auf dem er gewachsen ist (siehe da Ilgs persönliche Erfahrung!), und nun eine Seite des schweizerischen Militärs darzustellen sich bemüht, die die gutdemokratischen Schwyzer die preußische Seite nennen. Das Herkommen würde ihm äußerlich nichts schaden, muß ihm aber innerlich zum Verhängnis werden, da niemand das Nest zu verleugnen fähig ist, aus dem er gefallen ist. Er trägt ein geistiges Erbe mit sich, das sich in richtigen Bahnen, zu etwas Bedeutsamem auswachsen könnte, das aber verhängnisvolles Schicksal wird, sobald die rechten Bahnen verlassen werden. Bewußt oder unbewußt lief dem Verfasser die Absicht unter, einen schweizerischen Offizier zu zeigen, wie er nicht sein soll, und wenn man Ilg darin im vollsten Maße beipflichten kann, so muß man auch betonen, daß diese Absicht einigermaßen zweideutig wird.

---

* Paul Ilg. ‚Der starke Mann‘. (Huber & Co., Frauenfeld, M. 5.—). Anton Schott, ‚Um die Heimat‘. (Lucas-Verlag München. M. 1.—), Tilly Lindner, ‚Die sieben Generationen.‘ (Ebenda, M. 1.—), Paul Keller, ‚Das Königliche Seminar-Theater‘. (Bergstadt Verlag, Breslau, M. 3.50), Ferdinand Künzelmann, ‚Der Schlitten der Madame Du Barry‘. (Egon Fleischel & Co., Berlin, M. 4.50.)

Denn dieser Offizier, wie er nicht sein soll, beruft sich verschiedentlich auf die deutschen oder preußischen Kameraden als seine Vorbilder, wie denn seine Gegner gerade betonen, daß der schweizerische Offizierstand keine ‚Kaste‘ werden dürfe. Hier muß man, als deutscher Schriftsteller, aufklärend und warnend eingreifen, denn die Allgemeinwirkung des Buches muß im feindlichen und neutralen Ausland eine erneute Bestärkung in der falschen Ansicht vom ‚preußischen Militarismus‘ sein. Daher sei aus guter und jahrelanger Kenntnis des deutschen Offiziers mit aller Deutlichkeit betont, daß der Oberleutnant Lenggenhager sich nur grundlos als ein Ableger unseres Offizierkorps fühlen kann. Es gibt bei uns nur wenige Ausnahmen von der prächtigen Regel, und diese Ausnahmen sind solche Leute, denen der eigentliche Geist unseres Offizierkorps leider nichts anzuhaben vermochte. Ich wüßte unter den Berufskreisen mit ähnlicher Vorbildung (vielleicht Forst- und Seeleute ausgenommen) keine Männer, die ein so feines und wohlgerundetes Menschentum darstellen wie die deutschen Offiziere. Wie es überdies noch zu untersuchen wäre, welche wohltuenden Einflüsse die Lebensführung der meisten unter ihnen auf das deutsche Volk gehabt hat. Diese Zwischenbemerkungen waren nicht nur der Sache wegen, sondern in diesem Falle auch deswegen notwendig, weil der Roman vom ‚starken Mann‘ in der Schweiz hitzig besprochen wird, und natürlich nicht nur wegen seiner literarischen Qualität. Die letztere steht indessen, wie oben ausgeführt, ohne Zweifel fest und sollte eine Gewähr dafür sein, daß Paul Ilg die schweizerische und damit die deutsche Literatur mit manchem wertvollen und volkstümlichen Stück bereicherte.

Darin sehe ich einen schlechthin nicht zu übertreffenden Gipfel. Unsere literarische Entwickelung muß und wird, getragen durch das erstarkte völkische Bewußtsein, ein neues altes Ideal, das der Volkstümlichkeit im reinsten Sinne haben, und es wird sich ansehen wie ein Rubensscher Höllensturz Verdammter, wenn die so selbstsicheren Verfertiger einer Literatur für Literaten der verdienten Nichtachtung anheimfallen. Da die echte Volkstümlichkeit naturgemäß aus dem tiefsten Volksempfinden geboren wird, so wird auch des Volkes Verhältnis zum Göttlichen, kurz: sein Glauben, mehr wie vorher in kunstmäßigen Werken zu finden sein. Wir Katholiken sind da am besten versorgt, da wir gerade durch unseren Glauben immer wieder innig der Allgemeinheit uns verbinden, und hoffentlich ist dann auch die Zeit vorbei, da bei uns liebe Seelen mit gutem Willen und schlechter Kunst als berufene Vertreter katholischer Literatur auf den Schild gehoben werden. Ähnliches scheint selbst P. Overmans S. J. zu wünschen, der im Oktoberheft der ‚Stimmen‘ sich Ezard Nidden als Eideshelfer bestellt, um betonen zu können, daß bei den katholischen Schriftstellern bisher leider die fromme Meinung mehr gegolten habe wie die Kunst, mit der sie allein erst ins Leben gerufen wird. Wenn es auch vielleicht richtiger gewesen wäre, P. Overmans hätte darauf hingewiesen, daß an dieser Stelle im ‚Hochland‘ seit nahezu zehn Jahren diese Ansicht vertreten wurde, so wollen wir uns doch des sachlichen Umschwunges freuen und von nun an — eine so gewichtige Autorität im Rücken — uns wieder lebhafter in die Gefahr einer sachlichen Besprechung katholischer Literatur begeben.

Zu denen, die man mit freundlichem Wohlwollen sah und zuweilen auch besprach, gehört Anton Schott. Sein kleiner Roman ‚Um die Heimat‘, zeigt die Vorzüge und Schwächen des Böhmerwald-Poeten wieder einmal. Es wird erzählt, wie ein alter Bergbauer durch das Paschen und vor allem durch die Heirat mit einem blutjungen, herrschsüchtigen Ding sich zugrunde richtet, indessen

sein Sohn, in Auswirkung der poetischen Gerechtigkeit, schließlich doch noch zu seinem Hof und zu seinem Diandl kommt. Es ist keine Frage, daß Schott eine kräftige, volkstümliche Ader hat, die auch in ‚Um die Heimat‘ deutlich pulst. Einfach und gerade geht die Handlung ihren einfachen Weg, und die Menschen sind von ihrem Heimatboden nicht zu trennen. Eine wunderlich-knorrige Art hebt den Roman über die meisten seines Wesens weit hinaus. Indessen liegen, überblickt man sein Gesamtwerk, auch die Schwächen klar zutage, die verhindern, daß der tüchtige Erzähler weiter und tiefer wirkt. Die Gleichförmigkeit seiner Themen scheint mir dabei die Hauptschuld zu tragen; es heißt doch der Aufnahmefähigkeit auch des einfacheren Publikums zu viel zuzumuten, wenn man in zwei, drei Dutzend Büchern sich einfach wiederholt. Das ist bei Schott der Fall. Seine Menschen, so erfreulich sie als Erscheinungen sein mögen, kehren wie in einem Ringelspiel unaufhörlich wieder, und ohne einer kniffflichen Psychologie das Wort zu reden, muß man doch betonen, daß eine tiefere und mannigfaltigere Ausbeutung der Schicksale dem Leser Wesentliches geschenkt hätte. Schott brauchte nicht aus seinem Kreis zu treten, sondern nur mit etwas mehr Ehrgeiz dem Menschentum seiner Volksgenossen nachzugehen. Hinzu kommt, daß die oben erwähnte wunderlich-knorrige Art nicht zur künstlerischen Vollendung gebracht werden konnte. So wirkt die wahrlich lobenswerte Eigenart, weil sie im Absonderlichen stecken blieb, wie die Erzählungsweise eines Sonderlings, und es ist nicht jedermanns Sache, einem solchen Sonderling jahrzehntelang zuzuhören. So fehlt einfach bei Schott die letzte und notwendige Vollendung.

Außerordentlich vielversprechend, wenn man die volkstümlichen Möglichkeiten in Erwägung zieht, erscheint mir ein Roman von Tilly Lindner, ‚Sieben Generationen‘. Hier ist eine viel reichere Natur als Anton Schott, aber auch eine viel eigenwilligere. Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert; und sollte Tilly Lindner — ich vermute wegen des Vornamens eine Frau als Verfasser — die in ihrem Wesen und Talent liegenden ungewöhnlichen Schwierigkeiten überwinden und zu einer künstlerischen Harmonie kommen, so werden wir auf sie stolz sein können. Vorläufig indessen ist ein Übermut nicht angebracht. Was sie vor allen Dingen auszeichnet, ist eine geradezu schnurrige Art von Prosa, an deren Zustandekommen Bartsch und Handel-Mazzetti nicht unschuldig sein dürften. Indessen ist soviel wohltuendes Eigenleben darin, daß man über manche Entgleisungen wohlwollend hinweggeht und sich einiger wunderschöner Wendungen herzlich freut. Man merkt eben an jedem Satz, daß da eine Persönlichkeit beharrlich und kühn nach dem ihr angemessensten Ausdruck ringt. Auf die Seite des Erfreulichen und Aussichtsvollen muß man auch die inbrünstige Versenkung in heimatliche Überlieferung setzen. Der ganze Roman ist ja eigentlich nur die Darstellung einer durch sieben Generationen laufenden Chronik, aus dessen Lektüre ein etwas schemenhaft geratener Maler (wie denn die Menschengestaltung vorläufig Lindners starke Seite nicht ist) den stolzen Mut lernt, sich zu Heimat und Sippschaft zu bekennen. Und dieser Umstand, verbunden mit der erzählerischen Eigenart (die zu bilden und zu entwickeln wäre), läßt das Ziel: bodenecht und volkstümlich zu werden, klar erkennen. Es wird somit anregend und — man hofft es — erfreulich sein, Tilly Lindner gelegentlich wieder zu begegnen.

Diese Wiederbegegnungen sind überhaupt das Hübschestе, was man als Bücherliebhaber erlebt. Es gibt dabei zuweilen eine Freude, wie man sie beim Wiedersehen mit einem guten Bekannten empfindet. So geht es mir bei Paul Keller,

wenn er als Erzähler von Selbsterlebtem kommt. Er ist dann ganz ausgeglichen, weil er seiner Kurzatmigkeit keine zu langen Wanderungen zumutet. Er schlendert so hin und erzählt dabei. Aus seinen Worten, die warm und ganz leise wehmütig sind, steigt die Vergangenheit echt auf, ohne gewollte Verklärung, aber doch mit dem verklärenden Duft der Ferne umgeben. Seine diesjährigen sieben Erzählungen, die unter dem Titel ‚Das Königliche Seminar-Theater' gehen, haben mir eine ausnehmend glückliche Stunde geschenkt. Schließlich sieht doch jeder, der die Mitte der Dreißig überschritten hat, schon wieder in die Vergangenheit zurück, und da gerät er dann von selber in die Stimmung, aus der Keller von seinen Seminar- und ersten Lehrerjahren erzählt. Wie er die Erlebnisse im Seminar zu Breslau schildert, hält er den Rausch der Sturm- und Drangjahre fest. Ja, lieber Gott — wie genial gebärdete sich da jeder, und am genialsten die, welche später im Leben nicht aus dem gleichmäßigen Trott herauskommen. Wie schön haben die Apfelbäume geblüht, und als der Sommer kam, hingen nur ein paar Holzäpfel in den zerzausten Kronen. Mit leiser mitschwingender Vorahnung dieses Ergebnisses ist die Keller'sche Erzählung erfüllt, so lustig und ausgelassen sie sonst sein mag. Und deshalb hat Keller es verstanden, durch eine kluge und warme Kunst den Stoff über die platte Humoreske hinaus zum Allgemeinmenschlichen zu erheben. Das gleiche gilt auch von der Darstellung des ‚ersten Ausfluges', den der Verfasser als junger Lehrer mit seinen Dorfkindern nach Breslau machte. Hier ist sogar die Kunst noch größer. Stofflich das Geringfügigste: eine Fahrt, wie sie in jedem Jahr tausendmal gemacht wird; und wie die Erzählung nun dasteht, ist sie zu einem kleinen Kunstwerk geworden, weil sie den hellen Punkt ahnen läßt, von dem strahlenförmig 82 Menschleingeschicke auslaufen. Das Zufällige verschwindet, der Blick in das geheimnisvolle Werden und Geschehen der Geister tut sich auf. Mit stärkerer realistischer Kraft baut Keller seine Erzählung von den ‚Grenzhäusern' auf. Hier beweist er, daß er echte und rechte Volkerzählungen mit gesunden, blutvollen Menschen, Humor, Geheimnissen und nicht zuletzt spukhafter Groteske schreiben könnte. Der nächtliche Zug mit der Leiche der jungen, schönen Frau des Schmugglers auf verbotenem Pfade, das Zusammentreffen mit dem Todfeind und Nebenbuhler, der dicke Grenzwirt und der junge schlotterige Seminarist Keller, den Wagen mit dem Sarge schiebend — das hat bei aller Tragik einen grausigen Humor, wie man ihn nur bei E. Th. A. Hoffmann findet. Ich wünschte nur, Keller ließe seiner eigentlichen Natur einmal die Zügel; ich glaube, der Hippogryph trüge ihn doch noch über die Bergstadt hinweg.

* * *

Die vorstehenden Bücher sind mehr oder weniger alle aus volksnahen Herzen geschrieben. Ihre Verfasser wurzeln im Volk, ziehen ihre besten Kräfte aus ihm, und der Geist steht noch in wohltuender Harmonie mit der Tatkraft. Lehrreich ist es, ein Gegenstück zu besehen, als welches ich einen Erstlingsroman, ‚Der Schlitten der Madame du Barry' von Ferdinand Künzelmann wählen möchte. Er ist eine Merkwürdigkeit, dieser Roman, weil er ganz fontanisch ist, und von einem jungen Manne geschrieben ist. Des alten Fontane (wir sagen immer: Der alte Fontane!) Eigenart, war die Eigenart eines reifen, überlegenen, klugen, skeptischen Geistes, und es will uns unnatürlich dünken, daß ein Junger diesen Geist haben könnte. Da Künzelmann inzwischen eine dramatische Legende geschrieben hat, über die zu urteilen nicht meines Amtes ist,

die ihn aber immerhin als einen anderen zeigt, so müßte man seinen fontanischen Roman von vornherein als anempfunden bezeichnen, wenn nicht der Ausweg bliebe, ihn als das Werk eines frühreifen, altklugen Geistes anzusehen, der ja dem freundlich-skeptischen Geiste des Alters zum Verwechseln ähnlich sein kann. Immerhin bleibt das Fehlen einer eigentlich jugendlichen Kraft auffällig, denn in diesem Roman ist nichts mit kräftiger Hand Gestaltetes, sondern alles ist geistreiche Plauderei. Geistreiche und höchst unterhaltliche Plauderei. Ich gestehe gerne, daß ich diese Plauderei mit Vergnügen gelesen habe, woran meine Vorliebe für Fontane und geistreiche Gespräche überhaupt Schuld haben mag. So gänzlich auch die eigentliche Fabel fehlt (das persönliche Erleben des Baron Greyendorff ist eigentlich nebensächlich, er ist nur der Kristall, der die Dinge widerspiegelt), habe ich doch meine Freude an dem vom Hundertsten ins Tausendste schweifenden Geplauder des Barons mit seinem Herzog, seinem Vetter, der alten Herzogin von Argenteuil, mit Kellnern, Portiers, Dienern. Das ist alles geistreich und lebensecht, geistreich wie das doppelte Symbol des Titels, und lebensecht — aus zweiter Hand, wie die Figuren des Buches. Aber dieses Geistreiche ist unjung, weil es über den Dingen steht und vor einer zu nahen Berührung mit ihnen sich sorgfältig hütet — wie ein lebenskluger Aristokrat. Das ist nicht die Art des fest die Dinge packenden Dichters, des jungen Dichters, und daher ist hier etwas anderes als Natur am Werke — von Unnatur möchte ich nicht geradezu sprechen. Gewiß gibt Künzelmann ein Weltbild, das Bild Frankreichs vorzugsweise, wie es im Schlitten der Du Barry dem Abgrund zuklingelt, aber es ist ein verschleiertes Weltbild, ein Weltbild aus zweiter Hand. Der überzüchtete Baron Greyendorff ist ein Symbol für die Kunst Künzelmanns. Eine gute Dosis animalischer Kraft fehlt mir in beiden. Andererseits wird gerade durch dieses Fehlen das Buch unter Tausenden merkwürdig; über seinen Schatten kann schließlich niemand springen, und wenn ich noch einmal gestehe, den Roman mit Vergnügen gelesen zu haben, so gestehe ich damit auch meinen lebhaften Wunsch, von Künzelmann weiteres zu hören.

Kulturgeschichte des Mittelalters

Von Aloys Meister

Das Wort Kulturgeschichte gehört zu jenen unklaren Begriffen, die nicht von der Wissenschaft geprägt und von vornherein mit einem festumschriebenen Inhalt versehen sind, sondern die vorher da waren, ehe sie methodisch festgelegt und zu technischen Fachausdrücken verwandt wurden. Deshalb ist auch mit der Bezeichnung Kulturgeschichte so viel Unfug getrieben worden. Die Verschwommenheit des Begriffs gestattete, daß man alles hineinpackte, was persönliche Liebhaberei an Kuriositäten im vergangenen Volksleben entdeckte. Die Kulturgeschichte wurde der Tummelplatz der Dilettanten; die zünftige Forschung hielt sich daher fern, und das hemmte lange Zeit eine eingehendere kulturgeschichtliche Betrachtung.

Dann kam in den 80er Jahren der wissenschaftliche Streit um den Begriff und die Aufgaben der Kulturgeschichte, von dem auch heute noch eine Verschiedenheit in der Auffassung vom Verhältnis der politischen Geschichte zur Kul-

turgeschichte zurückgeblieben ist. Bernheim stellt noch die Kulturgeschichte selbständig neben die politische Geschichte und weist ihr vorwiegend die nichtpolitische Tätigkeit der Menschen zu, während die meisten anderen Historiker heute in der Kulturgeschichte umfassende Volksgeschichte sehen. Und da im Staate ein hervorragender Träger der Kultur zu erblicken ist, so gehört auch bis zu einem gewissen Grade die Staatsgeschichte zur Kulturgeschichte. (Näheres darüber: A. Meister, Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht. Münster, Coppenrath.)

Die Kulturgeschichte muß naturgemäß alle die Faktoren umspannen, die zusammengenommen das ergeben, was wir Kultur nennen. Dazu gehören sowohl die Elemente, die zur geistigen, wie diejenigen, die zur materiellen Hebung der menschlichen Gesellschaft beitragen. Dabei kann auch der Rückschritte und der Rückbildungen nicht entraten werden, da es ja in der Geschichte keine ausschließlich geraden Höhenkurven gibt.

Nun ist das Stoffgebiet der Kulturgeschichte, wenn wir näher zusehen, ein ganz gewaltiges. Da ist es kein Nachteil, sondern eher ein zu begrüßender Vorteil, daß eine Arbeitsteilung eingetreten ist und für einzelne Gebiete sich besondere Spezialwissenschaften ausgebildet haben. Die Literaturgeschichte, die Kunst-, die Religions- und Rechtsgeschichte hatten schon vor dem Erwachen der eigentlichen Kulturgeschichte eigene Arbeitsgebiete gebildet, in denen die Hauptfaktoren der geistigen Kultur einzeln erforscht wurden. Neuerdings ist in der Wirtschaftsgeschichte eine neue Disziplin erblüht, die den meisten Seiten der materiellen Kultur ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Die Altertumskunde hat ebenfalls ein eigenes Arbeitsfeld abgesteckt und in der Folklore oder Volkskunde sucht sich wiederum ein neues Fach aus den Armen des Dilettantismus loszulösen.

Was diese Sonderwissenschaften an Problemen aufstellen, das muß heute der Kulturhistoriker beherrschen, und ihre Fragestellung muß er kennen und berücksichtigen. Dabei wird er sich freihalten müssen vom einfachen Addieren der Ergebnisse dieser Wissensgebiete. Denn seine Aufgabe ist eine andere. Die Beziehung zur gesamten Volksgeschichte herzustellen, ist an sich nicht das Ziel der Spezialwissenschaften, sondern der Kulturgeschichte. Für die Kunstgeschichte haben wir ja neuerdings ein sehr willkommenes Buch erhalten: Oskar Döring, Deutschlands mittelalterliche Kunstdenkmäler als Geschichtsquelle.* Hier werden die Kunstdenkmäler als Dokumente für geschichtliche Vorgänge behandelt, und so ist Kunst und Geschichte in ein engeres Verhältnis zueinander gebracht und so der kulturgeschichtlichen Betrachtung zweckdienlich vorgearbeitet.

Die Kulturgeschichte wird ihren Blick auf das Ganze der Kulturentwicklung gerichtet halten und darnach die Einschätzung des Details einstellen. Es kommt ihr darauf an, die Gesamthaltung der Zeit herauszuarbeiten, das für die Gesamtkultur Charakteristische hervorzukehren. Zu diesem Zweck wird sie Ergebnisse der Spezialforschung selbständig verarbeiten und durch eigene Erfassung vertiefen. Und sie wird dazu noch andere Seiten kultureller Entfaltung aufsuchen und durch eigene Forschung klarstellen, für die es — wie z. B. für die Sittengeschichte — noch keine Sonderdisziplin gibt.

So hat auch G. Steinhausen, dessen Geschichte der deutschen Kultur jetzt in zweiter, vermehrter Auflage zu erscheinen beginnt,* seine Aufgabe richtig

* Leipzig, K. H. Hiersemann 1910, 8° 414 S. 119 Abbildungen geb. 12 M.

erfaßt. Er wollte eine Gesamtdarstellung der deutschen Kultur liefern in einer systematischen Verarbeitung des gesamten Kulturstoffs zu einem möglichst einheitlichen Aufbau. Langjähriges Sammeln und Sichten, eigene wissenschaftliche Forschung auf verschiedenen Gebieten ging voraus. In redlichem Streben sucht er die Fülle des Materials zu meistern, das einzelne in den gehörigen Zusammenhang zum Ganzen zu bringen, und so die Hauptströmungen breit dahinfließen zu lassen, ohne die Wechselbeziehungen zum Kleinen und oft Kleinsten zu vernachlässigen. Kein äußerliches Zusammenkitten wird uns geboten, sondern selbständige, geistige Durchdringung des Ganzen unter verständiger Beachtung der Kultureinflüsse vom Ausland. Dabei sucht Steinhausen sich gewissenhaft vor Verallgemeinerung zu hüten und auch der landschaftlichen Verschiedenheit und der Ungleichheit unter den einzelnen Volksgruppen gerecht zu werden. Es kam ihm auf den deutschen Menschen an, auf das Herausheben der Entfaltung des deutschen Volkstums als solchen. Trotzdem bei einer solchen Betrachtung der Blick vorzugsweise auf das Typische gerichtet bleiben mußte, ist Steinhausen der Versuchung glücklich ausgewichen, Gesetze zu konstruieren und in solche Zwangsjacken die Hypertrophie des Stoffes einzuzwängen.

Leider hat der Verfasser den Staat als kulturellen Faktor fast ganz ausgeschaltet und in dem Bestreben, nur nichtpolitische Geschichte zu bieten, weder den Staat als Produkt der Kultur noch als Kulturbringer ausreichend zur Geltung gebracht. Und dann dürfte er auch, trotz des unverkennbaren Strebens nach objektiver Würdigung der Kirche als Kultur*vermittlerin*, dem Christentum als Kultur*born* noch nicht völlig gerecht geworden sein. Es geht auch nicht an, die universale Richtung der Kirche nur aus dem Römischen Reich zu erklären, und auch der Begriff der Romanisierung durch die Kirche scheint mir nicht in jeder Beziehung glücklich gewählt zu sein. Daß der Zuzug aus dem unfreien Volk zum Priesterstand noch größer gewesen sei als aus dem Stande der Freien (S. 206), das müßte doch erst bewiesen werden. Der Verfasser hat vor allem die auf die Hebung der Sitten gerichtete Tätigkeit der Kirche unterstrichen. ‚Als *wichtigste* und kulturgeschichtlich besonders einschneidende *Leistung* der Kirche wird immer ihr *Streben nach größerer Sittigung* des deutschen Menschen anzusehen sein‘ (S. 207). — So bietet uns das Buch in der selbstgewählten Beschränkung einen gut orientierenden Überblick über die Hauptzüge der mittelalterlichen deutschen Kultur.

Ganz anders angelegt ist das Werk von *Grupp* über die Kulturgeschichte des Mittelalters.** Hier erhalten wir nicht eine straffe, einheitliche Zusammenfassung wie bei Steinhausen, sondern an ihrer Stelle eine Vielheit von mehr oder minder im Zusammenhang erwarteten Einzelbildern. Diese sind dann reich mit Lesefrüchten ausgestattet, für deren Zusammentragen wir dem Verfasser dankbar sein dürfen, zumal da sie manchmal von entlegener Stelle hergeholt sind. So ist hier eine reiche Materialsammlung geboten, die als solche sehr zu begrüßen ist und die nicht nur dem Laien Unterhaltung, sondern auch dem Forscher gute Dienste leistet. Auch haben sich dem Verfasser bei seinem langjährigen Sammeln Fragen und Vergleiche aufgedrängt, deren Erörterung willkommen ist und fruchtbar

---

* Bd. I². Bibliographisches Institut, Leipzig, Lex. 8° 1913. 428 S. 86 Abb. und 10 Tafeln.

** Bis jetzt vier Bände: Paderborn F. Schöningh, zweite vollständig neue Bearbeitung Bd. 1, 45 Ill., 458 S. 1907; Bd. 2, 48 Ill., 549 S. 1908; Bd. 3 21 Ill., 503 S. 1912; Bd. 4, 17 Ill., 524 S. 1914.

wirken kann. Die erste Auflage ist jedenfalls völlig umgestaltet und in jeder Beziehung bereichert worden, und zwar nicht nur stofflich, sondern auch im Anschneiden der Probleme. Trotzdem ist noch nicht überall der Anschluß an die Fragestellung der einschlägigen Spezialforschung erfolgt.

Wo eine solche Sonderwissenschaft noch nicht existiert, hat er freie Bahn vor sich, und da ist alles wertvoll, was er zusammenbringt. So hat er die mittelalterliche Sittengeschichte sehr eingehend berücksichtigt. Und nicht nur die Lichtseiten, sondern auch die Schattenseiten! Wir wissen ja längst, daß man das Mittelalter früher zu sehr verklärt hat, und daß da viele Sitten und Gebräuche existierten, die heute das Entsetzen der Moralrichter hervorrufen würden. Um ein Beispiel herauszugreifen, verweise ich auf das Vorgehen gegen die Mode der Frauenkleidung i. J. 1914. Grupp weist ganz ähnliche Kleidermoden für das 12. Jahrhundert nach: ‚enganliegende, durchsichtige Stoffe', allem Anscheine nach mit ‚wohlberechneten Schlitzen'. ‚Une autre laisse tout de gré sa chaire apparaitre au coté; une des jambes trop decouvre'. (Bd. 3 S. 448.) Überhaupt wäre das Material, das Grupp über Laster und Ausschweifungen beibringt, äußerst gravierend, wenn nicht gegenüber der Verwendung von pikanten Anekdoten als Geschichtsquellen ein berechtigtes methodisches Bedenken am Platze wäre. Sind denn alle diese Dinge glaubwürdig? Darf man sie verallgemeinern? Berechtigen sie uns, einen so großen Tiefstand beispielsweise des deutschen Frauenlebens anzunehmen? Durch wiederholte Verarbeitung eines und desselben schlüpfrigen Erzählungsmotivs kann noch nicht ohne Weiteres auf die weite Verbreitung eines Lasters geschlossen werden, sondern nur auf die Wanderung des Erzählungsstoffes und auf eine gewisse Geschmacksdisposition.

Derartige kritische Erwägungen führen zu einer ganz anderen sachlichen Bewertung. Auch das Durcheinanderfließen der Jahrhunderte und der Mangel an territorialer Scheidung verschiebt das Gesamtbild. Dem Verfasser hat, wie er selbst sagt, ‚die Verbindung der Chronologie und Systematik fast unüberwindliche Schwierigkeiten' geboten, und deshalb hat er ‚entschlossen darauf verzichtet, das wirkliche Leben in seiner Mannigfaltigkeit sich genau widerspiegeln zu lassen'.

Die Ausführungen über die Frau im Mittelalter locken unwillkürlich zum Vergleiche mit dem vortrefflichen Büchlein von H. Finke.* Da ist das Frauenproblem ganz anders angefaßt. Die literarischen Äußerungen sind unter die kritische Lupe genommen und es werden dann erhebliche Abstriche gemacht. Die Schatten verblassen beinahe zu sehr vor den Lichtseiten. Wer das Frauenleben im Mittelalter kennen lernen will, wird durch diese aus Vorträgen entstandenen und anziehend geschriebenen Ausführungen aufs beste eingeführt.

Eine höchst willkommene Bereicherung der kulturgeschichtlichen Literatur ist der Bilderatlas von Paul Herre: Deutsche Kultur des Mittelalters in Bild und Wort.** Es ist nur die deutsche Kultur im Bilde vorgeführt, aber es ist eine gute, vielseitige Auswahl getroffen worden, die den verschiedensten Seiten des deutschen Kulturlebens entnommen ist. Die zu kleine Schrift der Schriftproben wird allerdings dem Laien kaum einen richtigen Begriff vom mittelalterlichen Schriftwesen vermitteln.

---

* ‚Sammlung Kösel' 1913 190 S. M. 1.

** Leipzig, Quelle und Meyer (Wissenschaft und Bildung) 1912 geb. 2.50 M.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Dez. 1916*

Im 28. Kriegsmonate schwebte der Frieden schon in der Luft, aber noch hoch über der Erde; im 29. senkte er sich zwar tief herunter, erreichte jedoch den Boden nicht; auch weiterhin bleibt er allen Windströmungen ausgesetzt. Zu allgemeiner Überraschung der Menschheit machte der Vierbund am 12. Dezember seinen Feinden öffentlich ein allgemeines Friedensangebot. Geschichtlich ist es ein noch nie dagewesener Fall, daß diejenige Kriegspartei, die militärisch im Vorteil ist, den Frieden anbietet. Bisher mußte immer die unterlegene, besiegte Kriegspartei im Gefühle ihrer Schwäche, den Kampf fortzusetzen, um Frieden bitten. Demnach war denn auch der erste Eindruck, den das Angebot bei den Feinden erweckte, daß der Vierbund zur Kampfeinstellung gezwungen sei und nun der Einkreisungsverband Oberwasser hätte. Zunächst erklang deshalb von dieser Kriegspartei ein allgemeines schroffes ‚Nein!' Aber die Zeiten wandelten sich gegen früher; auch ist das Friedensbedürfnis aller Völker zu drängend. Bei dem gesteigerten Verkehrs- und Nachrichtenwesen auf der Erde wird jetzt jedes wichtige Ereignis sofort Gemeingut der ganzen Menschheit. Zwar ist die so laut hervorgehobene ‚Volksherrschaft' wohl nur ein Trugbild und wird es vermutlich immer bleiben. Tatsächlich wird, wie dies besonders sinnfällig der jetzige Weltkrieg bewies, das Schicksal der Völker auch in sogenannten Freistaaten geradeso wie in unbedingten Einherrschaften von einzelnen einflußreichen Männern gelenkt. Immerhin ist in der Neuzeit der Druck der öffentlichen Meinung doch so kräftig, daß ihm auf die Dauer auch die stärksten Staatsmänner nicht widerstehen können, denn schließlich sind auch sie auf den guten Willen der Völker angewiesen. So zeigte sich nunmehr, daß hinter jenem donnernden ‚Nein' in jedem feindlichen Staate eine Hintertüre offengehalten wurde, die den maßgebenden Politikern ein rechtzeitiges Entschlüpfen gestattet. Zehn Tage nach dem Friedensangebote des Vierbundes, am 22. Dezember, machte Präsident Wilson im Namen der Vereinigten Staaten von Amerika an die kriegführenden Mächte einen Verhandlungsvorschlag, um zunächst die beiderseitigen Friedensbedingungen festzustellen, vermied jedoch, Vermittlung anzubieten. Zugleich versicherte er, daß sein Vorschlag nicht durch das kurz vorher erfolgte Friedensangebot verursacht sei. Jedenfalls kam ihm sonach dieses zuvor. Andere ohnseitige Staaten, die Schweiz, sowie auch die drei skandinavischen Königreiche schlossen sich dem amerikanischen Verhandlungsvorschlage an, der besonders an der New-Yorker Börse großen Kurssturz hervorrief. Durch Friedensschluß würde ja das dortige Kriegsgroßgewerbe um seine Gewinne gebracht. Was liegt doch den geldmachenden Dollarikanern an menschlichem Unglück und Leiden, wenn sie nur tüchtig verdienen. Am 30. Dezember, zum Monatsschlusse, kam die amtliche Antwort des Einkreisungsverbandes, die in ihrer Unwürdigkeit trotz scheinbarer Einigkeit auf innere Schwierigkeiten bei den feindlichen Verbündeten schließen läßt. Haben doch alle Völker der Erde den Krieg satt,

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für November 1916' Hochland Januarheft 1916/17 Rundschau S. 489.

der den freien Weltverkehr hemmt und auch in den überseeischen ohnseitigen Ländern schwere Nachteile erzeugt. Jedenfalls kam aber durch das Friedensangebot die Frage in Fluß und wird auch trotz der vorläufigen Ablehnung nicht mehr zur Ruhe kommen. Wohl vermeidet die Antwort der Feinde bestimmt ‚Nein' oder ‚Ja' zu sagen, um sich einen Ausweg frei zu halten. Zu dessen Verhüllung strotzt sie von Beleidigungen und Verleumdungen. Wer aber schimpft, beschimpft sich selbst und beweist sein Unrecht. Vorläufig wird also der Friede nicht kommen, die militärische Entscheidung des Weltkrieges fiel eben noch nicht, sonach war das Angebot verfrüht.

Trotz Friedensangebot und Verhandlungsvorschlag erlitt der Völkerkampf keine Abschwächung. Im Seekriege kam es zwar auf dem Wasserspiegel nur zu einem einzigen Gefechte, das nachts vom 22./23. Dezember in der Meerenge von Otranto österreich-ungarische Seestreitkräfte gegen italienisch-französische Kriegsschiffe mit Erfolg durchführten. Umsomehr Arbeit leisteten die Tauchschiffe des Vierbundes unter dem Wasserspiegel. Nach dem erst am 29. Dezember ausgegebenen amtlichen Berichte wurden im November 138 feindliche und 53 ohnseitige, Bannwaren führende Kauffahrteischiffe versenkt mit zusammen 408500 Brutto-Registertonnen, wodurch sich der seit Kriegsbeginn den Feinden vernichtete Handelsschiffraum auf 3063500 Tonnen erhöhte, davon waren 2794500 Tonnen britisch. Im Dezember kamen hinzu nach Zeitungsberichten 114 feindliche und 84 ohnseitige, Bannwaren führende Handelsfahrzeuge. Außerdem wurden im gleichen Monate an gegnerischen Kriegsschiffen vernichtet: von der französischen Flotte 2 Linienschiffe (Suffren und Gaulois), 1 Kanonenboot (Surprise), 1 den Griechen durch Erpressung abgenommener Torpedojäger (Panther) und 1 Torpedoboot Nr. 300, dann von der britischen Flotte 2 Zerstörer und ein U-Geleitschiff (Känguruh), außerdem 6 Kriegsfrachtdampfer, davon 1 mit mehr als 1000 Mann Truppen. Im ganzen wurden damit seit Kriegsbeginn schon nahezu 200 feindliche Kriegsschiffe mit einem Gesamtgehalt von ungefähr 760000 Tonnen zerstört, wovon auf die britische Flotte allein 125 Schiffe mit 565000 Tonnen treffen. Als außerordentliche Leistungen unserer Kriegstauchschiffe im Dezember sind hervorzuheben: eines war 55 Tage unterwegs ohne einen Hafen anzulaufen oder sonst Unterstützung zu finden, zerstörte 128 Schiffe mit 282000 Tonnen, darunter 1 Kanonenboot, 6 Kriegsfrachtdampfer und 14 beladene Kohlenschiffe, ein anderes versenkte in 11 Tagen 25 Fahrzeuge mit zusammen 24000 Tonnen, ein drittes in gleicher Zeit 20 Schiffe mit 20000 Tonnen, endlich ein viertes erbeutete im nördlichen Eismeer östlich des Nordkap den russischen (bis Kriegsausbruch deutschen) Dampfer Suchan mit einer Kriegsstoffladung im Werte von 20 Millionen Mark und brachte ihn unversehrt nach einem deutschen Hafen. Die Kohlennot Frankreichs erklärte kürzlich ein dortiger Politiker dadurch, daß allein 72 Frachtschiffe mit Kohlen für Frankreich von deutschen Kriegstauchschiffen versenkt seien. Wie wirksam und eingreifend deren Gesamttätigkeit auf das Leben in Großbritannien ist, geht aus einer Rede des Lord Beresford hervor, wonach Großbritannien jetzt wöchentlich 70000 Tonnen Schiffsraum verliert und seine Lage bezüglich der künftigen Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen so beispiellos ernst sei wie noch nie in seiner Geschichte. Einen entsetzlichen Zustand würde die Unterbrechung des Seeverkehrs schaffen, da das Land bald neu mit Lebensmitteln versehen werden müsse. Das deutsche Unterseekriegsschiff sei jetzt für England der tatsächliche Lebensmittelmachthaber. Als erfreulichen Gegensatz hiezu begrüßen wir die zweite unversehrte Rückkehr des Handelstauchschiffes

‚Deutschland' mit reicher Ladung aus Amerika.

Auf allen Kampfplätzen ging der **Luftkrieg** in gegenseitigem Vernichtungstrieb weiter, ohne daß eine der Parteien ein entschiedenes Übergewicht erlangte. Durch besondere kühne Geschicklichkeit der Vierbundflieger wurde die erhebliche Mehrzahl der Einkreisungsflieger ausgeglichen. Überseeische Luftangriffe deutscher Zeppeline wurden im Dezember nicht bekannt. Hoffentlich werden diese kostbaren Luftschiffe für die entscheidende Seeschlacht in der Nordsee aufgespart, wo sie durch Aufklärung, Funkenverbindung und Bombenwürfe wichtige Gefechtsaufgaben zu lösen haben werden.

Im **Westen** blieb die Kriegslage der Hauptsache nach während des Dezember unverändert. Entscheidungsuchende Angriffe der Briten und Franzosen fanden nicht statt, wohl aber an verschiedenen Orten der beiderseitigen Stellungen heftige Kämpfe mit wechselndem Erfolge besonders bei Ypern und Verdun. Während hier deutsche Truppen westlich der Maas auf der Höhe 304 am 6. Dezember und auf dem ‚Toten Mann' am 28. Dezember Gelände eroberten, erlitten solche östlich der Maas am 15. und 16. Dezember einen empfindlichen Rückschlag, indem sie aus der vordersten Stellung in eine zweite am Talourücken, nördlich Louvemont-Chambrettes Ferme — südlich von Bezonvaux vorbereitete Stellung zurückgedrängt wurden, dann am nächsten Tage Bezonvaux und am 18. Dezember noch Chambrette Ferme verloren. Bei Ypern mißlangen britische Angriffe, die dortigen Stellungen blieben unverändert. Für die Gesamtlage im Westen ist bezeichnend, daß der bisherige französische Oberbefehlshaber Joffre unter Ernennung zum Marschall von Frankreich seiner Stellung enthoben, der britische Oberbefehlshaber Haig unter gleicher Beförderung jedoch belassen wurde, also wahrscheinlich nun ein Brite statt eines Franzosen oberster Heerführer im Westen ist.

Auf dem **italienischen Kriegsschauplatze** trat im Dezember ebenfalls keine Änderung der Lage ein. ‚Nichts von Belang' ereignete sich dort nach den österreich-ungarischen Tagesberichten. Anfangs und gegen Ende des 29. Kriegsmonats lag lebhaftes italienisches Geschützfeuer auf dem Karstabschnitt. Doch fanden größere Infanteriekämpfe dort nicht statt. Nach den Zeitungsmeldungen herrscht in Italien durch die Tätigkeit der Vierbundtauchschiffe Fleisch- und Kohlennot, Geld- und Stahlmangel, wodurch in Padua und der Romagna bereits ernste Unruhen entstanden, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten. Am 10. Dezember schrieb eine italienische Zeitung: ‚Nach und nach zerstörten die feindlichen Unterseeschiffe das ganze stolze Gebäude, das Ausdauer und Geschäftskenntnis im Welthandel auf seiten der Einkreisung geschaffen hatten.' **Mit dieser Waffe also wird der Vierbund siegen!**

Seit Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg war das **Balkangebiet** vorübergehend wieder der Hauptkriegsschauplatz des Völkerkampfes. Durch das siegreiche unaufhaltsame Vordringen der Vierbundheere in der Dobrudscha und der Walachei wurde jedoch der **nördliche** Kriegsschauplatz des Gebietes im Laufe des Dezembers nahezu ausgeschaltet. Ende November war hier der Vormarsch der deutschen, bulgarischen und türkischen Truppen zeitweise angehalten worden, weil ihr linker Flügel als Donauarmee über den Strom setzte und zusammen mit der IX. Armee Falkenhayn die Große Walachei vom Feinde säuberte. Zunächst hielt sich der in der Dobrudscha gebliebene rechte Flügel abwehrend gegen starke russische Angriffe, die er anfangs Dezember erfolgreich abwies, worauf er neuerdings vom linken Flügel Verstärkungen auf das walachische Donauufer sandte. Am 14. Dezember

veranlaßte das dort schnelle Vordringen des Vierbundheeres die Russen auch in der Dobrudscha zum Rückzuge nach Norden, wohin unsere Truppen scharf nachfolgten. Erst am 19. Dezember im nördlichsten Teil des Gebietes stellten die Russen sich wieder zum Kampfe, um ihren Donauübergang zu decken. Doch wurden die Verfolger nur wenig aufgehalten. Beim Jahreswechsel wurde mit siegreicher Einnahme des Brückenkopfes Macin-Jijila die Eroberung der Dobrudscha siegreich vollendet. Auf dem südlichen Kriegsschauplatze des Balkangebietes trat im Dezember keine Änderung der Lage ein, obwohl während des 29. Kriegsmonats an vielen Plätzen der beiderseitigen Stellungen zeitweise heftige örtliche Kämpfe erfolgten. Doch kam es nirgends zu einer größeren Entscheidung. In einer üblen Lage befinden sich anscheinend die um Saloniki versammelten Streitkräfte des Einkreisungsverbandes; zwar haben sie hinter sich als gute Verbindung das offene Meer, aber zu Land können sie weder vor- noch rückwärts. Von den gegenüber befindlichen deutschen, bulgarischen und türkischen Truppen werden sie in ihren Stellungen festgehalten. Somit wurde das wichtige Balkangebiet abermals zum Nebenkriegsschauplatze.

Im europäischen Osten bereitet sich die Entscheidung des Weltkrieges vor. Schon wiederholt wurde hier hervorgehoben, daß als Vorbedingung hiezu zunächst Rußland, die stärkste Landmacht des Einkreisungsverbandes, besiegt werden müsse, dann werde sich das übrige von selbst ergeben. Bei der ungeheueren Flächenausdehnung des russischen Reiches ist dessen völlige Eroberung wie z. B. bei den kleinen Staaten Belgien und Serbien völlig ausgeschlossen. Durch die Kriegsteilnahme und Niederlage Rumäniens ist nun diese Riesenaufgabe wesentlich erleichtert. Solange das unverlässige Rumänien neutral blieb und eine stete Bedrohung unseres rechten (südlichen) Flügels im Osten bildete, hätte ein Vordringen aus der Bukowina durch Beßarabien auf Odessa von selbst sich verboten. Nun ist aber diese Gefahr beseitigt und die durch Rumänien um fast 1400 Kilometer verlängerte militärische Kriegsgrenze gegen Osten um nahezu 900 Kilometer verkürzt, was der Einsparung von rund 1 Million Kämpfern entspricht. Rasch und zügig verlief das Vorgehen der Vierbundheere in Rumänien. Am 2. Dezember gewannen diese die Schlacht am Ardsches (Argesul = der Arges) und verfolgten dann das geschlagene rumänische Heer, besetzten am 6. Dezember Bukarest-Sinaia, verbanden sich mit der aus der Dobrudscha kommenden Donauarmee, schlugen hierauf, gemeinsam zwischen Donau und Transsilvanischen Alpen gegen Nordosten vorrückend, die weiteren Widerstandsversuche am Jablonitza- und Buzaulabschnitt und warfen schließlich die eingetroffenen russischen Verstärkungen nach der siegreichen Schlacht bei Rimnicul-Sarat vom 27. Dezember bis in die Strecke Braila—Focsani zurück. Im Anschlusse an dieses Vorgehen gewannen auch die an der Gebirgsgrenze zwischen Siebenbürgen und Moldau kämpfenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gegen Osten rumänisches Gebiet. Bei Monatsschluß ist demnach außer der Dobrudscha auch die ganze Walachei und ein Teil der Moldau in der Gewalt des Vierbundes. Nunmehr erstreckt sich im Osten die militärische Kriegsgrenze gegen Rußland-Rumänien von der Donaumündung bis zum Rigaischen Meerbusen und bildet einen gegen Rußland ausspringenden stumpfen Winkel, dessen Scheitel halbwegs Focsani und Rimnicul-Sarat liegt, und dessen Schenkel den südlichen Flügel der russisch-rumänischen Stellungen umfassen. Auf dem mittleren Teil und dem nördlichen Flügel der Oststellungen befanden sich die Vierbundtruppen während des Dezember in erfolgreicher Abwehr; einzelne örtliche Erfolge der russi-

schen Entlastungsangriffe in den Waldkarpathen wurden reichlich ausgeglichen durch Geländegewinne unserer Streitkräfte an anderen Kampfstellen. Das gesamte Monatsergebnis im Osten ist sonach durch die Erfolge in Rumänien durchaus zugunsten des Vierbundes.

Auf den türkischen Kriegsschauplätzen in Asien und Afrika erfolgten zwar im Dezember an verschiedenen Stellen heftige örtliche Kämpfe, doch führten sie wie die im November zu keinen entscheidenden Änderungen der allgemeinen Lage. Lebhaften Anteil an den Siegen des Vierbundes in der Dobrudscha und Walachei, sowie an den erfolgreichen Abwehrkämpfen in Mazedonien und Galizien hatten die dort eingesetzten ottomanischen Truppen, die überall, durch richtige Verwendung je nach Eigenart ihrer verschiedenen Volksstämme, im Wettbewerbe mit den europäischen Waffenbrüdern treffliche Leistungen aufwiesen.

Von den abgetrennten überseeischen Kampfgebieten liefen im 29. Kriegsmonate nur spärliche feindliche, also unsichere Nachrichten ein. Hiernach leisten jedoch die vom Mutterland abgeschnittenen deutschen Schutztruppen nach zweieinhalbjähriger Kriegsdauer noch immer erfolgreichen Widerstand. Nach britischen und portugiesischen Mitteilungen scheinen sie sich nicht auf reine Abwehr beschränkt zu haben, sondern wiederholt angriffsweise vorgegangen zu sein, besonders erfolgreich gegen die von Mozambique aus vorgerückten Portugiesen. Zuerst eroberten sie das verlorengegangene Fort Newal, 16 Kilometer nördlich des Grenzflusses Rowuma, von den Portugiesen zurück, trieben diese dann 75 Kilometer weit westlich und zwangen sie, die Stellung Nangadi, 10 Kilometer südlich des Rowuma auf portugiesischem Gebiete, zu räumen. Hiernach erscheint die neueste Meldung, daß die deutschen Schutztruppen im unteren Rufidjitale eingeschlossen würden, vorerst wenig glaubwürdig. Den Briten bereitet ferner große Besorgnis die ‚indische Gefahr', nämlich das gewaltsame Drängen der Inder nach Selbstherrschaft. Zur Niederhaltung der aufrührerischen Bewegung sind dauernd starke Besatzungstruppen dort erforderlich. In Nordamerika sind die Reibungen zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten noch immer nicht beglichen; vermutlich läßt Japan, das der mexikanischen Regierung sicher den Rücken steift, sie nicht zur Ruhe kommen, wohl um den nächsten Weltkrieg, der sich um das Stille Meer drehen wird, gut vorzubereiten. Deshalb lehnte es wohl auch ab, größere Truppenmengen auf die europäischen Kriegsschauplätze zu senden, wozu ein japanisches Blatt bemerkte: ‚Wer Hilfe braucht, hat bereits verloren.'

Nach dem Briefe eines Deutschamerikaners vom 2. Oktober 1916 (also noch vor der Präsidentenwahl) bringt übrigens der Weltkrieg selbst in den Vereinigten Staaten mißliche Störungen des dortigen Lebens hervor, besonders durch die allgemeine Teuerung. Fast alles habe jetzt doppelten Preis gegen die Friedenszeit. Doch bestünde ein Ausgleich darin, daß durch die ‚ohnseitigen' Kriegslieferungen an unsere Feinde Millionen-Vermögen über Nacht verdient würden und die Bevölkerung als Ganzes großen Anteil an den Milliarden-Kriegsgewinnen habe. Beispielsweise koste jetzt ein Dutzend Eier 4,80 M., ein Liter Milch 55 Pf., Fleisch 2,50 M., früher 1,20 M., Hühner 8—10 M., früher 3—4 M., ein Pfund Brot 45 Pf.; Kleider und Papier seien schwer zu erhalten, Leder sei für Ausfuhr gesperrt, Kohlen kosteten das Doppelte und seien dabei durch Vermischung schlecht, die reinlich brennenden Chestealkohlen seien gänzlich verschwunden. Unter dem Kohlenmangel litten verschiedene besondere Großgewerbe; die Brauereien und Brennereien seien (wie bei uns) auf halbe Erzeugung gestellt. Alle Frachtmittel würden durch die Kriegssendungen beansprucht, kurz, es sei eine Mißwirtschaft, die ein Machtwort des Präsidenten einstellen könnte

durch Ausfuhrverbot für Kriegsbedarf und durch Kreditverweigerung für die kriegführenden Mächte. Doch ‚der wundervolle Schulmeister vom Weißen Haus' könne sich dazu nicht aufschwingen. —

Im Verhalten der ohnseitigen Staaten trat während des 29. Kriegsmonats keine Änderung ein. Zwar wird Griechenland von seinen ‚Schutzmächten' Frankreich, Großbritannien und Rußland in unerhörter Weise vergewaltigt, um es zum Aufgeben seiner Ohnseitigkeit zu zwingen, doch blieb sein Herrscher bis jetzt fest. Wie schon Italien, dann Portugal und Rumänien, soll nun auch Griechenland seine Streitkräfte als billige britische Söldner hergeben. Aber hier scheinen die ebenfalls versuchten Bestechungen der maßgebenden Politiker und die Aufreizungen zum Länderraub weniger wirksam gewesen sein wie in jenen Ländern; nur Venizelos mit seinem Anhang konnte von den Einkreisungsmächten gewonnen werden, jedoch ohne ausschlaggebend für die königstreue Volksmehrheit zu werden. Immerhin sind die Erpressungen derart auf die Spitze getrieben, daß demnächst die Entscheidung nach der einen oder anderen Seite fallen muß.

Beim Rückblick auf die militärischen Ereignisse des 29. Kriegsmonats und des abgeschlossenen Jahres Gewinn und Verlust gegeneinander abgleichend, ergibt sich, daß in diesen Zeitabschnitten der Vierbund den Krieg erfolgreich mit einem großen Überschuß führte, der berechtigte Hoffnungen auf endgültigen Sieg zuläßt. Mit Hilfe des neuen Reichsgesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst können nun alle Kräfte des deutschen Volkes für die Kriegführung nutzbar gemacht und dann im Jahre 1917 im Verein mit unseren treuen Verbündeten die anspornenden Kaiserworte erfüllt werden: ‚Durchhalten und siegen!'

Abgeschlossen 1. Januar 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Zwei österreichische Führer. Die von dem bekannten Innsbrucker Hochschullehrer Hofrat Ludwig v. Pastor mit geschickter Hand entworfenen Lebensbilder zweier der namhaftesten österreichischen Führer, des Generalstabschefs Conrad v. Hötzendorf und des Generalobersten Viktor v. Dankl,*) verdienen auch in dem verbündeten Deutschland allseitige Beachtung zu finden.

Zwei vielgenannte, dem Namen nach jedem Zeitungsleser bekannte Gestalten werden hier dem inneren Auge näher gerückt, eigentlich erst erschlossen. Wenn auch das abschließende Urteil einer Zeit vorbehalten bleiben muß, in der die heuer in ganz Europa klirrenden Waffen ruhen werden, so ist es doch äußerst interessant, das Leben und den Charakter leitender Männer schon in den Tagen kennen zu lernen, in denen sie, unmittelbar am Webstuhl der Zeit sitzend, an der Formung einer neuen, aus den gewaltigen Kriegen emporsteigenden Weltlage mitarbeiten.

Als die bedeutsamere der beiden im Laufe dieses Jahres geschaffenen Arbeiten des Verfassers der ‚Geschichte der Päpste' tritt, der überragenden Persönlichkeit seines Helden entsprechend, das Lebensbild Hötzendorfs hervor, in dem wir einen der Begründer des österreichisch-ungarischen Heerwesens neuester Formation vor uns sehen.

Wegen der biographischen Einzelheiten mag und muß im wesentlichen auf das Buch selbst verwiesen werden.

Von hoher Bedeutung erscheint mir, daß der das Triebwerk einer ungeheuer

*) Ludwig v. Pastor. Conrad von Hötzendorf. Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen. 11—15 Tausend, Wien und Freiburg im Breisgau 1916, 8° (XII u. 101 S.). Kart. M. 1.40; geb. in Leinwand M. 2.— Derselbe. Generaloberst Viktor Dankl, der Sieger von Krasnik und Verteidiger Tirols. Beiträge zur Kenntnis seiner Persönlichkeit. 2.—5. Tausend. Ebenda, 1916. 8° (VIII u. 78 S.). Kart. M. 1,40.

komplizierten Maschine leitende Mann bei keinem Geringeren in die Schule gegangen ist als bei jenem großen Heerführer, den einst sein Vater noch selbst gesehen, bei Napoleon I. ‚Mein Hauptstudium,‘ sagte er dem Zeichner seines Lebensbildes, Hofrat v. Pastor, selbst, ‚mein Hauptstudium galt den Feldzügen Napoleons I., der wohl unbestritten der größte Feldherr aller Zeiten bleibt.‘ Bezeichnenderweise hat Hötzendorf auch einer seiner Schriften als Motto jenes Diktum des Siegers von Borodino vorangestellt: ‚Eine gute Armee wäre die, wo jeder Offizier wüßte, was er je nach den Umständen zu tun hat. Die beste Armee ist diejenige, die diesem Ideal am nächsten kommt. Ich bemesse meinen eigenen Anteil am Gewinn der Schlachten, in denen ich gesiegt habe, nur auf die Hälfte, und es ist schon viel für einen General, wenn er überhaupt genannt wird. Denn in Wirklichkeit ist es das Heer, das die Schlacht gewinnt.‘ Von der aus diesen Worten sprechenden, wahrhaft groß angelegten Naturen eigenen Selbstbescheidung hat Generaloberst v. Hötzendorf in Wort und Tat gar zahlreiche Proben abgelegt, die gleichfalls in dem Buche Pastors nachgelesen werden können.

Wiederum zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft mit dem Korsen in der großzügigen Weise, in der Hötzendorf die Errungenschaften neuzeitlicher Anschauungsweise und moderner Technik in seinen Schriften und in seinem Handeln praktisch zu verwerten weiß, ohne dabei in den Fehler jener ‚Extremen‘ zu verfallen, die dem Neuen unbesonnen das Wort reden, wie das manche Militärs verschiedener Staaten gegenüber der Burentaktik nach dem Burenfeldzuge getan haben. Entschieden vertritt er die Ansicht, daß für europäische Verhältnisse die Vorgänge der letzten in diesem Erdteile (nicht in Südafrika) geführten Kriege noch immer in erster Linie maßgebend bleiben.*

Hiermit wird zusammenhängen, daß er als einer der überzeugtesten Verfechter großer und größter Armeen schon zu einer Zeit auftrat, als viele bangend fragten, wie die in der Vorbereitung begriffenen Millionenheere im Ernstfall ernährt und gelenkt werden sollten. Auch bei diesen Erwägungen sah dem klaren Denker das Bild Napoleons über die Schulter. ‚Erwägt man,‘ sagt er,** ‚wie es hiermit (Bahnen, Telegraph, Telephon, Automobil, Ballon, Konservenverpflegung, Straßennetz usw.) zur Zeit Napoleons bestellt war, und welche Massenheere dieser trotz alledem einheitlich zu führen verstand, so wird man die Möglichkeit, heutzutage noch weit größere Massen zu bewegen, kaum mehr in Frage stellen.‘

Eminent dem Praktischen zugewendet wie die Werke aller bedeutenden Heerführer, ist auch die gesamte Schriftstellerei des Generals Hötzendorf gewesen, von der Zeit an, wo er sein erstes Buch über die militärische Bedeutung des Karstgebirges verfaßte, bis zu seinem Hauptwerke ‚Zum Studium der Taktik‘, aus dem andere, auch preußische Militärschriftsteller, erfolgreich schöpfen konnten, und darüber hinaus bis zu dem neuesten Werk über moderne Infanterietaktik, in dem er ‚frei von allem Theoretisieren die Tagesfragen dieser Taktik behandelt‘.

Ausgedehnte Reisen hatten ihn in den Stand gesetzt, auf den Schlachtfeldern der Vergangenheit wertvolle Skizzen für seine Schüler an der Wiener Kriegsschule zu entwerfen, an der er von 1888—92 als Lehrer der Taktik wirkte. Er hat an der Farm von St. Hubert bei Gravelotte

---

* ‚Infanteristische Fragen und die Erscheinungen des Burenkrieges‘ von F. C. von Hötzendorf, Wien 1903.

** Die Gefechtsausbildung der Infanterie.

gestanden und auf den Feldern von Plewna, wo der geniale Osman Pascha sich den Russen gegenüber eingrub. Der vielfache Aufenthaltswechsel, den die militärischen Kommandos mit sich brachten, trug dazu bei, auch den politischen Blick des Generals zu schärfen, der jahrelang voraussah, daß im Fall eines Krieges Verwickelungen mit Italien nicht ausbleiben würden.

Wir sind bis hierher den Ausführungen des Biographen gefolgt. Leider hindert der zur Verfügung stehende Raum, ihm auch in die Schilderungen des Weltkrieges zu folgen, den er bis zur Schlacht bei Tarnow-Gorlice, immer natürlich mit Beschränkung auf die Tätigkeit seines Helden, in prägnanter Kürze darstellt. Nur ein paar springende Punkte können daraus hervorgehoben werden: Verschiedene Male haben sich die Voraussetzungen des österreichischen Generalstabes als unrichtig erwiesen. Das kommt in jedem Kriege vor, und Sache eines kaltblütigen, nervenfesten Strategen ist es, sich mit prompter Schnelle der neuen Lage anzupassen und sie sich günstig zu zwingen. Bewundernd schaute, wie wir aus den Gesprächen mit Eckermann wissen, der alte Goethe auf diese Fähigkeit Napoleons. Daß auch Hötzendorf sie besitzt, hat v. Pastor in glänzender Weise klargelegt. Die numerische Überlegenheit und der über Erwarten schnelle Aufmarsch des russischen Heeres, unvorhergesehene Witterungsumschläge, ansteckende Krankheiten im eigenen Heere, auch ein bei manchen Gelegenheiten bewiesenes Geschick der russischen Führung, diese und noch viele andere Schwierigkeiten mußten glücklich pariert und überwunden werden, bis der Sieg von Limanowna-Lapanow dem Gegner die Initiative im großen entreißen und die Durchbruchsschlacht von Tarnow-Gorlice die russische Front sprengen konnte. Den von Mackensen ausgeführten Durchbruch erdacht zu haben, wird das Verdienst Hötzendorfs bleiben.

Ich beschließe diese Besprechung einer der zweifellos besten Schriften über einen der Führer in dem noch immer weiter rasenden Weltkriege mit dem Hinweise, daß deren Verfasser auch den menschlichen Seiten seines Helden gerecht geworden ist, mit dessen Lebensführung und Familienleben, wie mit seiner Lektüre und seinen künstlerischen Neigungen er uns bekannt macht. So ist ein Lebensbild von wohltuender Wärme und zugleich von seltener Vornehmheit entstanden.

Ähnliches Lob darf der Schrift über Dankl gespendet werden, zu deren Aufbau die von der Gemahlin des Generals zur Verfügung gestellten Feldpostbriefe ihres Gatten wertvolle Bausteine geliefert haben. Wie Hötzendorf stammt auch Viktor Dankl aus einer Soldatenfamilie. Pikant ist die Tatsache, daß der Gegner Cadornas, der Tiroler Landesverteidigungskommandant, selbst italienisches Blut in den Adern hat. Seine Mutter, eine geborene Pozzi, war Mailänderin. Doch ist er nach seinem Empfinden ein ganz deutscher Mann. Man braucht, um das zu wissen, nur die zündenden Aufrufe an die Tiroler gelesen zu haben, in denen Dankl an die Zeit von 1809 erinnert. Nicht mit Unrecht hat daher auch der Maler seines Lebensbildes — für das physische Porträt hatte Dankl dem Maler Brück gesessen — das Werk dem Andenken Hofers zugeeignet.

Wir übergehen die früheren Jahre in dem Leben des Generals, doch nicht ohne zu erwähnen, daß er wie viele bedeutende Heerführer — Blücher, Davout, Ney u. a. — aus der kavalleristischen Waffe hervorgegangen ist. Auch erscheint mir erwähnenswert, daß Dankl zwei Hauptgebiete seiner späteren Kriegstätigkeit, Tirol und Galizien, schon in den Friedensjahren aus eigener Anschauung gründlich kennen gelernt hatte, namentlich Tirol, das Land, in dem er seine Lebensgefährtin gefunden. Für deutsche Le-

ser dürfte es auch nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß der österreichische General Bismarck und Moltke, Blumenthal, Waldersee und Haeseler persönlich gekannt hat.

Das Vertrauen, das in Österreichs militärischen Kreisen in diesen fähigen und zielbewußten Soldaten gesetzt wurde, bestimmte beim Ausbruch des Krieges mit Rußland dessen Ernennung zum Kommandanten der ersten Armee, die den linken Flügel der österreichisch-ungarischen Streitkräfte bilden sollte. Sie marschierte am unteren San und in der Tanewregion auf, um in der Richtung auf Lublin vorzustoßen. Der erfahrene Führer erkannte die Schwere der seinem Lande und der von ihm geführten Armee im besonderen gewordenen Aufgabe. Am 3. August schreibt Dankl an seine Gattin: ‚Es wird eine historische Zeit ersten Ranges, eine Weltkatastrophe.‘ Die örtlichen Verhältnisse in der Tanewregion waren äußerst schwierig. ‚Die einzelnen Armeeteile arbeiteten sich buchstäblich Schritt für Schritt durch die ausgedehnten Sumpfwälder und über die weiten Sandflächen, in denen die Wagen bis an die Achsen versanken.‘ Die dreitägige Schlacht bei Krasnik (23.—25. August) sollte die Mühen des Vormarsches belohnen. Es war der erste Sieg, das Weißenburg, das Wörth des Weltkrieges. Glückwünsche folgten; Dankl wehrt fast ab: der Weitblickende erkannte, wie viel noch zu tun sei, daß bei der gewaltigen Übermacht der Russen Rückschläge unvermeidlich sein würden. Sie sind erfolgt; im September mußte Dankl abziehen. Durch einen mustergültigen Rückzug weiß er sich vom Feinde loszulösen. Es geht abermals vor, abermals auf grundlosen Wegen und unter Drangsalen, die an diejenigen erinnern, die die damals im Verbande der großen Armee stehenden Deutschen und Österreicher Anno 1812 zu überwinden hatten. ‚Die Straßen sind zerstört, die Wege unpraktikabel, das Anland versumpft, rechts und links besäet mit toten Pferden, wir waten im Dreck... alle unsere Autos sind kaputt, sie mußten mit Pferden zurückgeschafft werden, um nicht ganz verloren zu gehen... ich habe jetzt das fünfte Auto, das ist auch hin.‘ Von der Erwähnung der damals noch fehlenden Kraftwagen abgesehen, hätten diese Bilder vor hundert Jahren gezeichnet werden können, und wirklich erinnern manche ganz auffallend an Schilderungen, wie wir sie über Napoleons Marsch durch Litauen und Schwarzenbergs und Reyniers Züge durch Polen und Wolhynien besitzen.* Nur mit dem großen Unterschied, daß der Enderfolg der in den Jahren 1914 u. 15 geführten Feldzüge ein wesentlich anderer war und, wie bekannt ist und hier schon erwähnt wurde, die große Durchbruchsschlacht von Tarnow—Gorlice alles glücklich hinausführte.

Auch hier muß ich mir der Raumersparnis halber das Eingehen auf die zwischenliegenden Einzelvorgänge versagen. Nur mag noch erwähnt, und es muß hervorgehoben werden, daß General Dankl auch darin eine der großen und der selteneren Eigenschaften eines bedeutenden Führers gezeigt hat, daß er sich längere Zeit hindurch mißlichen, an Geduld und Nerven besonders hohe Anforderungen stellenden Situationen gewachsen zeigte.

Auch in seinen Armeebefehlen und Ansprachen und in den Beiträgen zu öffentlichen Blättern tritt neben bedeutender Beherrschung des Gegenstandes und der Sprache eine kernige Natur zutage, ein energisch durchgreifender Mann, doch voller Wohlwollen für die Seinen. Diese Seiten hat er auch im Feldzuge gegen

---

* Wer sich dafür interessiert, kann solche Schilderungen in den von mir in den Jahren 1911—12 herausgegebenen Büchern: ‚Mit Napoleon in Rußland‘, ‚Ein Verwandter Goethes im russischen Feldzuge‘, ‚Tagebuch Joseph Maillingers‘ und besonders in meinem Hauptwerke ‚Die Deutschen in Rußland 1812‘ an geeigneten Stellen nachlesen und vergleichen.

den Italiener Cadorna gezeigt, dem es trotz numerischer Übermacht und nicht zu bezweifelnden Feldherrngeschickes in nunmehr anderthalbjährigem Kampfe nicht gelungen ist, irgend etwas Wesentliches zu erreichen.

Prof. Dr. Paul Holzhausen.

Hugo Münsterberg †. ,Der wahre Geist des Deutschtums aber will, daß das Wahre und Gute und Schöne erstrebt wird um seiner selbst willen; nicht weil es Nutzen schafft, sondern weil es an sich ewig wertvoll ist; nicht weil es Lust bringt, sondern weil die Pflicht es gebeut, am Aufbau einer Welt der Werte mitzuschaffen oder wie Fichte sagt: „Ewig Dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk."'

Der diese Worte schrieb, ruht seit den letzten Dezembertagen aus von einem reichen Leben, das, nie rastend in vielgestaltiger Tätigkeit, aus tiefstem Drange jenes Ideal zum Wegweiser nahm, auf das der Ausspruch deutet. Der Geist des Deutschtums, der in diesen dunklen Tagen um die ehernen Mauern unserer weitvorgeschobenen Fronten in Ost und West schwebt, muß sich gar oft jetzt in Trauer über die in voller Blüte der Mannheit gefallenen Söhne neigen: Der Tod ward bei uns ein häufiger Gast. Doch der frischesten einer von Alldeutschlands Kränzen gebührt jenem Toten, der fern vom Tosen der Schlachten zu Grabe getragen wurde, dem Verteidiger der fernen Grenzburg des Deutschtums über dem Meere, um die ein Kampf wogt, beispiellos wie der, den wir in der Heimat bestehen. Denn dort drüben geht es um Recht und Freiheit der Geister.

Nur in Kürze, wie es der knappe Rahmen gebietet, will ich hinweisen auf die glänzende Laufbahn des Gelehrten, der als Vertreter einer jungen Wissenschaft, der experimentellen Philosophie zunächst in der Heimat, als Privatdozent in Freiburg, dann als ordentlicher Professor erst in Cambridge, dann in Harvard wirkte. Er fand dort in jungen Jahren eine Stellung, wie sie ihm die Heimat nicht bieten konnte; er wurde, nachdem William James aus dem Lehramte geschieden war, der Vertreter der gesamten Psychologie an der angesehensten Universität der Vereinigten Staaten. Mit der englischen Sprache war er rasch so vertraut, daß er seine Kollegs in ihr lesen konnte, wodurch er in weite Kreise hinaus zu wirken und seinen Einfluß auszuüben vermochte. Immer großartiger durfte er sein Laboratorium ausbauen, um seinen echt deutschen Forschertrieb auszuleben, der sich nach zwei Seiten, der naturwissenschaftlichen und der spekulativen reckte. Die Jugend Amerikas strömte zu seinem Hörsaal, und er wurde sehr bald eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten im Leben der Universitäten. Doch hing er an der Heimat mit den innigsten Banden; nie wollte er aufhören ein Deutscher zu sein, und seine wissenschaftlichen Hauptwerke — 1900 die ‚Prinzipien der Psychologie', 1908 die ‚Philosophie der Werte' und 1913 die ‚Grundzüge der Psychotechnik' hat er zuerst in deutscher Sprache bei einem deutschen Verleger erscheinen lassen. Bekanntlich ist der Wert seiner wissenschaftlichen Tätigkeit oft angezweifelt worden. Demgegenüber möchte ich das Urteil eines Fachmannes, Professor Rickerts (Heidelberg) sprechen lassen: ‚Je älter Münsterberg wurde, desto mehr trat das Interesse an rein experimenteller Forschung bei ihm zurück. Seine Liebe gehört den Problemen, mit denen die Psychologie an die Philosophie angrenzt. . . Hier hat er Hervorragendes geschaffen, hier nehmen seine Gedanken, verglichen mit denen seiner Zeitgenossen, einen so hohen Rang ein, daß es auf das tiefste zu bedauern ist, daß diese Kraft der nicht allzu reichen deutschen Universitätsphilosophie verloren ging.' Rickert führt weiter aus, wie Münsterbergs Verdienst darin ruht, ganz scharf

und logisch die Trennung der Problemgruppen der Psychologie und Philosophie durchgeführt zu haben, wonach jener nun der Platz unter den Spezialwissenschaften angewiesen wird, die Weltanschauung als solche nicht geben können. Die ‚Philosophie der Werte' sodann ist dem positiven Aufbau gewidmet — eine systematische Durchführung der Grundgedanken, die Windelband als Programm entwarf; in dieser Arbeit, die er ‚Versuch einer Weltanschauung' nannte, legte Münsterberg alle philosophische und tief persönliche Erfahrung seines reichen Lebens nieder.

Neben dieser fruchtbaren Tätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete steht sein politisches Wirken. Vom Jahre 1897 an, als er sich entschied, dauernd in Harvard zu bleiben, begann er, die Hand an den Bau der Geistesbrücken zu legen, die Deutsch-Amerika mit der alten Heimat verbinden sollten. 1904 erschien sein umfassendes zweibändiges Werk ‚Die Amerikaner', und ihm folgte eine Fülle journalistischer Kleinarbeit hüben und drüben, geleitet von dem Grundgedanken, Mißverständnisse und Vorurteile zwischen den beiden Ländern aus dem Wege zu räumen und die Karikaturen sensationshungriger Feuilletonisten durch wirklichkeitstreue Schilderungen wieder gut zu machen. Er gab die erste Anregung zur Einrichtung der Austauschprofessur, und als er im Jahre 1910 als Austauschprofessor nach Berlin gerufen wurde, benutzte er auch hier wieder seine Anwesenheit, neue Beziehungen anzuknüpfen und zu organisieren. Damals entstand das Berliner Amerika-Institut. Man muß es dem Optimisten verzeihen, wenn er an diese Verständigungsversuche größere Hoffnungen knüpfte, als die gegenwärtigen Resultate rechtfertigen. Von je haben ja nur die Optimisten unter den Organisatoren etwas erreicht, und man darf nie vergessen, daß der Grundgedanke all dieser mühevollen, nie rastenden Tätigkeit das allertreueste Bekenntnis zum Deutschtum war: ‚Denn', so schreibt er, ‚das wird doch wohl nun auf allen Seiten deutlich erkannt, daß dieses krafterfüllte Volk unter dem Sternenbanner nicht etwa ein Volk von Engländern sein darf, in dem das Nichtengländertum spurlos aufgehen muß, sondern daß die tüchtigsten Nationen der alten Welt hier zu neuer, einheitlicher Verschmelzung gelangt sind und daß jeder Volksstamm nur dann der Heimat würdig ist, wenn er unablässig sein Eigenstes, sein Bestes, sein Ursprünglichstes zum neuen Gemeinwesen beiträgt.' Deshalb darf der Deutsch-Amerikaner seiner Abstammung nie vergessen; ‚solange diese in seiner Seele lebendig bleibt, wird er nicht dulden, daß dieses große, glorreiche Land in eine ungerechte Parteinahme gegen das Vaterland Steubens hineingezogen wird'.

... Er wird es nicht dulden! Wie ein leidenschaftlicher Aufschrei klingt dies immer wieder durch die Seiten des Kriegstagebuches, das ich, wiewohl es später auch deutsch* erschien, lieber in der ursprünglichen englischen Form, die in der Tauchnitz-Ausgabe vorliegt, lese. Der Schmerz über jäh zertrümmerte Lebensziele, über gescheiterte Hoffnungen, die in weiter goldener Zukunft das gemeinsame Streben zweier kraftvoller Völker zu vollkommeneren Lebensmöglichkeiten erblickten, klingt in den beiden Bänden ‚The War in America' und ‚The Peace in America' ergreifend wieder ... ‚dieser Ausbruch von Deutschenhaß nimmt mir den idealen Glauben, der mein Herz seit Jahren erfüllte, den Glauben an die Gerechtigkeit des amerikanischen Volkes'. Zwar noch gibt der Idealist die Hoffnung auf eine Wendung nicht verloren: er sucht sich zur Ruhe, zu leidenschaftsloser Erwägung der Tatsachen zu zwingen. Waren doch die Kabel durchschnitten und das leicht bewegliche, oberflächliche Volk den

* Amerika und der Weltkrieg. Ein Kriegstagebuch, 306 S. Barth, Leipzig 1915. 2.40 M.

Lügenkünsten der Ententejournalisten ausgesetzt. Diese also sind verantwortlich für jene Hysterie des Hasses. Münsterberg wartet auf Umkehr, auf das Walten der gesunden Vernunft, sobald normale Bedingungen hergestellt sind. Auch scheint sich die Lage bessern zu wollen; eine Flut von Briefen trifft ein aus allen Volksschichten, die ihn ihrer Sympathie versichern. Aber gleichzeitig kommen die schwersten Enttäuschungen in seinen gesellschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen. Wohl jeder hier im kriegsbedrängten Vaterlande hat aus Briefen Kenntnis von der Lage der Deutschen drüben, die sich wie in der Verbannung fühlen. Münsterberg, der so oft an vaterländischen Gedenktagen, wie bei Carnegies Friedenspropaganda und bei fast jedem öffentlichen Hervortreten der Deutsch-Amerikaner ihr Sprecher war, hat alle diese Bitternisse doppelt tief gefühlt. Wiederum ist er ihr Repräsentant. Die Anklage von fünf Millionen freier Bürger, die deutschen Blutes sind, findet in ihm flammende Worte: ‚Hier in ihrem eigenen Lande fühlen sie sich in soziale Konzentrationslager getrieben... Millionen, denen man gleiches Recht versprochen, werden erniedrigt, als Abkömmlinge barbarischer Länder, als Verfechter eines Verbrechens, als Verteidiger von Zerstörungswut und Raublust geschmäht . . . das Land, dem wir unsere Liebe und unsere Arbeit schenkten, hat grausam gegen uns gehandelt. Es ist keiner unter uns, der nicht in diesen Monaten unter ungerechten Denunziationen und gedankenlosen Angriffen zu leiden gehabt hätte, keiner, der nicht oft gefühlt hat, daß es viel leichter sein muß, im offenen Schlachtfelde die Kugeln pfeifen zu hören, als die erstickende Luft von Verleumdungen und ungerechten Schmähungen zu atmen...‘

Und trotz alledem, trotz aller Bitterkeit dieser Erfahrungen arbeitet der Tapfere weiter in den Ruinen seines Lebenswerkes: er sucht die in der Geographie des Kontinents unbewanderten Gebildeten Amerikas aufzuklären über die Bedeutung der elsässischen Frage, daß der Streit um deutsches Land geht, das zweihundert Jahre lang infolge eines Gewaltaktes unter fremde Herrschaft geriet, er spricht bewegt von der alten Kultur Danzigs, seiner Vaterstadt und von der Bedeutung, die sein Verlust an Rußland für das deutsche Volk hätte. Er schildert die Persönlichkeit des Kaisers und sucht die Zusammenhänge des deutschen Staatsgedankens mit dem monarchischen Prinzip für den Republikaner faßlich zu machen — unablässig bemüht, das Volk zu gewinnen und von seinen Irrtümern zu bekehren, nicht zur Parteinahme für Deutschland, nur zu gerechter Neutralität. Die Aufgabe, die er mit soviel Wagemut unternommen hatte, war für eines Mannes Geist zu schwer, das Land, das er liebte, nicht reif für die hohe Würde des Friedensmittlers, die der idealgesinnte Deutsche von ihm erwartete. Denn nur reine priesterliche Hände dürfen nach solcher Würde greifen; Amerika hat sie hingegeben um die Milliardengewinne des Munitionshandels und die Sensationsgier einer feilen Presse.

Aus dieser Erkenntnis wuchs Münsterberg der Wunsch, das Land zu verlassen, sobald der Krieg beendet wäre. Die letzte Entscheidung blieb dem treuen Mann erspart; er ruht in fremder Erde, die nun erst dem Deutschen wieder im Sinne mittelalterlichen Bürgertums als die ‚Fremde‘ erscheint. Aber das dankbare Gedenken der Heimat weht zu ihm hinüber, der gleich den Millionen der Heerscharen in Waffen ihr unbeugsamer Verteidiger war. Beda Prilipp.

Quo vadis, Gallia? In einem ‚offenen Brief‘* wendet sich der an der Genfer Universität als Dozent tätige

* Lettre ouverte à Maurice Barrès, De l'académie française, par Georges Chatterton Hill (Ferd. Wyss, Berne 1916. 60 S.

Irländer Georges Chatterton-Hill an den französischen Nationalisten Maurice Barrès, den Erwecker der französischen Jugend vor dem Kriege. Chatterton-Hill, der sich durch eine Reihe von Schriften in englischer, französischer und deutscher Sprache* in der gelehrten Welt einen angesehenen Namen gemacht hat, gehörte zu den Schülern dieses französischen Dichters. Die unglückliche Lage seiner Heimat hat ihn schon in jungen Jahren in Frankreich eine zweite Heimat suchen und finden lassen. Er hat, wie er sagt, ‚mit Inbrunst an den unerschöpflichen Quellen des französischen Genius getrunken. Ich habe meine Seele nach und nach in der Berührung mit dieser lateinischen Kultur sich entfalten sehen. Wie hätte ich daher gleichgültig bleiben können beim Anblick dieser Jugend, die mit ihrem festen Glauben, ihrem unbezähmbaren Mute, ihrem lauteren Idealismus zu den unsterblichen Traditionen sich zurückfand, die ehemals aus Frankreich die erste Nation der Welt machten‘. Im Namen dieser tiefen, in sein ganzes Gefühl eingewurzelten Liebe zu Frankreich will er daher in diesem offenen Briefe zu Franzosen und in erster Linie zu demjenigen sprechen, der, wie Chatterton-Hill bekennt, ‚auch meine Seele, die Seele des Irländers, gebildet und mit bewußter Liebe zum heimatlichen Boden erfüllt hat‘. Ist doch die Geschichte der ‚Insel der Heiligen‘ durch Jahrhunderte hindurch mit der französischen Geschichte eng verknüpft. Hat Frankreich das alles vergessen? Ist es sich nicht bewußt, daß es in diesem Kriege Seite an Seite mit seinem grimmigsten Feinde, mit dem Vernichter seiner Flotte, seines Handels und, seit Foschoda, auch seines politischen Prestiges in der Welt kämpft für die — Interessen eben dieses Feindes? Nun, wenn es Frankreich nicht weiß, er, der Irländer, den ein edleres Frankreich als das gegenwärtige zum Heimatstolze erzogen hat, er weiß es. ‚Und Sie, Herr Barrès, den ich als Meister verehre, werden mir nicht sagen wollen, denn sie werden es nicht sagen können, daß ich Frankreich nicht liebe. Aber gerade weil ich es aus allen meinen Kräften liebe, bin ich erschreckt durch den Wahnsinnstaumel, in dem sich Frankreich seit mehr als einem Jahre wie im Sturme dreht, bin ich entsetzt, zu sehen, wie seine Künstler, seine Denker, seine Gelehrten alle Verleumdungen, die das Ausland erfand, sich zu eigen machen und ihren guten Namen in den Dienst der englischen Lüge stellen.‘ — Was auch immer in diesem beispiellosen Kriege an Gemeinheit vorgekommen sei, das gemeinste von allem war die Art, wie England die Lüge und Verleumdung gebrauchte.

‚Der Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland wurde geführt mit einer Meisterschaft, die, wäre sie auf dem Schlachtfeld betätigt worden, schon längst den Sieg des Dreibundes (inzwischen zu einem Vierbund geworden) gesichert hätte. Mit Hilfe dieses Feldzugs hat man es dahin gebracht, den Geist der meisten neutralen Völker zu vergiften, sie zu täuschen, sie zu blenden. Wenn dies der einzige Zweck seiner Urheber war, so können diese sich mit gutem Recht Glück wünschen, ihn erreicht zu haben. Aber wenn sie trotz alledem das Gefühl der menschlichen Solidarität bewahrt haben, einer Solidarität, deren Begriff selbst in Kriegszeiten in den Geistern nicht verdunkelt werden darf, denen die hohe Aufgabe zufällt, die Welt zu leiten, sie über die Häßlichkeit der kläglichen Existenz zu erheben und zu verhindern, daß das heilige Feuer des Idealismus verlösche;

* La Physiologie Morale. I. vol. Paris 1914. – Heredity and Selection in Sociology. I. vol. Londres et New-York 1907. – The Sociological Value of Christianity. I. vol. Londres et New-York 1912. The Philosophy of Nietzsche. I. vol. Londres et New-York 1912. – Individuum und Staat: Untersuchungen über die Grundlagen der Kultur. 1. Band, Tübingen 1913.

wenn sie eingedenk bleiben, daß diese Solidarität auf die unzerstörbaren und ewigen Werte gegründet ist, die nur durch die Arbeit aller, durch die freiwilligen Opfer und Leiden der Menschen aller Rassen und aller Bekenntnisse gewonnen wurden: empfinden sie dann, wenn sie in gewissen Augenblicken in die Tiefen ihres Gewissens hinabsteigen, nicht etwas wie Reue und wie Schande? Männer in einer allgemein geachteten Stellung, Meister des gesprochenen und geschriebenen Wortes, Männer, die sich bis jetzt an jedem Feierabend mit Freude und Stolz eingestehen durften, daß sie einen Stein mehr zu dem Gebäude beigesteuert haben, das allmählich durch die Weisheit unzähliger Generationen errichtet wurde, und woselbst in goldenen und silbernen Gefäßen die seltenen und zarten Blumen menschlicher Hoffnung gehütet werden: diese Männer sind in die dunklen Labyrinthe hinabgestiegen, wo man nur faulende Wasser und Giftpflanzen findet, sie haben dort in dem Schmutz gewühlt und in den Schlamm ihre Hände getaucht, die ehemals in großem Wurf die Körner aussäten zu reichen Ernten. Sie finden ihr Vergnügen darin, sich selbst zu beschmutzen, sich auf den intellektuellen Tiefstand von Machenschaften und auf den moralischen Tiefstand des käuflichen Journalisten zu erniedrigen. Keine Verleumdung war ihnen grob genug, keine Lüge zu dumm, keine Täuschung zu gemein. Es ist unmöglich anzunehmen, daß solche Geister bewußt lügen konnten und bewußt diejenigen zu täuschen vermochten, deren Erzieher sie waren. So bleibt uns nichts übrig, als sie als Opfer der furchtbarsten moralischen Epidemie zu beklagen, der schrecklichsten intellektuellen Hypnose, die die zivilisierte Welt jemals erlebt hat, einer Epidemie und einer Hypnose, die man Germanophobie nennt.‘ (S. 15.) ‚Von diesem Augenblick an war dieser Krieg nicht nur einzig eine Sache materieller Eroberungen und Grenzsicherungen, er war nicht nur einzig ein Kampf um das politische Ansehen und um wirtschaftliche Vorteile, es handelte sich künftig um eine bei weitem höhere Sache, um bleibende und unwägbare Güter, die wir mit dem Namen der Zivilisation bezeichnen. Der Streit inbezug auf das österreichische Ultimatum an Serbien und das deutsche Ultimatum an Belgien rückten an zweite Stelle. Jenseits der juristischen Debatte, des Wortkampfes der Diplomaten, der Spitzfindigkeiten der Politiker erhob sich das Problem, auf welcher Seite liegen die dauernden Interessen der Zivilisation? Welche von den beiden gegnerischen Gruppen wird am ehesten in der Lage sein, durch den Sieg das im Laufe der Jahrhunderte erworbene Erbe moralischer und intellektueller Werte zu bewahren und zu bereichern?‘ (S. 16.)

Und nun hält der Verfasser diesem Frankreich, das für die Freiheit, für das Recht und die Gerechtigkeit, mit einem Wort für die von dem Militarismus der deutschen Barbaren bedrohten Zivilisation zu kämpfen vorgibt, vor, was es heißt, solche Ziele an der Seite Englands und Rußlands zu verfolgen; jenes Englands, das die friedlichen Hütten Irlands in Schlachthäuser verwandelt habe, das in Indien, in Ägypten, in Südafrika zur Knechtung freier Völker Ströme von Blut fließen machte, und jenes Rußlands, dessen Gewaltherrschaft stets wie ein Hohn auf alle Freiheit von allen Völkern empfunden worden sei. Er weist auf die Ironie hin, die gerade darin liegt, daß jenes Preußen, das man als den großen Feind der Freiheit der Völker ausschreit, der erste unter den kriegführenden Staaten gewesen ist, der einem lang geknechteten Volk die Freiheit wiedergab. Und er weist vor allem auf den Marokko-Handel hin, bei dem, wie er wörtlich sagt: ‚nichts die zynische Unmoral der Verträge zu überbieten vermag‘, durch die England und Frankreich über Marokko, dieses unabhängige und

vollkommen friedfertige Land verfügt haben. Er zeigt, wie England systematisch den Marokko-Konflikt geschürt, die Begehrlichkeit Frankreichs angestachelt und wie es zur Gewinnung Frankreichs über ein Land verfügt habe, an das es ebenso wenig Rechte besaß wie etwa Japan an Belgien. Er vergleicht mit dieser Vergewaltigung eines Landes das Vorgehen Deutschlands gegen Belgien und geißelt mit scharfen Worten die Heuchelei, die in der englisch-französischen Politik das Wort führte. Aber den Siegeszug der Wahrheit vermag nichts aufzuhalten. ‚Während man vor 20 Monaten vielleicht nur den unklaren Umriß der Dinge sah, überblickt man jetzt das Ganze im strahlenden Lichte der Mittagssonne.‘

In Deutschland fürchte man aus leicht begreiflichen Gründen die Wahrheit nicht, weil sie von Anfang an heilig gehalten worden sei, man habe dort auch den Mut, den feindlichen Zeitungen die Tore zu öffnen und die feindlichen Tagesberichte in allen Blättern abzudrucken. Wie anders in Frankreich! Nichts könne die wahren Freunde Frankreichs mehr erschrecken, als die Art und Weise, wie man dem französischen Volke die Wahrheit vorenthält, ja, wie man sie ihm ins Gegenteil verkehrt. Das Erwachen werde grausam sein, wenn man alle Hoffnungen mit einem Male auf eine von Blut und Asche geschwärzte Erde niedergemäht, alle Blütenbäume nackt und entblättert dastehen sehe. Und so werde es kommen! Noch einmal ruft er den Franzosen zu, weil er sie liebe: ‚Ihr seid die Opfer! Ihr habt geglaubt, auf den Glauben von Politikern hin, die sich für klug hielten und die doch England geschoben hat leichter als der Herbstwind die Blätter treibt, ihr würdet Elsaß-Lothringen zurückgewinnen, aber ihr werdet es nicht zurückgewinnen. Ihr habt geglaubt euere Grenzen bis an den Rhein auszudehnen, aber ihr werdet sie nicht ausdehnen. Ihr habt geglaubt, daß ihr für die Katastrophe von 1870 Revanche nehmen würdet; und euer Boden wird von neuem durch den Feind zerstampft, eure Provinzen sind von neuem durch ihn besetzt, eure Söhne sind zu Hunderttausenden hingemäht. Und das ist's, was die Freunde Frankreichs am meisten entsetzt, was sie förmlich zur Wut bringt. Die französische Nation hat ohnehin keine Expansionskraft mehr, sie verkommt langsam — die Geburts- und Sterblichkeitsziffern bezeugen es, und ihr werdet ihre schicksalsmäßige Sprache nicht leugnen können; und nun ist die Blüte dieser Nation, die so sehr gerade der besten Elemente bedurfte, ja, die sie gar nicht entbehren kann, auf den von ihrem Blut getränkten Schlachtfeldern vernichtet. Und sie stirbt nutzlos, ohne daß irgend eine der Voraussichten chauvinistischer Politiker sich verwirklicht, sie stirbt für das Ausland, das für Frankreich keine Achtung hat, für das Ausland, das sich Frankreichs nur bedient wie eines Instruments für seine eigenen Zwecke; es stirbt für die Bereicherung Englands, für die Befriedigung des englischen Bedürfnisses nach Weltherrschaft, für die englische Lüge!‘ (S. 56.)

Es gab, so meint Chatterton-Hill, einen anderen Weg, den man aber unter dem Einfluß Englands nicht habe einschlagen wollen. Dieser Weg wäre ein Bündnis mit Deutschland gewesen, denn hier hätte man das Vorbild gefunden, dem man zu folgen hatte, das Vorbild für Tugenden, die eine Nation, auch inmitten einer Welt von Feinden, unbesieglich machen. Was finde man hingegen in England? ‚Einen gehässigen Chauvinismus, ein bis jetzt unerhörtes Aufgebot der unglaublichsten Lügen und . . . business as usual.‘ Zwei Feinde seien es vor allem gewesen, die das bewundernswerte moralische Erbgut Frankreichs angegriffen und geschädigt hätten, die Laienschule und das Bündnis mit England.

Der ganze Brief ist mit solcher Beredsamkeit des Herzens und mit solch klar-

blickendem Geiste geschrieben, daß man meinen sollte, Frankreich müsse seinen Irrtum einsehen und im letzten Augenblick noch von dem Abgrund zurückbeben, in den der englische Eigennutz es hinabstürzt. Aber Frankreich wird, wie vor der Wahrheit überhaupt, so auch vor diesen Wahrheiten durch seine führenden Männer so wohlbehütet, daß diese Schrift eines wahren Freundes französischer Kultur nicht in die Hände von allzuvielen Franzosen kommen wird. Um so stärker wird sie im neutralen Ausland wirken und auch in Deutschland wird man sie mit Nutzen lesen. Eine deutsche Ausgabe wäre sehr zu wünschen. M.

Die vlämische Presse vor dem Kriege und später. Die Geschichte der vlämischen Presse ist wie die Jagd nach dem Glück; auch der Aufwand höchster Anstrengung vermag es nicht zu erreichen, es entflieht und zerfließt. Das Ziel aller Anstrengung ist es gewesen, wirksamen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen, die Tragik, daß es nie verwirklicht wurde. Auf diesem langen Leidenswege, der schon nach Dezennien zählt, gab es Hoffnungen, sogar berechtigte, aber dann warfen die schier unüberwindlichen Widerstände wieder alles zu Boden. Heute macht das Vlamentum die größte Krisis seiner Geschichte durch. Ob ihm eine bessere Zukunft winkt? Das wird zum großen Teil davon abhängen, ob es sich stark genug erweisen wird, eine leistungsfähige Presse zu entwickeln.

Die belgische Geschichte brachte dem Vlamentum von Anfang an eine schlechte Morgengabe dar. Nach der 30er Revolution erschien das Niederländische als die Sprache des Landesfeindes, dessen man sich mit vieler Mühe erwehrt und den man vertrieben. Das war ein harter Schlag für alle journalistischen Unternehmungen des übrigens noch kaum erwachten Vlamentums. Unter den 28 Organen, die damals in Belgien täglich erschienen, gab es nicht ein einziges vlämisches. Der ‚Organismus' schien tot! Aber 1840 war das Jahr, in dem die vlämische Bewegung zum ersten Male an die Öffentlichkeit trat. Dieser Umstand macht sich auch in der Presse sehr bald geltend. 1857 gab es bereits 59 vlämische Blätter, aber nur sechs, die täglich erschienen; dann aber vermehrte sich mit dem Wachsen der vlämischen Bewegung auch der Widerstand dagegen, ein Keil trieb den anderen. 1900 zählte man im ganzen 334 vlämische Wochen- und 39 täglich erscheinende Organe.

An sich scheint das vlämische Volk also mit Zeitungen reichlich bedacht zu sein. Aber es ist eben nur Schein. Man muß, um den richtigen Gesichtspunkt zu gewinnen, die nicht vlämische Presse zum Vergleich heranziehen. Denn unter den 262 belgischen Hauptorganen sind 164 französisch und nur 98 vlämisch. Das Verhältnis der Bevölkerung stellt sich aber etwa wie drei Wallonen zu vier Vlamen. Und weiter: Die stattliche Zahl von 98 vlämischen Blättern wird dadurch erheblich in ihrer Bedeutung herabgemindert, daß es sich um solche handelt, die in Landstädten erscheinen, ohne irgendwelche allgemeine Geltung; wer das eine kennt, der kennt sie alle, nur die Parteiunterschiede lassen sie in etwa voneinander differieren.

Die Städte aber, und je größer sie sind, desto mehr werden sie von den französisch geschriebenen Organen beherrscht. Ferdinand Daumont zählt 1911 in Brüssel z. B. 48 Zeitungen, davon sind ganze vier vlämisch! In Antwerpen, der Hochburg des Vlamentums, zählt man auf elf Blätter nur drei vlämische. Geht man gar in mittlere Orte, so kann es geschehen, daß sich das Bild noch mehr zuungunsten des Vlämischen verschiebt. Löwen hatte nicht ein vlämisches Blatt, in Tongern standen einem vlämischen Blatte gleich drei französische gegenüber!

Die wahre Ursache der Misere der vlämischen Presse liegt darin, daß die wohlhabendere und mittlere vlämische Bourgeoisie, kurz alle Leute, die auf sich etwas halten, sie einfach nicht liest. Man hält sich für etwas Besseres und Vornehmeres, wenn man kein Vlämisch versteht; wer vlämisch spricht und liest, gilt in den Augen vieler als einer, dem die rechte feine Bildung fehlt. ‚Le Patriote', ‚le XX. siècle', ‚l'Étoile', ‚la Chronique', das waren die Organe, die ein Mann von Stande halten und lesen mußte. Hinzu kommt noch, daß gerade in den vlämischen Großstädten auch die Pariser Blätter eine gewaltige Verbreitung besaßen. ‚Journal', ‚Matin' ‚Petit Journal', setzten ihre Auflage in Tausenden von Exemplaren in Gent, Brügge, Antwerpen ab, viel mehr jedenfalls als in den wallonischen Teilen Belgiens. 1910 bekam Belgien alle Tage 8200 Kilogramm französische Zeitungen.

Verlassen von den eigenen zahlenden Stammesgenossen, hat die vlämische Presse es stets als aussichtslos betrachten müssen, einen Wettkampf mit den großen französischen Organen einzugehen. Jeder kaufmännische Unternehmungsgeist lag am Boden, man war mit der Zahl der Abonnenten zufrieden, wenn sie das Blatt über Wasser hielten, auf Verbreitung durch Reklame, großzügig organisierten Straßen- und Bahnhofsverkauf ward von vornherein verzichtet. Die Folge dieser wirtschaftlichen Zustände in der vlämischen Presse, die übrigens ein getreues Spiegelbild der gesamten sozialen Lage sind, waren ebenso tiefgreifend wie schädigend. Es waren die französisch geschriebenen Organe, die Parteipolitik machten (auch vlämische!), hier fand die Diskussion über nationale Probleme ihre Stätte, hier konnte man die besten literarischen Erscheinungen finden, hier sich über künstlerische Fragen orientieren, hierhin ging auch der vlämische Kaufmann, wenn er wirksam annoncieren wollte. Dagegen galt die Meinung von ‚Het Laatste Nieuws', oder ‚Het Nieuws van Dag' gar nichts, obschon es in 60000 Exemplaren verbreitet war. Die Meinung von ‚Le Peuple' mit seinen 40000 Abonnenten wog da erheblich mehr, lediglich, weil er französisch geschrieben war. Nichts zog den Vlamen zu seiner Presse, im Gegenteil. Spielte er irgendwo eine Rolle, sei es im Wirtschafts-, Partei- oder künstlerischen Leben, so trieb ihn alles in die Spalten der französisch geschriebenen Organe, deren Blätter zweiten Ranges die vlämischen ersten Ranges meist erheblich übertrafen. Ja er abonnierte gute französische Zeitungen für billigeres Geld als vlämische. Man konnte in Belgien für 8—10 Francs ein angesehenes Tageblatt bestellen, aber die vlämischen taten es nicht unter 12—15 Francs, z. B. ‚Het Laatste Nieuws', ‚Vooruit', ‚Het Handelblad'.

Diese niederdrückenden Tatsachen sind um so merkwürdiger, als doch z. B. Holland niederländisch geschriebene Organe entwickeln konnte, die in ihrer ganzen Verfassung den Weltblättern des Kontinents sich ruhig an die Seite stellen können. So ‚De Nieuwe Rotterdamsche Courant', ‚Het Handelsblad van Amsterdam', ‚Het Vaderland', ‚De Tijd'; daß es die Zahl der Abonnenten nicht allein tut, beweisen die sog. Centenblätter, unter ihnen gab es vlämische Organe mit einer Auflage von 70, 80, 100000 Stück und mehr.

Verfolgt man die vlämische Presse während des Krieges, so zeigt sie sich in dieser größten Krisis des Vlamentums zwar rührig, aber eine Änderung in den oben geschilderten Verhältnissen ist vorläufig nicht eingetreten; man wird das verstehen; aber es bestehen doch auch momentan keine Aussichten, daß es in absehbarer Zeit besser wird. An Stelle der vielfach ausgewichenen früheren führenden Organe in französischer Fassung sind andere wie Pilze aus der Erde hervorgeschossen, die sich der alten Gunst des Publikums erfreuen, auch des vlä-

mischen. Die Unternehmungslust der Vlamen ist bei ihrem ausgesprochenen Optimismus nie größer gewesen als heute, namentlich auf journalistischem Gebiete, ob auch ebenso erfolgreich, das ist freilich eine andere Frage. Die innerpolitischen Verhältnisse Belgiens sind dem Vlamentum keineswegs sehr günstig. Von den beiden führenden Blättern der Aktiven tragen ‚Gazet van Brüssel‘ und ‚Het Vlaamsch Nieuws‘ alle Kennzeichen der alten Unterlegenheit der vlämischen Presse; kein Kapital, kein Einfluß! Trotzdem muß man die redaktionelle Leitung geschickt nennen, daran fehlt es den vlämischen Blättern übrigens meist nicht. Aber bei der Zusammensetzung des belgischen Publikums sind sie mit ihren ewigen Beschwerden nur allzusehr auf die Vlaminganten angewiesen, und selbst diese pflegen meist sich mit einem nationalen Organ nicht zufrieden zu geben, sondern gehören selbst zu den eifrigsten Lesern der großen französisch geschriebenen Zeitungen; sie können nicht anders. Das breitere Publikum aber pflegt die vlämische Presse nach wie vor zu ignorieren; der Geschäftsmann, der Industrielle (die Sprache des Großhandels ist stets französisch gewesen), der Künstler, in den meisten Fällen auch der Politiker. Die vlämische Presse hat selten Journalisten von Ruf in ihren Reihen gehabt, selten Mitarbeiter von Rang und Stellung. Das ist doch im Grunde, wenn man sich keine Illusionen machen will, die Lage von heute so gut, wie sie die von gestern und vor fünf Jahren war, und irgendwelche Aussichten auf Besserung sehe ich nicht, falls die Verhältnisse sich nicht von Grund aus äußerlich ändern; denn an eine innere Umwälzung der bestehenden Verhältnisse ist so rasch nicht zu denken.

Dennoch sieht man an dem Beispiel der holländischen Blätter, daß die niederländische Sprache an sich kein Hindernis sein kann für die größere Ausbreitung der vlämischen Presse. Der Grund dafür muß vielmehr anderswo liegen. Und so ist es! Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Holland dem Andrang der französischen Kultur gegenüber sich ebensowenig gehalten haben würde wie die Vlamen, wenn es nicht zu staatlichem Sonderdasein gekommen wäre. Indem nämlich die Holländer einen Staat schufen, riefen sie auch ein Staatsgefühl ins Leben, das alle Holländer äußerlich durch die Sprache verband. Die niederländische Sprache wurde der Ausdruck des Staates schlechthin. Man weiß, wie stolz die holländische Staatstradition ist infolge der ruhmreichen Geschichte. Es war selbstverständlich, daß diese selbe Sprache auch die Sprache der Staatsbehörden sein mußte, wie die der offiziellen Dokumente, der Schule, kurz jeder Art von Öffentlichkeit. Im Vlamland dagegen liegen die Verhältnisse etwa genau umgekehrt. Und warum? Weil hier der vlämische Volksteil sich lediglich eins wußte in einem Dialekt, der mit einer Weltsprache ringen mußte, einer Weltsprache, die von Anfang an den Vorzug überall genoß, um so mehr, als das Vlämische wohl eine völkische, nicht aber eine staatliche Einheit in Belgien darstellte; in der Öffentlichkeit trat deshalb das Vlämische überall an die zweite Stelle, wurde so allmählich das Idiom der Zurückgebliebenen, die den Anschluß an den üppig wogenden Strom der Weltkultur nicht gefunden. In Holland lernte man zwar sehr viel französisch, aber man blieb doch immer auch ein rechter Holländer; in Vlamland gab man die Sprache nicht auf, ohne nicht zugleich auch die Nationalität zu verlieren.

Damit zeichnen sich die Linien der Zukunft wie von selbst ab. Die Vlamen müssen zur Bildung eines selbständigen Staatswesens kommen. Bekanntlich haben die Aktiven diese Losung in dem Begriffe ‚Zelfsbestuur‘ sich zu eigen gemacht. Die Durchführung ihres Programms, das Flandern und Wallonie zu selbständigen Föderativstaaten machen

soll, ist freilich nicht so einfach. Dieses Programm ist nur durchführbar, wenn wesentliche Änderungen im gesamten Leben Belgiens durch den Krieg eintreten; ob dies geschieht, vermag erst die Zukunft zu sagen.

Dr. Leo Schwering.

Musik

Wagners 'Faustkompositionen'. Nachdem der Verlag Breitkopf & Härtel schon in Band XV seiner monumentalen Gesamtausgabe von Richard Wagners musikalischen Werken die Lieder und Einzelgesänge des Meisters gesammelt vorgelegt hatte, bietet er sie soeben nun noch in einem knappen Sonderheft zu volkstümlichem Preis. Dadurch ist auch diesen Kompositionen Wagners, die zum großen Teil bisher nur eine Angelegenheit der Forscher und Kenner waren, das musikalische Haus erschlossen. Einiges davon war ja freilich längst Gemeingut geworden: vor allem die fünf Wesendonckgedichte, bis zu einem gewissen Grade auch die Vertonung der Heineschen 'Grenadiere' und die durch Konzertvorträge bekannte ursprüngliche erweiterte 'Gralserzählung', die als einziges dramatisches Stück den Anhang bildet. Diesen Gesängen treten aber nunmehr auch die sieben Kompositionen zu Goethes 'Faust', das Lied 'Der Tannenbaum', die französischen Romanzen und der Huldigungssang 'Im treuen Sachsenland' zur Seite. Daß irgend etwas davon an allgemeiner Wirkung den 'Fünf Gedichten' jemals gleichkommen könnte, ist allerdings nicht zu erwarten; aber deshalb darf seine neue künstlerische Anregung doch keinesfalls unterschätzt werden. Am meisten gilt dies für die 'Faustkompositionen', die zugleich als früher musikdramatischer Versuch ein besonders beachtenswertes Denkmal aus Wagners Entwicklungszeit bilden.

'Sieben Kompositionen (zu Goethes „Faust") von Richard Wagner (Opus 5), Leipzig 1832' — so lautet, wie schon Glasenapp mitteilt, der Titel der Originalhandschrift. In der Selbstbiographie 'Mein Leben' (Volksausgabe S. 74) stellt Wagner dagegen die Sache so dar, als stammten auch diese Faustkompositionen ähnlich wie die berühmte, Weihnachten 1830 aufgeführte 'Paukenschlagouvertüre' aus der Zeit vor dem im Frühjahr 1831 beginnenden 'wüsten Studentenleben' und vor der fruchtbringenden Wendung im Studium bei Weinlig. Daß dies nicht der Fall, vielmehr die auf der Handschrift gegebene Datierung richtig ist, bezeugt nun aber der Stil der Komposition selbst; diesem zufolge gehören die Faustsstücke nämlich unzweifelhaft in eine Reihe mit der B-dur-Klaviersonate und ähnlichen 'klassizistischen', der 'abklärenden' Wirkung von Weinligs Schule verpflichteten Arbeiten des flügge gewordenen jungen Musikers. Denn die Formgebung ist außerordentlich schlicht, einfach und übersichtlich, die Harmonik meist auf die nächstliegenden Akkordverbindungen und Modulationen beschränkt, dabei aber die ganze Mache — trotz fühlbaren Mangels an Reife — erfreulich zielbewußt und gewandt, so daß das Werklein als Schularbeit in allen Ehren bestehen kann. Allein — und darin liegt nun seine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung — es erschöpft sich nicht in diesem seinem schulmäßigen Charakter. Während z. B. die B-dur-Sonate wirklich nur insofern interessiert, als sie zeigt, daß der junge Wagner gelernt hatte, sich ohne Schwulst der von den Klassikern überkommenen musikalischen Sprache und Form zu bedienen, kommt den Faustkompositionen darüber hinausgehende Bedeutung dadurch zu, daß ihnen bei aller Zurückhaltung im Stil doch auch wirkliche künstlerische Ausdruckswerte eigen sind. In diesem Sinne werden sie zweifellos als eine Probe des frühreifen dramatischen Talentes ihres Schöpfers gelten. Die Kompositionen sind für Singstimme mit Klavierbegleitung notiert und eben deshalb nur als Skizzen zu

betrachten; denn ganz offenbar waren sie für Orchester gedacht, was ja schon aus praktischen Gründen nahelag. Richards Schwester, Rosalie Wagner, spielte am Leipziger Theater das Gretchen, und wenn das rege Interesse, das Richards lebhafter Geist schon in früher Jugend an Goethes Meisterwerk nahm, sich in seinen ‚Faustkompositionen' zu selbstschöpferischen Versuchen verdichtete, so geschah das jedenfalls im Hinblick auf die realen Verhältnisse der Bühne, womit die Heranziehung des orchestralen Apparates sich von selbst verstand. Daß Wagner dann auf die Ausführung in Partitur verzichtete, mag in der Ablenkung durch größere Arbeiten seinen Grund haben.

An der Spitze der Faustkompositionen steht das Soldatenlied ‚Burgen mit hohen Mauern und Zinnen', ein schlichter, flotter Marschgesang in B-dur. Nicht nur die Wahl der Tonart läßt diesen Chor wie eine zahme Vorausahnung der Kriegshymne aus ‚Rienzi' empfinden: auch die ganze Aufmachung erinnert an das spätere Werk, vor allem auch die effektvolle Modulation nach dem terzverwandten D-dur in der Mitte des Stückes und die Heranziehung des berühmten Doppelschlags für die Melodiebildung. Der vierstimmige Männerchorsatz ist offenbar ziemlich flüchtig hingeworfen, woraus sich wohl einige klanglich ungünstige Führungen erklären. Als zweite Nummer folgt die Szene der ‚Bauern unter der Linde', die für Tenor und Sopransolo mit gemischtem Chor geschrieben ist. Hier haben dem jungen Komponisten merklich Erinnerungen an das Scherzo der Beethovenschen ‚Pastorale' vorgeschwebt, namentlich was die Motivbildung der instrumentalen Einleitung (F-dur, 2/4) und der Begleitung betrifft; die frische melodische Linie der Singstimme fällt durch die etwas steif skandierende Deklamation auf, die zu Betonungen wie ‚Der Schäfer putzte s i c h zum Tanz' oder ‚Schon um die Linde w a r es voll' führt. Die Form gibt sich als schlichter, strophischer Rundgesang mit Chorrefrain. Eine merkliche Schattierung des derb fröhlichen Grundtons tritt bei der Strophe ‚Und tu mir doch nicht so vertraut' hervor; hier begegnen wir bei den Worten: ‚Wie mancher hat nicht seine Braut belogen und betrogen' den aus dem Zankduett Gernots und Drollas in den ‚Feen' bekannten weinerlichen chromatischen Folgen. Den Schluß der Nummer bildet eine in einen realistischen Juchhegeschrei ausklingende Wiederholung des Instrumentalritornells. Wesentlich gesteigerte Selbständigkeit weisen die weiterhin sich anschließenden Lieder Branders und Mephistos auf. Nr. 3 ‚Es war ein Ratt' im Kellernest' (D-dur, 2/4) trifft mit seiner grobschlächtigen Baßmelodie famos den Ton des volkstümlichen Studentenliedes, ohne doch auf Einzelcharakteristik zu verzichten; es ist erstaunlich, was da mit denkbarst einfachen Mitteln, z. B. einer schlichten Mollwendung bei der Phrase ‚Die Köchin hat ihr Gift gestellt' an origineller Ausdruckszeichnung erreicht wird. Nr. 4, das Flohlied ‚Es war einmal ein König', (G-dur, 2/4) huldigt der wohl von allen Komponisten an dieser Stelle gebrachten Tonmalerei durch eine ständige Vorschlagsfigur in 32tel Triolen in der Begleitung und durch eine drastisch hüpfende Führung der Singstimme. Außerdem ist die vielsagende Vortragsbezeichnung ‚Mit affektiertem Pathos' beigefügt. Ganz skizzenhaft mutet Mephistos Ständchen ‚Was machst du mir vor Liebchens Tür' an; trotzdem ist auch diesem knappen Strophenlied ein charakteristischer Grundton diabolisch spöttischen Humors nicht abzusprechen; die wiederholte Bemerkung ‚quasi pizz.' bei der einfachen akkordischen Begleitung weist hier ganz besonders deutlich auf orchestrale Vorstellungen hin.

Das künstlerisch weitaus bedeutendste Stück ist nun aber das als Nr. 6 folgende Lied Gretchens ‚Meine Ruh' ist hin'

(G-moll, $^6/_8$). Wir stehen nicht an, diese Komposition als eine der stärksten Talentproben des Musikers Wagner vor den ‚Feen' zu bezeichnen: an selbständigem geistigen Gehalt steht sie jedenfalls höher als z. B. die ganze große C-dur-Sinfonie. Ob Wagner, als er dieses Stück schrieb, bereits Schuberts gleichnamiges Meisterwerk kannte, wird sich schwer weisen lassen: wenn nicht, so ist seine Treffsicherheit des Ausdruckes jedenfalls doppelt bewundernswert. Die Form ist wie bei Schubert variiert — strophisch, nur daß Wagner auf die von Schubert (— und später auch von Löwe —) beliebte Wiederholung der Anfangszeile am Schluß verzichtet. Nur die Instrumentalbegleitung bringt das Einleitungsmotiv noch einmal. Darin mag sich bereits des späteren Meisters unbedingte Zurücksetzung musikalischer Bedürfnisse hinter dem Willen des Dichters auszusprechen, doch wirkt das Ende des Liedes in solcher Fassung etwas abrupt — das einzige Unfertige, was der Komposition anhaftet. Im Gegensatz zu Schubert deutet Wagner das Summen des Spinnrades nur durch ein kurzes Baßtremolo in den Instrumentalritornells an; im übrigen ist die Begleitung ganz einfach akkordisch. Die Modulation ist verhältnismäßig reicher als in allen anderen Nummern, entsprechend dem bewegten Stimmungsgehalt der Dichtung, führt aber trotzdem über den Kreis nahverwandter Tonarten nicht weit hinaus. Der Schwerpunkt des Ausdruckes liegt in der Melodie der Singstimme, in deren erster Phrase Tannhäusers Pilgermotiv anklingt. Der durch die Situation gebotene Ausdruck leidenschaftlicher Hast eines zwischen scharfen Gegensätzen schwankenden Empfindens ist in allen seinen Phasen mit knapper Präzision vorzüglich getroffen, mit dem natürlichen Höhepunkt auf den Worten ‚sein Händedruck, und ach, sein Kuß'! Die Fassung dieser Stelle, mit der überleitung zum Ritornell durch einen verminderten Septakkord, legt am meisten den Gedanken nahe, daß Wagner das Schubertsche Lied doch gekannt habe. Der Schluß bringt mit dem über einem überraschenden Quartsextakkord (— ganz wie im modernen ‚Steigerungslied' aus Hugo Wolfs Schule —) eintretenden ‚Ach dürft ich fassen und halten ihn' noch einen letzten Aufschwung, um sich dann in Resignation zu verlieren. Jedenfalls darf des jungen Wagners Komposition künftighin unter den bedeutenden Vertonungen des Gedichtes (Zelter, Schubert, Loewe, Spohr, Berlioz) nicht vergessen werden.

Das letzte Stück der Faustkompositionen betrifft Gretchens Szene vor der Mater dolorosa. Wagner hat das ‚Ach neige, du Schmerzensreiche' als Melodram gegeben. Zu dieser Fassung mögen Erinnerungen an die Deklamation Schwester Rosaliens ganz besonders mitgewirkt haben. Die Tonart G-moll ist die gleiche wie die des Gretchenliedes, auch sonst erscheint die Art des musikalischen Ausdruckes ganz ähnlich wie dort, nur daß ein viel mehr theatralischer und darum äußerlicherer Ton vorherrscht. Tremoli, pochende Rhythmen, verminderte Septakkorde, gehäufte Vorhalts- und Orgelpunktwirkungen sind bedingt dafür und zeigen, daß der junge Musiker unbeschadet seiner Klassikerstudien doch schon wieder auf dem Wege zur Romantik war. Der Form nach gibt sich die Musik dieses Melodrams als klar periodisierte, geschlossene Instrumentalfantasie mit Wiederholung des Anfangs am Schlusse; die Begleitung geht soweit dem gesprochenen Wort vollkommen selbständig zur Seite, wie dies ja allerdings vielfach im Melodram des 18. Jahrhunderts der Fall war. Der Gedanke an und für sich, diese Szene melodramatisch zu behandeln, mag anfechtbar erscheinen; trotzdem darf man von Wagners Melodram wie von den Faustkompositionen im ganzen sagen: — eine dramatische Talentprobe!

Dr. Eugen Schmitz.

E. Vogel/Hindenburg und Ludendorff



Mit Genehmigung des Kunstverlags Ullstein in Berlin



Vierzehnter Jahrgang März 1917

Die christliche Gemeinschaftsidee und die gegenwärtige Welt* / Von Max Scheler

Jedem gesunden menschlichen Geiste wohnt die Fähigkeit ein, dieselben Weltereignisse unter grundverschiedenen Höhenlagen seiner geistigen Blickrichtung zu betrachten. Auch das wilde Schauspiel des uns umtobenden Krieges steht unter dieser Regel. Welche dieser Höhenlagen wir einzunehmen hatten, als der Krieg begann, welche wir noch heute Tag für Tag einzunehmen haben, sofern wir direkt oder indirekt, im Felde oder zu Hause an seiner harten Führung tätig mitwirken — dies zu entscheiden ließ und läßt uns die Stimme unseres Herzens keine Wahl. Unser Herz sprach deutlich zuerst das Wort: Deutschland! Heißen, immer neu aufquellenden Dankes voll dafür, was unserem Leib und unserer Seele dieses geliebte Land täglich gab und gibt, fühlen wir uns bis in unsere tiefsten Existenzwurzeln als die Gebilde seines Bodens und seiner Geschichte. Demütigen Sinnes erkennen wir das Gute wie die notwendige Beschränkung darin, daß Gott unsere unmittelbar von ihm selbst geschaffenen Seelen in die Geschichte dieses Landes und in Deutschlands Schicksal untrennbar hinein gewoben hat. So durfte uns weder Zeit noch Ruhe bleiben, eine andere geistige Blickrichtung auf die Weltereignisse einzunehmen, als diejenige ist, die der

* Diese Ausführungen bildeten den Inhalt eines öffentlichen Vortrags den der Verfasser auf das Ersuchen des Katholischen Frauenbundes, Zweigverein Karlsruhe, am 13. November 1916 im Rathaussaal zu Karlsruhe gehalten hat. Der Vortrag ist hier mit einigen Erweiterungen wiedergegeben.

Ausdruck ‚Deutschland' bezeichnet. Worauf immer auch die mannigfaltigste Not das Auge Jedes von uns Tag für Tag hinlenken mußte, auf das Ergehen unserer Lieben, unserer Familie, unserer Freunde, Verwandten, Dorf-, Stadt-, Stammesgenossen, auf eigene und fremde wirtschaftliche Not der Gegenwart und Zukunft: Umspannt blieben alle diese einzelnen wechselnden Blickstrahlen einer niedrigeren Höhenlage von einem hellen, festen Grundstrahl unseres Geistes: Deutschland ist seine Richtung! Und so soll und muß es bleiben so lange, bis ein ehrenvoller Friede unser wurde. Noch haben wir kein Recht als praktisch-tätige Wesen unserem Blicke eine Höhenlage zu geben, die von der Linderung individuellen Kriegsleids abgesehen — über die ragenden Zinnen der noch immer, Gott sei Dank, unverletzten Burg ‚Deutschland' hinausspähte. Noch haben wir kein Recht, in irgendeinem Sinne für die Welt praktisch zu sorgen.

Aber so wahr dies ist: Wir dürfen in jenen stillen Stunden, da uns die praktische Sorge für Deutschland Muße läßt, auch an die Welt denken: An die Welt, in deren Ganzheit und Einheit derselbe Schöpfer, der die Welt und unsere Seelen unmittelbar schuf, uns hineingesetzt hat, ihn zu lieben, ihn zu preisen und ihm gehorsam zu sein. Wir dürfen dies nicht nur, wir sollen es sogar. Und wir sollen es nicht nur um des einen heiligsten Blutes selber willen, das für dieser einen Welt solidarische Sünde und Schuld, das um der gemeinsamen all ineinander so wunderbar verwobenen Drangsale aller Kinder Adams, ja aller Kreatur dahinströmte: Wir sollen es auch darum noch, auf daß wir unsere Seelen und Gedanken erleuchten und frei genug machen, um auch unseren praktischen Dienst an Deutschland auf rechte Weise zu tun, und das heißt in letzter Linie auf eine Weise, wie sie Gott wohlgefällig ist.

Zu einer solchen stillen Stunde der Betrachtung lade ich Sie heute ein, zu einer Stunde der Betrachtung, in der wir wagen dürfen, in der wir wagen sollen, unseren Geistesblick über Deutschland noch hinaus zu werfen auf die Welt, wie sie unter den einfachsten Leitlinien unseres Glaubens und der Vernunft sich uns darstellt. Von der katholischen Weltanschauung soll die Rede sein, und zwar mit der Beschränkung auf die spezifischen Werte, die in ihr und die nur in ihr gelegen sind 1. für die rechte Auffassung von menschlicher Gemeinschaft, 2. für die Bewährung und Wiedererneuerung, ja die Neuverbreitung echter Gemeinschaftsideale im Weltkrieg, 3. für die richtige Auffassung und Beurteilung der durch den Weltkrieg wahrscheinlich gewordenen Entwickelungstendenzen der bestehenden europäischen Gemeinschaftsformen, 4. für den Neuaufbau eines höheren Gemeinschaftslebens, als es vor dem Kriege bestand in unserem Vaterlande.

Bevor ich in die Sache eintrete, erlauben Sie mir noch ein Wort, das unser Verstehen vielleicht erleichtert. Versuchen wir uns einmal der gewohnten Denk- und Fühlweise und aller Vorurteile für eine kurze Zeit zu entschlagen, wie sie bezüglich des Weltkrieges Parteimeinung, täglicher Verkehr und Presse, um uns herum, ja in uns hineingesponnen haben. Ver-

suchen wir mit reinen naiven Menschenaugen — als gehörten diese Augen einem menschlichen Wesen an, das aus einem längst verflossenen Jahrhundert Europas in unser Zeitalter gleichsam nur zu Gaste kommt und sich verwundert umsieht, aber dieses Menschenauge erleuchtet gedacht durch unseren unveränderlichen Glauben — das Schauspiel um uns her zu betrachten und es an den Grundsätzen dieses Glaubens zu messen. Werfen wir auf diese Dinge einen Blick, der genau, gütig und wägend ist, aber der doch religiös und metaphysisch, ich möchte sagen entfremdet, genug ist, um alles, was wir um uns herum sahen, nicht nur als einzeln längst gewohnte Wirklichkeit des Tages zu sehen — und vielleicht hat sich unser Auge sogar an dies Töten und Hassen schon allzusehr gewöhnt —, sondern immer auch alles zugleich als Symbol eines eigentümlich moralischen Gesamtstatus der heutigen europäischen Menschheit — eines Status, den wir erst kennenlernen wollen und aus dem wir uns eben darum in Gedanken zuerst herausstellen und ihm fernestellen müssen.

Wenden wir uns zu den einfachsten Grundlagen der christlichen Gemeinschaftslehre.

I. Die christliche Gemeinschaftsidee.

Es ist nicht möglich, über faktische Gemeinschaftsdinge irgendeiner Art sich ein Urteil zu bilden, ohne an die Grundfragen heranzugehen: Was ist das Wesen von Gemeinschaft überhaupt? Was ist das höchste Ziel aller Gemeinschaft, und was sind die Ziele ihrer Wesensarten?

An sich gehören diese Fragen schon in den Bereich der natürlichen Vernunfterkenntnis oder der Philosophie. Da es sich hier aber nicht um Philosophie allein handelt, sondern um die katholische Weltanschauung als Ganzes, so werde ich das, was uns die natürliche Vernunfterkenntnis und unsere geoffenbarte Glaubensanschauung lehrt, im folgenden nicht scharf voneinander scheiden. Denn so sehr verschieden diese Erkenntnisquellen sind, auf denen das beruht, was wir die ‚katholische Weltanschauung' nennen, so ist doch der objektive Sinngehalt dieser Weltanschauung (wie ihr Wahrheitsanspruch) ein streng einheitliches, untrennbares Ganzes. Beide Quellen stammen von Gott, vom Gott der Wahrheit.

Der allererste Grundsatz, von dem wir auszugehen haben, ist folgender: Der Mensch, ja die geistige endliche Person überhaupt — und der Mensch nur, weil er eine solche Person ist —, lebt nicht zufällig und nicht nur faktisch (etwa bloß auf Grund seiner positiven Natur und Geschichtserkenntnisse) mit anderen geistigen Personen ein gemeinsames Leben; es gehört vielmehr zum ewigen ideellen Wesen einer vernünftigen Person, daß ihr ganzes geistiges Sein und Tun ebenso ursprünglich eine selbstbewußte, eine selbstverantwortliche individuelle Wirklichkeit ist, als auch bewußte mitverantwortliche Gliedwirklichkeit in einer Gemeinschaft, also auch Miteinandersein, Miteinandererleben und Miteinanderwirken. Beachten Sie, daß nicht eine feine und kleine Differenz, sondern eine unermeßliche

Kluft den Sinn unseres oben ausgesprochenen Satzes von dem Sinne des Satzes trennt, den ich jetzt ausspreche: ‚Die faktischen Menschen, die wir irgendwie durch persönliche Erfahrung oder durch Dokumente der Geschichte kennen lernten oder die so erkannt sind, lebten zusammen in einer Gemeinschaft.' Der erste Satz besagt eine ewige in sich völlig geschlossene Wesenswahrheit und -Notwendigkeit; der zweite Satz drückt eine zufällige Erfahrung aus, die wie jede so geartete Erfahrung groß und klein sein kann, die in der Geschichte zu- und abnimmt und die sich nie abschließen läßt. Alles, was auf solch zufälliger Erfahrung beruht, kann auch durch neue zufällige Erfahrung überwunden werden. Auch die logischen Subjekte der beiden Sätze haben ganz verschiedenen Inhalt und Umfang. Der erste Satz gilt für alle möglichen endlichen Geisteswesen, z. B. auch für solche, die uns hienieden unbekannt sind (z. B. die Schar der Engel) oder die uns jetzt verborgen sind wie die Seelen der Verstorbenen. Sofern sie sind — und wir glauben, daß sie sind —, leben sie in Gemeinschaft. Aber noch weit mehr: Der erste Satz ist wahr und der zweite ist, streng genommen, grundfalsch. Es ist ja gar nicht wahr, daß alle wirklichen historischen Menschen in Gemeinschaft mit Menschen lebten. Es gibt auch Robinsone, es gibt Einsiedler, Eremiten, Eingänger, Einspänner aller Art. Aber gerade der Robinson z. B. kann uns klarmachen, was unser Satz besagt. Unser Satz besagt, daß das Bewußtseinserlebnis zu einer Gemeinschaft überhaupt zu ‚gehören', ein ‚Glied' ihrer zu sein auch bei Robinson — ursprünglich, und zwar genau ebenso ursprünglich vorhanden war wie das individuelle Ich- und Selbstbewußtsein Robinsons; daß dieses Gliedschaftsbewußtsein also zum Wesen auch solcher isoliert lebender Personen gehört, und daß die geistige Intention auf Gemeinschaft ganz unabhängig davon besteht, ob sie auch durch die zufällige Sinneserfahrung fremder Menschen, durch ihren Anblick usw. und wie vieler solcher Menschen und was für welcher, Erfüllung finde oder nicht. Auch ein fingiertes geistigleibliches Wesen, das nie und nirgends seinesgleichen sinnlich wahrgenommen, würde eben durch das positive Bewußtsein des Unerfülltbleibens einer ganzen großen Gruppe von geistigen, zu seiner Wesensnatur gehörigen Intentionen, als da sind Lieben und alle seine Grundarten (Gottesliebe, Nächstenliebe usw.), Mitfühlen, Versprechen, Bitten, Danken, Gehorchen, Dienen, Herrschen usw., seiner Gliedschaft in einer Gemeinschaft und seiner Zugehörigkeit zu ihr gewiß werden. Ein solches fingiertes Wesen würde also nicht sagen: ‚Ich bin allein. Allein im unendlichen Raume und unendlicher Zeit, allein auf der Welt oder allein im Sein überhaupt; ich gehöre zu keiner Gemeinschaft', sondern es würde sich nur sagen: ‚Ich kenne die faktische Gemeinschaft nicht, zu der ich mich gehörig weiß — ich muß sie suchen; aber ich weiß, daß ich zu einer gehöre.' Dies — nicht die dazu noch falsche Plattheit, daß die Menschen zumeist in Völkern, Staaten usw. zu leben pflegen, bedeutet der große Satz des Stagiriten: ‚Ἄνθρωπος ζῷον πολιτικόν'. Der Mensch, d. h. der Träger der vernünftigen Seelenkraft, ist ein

Gemeinschaftswesen. So wahr ich bin, so wahr sind wir, oder gehöre ich zu einem ‚wir'.

Wir dürfen aber auch sagen: Der Mensch ist als geistiges Vernunftwesen so, wie er sich von Hause aus als Glied einer universalen Gemeinschaft, und zwar als Glied einer Gemeinschaft mit einem unermeßlichen Reiche ebensolcher vernünftiger Wesen weiß, auch objektiv auf solche Gemeinschaft und solches Reich ursprünglich hingeordnet. Er ist es geistig also nicht minder ursprünglich, als er es als leibliches Lebewesen schon vermöge seiner natürlichen Herkunft aus dem Leibe der Mutter, somit auch vermöge der Abhängigkeit von ihrer Sorge und den diesen Tatsachen entsprechenden Instinkten der sich ergänzenden natürlichen Mutter- und Kindesliebe, sowie vermöge der Organe ist, die ihn aufs andere Geschlecht hinordnen (und dem dieser Einrichtung entsprechenden Geschlechtsinstinkt). Nicht aber etwa ist die geistige vernünftige Gemeinschaft nur eine nachträgliche Entwicklungsfolge dieser nur rein natürlichen Vitalgemeinschaft. Der Mensch wird nicht etwa notwendig um so einsamer, je mehr er geistig lebt. Auch solche Denker irrten schwer, die annahmen, alle Menschengemeinschaft ‚entwickle' sich erst aus jener natürlichen Lebensgemeinschaft, die sich in Form sog. Tiergesellschaften schon in der untermenschlichen Natur finde, oder sie ließe sich aus ihr herleiten; die demgemäß auch alle Arten von geistiger Liebe, Opfer, Pflichtbewußtsein, Gewissen, Reue als bloße Verfeinerungen und Entwicklungsformen der schon die tierische Herde zusammenhaltenden Kräfte verstehen wollten (Darwin, Spencer). Des Menschen Geistes- und Persongemeinschaft ist viel mehr eigenen und höheren Rechts und eigenen und zwar höheren Ursprungs als diese ‚Lebensgemeinschaft'. Sie ist göttlich geistigen Ursprungs wie göttlich sanktionierten Rechtes.

Das wird sofort von größter Bedeutung, wenn wir zu unserem ersten Satze einen zweiten hinzufügen. Vermöge jenes mit dem individuellen Selbstbewußtsein gleichursprünglichen und mit ihm wesensnotwendig zusammenhängenden Glied- und Organbewußtseins in einer unabsehbaren universalen Gemeinschaft geistiger Naturen, liegt im Kerne unserer Seelen eine notwendige Forderung und ein schrankenloses geistiges Drängen, in Gedanken und in geistigem Liebesverlangen nicht nur über unser einsames nacktes Ich, sondern auch über *jede* der bloß je historisch faktischen und sinnlich sichtbaren Gemeinschaften, denen wir angehören, hinauszugehen; d. h. aber auch ein vernunftbestimmtes Drängen, auch jede dieser faktischen Gemeinschaften von geistigen Personen selbst wieder als ‚*Organ*' einer noch weiteren umfassenderen und höheren geistigen Gemeinschaft zu betrachten. Es ist Nichts unserer Vernunft, Nichts unserem Herzen klarer und gewisser, als daß uns keine *einzige* dieser faktischen irdischen Gemeinschaften (Familie, Gemeinde, Staat, Nation, Freundschaft usw.) auch in keinem Grade ihrer möglichen historischen Vervollkommnung je ganz genügen und unsere Vernunft und unser Herz vollkommen befriedigen würde. Und da nun alle Gemeinschaften dieser Art nicht nur *geistige* Gemeinschaften

sind, sondern auch Persongemeinschaften, so findet dieses im Prinzip unendliche Drängen und diese Vernunftforderung nach immer reicherer, umfassenderer und höherer Gemeinschaft nur in einer Idee ihren möglichen Abschluß und ihr vollkommenes Genügen: In der Idee einer Liebes- und Geistesgemeinschaft mit einer unendlichen geistigen Person, die zugleich der Ursprung, der Stifter und der Oberherr aller möglichen geistigen Gemeinschaften, auch aller irdischen und faktischen ist. Wie überhaupt gewisse Liebesarten im Wesen unserer geistigen Existenz selbst angelegt sind — Arten, die sich nicht erst durch zufällige Erfahrung der zu ihnen gehörigen Gegenstände differenzieren, sondern von Hause aus schon als Erfüllung fordernde Bewegungen und Akte des Gemütes differenziert sind — als da sind z. B. Kindesliebe, Elternliebe, Heimatliebe, Vaterlandsliebe, so gibt es auch eine höchste Liebesart, die Gottesliebe, die wir schon erleben und besitzen, ehe wir eine genaue Verstandesidee vom höchsten Wesen besitzen. Darum kann Pascal sagen: ‚Ich würde Dich nicht suchen, wenn ich Dich nicht schon gefunden hätte.' Unser Herz und unsere Vernunft sind sich gleich klar und gewiß, daß nur diese höchste abschließende Vernunft- und Liebesgemeinschaft mit Gott sie voll zu befriedigen vermag, und daß wir die Gemeinschaften, in die wir uns einbezogen wissen, erst dann im rechten und wahren Lichte zu schauen und zu denken vermögen, wenn wir sie gewahren gleichsam auf dem göttlichen Hintergrunde dieser höchsten und abschließenden Gemeinschaft aller geistigen Naturen; und wenn wir sie gewahren aus der Lichtfülle heraus, die diese Gemeinschaft allein verleiht: Aus dem Lichte der Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott und der unmittelbar von Ihm eingesetzten einzigen Kirche. Hier erst ruht, wird still und friedereich das unendliche Drängen und der notwendige unendliche Gedankenfortschritt über alle endlichen sichtbaren Gemeinschaften hinaus: ‚Inquietum cor nostrum, donec requiescat in te.' In Ihm und durch Ihn sind wir wahrhaftig geistig auch erst unter uns verbunden. So meint es auch das ‚vornehmste' und ‚größte' Gebot (Markus 12, 30—31), Selbstheiligung und Nächstenliebe in die gemeinsame Wurzel der Gottesliebe einsenkend. Es gibt sehr verschiedene und vielartige natürliche Erweisarten von Gottes Existenz. Jeder Faden, den wir aus dieser Schöpfung herausnehmen — sei es aus Seele, Natur, Geschichte, Gewissen, Vernunft, führt auf Gott zurück, wenn wir ihn nach dem Gesetze des uns bekannten endlichen Stückes bis ins Unendliche ausgezogen denken. Alle Fäden treffen sich zugleich in Ihm. Hier möchte ich darauf aufmerksam machen, daß es auch einen, heute vielleicht etwas zu sehr vernachlässigten selbständigen und ursprünglichen Erweis des höchsten Wesens gibt, der ausschließlich aus der Idee einer möglichen Gemeinschaft persönlicher geistiger Wesen geschöpft ist; der mit dem Ziel aller übrigen wohl zusammentrifft, nicht aber sich logisch auf sie stützt.

Sagt uns also schon das natürliche Licht des Geistes, daß alle Gemeinschaft, auch alle irdische Gemeinschaft in Gott direkt oder indirekt gegründet ist, und daß jede rechtmäßige Gemeinschaft in Gott ihren direkten oder indirekten,

durch geschöpfliche Ursachen vermittelten Ursprung, ihren höchsten Gesetzgeber, Richter und obersten Haushalter und Verwalter besitzt, so sagt uns dasselbe Licht auch gleich noch das Folgende: Daß nicht ausschließlich jede individuelle Person nur für sich allein und nur vor ihrem eigenen Gewissen und mit ihrem eigenen Gewissen ihrem Schöpfer und Herrn für ihr eigenes Sein und Tun verantwortlich ist, sondern daß sowohl das Individuum wie jede engere Gemeinschaft ebenso ursprünglich, wie sie selbstverantwortlich ist, in ihrer notwendigen Eigenschaft als ‚Glied‘ von Gemeinschaften vor Gott alles mitzuverantworten haben, was das Ergehen und Verhalten der je umfassenden Gemeinschaft in geistiger, moralischer Hinsicht betrifft. Denn wenn Gemeinschaft nicht ein je historisch zufälliges irdisches, etwa auf bloßen klugen, willkürlichen, von Menschen gemachten Verträgen beruhendes Zusammenwirken einer Gruppe verständiger Leiber ist, sondern wenn Gemeinschaft notwendig hervorgeht aus dem Entwurfe und dem göttlichen Wesensbildwerke eines vernünftigen Geistes und Herzens selbst, wenn sie in der ganzen Spannweite ihrer höchsten Idee das Übersinnliche, ja sogar dessen höchsten Herrn und das Zentrum aller Dinge von Hause aus mitumfaßt, und wenn durch dieses göttliche Zentrum erst die Möglichkeit und wahre Verbindlichkeit gegenseitiger Versprechungen und Verträge gewährleistet ist, — so müssen wir auch von Hause aus gegenseitig für einander und nicht nur jeder für sich (obgleich dies auch!) verantwortlich sein; also Jeglicher auch für die Gesamtschuld und das Gesamtverdienst mitverantwortlich, die seiner Gemeinschaft als einer Einheit und Ganzheit und nicht als einer ‚Summe‘ derjenigen Individuen zukommen, die ihre ‚Glieder‘ heißen. Sie ersehen daraus, wie grundverkehrt jene Lehre ist (Epikur hat sie zuerst im Altertum aufgestellt, später wurde sie die Grundlage aller sog. liberalen Gemeinschaftslehren bis zu Kant), die Wesen und Dasein menschlicher Gemeinschaft auf menschliche Verträge aufbauen will, sei es, daß man der Gemeinschaft schon einen Ursprung aus Verträgen erteilt, sei es, daß man bloß behauptet, es müsse jede Gemeinschaft, um ihre Rechtmäßigkeit zu entscheiden, so angesehen werden, ‚als ob‘ sie auf Verträgen beruhe. Denn jeder Vertrag setzt immer schon als gemeinsames Maß über den vertragschließenden Menschen ein Drittes voraus, nach dem der Vertrag verbindlich ist oder nicht; und schon die rechtmäßige Annahme eines Versprechens seitens des Versprechensempfängers setzt die Mitverantwortlichkeit dieses Empfängers für die Rechtmäßigkeit des von ihm anzunehmenden Versprechens voraus.

Dieses dritte große moralische und religiöse Prinzip heißt das der moralisch-religiösen Gegenseitigkeit oder der sittlichen Solidarität. Es besagt nicht das für jede Weltanschauung Selbstverständliche, daß wir da oder nur da mitzuverantworten haben, wo wir bewußt eine bestimmte Verpflichtung auf uns genommen oder genau wissen und positive Kunde haben, daß wir bei einer Sache bewußter Mittäter und Mitwirker waren. Es besagt auch nicht nur, daß wir gut tun, uns angesichts fremder

Schuld, anstatt diese zu verurteilen, mehr der eigenen Schuld zu erinnern. Es besagt vielmehr, daß wir uns wahrhaftig bei aller Schuld mitschuldig fühlen sollen. Es besagt also, daß wir ganz ursprünglich und von Hause aus — auch da, wo uns Maß und Größe unserer faktischen Mitwirkung nicht sichtlich vor Augen stehen, vor dem lebendigen Gott alles Steigen und Sinken des moralischen und religiösen Zustandes der Gesamtheit der sittlichen Welt als einer in sich solidarischen Einheit mitzuverantworten haben. Das jeweilige genaue oder weniger genaue Wissen um die Mitwirkung, um ihre Art, Größe usw. zeigt unserer ursprünglich sich mitverantwortlich wissenden Seele wohl die Richtung, wo und woran wir mitverantwortlich zu sein auch sicher urteilen dürfen. Aber dieses Wissen schafft durchaus nicht erst diese Mitverantwortlichkeit als Qualität unserer Person. Dieses Wissen könnte uns auch bei der unendlich komplizierten Verwobenheit aller gegenseitigen moralischen und religiösen Einwirkungen der Menschen und der Seelen aufeinander, niemals die ganze Fülle dessen, was auf indirektem Wege unser Verhalten mitverschuldet oder mitverdient hat, vor das geistige Auge bringen. Es gibt keine noch so kleine moralische Regung, die nicht wie der Stein, der ins Wasser fällt, unendliche Kreise um sich zöge — und auch diese Kreise werden nur für das rohe, unbewaffnete Auge schließlich unsichtbar. Schon der Physiker kann sie viel weiter verfolgen — und wie weit erst vermag es Gott! Die Liebe des A zu B erweckt nicht nur — wenn kein hemmender Grund vorliegt — Gegenliebe bei B zu A, sondern läßt auch im Herzen des gegenliebenden B notwendig die Tendenz an erwärmender, lebenweckender Liebeskraft überhaupt, also auch zu C und D natürlich wachsen; und so geht der Strom im moralischen Universum weiter von C zu D zu E und F — ins Unendliche. Und dasselbe gilt für Haß, Ungerechtigkeit, Unkeuschheit und jede Art von Sünde. Jeder von uns war bei einer unermeßlichen Fülle von guten wie schlimmen Dingen mittätig, von denen er keine Ahnung hat und für die er gleichwohl vor Gott die Mitverantwortung trägt. ‚Mir aber ist's ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage, auch richte ich mich selbst nicht. Denn ich bin mir nichts bewußt; aber darinnen bin ich nicht gerechtfertigt; der Herr ist's aber, der mich richtet', spricht der hl. Paulus (1. Kor. 4, 3—4).

Aber auch die zentralsten Grundgedanken unseres hl. offenbarten Glaubens setzen dieses schon der natürlichen Vernunft angehörige Prinzip voraus, so der Gedanke einer allverbindlichen, katholischen, einheitlichen, christlichen Kirchenanstalt, der Gedanke, daß wir alle zusammen in Adam sündigten und alle zusammen in Christo auferstanden, daß es wahre Erbschuld, nicht nur schlechte, untüchtige Erbanlagen gibt, die Corpus Christilehre, ein Grundpfeiler der hl. Messe wie der Lehre von der Kirche, das stellvertretende Opferleiden, die Fürbitte, der Ablaß und noch -- sehr viel anderes. Meine verehrten Anwesenden! Ich halte es für einen Grundmangel des außerkatholischen modernen Ethos und der ihm entsprechenden philosophischen Ethik, daß ihnen im Laufe der Entfaltung des modernen

Individualismus, des eng zu ihm gehörigen absoluten Staates, des Nationalismus und der freien Konkurrenzwirtschaft das erhabene Prinzip der Solidarität schon in seinen Vernunftwurzeln, im Fühlen, Wollen und der Theorie langsam abhanden gekommen ist; daß man z. B. mit Marx und Hegel entweder nur kennet einen Götzen und Leviathan von Staat, Nation oder sog. Gesellschaft, die die gottgeschaffene Persönlichkeit, die Familie und ihre gottgegebenen Rechte z. B. das der Kindererziehung, desgleichen die Idee des Standes in das Meer ihrer irdischen Zweckgefüge hineintrinken, ja daß man dann sogar nur folgerichtig die substanzielle Existenz der persönlichen Seele leugnet; oder aber das andere Extrem nur kennet, jene berühmte ‚einsame Seele und ihren Gott', die vermeint ihr und der Welt Heil gewinnen zu können, sei es nur durch den Glauben oder durch einsame mystische Schau, oder Heil zu erreichen auf einem anderen die Liebe zum Heile des Bruders nicht notwendig mit einschließenden Weg, also ohne den ursprünglich gottgewiesenen Weg zu diesem Heile zu gehen über das Miteinanderdenken, Miteinanderglauben, Miteinanderhoffen, Miteinanderlieben, Miteinandersichdienen und Miteinanderverantworten im Geistesbaue einer echten Gemeinschaft. Erst die Preisgabe dieses großen Prinzips ursprünglicher Gegenseitigkeit hat auch die richtige Idee von der Kirche zu Beginn der protestantischen Bewegungen entwurzelt. Ich sehe daher eine unserer wesentlichsten Missionen für die Zukunft darin, daß wir dieses erhabene Prinzip nach Kräften sowohl immer schärfer begründen und geistig verbreiten, als daß wir seine Folgen für alle Arten menschlicher Gemeinschaftsverhältnisse (besonders im Hinblick auf die heutigen) studieren und es praktisch in eine ihm fast völlig entfremdete Welt wieder einbauen. —

II. Das Verhältnis der christlichen Gemeinschaftsidee zum gegenwärtigen Zeitalter.

Was uns nun aber auch zu einer gewissen Hoffnung berechtigt, daß dies geschehen könne, ist vor allem eine Tatsache, in deren Anerkennung heute die Katholiken mit den hervorragendsten Vertretern anderer Weltanschauungen sich einig wissen. Wir fühlen nämlich alle, daß wir am Beginne eines historischen Weltalters stehen, das gegenüber dem vorwiegend kritischen und individualistischen, alle irdischen Kräfte des Menschen und der Natur bis zur äußersten Leistung entbindenden Zeitalter der sog. Neuzeit als ein positives, gläubiges Zeitalter bezeichnet werden darf, gleichzeitig aber als ein auf Gemeinschaft gerichtetes, die zuvor nur entbundenen Kräfte geistig meisterndes, darum auch ‚organisatorisches' Zeitalter. Ein Zeitalter scheint sich uns zu nahen, in dem vom Geiste des Menschen diejenigen Kräfte wieder kühn und gläubig in die Hand genommen werden, die sich von den zentralen Mächten des menschlichen Willens und Geistes freigemacht hatten, und die das menschliche Leben gleichsam schicksalsmäßig und automatisch bestimmten, wie z. B. die Kräfte der sachlichen Wirtschaftsprozesse, des bloßen isolierten rationellen Erwerbsgeistes, der Maschinentechnik, des sich ansammelnden,

von keinem Kopf mehr beherrschbaren Einzelwissens, damit mit ihnen der menschliche Geist ein neues, dauerndes Wohnhaus der menschlichen Gesellschaft aufrichte. Dieser allgemeine Glaube wurde und wird geteilt von so entgegengesetzten Geistern, wie Auguste Comte, Josef de Maistre, St. Simon, Fourier in Frankreich, in Deutschland von dem unvergeßlichen Adam Müller, Rodbertus, der gesamten Schule der historischen und sogenannten kathedersozialistischen Nationalökonomie (A. Wagner), vor allem aber von dem christlichen und dem außerchristlichen Sozialismus aller Arten und Grade. Der Gedanke ist in dieser Allgemeinheit das Programm aller Vernünftigen der heutigen Welt. Die europäische Anarchie dieses Krieges, die allmählich reifende Einsicht in seine letzten treibenden Kräfte wird aber in Zukunft diesen Glauben in noch weit höherem Maße entwickeln und wird ihn nach Abschluß des Krieges ganz Europa als eine noch gesteigerte, gewaltig aufmunternde und neuschaffende Lebensmacht einsenken. Aber nicht nur in dieser negativen Richtung der Zersetzung falscher Lehren wird der Krieg auf eine Wiedergewinnung des christlichen Gegenseitigkeitsgedankens hinwirken: Auch in der positiven Richtung, daß das innerhalb der Völker im engsten Zusammenhang mit den notwendig gewordenen sogenannten Kriegsorganisationen entstandene Gefühl und Bewußtsein der Stellvertretung in Arbeit, Verantwortung, Leiden, Tod, Opfer jeder Art sich von diesem seinem Quellpunkte — dem Krieg — aus hinausschwingen wird über die Landesgrenzen nicht nur zur Wiedergewinnung eines Systemes der europäischen Vereinbarung zunächst in kolonialpolitischen Fragen, d. h. zu einer wenigstens in diesem Punkte stattfindenden Solidarität der europäischen Staaten, sondern — was weit wichtiger ist — sich auch hinausschwingen wird von dem einseitig kriegsbezogenen Punkte der Seele, in dem es entsprang, zu einer sittlichen Grundhaltung des ganzen volltätigen Menschen. Es steht dabei glücklicherweise nicht so, daß das Solidaritätsprinzip als wechselseitiges Mitverantwortlichkeitsgefühl für das rechte Zusammenwirken bei irgendeinem Werke ausschließlich nur mehr in der christlichen Tradition vorfindbar wäre. Die zuerst aus rein technischen Gründen, vor allem in der modernen ökonomischen Bewegung notwendig gewordene Kooperation der Menschen in der Fabrik, an der Maschine, in der so unendlich arbeitsteiligen Wissenschaft, ja in jeder Art von arbeitsteiligem Großbetriebe — sowohl bei Unternehmern als bei Arbeitern — hatte schon lange vor dem Kriege zuerst nur das Bewußtsein der je gemeinsamen Interessen der Zusammenarbeitenden, aber allmählich doch auch das hinter allen bloßen ‚Interessen' gelegene sittliche Verantwortlichkeitsgefühl ergriffen und bis zu einem gewissen Grade ausgebildet. So gebaren technisch einheitliche Arbeitsgruppen zuerst Interessenverbände. Diese aber entfalteten doch allmählich auch leise Anfänge eines Standesbewußtseins. Ein Streikbrecher z. B. — ein Streik ohne Vertragsbruch kann ja wohl berechtigt sein — oder der Außenseiter eines zunächst nur aus gemeinsamen Erwerbszwecken zustandegekommenen Syndikates gilt den an den betr. Wirtschafts-

verbänden Beteiligten nicht nur als ein Tor, der sein und seiner Klasse Interesse nicht begreift; er gilt besonders in den Arbeiterverbänden der Berufs- und anderen Gewerkschaften auch als ein moralisch fragwürdiger Verräter, als ein Mensch also, der auch im Falle, daß er sein Interesse durch den Streikbruch richtig und verständig wahrnimmt, dies doch um seiner Brüder willen moralisch nicht dürfte und sollte. In solchen Fällen also sehen wir ein leises Neuaufquellen des Solidaritätsprinzips — unabhängig von der christlichen Tradition und aus den inneren Kräften der modernen Entwicklung selbst neu hervorbrechend. Wir gewahren die Umbildung eines Interesses zu einem Ethos, bloßer gemeinsamer ökonomischer Interessen- oder Klassenverbände zu einem Standesbewußtsein, Standesgewissen und Standesverband. Aber darum handelt es sich nun, daß diese beiden Quellströme der Wiederkehr des Solidaritätsprinzips in die europäischen Herzen und Gewissen, der Strom von oben und der Strom von unten, der traditionelle christlichkatholische Solidaritätsgedanke — denn gerade diesen Teil des christlichen Ethos hatte der Protestantismus am allermeisten fallen gelassen — und der moderne sich mühsam an den Interessengemeinsamkeiten emporarbeitende Strom so zueinander hingeleitet werden, daß sie sich fruchtbar treffen; daß der von unten kommende Strom, der die Lebendigkeit der Gegenwart für sich hat, aber dafür in den bloßen Erwerbs- und Wohlfahrtsinteressen noch eingebettet und wie von ihnen umklammert ist, sich durch den von oben, von Gott und aus der Geschichte der Kirche quellenden Strom zu einer einzigen moralischen Macht hinaufkläre, d. h. zu einer Macht der freien Liebe und der freien Verpflichtung, die auch unabhängig von bloßer Interessengemeinschaft das Ganze der beteiligten Menschen umfaßt. Auch der christlichkirchliche Gegenseitigkeitsgedanke kann ohne irgendwelche Veränderung seines klaren, festen Gehaltes durch die Berührung dieses Alten und Neuen nur gewinnen. Er kann es in dem Sinne, daß die Gefahr, in der er schwebte und schwebt, nur ein Gedanke für den Sonntag zu sein und zu sehr nur in den Glaubensformeln, nicht aber in dem immer tätigen lebendigen Glauben des Herzens zu leben, vermindert wird; daß er sich mit Tat und Arbeit des Tages verbinde und so die Kirche, die auf diesem Gedanken mitaufgebaut ist, und das Leben des Volkes in den Völkern in eine innigere Berührung setze.

Aber nicht nur dies: Von gleicher Wichtigkeit ist auch, daß die gewaltige Organisationsperiode, vor der wir stehen und für deren Entbindung man nicht mit Unrecht den mitteleuropäischen Mächten eine besondere und überragende Rolle zuschreibt, in eine Richtung geleitet werde, die nicht nur Platz findet innerhalb des Gefüges der christlichen Gesellschaftsanschauung und Sittenlehre, sondern von ihr auch wahrhaft mit geleitet und bestimmt ist. Die moderne Staats- und Gesellschaftsentwicklung des einseitig kritischen und kraftentbindenden Zeitalters hat sowohl auf dem Boden der Staatsverfassung und Staatsauffassung als auf dem Boden des Wirtschaftsgeistes und der Wirtschaftssysteme als auf dem Boden der Verhältnisse

der Staaten zueinander zu je zwei entgegengesetzt gerichteten, dauernd miteinander im Kampfe liegenden Prinzipien und Idealen geführt, die beide in gleichem Maße dem Geiste der christlichen Gemeinschaft innerlichst zuwider sind.

Auf dem Boden der Staatsauffassung lauten diese Prinzipien: Absoluter, streng zentralistischer, ‚souveräner', d. h. von keiner Macht auf Erden als seinem eigenen souveränen Willen abhängiger, ausschließlich rechtsetzender Fürstenstaat, der sukzessive (zuerst in Frankreich) mit der trügerischen Unterstellung, daß alle Korporationsrechte ursprünglich aus ihm allein stammten, alle in ihm beschlossenen älteren Sondergemeinschaften (des Adels, der Geistlichkeit, der Klöster, der städtischen und sonstigen Korporationen bis zur Familie) ihrer überlieferten eigenen Rechte und ihrer Eigentümer beraubte; solange beraubte, bis eine fast vollständige rechtliche Gleichheit aller einzelnen Staatsuntertanen vor dem Staat eingetreten ist: oder als Gegenideal hiezu die nicht minder souveräne Herrschaft des sogenannten Volkswillens (volontée génerale), und d. h., da der sogenannte Volkswille nie völlig in sich einig ist, Mehrheitsherrschaft der Staatsbürger (Majoritätsprinzip, Rousseau).

Auf dem Boden der Wirtschaftssysteme lauten sie: Schlechthin freie Konkurrenz aller ökonomisch nur ihrer Selbstsucht gehorchenden Individuen — oder als Gegenideal zwangsmäßiger Staatssozialismus, der immer mehr die früher freie ungebundene Unternehmung, den zu ihr nötigen Boden und die dazu gehörigen Produktionsmittel in Staatseigentum und Staatsverwaltung überführt, um dann den Gesamtertrag der Staatswirtschaft nach irgendeinem künstlichen Maßstab zu verteilen. Auf dem Boden der Verhältnisse der Staaten zueinander lauten die analogen Gegensätze: absolut souveräner, möglichst national einheitlicher Macht- und Kulturstaat, der keine moralischen Grenzen seines Umsichgreifens besitzt als den Machtwillen eines anderen ebensolchen Staates, oder internationale, auf Klassenherrschaft aufgebaute, soziale, möglichst einheitliche Weltrepublik. Auf dem Boden der Kultur endlich lauten sie: Reflektierte Nationalkultur oder Weltkultur.

Warum, aus welchem tiefsten Grunde widerstreiten diese drei Idealpaare, also sowohl Ideale als ihre Gegenideale dem innersten Kerne der christlichen Gemeinschaftsauffassung? Und welche radikal verschiedene Grundauffassung setzt diese ihnen entgegen? Sie widerstreiten ihnen, weil sie allesamt in gleichem Maße, wenn auch in entgegengesetzter Richtung sowohl das oben bestimmte, richtig verstandene Solidaritätsprinzip verleugnen als das eng mit ihm zusammengehörige Prinzip, daß jedes Individuum wie jede soziale Untereinheit (Familie, Gemeinde, Staat usw.) ebensowohl in einem gewissen Umkreise ein selbständiges Herrschafts- und Rechtssubjekt eigenen ursprünglichen Rechts sein soll, als es auch freier Diener und Träger sein soll von festumschriebenen, den Rechten entsprechender Pflichten, nämlich als Glied einer je umfassenden sozialen Einheit: Jeder Herr, Jeder

Diener und alle zusammen frei solidarische Diener des obersten Herrn aller Gemeinschaft, d. i. Gottes.

Inwiefern widerstreiten sie dem Solidaritätsprinzip? Beantworten wir diese Frage zuerst für die Staatsidee! Das und das allein — verehrte Anwesende — ist das absolut Neue der Gemeinschaftsidee, die das Christentum schon in seiner ältesten Periode besitzt und die es als Sauerteig in die Welt brachte, daß es beides in sich vereinigt und zu einer untrennbaren Weltanschauung verschmilzt: Die selbständige, substantielle Wirklichkeit und die selbständige, moralisch-religiöse Eigenverantwortlichkeit jeder Individualseele, ihre unmittelbar göttliche Herkunft (Kreatianismus) und ihr übernatürliches Ziel der Gottschau in der Ewigkeit; und gleichwohl die solidarische Gliedschaft und wahre Mitverantwortlichkeit aller dieser Seelen vor Gott in einem wahrhaft sie umfassenden, dem Ursprung und der Ganzheit nach unsichtbaren und gleichwohl in die Sichtbarkeit kraftvoll hineinragenden und hineinwirkenden Körper. Diesen umfassenden Gesamtleib, dessen ‚Glieder' alle Kinder Adams sind, lehrt uns die göttliche Offenbarung kennen als Corpus Christi, als die alle Menschen (Lebendige wie Tote) und alle Engel umfassende Kirche mit ihrem unsichtbaren mystischen Haupte Christus und ihrem sichtbaren Haupte, dem Nachfolger Petri. Im rechten Genusse des hl. Abendmahles werden wir gewiß und sollen immer neu voll Seligkeit innewerden dieser heiligen, höchsten Gliedschaft in Liebe, Leiden und Dienstschaft im Leibe Christi. Ein wenn auch noch so schwaches Nachbild dieser höchsten Korporation, der wir angehören, muß aber auch jede außerkirchliche, weltliche Korporation und Verbandsform sein. In jeder muß daher auch eine Nachbildung der starken und doch so fruchtbaren Spannung liegen, die zwischen der gottgeschaffenen und zu Gott hinbestimmten, selbständigen, freien Individual- und Personalseele und der ursprünglichen, organischen Verbundenheit aller dieser Personen in einer sie umfassenden Korporation immer und notwendig bestehen muß.

Die schon bei den ältesten Kirchenvätern (ich nenne hier als Beispiel nur Ignatius von Antiochien, Cyprian, Cyrillus, Augustin) vorfindliche christliche Korporationsidee ist das höchste Ideal- und Musterbild aller und jeder menschlichen Korporation. Ich sprach von einer gewaltigen Spannung und setzte gleich hinzu, daß diese Spannung nicht zugunsten eines der Elemente der christlichen Gemeinschaftsidee beseitigt werden darf: Sei es des persönlichen Individuums, sei es der Gemeinschaft. Die antike Gemeinschaftsidee z. B. kannte sehr gut das Prinzip der organischen Lebensgemeinschaft im Staate und der wechselseitigen Verantwortung der Menschen darin für Wohlfahrt und Kultur des Ganzen. Aber sie kannte nicht die selbständige, in ihrem Kerne jeder möglichen staatlichen Gemeinschaft überlegene, staatsfreie, gottgeschaffene, geistige unsterbliche Seele mit ihrer religiös-moralischen Innenwelt und dem heimlichen Reiche ihres Gemütes. Und sie kannte nicht das über die Ziele der Wohlfahrt und der Kultur des Einzelnen wie des Ganzen hinausliegende Ziel und den Wert

des geistigen, übernatürlichen Heiles des Ganzen und der individuellen Personen. Der Mensch ging hier bis zu seinem Kerne im Staate und damit zugleich im Irdischen auf; und weder Religion noch höhere Geisteskultur vermochten sich darum von den Fangarmen des Staates frei zu setzen und in ihm selbständig zu machen. In der Entwicklung Preußens — das von Hause aus viel mehr Staat als Volk ist, und dessen Fürsten und Königen antike Staats- und Sittenmuster so stark vorschwebten — ist diese antike Gemeinschaftsidee praktisch wie theoretisch wieder stark hervorgetreten. Sie wird gerade heute — in besonders kindischer Form — wieder von einigen Gelehrten vertreten (z. B. von Ed. Meyer). Machen wir uns klar, daß sie am echten, nämlich am christlichen Individualismus der intimen Person, ihrer Freiheit und ihrem Gewissen ihre stahlharte Grenze auch fürderhin zu finden hat. Und zwar an dem im christlichen Gemeinschaftsideal miteinbeschlossenen christlichen Individualismus! Denn es gibt einen Sinn des so unsagbar vieldeutigen Wortes ‚Individualismus', in dem der ‚Individualismus' nicht nur eine christliche Glaubenswahrheit ist, sondern auch nichts Geringeres als — ich möchte sagen — die magna charta Europas gegenüber Asien und schon gegenüber Rußland — nämlich derjenige geistige, nicht also primär ökonomische Individualismus, der es entschieden leugnet, daß die geistige individuelle Einzelperson nur ein sog. ‚Modus' irgend einer Form des Allgemeinen, des Staates, der Gesellschaft, einer sog. Weltvernunft oder eines aus sich herausströmenden sachhaften Geschichtsprozesses sei, heiße er ein panlogischer wie bei dem preußischen Staatsphilosophen Hegel, heiße er eine sich entfaltende moralische ‚Ordnung' wie bei Fichte oder ein ökonomischer Geschichtsprozeß wie bei Karl Marx; der es damit auch konsequent leugnet, daß die kleinen Gemeinschaften, z. B. Familie, Gemeinde im Staate, Stammesfürstentümer im Reiche oder die Städte und Stände im Staate, nur eine äußere, dem sie umfassenden Ganzen zugewandte Werksphäre und Rechtssphäre hätten, nicht aber auch eine gleichursprünglich je nach innen gewandte Wirk- und Rechtssphäre eigenen ursprünglichen, nicht vom umfassenden Gemeinwesen abgeleiteten Rechts. Selbst die untere Grenze all dieser Einheiten, das einzelne Individuum hat noch seine ursprüngliche Eigensphäre des Wirkens und des natürlichen Rechtes, eine Sphäre, die vom Staate und dem von ihm gesetzten Rechte unabhängig ist, sein ihm eingeborenes mit dem Wesen einer Person gesetztes sog. Naturrecht (z. B. Recht auf Existenz, Notwehr etc.). Gewiß überdauern alle echten Liebes- und Lebensgemeinschaften z. B. Familie, Gemeinde, Staat, Volk, Nation, europäischer Kulturkreis — im Gegensatze zu bloßen willkürlich gebildeten ‚Gesellschaften', so wie der Baum die fallenden Blätter überdauert, das irdische Leben des Individuums. Staat und Nation haben darum auch das innere Recht z. B. im Kriege das organische Leben des Individuums für ihr Sein und ihre Wohlfahrt zu fordern; aber zu fordern das äußere organische Leben — verehrte Anwesende — nicht das Sein und Wesen der Persönlichkeit, das unsterblich ist, und das

darum auch schon während des irdischen Lebens nicht in Nation und Staat vollständig aufzugehen hat. Es ist das Leben all dieser Gemeinschaften, es ist nicht das Sein der individuellen Person, was trotz seiner Kraft, das organische Leben des Individuums unbestimmt lang zu überdauern, seinem Wesen nach endlich ist, wie alle Geschichte der Staaten und Nationen, die zugrunde gingen, zeigt. Und es ist die geistige persönliche Individualität, die wesenhaft, trotz des so viel kürzeren endlichen Erdenlebens, unendlich an Dauer und Wirken ist. Und nur weil sie dies ist, vermag und soll sie gleichsam ritterlichen Sinnes das hohe Gut ihres kurzen Lebens für das noch höhere Gut des Lebens der so viel länger lebenden, aber doch im Vergleich zu ihm so armen, weil nur endlichen irdischen Gemeinschaften hingeben. Und gerade in diesem Kriege gilt es doppelt, den rechten geistigen Individualismus festzuhalten. Warum?

Wir sehen eines der sichersten Kennzeichen unseres Rechtes in diesem Kriege darin, daß wir nicht nur uns selbst, sondern indirekt und auf die Dauer selbst unsere westlichen und südlichen Feinde und ihre Staaten, und somit also Gesamteuropa bewahren helfen vor der Überflutung durch die russischen Horden, damit auch bewahren helfen vor deren Weltanschauung und orthodoxem Christentum, die jene magna charta des christlichen Europa, den unendlichen Wert der individuellen Einzelseele noch nicht kennen. Denn hier ertrinkt wirklich noch die Persönlichkeit im Volkstum, Stamm, Masse, Herde. Wie absurd also wäre es, bei uns selbst das zu verleugnen, worum wir doch gerade gen Osten kämpfen, den Wert der individuellen Seele!

Ich sagte: Alle die jenseits des christlich-kirchlichen Bodens gewachsenen Gemeinschaftsauffassungen verleugnen diese notwendige Spannung. Der absolute Fürstenstaat zusammen mit der bürgerlichen ihm zuerst dienenden, später ihn beherrschenden Bewegung des Nationalismus beraubte die Korporationen aller Art, die Stände, Adel und Geistlichkeit ihrer ursprünglicheren Rechte und Eigentümer. Sein extremer, grenzenloser Macht- und Souveränitätsbegriff wagte sich über das christliche Gesetz und seine oberste Verwaltung zu erheben. Kein Wunder, daß sich der absolute Staat — am klarsten in Frankreich 1789, in irgendeinem Maß aber überall, gegenwärtig in Rußland, dessen Revolution sich in diesem Kriege nur fortsetzt und der französischen die Hände reicht — eines Tages der auch sein ‚absolutes' Existenzrecht bestreitenden Massenrevolution gegenüber sah, die an die Stelle des absoluten Fürsten das absolute souveräne Volk, d. h. den bloßen Mehrheitswillen zu setzen sich anschickte, — unter der falschen Unterstellung, der Wille der Mehrheit sei gleich der Volonté générale, d. h. gleich dem echten Gemeinwillen. Beide Staatsauffassungen aber machen aus Staat und Nation einen, den christlichen Individualismus ebenso wie das Solidaritätsprinzip verleugnenden Götzen, der sich bewußt oder unbewußt an Stelle des höchsten Oberherrn aller Gemeinschaft, an Stelle Gottes setzt. Beide machen den Staat zu etwas, das entweder nur Herr oder nur aller

Individuen resp. ihrer Mehrheitslaune Sklave sein soll, wogegen die christliche Gesellschaftslehre besagt, daß niemand außer Gott, also keine Institution auf Erden, ‚oberster Herr' sei, und niemand Sklave, sondern jeder und jede Institution zugleich Herr und freier Diener eines höheren Herrn. Beide Auffassungen aber mußten in der weiteren Folge jenen schrankenlosen Nationalismus entwickeln, der wie ein fressendes Feuer fortschreitend, immer kleinere Nationalitäten fassend (neuerdings Ungarn, Böhmen — bis zu den Esthen und Letten) und schließlich im Imperialismus sich selbst übergipfelnd, in diesem Kriege an dem Staatsgedanken des mitteleuropäischen Blockes so furchtbar zusammenbricht. Wer verfügte aber über die lebendigen Ideen — ob auch über die Kräfte, das müssen wir Gott überlassen —, um auch nur zu versuchen, aus diesem katastrophalen Zusammenbruch des seit lange schon in innerer moralischer und geistiger Anarchie erzitternden Europa das wahre christliche Europa wieder aufzubauen, wenn nicht die Vertreter des christlichen Gemeinschaftsgedankens? Was anders hielte das zerberstende Europa noch in der Tiefe zusammen als dieser Gedanke?

Als der Gedanke, der uns auch auf dem Boden der äußeren Politik muß suchen lassen ein System der Vereinbarung zum mindesten in allen solchen Dingen, die ein europäisches Gesamtheil und -wohl betreffen? Es ist eben ein falscher Satz, daß jeder Staat nur am Machtwillen des anderen Staates seine Grenze finde. Wir Deutsche und die Schweiz haben durch unsere bundesstaatliche Gliederung, die dem Einzelstaat das Merkmal sog. Souveränität längst genommen hat, wenigstens hinsichtlich der Verfassung den Anfang damit gemacht, an einem großen Beispiel zu zeigen, wie wahre Freiheit kleinerer historischer Stammes- und Staatseinheiten mit den zentralistischen technischen Notwendigkeiten des modernen Großbetriebes, auch des Reichsgroßbetriebes, in allen Dingen zusammen bestehen kann. Möge diese Art Vieleinheitsgliederung im kommenden Zeitalter vorbildlich werden für das christliche Europa überhaupt! Denn in dieser Verfassungsform des Bundesstaates ist in heutiger Zeit immer noch relativ am stärksten die christliche Gemeinschaftsidee gegenwärtig. Gelänge es, den Bundesstaatsgedanken, wenn auch zweckmäßig modifiziert, langsam und vorsichtig auf das Ganze des unser Reich und Österreich-Ungarn enthaltende Mitteleuropa so auszudehnen, daß in diesem umfassenderen übernationalen Bunde zwar dieses neue Ganze stärker zentralisiert würde, soweit die äußeren gemeinsamen Lebensbedingungen (zuerst der militärischen Verteidigung und dann erst des Wirtschaftslebens) in Frage kommen, daß aber zugleich die einzelnen Stämme und Bundesstaaten unseres gegenwärtigen Reichskörpers unter einer erheblichen Verminderung der zu einseitigen Vorherrschaft Preußens an Selbständigkeit in allem, was Religion, Sitte, Kultur, Lebensführung betrifft, erheblich gewännen: so wäre darin schon ein bedeutender Fortschritt des christlichen Gemeinschaftsgedankens auf politischem Boden zu sehen. Dieses größere

materiell und als Ganzes nach außen hin stärker wie früher zentralisierte, aber geistig und nach innen hin zugleich dezentralisiertere neue Bundeswesen, dürfte auch mit Recht als eine Art Wiederanknüpfung an die historischen Kräfte und Ideen aufgefaßt werden, die das mittelalterliche deutsche Kaisertum getragen haben; desgleichen als eine Wiederanknüpfung an den großen geistigen, historischen wie geographischen vorsehungsmäßigen Beruf Deutschlands als des Herzens Europas, in der Bildung übernationaler staatlicher Bundesorganisationen die Idee und Realität des christlichen Europa, ja schließlich der Menschheit mit der eigensüchtigen Realität der europäischen peripheren Einzelstaaten und Nationen zu vermitteln. Das nach meiner Ansicht kulturell zu stark und einseitig im preußischen Geiste zentralisierte und noch allzusehr die alte Gesinnung des absoluten Fürstenstaates mit seiner obligaten hyperdemokratischen Gegenbewegung in sich hegende Deutsche Reich seit 1870 vermochte auf die es umgebende Völkerwelt, auch soweit sie nationaldeutscher Herkunft war, kaum eine Anziehungskraft auszuüben. Überall — selbst in der Schweiz und Holland — wurde es mehr gefürchtet als geliebt. Auch dies könnte sich angesichts des neuerstehenden Bundesgebildes ändern. Sähe diese politische Umwelt deutscher Abstammung, daß im Reiche nach dem Kriege die Reste dieses altpreußischen absoluten Staatsgeistes gebrochen sind, daß in ihm den deutschen Stämmen und Ständen Freiheit, Eigenart, Bodenständigkeit in höherem Maße eingeräumt ist als bisher, und daß ihre Mitbeteiligung an der politischen Leitung und Verwaltung des Ganzen sich vergrößert hat, so würden sie diese Sprödigkeit und Furcht allmählich von selbst verlieren. Auch Preußen selbst hat es vielleicht am stärksten geschadet, daß das Reich ein verlängertes Preußen sein mußte. Es hat dabei seine feine, helle, spröde Geistigkeit, es hat — wie Möller van den Bruck kürzlich sehr gut auseinandergesetzt hat (‚Der Preußische Stil‘, München, Piper) — auch seinen Stil in Kunst (Baukunst), Geselligkeit und Leben verloren.

Eine nicht weniger verpflichtende Kraft geht aber von unserer katholischen Gemeinschaftsidee auch aus für die Wiederherstellung normaler seelischer und die Fragen der Geisteskultur betreffender Verhältnisse zwischen den Nationen. Wenn unser Gemeinschaftsideal den politischen Nationalismus, gegen dessen Aspirationen die auf dem Staatsgedanken fußenden Mittelmächte ja vor allem ihren Kampf führen, verdammt, so geschieht es nicht nur um der religiösen und kirchlichen Einheit der Menschheit willen, sondern gerade auch um des inneren Eigenrechtes der Völker, Nationen, Nationalitäten in allen Fragen der Sprache, der Geisteskultur, der angestammten Sitte und der besonderen Färbung ihrer Religion und Frömmigkeit selbst willen. Ich habe in dem ersten Aufsatz einer Reihe von Hochlandaufsätzen, die ich unlängst schrieb*, gezeigt, daß der moderne politische Nationalismus merkwürdigerweise durchaus nicht echt nationaler Herkunft ist, sondern

* Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg. Hochland, Januar, März, Mai, Juni 1916.

daß gerade er der Herkunft wie den Zielen nach eine ebenso gleichförmige internationale Klassenerscheinung (des bürgerlichen nationalengagierten Großkapitals) darstellt wie sein Gegenteil, der Klasseninternationalismus der Arbeiterklasse; daß dagegen der geistige Kosmopolitismus, d. h. die Anschauung, daß die nationalen Volksgeister berufen seien, sich in allen rein kulturellen Dingen, z. B. Philosophie, Wissenschaft, Kunst, ja selbst in der allseitigsten Darstellung des Reiches Christi solidarisch zu ergänzen, und zwar unvertretbar zu ergänzen, nicht ausschließlich zwar, aber doch in besonderem Maße ein national deutsches Geistesprodukt genannt werden kann. Der politische Nationalismus will die Geisteskultur, die in den Ideen des einen Wahren, Schönen, aber gleichzeitig in je grundverschiedenen, unersetzbaren Anlagen der Völker, dieses Wahre zu erkennen und dieses Schöne zu genießen und hervorzubringen, notwendig verwurzelt ist, seinen puren Macht- und Wirtschaftszielen dienstbar machen; und er gerade würde es sein, der — käme irgend einer dieser Nationalismen zum Siege — die Fülle der eigenartigen nationalen Anlagen, Werke und Lebensideale auslöschen und die Welt zu einem grauen und öden Einerlei machen würde. Darum gebietet uns in dieser Richtung die christliche Gemeinschaftsidee alles zu tun, um die kulturelle Befreundung der europäischen Nationen wiederherzustellen, dem hier ganz verderblichen Hasse entgegenzuarbeiten und dafür zu sorgen, daß auch innerhalb der Grenzen unseres Reiches und Österreichs die kulturellen Nationaleigentümlichkeiten stärker geachtet werden als bisher, und daß dieser Geist in der Verwaltung z. B. Polens und des Elsaß sich kraftvoller betätigt. Ein verschiedene Nationen umfassender Staatsgedanke, wie wir ihn fordern, und der sog. „Kulturstaat" schließen sich logisch aus. Nur als geschlossener Nationalstaat wäre ein sog. Kulturstaat denkbar.

Denn eben im Kulturellen (Sprache, Sitte, Literatur, Kunst), nicht im Politischen und nicht im Ökonomischen liegt das ewige Recht des Daseins der Nationen. Den sog. „Kulturstaat", d. h. einen Staat, der die geistige Kultur direkt leiten möchte (z. B. durch Einheitsschule usw.), der nicht nur die äußeren Bedingungen der Kultur hinsichtlich Wohlfahrt, Reichtumsverteilung, freie Konkurrenz der zum Kulturschaffen Tüchtigen fördern möchte, verdammt die christliche Gemeinschaftsidee genau so scharf wie den einheitlichen Weltstaatsgedanken. Denn nur dann kann der Staat mehrere Nationen umfassen und sich über die nationalen Leidenschaften wahrhaft erheben und ihr vernünftiger Herr sein, wenn er den Nationen gleichzeitig kulturelle Freiheit gibt und wenn er nicht versucht, eine einförmige sog. Staatskultur über die sein Territorium bewohnenden Völker auszugießen. Und nur dann können wir Menschen angesichts unserer höchsten Güter, der heiligen und religiösen Güter eine wahre Einheit, eine katholische Kirche bilden, wenn ebensowohl in staatlicher als in kultureller Hinsicht eine bunte, und zwar voneinander je unabhängige Vielheit von Gruppen auf Erden vorhanden ist — angemessen den organischen und

geistigen Bildungen der Völker und ihrer Geschichte. Darum verabscheut der christliche und wahre Kosmopolitismus ebensosehr den politischen Nationalismus als die altjüdische durch Christus überwundene ‚auserwählte Volks'-idee (die England durch Übertragung der kalvinistischen Auserwählungsidee auf Staat und ‚Empire' übernommen hat); ebensosehr die öde, langweilige Idee einer gleichförmigen, einzigen sog. Weltkultur als die Freimaurerfarce einer politischen Weltrepublik. Und gleichfalls weist sie zurück das jetzt so elend zusammenbrechende Idol einer internationalen Klassen- und Arbeiterrepublik. Auch die Kirche, die allein auf menschenumfassende Einheit Anspruch erhebt mit dem innersten Rechte der höchsten und unteilbaren Werte, die sie und nur sie verwaltet, auch die Kirche soll nicht und will nicht die geistige Kultur direkt leiten — und sie darf es auch nicht, wenn sie sich nicht selbst partikularisieren will. Nur darauf muß sie und soll sie einen Anspruch erheben, einmal die Fülle originaler Kultur vor allem politischen Nationalismus und Imperialismus, auch dem sog. geistigen Imperialismus zu schützen und sodann es klar auszusprechen, wo sie durch eine Kulturrichtung die religiösen Gesamtheitsgüter des Corpus Christi verletzt oder in Frage gestellt sieht.

Gerade dieser Anspruch der Kirche und ihrer Spitze, der höchsten kirchlichen Autorität, der Anspruch einer Oberaufsicht auch über das geistige Kulturleben — soweit es Heilsdinge berührt — hatte vor dem Kriege das moderne Europa in allen Nationen vielleicht am stärksten von der Kirche zurückgestoßen. Wie man nichts mehr wissen wollte von dem christlichen Sittengesetz als oberstem Prinzip der äußeren Staatspolitik, so wollte man auch nichts mehr wissen von einer christlich-kirchlichen Inspiration des höheren Kulturschaffens, der Kunst, der Philosophie, der Wissenschaft; und eben weil diese lebendige, zusammenhaltende Inspiration der Kulturgebiete und Kulturnationen sich im Laufe der Neuzeit immer stärker aufgelöst hatte, auch sprachlich, methodisch und hinsichtlich des Stiles zunehmend von einem sich immer schärfer und enger zuspitzenden, die Ergänzungsnotwendigkeit aller Nationen leugnenden Kulturnationalismus abgelöst war, mußten in der Tat die Eingriffe der kirchlichen Autorität — wo sie stattfanden — auf die Träger jenes außerchristlichen Kulturgedankens wie fremde, mechanische, äußere Eingriffe wirken. Von den führenden Gruppen der meisten Staaten wurde der kirchlichen Autorität prinzipiell das Recht versagt, in die sog. Autonomie der Vernunft und Kultur unmittelbar in Heilsfragen einzugreifen. Nun steht es aber so: Da alle menschlichen Tätigkeiten, auch die höchsten geistigen, immer zugleich Gemeinschaftstätigkeiten sind, so ist die besondere Natur und der Gehalt der jeweils das Leben beherrschenden Gemeinschaftsidee auch für den Fortgang, den Geist und den Ertrag dieser Tätigkeiten von größter Bedeutung. Die menschlichen Zustände bilden stets und überall eine strenge innere Stil- und Struktureinheit. Wo z. B. staatlich irgend eine Form des absoluten Staates herrscht, wo wirtschaftlich freie Konkurrenz und ausschließlich Erwerbswirtschaft im Gegensatz zu Bedarfs-

deckungswirtschaft, wo schrankenloser Individualismus oder Sozialismus das christliche Gemeinschaftsideal zersetzt haben, da ist auch geistig nicht nur das Miteinanderglauben in einer Kirche, sondern auch das Miteinandererkennen sowohl in der zeitlichen Folge der Epochen als im räumlichen Nebeneinander der bei der Erkenntnis Mitwirkenden im Kerne aufgehoben. Wie im Mittelalter ganze Generationen an einer einzigen Kirche bauten — ohne die Stilidentität des Bauwerkes aufzuheben, so vermeinten auch z. B. die Philosophen verschiedener Nationen jener Zeit generationenlang, trotz der verschiedenen Färbungen ihres Weltdurchblicks, an einer Philosophia perennis zu bauen. An die Stelle dieses organischen und naiven Miteinanderdenkens, -schauens, -fühlens der Zeiten und Völker traten im Laufe der neuzeitlichen Geistesentwicklung die zwei eng zusammengehörigen Prinzipien, das Prinzip des tausend Unterformen durchlaufenden subjektivistischen Kritizismus und das Prinzip des Gegeneinanderarbeitens der Nationen, und innerhalb der Nationen der sog. Schulen, innerhalb der Schulen wiederum der Individuen und dazu das Gegeneinanderarbeiten der Epochen und Generationen, von denen jede die vorhergegangene übergipfeln, übertreffen wollte, um von der folgenden sofort wieder — kaum geboren — in Nichts gestürzt zu werden. Das Tempo dieser Abwechslung von Geburt und Tod beschleunigte sich immer mehr. An die Stelle einer naiven, geistigen, liebegeleiteten Hingabe an die objektive Welt im Anschauen und Denken, im steten Bewußtsein, der menschliche Geist, als aus Gott, dem Borne der Wahrheit stammend, sei auch fähig, das Sein der Dinge selbst einsichtsvoll zu ergreifen, trat die prinzipielle Mißtrauensstellung in die eigenen Geisteskräfte und das, was ich die tiefe ‚Weltfeindschaft' des modernen Denkens nenne, d. h. die Verleugnung aller der Welt selbst angehörigen Qualitäten, Formen, Werte und eine Auffassung der Welt als eines heillosen, materiellen Breies — aus dem der Mensch durch seine Verstandestat und Arbeit erst etwas Sinnvolles zu machen habe. Die Kantische Philosophie ordnet sich z. B. dieser Formel als ein Spezialfall unter. Streng analog hierzu trat sozial — als regierende Seele des Kulturschaffens — an Stelle des liebevollen Zusammen- und Miteinandersichorientierens in allen Dingen der geistige, eitle Konkurrenztrieb, je etwas ganz Besonderes zu machen und die Wahrheit nicht zu gewinnen durch eine unmittelbare Beschäftigung mit der Sache selbst, sondern durch primäre Kritik, durch Aufdeckung der Irrtümer, der Täuschungen anderer. Daß wir — wie Goethe sagt und Augustinus schon erkannte — die Dinge recht nur erkennen können, soweit wir sie irgendwie lieben, daß wir miteinander erkennen können nur soweit, als wir auch vorhergehend einander lieben und miteinander dieselbe Sache lieben — so wie ja auch Gott selbst nur aus Seinem liebegeleiteten Erlösungswillen heraus uns in Seinem Sich für unsere Sünde opfernden Sohne die offenbarungsmäßige Erkenntnis Seines inneren Wesens erschloß und nur die Liebe in uns diese Mitteilung voll aufnehmen kann —, das wurde prinzipiell verneint.

Ein von der Gemeinschaft, ja von der gesamten übrigen Seele sozusagen abgelöstes, aus ihr herausgerissenes individuelles ‚Denken‘ oder bei anderen ebenso isolierte Sinnesempfindungen wurden (das erstere z. B. durch Descartes) für die einzig berechtigte Quelle der Erkenntnis erklärt. Es wäre gewiß sehr unsinnig und ungerecht, nicht zu sehen, daß beide Prinzipien, der subjektive und idealistische Kritizismus, wie das sich überflügelnde Gegeneinanderarbeiten gewaltige Erfolge auf dem Boden der Philosophie, der Wissenschaften, der Natur-, der Seelen- und der Gesellschaftslenkung bewirkten und aus sich heraus in ihrer Art Großes vollbracht haben. Aber — und dieses Aber ist die gewaltige Lehre des Weltkrieges, der gewaltige Umkehrruf Gottes an uns — auch diese Erfolge der europäischen Kulturarbeit waren nur möglich, weil die christliche Epoche des europäischen Mittelalters und ihr geistiger Universalismus ein so großes, inneres Kapital an gemeinschaftsbildenden Geistesmächten in allen Nationen und Gruppen Europas aufgestapelt hatten, daß dieses Kapital überall heimlich und selbst wider Wissen der Beteiligten ihre auseinanderstrebenden Geister in der Tiefe doch zusammengehalten; daß durch die nachdauernde Kraft der älteren Denkweise das christliche Vertrauen auf die Fähigkeit des menschlichen Geistes, die Welt selbst ergreifen zu können — und nicht nur ihr Bild in uns —, auch durch den Kritizismus nicht völlig gebrochen ward. Die wichtigste Neuheit für Europa, ja eine Neuheit, die durch ihre Wichtigkeit verdiente, auf allen Straßen laut verkündigt zu werden, ist der zweifellose Tatbestand, daß außer der noch in Europa befindlichen gläubigen Christenheit — und auch sie ist schon weithin, wie die Kampfschriften der französischen Katholiken zeigen, in das Übel mithineingezogen —, dieses Kapital, diese unbewußte Erbschaft, heute so gut wie aufgebraucht ist.

Wie der Forscher im wissenschaftlichen Experiment die Ursachen von anderen Ursachen isoliert, damit er sehen kann, was sie und nur sie wirken, so hat der Weltkrieg die Kraft der beiden genannten modernen Prinzipien gleichsam auf sich selbst gestellt, so daß wir sehen, wohin sie allein führen: Zu einem Weltkrieg auch der Geister, zum Turmbau zu Babel in Weltformat. Aber gerade dadurch hat der Weltkrieg jenes tiefste bisher verborgene Geheimnis Europas, daß Europa heimlich auch in seinen Gruppen säkularster Gesinnung vom Christentum, vom Geisteserbe der Kirche gelebt hat, aller nur irgendwie zum Sehen gutwilligen Welt entschleiert. Er hat diese Wahrheit mit blutigen Lettern, die jeder sieht, an den Himmel geschrieben. Nicht die hoheitsvolle, christliche Neutralität, nicht die einzelnen Handlungen des Hl. Vaters zur Linderung des Kriegselendes, nicht seine und der Kirche heiligen Friedensgebete allein haben zu der merkwürdigen Erscheinung geführt, daß heute bis tief hinein in die modernste Moderne die katholische Kirche und ihr Oberhaupt neues Ansehen und eine neue moralische Würde gewinnen. Hinter diesen reinen, erhebenden Eindrücken steht ein Anderes und Tieferes: Die langsam sich auch in der unbewußten Tiefe der modernen Seele entfaltende, wie ein lichter Engel

heraufsteigende neue Einsicht, daß nur ein bewußtes Zurück zu den heiligen Geistes- und Lebensquellen, aus denen die Geschichte Europas bis zur Stunde auch da heimlich genährt war, wo es die Menschen bewußt nicht Wort haben wollten, ja daß — konsequent denkend — nur ein Zurück zur heiligen Kirche und der allein von ihr rechterkannten und verwalteten, christlichen Gemeinschaftsidee Europa als den bisher führenden und leitenden Kulturkreis der Welt noch zu erretten vermag. Ich sagte schon in meinen früheren Hochlandaufsätzen: Es war nicht nur ein Irrtum oder eine Reihe von Irrtümern, die uns das Maß der Europa zusammenhaltenden Einheitskräfte (als da waren Kommunikationstechnik, Arbeiterinternationale, internationales Finanzkapital, internationale Wissenschaft, Kunst, europäisches Gewissen, Solidarität der weißen Rasse, internationales Privat- und Völkerrecht usw.) so ungeheuer überschätzen ließen: Es war die grundverkehrte Denkmethode und Fühlgewohnheit, zu meinen, es könne die unbedingt nötige Einheit des moralischen Weltbaues durch irdische Kräfte ‚von unten‘ her dauernd getragen werden, als bedürfte die Einheit dieses Baues nicht dauernd und wesentlich, nicht nur zu ihrem Fortschritt, sondern nicht minder zu ihrem Fortbestand an erster Stelle mächtiger, religiöser, geistiger und moralischer Zentralkräfte von ‚oben‘ her, d. h. Kräfte, die sich nicht auf Interessengemeinschaften, nicht auf bloße Rechtsverträge, nicht nur auf eine (so gewaltig überschätzte) sogenannte Gleichförmigkeit der menschlichen Natur und ihrer isolierten Verstandesveranlagung stützen, sondern Kräfte, die allein bestehen in Offenbarung, Gnade, Erleuchtung der Vernunft und der Herzen und in einer diesen unsichtbaren Kräften entsprechenden, sichtbaren Organisation — einer Organisation, die ihrerseits erst auch jene unteren gemeinschaftbildenden Mächte zu der ihnen möglichen Wirksamkeit gelangen läßt.

Ist es — wie ich sagte — heute die Einsicht aller Besten, daß wir im Ökonomischen und Politischen vor einem die Kräfte organisierenden Zeitalter stehen, so muß also auch — bei der inneren Zusammengehörigkeit aller Teile des sozialen Lebens — das geistige Leben, also auch Philosophie, Kunst, Wissenschaft an jenem tiefgehenden Wandel teilnehmen; und auch sie müssen sich allmählich im Sinne der Idee christlicher Gemeinschaft umbilden. Es müßte unser gesamtes europäisches, kulturelles Schaffen den Geist liebegeleiteter, wahrer Kooperation der Individuen, Schulen, Nationen, Generationen wiedergewinnen. Es müßte das geistige Leben demgemäß auch das Prinzip der liebevollen Hingabe an die objektive Welt und den Gedanken ihrer unmittelbaren Seins-Erfassung in Wahrnehmung und Erkenntnis an Stelle des bisherigen sogenannten Idealismus und Kritizismus — die allesamt auf jener falschen Weltfeindschaft beruhen — wieder in sich aufnehmen. Und alle Philosophie, Kunst und Wissenschaft müßte wieder lernen, die Wesenskonstanten der Welt und ihre Zusammenhänge, die an ihren zufälligen Einzeldingen erschaubaren göttlichen Wesensideen, nach denen Gott die Welt schuf, gegenüber allem

bloß Veränderlichen der Welt und technisch durch uns Beherrschbaren an ihr wieder zu sehen, zu achten und zu lieben. So sind die inneren Folgen der christlichen Gemeinschaftsidee auch für das ganze Kulturdasein, in Theorie und Werk neu zu entwickeln, und es ist das nur von uns voll verstandene hohe Gut auch der christlichen Kulturgemeinschaftsidee an die leeren Stellen zu setzen, die in den Gemütern durch den Zusammenbruch der vor dem Krieg so stark überschätzten Kräfte geistiger Menscheneinigung durch die außerchristliche Kulturidee entstanden sind. Das muß eine unserer allerwesentlichsten Aufgaben zum Wiederaufbau des Gemeinschaftslebens sein. Sehen Sie sich z. B. jenen unseligen Sünder Friedrich Adler an, der jüngst auf den Grafen Stürgkh schoß. Seine entsetzliche und psychologisch doch sehr wohlbegreifliche Tat war die Folge seiner Verzweiflung an der Internationale, die dieser Arme allein als übernationale, überstaatliche, menschlichen Zusammenhang bewirkende Macht kannte; deren Sekretär für den 1914 in Wien in Aussicht genommenen Kongreß er war; mit deren Existenz er sich und seine ganze moralische Würde identifizierte, an die er wie an einen Götzen glaubte — so glaubte, wie der Mensch nur an Gott und an *keine* irdische Institution glauben darf, mit deren Zusammenbruch folgerichtig auch seine moralische Existenz zusammenbrach. Sehen Sie diese fast wildtragische Figur, die aus falscher, maßloser, der menschlichen Sündhaftigkeit vergessender Verdammung des Krieges überhaupt, als ‚Massenmordes' zu einem wahren und wirklichen Mörder wurde — nicht aus einem egoistischen Grunde, nein mit der an sich *hohen* subjektiven Intention, sich selbst einer Idee zu opfern. Betrachten Sie diese Figur als ein Symbol für die gleiche oder analoge Enttäuschung Tausender und Abertausender, die nur weniger fanatisch, weniger sich selber treu und von denen die meisten vielleicht sogar nur viel weniger *subjektiv* moralisch waren. Dann werden Sie wissen, was Sie zu tun haben.

Ebenso wichtig als die Weisungen, die uns die christliche Gemeinschaftsidee für die Fortentwicklung der politischen Organisation und der geistig-kulturellen Gemeinschaft gibt, sind die Fingerzeige, die für unsere Stellungnahme bezüglich des andern der genannten Gegensätze aus ihr hervorgehen. Ich nannte sie — die Sache vereinfachend — freies, wirtschaftliches Konkurrenzsystem und Staatssozialismus. Es steht hierbei durchaus *nicht* so, daß aus der christlichen Gemeinschaftsidee und den Grundsätzen der christlichen Ethik und der diesen Grundsätzen gemäßen, objektiv gültigen Abstufung der Welt- und Geistesgüter, ein ganz bestimmtes Wirtschaftssystem hervorginge; oder gar aus diesen Grundsätzen logisch herzuleiten sei. Das ist schon darum ausgeschlossen, da die christliche Gemeinschaftsidee und diese Abstufung der Güter ein *Ewiges, Dauerndes* ist, die ökonomischen Systeme, unter denen die Völker leben, aber dem reichsten historischen Wechsel unterliegen; sie unterliegen sogar einem noch reicheren Wechsel wie die politischen Verfassungsformen. Die Existenz eines jeden solchen Systems und seine Beschaffenheit ist ja von einer schier unermeß-

lichen Anzahl von Ursachen abhängig, von Ursachen, die mit der religiösen Weltanschauung der Träger des Systems wenig oder nur sehr indirekt oder gar nichts zu tun haben; z. B. von der tätigen oder kontemplativen Anlage der Völker, ihrem Temperament, ihrer nationalen Erfindungskraft, von Boden, Klima, Naturschätzen, vom Stand der Technik und herrschenden inneren und äußeren Rechtsverhältnissen und tausend anderem mehr. Aber wie sich überall in Natur und Geschichte der Geist den Körper baut, so ist doch jedes ökonomische System in erster Linie abhängig von einem Faktor, den wir den je grundherrschenden ‚Wirtschaftsgeist' oder das je grundherrschende ‚Wirtschaftsethos' der je vorbildlichen und führenden Schicht in einem Lande nennen können. Dieser Faktor macht die zusammenfassende innere Seele auch der äußeren Organisation aus, und er drückt sein Siegel auf jede noch so geringe ökonomische Handlung und Daseinsform. Durch die Vermittlung dieses Wirtschaftsethos der je führenden vorbildlichen Schicht hindurch übt aber die religiöse Weltanschauung und an erster Stelle die Gemeinschaftsidee, die sie enthält, auch auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens eine unermeßliche Wirkung aus. Gerade neuere Forschungen des ausgezeichneten Nationalökonomen Max Weber, desgleichen Forschungen von E. Troeltsch, W. Sombart u. a., die in dieser Richtung z. B. die Beteiligung des Calvinismus und anderer protestantischer Sekten an der Entstehung des modernen Kapitalismus, neuerdings den Zusammenhang der großen Weltreligionen auch Chinas und Indiens, mit den Wirtschaftssystemen dieser Länder genau untersuchten (siehe hiezu Max Webers Arbeiten in den letzten Heften des Arch. f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik), haben diese Tatsache über jeden Zweifel erhoben.

Daß jenes ‚liberale' Wirtschaftssystem des laisser faire, dessen Geist ein durch keine Idee von Bedarfsdeckung begrenztes Arbeits- und Erwerbsstreben der einzelnen ökonomischen Individuen gewesen ist, welches ein besonderes Verteilungsproblem (d. h. ein Problem ‚gerechter' Verteilung) der materiellen Güter nicht kannte, sondern nur das Problem der maximalen Produktion der Güter und das auf deistischem Hintergrund in einem durchaus falschen Glauben an die natürliche Harmonie der bloßen Triebe auch die beste Güterverteilung von einer absolut freien Konkurrenz der Wirtschaftssubjekte und vom grenzenlosen Freihandel erwartete, den Atem der Geschichte seit langem schon nicht mehr für sich hatte, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Längst leben wir ja schon im Zeitalter weitgehenden Staatsbetriebes, einer kraftvollen Sozialpolitik und der aus ihr entstammenden deutschen, in England durch Lloyd George nachgeahmten Arbeitergesetzgebung, im Zeitalter der großen Arbeiter- und Unternehmerorganisationen, und — wirtschafts- sowie außenpolitisch — in einem Zeitalter des sogen. Neomerkantilismus, in dem der Staat der Arbeit, der Ware und den Gütern die Wege bahnt, schließlich, wie wir heute sehen, mit der Gewalt der Waffen. Der Krieg hat uns dazu das wunderbare Schauspiel gebracht, daß die Arbeiterorganisationen in unserem Lande, voran die Gewerkschaften, auch die sozial-

demokratischen, welch letztere von Hause aus mehr aus einem staatsfeindlichen als staatsfreundlichen Geiste heraus entsprungen waren, sich mit dem Staate, ja sogar vielfach mit den ihnen früher so oft verhaßten Unternehmerorganisationen zusammenschlossen zu einer einzigen, geschlossenen, großen, nationalen Arbeitsgemeinschaft. Wir sahen den demokratischen Sozialismus in unserem Lande aufhören, sich wie einen Staat im Staat zu fühlen, sahen ihn seine Hoffnungen auf eine internationale Klassenrevolution zum größten Teile begraben; sahen ihn sich praktisch und tätig einordnen in den lebendigen Staatsorganismus, sahen ihn seine Kritiksucht zurückstellen, seine Zukunftstaatsutopien vor praktischer Gegenwartsarbeit fallen lassen. Wir sahen auch einen größeren Teil unserer leitenden Industrie-, Handels- und Finanzkreise aus ihren Geschäften gleichsam heraustreten, nicht nur unerhörte Geldopfer für die Kriegskosten bringen, sondern sich betragen wie freiwillige Beamte des Staates, die in all ihren Maßnahmen nicht mehr nur an ihre und ihres Betriebes geschäftlichen Vorteile, sondern an die Wohlfahrt des Ganzen denken. Der Geist des Opfers, d. h. der Geist jener zentralsten Idee des katholischen Glaubens, die wir Katholiken in ihrer erhabensten Form immer neu anschauen und mit vollziehen in den mystischen Tiefen der heiligen Messe, schien die gesamte Lebensluft zu erfüllen und sich auch in die irdischen Sphären des ökonomischen Daseins herabzusenken.

Gewiß, das sind große, tiefgehende Wandlungen, seelenaufwühlende Erlebnisse! Aber in welche Richtung soll unsere Weltanschauung sie leiten? Und wie soll sie diese neugeborenen Kräfte über ihre momentane Existenz hinausführen?

Nun viele, sehr viele unserer besten Deutschen sehen in diesen gesamten Vorgängen schon so etwas wie die beginnende Verwirklichung des Sozialismus* zwar gerade nicht in der Form, wie sie Karl Marx, nein, mehr in jener Form, wie sie etwa Ferdinand Lassalle geträumt hat, d. h. in der Form eines politisch zwar monarchischen, aber wesentlich staatssozialistischen, nationalen Gemeinwesens. Man denkt sich das so: Man will die Kriegsorganisationen mit ihren weitgehenden Eingriffen in die Freiheit des Wirtschaftslebens nicht nur zu einem großen Teile über die Kriegszeit hinaus erhalten — wieweit dies richtig ist, ist nur eine Zweckmäßigkeitsfrage; man will sie vielmehr zum Ausgangspunkte eines grundlegenden Umbaues unserer gesamten Wirtschaftsverfassung machen; ja man will den Krieg und das, was er und seine Not uns an staatssozialistischen Maßnahmen und Gesetzgebungsakten abgerungen hat, gleichsam zu einer Auslösung machen eines dauernden und wesentlichen Umschwunges unserer Wirtschaftsverfassung — in einer Richtung, die, wie man uns sagt, unserer alten deutschen Anlage und Geschichte, die uns jahrhundertelang das Bild einer in Ständen, Zünften, Genossenschaften aller Art organisierten

* Vgl. hiezu meine Bemerkungen ‚1789 u. 1914‘ zu Joh. Plenge's Buch ‚1789 u. 1914‘ im Archiv f. Sozialw. und Sozialpolitik, Bd. 42, Heft 2.

Wirtschaft darbot, wieder mehr entspricht. Forderungen, wie die nach einem Frauendienstjahr — gleichfalls stark staatssozialistisch gefärbten Ideen entsprungen, weiter nach einer nationalen Einheitsschule mit Beseitigung der Standesschulen und der Klassendifferenzen der Schulanstalten, gesellen sich gerne zu diesen Gedanken. Ist es der christlichen Gemeinschaftsidee entsprechend, solche Denkart zu bejahen? Ich beantworte diese Frage mit einem bestimmten Nein!

Es wäre ein grundlegender Irrtum, zuerst mit vielen Sozialphilosophen und Nationalökonomen, z. B. mit Dietzel, ein sogenanntes Sozialprinzip und ein sogenanntes Individualprinzip zu unterscheiden und dann etwa die christliche Gemeinschaftsidee einfach auf die Seite der unter das sogenannte Sozialprinzip fallenden Gemeinschaftsideen zu stellen. Denn die christliche Gemeinschaftsidee ist ein Drittes, also weder eines von beiden, noch eine trübe Zusammensetzung aus beiden. Gewiß liegt es in der innersten Triebkraft der christlichen Gemeinschaftsidee, auch ökonomisch das Gemeinwesen zu organisieren, zu organisieren in ein System von Ständen, weiter in Berufs-Arbeitsgemeinschaften aller Art usw. Aber erstens hat dies im Geiste der christlichen Gemeinschaftsidee in solcher Weise zu geschehen, daß die geistig-leibliche, unteilbare Individualeinheit, deren Kern die gottgeschaffene Einzelseele ist, auch bis in ihr ökonomisches Dasein hinein einen selbständigen, freien, nur ihr zu eigenen Spielraum ihrer Rechte und ihrer Tätigkeiten sich bewahrt; und zweitens so, daß sie nicht von einer zentralen Staatsallmacht gesetzlich erst gezwungen, sondern im wesentlichen — aus freien Stücken heraus, mächtig angefeuert durch eine moralisch-religiöse, nicht aber durch eine staatliche Macht, nämlich von ihrem natürlichen und sittlichen Gliedschafts- und Mitgliedschaftsbewußtsein in einer ganzen Anzahl verschiedenartiger, aber an Rang gleich dem Range der Güter und Tätigkeiten, mit denen jede es zu tun hat, verschiedenen und verschieden beschaffenen Gemeinschaften sich selbst mit ihresgleichen zu einem sittlichen Ganzen kooperativ zusammenschließt. Ich schrieb schon in den früheren ‚Hochland'-Aufsätzen folgenden Satz S. 730: ‚In einer unter Inspiration des religiösen Gedankens organisierten Menschengemeinschaft hat die kleinste Arbeit eines jeden einen weit über ihren unmittelbaren Zweck und die individuelle Absicht des einzelnen hinausgreifenden fühlbaren Sinn. Er weiß sich in ihr einen geheimen Befehl vollstrecken, der durch die verschiedenartigen Gesamtheiten, denen er angehört — Stand, Berufsgemeinschaft, Volkstum, Nation usw. —, mit verschiedener Stärke hindurch ertönt, der aber seinen letzten Ausgangspunkt im Gesamtsinne hat, den Gott, der Herr dieser Weltordnung, gegeben hat. Dieser Sinn und diese höhere Weihe der Arbeit ist dem modernen Menschen verloren gegangen und damit ein Weltsinn seiner Arbeit überhaupt.'

D. h. aber: Nicht darauf darf es abzielen, daß jeder von uns eine Art wirklicher Staatsbeamter oder Staatsarbeiter in einem großen Bienenhause werde, sondern darauf kommt es an, daß auch der Nichtbeamte und Nicht-

staatsarbeiter mit dem religiös fundierten Bewußtsein und Gefühl einer Art von Amtscharakter und pflichtmäßigem Dienstcharakter seine Arbeit, auch die schwere, gerne und mit Freuden tut; seine Wirtschaft führt an eben der hohen oder niedrigen Stelle, wohin Gott es wohlgefiel, ihn durch seine natürliche Begabung, seine Standeszugehörigkeit und durch den Gang der gottgeleiteten Geschichte hinzustellen. Eben in dem Maße, als dies der Fall ist, wird der in unserem Volke vor dem Kriege viel zu starke Gegensatz von staatlicher Bureaukratie und Privatmensch, von Staat und Volk ermäßigt und erweicht; und es wird die bittere, den Nichtbestand eines christlichen Gemeinschaftsgeistes und damit eine sittliche Erkrankung des Volkskörpers schon voraussetzende Medizin eines alles aufzehrenden Staatssozialismus unnötig gemacht. Dieses Amtsgefühl, das im selben Maße, als es da ist, gerade den Beamten erspart und unnötig macht, muß von allem reglementierenden Staatssozialismus scharf unterschieden werden. Dieses Gefühl — nicht der Staatssozialismus — ist nun allerdings auch eine ebenso stark deutsche als katholische Tradition, und es gibt nur ganz wenige Grundelemente unseres sittlichen Bewußtseins, in dem sich katholisch und deutsch so glücklich und so tief decken wie hier. Darum müssen wir aber auch zwischen einer wesentlich freien Wirtschaft, die nach Beendigung des Krieges die nur vorübergehend notwendigen staatssozialistischen Maßnahmen wieder abwirft, und dem falschen altliberalen ungeordneten Konkurrenzsystem scharf scheiden. Der Geist und grenzenlose Trieb des Konkurrierens, des bloßen Mehrhaben- und Mehrseinwollens aller gegenüber allen, dieser Geist, nicht die Freiheit der Wirtschaft als objektive Rechtsinstitution ist das Falsche. Und dieser Geist grenzenloser Pleonexie, dieser spezifisch unvornehme, alles echte Selbstwertgefühl verleugnende, dieser im schärfsten Wortsinne ‚gemeine' Geist, kann prinzipiell einen Staat und seine Wirtschaftsbeamten ganz genau so gut erfüllen, wie er bei wesentlich freier Wirtschaft die einzelnen nicht notwendig zu erfüllen braucht. Das ist die verderbliche Schiefe des Gegensatzes, den so viele heute machen, wenn sie meinen, daß Staatssozialismus und freie Wirtschaft als objektive Rechts- und Organisationsformen schon etwas über den Wirtschaftsgeist einer historischen Wirtschaft aussagen. Ist z. B. der Geist der Pleonexie und Konkurrenz in der vorbildlichen Minorität eines Gemeinwesens der spiritus rector, so überträgt er sich, wenn dieses Gemeinwesen individuelle wirtschaftliche Formen verläßt und vorwiegend staatssozialistische Formen annimmt, nur einfach auf das neue Subjekt ‚Staat', das jetzt im Verhältnis zu anderen Staaten und desgleichen im Verhältnis zu der nichtleitenden Bevölkerung des Staates diesen verderblichen Geist nur in neuer Form befriedigt. Keineswegs verschwindet also notwendig dieser Geist durch ein staatssozialistisches neues System. Auch für die gerechtere Verteilung der Güter ist Staatssozialismus nur dann eine Hilfe, wenn, ja wenn es eben der Geist der Gerechtigkeit ist, der die Leiter und Beamten dieses staatssozialistischen Staates beseelt. Sonst kann Staatssozialismus genau

so zu einseitigster Bereicherung der leitenden Wirtschaftsbeamtenschaft führen wie das freiere System. Ist es gar der die herrschende, mehr konservative Volksschicht an die Spitze des Staates führende Krieg, der das staatssozialistische System zuerst als Notwendigkeit auslöst, so besteht um so weniger Grund zur Annahme, daß sich dauernd, nicht nur als momentanes Zugeständnis dieser herrschenden Schicht an die am Kriege leidende Masse — schon, um sie während des Krieges in guter Laune zu erhalten —, die Güterverteilung gerechter gestalten werde als in der freien Wirtschaft. Und dazu kommt noch eines: Wir Christen glauben zwar, daß die staatliche Obrigkeit überhaupt von Gott stammt — niemals eine besondere Verfassung oder gar Regierung—, auch daß der Staat das eventuelle Recht hat, in das Wirtschaftsleben ordnend einzugreifen und sich die Menschen als ökonomische Subjekte bis zu einer bestimmten Grenze zu unterwerfen: Aber wir glauben auch fest, daß der Mensch schon als Subjekt geistiger Bildung, Sprachbetätigung und Kultur, erst recht aber der Mensch als religiöses Subjekt und als Glied am Leibe Christi dem Staate, dem von ihm gesetzten Rechte und allem möglichen ‚Zugriff‘ durch ihn unbedingt überlegen ist. Wären wir aber bei der Herrschaft eines stark erweiterten Staatssozialismus einmal wirtschaftlich und in unserer ganzen Lebenshaltung vom Staate gänzlich abhängig, so könnte uns der Staat auch in diesen geistigen Dingen, ja selbst bis in die Sphäre des religiösen Gewissens hinein, in diejenige Richtung zu zwingen versuchen, die dem Geiste seiner jeweiligen Regierung angemessen ist. In unserem Falle müssen wir uns aber darauf gefaßt machen, daß schon aus den technischen Gründen, welche die eminent schwierigen ökonomischen, finanz- und steuertechnischen Aufgaben nach dem Kriege mit sich bringen, auch derjenige Typus ‚deutscher Mensch‘ an die Spitze der höchsten Reichsämter — wenn auch vielleicht nicht der höchsten — gelangen wird, der vermöge seiner Fachkenntnisse, seiner Gewandtheit und Erfahrung in diesen Dingen die klügsten Lösungen verspricht (etwa der Typus Dernburg oder Helfferich). So hochachtbar uns seine Vertreter sein werden, so werden sie doch nicht nur ihre Fachkenntnisse, sondern ihre gesamte Lebens- und Weltanschauung auf ihre Plätze mitbringen; und daß es unwahrscheinlich ist, daß diese unserer Weltanschauung erheblich ähnlich oder ihr freundlich gesinnt sein wird, das brauche ich Ihnen hoffentlich nicht zu sagen.

Also nicht auf Einführung eines systematischen Staatssozialismus, sondern auf die Ausbreitung des der christlichen Gemeinschaftsidee gemäßen Wirtschaftsgeistes kommt es an. Da aber können wir vor allem an zwei Punkten anknüpfen: an die mit Sicherheit eminent folgereiche gänzliche Zertrümmerung der Zukunftsstaatsidole durch den Krieg bei unseren Arbeitermassen und an die bestehende Tendenz der besten Elemente dieser Massen, aus einer fluktuierenden, staatsfeindlichen und oft auch kirchenfeindlichen Klasse sich zu einem mit sicheren Rechten ausgerüsteten festen Stand zu gestalten, und sich dem nationalen Leben als solcher zu inkorporieren.

Man kann, verehrte Anwesende, aus der Kenntnis der menschlichen Natur, aus geschichtlicher Bildung usw. über das Idol, in dem ein so großer Teil unseres Volkes vor dem Kriege gelebt hat, über den sog. Zukunftsstaat, lachen. Sicher widerspricht dieses Idol allen Grundgesetzen dieser Natur. Aber man sollte dabei erwägen, daß es immer lieblos ist, nichts als zu spotten und zu lachen über das — und wäre es auch irrtümlich —, wovon die Seele eines Menschen heimlich lebt, auf was sie baut und auf was sie hofft, um dessentwillen sie ein schweres Leben erträgt. Und hier handelt es sich nicht um eine, sondern um gar sehr viele Seelen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß gerade auch diese moderne Zukunftsstaatsidee psychologisch eine religiöse Wurzel hat. Sie wissen, daß sie aus der Gedankenwelt von Karl Marx stammt; Sie wissen, daß Marx Jude war, und Sie wissen, daß das gläubige Judentum noch heute den Messianismus zu einer seiner tiefsten Glaubenswurzeln hat. All sein Leiden trug Juda kraft dieser vor ihm herschreitenden messianischen Hoffnung. Auch die ungläubig gewordenen Juden behielten diese Form des Denkens und Zukunftshoffens bei, wenn sie auch an die Stelle des kommenden Messias der gläubigen Juden ganz andere Inhalte, z. B. ganz moderne, setzten, die sich ihnen aus ‚wissenschaftlichen' Überlegungen zu ergeben schienen. Wir wissen, daß die seelische Wurzel der Zukunftsstaatsidee diese jüdische religiöse Denkform des Messianismus in Marx war.* Bei einem gewaltigen Teil unseres Volkes fungierte diese ihrer Herkunft nach selbst religiöse Zukunftsstaatsidee ganz ohne Zweifel als Surrogat einer positiven Religion. Der sog. ‚Zukunftsstaat' stand im Bewußtsein der Menschen da, wo Gott zu stehen hat, und seine selige Anschauung im Leben der Ewigkeit. Kein Wunder auch! Ich halte es für einen genau beweisbaren Satz der Religionsphilosophie und -psychologie, daß das endliche Bewußtsein nicht die Wahl hat, an etwas zu glauben oder nicht an etwas zu glauben. Jeder Mensch, der sich und andere genau prüft, wird finden, daß er sich mit einem bestimmten Gute oder einer Güterart so identifiziert, daß sein persönliches Verhältnis zu diesem Gute in die Worte faßbar ist: ‚Ohne dich, an das ich glaube, kann ich nicht sein, will ich nicht sein, soll ich nicht sein.' — ‚Wir beide, ich und du Gut, wir stehen und fallen zusammen.' Dieses Gut wechselt freilich für die Individuen und Völker, Klassen usw. in seinem Inhalt unendlich. Den Mammonsdienern ist es das Geld, den absoluten Staatsgötzendienern der Staat, demjenigen, der die Nation zum ‚höchsten Gute' macht, ist es die Nation. Dem Kinde ist es vielleicht seine Puppe. Also der Mensch glaubt entweder an Gott, oder er glaubt an einen Götzen. Kein Drittes! Daraus aber folgt: Wird der Mensch an seinem Götzen irre, wird er über die Stelle, die er ihm einräumte im System seiner Güter, wird er in dem, was er in ungeordneter Weise liebte, hoffte, glaubte, enttäuscht, so sollten alle,

* Siehe hiezu auch die treffenden Ausführungen von Joh. Plenge in seinem Buche ‚Marx und Hegel'.

alle um ihn herum voll Liebe, voll Ehrfurcht, voll Ergriffenheit auf ihn hinschauen. In ihm kann sich jetzt Großes begeben: er kann reif werden für den Glauben an den wahren Gott. Unsere Vernunft und unser Herz haben einen natürlichen Hang und Sinn nach Ihm. ‚Die Seele ist eine Christin von Natur aus,' so Tertullian. Sind nur die Götzen zerschmettert und entstehen Leeren da, wo jeder Mensch immer voll ist und voll sein muß, so neigt die Seele von selbst, zu Gott zurückzukehren, und sie wird es, wenn sie nicht durch neue Götzen vorzeitig abgelenkt wird. Also ist jetzt, nachdem dieses Idol großer Massen zerschmettert ist, für uns Unendliches zu tun. Sehen wir darauf, daß an den Abgrund unzähliger leerer Stellen der Glaube trete; und wir werden viel dazu beitragen, daß unser Volk überhaupt wieder zum rechten Glauben zurückkehre.

Zweitens — und das ist mit dem ersten inniger verbunden, als man denkt — wirken wir dahin, daß aus der Arbeiterklasse ein Stand werde. Stand ist etwas Stehendes, etwas, worin der Mensch sich genügt, was der Mensch nicht gleich frei wählt wie einen ‚Beruf', sondern worin er sich ‚gestellt' findet; Stand ist aber auch wahre Beheimatung im Staate, Beheimatung im Bewußtsein fester, abgegrenzter, sicherer, von keinem antastbarer Rechtsbefugnisse. Von der christlichen Gemeinschaftsidee ist der Standesgedanke und eine bestimmte Rangordnung der Stände — den Gütern und Aufgaben angemessen, mit denen es die Stände zu tun haben — überhaupt unabtrennbar. Dagegen die Zahl, die Art der Stände und ihr Verhältnis zum Staate, die können historisch wechseln. Sie wissen, daß zu den sog. drei Ständen: Geistlichkeit, Adel, Bürgertum, seit der französischen Revolution ein sog. vierter Stand hinzutrat. Heute wäre es ganz falsch, von auch nur vier Ständen zu reden. Zum mindesten müßte man auch von beginnenden, werdenden Ständen reden bei den sog. Privatangestellten und den freien geistigen Berufen, die längst stärker mit dem vierten Stand sympathisieren als mit dem bürgerlichen Unternehmertum. Doch darauf will ich hier nicht eingehen und lieber sagen, was den Standesgeist gegenüber dem Klassengeist charakterisiert. Standesgeist ist charakterisiert durch die Liebe zum Werke, zu seiner Qualität als erstes Motiv der Tätigkeit und Arbeit, zum Bruttoertrag des Werkes als zweites, zum Nettogeldertrage, d. h. zum Profit, erst als drittes Motiv. Der bloße Klassengeist dagegen beginnt mit dem rein quantitativ ausmünzbaren Geldwert, und alles andere ist nur unwillig übernommenes Mittel zu diesem Zweck. Klassengeist ist mammonistischer Geist. Im Stande findet das Arbeitsstreben und Erwerbsstreben eine Grenze durch den ‚standesmäßigen Lebensbedarf' der Familie. In der Klasse ist dieses Streben unbegrenzt und findet erst durch die Konkurrenz aller mit allen die Schranke der Gewalt. Im Stande vergleicht man sich zwar mit Gliedern desselben Standes und sucht ihnen vorzustreben. Aber man vergleicht sich und seinen Zustand nicht fortwährend mit Gliedern anderer Stände, ein Vergleichen, das wie von selbst zu ungeheuerem Haß und Neid führt; dagegen muß sich dort, wo es nur

Klassen gäbe und keinerlei Stände, jeder mit jedem fortwährend vergleichen, da hier nicht der Inhalt der Arbeit sondern immer erst das ‚Mehr wie ein anderer‘ (Mehrsein, Mehrhaben) als positives Tätigkeitsmotiv empfunden wird. Darum sind die Erscheinungen des Klassenhasses und Klassenneides von einer vornehmlich klassenmäßig aufgebauten Gesellschaft wesenhaft unabtrennbar. Und sie sind es um so mehr, als die Klassenunterschiede, die immer an erster Stelle Besitzunterschiede sind, bei derselben formalen staatsbürgerlichen Rechtsstellung der Menschen immer mehr wachsen, was ja Gott sei Dank im modernen Deutschland längst nicht mehr der Fall ist. Eine solche Gesellschaft ist schon vermöge ihrer Strukturform — ganz abgesehen von den besonderen individuellen Charakteren — gleichsam mit Haß und Neid geladen. Ein Stand hat weiter eine ‚Ehre‘ und ein ‚Gewissen‘, die Klasse nur ein Gesamtinteresse. Die Klasse hat nur die Rechte, die sie sich erkämpft, während sich die Rechte des Standes durch innere gegenseitige Vereinbarung mit anderen Ständen und dem Staate frei bilden. Nun, unsere derzeitige soziale Ordnung ist noch eine merkwürdige Mischung von Ständen und Klassen, aber immer noch eine Ordnung mit bei weitem vorwiegender Klassenstruktur, andererseits freilich mit zweifellosen Tendenzen behaftet, sich in neue Standeseinheiten zu ordnen. Die christliche Gemeinschaftsidee gebietet uns, diesen Prozeß überall zu fördern. Dieser Prozeß kann nicht etwa durch ein bloßes Machen von oben her seitens des Staates ersetzt werden; er muß sein ein Prozeß vor allem der freiwilligen Selbstorganisation, der erst bei einer gewissen so gewonnenen Reife der Standesgebilde auch zu einer bestimmten formalen Rechtsstellung dieser Gebilde im Staate führen kann. —

Ich habe mit Absicht hier nicht zu unmittelbar praktisch gesprochen, nicht nur deswegen, weil Sie auf diesem Boden vielleicht in manchen Dingen mehr wissen und kennen wie ich selbst; vor allem deswegen, weil mir heute nichts wichtiger erscheint, als die ewigen Werte der christlichen Gemeinschaftsidee, wie sie allein unsere Kirche rein in sich bewahrt hat, mit den großen Richtlinien der weltgeschichtlichen Entfaltung in Beziehung zu setzen und sie so gleichsam lebendig und selbsttätig zu machen.

Der Zeitpunkt — so glaube ich fest — eines neuen, bisher freilich nur ahnbaren morgendlichen Geistes und Frühlings scheint nicht nur mir gekommen zu sein für die Wiedergewinnung eines großen Teiles der europäischen Welt für den Glauben und die Weltanschauung unserer heiligen Kirche. Tausend Zeichen künden diese Morgenröte an. Vielleicht habe ich andernorts einmal Gelegenheit, von diesen Zeichen zu sprechen und zu versuchen, sie zu deuten. Aber eben diese Aufgabe, diese durch den göttlichen Umkehrruf dieses Krieges an Europa sich ergebende neue Situation legt den Katholiken auch doppelteilige Verpflichtungen auf. Sie gibt uns — was ich hier weniger erwähnt, aber in meinen früheren ‚Hochland‘-Aufsätzen eingehender behandelt habe — auch tausendfachen Anlaß zur Selbstkritik unseres bisherigen Seins und Verhaltens.

Bisher hatten wir den größten Teil unserer Energie darauf zu verwenden, uns gegen die brausenden Wogen der modernen Zivilisationen auf allen Gebieten nur zu erhalten, und die heilige Flamme unseres Glaubens vor ihren wilden Stürmen zu behüten. Das hatte eine Haltung und Stimmung zur Folge des vorsichtigen, ja ängstlichen Sichabschließens — einen gewissen Ghettogeist, einen Geist, der der weiten, offenen, freien Katholizität, der dem Seufzer des unendlichen Erbarmens, der im geistigen Innern unserer heiligen Kirche stetig ertönt, nicht ganz entspricht. Es war eine durch die Not geborene Lage. Nun aber sind die Grundfesten, auf denen diese säkulare, der Kirche fremdgewordene moderne Zivilisation aufgebaut ist, in ein mehr als bedenkliches Wanken gekommen — erschütternder, als es je ihre Geschichte aufweist!

Die skeptische Erschütterung dieser Zivilisation an sich selbst und an ihren Glaubensideen beginnt leise zwar erst sich zu regen, aber der Ruf nach Rettung wird immer lauter und bittender werden. Ein neuer Buß- und Reuewille und schwere Enttäuschung an all dem, was sie einst angebetet und dem sie anfänglich so sieghaften Mutes folgte, keimt jetzt schon in ihrem Herzen. Dieser Keim wird nach dem Kriege, wann die Völker erst langsam gewahren werden, was sie getan haben, ein machtvoller, breiter, Europa durchflutender Strom werden, ein Strom von Tränen. Reue aber allein ist der Weg zur Erneuerung, der Weg zur Wiedergeburt nicht nur für den einzelnen, auch für die Gesamtheit.

In diesem Augenblick aber wird unendlich viel darauf ankommen, daß auch wir jenen Hilferuf erhorchen und ihm folgen, und daß wir an der Hand einer neuen Verlebendigung unseres Glaubens und unserer Sitten zuerst in unseren eigenen Herzen, diese Herzen groß, offen und weit aufmachen, um aus ihnen den lebendigen, in unserer Kirche heimlich strömenden Glaubens- und Liebesstrom in eine Welt zu ergießen, die dieses Glaubens und dieser Liebe bedarf — die nach ihnen zu verlangen beginnt — ja sie verlangt wie nie zuvor.

Die Boten der Frohbotschaft
Legende von Peter Dörfler

Christus hatte einst die Jünger zu den Kindern Israels gesandt, ausgerüstet mit Wundermacht und glückseligen Verheißungen. Nach einiger Zeit kehrten sie zu dem harrenden Herrn zurück, fröhlich die einen, andere still und bedächtig, manche sogar grüblerisch und schweigsam. Der Fröhlichste von allen war Johannes, der Schweigsamste aber Petrus, der, abgesondert dasitzend, den Bart zwischen die Zähne schob und selbstvergessen an dem krausen Gestäude kaute. Als der Meister sich mit Philippus und Jakobus dem Jüngern lustwandelnd und ihren Erzählungen lauschend von der Sykomore entfernte, bei der die Apostel zusammengetroffen waren, da brach unversehens zwischen Petrus und Johannes ein lauter Streit hervor. Der hitzige Graukopf fuhr mit beredten Händen und scharfen Worten gegen den Jüngling los, dem auch während des Wortgefechtes ein liebliches Lächeln um die rosigen Wangen weiterblühte. Das schien den mißlaunigen Petrus noch mehr zu reizen. Er schrie: ‚Du solltest weinen anstatt zu lachen. Denn es ist offensichtlich, daß du dein Pfund vergraben und bei ihm geschlafen hast. Ein leichtes Leben tatest du dir fern vom Meister auf, und an Übel und Sünde bist du vorbeigeschlichen.‘

Johannes antwortete, ohne seine Miene nur einen Augenblick des Lächelns zu berauben: ‚Ich bin nie ferne von dem Meister gewesen. Ich habe immer vor seinen Augen gewirkt, und nichts begann ich, ohne ihn erst um seine Meinung zu fragen.‘

‚Nie hast du ihn und seine Meinung verstanden,‘ unterbrach Petrus den Jüngling, der noch mehr sagen wollte. ‚Seine Meinung ist, daß er uns zu einer ernsten und schweren Aufgabe berufen habe, nicht aber zu Getändel und Spiel. Ich will ihn vor dir warnen. Wundermacht in deiner Hand ist eine Waffe in der Hand eines Kindes.‘

Johannes schwieg. Er schaute mit den großen Augen glückselig in die Weite, als durchmesse er nochmal all seine Apostelwege und rufe seine Schicksale in fröhlichem Nachkosten zurück. Und er flüsterte, während der andere ihm laut seine Fehler vorhielt: ‚Immer war der Meister neben mir, immer hörte ich ihn sagen: So recht, so recht! Du wandelst in den Geheimnissen des Reiches Gottes so sicher wie im Garten der Heimat!‘

Des Petrus Antlitz wurde faltig vor Eifer und Ingrimm darüber, daß ein Jünger starrsinnig und kindlich des Meisters Werk

verunstalte; da ertönte die ruhige Stimme des Herrn: ‚Übergebet mir das Gericht. Diese hier aber seien die Beisitzer. Erzählet von euren Wegen, Wundern und Reden! Wir werden sie dann nach ihren Früchten abwägen. Kephas, du beginne!‘

Und Petrus setzte sich auf einer wie ein gebeugtes Knie vorstehenden Wurzel der Sykomore zurecht, zog die an Jahren Gereifteren zu sich heran, warf einen triumphierenden Blick auf Johannes, den jungen, dessen Wangen sich bei der unerwarteten Ansprache des Meisters purpurn gefärbt hatten und begann stotternd vor Eifer: ‚Unser Herr, als du uns aussandtest, da ward von deinem Wort meine Seele getroffen wie der Pfeil von der geschnellten Sehne des Bogens. Und ich machte ohne Säumen Gebrauch von der verliehenen Wundermacht. Sie traf meinen Leib, und er flog über das Gebirge Ephraim hinweg und über den Jordan nach Jabes. Denn der Geist hatte mir auf mein Drängen verraten, daß in jenen Gegenden schon drei Jahre lang der Frühregen ausgeblieben sei, daß die Amalekiter vor kurzem plündernd und raubend in das arme Land eingefallen seien und daß das große Fieber die Umgegend von Jabes zermürbe. Aber als ich vor das Stadttor ankam, traf ich zunächst nur auf ein kleines Knäblein, das jämmerlich schrie. „Wohlan,“ rief ich. „Gott will meine Kunst erst im kleinen versuchen. Großes Unglück möchte mich erschrecken und zu Torheiten verleiten.“ Ich beugte mich zu dem schreienden Wesen herab, aber es gelang mir durchaus nicht, den Grund seiner Schmerzen zu entdecken. Es schüttelte bei jeder Frage zornig den Kopf und verneinte krank zu sein, Hunger zu leiden oder Eltern verloren zu haben. Da beschwor ich, wie du es uns lehrtest, Meister, die bösen Geister, überzeugt, daß der Knabe von Dämonen besessen sei. Aber auch dieses Mittel verfing nicht. Ich suchte nun die süßesten Worte hervor, mit denen je eine Mutter ein Kind getröstet hat. Umsonst! Weinend vor Ohnmacht und Trauer ging ich von dem Kinde weg, das kläglicher weinte wie zuvor.

Ich traf darauf einen Aussätzigen. „Hier ist wahres Leid! Ich habe meine Kraft an einer nutzlosen Aufgabe verschwendet,“ dachte ich. Und ich setzte mich zu dem Kranken. Lange sah ich ihn an, dann sprach ich, um seine Seele zu prüfen: „Welches ist die tiefste Wahrheit?“ Er antwortete: „Daß alles eitel ist; daß Leben Leid sei.“ Ich lobte ihn: „Du hast recht gesprochen. Du bist durch dein Unglück weiser geworden als die vielen durch ihr Glück. Was würdest du aber tun, wenn ich im Namen meines Gottes den Aussatz von dir nähme?“ Er erwiderte: „Wenn du in der Wüste verirrt einem

Löwen entrinnst, was geschieht? Hundert andere wilde Tiere lauern, und einem mußt du doch zum Opfer fallen. Was hilft es uns, von einem Leide frei zu werden? Alsbald fallen andere über dich her, und vielleicht fällst du einem zur Beute, das siebenmal größer ist als das erste. Laß mich meinem Aussatz! Es möchte sonst die Pest über mich kommen oder ich werde gezwungen mich selber zu verstümmeln, damit der Herr der Welt, an mir vorüberwandelnd, nicht ergrimme, wenn er mich ohne Wehe finde." — Ich ging von ihm weg, erschüttert von der Weisheit einer im anscheinenden Dunkel wandelnden Seele. Ich heilte den Greis nicht. Denn ich fürchtete, ihm mit der Gesundheit ein Übel anzutun.

Alsbald begegnete ich einem an jedem Glied verkrüppelten Mann, der fast sein Leben lang an einer Straßenzweigung gesessen war und durch seine ganz ungeheure Häßlichkeit das Mitleid aller Reisenden erregt und sogar die Lasttiere erschreckt hatte. Er aber fuhr ergrimmt auf, schlug mich und sprach: „Warum hast du mich schön und gesund gemacht? Krank und elend hast du mich gemacht! Denn Körperfülle ist in Wahrheit der schlimmste Aussatz, mit dem mich Gott strafen konnte. Du Räuber! Du hast mir alles genommen, was bisher die Augen der Menschen und sogar der Tiere auf mich lenkte. Wer bin ich jetzt? Wer nimmt sich meiner an? Bettler ich! Und nichts hast du mir gelassen als Hände zum Aufheben. Das Elend hast du mir nicht geraubt, aber die alles erschütternde Stimme des Elends. Bis zur Stunde bin ich ein König gewesen. Keiner maß sich mit mir an Armseligkeit. Nun bin ich schön und stark. Tausende sind aber schön und stark. Wandle ich durch die Straßen, so sehen die Leute an mir vorüber und denken nichts weiter. Und bisher bin ich wie ein Götterbild der Sidonier an der Straße gestanden. Keiner hat es gewagt, an mir vorüberzugehen, ohne mir zu opfern. Ja viele haben vor mir das Haupt verhüllt wie vor etwas Übermenschlichem. Siehe also, was du mir genommen hast! Gib mir meine Majestät wieder, mein göttliches Elend, auf daß ich wieder Opfer ernte und mich einhülle in den flammenden Mantel des Mitleids und Erbarmens. Schlage mich lieber mit einer neuen Krankheit, daß selbst Satan, wenn er vorübergeht, erschauere und sich verbeugend bekennt: Er ist häßlicher und unglücklicher als ich." — Meister, in jenen Stunden habe ich gezweifelt, daß alle Menschen für dein Licht geboren seien. Aber es dauerte nicht lange, so wurde ich von einem anderen, schlimmeren Zweifel in meinem Inneren ergriffen. Ich fragte mich, ob durch

Mitleid und Hilfe — und wäre es die Macht unzähliger Wunder — das Leiden der Menschheit überhaupt verringert werden könne. Denn da ich weiter in jene dürre Landschaft hinauswanderte, wurde ich zwar der Wunderkraft, die du mir geliehen hast, von Stunde zu Stunde inne: Blinde sahen, Lahme gingen, kahle Bäume blühten, Aussätzige wurden rein. Aber es schien bald, als hätte ich Krankheiten und Darben nicht geheilt, sondern nur auf eine andere Seite gewendet. Das, was ich am Leibe vertrieben hatte, brach an der Seele hervor. Was aus dem Verstande gejagt war, versteckte sich in das Gemüt. Die Dämonen zogen niemals ganz ab, sondern wechselten nur die Höhlen. Kaum war das Glückselige: Ich bin rein! Ich sehe! verhallt, da vernahm ich aus demselben Munde schon wieder ein Klägliches: O ich bedauernswerter Mensch! Alsbald fühlten sie neue Übel. Der eine war auf Brautwerbung ausgezogen und zurückgewiesen worden; andere glaubten sich verachtet, verglichen ihr armes Dasein mit dem Reichtum der Herdenbesitzer, den sie bisher bei ihrer Blindheit nicht beobachtet hatten. Oder auch sie stürzten sich in die Wollust dieser Welt und endeten ihr Frohlocken mit gellen Verzweiflungsschreien über einen verwüsteten Leib. Und wenn sie kein Übel quälte, so redeten sie sich bisweilen so eindringlich eine Krankheit ein, bis sie die vorgestellten Schmerzen wirklich empfanden. Eine Frau heilte ich nacheinander von fünf Krankheiten und trieb sieben Teufel von ihr aus. Da kam sie, als eine gänzlich geheilte, nochmals zu mir und rief: O du Guter, nun bin ich zu guter Letzt gar blind geworden! Ich schaute ihr in die Augen von Mitleid so bewegt, daß ich seufzte. Aber die Sterne zwischen den Lidern strahlten in fleckenloser Reinheit wie die Augen von jungen Jägern. „O du, aller Arglist voll," rief ich. „Warum versuchst du mich und stiehlst mir mein Mitleid aus der Brust? Plagen dich Dämonen? So will ich sie an die äußersten Enden der Wüste jagen!" Und ich befahl: „Augen, tuet euch auf!" Die Frau aber tastete winselnd umher und klagte: „Ich sehe nicht! Du kannst mir das Licht nicht zurückgeben. Ich verlange es auch nicht! Nur versage mir dein Mitleid nicht! Wonniger sind mir deine Seufzer als die goldenen Strahlen der Sonne. Und erquicklicher ist es für das weinende Herz, mitweinende Seelen zu wissen, als die kalte Schönheit der grünen Täler und des ehernen Himmels zu sehen." Da argwöhnte ich eine Bosheit des Weibes. Denn ich wußte, daß die Worte, die du uns geliehen hast, sicherer wirksam sind als alle Kräfte der Natur.

„Du willst mich betrügen, Teufelin!" rief ich. „Du siehest, und

lügst, daß du nicht sehest. Wisse, daß du nicht gegen Menschen lügest, sondern gegen Gott!" Aber sie fiel vor mir nieder und beteuerte ihre Wahrhaftigkeit unter lautem Jammer. Und als ich ihr nicht glauben wollte, da fiel sie vor Erregung in Krämpfe, und ihr Gesicht war traurig wie der Tod. Da bat ich sie wegen meiner Hartherzigkeit um Verzeihung, tröstete sie mit all den lieblichen Worten, die ich aus deinem Munde, o Meister, vernommen habe, und verließ sie, ohne auch das Geringste ausgerichtet zu haben, außer daß sie sich an meinem Erbarmen aufrichtete. Als ich nach einer Stunde im Schatten eines Feigenbaumes saß und darüber nachdachte, wie die Dämonen durch die Zeichen und Wunder, die ich in deinem Namen wirkte, nicht vertrieben, sondern vielmehr gereizt wurden, da ging jenes Weib unwissend an mir vorbei, hatte ihr Antlitz heiter gegen die Wiesen gesenkt und stürzte auf einmal mit einem Freudenschrei auf eine Lotosblume zu, um sie mit sicherer Hand zu pflücken. Da trat ich vor, hob die Hand gegen sie und schaute sie mit Grimm und Verachtung an, ohne ein Wort zu sagen. Aber siehe, alsbald züngelte der Jammer aus jeder Linie und Runzel des Weibes. Es ging weiter, wie Blinde gehen, und tappte von meinen Schmähungen verfolgt über die Heide. Ich ging sachte hinter ihr darein, um sie bei neuem und noch deutlicherem Betruge ertappen zu können. Auf einmal kam das Weib an einen steilen Hang. Ich frohlockte im stillen: „Betrügerin, nun mußt du dich offenbaren!" Sie kam an den Rand des Weges, hob den Fuß ins Leere und setzte ihn unbedenklich nieder. Ich schrie laut auf. Die Blinde stürzte in die Tiefe. Schwer verletzt und zerschunden fand ich sie unter den Dornen und führte sie in die nahe Herberge. Immer wieder schaute ich ihr in die Augensterne. „Du bist nicht blind," klagte ich, „du wolltest nur meinen erwachten Verdacht täuschen." Da lachte sie grimm: „Und du meinst, dir zuliebe stürze ich mich von dem Felsen? Ich schwöre dir bei dem lebendigen Gott, daß ich nie gelogen habe!" So verließ ich diese Frau, an die ich all mein Mitleid verschwendet und siebenmal sieben Wunder verbraucht hatte, trauriger, als ich sie gefunden hatte, und außerdem war es mir, als hätte sie mich selbst mit all ihren Krankheiten angesteckt. Was nützt es, sprach ich, wenn es uns gegeben ist, den Leib zu heilen, wenn der Geist, der selbst gegen Gott frei ist, blind und verwirrt umhertappt.

Und ich ließ mich vom Geiste nach dem gewaltigen Strom tragen, der Nil heißt. An seinen Wassern fand ich die großen Scharen von Sklaven, welche für ihre Herren die Schöpfräder

trieben, die Ziegel verluden und die Äcker bestellten. Ihr hartes Los ging mir zu Herzen. Zwar hatte ich voreinst als Fischer im galiläischen Meer in mancher Nacht härtere Dienste getan als diese Ware der Pharaonen, und die Sorge um mich und meine Familie hatte mir oft ein kargeres Brot zugemessen, als es diese lohnlosen Diener aßen. Aber ich war doch selbst mein Eigentum gewesen und hatte nie unter einer fremden Peitsche gezuckt. Und ich gedachte deines Wortes, das du einst gesprochen: Mich erbarmet dieses Volkes! Um ihnen mein Mitleid zu zeigen, ging ich mit traurigem Gesichte unter ihnen her. Und ich seufzte so laut, daß sie es wohl hören konnten: Arme Sklaven, erbarmungswürdige Knechte! Anfangs schauten sie mit trotzigen Mienen auf mich, ja wenn eben eine Peitsche ihren Rücken aufackerte, während ich vorüberging, dann richteten sie sich stolz auf, verbissen den Schmerz und schauten umher, als würde nur ein Stück ihres Gewandes gepeitscht, indes sie selbst Zuschauer seien. So verhärtet und bösartig waren jene Menschen. Aber allmählich gewannen sie Vertrauen zu mir und wurden gewissermaßen meine Jünger. Wenn ich einmal seufzte, seufzten sie siebenmal. Wenn ich gesenkten Hauptes dahinging, wandelten sie mit dem Kinn an der Brust. Wenn ich flüsterte: Arme Sklaven! So schrien sie: Wir arme Sklaven! Da gedachte ich wiederum deines Wortes und Beispieles; ich sprach zu mir: Die Ernte ist groß; weiß ist das Feld und reif zum Schnitt. Und ich nannte ihnen zum erstenmal deinen Namen: Erlöser, zum erstenmal auch sagte ich ihnen das befreiende Wort: Wir alle sind vor Gott gleich und Brüder! Die Letzten werden die Ersten, die Ersten die Letzten sein. Nahe ist euer Erlöser, schon steht er auf. Und abnehmen wird er von euren Gliedern jede Kette, und heilen wird er euch jede Krankheit und jedes Gebrechen. Da wandten sich mir alle Herzen zu. Und es war, als wandelten sie alle nur noch vor mir. Sie schienen von einer dumpfen Erstarrung und einem grimmen Stolz, der ihre Schmerzensschreie niedergehalten hatte, aufzuwachen, und den ganzen Strom entlang entstand eine große Bewegung. Wenn ich irgendwo aus den hohen Weizenfeldern tauchte, so war es, als rieselte der Schweiß, der bisher verschämt geflossen, in dichteren Strähnen; wenn mein Blick über die Schar der Arbeiter glitt, dann schwiegen die Erntelieder, die sie bisher gesungen hatten, und sie erinnerten sich ihres niedrigen Daseins auch zu jenen Stunden, wo es sie nicht drückte. Sie hungerten und dürsteten nach Erlösung. Und ihre Sehnsucht wuchs um so gewaltiger, je mehr ihr Blick auf ihr Elend gerichtet wurde. Und es

schien mir, als käme das Walten der Vorsehung meinen Bemühungen zu Hilfe. Denn wenn früher nur selten eine Peitsche geklatscht hatte, so klatschte sie jetzt, sobald ich mich den Scharen näherte. Und wenn vorher der Trotz des Sklaven das blutige Gericht zu einem kaum merklichen Gericht gemacht hatte, so wurde jetzt sein Geschrei zum Boten des Unglücks weit umher. Da schien mir die Zeit gekommen zu sein, daß ich in deinem Namen Wunder wirkte. Und wahrlich, ich kargte nicht. Meine Wunderkraft hat in einer Woche in jener Sklavensiedlung am Nilstrand mehr Wohltaten gespendet als deine stetig wirkende Natur. Aber jenes Volk vermochte ich dadurch nicht zu einem Lobpreis deiner Güte emporzuheben. Sie wurden etwas Schlimmeres, als sie bisher gewesen waren. Sie wandelten sich aus Sklaven zu Bettlern. Und mein Wirken in Ägypten wird genannt werden ein fettes Jahr aller Übel, Gebresten und Sünden. Ich hatte geglaubt, in kurzer Zeit auf den Fluren eines Paradieses zu sitzen, umgeben von einem erlösten, singenden Volk; statt dessen saß ich auf Trümmern und Ruinen, und um mich her jammerte eine Menge mit umflorten Blicken, so daß sie auch nicht einmal den Purpurglanz der Sonne sah, die sie bisher als eine Gottheit angebetet und gepriesen hatte. Wenn ich ihnen Gesundheit gab, so bettelten sie um Erlösung vom Joche der Arbeit. Gab ich ihnen Ruhe, so bettelten sie um wunderbares Brot. Spendete ich ihnen Gerstenbrote, so seufzten sie nach Fleischtöpfen. Schaffte ich diese herbei, so riefen sie nach Weibern und Genüssen; versagte ich es ihnen, so schmähten sie mich und nahmen es gegen meinen Willen. Waren sie in Sünden, so flehten sie um Reinheit, und waren sie rein, so gierten sie nach tausend neuen Lastern. Zu allem Unglück geschah es, daß sie meine Worte von der Freiheit der Kinder Gottes mißverstehend und auf meine Hilfe — und die deine, Herr — pochend, einen schrecklichen Sklavenaufstand erregten, dem sich alle Israeliten, die unter heidnischen Herren dienten, anschlossen. Sie schrien durch die Gassen und Felder: Gekommen ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit des Gottesvolkes! Sie eilten zu mir, um mich zu ihrem Führer zu machen. Aber ich sträubte mich mit aller Gewalt, indem ich sprach: „Ich habe nur Kraft zum Heilen, aber nicht zum Schlagen erhalten.“ Ich sei nur gesandt, um frohe Botschaft zu künden, nicht aber Haß und Feindschaft. Denn, o Herr und Meister, ich habe mich genau an deine Weisungen gehalten, und ich ließ mich nicht verführen, deine Machtbefugnisse zu überschreiten. Auch hielt ich ihnen entgegen: „Das Reich ist

nahe — so kündet der Meister. Aber ich weiß nicht, ob es schon unter uns ist. Das Reich ist Macht und Herrlichkeit, aber noch weiß ich nicht, ob es auch von dieser Welt ist. Ich weiß nur, daß es sich in den Himmeln entfaltet." Da schrien sie: „Das Reich ist nur von dieser Welt; wir wissen es! Du hast uns seine Herrlichkeit gezeigt — warum willst du sein Tor verschließen, wenn wir uns anschicken, es aufzuriegeln. Als das Reich nicht in uns lebte, waren wir unglücklich. Da es in uns lebt, aber ferne von uns ist, sind wir es zehnfach!" „Und wenn ihr besiegt und mit Skorpionen gezüchtigt werdet?" hielt ich ihnen entgegen. Da antworteten sie: „So sättigen wir uns an dem Erbarmen der Welt. Und auch der Himmel, der sich unser bis zur Stunde kaum erinnert hat, wird auf uns herabblicken. Hat ihn unser Schweiß nicht gerührt, so wird ihn unser Blut bewegen. Ließ ihn die Peitsche über unseren Rücken gleichgültig, so wird das Schwert in unserem Fleische ihn rühren. Ja wir werden nicht mehr die geduldigen Lämmer sein, die unbeachtet und fast den fühllosen Gesteinen gleichgeachtet, hin- und hergeschoben werden. Wir wissen nun, daß wir Kinder des All sind. Und die große Mutter und die vielen Brüder werden mit uns leiden." Und sie begannen tanzend einen wilden Hymnus zu singen auf ihren Untergang und das Leid des Weltalls um sie: „Auf, ihr Himmlischen," sangen sie, „kämpfet für uns! Oder schaut doch mitleidend und erbarmend auf uns nieder! Vergießet Tränen über uns, Steine erweichet euch — denn ungeheuer ist unser Leid und die Ungerechtigkeit der Welt! Sterne, verdunkelt euch, denn Trauer muß euren Glanz auslöschen . . ."

So gingen sie in den Kampf und stritten als solche, welche schon im voraus ahnen, daß sie nicht dafür geschaffen seien, die Brust gegen die Feinde zu kehren, sondern nur die Rücken. Sie sättigten ihre Herzen nicht in Wonneahnungen des Sieges, sondern in Schauderphantasien übermenschlich gesteigerter Leiden. Und diese Ahnungen gingen ohne Säumen in Erfüllung. Ob der Himmel Erbarmen mit ihnen trug, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich mir die Augen wund weinte, und daß die Sklavenaufseher und die Krieger mit Wonne die Schwerter in ihr Blut tauchten. Auch mußte ich erfahren, daß sich die Sklaven darnach grimmig meiner Frohbotschaft verschlossen, die ihnen ein Glück, aber ein unerreichbares, gezeigt hatte. Denn besser sei es, nie zu sehen, als einen Augenblick der Wonne dieser Welt erschlossen und alsdann wieder für immer geblendet zu werden. Und sie gierten mehr als jemals nach Erdenlust, denn nur

die Bilder verstanden sie, aber nicht den Geist. — Meister, so viele Wunder — und kein Erfolg, so viele Heilungen — und gemehrtes Leid! Siehe nach deinen Weisheitslehren, ob sie denn für die Erde sowohl wie für den Himmel gestaltet sind. Du wirst mir das Zeugnis geben, daß ich in Treuen dein Erbe verwaltet habe. Wund habe ich mich gelaufen, gehungert habe ich und Lasten getragen auf den Schultern und auf dem Herzen. Nie gönnte ich mir eine Freude oder ein Mußestündchen. Nur über eines erlaubte ich mir zu jubeln, daß mir die bösen Geister untertan waren. Ich habe eingesehen, daß du nicht einen oder zwei, sondern je tausend und zehntausend Jünger aussenden müssest, wenn das Elend aus der Welt wirklich vertrieben werden soll. Ich habe wochenlang gearbeitet und nichts geerntet. Wahrlich, ich hätte vielleicht besser getan, nicht zu arbeiten wie andere . . . aber ihnen habe ich doch den Trost voraus, daß ich meinen Anteil nicht vergraben habe.'

So schloß Petrus und blickte bei seinen letzten Worten mit Groll auf den rotwangigen Jüngling, der sein Haupt während dieser Erzählung an die Schulter des Herrn gelegt hatte und unverwandt die Bewegungen zweier Adler verfolgte, die um den schädelförmigen Gipfel eines Berges ihre Kreise zogen, so daß sie aussahen wie flatternde Locken an einem unbewegten Haupt.

Alle Apostel schwiegen; denn Petrus hatte ihnen die Augen darüber geöffnet, daß sie in der Freude über die Zeichen und Wunder ihre Mißerfolge übersehen hatten. Sie hatten wohl oft des Kepha Erfahrungen gemacht, aber sie waren nicht imstande gewesen, sie in ebensolcher Ehrlichkeit gegen die eigene Tätigkeit vor sich hinzulegen und abzuwägen.

Auch der Meister schwieg. Still schaute er auf den Jünger hin, den er liebte. Petrus aber rief drängend: ‚Nun, Johannes, kommt an dich die Reihe der Rechenschaft und Rede!'

Johannes löste den Blick langsam von dem Gelock der Adlerkreise und senkte ihn auf die Niederungen der Erde herab. Da sah er die Pracht der Sonne, die eben im Untergehen war. Und er sprach: ‚Heilig ist dieser Augenblick; lasset uns schweigen und Gottes Cherub betrachten. Wie schön ist er! Wir wollen Dank sagen für diese Schönheit!'

Als die Sonne untergegangen war, drängten die Apostel: ‚Laß uns nicht länger warten!' Aber Johannes erhob sich mit der Lebhaftigkeit eines begeisterten Jünglings und rief: ‚Seht, wie der Abendstern grüßt; unrecht wäre es, ihn ohne Gegengruß zu lassen!

Seht, wie er vor das himmlische Tor tritt, um im Blauen zu wandeln als ein Bote der Frohbotschaft! Wahrlich, er kommt zu uns als ein Wort des Vaters.' Und ein drittes Mal widerstand er noch den Bittenden, indem er sprach: ‚Die junge Nacht ist zu uns gekommen. Sie redet vom Vater, als eine solche, die noch seinen Hauch auf ihrem Gewand trägt und einen Abglanz seiner Schönheit auf der Stirn. Ich glaube, nie war eine Nacht so schön wie diese!'

Die Apostel lächelten leise. Denn Johannes lobte alles Letzte als das Schönste. Aber gleichwohl fanden sie, daß die Nacht ihre Seelen in ganz besonderer Weise ergriff. Sie gaben sich ihr so gefangen, daß sie auf Johannes ganz vergessen hätten, wenn dieser nicht selbst in leiser Rede begonnen hätte: ‚Viel habe ich zu erzählen von meinen Wegen, aber wenig von meinen Wundern. Denn, o Herr und Meister, ich habe mir gedacht: Wenn selbst du, der die Macht Gottes in sich zu eigen hat, Allerschwerstes und Alleräußerstes nur selten aufrufst, wie könnte ich mich vermessen, von jenem Heilmittel, das dem Gifte gleich stärkste Wirkung übt, an jeder Straßenecke Gebrauch zu machen.

Als du mir den Auftrag gabest, zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel zu gehen, da war ich froh wie Joseph, da der Pharao ihn an seinen Thron stellte. Und ich ging auf einen hohen Berg, wo Menschen nicht siedeln und selbst Pflanzen und Tiere nur von Stürmen und feindlichen Gewalten verschlagen, sich in dürren Felsenritzen bergen. Ich sprang hinauf wie eine Gazelle, wenn sie Wasserquellen wittert, warf mich auf dem Gipfel unter einem hervorkragenden Steine auf die Erde nieder, sog den Atem in die Brust, ließ das starke Herz gegen den Felsen hämmern und frohlockte: So wie ich hier reinen Wüstenodem einhauche, sonndurchwärmten, staubgereinigten, so will ich meine Seele jetzt vollsaugen von deinem Geiste, o Meister, vom Geiste aus der Höhe, vom Geiste Gottes. Das soll sein meiner Gewalt über die Krankheiten und Gebrechen erster Machterweis, daß ich aus mir austreibe alle unreinen Geister und alle Flecken der Augen und alle Irrungen der Zunge und alle Düsterheit der Gedanken und alle falschen Klänge des Herzhammers.

Und als ich lange gelegen hatte und mich am Odem Gottes gesättigt hatte, schlief ich ein. Da sah ich im Schlafe das Leben. Erst war es ein Bild von dir, liebster Meister. Du sprachst eben mit laut-stiller Stimme: „Ich bin das Leben!" Und als du das

gesagt hattest, da waren Himmel und Erde in dir, du wurdest zu Wellen und Strömen, zu Lichtstrahlen und Liniengebilden, zu Stürmen und Sternenbahnen. Aber ich kann das nicht beschreiben; denn indem die ganze Fülle des Geschaffenen und Ungeschaffenen von dir ausfloß und sich in dich zurücksenkte, sprachest du unnennbare Worte, sangest du unsagbare Lieder, hauchtest du unfühlbare Weisheit, atmetest du unfaßbare Liebe, strömtest du unbeschreibliche Gluten und Farben aus, erdachtest immer neue Gebilde und Formen, und du warest schöner als das Paradies und schöner als Himmel und Erde. Ich erwachte von diesem Traume mit einem süßen Geschmack im Munde und mit einem süßen Heimweh im Herzen. Ich erhob mich, wandte die Stirn dem Horizonte zu und rief: „Leben!" Die Steine schaute ich an, wanderte an schwarzen Klüften vorbei, durch den gelben Sand der Wüste, durch den Sturm, der die Sandwolke wie Flaumfedern zum Himmel hob, und durch ein Gewitter, das Bäume zerklüftete und mit Meereswogen spielte. Und immer blieb mir der süße Geschmack im Munde und das süße Heimweh, das „Leben! Leben!" rief. Ich wanderte auch über eine Steppe, auf der die Ägypter einst eine grimme Schlacht verloren hatten. Überall in dem Sande bleichten die Gerippe der Krieger und Pferde. Der Wind strich durch die Höhlungen der Schädel und die Rohre der Armknochen und sang mir: „Leben! Leben!" Ich spürte auch, daß du in mir seiest, Meister, du — Leben! Und das gab mir eine solche Freude, daß ich manchmal mitten in der Wüste zu rennen anhub wie ein junges Pferd, in dem die Kraft des Frühlings quillt. Auch warf ich Steine hoch in die Luft, den Geiern entgegen, die hoch im Blauen wie dunkle Punkte standen. Ich sang, ich betete, ich kasteite mich mit knotigen Stricken, ich fastete lange Wochen und ging mir die Füße wund. Denn groß war mein süßes Heimweh, und ich spürte den heißen Drang, Leben in Fülle zu haben und seine tiefsten Quellen auszugraben, und alles, was ich tat, öffnete dem Leben neue Poren.

Da wagte ich es endlich, zu den Menschen zu gehen, um ihnen dein Evangelium zu verkünden. Denn ich war seiner so innig froh geworden, daß ich mir selbst wie ein Wort von dir vorkam.

Zuerst bin ich einem Aussätzigen begegnet. Er rief: „Erbarmen, Herr, Erbarmen!" Da gedachte ich deiner und sprach: „Ich will, sei rein!" Auch er war darüber wohl mehr erschrocken als erfreut; er stand ganz ratlos vor mir und sagte: „Du hast mir zuviel gegeben. Ich habe von dir ein Almosen verlangt, und du gibst mir

die Gesundheit. Ich aber bin krank von Jugend auf und habe nichts gelernt als betteln. Wie soll ich jetzt leben?"

„Komm, ich zeige dir das Leben!"

„O ich kenne es, ich fürchte es!"

„Du sollst es lieben!"

„Wie soll ich es lieben, da es entweder Reichtum oder Sünde bringt, oder Darben und Mühe, oder Krankheit und Elend?"

„Das alles ist nicht das Leben!"

„Was ist dann Leben?"

„Die große Freude, die unendliche Lust!"

„Wo findet sich aber dieses Leben?"

„Komm und sieh! Und wenn du es gesehen hast, dann wirst du es besitzen und doch suchen. In mir ist das Leben, und ich habe doch noch Heimweh nach ihm! Komm mit, auf daß ich dir schenke von meiner Freude, um mehr Freude zu gewinnen."

Und ich führte ihn mit mir und lustwandelte mit ihm Tag um Tag nach Sonnenuntergang. Und arbeitete und mühte mich mit ihm im Weinberge und an der Ackerscholle, bis er mich eines Tages verließ und sprach: „Ich habe dich nicht mehr nötig; gehe zu anderen, die noch am Leben leiden. Ich habe das Leben; ich werde es nicht mehr verlieren, sondern es wird zu mir in Fülle kommen."

In der Synagoge saßen sie und lasen die Weisheit Salomons: „O Eitelkeit der Eitelkeit, alles ist eitel!" Und sie saßen mit gesenkten Köpfen und beschwerten Herzen, und es war ihnen anzusehen, daß sie dachten: „Wenn dem so ist, so lohnt es sich nicht der Mühe zu lieben und zu hassen, Schönes zu pflanzen und Häßliches zu roden; es lohnt sich nicht, Freude und nicht Leid zu haben. Alles ist nichts! Was sind wir doch für arme Menschlein, und nichts wert als das Erbarmen jeder Kreatur."

Also häuften sie neue Trauer zu der alten. Die Sonne schien ihnen nicht mehr so hell als ehevor; die Freude auf einen abendlichen Gang über die Wiese verblaßte ihnen im Verlaufe ihrer Betrachtung. Und sie saßen wie von Steinen beschwert, so daß ihnen selbst der Herzschlag eine Mühe war.

Ich aber lachte, hielt meinen Finger in den Sonnenstrahl, der durch das Fenster wie ein goldener Pfeil hereinbrach, und spielte mit dem munteren Boten Gottes.

Da schauten sie mich böse an und sagten: „Verachtest du die Weisheit Salomons?"

Ich sprach: „Das ist eine alte Weisheit. Darüber war ich mir

schon als ein Knabe klar, daß alles eitel ist, und nur die Tiere und Tiermenschen wissen es nicht. Für diese hat Salomon gesprochen. Ich denke eben an die neue Weisheit."

„Und lachst du darum?"

„Ja!"

„Und färbt sie dir die Wangen so rot?"

„Heute. Ja, manchmal aber auch den Rücken und die Brust, wenn mir meine Weisheit die Geißel in die Hand drückt."

„Welches ist die neue Weisheit, die für Abrahams Söhne?"

Sie heißt: „Nichts ist eitel!"

„Du frevelst."

„Sie heißt: Der Reichtum ist nicht eitel und nicht die Armut, die Gesundheit nicht und nicht die Krankheit, nicht der Odem, der jetzt deine Nasenflügel bläht, und nicht diese Stunde, die du jetzt genießest: Denn all das dient dem Leben. Nichts ist umsonst. Es fällt ab das Blatt am Baum, wenn es herbstet. Aber es war nicht umsonst. Es zermürbt sich die Rinde am Stamm der Zeder, aber sie war nicht umsonst. Sie dienten dem Leben. Und unsere Tage, unsere Kräfte, unsere Freuden und Leiden müssen dem Leben dienen. Die neue Weisheit sagt nicht: Du alterst, sondern: Du verjüngest dich, du nimmst nicht ab, sondern dein Wesen mehrt sich, du siechest nicht dem Tode entgegen, sondern reckest dich zum Leben empor. Dein Leben ist nicht eine Enttäuschung, sondern ein überschwenglicher Gewinn. Du legst nichts ab, ohne hundertfach zu gewinnen. Alles, worauf du verzichtest, ist eine zersprungene Rinde, eine gefallene Fessel, eine überwundene Belastung. Nichts ist eitel — auch nicht die Sünde. Denn sie ist kein Nichts, sondern eine Hemmung, ein Feind des Lebens. Darum sollt ihr wissen: es ist etwas Großes und Ungeheures um die Sünde, und ihr sollt sie nicht als eine Eitelkeit unter andere Eitelkeiten werfen, weil nun doch einmal alles eitel sei. Gekommen ist derjenige, welcher das Leben ist. Gesandt hat er mich zu euch als einer, der das Leben hat und es von ihm hat, der das Leben in Fülle zu haben begehrt und all sein Mühen und Sehnen darauf richtet. O Wort Gottes, willkommen, Same des Lebens! Sonnenstrahl, milder Hauch vom Zypressenhain her: Willkommen, du flatternde Locke des Lebens! Krankheit, Armut, willkommen, Wegbereiter des Lebens, und Tod, du auch willkommen und in Freuden begrüßt, du Neuformer des Lebens! Mögen die Mammonsdiener und Belials Söhne sich durchschauern lassen von der Wandelbarkeit aller fleischlichen Gestalt! Ich bin geheißen von meinem Meister,

euch entgegenjubeln zu lassen wie Kinder der Mutter, dem Leben. Und darum heißt meine Weisheit Evangelium, das ist Frohbotschaft."

Da rief ein Weib: „Selig ist der Leib, der ihn getragen hat."

Ein Priester aber: „Sonne, steh' still über unserem Tal, damit er seine Frohbotschaft zu Ende bringe, denn vergessen ist alles Leid über der großen Freude. Wir sind nicht mehr Kinder des Todes, sondern Kinder des Lebens, und sind nicht des Mitleids würdig, sondern des Staunens." Und er begann mit gewaltiger Stimme ein Loblied zu singen, und sie gingen auseinander mit dem süßen Geschmack und süßem Heimweh nach dem Leben.

Auch ich traf ein weinendes Kind. Es saß an einem Brunnenrand und schluchzte aus erschüttertem Körper. Ich hatte bemerkt, daß der Reihe nach Mutter, Amme und Schwestern gekommen waren, den Grund des Kummers zu erfahren, und es mit vielen Liebkosungen keineswegs zu beschwichtigen vermocht hatten. Da ging ich an ihm vorüber, ohne es zu beachten, setzte mich an den Bachrand, brach ein Lorbeerblatt und pfiff auf ihm eine fröhliche Weise. Dann hob ich mein Gewand hoch, sprang in den Bach, suchte Kiesel und plätscherte in ihm umher, wobei ich entweder sang oder pfiff. Da kam das Kind auf mich zu und sagte, ob es mit mir spielen könne, denn es habe so große Langeweile, daß es ganz krank davon sei. Ich erwiderte, ich habe nie Langeweile, denn ich habe immerfort die lustigsten Spielkameraden, die mir tausend und zehntausend Künste vormachten, bis ich vor Freude und Staunen ganz müde sei und irgendwo auf einer Stufe der Treppe einschlafe.

„O ich armes Kind, ich habe niemand außer dieser langweiligen Amme und diesen widerwärtigen Sklavinnen und diesen Puppen und Steinen hier!"

Ich sprach: „Paß auf!" Dann spreizte ich meine Finger, verknotete und verschlang sie, ließ sie trommeln und pfeifen, und sagte zuletzt: „Das sind meine zehn guten Gesellen." Dann setzte ich mich an den Bach, beschaute mein Spiegelbild, schnitt Grimassen und sagte: „Das sind treue Gesellen." Dann setzte ich mich nieder, spitzte den Mund und pfiff eine Melodie mit der Andacht des königlichen Sängers. Endlich stellte ich mich auf den Kopf, ging auf den Händen und ließ die Füße nach oben baumeln. Ich versteckte mich im Buschwerk und sprach mit meinem Echo. Das Kind jauchzte vor Glückseligkeit und rief: „Ei du, jetzt sind all deine lieben und treuen Spielgesellen auch die meinigen. Ich habe mich heute so gefreut, daß ich nie mehr ganz traurig sein kann. Und

wenn heute die Amme wieder sagt: Unser armer Samuel! so gebe ich ihr eine Ohrfeige. Denn wie sollte ich mir das gefallen lassen!"

Als ich nach Galgala kam, hatte dort eben ein Heuschreckenschwarm die ganze Jordanau heimgesucht. Kahl standen die Weingärten, Olivenhaine und Feigenbäume, und die Menschen schlichen umher wie Schatten der Unterwelt. Ihre Wangen waren ohne Rot, ihre Augen ohne Glanz und die Klagen ihrer Kehlen waren anzuhören wie das Rauschen von dürrem Laub.

Als ich mich, um sie nicht durch mein unverhärmtes Antlitz zu beleidigen, abseits durch ein enges Gäßchen schlich, da begegnete mir ein Sklave, der so wenig auf einen Menschen zu stoßen hoffte wie ich, und darum gleich mir gesenkten Hauptes einherging. Erst als mein Schatten auf seine Füße fiel und der Klang einer erschrocken aufstoßenden Sandale uns weckte, schauten wir auf und beide riefen in einem Augenblicke: „Bruder!" Und wir fielen uns um den Hals, küßten uns und weinten.

Vor langer Zeit war dieser mein Bruder von Seeräubern geraubt worden und wir hatten seitdem nie mehr eine Botschaft von ihm erhalten, so daß wir ihn gestorben glaubten.

Und ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn mitten durch die volkreichen Straßen, indem ich beständig rief: „Freut euch mit mir, denn ich habe meinen Bruder wieder gefunden! Er ist unter den Lebendigen, er ist unter den Kindern Israels, ich durfte sein Antlitz wiedersehen!" Und ich winkte hier einen Mann aus der Werkstätte und dort einen Landmann von seinen Bastkörben weg und rief ihnen zu: „Denket euch, sein Vater lebt noch und seiner Mutter will Jahve verleihen, daß ihr Seufzen erhört wird. Zehn Jahre hat sie zu dem Herrn geschrien, und zehn Jahre hat sie gehofft gegen alle Hoffnung, und nun darf sie das Licht seiner Augen wiedersehen und zu den Vätern gehen ohne die Klage um ihn und seinen Samen."

Und siehe da, die Schatten wandelten sich und wurden wieder Fleisch und Bein. Die Wangen und Augen gewannen Kraft und Glanz im Mitfreuen, und wie vorher die düsteren Schwärme der Heuschrecken über ihre Häupter hingeklirrt waren, so flogen die leuchtenden Schmetterlinge der Freudenbotschaft von Haus zu Haus. Sie vergaßen für kurze Zeit das Unglück ihrer Fluren. Und darnach sahen sie auf einmal wieder junge Knospen, einzelne Bäume, die dem Unheil entronnen waren, und allen wurde es offenbar, daß der Schaden nicht so ungeheuerlich und vernichtend war, wie man in

der ersten Verzweiflung angenommen hatte. Sie begannen zu binden und zu schneiden, griffen mit Winzermessern und Spaten zu und retteten das noch irgendwie Lebendige. Und sie erzählten dabei von anderen Brüdern, die sich vor Zeiten verloren und wiedergefunden hätten, von anderen Jahren des Zagens und der Mutlosigkeit, die schließlich eine glückliche Wendung genommen hätten. Ja es war keine Familie in dem Orte, die nicht für einige Stunden das Gefühl hatte, als wäre ein Sohn aus der Fremde zurückgekehrt.

Als ich mit meinem Bruder zu dem Ölhändler kam, der ihn vor einigen Tagen gekauft hatte, da sagte der gewaltig reiche Kaufmann: „Zwar hätte ich dich für eine Woche sehr notwendig gebraucht, mein Juda; aber du hast mir durch deine und deines Bruders Freude soviel Freude gemacht, daß dein Kaufpreis aufgewogen ist. Geh hin im Frieden und sei frei!"

Ich aber sprach: „O Herr, wir haben eine so überschwengliche Freude genossen, weil wir uns wiedergesehen haben, daß ich Jahre ein Opfer bringen muß, um ihm zu danken. Alles Gebet und Schlachtopfer ist nicht einmal ein Stammeln des Dankes, geschweige eine erlösende Danksagung. Wir wollen die dringlichen Geschäfte, von denen du redest, und andere, die vielleicht außer diesen der Vollendung harren, ausführen, dann magst du uns, wenn dein Herz inzwischen noch auf deinem Vorsatze beharren wird, entlassen."

Und ich arbeitete mit meinem Bruder wie ein Sklave, aber in unseren Herzen leuchtete die Freude der Freien und widerstrahlte auf unserem Antlitze.

Ich erzählte meinem Bruder vom Leben. Wenn wir die Kelter traten und die Mühlen trieben, wiesen ihn Wort und Finger auf die fließenden Säfte, auf die quellenden schneeweißen Staubkörnchen, auf die fröhlichen Kinder, die nach den tanzenden Mücken und Käfern hüpften, auf die Greise, die das Angesicht gegen die aufgehende oder sinkende Sonne wandten und beteten; auf die springende Knospe und das welkende Laub, und ich zeigte ihm, wie in allem sich das Leben offenbare und wie dieses Leben aus deinem Herzen, o Herr und Meister, hervorströme und in dein Herz zurückströme und wie du eine Sonne seiest, die ewig lebendig erhält und Leben wecket. Er hörte lange zu, ohne eine Wort zu sagen oder Anteilnahme zu bezeigen. Aber auf einmal hob er die Hände gegen den Himmel, warf sich mit beiden Knien auf den harten Stein und rief: „Ich habe das Leben gesehen!" Lange verharrte er in dieser verzückten Gebetsweise. Dann stand er auf. Wir arbeiteten weiter. Nun schwieg ich und er erzählte

Ferd. Fellner/Bruder Klaus in der Ratsversammlung zu Stans



mir und den Mitsklaven vom Leben, das aus Jahve quelle und von Jahve ewigen Antrieb habe. Er nannte immer nur Jahve, den Herren und Vater. Denn er wußte von dir noch allzuwenig.

Es war aber um diese Zeit unser Dienst um und die Arbeit war vollführt. Da trat Juda zu seinem Herrn, zog mich mit in das Atrium und sagte in meiner Gegenwart zu ihm: „Ich will auch künftig bei dir bleiben, denn ich habe das Leben gesehen. Wer aber das Leben gesehen hat, der trägt Freiheit und Glückseligkeit in seinem Busen und bedarf keiner anderen Freiheit und Glückseligkeit. Hat er eine solche, so bedeutet sie ihm eine unwichtige Zugabe, die ihm wenig geben und nichts Wichtiges nehmen kann. Hat er sie nicht, so entbehrt er, da er ein so reicher Mensch ist, so viel wie einer, der hundert Goldtalente hat und eine Drachme verliert. Wer einmal das Leben gesehen hat, der besitzt es, und kann es nicht mehr verlieren. Meine Mitsklaven aber würden nicht daran glauben, wenn ich jetzt von ihnen wegliefe, um ein winziges Gut zu gewinnen. Sie würden sagen: Er behauptet ein reicher Mann zu sein und jagt nach Zehnern. Ich will aber beweisen, daß ich wahrhaftig reich bin, und ich werde nicht ruhen, bis auch sie alle das Gesicht des Lebens haben. Nur eines möchte ich von dir erbitten: Gib mir einmal Urlaub, damit ich den Urheber des Lebens, von dem mir mein Bruder Johannes erzählt hat, einmal sehen könne."'

Als der Apostel des Herrn diese Worte gesprochen hatte, leuchtete gerade über dem Garten, in dem sie saßen, ein greller Blitz auf und aus einer fernen schwarzen Wolke grollte ein Donner wie eine geheimnisvolle, bangemachende Stimme.

Jesus sprach: ‚Johannes, dein Bruder Juda ist auf dem Wege zu mir, und mit ihm eine große Schar, unter ihnen auch derjenige, welcher sich seinen Herrn nennt. Sie singen einen aus des Davids Psalmen, welche Hallilpsalmen heißen; sie werden mich finden auf dem Berge, wo ich die Fünfhundert versammeln werde, um ihnen meine Wunder und meine Verklärung zu zeigen, nachdem all das geschehen ist, was die Propheten von mir vorausgesagt haben. Und ihre Freude wird vollkommen sein und in die ganze Welt hinausflammen wie ein Blitz, der vom Aufgang bis zum Niedergang zuckt.'

Petrus aber sprang auf und rief: ‚Meister, gib mir schnell noch einmal Sendung, daß ich zu den Orten zurückkehre, die ich das erstemal besucht habe. Denn auch in mir ist das Leben aufgeblüht, ja gereift, und ich will seine Früchte in die Welt schütteln!'

Nikolaus von der Flühe / Von Fridolin Hofer

Der Lärm der Welt schlug brandend viel zu laut
An seines Herdes sonngebräumte Wände.
Denn seine Seele war Gesang ohn Ende
Und sann auf eine Stille sturmgestaut,
Wo sie im Herrn den vollen Einklang fände.

Dann ließ er segnend seines Hauses Schwelle,
Wie Gottes Nachtigall der Sorgen bar,
Und baute in der Wildnis eine Zelle,
Wo jeder Fels sich wölbte zum Altar.
Das war ein Ort! Nur hoch ein schmaler Streifen
Wipfelumrahmter blauer Himmelshelle,
Und rings des Waldes bronzne Orgelpfeifen.
Auf Schritt und Tritt verwachsne Wurzelstränge
Wie unsres Klausners Füße braun und bloß,
Und tief vom Grund herauf gewaltig groß
Von einem Strom die Hymnen und Gesänge.

Ihr meint, nun wär er aller Welt entschwunden,
Und nennt ihn mitleidsvoll die dürre Scholle.
Doch wie er innig sich mit Gott verbunden,
Ging seine Saat auf in das Wundervolle.
Sieh da, schon wallt es her im Pilgerkleid
Und will den Heiligen, den Weisen grüßen;
Die Armut legt, der Reichtum legt sein Leid
Dem Tröster und dem Mahnenden zu Füßen.
Und jetzt, wie hart an seines Grabes Rand,
Zerrissen und zerwühlt in Haß und Not,
Erscheint bei Bruder Klaus das Vaterland —
Und huldvoll schenkt er ihm das Friedensbrot.

Da ging ein Jubelsturm landaus, landein,
Und war ein hochfesttägliches Vermählen
Von Dankgebeten und von Turmchorälen.
Ein Stiller nur, weltabgewandt, allein,
Wie unberührt von all der Freudenwelle,
Ließ spät im Waldnachtdunkel seiner Zelle
Der Ewigkeit allmächtige Gedanken
Licht durch die gottesfrohe Seele schwanken.
Und leise klang sein Flehn: ‚Herr, nimm mich mir
Und gib mich ganz zu eigen Dir!‘

Leutenot auf dem Lande / Von J. Graßl

Gerade in der Gegenwart wäre es höchst verlockend, daran zu erinnern, wie oft Deutschland als Staat und Volk scheinbar rettungslos zu Boden lag und wie immer wieder in fast unglaublich kurzer Zeit der Bauernstand die Wiedererneuerung der Nation brachte. Aber es dürfte genügen, an eine Zeit anzuknüpfen, die wir Älteren alle noch durch die Überlieferung unserer Großeltern und Eltern im Gedächtnis haben.

Die napoleonischen Kriege hatten Deutschland an Menschen und Gütern gleich ausgesogen. Wenn man der schönen, auch nach diesem Weltkrieg zu empfehlenden Sitte, die Namen der Gefallenen in einer Tafel innerhalb der Kirche zu verewigen, nachgeht, so findet man eine Zahl, die trotz der damals um ein Vielfaches geringeren Volksmenge die heutigen Kriegsopfer sehr übertrifft. Dazu kamen die Wirkungen der Epidemien, namentlich des exanthematischen Fiebers, des Flecktyphus, der Ende des ersten Jahrzehntes des vorigen Jahrhunderts die Einwohnerschaft wohl bis zur Hälfte dahinraffte, namentlich die Kinderwelt derartig mitnahm, daß man die Aufzeichnung der Kindertodesfälle in den Kirchenbüchern nicht mehr für nötig hielt. Wir können es der damaligen Bevölkerung nachfühlen, mit welcher Entlastung sie dem Abmarsch der Franzosen entgegensah. Da schreibt der bayerische Etappenkommissär in Eger voll Rachedurst: „Jetzt tragen wir nicht bloß Blut und Vernichtung in das feindliche Land, sondern, was noch viel mehr ist, Krankheiten und Pestilenz.‘ — Kaum war eine Generation vorübergegangen, so waren die Lücken nicht nur gefüllt, sondern es machte sich für die damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse eine Übervölkerung deutlich fühlbar. Man mußte darangehen, die Zunahme der Bevölkerung einzudämmen durch Beschränkung der Ehe mittels oft sehr harten Bestimmungen und den außerehelichen Geschlechtsverkehr als ein strafbares Delikt zu erklären. Trotzdem vermochte Deutschland seine Kinder nicht mehr zu ernähren, und Ende der dreißiger Jahre setzte eine Auswanderung ein, die oft gerade die Besten über See führte. Besonders da, wo man die Ehebeschränkung wenig oder gar nicht kannte, wie in der bayerischen Pfalz, war die Auswanderung derartig stark, daß dadurch die Güte des zurückgebliebenen Volksteiles ernstlich bedroht wurde und namentlich die Militärtauglichkeit stark fiel. Diese rasche Wiedergeburt des Volkes geschah ausschließlich durch den Bauernstand. Der Bauer war rechtlich gar nichts, faktisch alles; er war der eigentliche Träger des Staates. Er bot die Arbeitsgelegenheit, er war die hauptsächlichste Steuerquelle, er war der geborene Soldat; aus ihm heraus sproßten die Anfänge des Gewerbestandes. Er allein lieferte das Brot der Gesamtbevölkerung. Das flache Land war aber auch die Heimat der beschäftigungslosen Bettler, deren unfreiwillige Miternährung dem Bauern oblag. Der Umstand, daß der Bauer fast allein Arbeitsgelegenheit darbieten konnte, verschärfte und verlängerte die patriarchalischen Sitten, denen gemäß einer der Söhne den Hof übernahm, die anderen Kinder, soweit sie ledig

blieben, und das war ein viel größerer Teil als in der Gegenwart, als Knecht dem Bruder dienten. Auch die abgegangenen Eltern mußten als Austrägler auf dem Hofe bleiben. Eine Leutenot gab es nicht, im Gegenteil oft einen Leuteüberfluß. Dieser Überfluß verleitete den Bauern, gegen die Einwanderung von Hilfsleuten sich zurückhaltend zu verhalten und deren Niederlassung zu erschweren. Bei der hochkonservativen Denkart des Bauern behielt er diese Ablehnung auch dann noch bei, als er allein schon längst nicht mehr der hauptsächlichste Arbeitgeber war und die Arbeiternot das Heranziehen frischer Arbeitskräfte verlangte. Unterdessen war nämlich eine Erfindung zur praktischen Durchführung gelangt, die sämtliche Kulturvölker in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen von Grund aus umgestaltete: der gespannte Dampf.

Alle Kulturzentren in der Zeit vor der Dampfverwertung lagen am Wasser. Nur das Wasser ermöglichte mit der billigen Transportgelegenheit das Herbeischaffen der zur Ernährung großer Massen nötigen Lebensbedürfnisse, und nur mittels der Folgewirkung des Wassertransportes war es möglich, die Bodenprodukte spezialistisch und damit ertragreicher hervorzubringen und gegen andere Produkte zu tauschen. Wer nicht am Wasser lag, mußte die Gesamtheit der Lebensbedürfnisse zu erzeugen versuchen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Boden nicht für alle geeignet war und deshalb wenig Ertrag versprach. Die Kosten des Transportes waren für den gewöhnlichen Mann zu groß. Erst der Dampf vervielfältigte und verbilligte die Transportmöglichkeit in ungeahnter Weise. Der Bauer fing an, seinen Boden spezialistisch auszunützen, zur intensiven Bodenbearbeitung überzugehen und dadurch den Ertrag zu vervielfältigen. So z. B. wäre die Milchwirtschaft in den Alpengegenden ohne Bahnen in dem Umfange, den sie heute einnimmt, gar nicht denkbar.

Mit der Möglichkeit des Transportes erhöhte sich die Möglichkeit, nicht bloß die einheimischen Produkte gebrauchsfertig auszuarbeiten, sondern auch die Rohprodukte von auswärts zu beziehen und im Lande umzuarbeiten und für die umgearbeiteten und vervollständigten Produkte Lebensmittel einzutauschen. Die Arbeitsgelegenheit vervielfältigte sich und löste sich von dem Bauernstand ab. Der Abfluß der Landbevölkerung in die Städte begann. Je mehr die Industrie blühte, desto mehr sank der Bauernstand in der Bedeutung im Staatsleben. Die Kraft der Steuerleistung liegt jetzt größtenteils in der Industrie und in dem mit der Industrie organisch verbundenen Handel. Auch als Brotlieferant schien der einheimische Bauer abgesetzt zu sein. Die ferneren, zum Landwirtschaftsbetrieb günstigeren Länder schienen den einheimischen Bauern völlig ersetzen zu können. Zwar mahnten schon damals vorsichtige Staatswissenschaftsgelehrte, die Abhängigkeit von der Brotlieferung fremder Länder nicht zu weit zu treiben, sie mahnten in vorschauender Sorge um das Volk, den Bauernstand lieferungskräftig zu erhalten, um die Gefahr der Abschließung, der Deutschland als Binnenstaat immer ausgesetzt ist, nicht allzugroß werden zu lassen.

Der Kampf um die Schutzzölle begann und endigte mit dem Siege der vaterländisch Besorgten. Trotz aller Schutzzölle war ein Konkurrenzkampf zwischen Industrie und Landwirtschaft, aber die letztere blieb der schwächere Teil. Die Industrie konnte ihren Arbeitern höhere Löhne und bessere und andauernde Arbeitsgelegenheit bieten, weshalb der Zufluß zur Industrie weiter blieb. Die Einführung ausgedehnter Maschinenverwendung bei der Landwirtschaft ließ zwar den Arbeitermangel etwas abgedämpft erscheinen, vermochte ihn aber nicht aufzuheben. Es drohte jenes Ereignis einzutreten, das wir als Schulbeispiel in England beobachten konnten. Das allgemein angenommene Ursachenverhältnis für den Untergang des englischen Bauernstandes dürfte nicht für alle Fälle zutreffen. Gewöhnlich nimmt man an, daß der englische Bauer durch die Umwandlung von Grund und Boden zu Jagdzwecken vertrieben wurde. Mindestens in gleich vielen Fällen dürfte geradezu eine Umkehrung der Ursachen der Fall gewesen sein. Der Bauer wanderte zur ertragreicheren Industrie ab und veranlaßte dadurch, daß das verlassene Land der Bebauung entzogen wurde. Durch seine Bodenschätze und namentlich durch die Möglichkeit des Ferntransportes infolge der Meeresumgebung hatte England um ein oder eineinhalb Jahrhundert früher die Umwandlung zum Industrie- und Handelsstaat durchgemacht. Aber was als Segen erschien, zeigte sich auch als Gefahr. Gerade die Abschließung durch das Wasser hinderte auch die Einwanderung tieferstehender Hilfskräfte, und diese um so mehr, als England, entgegengesetzt den deutschen geographischen Verhältnissen, nur hochkultiviertes Hinterland, also Land mit wenigen Faustarbeitern hatte. Trotz der starken Binnenwanderung zur Industrie konnte das Bedürfnis nach Arbeitshänden auch bei der Industrie nicht völlig befriedigt werden. Städtebildung und Industrie zeigten nämlich zu allen Zeiten die völkisch so schwerwiegende Erscheinung, daß sie geringe Fortpflanzungs- und Vermehrungstendenz haben. Nur dadurch, daß Deutschlands aufblühende Industrie auf einen geschlechtlich kräftigen Bauernstand stieß, war die schnelle Blüte möglich. Der Bauernstand blieb nach wie vor der Industrialisierung die hauptsächlichste Quelle der Volkserneuerung, der Jungbrunnen des Volkes. Je größer die Zahl der Industriellen wurde, desto geringer wurde der Einfluß des bäuerlichen Menschenmaterials, desto mehr machte sich das Bedürfnis geltend, den ausfallenden Zuwuchs aus der bäuerlichen Bevölkerung durch Heranziehen fremdblütiger Faustarbeiter zu ergänzen. Die Einwanderung ausländischer Arbeiter begann und setzte sich, wenn auch nicht so bedeutend, in der Landwirtschaft selbst an, die durch allzugroße Abgabe von Menschenmaterial an die Industrie den Ausfall der Arbeitshände am meisten fühlte.

Die Abwanderung zur Industrie geschah aus dem wohlerwogenen Grunde, daß die Industrie ihre Arbeiter besser bezahlen k o n n t e als die Landwirtschaft trotz des ihr zuteil gewordenen Staatsschutzes. Es ist ein Verkennen aller tatsächlichen Verhältnisse, wenn immer wieder gegen die Agrarier Vorwürfe erhoben werden, an denen sie größtenteils unschuldig

sind und unter denen sie selbst am meisten leiden. Man wirft dem Bauern vor, daß er durch zu geringe Bezahlung die Abwanderung selbst verschulde. So lange die Industrie höhere Löhne zahlen kann als die Landwirtschaft, wird das Abströmen vom Lande zur Industrie stattfinden. Alle Beschuldigungen von der Unersättlichkeit der Großgrundbesitzer bis herab zu den Bauern zerschellen an der Tatsache, daß bäuerlicher und Großgrundbetrieb eine Kapitalansammlung auch nicht im geringsten von der Höhe der Industrie und des Handels ermöglicht und daß da, wo Großkapital der Grundbesitzer vorhanden ist, dies aus industriellen Unternehmungen stammt. Alle Versuche, die Binnenwanderung zu unterdrücken, werden diesen Beweggrund der Wanderung wegräumen müssen. Diese Wegräumung liegt aber nicht in der Macht des Bauern. Das Ziel aller Maßregeln, den bestehenden, wohl von niemandem mehr bezweifelten Mangel an Arbeitskräften der Landwirtschaft abzuhalten, kann also bloß eine Verlangsamung des Abzuges sein. Die jetzige Landwirtschaft hat im Staatsleben noch zwei Hauptaufgaben: die Sicherstellung des Brotbedarfes der eigenen und industriellen Bevölkerung, und die Aufgabe, der Jungbrunnen der Nation zu bleiben. Beide Aufgaben decken sich nicht in ihren Anforderungen. Die Landwirtschaft kann blühen und ihre Betriebsunternehmer können doch notleiden; die Brotlieferung kann infolge technischer Hilfsmittel noch völlig genügen, während der völkische Jungbrunnen zu versickern beginnt. Beide Aufgaben müssen also stets nebeneinander abgewogen werden. Daß es nicht bloß im Interesse der Landwirtschaft, sondern auch im Staatsinteresse liegt, die Landwirtschaft als Hauptquelle der Broterzeugung und der Menschenerneuerung zu erhalten, dürfte gerade die Gegenwart lehren. — Ja selbst für die Industrie ist dieser Regenerationsfaktor dringend notwendig. Aber die völlige Unterdrückung des Wanderstromes ist nicht nur unmöglich, sondern wäre auch schädlich; denn Anfang und Ende, Motive und Erfolg des Wanderzuges sind gut und nützlich. Es entspricht vollständig dem deutschen Charakter, sich durch Schwierigkeit nicht vom Ziele abschrecken zu lassen. Mögen auch immer viele in dem Streben nach besser entlohnten und sozial höher bewerteten Stellen zugrunde gehen: über die Leichen der Kameraden geht der Weg zum Siege. Die Beweggründe zur Wanderung sind in der Regel sittlich gut. Wohl mischt sich manchmal das Motiv der Überlust bei, aber ausschlaggebend ist das Bestreben, durch eigene Tüchtigkeit vorwärtszukommen. So sehr indes dieser Wanderstrom Gutes schafft, so notwendig ist doch seine Beschränkung. Aller Weisheit End und Ziel ist auch hier der Ausgleich. Die Notwendigkeit, die ländlichen Faustarbeiter bei ihrer Beschäftigung zu belassen und den Abstrom zu regeln, war Veranlassung zur Errichtung einer Studienkommission, die im Jahre 1912 von der Vereinigung für exakte Wirtschaftsforschung eingesetzt wurde. Die Kommission untersuchte die Frage, wie der durch den Mangel an Arbeitskräften bedrohte deutsche Bauernstand durch Vermehrung der inländischen Landarbeiter erhalten werden könnte. Die Untersuchung beschränkte sich im wesentlichen auf die Zustände in den Bauern-

dörfern; die Kommission hoffte jedoch, daß die Versorgung des Großbetriebes mit inländischen Arbeitskräften auch dadurch gefördert werde.

Die Kommission hat nun das Ergebnis ihrer Forschungen in einem Bericht niedergelegt: ‚Bisherige Hauptergebnisse der Studienkommission für Erhaltung des Bauernstandes, für Kleinsiedelung und Landarbeit. Rostock 1916.'

Die Kommission steht unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten von Ostpreußen, v. Batocki-Bleden, und umfaßt 65 Mitglieder, wovon etwa der zehnte Teil der ausübenden Landwirtschaft angehören, die übrigen sind Juristen und Finanzleute. Aus Süddeutschland stammt ein Mitglied, von Braun, bayerischer Ministerialrat.

Das Mitgliederverzeichnis ist ein Programm, und das Ergebnis der Beratungen entspricht diesem Programm restlos.

Der Kommissionsbericht beginnt mit der Hervorhebung der Bedeutung des Großgrundbesitzes für die Ernährung. Dem kann nur zugestimmt werden. Die Ablieferung der Bodenprodukte an die Städte kann nur von jenen Grundbesitzern erfolgen, die mehr produzieren als verbrauchen, und das ist zu mindestens der gute Mittelbesitz. Der Großgrundbesitz ist ferner für den Körnerbau das, was für die Fleischproduktion der Kleinbesitz ist. Die Aufteilung des Bodens in Zwergwirtschaften hat große wirtschaftliche Gefahren und empfiehlt sich nur als Nebenbetrieb zu einem anderen Haupterwerbe. Außerdem ist allein der Großgrundbesitz imstande, technische Fortschritte zu erproben. Die Angriffe gegen den Großgrundbesitz erfolgen nicht selten von Leuten, die ihre landwirtschaftlichen Kenntnisse aus sonntäglichen Spaziergängen gewonnen haben oder sonderbarerweise auch von Leuten, die in industriellen oder merkantilen Großunternehmen beschäftigt sind.

Etwas anderes ist es, daß in der Gegenwart in den Besitzverhältnissen der Landgüter merkliche Verschiebungen eintreten, die bedenklich sind.

Der deutsche Bauer ist stark verschuldet. Zwar hat unter der Einwirkung aller einsichtigen Faktoren die Überschuldung in den letzten Jahrzehnten nicht mehr wesentlich zugenommen, aber sie ist doch noch beträchtlich. Es findet ein sehr starker Abfluß des bäuerlichen Geldes in die Stadt statt. Die Gläubiger der Bauern sind größtenteils die Städter und die Industriellen, deren den Bauern gegenüber weit größere Erwerbsmöglichkeit es ihnen erlaubt, an den Bauer Geld zu verleihen und dadurch die Früchte seiner Arbeit teilweise an sich zu ziehen. Zwar wird ein Teil des aufgenommenen Geldes zur Verbesserung der Wirtschaft verwendet, und es wird dadurch auch für den Bauer fruchttragend; ein Gutteil der Schulden wird aber zum ordentlichen Betrieb verwendet und wird dadurch eine Last. An Stelle der Person des im Dorfe lebenden Gutsherrn ist die unpersönliche Bank vielfach als wirtschaftlicher Oberherr der Bauern aufgetreten. Eine weitere Belastung der Landwirtschaft findet durch die Abwanderung statt. Alle Abgewanderten befinden sich im erwerbsfähigen Alter, haben dem Lande große

Aufzuchtkosten verursacht, die der Abwanderer noch nicht zurückbezahlt hat. Namentlich die Abwanderung der heiratsfähigen, mit mehr oder minder großem Erbkapital versehene Töchter an die Kleinbeamten und Klein- und Mittelstände der Stadt kostet dem Lande alljährlich große Summen. Die Rückwanderung ist größtenteils arm und hilfsbedürftig. Das Land ist, wie die Statistik unwiderleglich darstellt, die Kinderstube und das Alterheim der Nation geworden. Es ist also die Herberge derjenigen Altersstufen geworden, die Geld verzehren und nicht Geld bringen. Auch die Abwanderung der Austrägler gehört hieher.

Dazu kommt, daß die Produkte der Landwirtschaft in der Regel einmal im Jahre umgesetzt werden können, die der Industrie wiederholt, und daß dadurch die noch erträgliche Beleihungsgrenze bei der Landwirtschaft entschieden tiefer steht als bei der Industrie. Einer großen Gefahr der Verschuldung geht die Landwirtschaft eben jetzt entgegen. Ihre Produkte sind plötzlich stark im Preise gestiegen und die Rückwirkung auf die Bodenwerteinschätzung liegt nahe. Der Gutsübernehmer, sei es der Sohn oder ein fremder Käufer, wird stark belastet, das Kaufskapital reißt dann in die Stadt. Bleibt dann der Produktenpreis nicht so hoch, als man geglaubt hat, so fällt die Rentierlichkeit, und es wächst die Not der Landwirtschaft. Wir haben diese äußerst gefährliche Preissteigerung unter dem ‚Segen' der französischen Milliarden beobachtet, die den Bauernstand an den Rand des Verderbens brachten. Die nächste Aufgabe einer Kommission zur Verhütung der Abwanderung der landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter scheint mir die Verhütung der Überschätzung der landwirtschaftlichen Grundstücke zu sein; denn die Bezahlung der landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter hängt mit der wirtschaftlichen Kraft ihrer Arbeitgeber unzertrennlich zusammen; ja die Frage des Verbleibens der landwirtschaftlichen Arbeiter auf dem Lande ist lediglich eine Teilfrage der Blüte der Landwirtschaft, deren Folge sie ist und zu deren Blüte sie wiederum wesentlich beiträgt. Es dürfte höchste Zeit sein, den Übergang des ländlichen Bodens auf die reich gewordenen Kriegswucherer zu verhüten. Das Land dem Bauern; sonst wird die Arbeiternot unerträglich. Die Kommission hat sich allerdings mit der Aufdeckung der Ursachen der Abwanderung nicht weiter abzugeben, sondern ist aus ‚praktischen' Gründen sofort mit beiden Füßen in die Behandlung der Erscheinungen eingesprungen; treibt also lediglich eine rein symptomatische Behandlung. Die Kommission erkannte die Gefahr, die daraus entsteht, daß die Unterstufe des deutschen Volkes aus fremden Völkerstämmen sich zusammensetzt, auf welche Gefahr ich schon seit Jahrzehnten hinweise. Und zur Abminderung dieser Gefahr schlägt sie nach dem Krieg die Rückwanderung der deutschen ‚Kolonisten' vor, eine anscheinend ganz richtige Maßregel. Aber ergänzt muß diese Maßregel durch innerpolitische Vorkehrungen werden. Es droht die Gefahr, daß die Kriegsteilnehmer mit Pensionen den ihnen verbleibenden Rest an Arbeitsfähigkeit nicht mehr voll ausnützen wollen. Ich habe schon bei einer Besprechung der sozialen Gesetz-

gebung in diesen Blättern auf die gleiche Friedenserscheinung hingewiesen. Es müssen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, den Arbeitsrest unserer Feldzugsinvaliden, namentlich auch in der Landwirtschaft, auszunützen.

Die Kommission unterscheidet bei den landwirtschaftlichen Hilfskräften das Gesinde, die kontraktlich gebundenen Hilfsarbeiter und die freien Hilfsarbeiter.

Als die Erzeugungsquelle der sämtlichen landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter werden die freien und kontraktlich gebundenen Taglöhner und die Kleinbauern angegeben. Es wird der stark verbreiteten Annahme entgegengetreten, daß die Umwandlung der Hilfsarbeiter zu Kleinbauern zur Festhaltung der Hilfsarbeiter auf dem Lande notwendig sei. Mit Recht weist der Kommissionsbericht darauf hin, daß ein Gutteil der Taglöhner gar nicht aufsteigen will. Als der Hauptgrund dieser Ablehnung des Aufstieges wird die Weigerung der Taglöhnersfrau angegeben, die erhöhte Arbeitslast der Kleinbäuerin zu übernehmen, und die Kommission begnügt sich mit dem etwas fatalistisch klingenden Ausspruch: ‚Warum soll Eigentümer werden, wer Mieter sein will'. — Die Behauptung, daß die Bäuerin in allen ihren Abstufungen überlastet ist, enthält, wenn sie wahr ist, einen großen Teil der Gründe, warum die Abwanderung insbesondere der Bauerntöchter und damit der Arbeitermangel eintritt. Nach meiner viele Jahrzehnte umfassenden Eigenbeobachtung in verschiedenen Gegenden Bayerns muß ich diese Ansicht für den körnerbauenden Teil der Landwirtschaft vollständig zugeben, nicht so sehr aber für die Abmelkwirtschaft mit zentralisierter Milchverwertung, wie diese in den Alpen der Fall ist. Ich kann es keiner Bauerntochter verdenken, wenn sie die Heirat mit niederen Beamten dem mühevollen Leben einer Bäuerin vorzieht. Nach meiner Überzeugung kann und muß hier ein Hebel eingesetzt werden, der indirekt auch die Abwanderung der weiblichen Arbeitskräfte vom Lande hindert. Diese Möglichkeit besteht darin, daß man der Bäuerin die Stallarbeit abnimmt und sie wenigstens in der arbeitsarmen Zeit auf den Bauern oder den Bauernknecht überträgt, die während dieser Zeit ohnehin nicht genügend beschäftigt sind. Insbesondere das Melken gehört in die Hand der Männer.

Hier kann man auch gleich auf eine andere Erscheinung des bäuerlichen Lebens hinweisen: Auf die oft mangelhafte Ausbildung gerade der Hilfspersonen in dem Betrieb der Wirtschaft. Der Bauernknecht wird in der Schule von Peru und Chile unterrichtet, im Leben wird ihm Ackern und Mähen beigebracht; aber wie ein Kalb beschaffen sein muß zur Aufzucht, wie die Güte des Saatkorns zu erkennen ist, das erfährt er nie. Ein guter Knecht ist noch lange kein guter Bauer. Der Bauernknecht fühlt seine geringen landwirtschaftlichen Kenntnisse. In dieser Selbsteinschätzung liegt zweifellos auch ein Grund, warum mancher den Aufstieg zum Eigentümer scheut. Wiederholt habe ich landwirtschaftlichen Vereinen den Rat gegeben, sich um die Ausbildung ihres Hilfspersonals besser anzunehmen

und dem Hilfspersonal dadurch auch ethische Gründe zum Verbleiben bei der Landwirtschaft zu geben.

Zur Vermehrung des freien Taglöhners schlägt die Kommission vermehrte Errichtung von Pachtstellen vor. Zu diesem Zwecke sollen Landarbeiterwohnungen mit Stallungen errichtet werden; bei jeder Pachtstelle soll soviel Land sein, daß der Pächter eine Kuh halten und ein bis zwei Schweine fettmachen kann, also wohl auch Felderbau treiben kann. Die Kommission glaubt, daß junge Leute, die noch nicht über genügende Ersparnisse verfügen, um Eigentümer zu werden, der Übernahme solcher Pachtstellen nicht abgeneigt wären. Das mag sein. Immerhin gehört zu der Übernahme einer solchen Pachtstelle bereits eine Summe, die für die in Betracht kommenden Leute geradezu ein Kapital ist. Unter tausend Mark wird eine solche Pachtstelle samt Einrichtung nicht zu bekommen sein. Noch viel mehr optimistisch ist die Ansicht der Kommission, daß ein Pächter nach 10—15 Jahren genügend Kapital hat, um dann Eigentum zu erwerben. Es mag die Klitsche noch so klein sein, 5000 Mark wird sie kosten. Woher soll der Taglöhner, der in der Regel mit Kindern stark gesegnet ist, diese für ihn geradezu übergroße Summe nehmen? Macht er Schulden, so bleibt er sein Lebtag Zinsenhöriger seines Gläubigers. Das hindert den Aufstieg; nur gesteht der schamhafte Bauerntaglöhner diesen Grund nicht ein, namentlich nicht großen Herren gegenüber.

Bei dem Saisoncharakter der Landwirtschaft kann aber der Pächter-Taglöhner in der Landwirtschaft seinen Lebensunterhalt nicht finden. Er braucht eine Ergänzung. Mit dieser Ergänzung aus der Industrie oder in geeigneten Gegenden auch aus der Forstwirtschaft, steht und fällt der freie Pächtertaglöhner. In meinem Büchlein ‚Blut und Brot‘, München, ärztliche Rundschau 1905, habe ich einen ähnlichen Vorschlag gemacht, der die Ausdehnung der industriellen Nebenarbeit auch auf die Klein- und Mittelbauern, ja selbst auf das Gesinde der Großbauern, verlangte. Die Schwierigkeit liegt aber nicht in der Idee, sondern in der Ausführung. Es bedarf einer Zusammenarbeit der Landwirtschaft und der Industrie, die bis jetzt noch nicht in Angriff genommen wurde.

Die zeitlich erste Stufe der bäuerlichen Hilfsarbeiter ist die der ländlichen Dienstbotenschaft. Nach meinen Erfahrungen schickt der Pächter-Taglöhner, die als kontraktlich gebundene ‚Inwohner‘ im bayerischen Wald noch zahlreich vorhanden sind, seine Kinder zum Bauern als Dienstboten, wo sie bis zur Verheiratung oder bis zum Militärjahr verbleiben. Hat der Inwohner bloß ein oder zwei Kinder, so behält er sie gerne daheim, zu mindestens viel länger daheim als der Inwohner mit großer Familie. Die große Kinderzahl ist also eine der hauptsächlichsten Quellen jugendlicher ländlicher Hilfsarbeiter und damit auch der erwachsenen Hilfsarbeiter.

Ich möchte diese Erfahrung den Bauern recht dringend ans Herz legen und sie daran erinnern, daß böses Beispiel gute Sitten verdirbt. Warum die Kommission diese Quelle der Not und diese Quelle der Hebung

der Not auch mit keinem Wort erwähnt hat, ist nicht ersichtlich. Die Statistik, auch Norddeutschlands, weist doch auf diese Quelle hin. Gar manches niederbayerische und oberpfälzische Bezirksamt hat die Leutenot bei der Landwirtschaft dadurch abgemildert, daß die Zahl der Kinder in den letzten Jahrzehnten wesentlich stieg, während sie ringsherum fiel. Auch dadurch, daß der abziehende Bauer wieder mehr bei Hofe bleibt, ist eine kleine Besserung eingetreten. Gerade jetzt während des Krieges wird mancher Hof vom ‚Ahnl' verwaltet und erhalten und auch bearbeitet.

Bei dieser Gelegenheit soll auch der Erziehung der unehelichen Kinder gedacht werden. Früher war es in manchen Gegenden selbst zu der Zeit des Überflusses an landwirtschaftlichen Hilfsarbeitern der Gebrauch, das uneheliche oder, wie man in Bayern sagt, ‚ledige' Kind der Magd mit in das Hofleben aufzunehmen. Stillte die Magd ihre Kinder, was damals noch allgemein Sitte war, so erkrankte das Kind selten und die kleine Beinahrung zählte man nicht. Das schulpflichtige Kind konnte bereits zu kleinen Arbeitsleistungen herangezogen werden. Zu meiner Freude habe ich während des Krieges es erlebt, daß in meinem Bezirke diese Sitte wieder Aufnahme und Verbreitung fand. Diese unehelichen Kinder wachsen dann in die Landwirtschaft von selbst hinein. Wie groß die absolute Zahl der ‚ledigen' Kinder ist, kann man selbst schätzen, wenn ich konstatiere, daß in manchen Gegenden Bayerns zehn Prozent der Geborenen unehelich sind. Überläßt man die Unehelichen Ziehfrauen, so gehen sie für die Landwirtschaft verloren. Wenigstens von dem zweiten Lebensjahr an sollte das uneheliche Kind kein Hindernis mehr für die Mutter zum Dienen bei Bauern sein.

Die Kommission verlangt dann Ausgleich der Last der Armenpflege und der Erziehung. Diese Forderung ist wirtschaftlich zweifellos berechtigt. Im großen ganzen hat die Kommission der Lösung der Frage vorgearbeitet. Daß die Beratungsergebnisse noch keine endgültigen sind, haben die Herren selbst gefühlt.

Banditen* / Von Josef Winkler

‚Noch drei Minuten!' Der Kommandant
Des U-Boots stand, die Uhr in flacher Hand.

Gestapelt gewaltige Fracht, Linnen an Leinen, Maste wie Gerüst phantastischen Baus,
Turmhoch schaukelndes Haus,
Matrosen rufen, Kinder weinen, der Kapitän erschießt einen Hund an Bord,
Koffer, Kasten fliegen, die gefüllten Schaluppen rudern rauschend fort.
Kommando! Granate kracht, Planke splittert,
Und das schlanke, blanke Schiff zittert
Übers Meer
In aufknatternder Lohe:
In eine rot flackernd rohe
Furienfackel furchtbar verwandelt, die stinkend brennt.

Dampf blüht auf. Bläht sich höhr,
Weißer Riesenbusch, geplustert im Wind, wogend hin, her, wild-schön,
Und verdunkelt, schwarz, saust, als stieg vom Meer eine Wolkenkuppe zu den andern
Hoch oben, wo sie hell gewölbt im Abend wandern:
Eine drehende, fliegende, finstere Säule zu des Himmels Höhn...
Der Dreimastschoner ‚Flamingo' brennt und brennt.

Da starrten die U-Männer aus ihrem Element
Empor und sahen die flammenden Segel schattend fliegen,
Und selbst die Schiffbrüchigen saßen beschienen in ihren Kähnen herum
Vor dem ungeheuren Schauspiel über der Tiefe . . .
Und es stiegen
Ihre schauenden Betrachtungen, Ängste, Ahnung erschütterten sie stumm:
Als da, in diesem armen Segler, ein ganzes Schicksal sank voll lebensmühseliger Hoffnung hinab;
Und sie dachten, wie damals der Reeder in Southampton nach gutem Brauch wohl ein Gastmahl gab,
Mit seinem Weib und vielen Freunden zur Schiffstaufe kam und der

---

* Kapitän Thompson ist nach unsäglichen Bemühungen soeben ausgeliefert worden. Dies Gedicht stammt aus einer demnächst erscheinenden Meeres-Kriegsdichtung: ‚Ozean, des deutschen Volkes Meergesang'.

Deckszimmermann
Den alten Weihspruch sagte: ‚Reise wohl, rausche weit, raste nie —‘
Und spukhaft mit einem Besen kehrte: ‚Bleib rein von Wurm, Ratte, Klabotermann —!‘
Indes mit einem Kranz von Wacholder kletterte der Scheuerjunge zu des gebohnerten Mastes Spitze
Und rief dreimal: ‚Gelobt sei Jesus Christus!‘
und schwenkte die bebänderte Mütze.
Und da tauften sie das Schiff ‚Flamingo‘, weil es so weiß getakelt ging,
Und weil das so schön klang, und die junge Frau hatte es mit träumendem Aug leise gesagt
Und band zum braven Schutzgeist ein Äffchen aus der Kinderstube an den Vordersteven in einen Schaukelring.
Dann kamen schwere Männer und luden polternd Tag und Nacht.
Und als dann der ‚Flamingo‘ fuhr durch die Horizonte, an blauen Bergen her,
Fragte die Frau: ‚William, wo fährt er wohl jetzt auf dem Meer?‘
(Sie war eine Irländerin.) Schlug der Reeder sein Buch auf, rückte die Seekarte in den Lampenschein,
Rechnete mit den Sternen und sagte, langsam, die Shagpfeif kalt im Mund: ‚Morgen trifft er wieder bei den Habichtsinseln ein.‘
‚Bringt er mir auch einen Paradiesvogel mit?‘ ‚Ein Paar Prinzessinnenschuh —‘
Lächelte er und küßte sie: ‚Und einen bunten Mohren dazu!‘
Und bangte noch mehr, daß er den ersten guten Gewinn der Bannfracht verlor
Und tat zur selben Stund ein Gelübde, er würd' eine Votivtafel hängen im St. Giles-Chor
Mit Zins für Witwen: ‚Um die glückhafte Heimkehr des „Flamingo“ aus Südamerika
Mitten im Weltkrieg, gestiftet vom Reeder Jefferson und seiner Frau Mary Elisa.‘

Nun aber starren die U-Männer aus ihrem Element
Empor und sehen die Segel reißen, den Rumpf bersten, den Mast stürzen mit einem Sprung,
Und selbst die Schiffbrüchigen sitzen vor dem wilden Schauspiel in Andacht und Erinnerung —

Der Dreimastschoner ‚Flamingo' brennt und brennt und brennt.
Und in Ballen und tausend Fässern tanzt die Ladung aufs offne Meer hinaus,
Jäh vernichtet des fremden Manns Hoffnung und Haus,
Und wer weiß, ob nicht selber sein Schiff auf die Reise schickte,
Wer da vermummt, verstört aus schwarzem U-Freibeuterboot blickte?
Denn Handel will Wagnis, und jeder hilft um den Sieg,
Und es kann ein rechtlicher Mann sein, wandelnd in Gott, aber Krieg ist Krieg;
Hart, bitter muß der wilde Jäger des Meers ihn verfolgen . . .
der U-Kommandant denkt:
Ich will die Schaluppen im Schlepptau zur Küste geleiten, schwer hängt
Wetter im Ost, es dunkelt schon, die Dünung wächst. —

Da stieg
Ein Dampfer mit wehendem Unionyack!!
U-Boot und Dampfer tauschten Signal:
‚Ich komm aus Kuba, ich bin neutral!'
‚Hie U 41!' ‚Wartet, ich rette alle an Deck!'

Wie eine Bahn
Über dem Meer jagte der Dampfer heran.

Plötzlich bei wallendem Sternenbanner schoß
Der Bandit mit Kanonen; brüllender Krach,
Meer und brennendes Schiff rollten im Echo siebenfach,
Der U-Männer Schrei scholl über den Tiefen,
Die Schiffbrüchigen in den Schaluppen jauchzten und riefen,
Und der Dampfer rammte auf das sinkende U-Boot los,
Hinweisend stand vorn auf der Back ein Mann:
‚Grad aus! — grad aus! — da sind sie! hart an!'
Stahl splittert wie Glas, bohrend durchpreßt —
Gott aber hielt zwei in Armen fest.
Während mit Hallo-Gelächter wie zum Sport
Aus den Schaluppen sie seilten die Briten an Bord, —
Schwammen jene im Kreis wie irr,
Ein Steuermann und ein Offizier.
Als die in den Wogen lagen, wer weiß wie lang,
Und der eine den andern im Tod umschlang
Und sie noch einmal ‚Hilfe!' riefen vor dem Untergang,

Da kehrte der Schreckliche zögernd um
Und nahm auch sie, finster, stumm.

Der Steuermann taumelte, von Blut überflossen,
Dem Leutnant hingen Aug und Kiefer zerschossen;
Triefend, im Leib die Eisensplitter,
Flogen beide in einen Käfig, hinter Gitter.
Frierend, mit offnen Wunden im offnen Deckverschlag,
Lagen sie einen Tag, eine Nacht, noch einen Tag.
Wie Gesindel von Whitechapel, mit Grimassen voll Haß,
Gafften die Matrosen und spien ins Gelaß,
Und einer rechnete wie ein Skalpjäger: ‚Fünf Pfund
Sterling pro Kopf — siebzehn gingen zu Grund —'
Und einer hielt Stückchen Zucker zwischen schmierig gölten
Fingern: ‚Friß — kusch! kusch!', drauf alle wieherten, gröhlten:
‚See, the conquering hero comes — —!'

Wie war es doch? War ich nicht jüngst in London? Wir kamen von der Themsejacht des jungen Lords am späten
Abend heim und hatten nach dem Theater gemeinsam im Klub gespeist —
(Grübelte der Leutnant) — die Männer ernst, Gentleman, die Frauen schön, voll Geist,
Spielten Whist, tranken alten Porter und sprachen von Birma, Lady Brasseys Altertümern und Kuriositäten —
Ganz merry old England, behaglich, am Kamin,
Der Hausherr geigte, ich seh noch, wie die rötliche Lampe auf seine Hände schien,
Während draußen die mythisch große Stadt wogte voll wolkengrauen Palastfronten und Türmen, Hoch-Tiefbahnen, Dampfbooten, Menschenscharen,
Starr — endlos Weltsquares mit Banken, Hospitälern, Teehäusern, Austerläden, Kirchen, Konsulaten, Bibliotheken und Bazaren,
Städte um Städte gelagert, wieder voll Brücken, Halls, Abtein, Akademien, Höfen, Postämtern, Gesandtschaften und Museen,
Bis ländlich und lustig dir entgegenschwillt der Korso auf den grünen Hydeparkalleen,
Ankommend auf der Südseite Equipagen mit den feurigen Pferden, den gepuderten Kutschern, Dirnen, Herzoginnen, lächelnd, Blumenpuppen,

Rückflutend, auf der Nordseite Reiter, Reiterinnen und hinten zwischen den Fontänen, Riesenstandbildern, Rasen und Baumgruppen
Die Spaziergänger, Geschichtenerzähler und Zuschauer — müßige — auf leichten Stühlen,
Tiefer, um herbstbunte Boskette, kleine Girls und Misses, die Tennis und Cricket spielen,
Ein seidenes Baby fährt unbekümmert schlummernd im gelben Bambuswägelchen mit einem zahmen Strauß davor,
Aber die schwankend stockwerkhohen Omnibusse biegen auf glattem Asphalt wieder an allen Fenstern und Erkern hervor,
Lichtreklamegirlanden springen auf, Bäume blühn elektrisch, Abendröten schleiern Prunkterrassen, Weltkultur, Macht, Luxus, Zaubergeräusche in traumverwirbelndem Chor,
Manchmal um den goldenen Bronzeleib, um den Kensingtonpalast ins Geschwirr des Gedüfts, Gewirrs
Verhallt dann ein ganz leis dumpfer Ton von den Mammutdampfern draußen an den Docks und Piers,
Und all deine Inbrünste jauchzen, deine Wangen fiebern, irrst du und schaust und saugst, und es flutet umher
Chaotischer, sinnvoll, sinnlos-wunderbar, immer mehr, immer mehr,
Bis du klopfenden Herzens, lebensbenommen, weltdurchströmt in der Westminsterabtei dich verlierst an Gemälden, ewigen Festen, Aufgang und Tod,
In Shakespeares Genius, in Miltons Gedächtnis, in Gott — —

Ist dies alles hin? Lebt noch London? Die schöne, fabelhafte Stadt wird mit Bomben furchtbar verheert?
Und hier lauter Schurken auf dem Schiff, mit denen ich gespeist, geliebt, triumphiert, die mich jetzt wie ein Tier in den Käfig gesperrt?
Dämonisch dunkler Massenwahnsinn, Völkerräude, Seelenpest stieg
Ans Herz der Menschheit, blind, zerfleischend? — So schrecklich ist Krieg?
Und bittere Tränen liefen ihm herab, er ballte in Ohnmacht erschüttert die frostweh blutige Hand. . . . .
Der Leutnant lag hinter den Latten und verlor vor Scham und Wut fast den Verstand. . . . .
Am dritten Tag stieß der Dampfer bei Fallmouth an Land.

Längst fuhren Dampfer voll von Kindern und Kranken und Fraun
Und Krüppeln aus England übers Meer nach Haus,
Längst kamen Züge aus Deutschland heraus
Voll von Kranken und Krüppeln und Kindern und Fraun.
Nur jene zwei verelenden mehr und mehr,
Daß sie stürben ohne Wiederkehr,
Gebrochene Zeugen, zu Schweigen verbannt —
Noch sitzen sie gefangen in Engeland.

Bekenntnisse aus den Schützengräben – drüben und hüben / Von Beda Prilipp



„Lasset uns einander in die Augen sehen! . . . Mein Bruder, siehst du nicht ein Herz wie das deine, dieselben Leiden und dieselben Hoffnungen, den gleichen Egoismus und den gleichen Heldenmut und jenen Hang zum Träumen, der sein Gespinst ständig webt und wieder löst? Siehst du nicht, daß du mein Ich bist?“ — Zu Beginn des Krieges war's, als Romain Rolland in seinem ‚Au-dessus de la Mêlée‘ diesen Appell an die kämpfende Menschheit richtete. Es scheint so lange her. Es schieben sich, auch für uns Daheimgebliebene, so viele Menschenschicksale dazwischen — Menschenleben, so erfüllt von Tat und Leid und raschem Reifen, daß sich die Spanne Zeit zu weiten scheint zu vielen Jahrzehnten. Genug des Erlebens, genug der Erfahrung, um zu erweisen, ob des Dichters Worte prophetische Erkenntnis oder Trug waren. Auch haben seither die Dokumente, die für oder wider Rolland sprechen können, Zeit gefunden, auf gewundenen Wegen die Grenzen, die der Krieg so wachsam behütet, zu überschreiten. Unserer Feinde Kriegsliteratur liegt uns vor, fast so vollzählig wie unsere eigne.

Auch dort hat liebender Eifer die verstreuten Blättchen gesammelt wie bei uns, hat den Siegesdurst des stürmenden Poilu in den in fliegender Eile hingeworfenen Zeilen festgehalten, nachdem der fiebernde Kopf und das heiße Herz längst in kühler Erde zur Ruhe gebettet sind. Die Eindrücke jagen einander, wenn man in diesen Bekenntnissen und Briefen blättert. Die Vielgestalt des Krieges flirrt vorüber. Aber aus der kaleidoskopischen Mannigfaltigkeit hebt sich, mählich deutliche Formen und Züge gewinnend, ein schärfer umrissenes Gebilde empor: gerade in der Unmittelbarkeit dieser Aufzeichnungen wird der Geist der Rasse beredt. Er spricht anders beim Inselvolk wie bei unsern westlichen Nachbarn und wird wieder anders sprechen bei den Völkern des Südens und denen des Ostens, von wo naturgemäß die Quellen spärlicher fließen. Tradition und Klima, Rasseninstinkt und Volkserziehung und viele andere Ursachen, die teils über der Schwelle des Selbstbewußtseins wirken, teils als unerkannt treibende Kräfte im Unbewußten ruhen — sie alle bilden und formen an diesem Geist der Rasse, der über seinen Streitern schwebt.

Tommy Atkins zunächst, der beharrlich Unermüdliche, um dessen Haupt die Sonne südlicher Zonen einen romantischen Nimbus wob, tritt uns in seinen ungelenken und deshalb um so echter wirkenden Briefen — manchmal nur aus dem Zusammenhang gerissenen Zettelchen — in seiner ganzen Urwüchsigkeit entgegen. Der Wahrheit die Ehre — es ist nicht allzuviel Romantik an ihm. Er kennt das Wort nicht und würde den Begriff als unnützen Ballast empfinden. Er geht durch das Grauen dieses Krieges wie durch die Geheimnisse der heiligen Wälder Indiens mit Augen, die nur das Nächstliegende sehen — die Bedürfnisse und Nöte der Stunde.

Seine Philosophie, häufig durchsetzt mit einem etwas prahlerischen Elitebewußtsein, äußert sich ganz charakteristisch in einem Satz, mit dem ein Pionier seinen Heimatsbrief anfängt: ‚Ich tue, was man mich heißt, ohne Kopfzerbrechen und nehme alles hin, wie's kommt. Ich habe in Scheunen, Wollschuppen, Kinematographtheatern, Kasinos, Dockspeichern geschlafen und eine Weile den Sternhimmel zum Deckbett gehabt. Wir hatten Nahkämpfe, sehr wild und erbittert. Ein Kamerad rief: „Ho! Ist es nich doll?" Wir haben gegen Übermacht gestanden, aber unsere Jungens haben fest hineingegriffen. Von unserm „Mob" kriegt der Feind keinen Pardon!'

Der das schreibt, dürfte ein Neuling sein, auf den jedoch das Kraftbewußtsein der Veteranen an seiner Seite, erworben im Kampfe mit ‚minderwertigen' Völkern, abgefärbt hat. Das Einanderkennenlernen von Feind zu Feind hat sich bekanntlich besonders zwischen den Engländern und uns nicht ohne Überraschungen vollzogen. Wir waren nur zu geneigt, die Kampfesfreude und -Tüchtigkeit des ‚Söldnertums' zu unterschätzen, während der Brite der niederen Klassen in seiner naiven Unbekanntschaft mit dem Kontinent mit Verwunderung erst im Deutschen ein intelligentes, denkendes Wesen kennen lernen mußte. Solche Verwunderung klingt nach in Schilderungen, die die überlegte Taktik des Gegners anerkennen: ‚Es hat keinen Zweck zu sagen, die Deutschen wären als Kämpfer nichts wert; ich meine, ihre Artillerie ist sehr gut. Deutsche Flugzeuge waren über uns und machten uns stets ausfindig. Sie arbeiteten gut und gaben den Geschützen das Ziel . . .' oder eine Wertung des Reinmenschlichen im Feinde: ‚Nach Soissons lag ich schwer verwundet auf dem Felde, neben mir ein junger Bursch vom Northamptonshire-Regiment. Ein deutscher Infanterist stand über ihn gebeugt und versuchte, ihm aus seiner Wasserflasche zu trinken zu geben. Der Verwundete fieberte und schrie unaufhörlich: „Mutter, bist du da?" Der Deutsche schien ihn zu verstehen, denn er strich leise über die brennende Stirn und liebkoste den armen Jungen, wie es Frauenhände wohl tun. Er verschied schließlich, und als seine Seele hinüberging, sah ich, wie der Deutsche Tränen zu verbergen suchte.'

Das sind die Grundlagen, auf denen sich manchmal eine seltsame Kameradschaft schließt, so beispielsweise zwischen den hilflosen Kampfunfähigen nach einem Treffen, dessen Entscheidung vielleicht an einem andern Teil des Schlachtfeldes ausgekämpft wird: ‚Nachdem ich getroffen worden war, lag ich stundenlang auf der Erde neben einem Deutschen, der einen schlimmen Säbelhieb über den Kopf und außerdem noch einen Bajonettstich in den Unterleib bekommen hatte. Er wußte, daß seine Zeit um war, aber er war so vergnügt, als ginge es zur Hochzeit und nicht zum Grabe. Am Ende sagte er noch: „Ihr werdet diesmal gewinnen und verdient es auch; aber wir werden niemals vergessen oder vergeben, und eines Tages wird ein neues Deutschland uns rächen . . ."' Noch klingt hier das leise Staunen hinein über des Sterbenden Heiterkeit trotz aller

Schmerzen der dunklen Stunde, über dieses Sich-Selbstvergessen in dem Gedanken an das neue Deutschland, an die kommende Jugend, die um des großen Ganzen willen leben und sterben wird wie er. Und diese bewußte, weit hinaus denkende Vaterlandsliebe, die im deutschen Herzen eng verflochten mit dem Gottesbewußtsein wurzelt, sie eben gibt dem einzelnen Streiter die geistige Überlegenheit gegenüber dem Feinde. Die Glut des begeistert vorgetragenen Angriffs wie das Ausharren im Trommelfeuer werden genährt von einer Kraft, die sich auf die höchsten Lebensziele, nicht auf das persönliche Ehrgefühl des einzelnen bezieht. Das ist schon oft gesagt worden. Blättert man aber in diesen Bekenntnissen aus feindlichen Schützengräben, so wird der Eindruck durch den Gegensatz unauslöschlich. Dem Deutschen schwebt über der prasselnden Hölle der modernen Schlacht im Glorienschein das verklärte Bild der Heimat — eine Stimmung, die ein Gedicht in der Weihnachtsnummer der Liller Kriegszeitung ergreifend wiedergibt:

„Ich weiß nicht, ob es noch so ist — —
— — — — —

Die Sonne lacht auf Heimatauen,
Da schreiten schöne, zarte Frauen,
Und windverwehte, rote Bänder
Verzieren weiße Festgewänder;
Der Frühling faltet weit und breit
Ein hellumsungnes Blütenkleid.

Der Sommer ist voll Rosenblühen,
Voll goldner Ähren und voll Glühen;
Darüber tönt ein frohes Singen:
Die frommen, blonden Kinder bringen
Der Mutter einen Blumenkranz,
Den flochten sie bei Spiel und Tanz.

Wenn dann der Herbst verwaist die Felder,
Und bunt belaubt die stillen Wälder,
Allüberall ein müdes Wehen,
Ein Klang von Sterben und Vergehen,
Dann reichen Freunde sich die Hand
Beim Wein — zur Fahrt ins Jugendland.

Und Winterszeit! In Heimatorten
Ist wieder weiße Weihnacht worden,
Auf tiefverschneite Gassen hallen
Die Glocken: „Fried' den Menschen allen!'
Ein Lied — wir hörten es lange nicht —
Von der heiligen Liebe leuchtendem Licht . . .
— — — — — —

Ich weiß nicht, ob es noch so ist;
Aber ich weiß, daß kein Deutscher sein Deutschland vergißt.‘

Ein Gedicht wie dieses — ein schlichter Kanonier hat es gedichtet — sucht man in den Bekenntnissen der Feinde vergebens. Viel öfter umfängt uns das unmittelbare Grauen der Schlacht, aus dem kein Geistesfittich die Seele emporträgt. Eine Schilderung wie die folgende ist typisch:

‚Tausendmal schlimmer war's als die Hölle! Sechs Tage hintereinander lagen wir in denselben Gräben, fast in Armeslänge vom Feinde. Nur im Schutze der Finsternis konnten wir uns fortschleichen, um einmal einen Trunk Wasser zu bekommen. Es regnete ununterbrochen. Ein Tag wie der andere: Vorstoß bei Morgengrauen und in der Nacht; aber jedesmal wurden wir mit Übermacht zurückgeworfen. Dann kam wieder das alte Kommando: ‚Zurück in die Gräben!‘ Ein Kamerad nach dem andern fiel neben mir. Tag für Tag, in jeder Minute, den ganzen Tag über regneten die deutschen Granaten über uns. Wir konnten sie durch die Luft heranpfeifen hören; dann duckten wir uns tief in unsern Gräben und sagten: „Wieder eine, die uns verfehlt hat!“ Aber die verhängnisvolle kam, ohne daß wir sie hörten. Dreizehn von uns waren beisammen, und nur ein Glückskind entrann. Als sie einschlug, meinte ich, mir würde der Kopf abgerissen. Ich fiel auf die Knie und reckte den einen Arm in die Luft und schrie: „Gott! Ist das der Tod?“ . . .‘

Die unmittelbare, krasse Realität dieser Bilder packt und ergreift — man bewundert die zähe Kraft dieses Ertragens nicht minder, aber wir erzittern nicht bis ins Herz wie dann, wenn unsere Treuen draußen inmitten der Hölle von der Heimat reden. Gerade beim Engländer — nicht ganz so beim Franzosen — drängen sich auch im Affekt des Kampfes noch allerlei dunkle Instinkte ans Licht und treiben ihn zu Handlungen, die er bei klarem Bewußtsein kaum begehen würde. Ich gebe hier ein von einem Sanitäter aus dem Treffen bei Loos erzähltes Beispiel wieder, weil es ein grelles Licht auf die Motive so mancher Gefangenenmißhandlung wirft: ‚Einer unserer Leute brachte einen verwundeten Gefangenen. Er führte ihn beiseite und verband ihn mit großer Sorgfalt. Der Gefangene klagte über Hunger. Der englische Soldat brachte ihm Nahrung und ließ ihn aus der eignen Feldflasche trinken. Der Gefangene gab seine Dankbarkeit kund, fuhr aber im nächsten Augenblick entsetzt zurück, denn des Engländers Gesicht hatte sich fürchterlich verzerrt. „Und die Lusitania?“ sagte er. „Und eure Zeppeline?“ Wie außer sich, wiederholte er die Fragen, während der Gefangene mit hilflos bittendem Blick ganz still saß und nicht wagte, sich zu regen. Da wandte der andere den Kopf weg und erstach den Verwundeten mit dem Bajonett — und es war, als täte er's widerwillig.‘

Dies Hindeuten des Beobachters auf einen Fanatismus, von dem sich der Soldat keine Rechenschaft ablegt, wirft ein klareres Licht auf die wilde Tat gegen den Wehrlosen. Eben jene ungebändigten Triebe wirken sich hier aus, die der Brite bei den primitiven Völkern verachtet und verabscheut, weil

sie sich in todbringender Feindseligkeit gegen sein Herrenmenschentum richten. Dieses aber ist sehr oft ungebändigt und will selbst die Fesseln der eignen Disziplin nicht dulden, oder sie doch nach Möglichkeit lockern. Auch davon finden sich allerlei zum Teil recht drollige Beispiele, die sich häufen, je höher der Rang der Beteiligten ist. Unter den Offizieren scheinen offener Widerspruch gegen einen erteilten Befehl sehr häufig und hartnäckige Diskussionen über das Für und Wider an der Tagesordnung zu sein.

Im Gegensatz hierzu steht die militärische Organisation des Franzosen der unsern sehr nahe; er kennt und schätzt den Segen der pflichtbewußten Unterordnung, der freiwilligen Hingabe an eine übernommene Aufgabe auch dann, wenn ihre Beziehung auf das Ganze nicht sogleich zu übersehen ist. Auch das Hinüberdenken an Heim und Familie nähert sich etwas unserm eignen Empfinden, so jedoch, daß das unpersönliche, als gemeinsames köstliches Besitztum aller Kämpfer gefühlte Ideal der Heimat zurücktritt hinter dem ganz persönlichen Zusammenhang eines Mannes mit seinem Heim, seinem Weib und Kindern oder seinen Eltern. Wollten wir eitel sein, so könnten wir sagen: es fehlt dem persönlichen Empfinden die verklärende Erkenntnis, die all jene Daheimgebliebenen zusammenfassen kann in einem großen, ebenso leidenschaftlichen wie innigen Gefühl. Jedoch ist's wohl das heißere Blut des Südens, das dem Heimatsgefühl des Franzosen diese individuell betonte Färbung gibt.

Eine schmeichlerische Galanterie für die Frauen daheim klingt häufig an in diesen Briefen, so, wenn ein Korporal in einem Dankbrief, der an einen strümpfestrickenden Backfisch gerichtet ist, nach manchen bochefresserischen Rodomontaden am Schluß schreibt: ‚Da ich Ihnen mit einem bescheidenen Veilchen eine Freude zu machen hoffte, habe ich mich auf die Suche begeben, um neue Blumen herbeizuschaffen. Im Schutz einer Hütte entdeckte ich ein kleines Fleckchen und habe die Pflanzen herausgenommen und an einen besser geschützten Ort gebracht. Den besuche ich heimlich jeden Tag und will, nun ich meinen Brief beendet habe, pflücken gehen. Diesmal werden die Veilchen wohl ein wenig nach Pulver riechen, denn gestern sind zwei Granaten kaum einen Meter von meinem Garten eingeschlagen, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten. Aber das gibt ihnen Wert, diesen kleinen Blumen, daß sie ein Bombardement siegreich überstanden haben. . . .‘

Man fühlt, wie sich der heitere Sohn des Südens durch dies graziöse Spiel hinüberrettet aus dem furchtbaren Ernst zur leichtherzigen Jugend, die diesen Ernst nicht erfassen kann. Solche Briefe sind sehr zahlreich; sie atmen eine naive Aufrichtigkeit des Gefühls, wiewohl sie oft mehr zärtlich als innig sind, und versuchen stets, der kommenden Generation das große Weltereignis in ihrem Sinne nahezurücken. So schreibt ein französischer Reserveoffizier an sein fünfjähriges Töchterchen:

‚Ich schreibe Dir aus einer kleinen Hütte auf einem Berge. Von diesem Berge kann man die ganze Schlacht sehen: kleine Wolken — das sind

Kanonen, die bumbum machen! Und dann hört man: tack! tack! — tack! Das sind die Gewehre. Welche Musik! Man kann nicht „Spatzen im Weinberge" danach tanzen! — Gestern bin ich einem kleinen Mädchen in Deinem Alter begegnet, 4½ Jahre war sie alt. Und sie hatte einen sehr hübschen Namen. Willst du raten? Aber Du rätst ihn doch nicht. Sie hieß „Espérance". Das ist sehr schön, weißt Du, denn wenn man hofft, so hilft es zum Leben. Hoffen, siehst Du, das heißt an die guten Dinge glauben, die da kommen können, z. B., daß der liebe Papa eines Tages wieder nach Hause kommt und nicht zu häßlich und nicht zu alt geworden ist. Es heißt, glauben, daß Perle immer ein gutes Kind sein wird; es heißt, glauben, daß Deine Mama nicht krank werden und lange bei Dir bleiben und Dich pflegen wird. — Gestern ist der liebe Papa fortgeritten auf dem Pferde Pernod; das war sehr müde und kann nicht zu schnell laufen. Er mußte Briefe fortbringen, in denen den Soldaten gesagt wurde: „Stellt euch dort auf! Und ihr hier!" Es ist nicht sehr bequem, spazieren zu reiten, wenn überall Wölkchen von Kanonen sind und immer diese häßliche Musik! Aber es ist ganz gut abgelaufen; und nachher hat sich der liebe Papa in der Hütte ausgeruht, wo er noch jetzt ist. Die Sonne, die gute Sonne, die Du so lieb hast, guckt eben mit einem ganz runden Gesicht über den Hügel. Wir haben sie lange nicht gesehen, deshalb freuen wir uns sehr. Hoffentlich bleibt sie eine Weile bei uns. Siehst Du, meine liebe Perle, dieser Krieg ist sehr traurig, aber er mußte sein. Sonst wäre auf Papas Karten Frankreich nicht mehr zu sehen, sondern nur noch ein erbärmliches kleines Fleckchen, ganz zerfetzt obendrein! Und das war nicht möglich. Perle, die eine gute, kleine Französin ist, wird eines Tages aus Papas Atlas Geographie lernen; und dann muß ein schöneres und größeres Frankreich da sein. Dafür müht sich der Papa und alle seine Kameraden. Später wirst Du diese Dinge besser verstehen. Inzwischen bete für Deinen guten Vater und für Dein teures Frankreich.'

Mit den Vätern wetteifern die Schulmänner, um die Jugend patriotisch zu erziehen. Vom Einfluß der Schule in Elsaß-Lothringen ist oft die Rede gewesen; dieser Krieg nun hat eine ganze Jugendliteratur des Hasses gezeitigt, die die kommende Generation zur Rassenfeindschaft gegen Deutschland erziehen soll. Auch dieses Material entstammt entstellten Berichten aus den Schützengräben, wenngleich die Verfasser den politischen Hetzern nahestehen, zum Teil auch mit ihnen identisch sind. Außerdem aber klingt das Echo dieser Bestrebungen in den Briefen wider, die von den an der Front befindlichen Lehrern an ihre daheimgebliebenen Schüler gerichtet werden. Alle wiederholen in den verschiedensten Tonarten den glühenden Wunsch, daß ‚ein ruhmvolles, größeres Frankreich aus dem schweren Waffengange auferstehen möge' — ein Ehrgeiz, der ihnen nicht Ehrgeiz heißt. Denn sie schreiben andererseits: ‚Verabscheut mit aller Kraft eures kleinen Herzens die Kaiser, die Wilhelme, die aus bloßem Ehrgeiz nicht zaudern, Menschen töten zu lassen; hasset aber nicht die Deutschen, denen

gleich uns vor dem Kriege graut. Lernet auch die Republik lieben, die **nur zur Verteidigung** Krieg führt....'

Dieser Erguß ist noch sanft und mild. Es gibt andere, die sich an der Glut des Hasses berauschen wie an einem narkotischen Gift, und hiervon den jungen Seelen soviel wie möglich mitzuteilen bestrebt sind. Mit Erschauern denkt man der Zeit, wenn diese böse Saat in den kommenden Geschlechtern aufgehen wird.

Psychologisch betrachtet, ist nicht viel Verwunderliches an diesem Hang zur Suggestion; er schlummert tief in der französischen Seele. Nicht stark und männlich genug, das Grauen des Kampfes fest ins Auge zu fassen und mit überlegener Geisteskraft zu überwinden, peitscht sie sich in einen seelischen oder physischen Rausch hinein und sucht mit geblendeten Augen hindurchzukommen. Wir wissen, welche Rolle der Alkohol bei den französischen Sturmangriffen spielt; kaum einen geringeren Anteil hat die Musik, und zwar ganz besonders die Hymne der entfesselten Dämonen — die Marseillaise. Wieder und wieder schildern die Soldaten ihre hinreißende Gewalt, die Ohnmächtige weckt und Todwunde aufrüttelt, noch einmal in den Kampf einzugreifen: ‚Wenn Du in der Zeitung liest, daß wir an diesem oder jenem Punkte ein wenig vorwärts gekommen sind ... weißt Du wohl, was das heißt? Daß sich auf jenen engen Raum die ganze Tapferkeit einer Rasse, der ganze Opfermut eines Volks, die ganze sittliche Schönheit einer Nation zusammengedrängt hat. Es heißt, daß vor dem Angriff auf die feindlichen Gräben unsere Leute vier bis fünf Stunden im höllischen Feuer gelegen haben; es heißt, daß sie unter den Maschinengewehren mit aufgepflanztem Bajonett ausgeschwärmt sind, daß sie in grauenhaftem Handgemenge ihren Atem, ihr Blut mit dem Tode vermischt haben. Es heißt insbesondere, daß sich über dem endlich eroberten Graben übermenschlich, furchtbar der Gesang der **Marseillaise** zu den Sternen aufschwang.... Ah! Beklagt uns nicht, beneidet uns vielmehr, wir retten ja Frankreich. Wir bewahren Euch Euer Vaterland.'

Dem Rausch der gloire, dem Franzosen so teuer, gesellt sich in der Wut des Kampfes sehr oft der Blutrausch; noch im Nachhall der Heimatbriefe erscheint er in einer Ausdehnung, die dem gezügelten Intellekt abstoßend und furchtbar dünken muß. Ich glaube nicht, daß dem deutschen Soldaten dergleichen fremd ist; der Krieg der Maschinen, der das Äußerste am Ertragen fordert, wird der Entladung der lange unterdrückten Kampfeswut doppelte Gewalt geben. Aber ich habe selten gefunden, daß der Deutsche gern jener Augenblicke tobender Leidenschaft gedenkt, geschweige denn ihrer sich rühmt, wie es der Franzose oft tut. Er redet vom Bajonett als der liebsten Waffe, und ganz junge Bürschchen, die, sobald es Mann gegen Mann geht, kaum ernst zu nehmende Gegner sein können, berauschen sich am Vorgefühl der Wonne, ihren Säbel in den Rücken des Feindes zu hauen. Die Vermutung steigt auf, daß jene, die mit glühenden Worten sich solche Situationen ausmalen, wahrscheinlich nicht die Tapfersten im Gefecht sind,

aber man darf doch berechtigte Schlüsse auf das Fühlen des Volkes ziehen, wenn solche Auslassungen in häufiger Wiederholung veröffentlicht werden.

Noch ein Wort über das religiöse Empfinden bei Engländern und Franzosen. Es hüllt sich bei jenen gern in das Gewand einer nebelhaften Mystik, die Interventionen bewaffneter Geister, unsichtbare Schutzmauern gegen feindliche Übermacht beobachtet haben will; es versteht sich von selbst, daß diese Engel stets auf britischer Seite kämpfen. Demgegenüber ist der Franzose zwar abergläubisch, geneigt, an Amulette und Prophezeiungen zu glauben, aber dieser Aberglauben steht abseits von seiner Religion, die sich, wo sie einmal vorhanden oder auch erst durch die Not des Krieges geweckt worden ist, meist als aufrichtiges und inniges Empfinden äußert. Weite Kreise werden indessen kaum davon berührt. Gerade auf diesem Gebiete finden sich nicht allzu große Unterschiede zwischen dem deutschen Soldaten und seinen Feinden; die heilige Lehre, die seit anderthalb Jahrtausenden über Europa herrschte, bewährt ihre Ewigkeitskraft jenseits aller Nationalität und Rasse. Sie bewährt sie besonders in dem Sinne, daß sie im Einzelnen den Geist des Opfers stärkt und stählt und den rein tierischen Selbsterhaltungstrieb, der, voll entfesselt, die Schrecknisse dieses Krieges zur Unerträglichkeit mehren würde, in Schranken hält. Züge der Aufopferung des einen für den andern, Hingabe des eigenen Lebens, um die Kameraden vor drohender Gefahr zu warnen, finden sich in großer Zahl auf allen Fronten. Deshalb werden sie hier im einzelnen nicht aufgeführt. Aber sie ziehen sich durch die Linien der Kämpfenden gleich einem leuchtenden Bande, an das sich die Hoffnung der Menschheit knüpft — die Hoffnung auf eine Auferstehung der todwunden Völker aus Blut und Flammen unter dem Siegeszeichen jener Kraft, zu der opfernde Liebe die Herzen reifen ließ.

Über osteuropäische Literaturen

Von Friedrich Märker



Die Entwicklung der osteuropäischen Literaturen ist ein Kampf zwischen dem asiatischen, höhenlosen Massengeist und der individualistischen Kultur Westeuropas. Zwar hielten die Waffen Asiens die Südslawen* durch Jahrhunderte in äußeren Banden, doch innerlich gewann der europäische Geist stets breiteren Boden. Und nach Jahrhunderten des Kampfes brachte das 19. Jahrhundert Europa den Sieg. Und dieser Sieg wurde, ein Beweis für die Macht der Dichtung, im wesentlichen durch literarische Einflüsse errungen. Die Kultur Asiens vermochte dem aufstrebenden Geiste der Slawen keine Nahrung zu bieten, der Slawe mußte, sobald er aus dem Kindesalter instinktiven Lebens erwachte, nach dem Westen sehen, und so wurde er Schüler der Germanen und Romanen, er nahm auf, was der Westen geschaffen, und heute steht zu erwarten, daß er aus der Zeit des Mitgehens zu eigenem Schaffen gelange, es stehen die Früchte zu erwarten.

Die Betrachtung der osteuropäischen Literaturen zerfällt somit in zwei Hauptabschnitte: die Darstellung der unter asiatischem Einfluß stehenden Volkspoesie und des Kampfes zwischen Abendland und Morgenland in der Kunstdichtung.

Die Volkspoesie ist Ausdruck der Wesenheit, des ursprünglichen, des angeborenen Charakters. Ihre Betrachtung wird uns also die Grundzüge des osteuropäischen Wesens zeigen und damit die Unterlage bieten, die Entwicklungen und Abwandlungen in der Kunstdichtung zu verstehen.

Ein Hauptzug der osteuropäischen Volksdichtung ist die Gleichgültigkeit gegen das wirkliche Geschehen, die anders geartet ist als die jeder Volksdichtung mehr oder minder eigene Anlage zur tatsächlichkeitsfernen Freiheit. Die osteuropäischen Literaturen sind im tiefsten antinaturalistisch, sie stehen selten auf festem Boden, sie sind denkbar unhistorisch. So scheut sich die Dichtung vor klaren, festliegenden Ereignissen, sie macht selbst die Geschichte jüngster Zeiten zur Sage und bemächtigt sich des so entwurzelten, verschleierten und ferngerückten Stoffes. Friedrich der Große z. B. erscheint in russischen Heldenliedern als ein Zauberer, ja der russische Feldzug Napoleons, selbst die allerjüngsten Ereignisse, wie der

* Es handelt sich hier um die kleineren östlichen Literaturen, vor allem die serbische, bulgarische, rumänische und griechische. Die polnische, tschechische und ungarische Literatur wird einbezogen, die russische kaum gestreift. — Zugrunde liegt diesem Aufsatze das empfehlenswerte Werk Dr. Karl Dieterichs: Die osteuropäischen Literaturen. Tübingen 1911. Brosch. M. 4.—. Und zwar ist der 2. Abschnitt dieses Aufsatzes (Die Kunstliteratur) als ein Bericht über das angeführte Buch anzusehen. Der erste Teil jedoch macht in jeder Hinsicht Anspruch auf Selbständigkeit.

Krimkrieg (1854) und die Schlacht bei Plewna (1878), werden in sagenhafte Hüllen gekleidet. Doch fällt diese Gleichgültigkeit gegen das wirkliche Geschehen nicht mit der Wirklichkeitsferne der Romantik zusammen, sie paart sich vielmehr mit einem starken Sinn für Realismus, für die Wirklichkeit.

Das heißt, das unhistorische Geschehen wird nicht nach Art der Romantiker in allgemeingültigen Zügen, sondern mit scheinbarer Wirklichkeitstreue erzählt. Diese Art ist schließlich ein Wesenszug aller Volkspoesie, besonders des Volksmärchens, das Unwirkliches wie Wirkliches, Alltägliches erzählt. Alle Volkspoesie kennt das Wunderbare nur in beschränktem Maße, das Wunder ist ihr lediglich etwas Unbekanntes, das über den Erfahrungskreis hinausgeht, aber als durchaus möglich angesehen ist. Dadurch unterscheidet sich das Unwirkliche in der Volkspoesie von der Romantik, denn der romantische Dichter kennt die Grenzen des Möglichen und betrügt sich in wunderbare Möglichkeiten hinein. Das Wunderbare des Romantikers ist in eine zweite mystische Welt verlegt, während die Volkspoesie, das Märchen besonders, ganz auf dieser Erde bleibt und ihre Gesetze unwissenschaftlich verneint. Was nun die osteuropäischen Literaturen von dem allgemeinen Wesen der Volkspoesie unterscheidet, ist die Stärke, mit der sich einerseits das Unmystische, andererseits das Realistische ausdrückt, die Stärke, mit der die Gleichgültigkeit gegen das wirkliche Geschehen zum Vorschein kommt. Die deutsche Volkspoesie ist weitaus historischer. Dieses Mehr gegenüber dem allgemeinen Wesen der Volkspoesie ging als ein Hauptzug auch in die Kunstdichtung über, so daß sich sagen läßt: alle Dichtung der Osteuropäer ist ihrem Wesen nach gegenwärtig und doch sagenhaft, und ohne festen Boden. Sie ist sowohl unmystisch und unmetaphysisch, wie antinaturalistisch, sie ist Entkleidung des Wirklichen zum Unwirklichen durch Aufhebung aller Erfahrungssätze, alles Zufälligen. Sie ist Abneigung gegen alles Unlebendig-Äußerliche, ist Gefühl für das Sinnliche und Sinnfällige, für das Lebensvolle in den Geschehnissen, ist reine Herausschälung des Sympathischen. Sie ist Abstraktion: durch Weglassung alles Unwesentlichen, nicht durch Erhebung in eine zufallsfreie, metaphysische Welt. Sie steht hier im starken Gegensatz zur germanischen Dichtung, die zur mystischen und metaphysischen Abstraktion neigt. Sie kennt wie die Musik keine Historie, keine Zahlen, keinen Boden, und ist doch ganz auf dieser Erde ruhend wie die Plastik.

So entspricht es dieser Art von Wirklichkeitsferne, daß die Volksdichtung keine wahrhaft religiösen, keine mystischen Gefühle kennt. Das Irdische: Sinnlichkeit, Liebe, körperliche Vorzüge, Muskelstärke, Familien- und Naturgefühl sind ihre Hauptinhalte. Doch nirgends ist ein Gefühl für die Begriffe Ewigkeit, Gott, Seele und Himmel zu finden. Die Gefühle der Slawen wie der Griechen reichen nicht hinaus über den Tod, der ihnen nichts ist als der Abschluß des Lebens. In den Totenklagen ist er als eine letzte Reise angesehen, für die der Tote wohlausgerüstet

werden muß mit Waffen, Tabak und Pfeife.* Das Grab ist eine letzte Wohnung. Die Slawen zeigen sich hier stärker vom Orient beeinflußt als die Griechen, denn in den slawischen Totenklagen ist eine verhältnismäßig größere Ergebenheit ins Unvermeidliche, während die Griechen sich mit aller Macht auflehnen und den Tod oft mit einem starken Zynismus betrachten, der sich wild der Lebensfreude zuwendet, um möglichst viel vor dem Tode, dem Endiger aller Lust, zu genießen. Als Beispiel dieses Zynismus stehen hier einige Zeilen aus einem griechischen Volksliede:

Genießet Bursch und Mägdlein hold,
Dem Tag folgt nächt'ger Schauer,
Und Charos zählt ohn' Unterlaß
All unsrer Tage Dauer.
Erde rollt, drum tretet munter,
Die dereinst uns schlingt hinunter

— — — — — —

Gebt's ihr tüchtig, soll's uns büßen,
Gebt ihr eins mit euren Füßen!**

Als Ausdruck dieser starken Lebensfreude und der Unfähigkeit, den Tod anders denn als das schlimmste Unglück zu betrachten, sind ferner die zahlreichen Volkslieder anzusehen, die von einem Kampfe mit dem Totengotte Charos berichten.***

Der Tod ist den Griechen ein mißwollender, hartherziger und grausamer Gott, der Aufenthaltsort der Toten ist ein freud- und hoffnungsloser. Die Toten denken, im Gegensatz zu den Dichtungen der Slawen, stets an das Leben zurück. Sie bitten, ein Fenster in das Grab zu bauen, damit sie nach dem Leben ausschauen können:

Dort unten in dem Tartaros, dort in dem Totenreiche,
Dort weint der holden Mädchen Schar, dort weinen wackre Burschen —
Was wollen ihre Klagen denn, was wollen ihre Tränen?
‚Steht denn der hohe Himmel noch, steht noch die Welt dort oben?
Stehn noch die Kirchen unversehrt mit ihren goldenen Bildern?
Stehn auch die Webestühle noch, daran die Frauen weben?' (Lübke.)

Als Beleg für die slawische Lebensfreude sei das serbische Volkslied ‚Tod des Königsohns Marko' angeführt. Nachdem der Held 300 Jahre gelebt hat, kann er sich noch nicht in den Tod schicken; er klagt weinend:

---

* W. Gerhard, Serbische Volkslieder und Heldenmärchen. Leipzig 1828. ‚Totengesang an der Bahre eines gefallenen Hajduken.'

** Lübke, Griechische Volkslieder. Berlin 1896.

*** Einige Beispiele hiefür finden sich unter den ‚Neugriechischen Gedichten' von Meyers Volksbücherei.

Falsche Welt! du meine schöne Blume!
Schön warst du, o kurzes Pilgerleben,
Kurzes, nur dreihundertjährig Leben!*

In dieser unbegrenzten Lebensfreude finden wir die Stärke des Lebensgefühles wieder, das die Griechen zu unerreichten Bildhauern machte. Ferner ist hierin ein starker Gegensatz zu der germanischen Welt zu sehen, die bei aller Lebensliebe doch stets die heroische Lust kannte, das Leben hinzuwerfen. Die osteuropäische Todesvorstellung nähert sich vielmehr dem Orient. So findet man in neugriechischen Liedern das Totenreich als einen Garten vorgestellt, den der Todesgott Charos mit Kinder-, Jünglings- und Jungfrauenleibern bepflanzt. Von einem ähnlichen Garten wird in dem indischen Epos ‚Mahâbhârata' erzählt, und in bulgarischen und kleinrussischen Volksliedern und -Märchen** findet man das gleiche Motiv auf Burg- und Brückenbauten übertragen.

Gemeinsam ist dem Orient und Osteuropa ferner die Vorstellung des Todes als einer Vermählung oder Verschwägerung: ‚Die Verwesung heiße ich meinen Vater, die Würmer meine Mutter und meine Schwester' (Buch Hiob 13, 14).

Ein weiteres Gemeinsames findet sich in dem fatalistischen Schicksalsglauben der osteuropäischen Volkspoesie, der, ein Erbstück des Orients, die Stelle des im Grunde optimistischen Christentums vertritt. Die Slawen und Griechen waren nicht fähig, eine mystische oder metaphysische zweite Welt zu organisieren, so wirkten die unerklärbaren Erscheinungen auf sie niederdrückend. Sie standen ratlos davor und wußten nichts, als sich unbedingt zu ergeben — wie sie sich später einwühlten und, an der Erkenntnis verzweifelnd, zur Mystik wandten —. Sie schufen sich den fatalistischen Schicksalsglauben: ‚das gute' und ‚das böse' Schicksal. Diese beiden Begriffe sind die einzigen, erlebten, übersinnlichen Vorstellungen des Osteuropäers, die nicht nur als organische oder belebte Natur anzusehen sind.

Die übrigen ‚metaphysischen' Vorstellungen dieser Völker sind nichts anderes als belebte Naturerscheinungen. Sie nehmen also eine sehr unentwickelte Stufe ein und sind mit den westlichen Vorstellungen von mystischen und metaphysischen Dingen nicht zu vergleichen. So wird in einer bulgarischen, vorchristlichen Volksdichtung*** die Sonne zu einem Gotte, dem Sonnenjüngling, der eine Menschenjungfrau zur Geliebten nimmt. Er ist durchaus menschlich, ohne alle ‚Göttlichkeit' dargestellt. Seine Schwester ist der Mond. Über beiden gibt es einen Obergott, über den weiter nichts gesagt ist. Dieser Sonnengott kann vielleicht mit den griechischen Göttern, jedoch nicht mit dem germanischen Wodan verglichen werden. Der slawische Gott

* Taloj, Volkslieder der Serben. Leipzig 1835.

** ‚Märchen aus dem Balkan', Verlag Eugen Diederichs, Jena. Kart. M. 3.—.

*** G. Rosen, Bulgarische Volksdichtungen. Leipzig 1879. ‚Des Sonnengottes Ehe mit dem Mägdlein Wylkana.'

ist nichts als eine personifizierte Naturerscheinung; Wodan ist Teil einer Weltanschauung, ist Teil des germanischen Weltgefühls, das die Welt als ewigen Kampf zum Lichte ansieht.

Dieser menschliche Sonnengott des bulgarischen Liedes kehrt in dem russischen Märchen: ‚Der Bauer und die goldene Sonne'* wieder.

Die eigentliche übernatürliche Gestalt der osteuropäischen Volksdichtung ist jedoch die Wila. Sie ist vielleicht höher zu werten als der Sonnengott, denn während dieser als phantasievoll gedachte Ursache einer unbekannten Erscheinung zu bezeichnen ist, scheint die Wila aus einer Stimmung, einem Naturgefühl geschaffen zu sein. Sie ist wohl ähnlich Wodan, dem wütenden Jäger, aus der Öde des Gebirges, aus dem Pfuhl des Grauens bei nächtlichem Sturm hervorgegangen. Doch während die germanische Gestalt sich zu einem Gotte, zum Teil einer Weltanschauung, zum Ausdruck eines Weltgefühls entwickelt hat, bleibt die Wila ein sozusagen irdisches Wesen, das lediglich mit höheren Kräften ausgestattet ist. Überhaupt scheint das slawische Naturgefühl das germanische Weltgefühl zu vertreten, denn das Naturgefühl ist eine Quelle und Vorstufe des Weltgefühls, wie die Naturgötter Vorstufen der Metaphysik sind, ohne daß jedoch das Naturgefühl von vorneherein die Keime des Weltgefühls in sich trüge. Es bedarf vielmehr des Hinzutritts neuer Seelenkräfte. So bleibt die Wila durchaus Symbol einer Naturstimmung, wie in folgenden Zeilen, wo das Aufspritzen der Meereswellen im Sturme personifiziert ist:

Die Schwester ruft der Meerfee zu:
‚Unholdin, du Meerfee, gib mir frei den Bruder,
Den du neun der Jahre liebend hältst gefangen!'
Wilde Wut erfaßte da die Fee der Öde,
Himmelhoch erhob sie in die Luft den Jüngling
Und riß ihn in Stücke, lauter kleine Stücke,
Dieser Stücke größtes, wie's die Ameis forträgt.**

Bei diesem Fehlen der eigentlich übersinnlichen Gefühle bleiben die Gegenstände der Volksdichtung in der Hauptsache auf den Kreis des wirklichen Lebens beschränkt.

Und da steht dem Slawen der Begriff der Familie obenan: Die Familie ist die Grundlage alles kulturellen und politischen Lebens; doch ist ihre Bedeutung bei den Slawen eine unvergleichlich größere als bei den Germanen oder Romanen. Es ist in dem geographischen Charakter des Landes, den Steppen und Gebirgen gelegen, daß sich kleine Gemeinschaften zusammen- und abschließen und ihre Interessen gegen die Nachbarschaft,

* Russische Volksmärchen. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1914. Kart. M. 3.—.

** Rosen, Bulgarische Volksdichtungen. Nr. 4.

gegen eine staatliche Herrschaft verfechten. Zusammen mit der von Anfang starken Freiheitsliebe der Slawen konnte nur schwer ein allgemeines Gebilde, eine Staatsmacht entstehen, die Recht ausüben, Vergehen sühnen und Pflichten auferlegen konnte. So nahmen die kleinen Gemeinschaften, die Familien, eine Art selbstherrlicher Stellung ein. Sie wachten über die Rechte und Pflichten ihrer Zugehörigen. Es galt der Grundsatz unbedingter Hingabe des einzelnen für die Gemeinschaft. Das natürliche Interesse der Familie war eine möglichst große Mitgliederzahl. Eine eigenartige Erscheinung dieses Strebens nach Familienmacht zeigt sich in der Sitte des Bundesbruders, d. h. eines Freundes, der in die Rechte und Pflichten eines Bruders tritt. Weiter ist hier das beliebte Motiv der Volkslieder, der Wunsch des Mädchens, daß ihr Geliebter viele Brüder habe, anzuführen.*

Unter den Familiengefühlen wiederum ist die Mutterliebe am stärksten ausgebildet. Die Schwesterliebe steht weit hinter der Mutterliebe. Eine tiefere Bedeutung gewinnt das Verhältnis des Bruders zur Schwester eigentlich nur, wo es sich um ihre Ehre handelt. Das Mädchen, das sich verführen läßt, verletzt die Familienehre und büßt mit dem Tode durch den eigenen Bruder. Daraus erklärt sich die große Anhänglichkeit der Schwester an den Bruder, die bei den Serben und Griechen fast immer die Gattenliebe übertrifft.

Die Liebe der Brüder ist dem Osteuropäer heilige Pflicht, denn auf ihr beruht die Macht der Familie. Wer seinen Bruder verloren hat, wird mit einem Falken verglichen, dem der rechte Flügel brach.**

Ein starker Gegensatz zum Westen findet sich in dem Verhältnis der osteuropäischen Gatten. Da die Ehen meist nicht auf freier Wahl beruhen, sondern auf dem Zwange, den die Eltern auf ihre Töchter ausüben, ist die Gattenliebe selten sehr groß. Dazu kommt die größere, sinnliche Leidenschaft, so daß der Treubruch viel näher liegt als im Westen. Der romantische, germanische Frauenkultus war dem Osteuropäer stets ferne. Seine Stellung zur Frau beruht auf rein-sinnlichen Grundlagen. Es kommt hier wieder der Gegensatz des übersinnlichen Westens und des irdischen Osteuropas zum Ausdruck. Die poetische Darstellung der Gattenliebe ist daher selten. Die Dichtung beschränkt sich hinsichtlich der Beziehungen der Geschlechter auf das Liebesverhältnis. Die Liebes- oder Frauenlieder gehören zu den schönsten Blüten slawischer Dichtung. Es lebt in ihnen eine zarte jungfräuliche Schönheit, die bei aller gesunden Sinnlichkeit in der

* Z. B. ‚Die keinen Schwager hat' in den ‚Gesängen der Serben' von Siegfried Kapper. Leipzig 1852. Diese gut übersetzte Sammlung gibt ein vielseitiges Bild der serbischen Volkspoesie.

** ‚Erbschaftsteilung' in dem kleinen Band ‚Serbische Volkslieder' des Insel-Verlags. Hier sind leider die ‚Frauenlieder' unberücksichtigt gelassen. Sonst ist der Band zu empfehlen. Eine größere Sammlung serbischer Volkslieder wird von dem Verlage Eugen Diederichs, Jena, vorbereitet.

Mitte steht zwischen der oft allzu haltlosen, übersinnlichen Liebe des Westens und der schwülen, für den Westeuropäer oft unangenehmen Haremssinnlichkeit des Orients. Ein Beispiel serbischer Liebeslyrik stehe hier:

Stand das Mädchen, stand am Bergesabhang,
Widerschien der Berg von ihrem Antlitz;
Und das Mädchen sprach zu ihrem Antlitz:
‚Wahrlich, Antlitz, o du meine Sorge,
Wenn ich wüßte, du mein weißes Antlitz,
Daß dereinst ein Alter dich wird küssen,
Ging' hinaus ich nach den grünen Bergen,
Pflückte allen Wermut in den Bergen,
Preßte bittres Wasser aus dem Wermut,
Wüsche dich, o Antlitz, mit dem Wasser,
Daß du bitter, wenn dich küßt der Alte!
Wüßt ich aber, du mein weißes Antlitz,
Daß dereinst ein Junger dich wird küssen,
Ging' hinaus ich in den grünen Garten,
Pflückte alle Rosen in dem Garten,
Preßte duftend Wasser aus den Rosen,
Wüsche dich, o Antlitz, mit dem Wasser,
Daß du duftest, wenn dich küßt der Junge!‘ (Kapper.)

Und daneben ein türkisches Volkslied:

Der Bagdad fließt im Innern Bagdads,
Und seine Rosen sind im Glase;
So lieb' auch meinen Buhlen ich
Nur in den Kissen meines Lagers,
Mein Gewehr entlädt sich nicht,
Teure Waren kauft man nicht,
Und in diesen langen Nächten
Schläft man ohne Buhlen nicht.

(Dr. J. Kunos in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.)

Weitere Beispiele zur Vergleichung serbischer und mohammedanischer Liebeslieder enthält die Kappersche Sammlung.*

Neben den Frauenliedern stehen die Heldenlieder. Hier tritt die ungebrochene Kraft des Osteuropäers zutage, die nur möglich ist, wo der Mensch ganz auf der Erde steht, wo das Geistige, Erdenferne, Mystische noch keine Auflösung des Instinktiven bewirkte. So ist der Held bei den Slawen von ungeheurer Körperkraft, ein abgewandelter Herkules. Marko Kraljewitsch, die Hauptgestalt der Heldenlieder, gibt uns die Möglichkeit, das Ideal damaligen Slawentums zu erkennen:** Er lebt 300 Jahre und

* Nachdichtungen türkischer Kunstlieder vom 16. Jahrhundert (Fuzuli) bis zur Gegenwart enthält Hans Bethges Türkisches Liederbuch, Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin.

** Siehe Taloj: Abenteuer des Königssohnes Marko.

klagt, als er scheiden soll, über die Schönheit des Lebens. Seine Taten sind Leistungen übermenschlicher, körperlicher Stärke. Dabei zeigt er einen nicht immer einwandfreien, oft kindlich-ungestümen Charakter. Von einer edlen Hingabe an höhere Ideale, von einem Heldentum der Seele im Sinne der Germanen, bei denen die Kraft der Selbstüberwindung für ein Ideal obenan steht, kann keine Rede sein. Marko ist im Gegenteil seinen Launen hingegeben, man hat seine Wut zu fürchten. Auf der anderen Seite ist er im Urteilen rechtlich, befreit das Land von den Wilen und Drachen und macht sich Selbstvorwürfe wegen eines übrigens äußerst rohen Verrates an der Tochter eines Mohrenkönigs. Kurz, er ist eher den Riesen der germanischen Mythologie, als den Helden zu vergleichen.

Eine Abart der Heldenlieder sind die Haiduckenlieder.* Der Haiducke ist wieder aus dem, durch die Weite der Steppe und die Abgeschiedenheit der Gebirge begünstigten Selbständigkeitstrieb des einzelnen zu verstehen. Er spielt als Rächer und Freiheitskämpfer bei den Südslawen, Rumänen und bei den Griechen (unter der Bezeichnung Klefte) eine bedeutende Rolle. Die Haiduckenlieder nehmen in der Volkspoesie einen breiten Raum ein. Sie ersetzen teilweise unsere Heldendichtungen. — Hier wie bei den Heldenliedern ist wiederum die Gleichgültigkeit gegen das wirkliche Geschehen zu beobachten, insoferne in ihnen historische Ereignisse nur in Hinblick auf einen oft unhistorischen Träger dargestellt werden. Nicht den historischen Helden, sondern den Gestalten der Volksphantasie wird für die großen Taten Verehrung gezollt.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei von dem Naturgefühl des Osteuropäers gesprochen, in dem sich vielleicht der stärkste Gegensatz zu dem heutigen Westeuropa findet. Wie bereits erwähnt wurde, kann in dem osteuropäischen Naturgefühl der Ersatz für das germanische Weltgefühl gesehen werden. Und in dieser Ungebrochenheit des Naturgefühls wiederum liegt die Möglichkeit, die östliche Volkspoesie für den allzu naturfremd gewordenen Westen fruchtbar zu machen. Doch davon später. Zunächst soll die Stärke dieses Naturgefühls dargestellt werden: in den slawischen Volksliedern lebt die erste und eindruckvollste Stufe des Naturgefühls. Der Mensch fühlt sich noch völlig eins mit der Natur, er sieht seine Trauer, seine Freude in sie hinein, er ruft sie auf, an seinen Gefühlen teilzunehmen. Die Natur ist ihm eine unendliche Anzahl von Lebewesen, mit denen er spricht, unterhandelt, von denen er fordert, die er beleidigen kann. Während im Westen die Natur etwas Selbständiges geworden ist, an das sich der Mensch ‚hingibt', erscheint sie in den osteuropäischen Volksliedern als ein Teil des Menschen, als ein Genosse. Mit dieser Naturauffassung verbindet sich, wie bereits aufgezeigt, die primitivste Gottesvorstellung, eine Art primitiven Pantheismus. Einige Beispiele mögen dieses Verhältnis verdeutlichen:

* G. Rosen, Die Balkan-Haiducken. Leipzig 1878.

Trutzt das Mädchen mit der Frühlingssonne:
‚Schöner doch als du bin ich, o Sonne . . .‘
Gott dem Herrn klagt dies die Frühlingssonne:
‚Was, o Gott, beginn ich mit dem Mädchen?‘
Gott, der Herr, der Sonne drauf erwidert:
‚Frühlingssonne, Kind, du mein geliebtes,
Bleib mir heiter, wolle dich nicht grämen!
Arg entgelten soll uns dies die Stolze! . . .‘ (Kapper.)

Noch deutlicher wird die Naturgemeinschaft in folgendem, neugriechischem Distichon:

Muß sterben ich, o Sonne, hüll' dich in Dunkel ein,
Und du, o Mond, verliere den hellen Silberschein. (Lübke.)

Und in einem bulgarischen Haiduckenliede heißt es:

Es jammerte das Waldgebirg, das Waldgebirge samt der Alp,
Und auf dem Berg die Bäume all und auf den Bäumen jedes Blatt,
Die Vöglein auf den Nestern all, und auf dem Boden Gras und Kraut...
(Rosen, Balkanhaiducken.)

Diese Bilder der Anteilnahme der Natur am menschlichen Leben werden unter orientalischem Einfluß zu oft maßlosen Übertreibungen. So wird in dem serbischen Liede ‚Kyriak Milutinowitsch‘ mit Donner und Erdbeben eine Hochzeit angemeldet:

Ist dies Donner? Oder bebt die Erde?
Oder schlägt das Meer der Küste Marmor?
Donner ist's nicht, und nicht bebt die Erde,
Nicht auch schlägt das Meer der Küste Marmor,
Seinen Sohn vermählt Kues Milutin . . . (Kapper.)

Es ging hier der orientalische Phantasieüberschwang, der Felsen brüllen, Wälder schreien, Berge erbeben und die Sonne rasen läßt, in die Form des slawischen und neugriechischen Volksliedes ein. In dieser vorbereitenden Bilderhäufung, die der Wichtigkeit des Erzählten möglichst stark beizukommen sucht, ist eine scheinbare Beziehung zu dem germanischen Dichtungsstil zu sehen, die auf der gemeinsamen Überstärke des Gefühls beruht. Während jedoch der germanische Dichtungsstil hymnisch sich einem Vogel gleich über Berge in die Höhe schraubt, beruht der asiatische auf einer Erweiterung, auf einer Ausdehnung ins Ungemessene der Wüste.

Zusammenfassend ergibt sich aus der Volkspoesie, daß die osteuropäische Dichtung im Verhältnis zum Westen unmystisch, irdisch ist, daß das germanische Weltgefühl von dem östlichen Naturgefühl ersetzt wird. In diesem Naturgefühl finden sich jedoch Ansätze zu einer übersinnlichen Welt, die insofern auf Verwandtschaft mit dem Westen schließen lassen, als die Hauptgestalt des übernatürlichen Empfindens, die W i l a, dem germanischen Hauptgotte W o d a n im Grunde verwandt ist. Einen Beweis, daß die Ver-

wandtschaft besonders in diesem Punkte zu suchen ist, sehe ich darin, daß gerade Byron, dessen Weltgefühl auf der düsteren Einsamkeit beruht und sich mit der mythologischen Vorstellung eines aus der Öde im Sturm daherreitenden Gottes wohl deckt, die entschiedenste Eroberung des Ostens gelang.

Ein anderer Berührungspunkt West- und Osteuropas läßt sich aus der Zerrissenheit Byrons finden, die Verzweiflung an der Erkenntnis ist: das Streben nach Erkenntnis ist ein Wesenszug des germanischen Geistes. Er verkörpert sich in Wodan, der sein eines Auge für einen Weisheitstrunk hingibt. Der slawische Geist nun teilt, nachdem mit der Kunstliteratur die geistigen Bedürfnisse erwacht sind, dieses Streben nach Erkenntnis, ja es ist bei ihm vielleicht noch stärker ausgeprägt. Da dem Slawen jedoch, im Gegensatz zum Germanen, auch heute noch die Fähigkeit zu fehlen scheint, sich frei und selbstherrlich über dieses Leben hinauszuheben, sei es philosophisch, religiös oder ästhetisch, so führte sein Erkenntnisdrang zu der Zerrissenheit und Verzweiflung, mit der Byron sympathisierte.

Es würde eine besondere Aufgabe sein, die engere russische Mystik daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie wahre Mystik, wahrer ursprünglicher Glaube an Überirdisches, Ewiges, inwieweit sie einerseits nur letzte Flucht der Verzweiflung an dem Irdischen und an dem unmystischen Erkenntnisdrange, andererseits dumpfe, tierische Angst und Unterwürfigkeit, d. h. ein Mystizismus im Sinne folgender Worte Dostojewskis ist: ‚O vollkommen verstand er es, daß der frommen und demütigen Seele des russischen gemeinen Volkes, welches erschöpft ist von Mühen und Kummer und namentlich durch die Lüge und Sünde der Gegenwart, die Sünde und die Lüge der Welt, daß ihr nichts mehr Bedürfnis ist und nichts mehr Trost bringt, als ein Heiligtum oder einen Heiligen aufzusuchen, vor ihm niederzufallen und zu beten . . .‘ (Die Brüder Karamasow.)

Die Verzweiflung an der Erkenntnis, diese Unfähigkeit, sich über die Dinge zu erheben und sie selbstherrlich zusammenzufassen, nachdem der Intellekt sie zerlegt, lag schon unausgeprägt in dem nahezu fatalistischen Schicksalsglauben der Osteuropäer. Und auch hier läßt sich die einseitige Verwandtschaft mit dem germanischen Geiste nachweisen: der Ursprung des slawischen Schicksalsglaubens ist ein Gefühl der Unklarheit, verbunden mit der Hoffnungslosigkeit, je zur Klarheit zu gelangen. Die germanische Weltanschauung stellt in Wodan das düstere Jagen nach Weisheit dar, sie hat wie die slawische zum Ausgang das Gefühl der Bedrückung durch Unklarheit, ist im Gegensatz zu ihr jedoch ganz Kampf um die Klarheit, um das Licht, die Aussicht. Der Unterschied wäre also, abgesehen davon, daß die slawische Seele unvergleichlich weniger entwickelt ist, darin zu sehen, daß der Osteuropäer infolge seiner unmystischen Veranlagung nicht fähig ist, sich über sein Gefühl der Dunkelheit hinauszuheben, sich vielmehr durch seinen Erkenntnisdrang immer tiefer einwühlte, kraft- und hoffnungslos liegen blieb und sich einer verzweifelten Mystik zu-

wandte, die mit echter Mystik wenig zu tun hat. Die Tragik des Slawen wäre also sein Erkenntnisdrang. Um diese Tragik geht Byrons Dichtung: ‚Des Lebens Baum / blieb uns durch meines Vaters Torheit fern; / und der Erkenntnis Baum ward durch die Hast / der Mutter allzu früh gepflückt, und Tod / ist seine Frucht.‘ (Kain.) ‚Schmerz ist Erkenntnis; wer am meisten weiß, / der fühlt am tiefsten auch die grause Wahrheit: / daß der Erkenntnis Baum nicht der des Lebens.‘ (Manfred.) — Der gesunde germanische Geist hingegen ist fähig, seinem Erkenntnisdrang nachzugehen, sich einzuwühlen und sich doch rechtzeitig über die Dinge zu erheben, sie selbstherrlich zurechtzulegen und die letzte Unwissenheit metaphysisch, mystisch oder ästhetisch zu besiegen und über alles die endliche Klarheit zu setzen.

Daß auch der Osteuropäer den Mut hatte, mit dem Unmöglichen, dem Schicksal zu ringen — wenn er es auch nicht besiegen konnte —, wurde bereits bei den Todesvorstellungen aufgezeigt. Dieser Mut, diese Kraft des Aufbäumens, die allerdings wieder im Verhältnis zu der germanischen, mystischen, eine ganz irdische ist, unterscheidet den osteuropäischen Schicksalsglauben von dem orientalischen, der kühle Ergebenheit ist. Eine Auffassung, wie sie sich in den Worten des Papageien im ‚Papageienbuch‘ des Tuti Nameh ausdrückt, ist bei den Osteuropäern unmöglich. — Der Papagei sagt zu der Frau, die ihn töten wollte: ‚Es war eben ein Unglück, das seit der anfangslosen Ewigkeit in mein Schicksalsbuch geschrieben worden ist und somit auf mein Haupt kommen mußte. Du bist also unschuldig. Ich sehe nämlich, daß du über alle Maßen töricht bist . . .‘

Das Gefühl für die öde Einsamkeit und für das Aufstürmende, wie sie sich in den Wilen ausdrückt, der bis zur Zersetzung gehende Drang nach Erkenntnis und der Mut, mit dem Unvermeidlichen zu ringen, mögen als Beweise der Zugehörigkeit Osteuropas zum Westen gelten. Sie mögen den Drang nach Fortentwicklung erklären.

Der Gang dieser Entwicklung bis zum endgültigen Siege des Westens soll in dem folgenden Teile dargestellt werden.

(Schluß folgt.)

Kleine Bausteine

Ein christlicher Laientheologe des 4. Jahrhunderts / Von Anton L. Mayer

Die Zeit vom Ausgange Diokletians bis zum Ende Julians des Apostaten bedeutet für die Entwicklung des jungen Christentums eine Krisis von gewaltiger Tragweite. Als Schlagwort steht über dem Tor dieser Jahrzehnte der Begriff des Synkretismus, d. h. der Verschmelzung christlichen und heidnischen Glaubens. Seitdem es mit Konstantin zur Tatsache geworden war, daß das römische Weltreich und die junge Religion aufhörten miteinander zu rivalisieren, daß das Christentum als maßgebender, teilweise grundlegender Faktor in den nunmehr seinen geistigen Gehalt völlig verändernden Staatsorganismus eingereiht wurde, also vom Mailänder Edikt 313 an, handelt es sich auch für die Kirche nicht mehr um eine Ordnung innerhalb ihrer Glieder, um ein Ringen mit Mächten, die im eigenen Schoße aufstanden, auch nicht mehr bloß um eine Mission als den alleinigen idealistischen Zweck der Christusreligion; nun war die Schlacht nach einer anderen Front zu schlagen: gegen das Eindringen von Elementen, die zu einer Nivellisierung der gesamten religiösen Anschauungen des Reichs und damit zu einer Verwaschung der im Laufe der vorhergehenden Jahrhunderte scharf ausgeprägten Grenzen der christlichen Lehre geführt hätte. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß in dieser voraufgehenden Zeit die Kirche genug auf antikes Wesen und Gebaren, auf griechische Philosophie und hellenistische Mysterien ihren Blick gewandt hat. Aber dieser vorkonstantinische Synkretismus, der in allgemeinen Zügen auch einer Auseinandersetzung mit dem Neuplatonismus entspricht, dieser Synkretismus vollzog sich im eigenen Haushalt, war für diese Auseinandersetzung notwendig und brachte das Christentum in geregelte Beziehungen zur Außenwelt. Mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion und der dadurch bedingten Aufnahme von persönlichen Elementen, die ihrer Gesinnung nach nichts weniger als christlich dachten, ward die Fragestellung plötzlich eine andere. Sie lautet nunmehr: Wie hat die Religion des römischen Weltreichs auszusehen, um sich selbst zu behaupten? Christlich oder christlich-heidnisch? Wird der Glaube des Evangeliums in seiner durch Klemens Origenes und andere erläuterten Klarheit bestehen können, oder wird er eine Verbindung eingehen müssen mit der herrschenden Philosophie? Was wird vorwiegen, christliche Andacht oder antike Mysterienreligion? Wer wird herrschen im christlichen Gotteshaus: Jesus Christus, der Weltheiland, allein? Oder soll etwa eine Trias regieren, gebildet aus einem hellenischen Christus, einem

hellenistisch-semitischen Zagrus-Dionysos und einem parsisch-internationalen Mithras? Der hl. Augustinus war bestimmt, der Kirche den Siegerkranz auf die Stirne zu drücken. Aber wir wissen, wie schwer das Ringen war bis zum Siege, um so schwerer, als auch die Machthaber selbst sich gerne einer synkretistischen Religion bedient hätten, um ein Reich und einen Glauben unter dem Szepter zu fühlen, Konstantin ebenso wie Julian; dieser mehr auf orientalisch-mithraizistische Weise, jener, Konstantin, auf dem Wege des Arianismus. Gerade das Schisma des Arius zu Anfang des 4. Jahrhunderts, seine Verbreitung und seine Schicksale kennzeichnen deutlich den Unterschied zwischen dieser Epoche und der früheren. Die Ariuslehre ist synkretistisch und im wesentlichen hervorgegangen aus der Lehre der Monarchianer; hatte aber die monarchianische Häresie mit ihrer Aufstellung eines ungöttlichen, aber vom unpersönlichen göttlichen Logos inspirierten Christus wesentlich nur dogmenhistorische Bedeutung, so tritt Arius in einer Periode auf, in der eine Vermengung der christlichen Theologie mit den neuplatonischen Spekulationen, die Auffassung des Logos in annäherndem Sinne des platonischen Demiurgos einen Kompromiß von historischer Wirksamkeit darstellen mußte.

In diesem Ringen und Streiten, Sichnähern und Sichabstoßen, Werden und Vergehen von Ideen und Versuchen steht ein Schriftsteller, dessen Wirken nur von dem gezeichneten Gesichtspunkt der Zeit aus gewürdigt werden kann: Julius Firmicus Maternus, auf den vor kurzem eine Publikation* des bekannten Forschers auf patristischem Gebiete, Dom G. Morin O. S. B., die Aufmerksamkeit der Fachwissenschaft gelenkt hat. Man nennt Firmicus einen Apologeten, sicher nur traditionell und mit Unrecht; denn die hiebei in Betracht kommende Schrift ist keine Apologie, braucht es auch nicht mehr zu sein, nachdem das Heidentum nicht mehr die Macht hat, die christliche Religion ernstlich zu bedrängen. Er selbst gesteht dies ja zu. (De err. prof. rel. XX, 5.) Melito von Sardes, 100 Jahre früher, mußte noch den Kaiser an die Pflicht gemahnen, die ‚zugleich mit dem Reiche großgezogene Philosophie', d. i. das Christentum, zu schützen. Firmicus dagegen kann schon gegenüber den Kaisern Konstans und Konstantius aus dem Kompromißcharakter des Gottesgnadentums: ‚Dazu hat euch der höchste Gott die Regierung anvertraut . . .' das Prinzip der religiös-prophylaktischen Aufgabe des Staatskirchentums ableiten: ‚Von Grund aus müssen solche Dinge, d. h. gewisse heidnische Mysterien, ausgemerzt . . . und sollen durch schärfste Gesetze . . . eurerseits geändert werden.'** Sogar zu einer Säkularisation an heidnischem Kirchengut kann er die Staatsoberhäupter aufmuntern. (XXVIII, 6.) Des Firmicus Hauptschrift ist also eine Invektive, eine Abwehr jedoch nur insofern, als er die

* ‚Ein zweites christliches Werk des Firmicus Maternus: Die Consultationes Zacchaei et Apollonii.' Hist. Jahrbuch der Görresges. 37. Bd. H. 2 u. 3. S. 229 ff.

** Die Übersetzungen sind im wesentlichen wiedergegeben nach der Bearbeitung von Alf. Müller in der Bibliothek der Kirchenväter (Frühchristliche Apologeten II. Reihenfolge des Ersch. Bd. 14.)

letzten Reste des Heidentums, die in den Mysterien neben dem Christentum Boden gewannen und sich an das Christentum anzuschließen suchten, abzuhalten strebt. Zum Teil ist es wohl auch ein rigoroser Willensakt zur Ausrottung derartiger Überbleibsel im eigenen Innern. Denn Firmicus ist Konvertit. Auf Sizilien geboren, wurde er Advokat, und eine starke rhetorische Schulung redet aus Stil und Sprache. Als Heide noch schrieb er ein Werk astrologischen Inhalts — Matheseos libri VIII —, in dem er sich zum Ziele setzt, Astrologie und Moral auf eine Basis zu rücken, ohne sich freilich über das Verhältnis z. B. von Willensfreiheit zu den decreta planetarum, oder von den Gestirnen zu den Gottheiten klare Rechenschaft geben zu können. Nach erfolgtem Übertritt, dessen nähere Umstände wir nicht kennen, schrieb er mit dem raschen und zornigen Eifer eines Bekehrten eine zelotische Kampfschrift gegen seinen bisherigen Glauben: ‚De errore profanarum religionum, Über den Irrtum der heidnischen Religionen‘, die, wie es sich zeigen wird, für uns das Wertvollere aus seinem Nachlaß ist. Die Forschungen G. Morins suchen ihm nun noch ein zweites christliches Werk zuzuweisen, ein bisher teils anonym, teils unter dem Namen des Evagrius laufendes, im 20. Bande der Migneschen lateinischen Patrologie gedrucktes Gespräch: ‚Consultationes Zacchaei et Apollonii‘, dessen Zweck gleichfalls die Widerlegung heidnischen Glaubens und die Verherrlichung der Christusreligion ist, also eine Altercatio (Streitschrift) in der Art der mit des Minucius Felix Dialog ‚Octavius‘ beginnenden Reihe. Wesentlich auf Grund sprachlicher und stilistischer Vergleichungen kommt Morin auf die Identität des Verfassers dieses Gesprächs mit dem Autor der Mathesis und von De errore und fernerhin zur Annahme des Jahres 360 als der mutmaßlichen Entstehungszeit der Consultationes. Im weiteren Verlauf spricht Morin von den auffallenden Anklängen in des Firmicus Schriften an die ältesten im Gebrauch der Kirche befindlichen lateinischen Schriftstücke und von den Beziehungen zwischen der Sprache des Firmicus und dem Inhalt des Kanons der hl. Messe, wobei er von der Präfation zum Paternoster (Et divina institutione formati — Firm.: At ego nunc sacrarum lectionum institutione formatus) ausgeht und zu dem allerdings sehr vorsichtigen Resultat gelangt, daß der Stil, in dem der römische Kanon abgefaßt ist, eine nahe Verwandtschaft mit dem des Firmicus verrät. Die Vorsicht, die Morin hier selbst anwendet, ist vielleicht auch gegenüber der Consultationes-Hypothese berechtigt.

Sollte sich jedoch wirklich Morins Wunsch erfüllen und die philologische Kritik zum gleichen Ergebnis sich bekennen müssen, so wäre unser bisheriges Bild vom literarischen Entwicklungsgang des sizilischen Rhetors dahin zu modifizieren, daß Firmicus gegen Ende seines Lebens und seiner Schriftstellerei eine wesentlich größere Ruhe, eine wohltuende Abgeklärtheit, eine Art humanistischer Toleranz trotz des polemischen Charakters des neuen Buches gewonnen hat, Vorzüge, die seiner ersten an die oben genannten Söhne Konstantins adressierten Kampfschrift gänzlich fehlen. Hier tritt uns

ein unversöhnlicher Zelot und Fanatiker entgegen, und als ein solcher hat er sein literarisches Porträt der Geschichte vermacht. F. X. Kraus hat jedoch mit seinem Urteil, daß das fanatische Buch ‚Über den Irrtum ...‘ unbedeutend sei, nur im ersten Teile recht. Denn für uns hat das Werk einen kulturhistorischen Wert ersten Ranges. Es vermittelt uns gediegene, fast scheint es autoptische Kenntnisse aus jenen dunklen Regionen der griechisch-römisch-orientalischen Religion, die wir unter dem Namen Mysterienwesen zusammenzufassen pflegen; aus jenen Entwicklungstagen antiken Geistes, da nicht mehr Apollon, der Vater der olympischen Götter und homerischen Helden, der Schutzherr des ‚Individuationsprinzips‘, um mit Nietzsche zu reden, der Lenker des Glaubens und der Ethik war, sondern Dionysos, ‚das Symbol der orgiastischen Neigungen des Orients‘ (Seillière), der narkotischen, intuitiven Verschmelzung mit der Natur. Vor allem ist es der zweite Teil von De errore, der sich mit diesen Mysterien befaßt, während die erste Hälfte nachzuweisen versucht, daß ‚bei diesen heidnischen Religionen tote Menschen vergöttert wurden‘, also dem Heidentum den Kampf mit Hilfe des Euhemerismus* anbietet. So war denn Liber ein Sohn des Juppiter, des Königs von Kreta, ein anderer Liber Tyrann in Theben und berühmt durch die Macht seiner Zauberkunst, Ceres eine Frau von Henna, der Gott der Unterwelt nichts als ein reicher Bauer, der wegen seiner Reichtümer Pluton hieß. Und die Einwohner von Henna dichteten, um Demeters Mutterschmerz zu trösten, die Mär, der König der Unterwelt habe die Persephone geraubt. Dieser Euhemerismus war aber auch schon eine Waffe in der Hand früherer Apologeten, z. B. des Minucius Felix. Nur daß dieser die Waffe nicht mit der blindwütenden Gebärde wie Firmicus führte, sondern mit dem feinen Spott und dem überlegenen Lächeln des Philosophen. Leider verbietet es der Raum, diesen Unterschied hier zu charakterisieren. Selbst ein so heftiger, zorniger Kämpe wie der Karthager Tertullian erscheint uns da sympathisch. Führt er z. B. die verschiedenen Kultformen der antiken Götter auf eine Uroffenbarung zurück und prägt in diesem Zusammenhang das schöne Wort von der anima naturaliter christiana, so kann sich Firmicus nur zum Nachweis entschließen, daß ‚der nichtswürdigste Feind des Menschengeschlechts von den ... Weissagungen der Propheten dies auf seine wahnsinnigen und schuldbefleckten Freveltaten übertragen hat‘. Am sachlichen Wert der Schrift ändert das nichts. Die Anordnung der σύμβολα, signa der Mysterien ist sogar in der Form einer kunstvollen Klimax nach den leitenden Ideen der Heilstat aufgebaut. Den Worten des eleusinischen Mysteriums: ‚Aus der Pauke habe ich gegessen, aus dem Zimbal hab' ich getrunken, geworden bin ich ein Eingeweihter des Attis‘ stellt Firmicus gegenüber das Symbol der christlichen Stärkung, des christlichen Trankes:

---

* Diese Weltanschauung nennt sich nach dem Philosophen Euhemeros (300 v. Chr.), der den Götterglauben in flach rationalistischer Weise aus der Verehrung ausgezeichneter Menschen erklärt.

,— — den wird nimmer dürsten in Ewigkeit — —', den Kelch Christi. Und wenn die Mysten des Jakchos singen: ‚Bräutigam, sei gegrüßt, du neues Licht,' — im Evangelium ist des Heilands Person Bräutigam der Seele. Im Kult des Mithras wird der θεὸς ἐκ πέτρας — Gott aus dem Felsen angerufen, — Christus ist als der Heilsbringer, ‚ein großer Eckstein, ein ehrenvoller' nach des Isaias Worten. In den bakchischen Geheimgottesdiensten singen die Andächtigen: ‚Weh, weh, Zweihörniger, Zweigestaltiger!' — Das Kreuz, mit den beiden Armen als Hörnern gedacht, steigt hier empor, das signaculum der Erlösungstat. Der Priester in den Mysterien der Isis oder des Adonis salbt den Hals der Mysten — ‚christi' (d. h. Gesalbte) des Teufels sind sie, der Messias allein ist ‚ὁ Χριστός'! (der Gesalbte) — und spricht: ‚Seid getrost, Eingeweihte des erlösten Gottes! Denn nach Leiden wird euch Erlösung werden!' — Christus Jesus hat die σωτηρία, die Erlösung vollendet durch seine Auferstehung. Das Symbolum des Dionysos endlich: ‚Der Stier des Drachen und der Drache des Stieres Vater' — was ist der Drache anderes als der apokalyptische, der im Kampfe erlegt wird? Was der in diesem Kult geopferte Widder anderes als das Lamm der geheimen Offenbarung, das da nach der Krönung der Heilstat seinen Triumph feiert? So geht der feurige, leidenschaftliche Autor gegen die Mysterien vor: manches in seinen Erklärungen ist, wie man sieht, gezwungen, gekünstelt, vom Drang nach dem Allzuviel verunstaltet. Doch fehlt es nicht an dichterischen und erhabenen Partien in seinem Werk, so z. B. wenn er die Vorgänge bei Jesu Tod in prächtiger Weise allegorisch-poetisch schildert (XXIV, 2) oder wenn wie im 8. Kapitel die Sonne eine Rede an die Menschen hält. Wenige aber haben vor dem Verfasser der ‚Geburt der Tragödie' das Wesen des ‚dionysischen Pessimismus' so von innen her erfaßt wie gerade Firmicus: ‚Ihr mischt Irdisches mit Himmlischem, Vergängliches mit Überirdischem, Finsternis mit dem Licht, wenn ihr Schmerzen und Klagen von Menschen mit göttlichen Ehren umgebt.' Entkleidet man diesen Satz seines Euhemerismus, so tritt die pessimistische Reaktion in der griechischen Religion zutage. Und dieser Mystizismus war es, der am ersten in das Christentum einzudringen hoffte. Dort glaubte er einen Freund zu finden; denn das Christentum wußte so wenig wie er etwas von einer religiösen Weihe des kriegerischen Rassenimperialismus, wie er bis dorthin durch die ‚apollinische' Religion festgelegt war. Aber der orientalische Irrationalismus, die Theosophie des Geheimnisses, mußte haltmachen vor der Theologie der Offenbarung; der mystische Pantheismus des Mithras- und Dionysostums vor dem Theismus; die ‚absolute Mystik', die Nietzsche als alleiniges Erbteil den Christen von der untergehenden Antike her zusprechen möchte, vor der wahren Gnosis. Das war die Frontlinie, an der im 4. Jahrhundert die Geister aufeinanderprallten. Firmicus Maternus hat gesehen, wo es zu kämpfen galt, und hat in seiner Weise mitgestritten.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Der Absicht in einem Kunstwerk braucht man als Beurteiler nicht immer feindlich gegenüberzustehen. Man wird lediglich dann ein Halt rufen, wenn eine unkünstlerische Absicht mit unkünstlerischen Mitteln ausgeführt und einer guten oder bösen Absicht zuliebe die Wirklichkeit gefälscht wird. Sonst kann jeder mit seinen Fähigkeiten anfangen, wozu er Lust hat. In jedem Falle wird ein Dichter, der sich von einer sicheren Lebens- und Weltanschauung erfüllt fühlt, in seinem Werke unbewußt oder bewußt diese Anschauungen widerspiegeln, sei es auch nur in der Beleuchtung der dargestellten Dinge. Es wäre ja doch seltsam, wenn das Erleben, sofern es ein echtes und tiefes Erleben ist, sich nicht in der machtvollsten Lebensäußerung, der Dichtung, irgendwie ausdrücken sollte. Daß ein Dichter den Willen hat, hinter seinem Werke vollständig zu verschwinden, ist denkbar. Aber an dem geschultesten Willen vorbei wird sich immer noch geheimnisvoll ein Hauch des dichtenden Menschenwesens drängen und in seinem Werke geistern. Künstlerisch am schwersten hat es naturgemäß derjenige, in dem die Absicht zuerst da war und der erst nachträglich dieser Absicht Form und Gestalt gibt. Da wird dann leicht die Gestalt gezwungen, verbogen und mißhandelt; es ist immer besser, sich einen Stiefel nach dem Fuß arbeiten zu lassen, als seinen Fuß in einem fertigen Stiefel der Verbildung zu überantworten. Immerhin wird auch da noch eine mit Leidenschaft und innerer Glut vorgetragene Absicht schließlich mit fortreißen; es kommt auch hier auf die Persönlichkeit an; der gelingt es dann auch, die rechte Ausführung zu erzwingen. Selbst bei Dantes großem Gedicht muß die Absicht zuerst dagewesen sein, aber niemand wird meinen wollen, daß die ‚Komödie' kein großes Kunstwerk sei.

Daher braucht dann ein Roman, der auf dem Titelblatt schon von sich bekennt, daß er ‚für Leidträger und Gottsucher' bestimmt sei, nicht von vornherein als erzählendes Erzeugnis minderwertig zu sein. Der Verfasser — Jos. Klug — hat als apologetischer und erbauender Schriftsteller bereits vielfältig segensreich gewirkt, und um seinen Gedanken leichteren Eingang und breitere Wirkung zu verschaffen, mag er es unternommen haben, sie in Form eines Romans auszusprechen. Ein verständliches Unternehmen — denn indem man die Gedanken sich in Vorgängen und Personen wirklichkeitsähnlich auswirken läßt, wird der Leser leichter gefangen als von einer sozusagen akademischen Erörterung. Niemand wird dem Verfasser die Form verdenken, in der er sich ausspricht, nur muß man sie von vornherein feststellen, um ihm gerecht werden zu können. Er erzählt in seinem Roman ‚Das ewige Heimweh' von einem jungen deutschen Offizier, der in der Schlacht eine Verletzung des Rückenmarkes erleidet, infolgedessen in der körperlichen Bewegung gehemmt ist und ehrenvoll verabschiedet wird.

---

* J. Klug, ‚Das ewige Heimweh'. (Ferd. Schöningh, Paderborn, M. 5.—). Rudolf Haas, ‚Triebl der Wanderer'. (L. Staackmann, Leipzig, M. 5.50). Hans Watzlik, ‚Phönix'. (Ebenda, M. 5.50). Beda Prilipp. ‚Wahrheitssucher'. (Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde, M. 3.50). Heinrich Federer, ‚Das Mätteliseppi.' (G. Grote, Berlin, M. 6.—)

Ihm, der mit allen Fasern dem raschen, lustigen Leben angehangen hat, war schon das lange Krankenlager eine schwere Prüfung, die sich ihm aber, als er die Gewißheit erhält, sich fortan als Krüppel hinschleppen zu müssen, zu unerträglicher, seelischer Qual steigert. Wie nun diesem Menschen die Finsternis des Erdenlebens ein Guckloch bekommt, durch das er Gott und die Ewigkeit zuweilen wenigstens ahnen kann, bis er, durch einen trotzigen Leichtsinn sterbend, sich bewußt dem Jenseitigen zukehrt — diese nicht ohne Hilfe eines weiblichen Wesens vor sich gehende Wandlung hat Klug seinem Roman als Inhalt gegeben. Dem Stoff ist als solchem schon die Teilnahme ernsthafter Leser gewiß; dazu kommt, daß in der Tat ein ursprüngliches Schriftstellertalent diesem Stoffe seine ganze Kraft gelassen hat. So wird man an einigen Stellen an den P. Coloma erinnert, und dies ist ohnehin schon ein ehrendes Zeugnis für den Verfasser. An Ausstellungen, die zu machen notwendig sind, fehlt es indessen auch nicht. Es zeigt sich eben doch zuweilen, daß die Wirklichkeit der Absicht zuliebe nicht unbedenklich gezwungen wird; besonders da, wo zwei Frauen (weiß und schwarz) um die Seele des jungen Bütow kämpfen. Dessen Charakter selbst wünschte man ein wenig weiter geschwungen zu sehen; er wirkt mit seinem nicht selten bubenhaft trotzigen Wesen eigentlich weniger erschütternd als unerzogen, und manchem Erzieher guten, alten Schlages mag es beim Lesen im Handgelenk gezuckt haben. Diese Umstände könnten der Wirkung des Buches gefährlich Abbruch tun, wenn nicht der Verfasser durch die Glut seiner überzeugten Beredsamkeit die Leser immer wieder mit sich risse. Vergessen darf man ja auch nicht, daß dieser Roman trotz der menschlichen Reife des Verfassers einen ersten Versuch darstellt. Andere sollten folgen, und eben die Persönlichkeit Klugs bürgt dafür, daß sie immer mehr der Vollendung sich nähern. Aufmunternder Beifall sei ihm schon jetzt durchaus gespendet.

Selbst an einem unvergleichlich tieferstehenden Roman ‚Triebl, der Wanderer', von Rudolf Haas, kann man feststellen, was Klug noch fehlt: das glückliche Erfassen einer blutvollen Wirklichkeit. Matthias Triebl, der als verbummelter Student in einem früher erschienenen ersten Teil bereits auftrat, nun mit Mühe und Not sein medizinisches Doktorexamen gemacht, aber im Wesen sich durchaus nicht geändert hat — dieser Matthias Triebl kann wirklich aus sich heraus stehen, gehen, handeln, reden, und das kommt daher, weil der Verfasser erst den Menschen erlebte und ihn dann, mit einer Absicht beladen, in die Welt hinausschickte. Diese Art, Romane zu schreiben, ist schließlich immer sicherer; sonst geschieht es leicht, daß die Absicht zu einer selbstherrlichen Gewalt wird, die den Menschen durch dick und dünn, zuweilen sogar an den Haaren, herumschleift. Und das schadet der Absicht am allermeisten, denn sie kann auf den Leser doch nur ausgiebig wirken, wenn sie durch und an Menschen sich breit und kräftig entladet. Rudolf Haas hat seinen Triebl ebenfalls, wie gesagt, mit einer Absicht beladen. Er fühlte eben den Drang in sich, seine Lebensweisheit der Mitwelt zu verkünden. Ja er mußte schließlich seinen Helden sogar philosophisch beschweren, weil er ihn verteidigen wollte. Nun, der platte Optimismus, der Triebl und seinen Verfasser beseelt und treibt, ist freilich wenig geeignet, mit Klugs tiefem und ernsten Optimismus (denn das ist der katholische Glaube) in Wettbewerb zu treten. Im Gegenteil wirkt das Bekenntnis zu einem platten Genüßlerwesen gerade heute peinlich und abstoßend. Man hätte nichts dagegen, wenn eine bewußte Daseinsfreude sich auch einmal in oberflächlicher

Albernheit auslebte, aber diese ‚vertieft‘, mit allerlei Redensarten über ‚Schwester Gemse im Bruder Schnee, Vater Staub und Mutter Erde, Onkel Fels, Großmutter Sonne und Sohn Tabakrauch‘ verbrämt — das ist weit davon entfernt, kosmischer Humor zu sein, das ist jene Plattheit der Halbbildung, die der moderne Pantheismus in leeren Köpfen erzeugt hat. Kein Wunder, daß das Echo dieses Romans und seines Vorgängers in Zeitungen und Zeitschriften stark ist. Der verwandte Geist hört sich angerufen und gibt freudige Antwort. Angeblich soll ‚Triebl, der Wanderer‘ das Reifen des verbummelten Studenten schildern. Nun, daß eine wesentliche Änderung dieses Menschen nicht eintritt, ist ja nur natürlich; aber Haas vermag seinen Helden nicht einmal auf jene Stufe zu heben, wo der Wille einsetzt, welcher Zeitpunkt eben erst den Beginn des Menschentums anzeigen würde. Triebl läßt sich treiben, wie es geht, und nur eine verständliche Ermüdung hält ihn davor zurück, wie im ersten Teil seines Lebens, nun auch auf seinem Höhepunkt sich mit Dienstmädchen, Kellnerinnen usw. zu verplempern. Immerhin beschert ihm auch dieser Höhepunkt ein uneheliches Kind, und mit derjenigen, die er seiner Meinung nach rechtschaffen liebt, getraut er sich auch nur eine Ehe auf Probe zu schließen. Der Wille eben fehlt, der den Mann macht. Eine besonders gute Tat freilich, nach der Meinung des Verfassers, begeht Matthias Triebl, indem er nämlich einen als Pfarrvikar amtierenden Franziskaner zu seinem Fünfzig-Pfennig-Monismus bekehrt. Der arme Mensch hat auch einmal für alles ‚Gute und Schöne‘ geschwärmt, ist dafür aber strafversetzt worden und dadurch dem andauernden Suff (man kann's nicht anders nennen!) überliefert worden. Als wenn es möglich wäre, daß eine geistliche Behörde einen Priester einfach versumpfen ließe! Es wirkt wie Ironie, wenn gerade Triebl kommen muß, um das armselige Vikarchen zu ‚retten‘. Als Humor gilt in diesem Roman eine gewisse schlagfertige Witzigkeit und rohes Possenwesen; auch das Groteske läßt sich spüren wie bei vielen zeitgenössischen Büchern, die vorgeben, humoristisch zu sein. Wenn Triebl sehr vergnügt ist, hat er die Gewohnheit, einen Trauermarsch zu pfeifen. Umgekehrt kann er auch, wenn er wirklich einmal traurig ist, auf den Händen laufen. Man hat freilich darin den ganzen Menschen, welcher ein Bajazzo ist — natürlich ein Bajazzo, der vorgibt, sehr glücklich zu sein, wodurch auch die einzig mögliche Vertiefung dieser Figur nach dem Tragikomischen hin unmöglich wird.

Die so lange verneinte Notwendigkeit einer Welt- und Lebensanschauung für den Dichter, die eben seinem Werke die Atmosphäre gibt, scheint jetzt allgemein — wenn auch unbewußt — anerkannt zu werden. Der Triebl-Roman von Haas beweist es, und nahezu jedes andere Buch beweist es ebenfalls. So auch Hans Watzliks Roman aus der Wiedergeburtszeit Böhmens, ‚Phönix‘. Beide haben übrigens auch ein Gemeinsames in der gleichen Weltansicht, nur daß der Feld-, Wald- und Wiesenmonismus Triebls sich bei Watzlik zu einem ernsthafteren und tieferen Pantheismus gehoben hat, wie denn überhaupt der ‚Phönix‘ eine kräftigere Dichterpersönlichkeit verrät, die nur aus Anlage und entwickelter Grübelei sich schließlich im Herben, ja Krassen verbohrt. Immerhin kann man mit diesem Roman sich achtungsvoll abfinden, um so eher, als ein ungleich größeres Verantwortlichkeitsgefühl zu einer sehr fleißigen Arbeit gedrängt hat. In der Gestaltung seiner Fabel ist Watzlik nicht sehr stark. Des Stadtschreibers Johannes Pflug von Rabstein Entwicklung zum Dichter und zugleich zum ‚Allmenschen‘ (nach Watzliks Auffassung) macht die Erzählung aus. Diese Entwicklung geht ganz im

Inneren vor sich; die Umwelt ist dafür desto lauter, und Schuld des mangelnden Ausgleiches ist es eben, daß der eigentliche Inhalt der Erzählung zum größten Teil untergeht in dem ausbündigen Lärm der Nebenhandlungen. Es ist die Zeit um 1400, deren gärende Unruhe im Leben des böhmischen Städtchens Schilchenstein wie in einem Brennspiegel gesammelt wird. König Wenzel reitet durchs Tor, und an dieser Gestalt hat Watzlik, meine ich, den vollgültigen Beweis seines Könnens abgelegt. Angenehm zu erleben ist dieser landfahrende Fürst wahrlich nicht, aber die Lebenswahrheit, die der Erzähler ihm zu geben wußte, ist durchaus überzeugend. Diese Gestalt ist überdies dem zeitgenössischen Leser von vornherein vertraut und rührt an eigenes Erleben, denn König Wenzels große Worte, sein schweifender Wille und das Hinsinken aufs Lotterbett hat die Jugend und die Männerwelt unserer Zeit dem Böhmen millionenfach nachgelebt. Natürlich spielt, am Vorabend der Reformation, die Geistlichkeit eine große Rolle im Roman. Freilich kennt Watzlik nur einen liederlichen Kaplan, einen leidenschaftlichen Eiferer und Bußprediger, der sich in schäumendem Durst schließlich doch an das Weib hängt, ferner einen sanften Bruder, der mit aller Kreatur freundlichen Umgang hält, so daß es aussieht, als wäre er ein richtiger Jünger des heiligen Franz, nur daß beim Nachsehen ein ganz unfranziskanischer Pantheismus mehr und mehr zum Durchbruch kommt und ihn schließlich zu Apostrophen verleitet, die in die Liturgie eines monistischen Tempels aufgenommen werden könnten. Das ist ja bei einem Dichter schließlich verzeihlich, dem das Wesen des Christentums fremd ist und der überdies, wie fast alle seiner Genossen, von den modernen Redensarten benebelt ist. Die Klarheit wird schon einmal wiederkommen. Nicht verzeihlich aber ist das Fehlen eines Gerechten unter so viel Irrenden und Sündern, gerade weil künstlerisch ein Gegengewicht notwendig wäre. Das Auftreten der Pest in Schilchenstein gibt Watzlik dann Gelegenheit, sich in der Schilderung greuelhafter und abstoßender Dinge zu verbohren, und hier gibt es für ihn freilich keine Grenze, auch die des künstlerischen Maßes nicht. Immer wieder, zum schließlichen Ermüden des Lesers, stürzt er sich wühlend in alle Scheußlichkeiten, muß sich schließlich wiederholen, steigert nur die Ausdrücke, und wenn er schließlich innehält, weil die Pest doch auch einmal ein Ende haben muß, so sieht er sich um die ganze Wirkung des Aufwandes gebracht, denn man hat schon längst die Aufnahmefähigkeit verloren. Aber das ist eben nur ein Mangel an Selbstzucht, wie er bei verhältnismäßig jungen Autoren, die von ihrer Kraft (und hier mit Recht) überzeugt sind, regelmäßig vorkommt. Die Meisterschaft äußert sich aber gerade in der weisen Zügelführung, und wenn Watzlik derjenige ist, für den ich ihn halte, dann wird er auch einmal finden, daß nicht im Daherrasen die Schönheit beschlossen liegt. Eigenartig ist die Sprachbehandlung bei ihm; er geht bewußt auf das kernige Mittelhochdeutsch zurück und scheut auch vor der Anwendung von Wörtern nicht zurück, die heute aus dem Sprachgebrauch, und vielfach mit Unrecht, verschwunden sind. Doch ist auch hier vor einem Zuviel zu warnen, da bei Watzlik das Satzgefüge zuweilen schon ins Wunderliche umschlägt.

Hier haben wir auch gleich die Überleitung zu Beda Prilipps Dürerroman ‚Wahrheitsucher'. Was bei Watzlik zuviel ist, fehlt bei der Prilipp. Ihr Stil kommt über das Landläufige nur selten hinaus; das Mittelalter sieht sie äußerlich (wohlgemerkt: äußerlich!) in der althergebrachten Weise, wie wir sie aus Baumbach, Wolff, Schreckenbach usw. kennen. Aber wenn man hier eine Vertiefung wünschte, so ist die Dichterin dem innerlichen Wesen jener drängenden

Zeit um so näher gekommen. Es sind geistige Kräfte, die sie gegeneinander ringen und zusammen emporstreben sieht. Alle die verschiedenen Männer, die in Nürnberg leben oder sich ein Stelldichein geben: der weise Meister Albrecht, der hitzige und unruhige Bruder, Pirckheimer, der Humanist und Genießer, der schwärmerische Münzer und die vielen andern — alle suchen sie die Wahrheit, und es macht dem hohen geistigen Schauen der Prilipp alle Ehre, daß sie das vorbedacht Böse in den großen Kämpfen der Reformationszeit ausschaltet. Freilich — im Bösen endigt so mancher der kühnen Herren, endigt so im Willen und irregeführt in Schwärmerei, und letzten Endes klingt das Buch doch aus in eine leidvolle Resignation: Suchen ist unser Los, aber Finden — das ist das Schwere, ja beinahe Unmögliche. Erstaunlich ist nur, daß nicht ein Mensch auftritt, der in der Wahrheit lebt, webt und wirkt. Man brauchte ja gar nicht einmal zu verlangen, daß die Verfasserin sich auf den Vertreter eines bestimmten Religionsbekenntnisses entschiede. Sie konnte geruhig einen Protestanten einführen, denn daß darunter sich Überzeugte fanden, die eben in ihrer Überzeugung die Wahrheit hatten, wird wohl niemand leugnen wollen. Ja mir scheint, als gäbe, eben wegen dieses Mangels, der Roman nicht das rechte Bild. Es fehlt da etwas, und das eben ist der herzhafte Bekenner. Um Dürer allein war es ihr doch nicht zu tun, die Zeit war ihr mindestens ebenso wichtig. Stimmt das, so fehlt Wichtiges. Es wäre sehr gut gewesen, wenn sie neben dem alten Humanisten Pirckheimer dessen Schwester, die Äbtissin Caritas, eingeführt hätte. Das Nürnberg jener Tage ist nicht vollkommen ohne ihr schönes Bild. Joh. Janssen scheint Beda Prilipp leider nicht gelesen zu haben. Nun, man kann auch ohnedem dieser Dichterpersönlichkeit freimütig wohlwollend gegenüberstehen. Ihre milde, innerlich poesievolle Art, die weiche und doch feste Hand, mit der sie gestaltet, ihr Angesicht den Sternen zugewendet, das alles sind Vorzüge, die nicht alltäglich sind und die man in einem neuen Werk gern vollkommen wirksam erleben möchte.

Ein wenig Kühnheit möchte man ihr noch wünschen. Ihre Hand scheint gebunden zu sein, wie es bei Anfängern in der großen Kunst des Schreibens meist zu sein pflegt. Ich habe den Eindruck, als wenn die Prilipp aus sich noch mehr herausholen könnte, und um das zu erreichen, gebraucht es Selbstvertrauen, bis die gelassene Zuversicht frei mit allen Registern spielt. Es ist etwas Eigenes um die Meisterschaft. Sie ist höchstes Glück für den Schaffenden und für den Leser als Zuschauer ein wundervolles ästhetisches Schauspiel. So ist es bei Heinrich Federer, der die große Unbekümmertheit erreicht hat und das starke Wissen, das, was er sagen will, auch sagen zu können. So bietet sein neues Werk, das er schlicht Erzählung nennt, tiefen Genuß, trotz einigen Wünschen, die auch er unerfüllt läßt. Es ist wie bei einer Sommerwanderung, die noch keiner gemacht hat, ohne ein paarmal über Kleinigkeiten gestolpert zu sein. Was tut's: schließlich bleibt doch nur das leuchtende Bild. Federer nennt seine Erzählung ‚Das Mätteliseppi', aber er könnte sie ebensogut anders nennen. Zu tun war es ihm jedenfalls um die sieben Jahre Leben des kleinen Alois Spichtiger, der eigentlich Heinrich Federer heißt, dann um die Welt des kleinen schweizerischen Ortes, in dem er aufwuchs. Schließlich war auch der Wunsch da, den Eltern ein dankbares Gedächtnis zu sichern, der Mutter von vornherein, aber auch dem Vater, den verständnisvoll zu erfassen für Welt und Familie nicht leicht war. Aus alledem ist ein wundervolles Weltbild geworden, das reicher und umfassender ist als alles, was wir von Federer seither geschenkt bekamen. Es schwingt eben tiefer und tönend das eigene Erleben mit, das Erleben nicht im Geiste, sondern

das schwere schmerzliche Erleben, das der empfindliche Mensch selber an sich gespürt hat. Man denke aber nicht, daß es für einen Dichter das Leichteste wäre, das, was er selber erlebt hat, auszusprechen. Im Gegenteil: es ist das Schwerste, denn es verlangt die vollkommene Reife als Mensch, der sich eben nur so weit wichtig nimmt, als er es für das in Frage stehende Kunstwerk ist. Herzlich wünscht man, daß Federer des jungen Alois Spichtiger Lebensweg weiter verfolge. Wir könnten dann so etwas wie ein Gegenstück zu Kellers ‚Grünem Heinrich‘ haben, und vielleicht wird uns der Federersche ‚Grüne‘ lieber sein als der Kellersche, denn er würde wärmer, klarer und inniger sein.

Die Mätteliseppi ist gewiß nicht wichtiger als die anderen Menschen des Buches, und trotzdem übt sie auf die Entwicklung des Knaben Alois einen bestimmenden Einfluß aus. An Stelle der Mutter, die in Arbeit und Sorge ihr bitteres Leben hinbringt, an Stelle des Vaters, der, von Träumereien besessen, für Jahre die Familie im Stich läßt, um in der Fremde zu schweifen — an Stelle der Eltern also, übt das gute, knorrige Mädchen selbstübernommene Erzieherpflichten, und trotzdem Alois nur selten und erst spät gut mit ihr auskommt, hat sie doch ein gut Teil Verdienst an der Vollendung des jungen Menschenkindes, dem als böses Erbteil das väterliche Blut zugefallen ist. Sie ist kein angenehmer Mensch, die Seppi, knorrig, grob, rechthaberisch und noch mehr dazu, dabei aber hat sie ein prächtiges Herz, und es kommt ihr nicht darauf an, sich selbst einmal kräftig bei den Ohren zu nehmen, wenn sie erkennen muß, welches Unheil ihre Selbstgerechtigkeit angerichtet hat. Mit einer rührenden Liebe ist das Bild der abgearbeiteten Mutter ausgemalt, vielleicht mit um so mehr reuiger Liebe, als der Bub dem Vater innerlich mehr anhängt, weil er sich ihm verwandt fühlt. Der Vater Spichtiger selbst, der alles kann und nichts erreicht, in der Enge erstickt und in der Weite verdirbt, schließlich im Irrenhause endet — dieser Mensch gehört zu den für einen Dichter am schwersten zu fassenden Modellen. Menschliche Niedrigkeit, echtes Künstlertum, Trunk und Reinheit, Hohes mit Niedrigem gemischt, das alles lebt in Paul Spichtiger, den die Dorfgenossen einen Lumpen nennen und der weit davon entfernt ist, einer zu sein. Federer hat ihn restlos ausgeschöpft, und, was seiner Meisterschaft besondere Ehre macht, ohne psychologische Erklärungen; er läßt ihn leben, und das genügt. Prächtige Pfarrergestalten gehen durch das Buch; das katholische Pfarrhaus ist ja überhaupt, wie Federer verschiedentlich bewies, eine Fundgrube für einen Dichter. Sie sind im Leben alle Originale, unsere braven Geistlichen. Das Schönste an der Erzählung aber ist die unwägbare Atmosphäre, in der alles lebt; eine leuchtende, köstlich zu atmende, wärmende und stärkende Atmosphäre, wie Heimatluft, von der man auch nicht sagen kann, weshalb sie so gut tut. Nie ist in der Literatur etwas Schöneres über das Rosenkranzgebet geschrieben als auf ein paar Seiten in Federers ‚Mätteliseppi‘. ‚Es war zu hören wie das Rauschen vieler Frühlingswasser, oder wie das Gebrause honigholender Bienen in der Mittagsonne, oder auch, wie im Herbst hoch über dem Kirchendach ein Schwalbengeschwader davonrauscht, ein bißchen Abschiedsweh, aber noch viel mehr Lust nach der Sonne des Südens im Schnabel.‘

Soll man nun die Mängel noch aufzeigen, die auch diesem Buche anhaften? Ersparen wir es uns. Denken wir an die Sommerwanderung — was tun da ein paar Mückenstiche, ein abgeschundenes Knie, hungriger Magen und ein unruhiges Bett? Hinterher bleibt doch allein das große Leuchten übrig, und um das allein sollte es uns zu tun sein.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Jan. 1917*

Wie von einem Sturmwind wurde der bereits nieder über der Erde schwebende Friede verjagt durch die unannehmbaren Bedingungen, die der Einkreisungsverband in herausforderndster Weise hiefür stellte. Wäre dieser Verband statt dem Vierbund siegreich, könnte er kaum mehr verlangen, denn er will die Schwächung und Verarmung, die Zerstückelung, Verteilung und Vernichtung der Vierbundmächte. Diesen bleibt sonach nichts übrig, als fortzukämpfen um ‚Sein oder Nichtsein' und zum gegenseitigen Schutze einig, fest zusammenzuhalten. — Wie alles Schlimme auch sein Gutes hat, so wirkte die Maßlosigkeit der Feinde dennoch nützlich. Den Völkern des Vierbundes wurde damit überzeugend klargelegt, daß nicht ihre eigenen Regierungen dem Frieden abgeneigt seien. Nun gilt es für sie, alle Kräfte nach außen und im Innern zur Vollendung des entscheidenden Sieges noch mehr anzuspannen als schon bisher. Für die weitere Fortsetzung des Krieges tragen aber jetzt die Machthaber des Einkreisungsverbandes allein die Verantwortung. Gänzlich ins Wasser fiel die Friedensvermittlung des amerikanischen Präsidenten Wilson. Tatsächlich enthielt seine Kundgebung im Senat am 22. Januar 1917 nichts wie leere Worte, die wirkungslos verhallten. Wenn es ihm ernstlich um Herbeiführung des Friedens zu tun gewesen wäre, dann hätte er mit seiner für einen freistaatlichen Präsidenten ungewöhnlichen Machtbefugnis eine befreiende Tat vollbringen müssen. Lag es doch in seiner Hand, den Einkreisungsverband zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Wenn er wirklich ohnseitig und nicht englandfreundlich wäre, hätte er in seiner Handlungsfreiheit nur die Ausfuhr von Kriegsmitteln aller Art zu verbieten brauchen. Aber seine Botschaft an den Senat diente ja vornehmlich einem doppelten amerikanisch innerpolitischen Zwecke: Beschwichtigung seiner Wähler, die seinen Friedensversicherungen vertrauten, zugleich Beruhigung der einflußreichen Dollarfürsten und Milliardäre, daß sie in ihren gewinnbringenden Kriegsgeschäften nicht gestört würden. Mindestens eine Selbsttäuschung war es, wenn er vorgab, durch Gründung eines allgemeinen Friedensbundes für immer Kriege verhindern zu können. Wer vermag in die Zukunft zu sehen? In der Welt ist alles fortwährend in Entwicklung und Umwandlung sämtlicher Verhältnisse begriffen, nichts hat dauernden Bestand, also kann es auch keinen ewigen Frieden geben. Schon in 30 bis 40 Jahren ist wieder ein neues Menschengeschlecht herangewachsen, das unter geänderten Umständen leben, also auch ganz andere Anschauungen, Bedürfnisse und Ziele haben wird als das jetzt lebende. Kann und soll dieses für jenes maßgebend, bestimmend und festlegend sein? Sowenig wir die Meinungen unserer Vorfahren festhielten, ebensowenig werden sich die Nachkommen für alle Zeiten binden lassen, sondern ebenfalls nach den geänderten Umständen handeln müssen. Stets, solange die Welt bestehen bleibt, wird es den Kampf ums Dasein geben. Deshalb wird auch der ‚ewige Friede' immer ein Traumbild sein.

Nach allen Anzeichen drängt jetzt die Entwicklung des Völkerkrieges zur Hauptentscheidung zu Land wie zu Wasser.

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Dezember 1916' Hochland Februarheft 1916/17 Rundschau S. 617.

Den Seekrieg führt Großbritannien als stärkste Flottenmacht um die kaufmännische Aufrechterhaltung seiner jahrhundertelangen Meerherrschaft, das Deutsche Reich jedoch um die Freiheit der Handelsschiffahrt. Während dessen Seestreitkräfte gegenüber der britischen Überzahl vorzugsweise unter dem Wasserspiegel kämpfen, entwickelt jenes seine Seemacht auf ihm. Denn Großbritannien ist es selbstsüchtig vor allem darum zu tun, seinen gewinnbringenden Welthandel auch während des Krieges fortzusetzen, den der gegnerischen und der ohnseitigen Staaten aber möglichst zu verhindern oder doch zu hemmen. Besonders sinnfällig zeigt dies die Vergewaltigung der griechischen Kauffahrteischiffahrt. Aus dieser Sachlage erklärt sich, daß auch im 30. Kriegsmonate keine entscheidenden Flottenkämpfe auf dem Wasserspiegel stattfanden. Am 23. Januar entstand ein einflußloses Seegefecht zwischen deutschen und britischen leichten Seestreitkräften in den Hoofden. Dabei geriet ein deutsches Torpedoschiff durch erlittene Beschädigungen in Seenot und lief deshalb den holländischen Hafen Ymuiden an. Auf gegnerischer Seite wurde ein Zerstörer vernichtet, ein anderer sank nach dem Gefechte. Zwei Tage später stießen deutsche leichte Streitkräfte gegen die englische Küste südlich Lowestoft vor und beschossen den befestigten Platz Southwold, ohne britische Kriegsschiffe anzutreffen. Ferner focht am 27. Januar im Eismeer bei Hammerfest ein deutsches Tauchschiff gegen einen britischen Zerstörer und sank dabei; auch der Gegner ging wahrscheinlich verloren, sonst hätte die deutsche Besatzung nicht durch ein norwegisches Fahrzeug gerettet werden können. Außerdem ist bemerkenswert, daß im Januar abermals ein deutscher Kreuzer als ‚zweite Möwe' trotz der britischen Seesperre das Atlantische Meer erreichte und nach Mitteilung der britischen Admiralität bis jetzt 11 britische und 2 französische Handelsschiffe erbeutete; eigener amtlicher Bericht hierüber fehlt noch. Außerordentlich reiche Ernte des Vierbundes ergab der Kampf unter dem Wasserspiegel. Nach amtlicher Veröffentlichung vom 30. Januar wurden vom Vierbund im Dezember 152 feindliche Handelsschiffe mit 329 000 Tonnen und 65 Bannwaren führende ohnseitige mit 86 500 Tonnen, insgesamt also 217 Fahrzeuge mit 415 500 Bruttoregistertonnen versenkt. Demnach gingen seit Kriegsbeginn schon mehr als 3000 feindliche Handelsschiffe mit rund 4 Millionen Tonnen Frachtraum verloren, hievon rund 3 Millionen Tonnen britischen Besitzes. In der gleichen Zeit wurden wegen Bannwarenfrachten 400 ohnseitige Schiffe mit mehr als einer halben Million Tonnen Frachtraum versenkt oder beschlagnahmt. Dazu kommen noch die Handelsverluste des Januar, die nach Zeitungsangaben etwa 140 bis 150 feindliche und rund 100 ohnseitige, Bannwaren führende Kauffahrteischiffe betragen. Endlich wurden im gleichen Monat von Streitkräften des Vierbundes 11 feindliche Kriegsfahrzeuge vernichtet: 1 Schlachtschiff, 1 Kreuzer, 2 Zerstörer und 1 Hilfskreuzer der britischen Flotte, 1 italienischer Zerstörer mit vollständigem Armeestab, 2 französische Hilfskreuzer, 4 britische und 1 russischer Kriegsfrachtdampfer, hievon 3 mit Truppensendungen. Seit Kriegsausbruch beträgt die gesamte Einbuße der feindlichen Seestreitkräfte 194 Kriegsschiffe mit 822 535 Tonnen, hievon 131 britische Schiffe mit 600 000 Tonnen, also etwa ein Viertel des britischen Anfangbestandes. Hiedurch allein schon erklärt sich die Scheu der britischen Admiralität vor der hohen See. Seit Kriegsbeteiligung verlor die italienische Flotte bereits 3 Schlachtschiffe und 2 Panzerkreuzer, das ist ebenfalls mehr als ein Viertel der ursprünglichen Gefechtsstärke. Bisher übersteigen die Gesamtschiffsverluste der Gegner — ohne Einrechnung der

Kriegsbehelfsschiffe — die anfängliche Flottenstärke Frankreichs, die britischen Verluste diejenige Japans. An Schiffsfrachtraum entstand schon ein großer Mangel, der sich in den feindlichen wie auch in den ohnseitigen Ländern stark bemerkbar macht durch eine empfindliche Not an Lebensmitteln, Kohlen, Rohstoffen für die Großgewerbe usw., in gleichem Maße wie in den durch die Einkreisung vom Weltverkehr nahezu abgeschlossenen Vierbundstaaten. Tatsächlich bestehen in England nach eigenen Zeitungsberichten sehr große Besorgnisse, daß sich die Wage des Krieges mehr und mehr dem Vierbunde zuneige, aber zugleich herrscht dort auch die Angst vor einem ungebrochenen Deutschland. Wenn der Unterseekampf nicht beendet werde, sei ‚England in Gefahr‘. Mit Recht sagen sich die Briten, daß das deutsche Volk niemals die Hungerjahre mit ihren Leiden vergessen und die erste Gelegenheit, da Großbritannien in Schwierigkeiten geraten werde, gewiß benützen werde, um sich von seinem jetzigen brot- und gewinneidigen Todfeind zu befreien. Deshalb fürchte die britische Regierung, die mit kaltem Blute ganze Völker zum Hungertode verurteilte, vorzeitig Frieden zu schließen, während das Deutsche Reich noch in vollem Besitze seiner Seestreitkräfte sei. Solange ihr eine Möglichkeit des Sieges bestehe, wolle sie aushalten. Wenn gewisse einflußreiche Engländer dabei den ‚preußischen Militarismus‘ als Grund der Kriegsfortsetzung vorgeben, so meinen sie doch eigentlich des Deutschen Reiches Flotte, Handel und Großgewerbe, die sie vernichten möchten, um der britischen Selbstsucht Sicherheit vor Wettbewerb zu verschaffen. Deshalb setzen sie vergeblich ihre ganze Hoffnung auf das zu erwartende Wunder, daß der Vierbund aus Mangel an allem Nötigen plötzlich zusammenbreche: ‚Aus Deutschlands Rachen komme jetzt schon unter Englands drosselndem Griff das Todesröcheln; in wenigen Monaten könne die schmutzige Leiche auf den Mist geworfen werden. ‚Gentlemann‘ nennt sich ein so unanständig schreibender Engländer! In diesen Drosselbestrebungen verkündigte die britische Regierung am 27. Januar, wohl absichtlich verletzend zum Kaisertag, die Absperrung der deutschen Nordseebucht einschließlich je eines Teiles von Dänemark und Holland. Vom 7. Februar an werde dieses Gebiet durch Flottenunternehmungen gegen Deutschland dem gesamten Schiffsverkehr gefährlich und solle deshalb vermieden werden. Gegen diesen verstärkten Aushungerungsversuch traf die deutsche Regierung im Einvernehmen mit unseren Verbündeten die Abwehrmaßnahme, daß vom 1. Februar 1917 an in den besonders bezeichneten Sperrgebieten um Großbritannien, Frankreich und Italien herum und im östlichen Mittelmeer jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten werde. Ohnseitige Schiffe könnten das Sperrgebiet nur auf eigene Gefahr befahren, bekämen aber, soweit schon unterwegs, zunächst eine angemessene Schonfrist. Mit diesen beiderseitigen Kampfanordnungen beginnt für den Seekrieg ein neuer vorbildloser Abschnitt, in dem anscheinend wenigstens zunächst die Entscheidung über britische Beherrschung oder allgemeine Freiheit der Meere fallen wird. Vom Ausgang dieses Kampfes auf und unter dem Wasserspiegel hängt selbstverständlich die noch ausständige Hauptentscheidung des Weltkrieges auf dem Festlande ab. Wichtige Ereignisse birgt die nächste Zukunft, die nun wirklich mehr wie je ‚auf dem Wasser‘ liegt und vermutlich unterm Wasserspiegel begründet wird.

Entsprechend der Jahreszeit, die heuer eine ungewöhnlich strenge Kälte brachte und Heeresbewegungen außerordentlich erschwerte, trat im Landkriege ein Stillstand ein, der jedoch auf allen Kampfstellungen durch Geschütz- und örtliche Infanteriekämpfe hinreichend abwechslungs-

reich war. Zunächst im Westen blieb die Kriegslage der Hauptsache nach unverändert, wenn auch infolge jener Kämpfe hinüber und herüber kleinere Stellungsverschiebungen eintraten. Nach Zeitungsmeldungen treffen auf dem westlichen Kriegsschauplatze die Gegner große Durchbruchs-Vorbereitungen zu einem Hauptvorgehen gegen die deutschen Stellungen, wobei sie sorgfältig bemüht sind, die für den Vorfrühling gewählten Angriffsstellen möglichst geheimzuhalten. Aber mit den schwer zu bewegenden Millionenheeren können nachhaltige Überraschungen kaum ausgeführt werden. Selbst wenn sie einen oder mehrere Tage lang erfolgreich wären, würden sie mit Hilfe der neuzeitlichen Verkehrsmittel vom Verteidiger leicht wieder ausgeglichen. Besondere Aufmerksamkeit erregten die französischen und italienischen Truppenansammlungen an den West- und Südgrenzen der Schweiz; vermutlich ist dies ihr Hauptzweck, um die deutsche Oberste Heeresleitung zu täuschen und zu falschen Maßnahmen zu verleiten. Sollten die Feinde die eidgenössische Ohnseitigkeit wirklich verletzen, dann werden sie auch hier kein leichtes Spiel haben. Vermutlich würde dann die Gegend zwischen Neuenburger und Züricher See gleich wie in den Napoleonischen Kriegen der Kampfplatz einer großen Entscheidungsschlacht. Einstweilen sind die gegnerischen Vorbereitungen stark gehemmt durch Frost, Kohlenmangel, Zerstörung von britischen und französischen Schießbedarfsanlagen usw. Besondere Schwierigkeiten bereitet in Frankreich auch noch der Mannschaftsersatz; das französische Volk ist bereits männerleer.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze trat ebenfalls keine Lagenänderung ein. Wie ihre Bundesgenossen, bereiten nun die Italiener sich für das allgemeine Vorgehen im Frühling vor, auch durch Befestigungsanlagen und andere Verteidigungsmaßnahmen an der Schweizer Grenze. Angeblich sollen sie durch britische Streitkräfte freigemachte französische Verstärkungen erhalten und dafür in gleichem Maße Truppen auf das Balkangebiet senden. Wie in Frankreich traten auch in Italien Frost und mit Einwirkung des Unterseekrieges Kohlen- und Lebensmittelmangel hemmend auf.

Im Balkangebiete wurde anfangs Januar auf dem nördlichen Kriegsschauplatze die Eroberung der Dobrudscha nördlich bis zum Donauarm St. Georg vollendet, indem deutsche und bulgarische Truppen am 3. Januar die von den Russen hartnäckig verteidigten Orte Macin und Jijila erstürmten und das rechte Donauufer vom Feinde befreiten. Dann trat auch hier, wie schon lange auf dem südlichen Kriegsschauplatz in Mazedonien, Stillstand ein, wenngleich da und dort wie überall Geschütz- und einflußlose örtliche Infanteriekämpfe die Ruhe fortwährend unterbrachen. Doch die Kriegslage änderte sich dadurch nicht. Von den Einkreisungsmächten wurde die Vergewaltigung und Demütigung des wehrlosen Griechenland fortgesetzt, ohne diesen Staat zur Kriegsteilnahme veranlassen zu können.

Im europäischen Osten verzögerte der aufgetretene besonders strenge Winter die schon eingeleitete Entscheidung des Weltkrieges und verschaffte den Russen Zeitgewinn für die Abwehrvorbereitung. Bei Beginn des 30. Kriegsmonats konnte der Bewegungskrieg an den südlichen Flügeln in Rumänien noch fortgesetzt werden. Am 5. Januar nahm die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen Braila, die Hauptstadt der Großen Walachei, am 7. Januar den stark befestigten Brückenkopf Focsani, dann zwang sie in den nächsten Tagen die Russen auf die linken Ufer von Sereth und Putna zurückzugehen. Vom 13. Januar an kam der Bewegungskrieg zum Stillstand, indem ungünstige Witterungsverhältnisse entscheidende

Gefechtstätigkeit einschränkten, wenn auch heftige russische Gegenstöße fortgesetzt örtliche Stellungskämpfe verursachten, ohne die Lage zu ändern. Von deutschen Truppen konnte am 19. und 20. Januar noch Nanesti am Sereth erstürmt werden, obwohl starkes Schneetreiben stattfand. Vom 24. Januar an bis Monatsschluß herrschte jedoch bei starker Kälte im allgemeinen Ruhe. Seit seinem Einsatz in den Weltkrieg brach das rumänische Heer in dem Maße zusammen, daß es anfangs Januar zurückgezogen und durch russische Streitkräfte abgelöst werden mußte. Im ganzen verlor es von 600 000 Mann Stärke mehr als die Hälfte; etwa 200 000 Mann sind in Gefangenschaft. In Bessarabien soll es nun neugebildet werden. Im Lande selbst begann, namentlich durch die von den Russen erzwungene Flucht der Bevölkerung vor dem Vierbund, der Zusammenbruch. Niemand zahlte mehr Steuern, der Regierung fehlen daher Einnahmen. Die ausgegebenen riesigen Papiergeldmengen will das Volk nicht annehmen. Rumänien verlor bereits seine Selbständigkeit und ist nur noch ein abhängiges Schutzgebiet Rußlands. — Im mittleren Teil der Oststellungen, bei der Heeresgruppe des Erzherzogs Joseph, fanden während des 30. Kriegsmonats längs der ungarisch-rumänischen Grenzen heftige Entlastungsangriffe der Russen statt. Diesen brachten sie zwar einige örtliche Erfolge, aber sie konnten nicht durchbrechen und verfehlten damit ihren eigentlichen Zweck. Dem Vierbundheere verschafften die hin- und herwogenden Kämpfe an anderen Kampfstellen erhebliche Geländegewinne, die jene Verluste mehr wie ausglichen. In der Hauptsache aber blieb die Lage dort unverändert. — An den nördlichen Flügeln der Oststellungen, bei der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern, fanden im Januar ebenfalls heftige Zusammenstöße statt, indem die Russen, begünstigt durch das Zufrieren der vor den deutschen Stellungen befindlichen Sümpfe und Flußläufe, trotz der Kälte den ganzen Monat hindurch zwischen dem Naroczsee und der Ostseeküste heftige Angriffe ausführten, die aber nach anfänglichem kleinen Erfolge am Aaflusse unter großen Verlusten überall scheiterten, während die Deutschen am 25., 26. und 31. Januar beiderseits der Aa russische Waldstellungen in 10 Kilometer Breite eroberten. Am Monatsschlusse war also im Osten der rechte Flügel der Vierbundheere bis an die südliche Donaumündung und den Sereth vorgerückt, während die mittlere Heeresgruppe und der linke Vierbundflügel ihre bisherigen Stellungen von der Moldau bis zum Rigaischen Meerbusen behaupteten und sogar noch etwas verbesserten. — Bemerkenswert ist endlich, daß die innere Lage Rußlands als schwierig und ernst selbst von englischen Zeitungen mit Besorgnissen dargestellt wurde, angeblich große Ereignisse dort mit Riesenschritten herannahen und die Grundfesten des Reiches erschüttern würden. Hoffnungen darauf zu gründen dürfte sich nicht empfehlen, denn bis jetzt zeigte sich Rußland außerordentlich widerstandsfähig, wenn auch seine ‚Dampfwalze' für den Angriff versagte. Dagegen befestigt sich allmählich der neugebildete Staat Polen, aber doch sehr langsam, denn fast die Hälfte seiner Bevölkerung kann nicht lesen und schreiben, was den inneren Ausbau ungemein erschwert. Vorläufig übernahm ein polnischer Staatsrat die Regierung, um Polen so weit zu fördern, daß es nach seiner Erstarkung bündnisfähig und dann ermöglichen wird, den Vierbund zu einem Fünfbund zu gestalten.

In der Hauptsache blieb auf allen türkischen Kriegsschauplätzen in Asien und Afrika die allgemeine Lage unverändert, abgesehen von kleineren Verschiebungen der Kriegsgrenzen hinüber und herüber. Nach den beiderseitigen ziemlich dürftigen, mehr

verschleiernden als aufklärenden Berichten ist die wirkliche Sachlage nicht einwandfrei zu erkennen. In Persien, um dessen Beute ein eifersüchtiger Wettstreit zwischen Großbritannien und Rußland brennt, machten die von persischen Freischaren kräftigst unterstützten Osmanen erhebliche Fortschritte in der Richtung auf Teheran. Dagegen rühmen sich die Briten und Italiener erfolgreicher Kämpfe östlich des Suezkanals und in Tripolitanien; die türkischen Berichte enthalten nichts davon. Von den erfreulichen inneren Fortschritten des Osmanischen Reiches wie auch von dessen freundschaftlichem Verhältnis zum Deutschen Reiche zeugen die Einführung des Gregorianischen Kalenders und der Abschluß der jüngsten deutsch-türkischen Verträge für Neuordnung der gegenseitigen Rechtsbeziehungen.

Im Laufe des 30. Kriegsmonats trat im Verhalten der ohnseitigen Staaten noch keine Änderung ein, doch am 4. Februar, während Niederschrift dieser Betrachtungen, brach Präsident Wilson die staatsunterhändlerischen Beziehungen der Vereinigten Staaten von Amerika mit dem Deutschen Reiche ab. Hier heißt es: ‚Geschäft ist Geschäft', denn vor allem handelt es sich dabei wohl zunächst um die Wegnahme der dort in den bisher ohnseitigen Häfen geborgenen deutschen Schiffe. Offenkundig ist nun erwiesen, daß die eingangs erwähnten Friedensvermittlungen nicht ernsthaft gemeint, sondern eine die Kriegsabsichten verschleiernde niederträchtige Heuchelei waren. Wurden doch schon Mitte Januar in San Franzisko deutsche Konsuln in völkerrechtswidriger Weise wegen angeblicher Verschwörung zur Verletzung der amerikanischen Ohnseitigkeit gerichtlich zu hohen Gefängnis- und Geldstrafen verurteilt. Auch erfolgten um diese Zeit große Geldbewilligungen für die amerikanische Marine, sowie Veröffentlichungen über amerikanische Rüstungsabsichten für das Landheer. Mit diesem feindseligen Verhalten gegen den Vierbund hängt wohl auch zusammen, daß im Januar die amerikanischen Truppen aus Mexiko bedingungslos zurückgezogen wurden und der Präsident dieses Staates von Wilson anerkannt wurde, womit dieser sich während des neuen Streites mit dem Vierbunde den Rücken gegen Mexiko und das dahintersteckende Japan deckte.

Von den überseeischen, vom Kriege stark erregten Gebieten fehlen verlässige Nachrichten. Bekannt wurde ein neuer blutiger Aufstand in Niederländisch-Nordsumatra. In Ostafrika leistet die deutsche Schutztruppe noch immer heldenhaften Widerstand, der trotz der feindlichen Überzahl im Spätherbste einen erst jetzt kundgewordenen vollständigen Sieg über die britischen Truppen des Generals Northing ermöglichte, wobei 1500 Mann und eine Gebirgsbatterie aufgerieben, reiche Beute an Geschützen und Kriegsstoffen gemacht und die Gegner 60—100 Kilometer weit verfolgt wurden. Anläßlich seines Geburtstages drückte der Kaiser den Schutztruppen für ihre großartigen Leistungen öffentlich die wohlverdiente Allerhöchste Anerkennung aus. Nach dem Briefe eines britischen Offiziers soll der tüchtige und entschlossene deutsche Schutztruppenkommandeur von Lettow-Vorbeck erklärt haben, daß er sich niemals ergeben werde. Solcher Mann verdient den bewundernden Stolz des Vaterlandes.

Nach einer dänischen Zusammenstellung forderte die entsetzliche Menschenschlächterei des Weltkrieges insgesamt an Opfern bereits mehr als $4^1/_2$ Millionen Tote, über 11 Millionen Verwundete und $3^1/_2$ Millionen dauernd Kriegsverletzte. An gegnerischem Gebiete sind in Europa zurzeit besetzt von Streitkräften des Vierbundes rund 550 000, von denen des Einkreisungsverbandes rund 29 000 Quadratkilometer. Sonach besitzt der Vierbund für den

Friedensschluß wertvolle Faustpfänder mit etwa 40 Millionen feindlicher Bevölkerung. Die in Asien und Afrika von den Briten und Russen besetzten türkischen Landesteile gleichen sich aus gegen die von den Osmanen eingenommenen Gebiete in Persien und Ostägypten. Die militärischen Kriegsgrenzen konnte im Januar nur der Vierbund etwas weiter auf feindliches Gebiet vorrücken; seine Kriegslage verbesserte sich dadurch abermals und gibt gute Aussicht für den Frühjahrsfeldzug. Vorläufig brachte der ungewöhnlich strenge Winter die Heeresbewegungen zum Stillstand, der von allen kriegführenden Mächten zu neuen Rüstungen benützt wird. Würden nicht auf sämtlichen Kriegsschauplätzen Geschützkämpfe und Infanterie-Unternehmungen fortdauern, könnte man den jetzigen Abschnitt ‚die Ruhe vor dem Sturme' nennen. Um so gespannter horcht nun alle Welt auf die Nachrichten vom Seekriege, von den Kämpfen unter dem Wasserspiegel; hoffentlich bringen sie uns recht günstige Ergebnisse, vielleicht den Sieg über unseren Hauptfeind: ‚Nieder mit England!'

Zum dritten Male in diesem Kriege mußten zwei fürstliche Geburtsfeste in ernster Stille begangen werden: am 7. Januar das Seiner Majestät des Königs Ludwig III. von Bayern, am 27. Januar das Seiner Majestät des Deutschen Kaisers. Diesen Tagen gaben die erhabenen beiden Herrscher eigene innere Weihe durch eindrucksvolle Botschaften und Kundgebungen, zu denen sie durch die schroffe Ablehnung des vom Vierbund angebotenen Friedens veranlaßt wurden. In unerschütterlicher Treue zu Kaiser und Reich werden Bayerns Fürst, Volk und Heer bis zur siegreichen Erkämpfung des Friedens ausharren, versicherte König Ludwig. Kaiser Wilhelm aber drückte das hoffnungsvolle Vertrauen aus, daß unser geliebtes Vaterland auch fernerhin nichts zu fürchten habe, indem deutsche Kraft und Opferwilligkeit über alle feindliche Machtgier und Vernichtungswut vollen Sieg erringen werde.

Abgeschlossen 1. Februar 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

‚Krieg und Aufbau' ist der Titel eines neuen Buches von Max Scheler (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig 1916), worin unsere Leser u. a. die im ‚Hochland' erschienene Aufsatzreihe ‚Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg' als einen Hauptbestandteil des 429 Seiten starken Bandes finden. Ja, diese Aufsatzfolge ist es vornehmlich, die dem Titel des Buches seine Rechtfertigung gibt, wenngleich auch alle anderen Aufsätze, ein jeder von besonderem Gesichtspunkt aus, das ihrige zu dem großen Problem beitragen. Daß Europa den heiligsten Rest übernationaler spiritueller Autorität, an dem es so unsäglich arm geworden, wahren möge, eine Autorität, die zum letzten Hort der eigenen Freiheit und Selbständigkeit des europäischen Geistes geworden ist, in diese Aufforderung und Beschwörung klang die zum ersten Male im ‚Hochland' veröffentlichte Artikelreihe aus, die mehr als irgendein Beitrag der letzten Jahre alle ernsten Leser in ihrem Bann gehalten und zu innerer Auseinandersetzung mit den darin aufgestellten Forderungen gezwungen hat. Das beweisen nicht nur die an die Redaktion gelangten Äußerungen aus dem Leserkreis bis hinaus in die Schützengräben, sondern auch der wiederholt und dringlich laut gewordene Wunsch, es möchten die Aufsätze doch möglichst bald in einem handlichen Sonderdruck auch solchen Kreisen zugängig gemacht werden, denen sie durch ‚Hochland' nicht bekannt geworden waren. Das hat nun der Autor in der denkbar besten Weise selber besorgt, und wir wollen hier nur als Antwort auf die

wiederholten Wünsche und Anfragen aus unserem Leserkreis auf die Veröffentlichung verweisen, bevor eine eigentliche und ausführliche Besprechung des Buches erfolgen kann, was, wie wir hoffen, im nächsten Heft der Fall sein wird. Von den übrigen Aufsätzen schließt sich der über ‚Östliches und westliches Christentum' am engsten an die genannte Artikelreihe an. Von dem mit eindringendem Verständnis entworfenen Bild der orthodoxen Denkweise hebt sich das klar und sicher gezeichnete Liebes- und Gemeinschaftsideal des westlichen Christentums in prägnanter Schärfe ab, indem zugleich gezeigt wird, wie dieser Gegensatz schon in klassischer Weise bei den großen Theologen der griechischen Kirche, Clemens und Origenes einerseits und dem hl. Augustinus als dem Vertreter des lateinischen Christentums anderseits vorgebildet ist. Aus diesem Gegensatz erklärt sich nicht nur das Verhältnis der beiden kirchlichen Gemeinschaften zum Staat, sondern auch ihr Verhalten in bezug auf den Wert der Persönlichkeit, auf den Sinn des Leides und in bezug auf das Verhältnis von Liebe und Erkenntnis, ja sogar in bezug auf Lehre, Kultus und Liturgie der beiden Kirchen.

‚Vom Sinn des Leides' und ‚Liebe und Erkenntnis' heißen zwei weitere Aufsätze, worin die vorgenannten Gedanken besonders ausgeführt und eindringend geklärt werden. In weniger engem Zusammenhang als die genannten stehen die andern Aufsätze des Buches. Sie greifen jedoch nicht minder tief in die großen Fragen ein, die uns der Krieg und die durch ihn auch für die Friedenszeit geschaffene Aufgabe stellt. Scheler erweist sich darin als ein soziologischer Denker allererster Ordnung, der mit ungewöhnlicher Kraft der Intuition nationale und ständische Besonderheiten erfaßt und in einer bildkräftigen Sprache und Ausdruckssicherheit umschreibt. Wer die Ausführungen des gleichen Autors über das Gemeinschaftsideal in diesem Heft gelesen hat, wird sich mit besonderem Interesse dem ersten Aufsatz dieses Buches ‚über den Krieg als Gesamterlebnis' zuwenden, worin der Krieg als der stärkste Gemeinschaftsbildner der Geschichte dargetan, zugleich aber auch gezeigt wird, wie diese durch den Krieg veranlaßten Erlebnisformen der Welt in einer unerhörten Spannung stehen zu jener Ehrfurcht vor dem ewigen Wert der individuellen Einzelperson, die ein Grundelement alles westlichen Christentums und innerhalb seiner Sphäre ein ganz besonderes Merkmal des deutschen Ethos und Geistes ist. Ein Aufsatz über ‚Das Nationale im Denken Frankreichs' gibt auf knapp 50 Seiten ein ungemein klar umrissenes Bild der französischen Geistesanlage, wie sie sich in der französischen Philosophie, in der französischen Gesellschafts- und Staatslehre, in dem politischen Ethos und nicht zuletzt auch in dem Erziehungsideal ausgeprägt zeigt. In einer Auseinandersetzung mit dem Philosophen Boutroux verbreitet sich Scheler über die ‚National-Ideen der großen Nationen', indem er die bei Franzosen, Engländern und Russen lebendige Berufenheitsidee und ihre sich daraus ableitende Kulturpropaganda charakterisiert und im Widerspruch zu Boutroux, dem ein gleich eindringendes Verständnis für deutsche Art nicht eignet, wie einem Scheler für die französische, eine Formulierung des deutschen religiösen Ethos unternimmt. Es ist die Tat- und Kraftidee, die schon Leibniz gegenüber der französischen Substanzidee in ihr Recht eingesetzt hat. Aber im Leben werden Wert und Recht durch die Tat nicht sowohl g e s t a l t e t, als vielmehr nur e n t d e c k t und g e f u n d e n. Der Machtbereich, der einer Nation zukommt, gründet sich schließlich auf ihren Gesamtwert. Nur die lebendige Tat der Nationen in ihrer und der Menschheit Geschichte kann die objektiv vor dem Auge Gottes bestehende Verschiedenheit der Werte der Nationen abwägen und schließ-

lich an das Licht der Sonne führen. Die hochbedeutsamen ‚Bemerkungen zum Geist und den ideellen Grundlagen der Demokratie der großen Nationen‘ werden in bezug auf das Wesen der deutschen Demokratie noch besonders eigenartig erhellt durch die ihnen folgende Studie zur Psychologie des Militarismus ‚Über Gesinnungs- und Zweckmilitarismus‘. Vertrat der Verfasser in dem Aufsatz über die Demokratie die Auffassung, daß dieser Krieg erst die nationale Stilidentität der deutschen Sozialdemokratie mit dem preußischen Militarismus auch dem blödesten Auge offenkundig gemacht habe, so erfährt dieser Gedanke erst von dem richtigen Begriff des deutschen Militarismus aus seine Beleuchtung. Gesinnungs- und Zweckmilitarismus sind die beiden Hauptgattungen dieser soziologischen Erscheinung. Der deutsche Gesinnungsmilitarismus wird als die natürliche Lebensform des spontanen Ethos und Grundwillens unseres Volkes bezeichnet, nicht als eine politische Folge unserer Lage und besonderen historischen Schicksale. Dieser deutsche Militarismus steht daher auch nicht im Dienst der Politik, ist nicht in erster Linie Werkzeug, sondern trägt seinen Zweck in sich selbst. Mit und neben ihm kann die friedfertigste Politik bestehen, wie sie denn auch tatsächlich viele Jahrzehnte lang bestanden hat und wie denn auch tatsächlich bei dem gegenwärtigen Kriege jeder partikulare Zweck, dessen Erreichung der Krieg dienen sollte, in dem Maße fehlt, daß heute in Deutschland wie nirgends noch die tiefstgehenden Differenzen über ‚Kriegsziele‘ bestehen. Von dieser Auffassung aus wendet sich Scheler mit Recht gegen alle jene, die den deutschen Militarismus glauben verteidigen zu müssen durch Gründe, die in keinerlei Zusammenhang mit ihm stehen, durch Gründe, die ihn immer nur wieder als Zweckmilitarismus kennzeichnen und damit im Grunde ihn von dem gleichen Boden aus rechtfertigen, von dem aus unsere Feinde ihn bekämpfen.

Alles in allem ist dies neue Buch von Max Scheler ein hervorragender Beitrag zu dem in seinem Titel angedeuteten Problem. In formaler Hinsicht bieten viele der Aufsätze durch die Treffsicherheit der oft bis zum poetischen Bild konkreten Ausdrucksweise einen eigenartigen Genuß, obwohl der Verfasser auch hier wie in allen seinen Schriften an die Kraft des Mitdenkens seiner Leser hohe Anforderungen stellt.

-th.

René Bazin als Kriegsschriftsteller.

Der französische Akademiker hat ein Buch ‚Récits du temps de la guerre‘ (Paris 1916. 296 S., Preis 3,50 Fr.) erscheinen lassen, das ganz auf die zwei Worte gestellt ist: ‚Ah, das ist erhaben!‘ und ‚Ah, das ist Frankreich!‘ Mit einigem Vorbehalt, den ich gleich aussprechen werde, wird jeder Leser, auch im feindlichen Ausland, gern dies doppelte Urteil unterschreiben, denn nicht die Franzosen allein vermögen die Gaben zu erkennen und zu schätzen, die Frankreich in so reichem Maße verliehen wurden von dem, der die Völker regiert. Wenn sie nur auch ihrerseits zuweilen die Augen öffnen wollten für das wirklich Gute anderer Nationen, so würde der Haß, den sie ihren Feinden gegenüber empfinden, viel von dem unchristlichen Charakter verlieren, wie er sich in trauriger Weise im Laufe des gegenwärtigen Krieges gezeigt hat. Aber es scheint, gerade dieses will man in Frankreich mit allen möglichen Mitteln verhindern, und das Buch von René Bazin macht keine Ausnahme in bezug auf diese Absicht. Wie in seinen anderen Werken, so zeichnet sich dieser feine Schriftsteller auch hier dadurch aus, daß er alles Edle und Erhabene in den Vordergrund stellt, aber das Erhabene ist selbstverständlich ausschließlich eine Mitgift der französischen

Nation. Die Deutschen, die ‚Boches', die ‚Diebe', die ‚Mörder', können darauf keinen Anspruch erheben und es ist von ihrer Seite nichts Gutes zu erwarten. Man muß sich fragen, welche Vorstellung solche katholischen Köpfe — und Bazin ist einer, zudem einer der überzeugtesten — sich vom andern Leben machen und ob sie sich einbilden, daß Gott für die Franzosen ein eigenes Paradies schaffen werde, das unerbittlich geschlossen ist für Christen deutscher Rasse? Was würde der Apostel Paulus zu einer solch kleinlichen Auffassung sagen, zu einem Christentum, das im schärfsten Gegensatz steht zu dem seines Weltapostolates?

Ich habe von einigen notwendigen Vorbehalten gesprochen in bezug selbst auf Dinge, die der Verfasser als erhaben vorführt. Hier ist ein Beispiel: ‚Das weiße Schloß' (S. 240 ff.). Ein deutscher Stab ist unter dem Dach der Baronin de Chelles einquartiert und begeht hier selbstverständlich, was immer sich an Räuberei und groben Verstößen nur denken läßt, und dies alles unter den Augen der Herrin des Hauses. Dennoch besteht diese darauf, die Gesellschaft solch lästiger Gäste nicht zu verlassen. Da prasselt plötzlich eines Abends, während der General mit sämtlichen Offizieren im großen Salon speist, ein Granatenhagel in das weiße Schloß: die Baronin hatte Mittel und Wege gefunden, dem Kommandanten des nächsten französischen Postens Nachricht zukommen zu lassen, und hatte ihn ausdrücklich aufgefordert, diesen schönen Streich zu vollführen. Niemand wird leugnen, daß ein gewisser Heroismus in der Handlungsweise der französischen Dame liegt, aber die Tat an sich ist deswegen nicht weniger empörend und ruft die Erinnerung an die meuchlerischen Überfälle wach, zu welchen die Spanier den napoleonischen Truppen gegenüber ihre Zuflucht nahmen. Solche Taten zu preisen, führt weiter zu nichts, als auf Seite des Siegers widrigsten Verdacht und strengste Vorbeugungsmaßregeln zu rechtfertigen; Vorgänge dieser Art haben nichts gemein mit dem Kriegsrecht, noch viel weniger mit wahrem Heroismus.

Ebenso ist es mit der Geschichte von den zwei Brüdern (S. 264 u. f.). Der Leutnant Henri, ein Bretone aus Paris, sah seinen Bruder, den Sergeant Louis, im Laufgraben unter deutschen Granaten zusammenbrechen. Er schwört, sich an den ‚Mördern seines Bruders' zu rächen. Eines Nachts bringt man ihm einen gefangenen Feind. Eingedenk seines Schwures eröffnete er diesem, daß er ihn in zwei Minuten töten werde, wie ‚er oder die Seinen' seinen Bruder getötet hätten. Nachdem die kurze Frist verstrichen, murmelt der arme Bursche zum letzten Mal die Namen seiner Mutter und seiner Braut. Die beiden Worte machen einen wundersamen Eindruck auf die Seele des rachedürstenden Leutnants. Er erinnert sich, daß auch er eine Mutter, eine Braut habe. Um ihretwillen verzichtet er darauf, den Mann zu töten, und entschließt sich, ihn entsprechend den geltenden Kriegsgesetzen zu behandeln. Auch hier könnte man, mit Rücksicht auf den leidenschaftlichen Seelenkampf von Heroismus, in einem gewissen Sinn sprechen; aber eigentlich enthält sich der ‚Held' doch nur eines Mordes, der weit widerlicher wäre als der, dessen er den Feind beschuldigt.

Noch ein Wort! Auf den Seiten, wo von der Stadt Rom, vom Papste Benedikt XV. und von dem Andenken Pius' X. die Rede ist — Seiten, die sicher mehr chauvinistisch als katholisch sind —, weiß es der Verfasser einzurichten, einem Angehörigen der Kurie einen Ausspruch starken Übelwollens gegen den angesehenen und allgemein geachteten Professor Albert Ehrhard auf die Lippen zu legen: Das ist einer jener wenig feinen Züge, an welche wir schon seit langem durch die Zeitungen ‚L'univers' und ‚La Croix' gewöhnt sind, die aber schmerzlich überraschen, wenn man ihnen bei einem sonst

so feinen und höflichen Schriftsteller wie René Bazin begegnet.

Ein zweites Buch desselben Akademikers ist dem ersten rasch gefolgt: ‚Aujourd'hui et demain. Pensées du temps de la guerre' (ibid.). Es ist eine Reihe von Abhandlungen und Gesprächen, deren Hauptzweck darin besteht, zu zeigen, was Frankreich sein kann und sein soll nach den heroischen Anstrengungen dieser schrecklichen Jahre. Der Verfasser zögert nicht, einzugestehen, daß gewisse Dinge verbesserungsbedürftig sind, wie z. B. der Schulunterricht. Man hat die Kinder, so scheint es, nicht genug mit dem wahren Frankreich bekannt gemacht. Hat man ihnen die rechten Begriffe von Deutschland gegeben und wird man sie ihnen nach dem Kriege geben? Angesichts des neuen Bandes von René Bazin scheint nicht viel Hoffnung vorhanden, und doch hängt so viel gerade hievon ab für die Festigkeit des Friedens, nach dem sich alle ehrlichen Menschen sehnen. Dieser katholische Schriftsteller schwebt hier immer noch in den Höhen der Begeisterung und des Erhabenen, er sieht in dem Frankreich von heute überhaupt gar nichts anderes. Das ist ohne Zweifel schön und edel, und man kann damit auch noch eine Zeitlang die Gemüter berauschen. Ich gestehe indessen ohne Umschweife, daß ich diesen Anfällen von Berauschtheit, die an Hysterie grenzen, für meinen Teil etwas von jenem guten diplomatischen Verstand vorziehen würde, dessen Notwendigkeit Anatole France kürzlich einprägte, als das einzige Mittel, den nutzlosen Hekatomben dieser Tage ein Ende zu bereiten. Leider fühlt man, daß es selbst bei einem Mann von den moralischen Qualitäten eines René Bazin vergebliche Liebesmühe wäre, auch nur zu versuchen, mit einer freien und sachlichen Aussprache selbst einen leisen Anfang zu machen. Was aber kann man dann erst von den andern erwarten? Wär: es denn, daß man in den gegenwärtigen Zeitläuften auf jene zählen müßte, deren blinder Chauvinismus durch nichts als durch ein vorgebliches religiöses Gefühl genährt wird, das im Grunde aber doch bloß Fanatismus schlimmster Art ist? Das wäre traurig für den Katholizismus, und doch hat man nach der Lektüre dieses Buches den Eindruck, daß es so sei. Nein, von Christen solcher Art darf man die Lösung der blutigen Tragödie, in der sich jetzt das Schicksal Europas erfüllt, nicht erwarten.

J. M.

Literatur

Leo Sternberg's, des Nassauer oder genauer Westerwälder Dichters, künstlerische Entwicklung und poetisches Schaffen ist zu einem gewissen Abschluß gekommen. Am 7. Oktober 1916 hat er sein 40. Jahr vollendet und ist damit in jene Lebenshöhe der Reife getreten, die seinem Künstlercharakter, nach Erschöpfung der ihm gegebenen Möglichkeiten, schwerlich einen neuen Zug hinzufügen wird. Und da, gerade nachdem ihn, einen der markantesten, stoff- und stilechtesten Kriegssänger, der Weltkrieg unter die Fahne gerufen hat, jetzt seine für seine Eigenart bezeichnendsten Werke in einem Verlage* vereinigt sind, dürfte die Zeit gekommen sein, die Stellung Sternbergs in der großen Bewegungslinie unserer Literatur anzumerken: man darf überzeugt sein, daß der Name dieses bisher vielleicht zu wenig Beachteten, wenn manche andere, die sich laut tönend vorzudrängen wußten, wesenlos verklungen sein werden, noch oft bedeutungsvoll genannt werden wird — nicht so sehr, denke ich, als der Schöpfer eines absolut Neuen, vielmehr als die Synthese einer ganzen Reihe schon längere Zeit wirksamer dichtkünstlerischer Tendenzen, denen er, obwohl als Persönlichkeit ganz für sich und

* B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen), Berlin und Leipzig.

außerhalb jeder Gruppe stehend, die harmonisierende Form verlieh, so selber wieder der Typ oder auch nur der Vorläufer einer noch werdenden Generation, die endlich wieder, nach der Zersplitterung in fast alle denkmöglichen —ismen, zur Synthese des künstlerischen Wollens, als des Spiegels des Weltgefühles, kommen will und wird. Unsere künftige Dichtung wird in diesem Sinne ‚philosophisch' sein müssen oder sie wird nicht sein, wenigstens nicht große Kunst sein; und bei Leo Sternberg sehen wir deutlich einen der Punkte, bei denen sich die Wendung nach der angedeuteten Richtung vollzieht oder doch ankündigt. Das ist seine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung.

Sternberg hat begonnen als reiner Lyriker, und er ist Lyriker geblieben, auch in seinen verhältnismäßig spärlichen Prosadichtungen, nicht minder nachdem er als einer unserer hervorragendsten Balladendichter dasteht; denn in Sternbergs Balladen werden die Ereignisse und Erlebnisse nicht, wie im rein Epischen, mitgeteilt, sondern gefühlsmäßig ausgedrückt, das Seelische der tragenden Persönlichkeiten schwebt, es ist Stimmung, Zustand, und nach O. Ludwig ist es das Wesenunterscheidende des Lyrikers, daß er Zustände schaut, und zwar, so füge ich hinzu, in einer Weise, daß das Gedicht sich selber vorträgt (im Gegensatz zum epischen Gedicht, das vorgetragen wird), — das aber ist das Wesen der lyrischen Form, wie hier nicht weiter ausgeführt werden kann.

Sternbergs Erstlinge, die Gedichtesammlungen ‚Küsten' und ‚Fahnen', übervoll von Gesichten und von einem teilweise gewaltsamen Pathos durchtränkt, leiden noch an einer gewissen Unausgeglichenheit; und obwohl nirgends eine direkte Anlehnung an fremde Manier wahrzunehmen ist, gilt doch von ihnen, was ihr Autor selbst sagt, daß er noch ‚keiner Sprache mächtig' sei, ‚die Bilder dämmernden Erlebens mit eignen Feuers Abglanz zu beseelen'. Man hat das Gefühl, als ob Sternberg nun bewußt in seinen ‚Neuen Gedichten' nach des Vogelweiders ‚masze' gestrebt habe, mit dem nicht gewollten Erfolg, die Bändigung des dithyrambisch Überschwänglichen mit der Verwischung seiner Eigenart bezahlen zu müssen. Ich halte den Band, der bisweilen sogar das feinere Gefühl für das Rhythmische peinlich vermissen läßt, obwohl er einige der besten Stücke des Verfassers enthält, im Gesamtzusammenhang seines Schaffens für einen Abweg.

Hier setzt nun eine gewisse Pause oder vielmehr ein ganz neuer Abschnitt ein, und nach diesem erfolgt ein geradezu erstaunlicher Aufstieg in den zwischen 1906 und 1913 entstandenen Balladen, die in dem stattlichen Bande ‚Der Heldenring' gesammelt vorliegen. Schon seine früheren Werke zeigten verheißungsvolle Proben dieser Seite seiner Begabung, hier aber erweist sich Sternberg als reifer Meister in dieser Gattung, und außer Börries v. Münchhausen wüßte ich unter den Lebenden keinen Ebenbürtigen neben ihm zu nennen. Er knüpft wieder an die alten nordischen Vorbilder an, wie er auch seine Stoffe zumeist der schottischen und englischen Geschichte entnimmt, die ihm von einem längeren Aufenthalt in England her naheliegen mochten. Aber es ist mißverständlich (mit Willy Arndt), von dem ‚epischen Fluß' dieser Dichtungen zu sprechen, die nichts weniger als episch sind: so wie Sternberg die Ballade faßt — und er tut recht damit, — ist sie durchaus von lyrischem Grundgehalt mit dramatischer Zuspitzung; der Dichter greift ein starkes Gefühlserlebnis heraus und ordnet zur Verstärkung von dessen Wirkung alles Geschehen gewissermaßen nur als Staffage diesem Höhepunkt unter. Man wird, wenn der Krieg verrauscht ist, noch oft zu dem ‚Heldenring' greifen, um die Woge des bewegten Lebens künstlerisch abklingen zu

lassen. — Verwandt mit der Balladenkunst ist Sternbergs Kriegsdichtung, von der S. Wieser ein wenig kühn sagt, daß vor ihr ‚die ganze bisherige Kriegslyrik verblasse‘. Wenn man solche Maßstäbe beiseite läßt, darf man wenigstens zu prophezeien wagen, daß, wenn sich das Diluvium verlaufen hat, noch manche dieser Gedichte, nein Gesänge, achtunggebietend hervorragen und sich behaupten werden. Sie sind gesammelt in dem Band ‚Gott hämmert ein Volk‘, dessen Titel schon die hohen Gesichtspunkte andeutet, unter denen diese wuchtigen Rhythmen, gekleidet in nicht alltägliche Bilder und Visionen, daherrauschen, um nicht nur die Stimmung der tieferen Geister unserer Zeit, nein um den Ewigkeitsgehalt dieses Kriegsschicksals zu künden. Allerdings volkstümlich und ‚sangbar‘ ist kaum eines dieser Lieder: sie sind gedankenschwer, und die Idee baut sich organisch das ebenso schwere, aber wohlabgewogene Formgerüst, — Rhapsoden werden hier dankbares Material finden.

Mit der erwähnten Balladendichtung stieg Sternbergs Lyrik im engeren Sinne gleichen Schrittes zu jener Größe und relativen Vollendung empor, die wir in dem Bande ‚Im Weltgesang‘ bewundern. Mit Absicht sage ich ‚bewundern‘, denn hier ist alles zyklopisch; und die naiven Leute, die mit dem Begriffe ‚Lyrik‘ die Vorstellung von lauem Zuckerwasser und vergißmeinnichtblauer Sentimentalität verbinden, könnten vor der Wucht dieser Verse wohl an ihrer Unfehlbarkeit irre werden. Man treibt ja gerne mit dem Ausdruck ‚kosmisch‘ Unfug; aber hier ist alles wirklich in den kosmischen Zusammenhang eingegliedert, viel tiefer als etwa bei Spitteler und Mombert. Es sind — man darf sich durch einzelne paganistisch anmutende Züge an dem Kern nicht irre machen lassen — die Lieder des Fragers: ‚Als was bin ich gedacht im Weltenplan?‘, des Gott- und Ewigkeitsuchers, der schon im ersten Gedichte seines ersten Buches sagte:

‚Als Gefäß bin ich gegeben
Geistern unerlöster Zeit,
Und es schläft mein eignes Leben
Ganz im Dienst der Ewigkeit,‘

und der nun in der Harmonie des Alleinen und Ewigen die Ruhe der Erlösung findet:

‚Von dem breiten Blütenbaum der Sterne,
Der bis auf die Erde hängt,
Glitzernd überwölbt ist alle Ferne.
Schlafversenkt
Ruht die Nacht unter dem Weltenbaume
Und die Schöpfung — dicht darumgedrängt . . .
In der Wurzel singt die Quelle ihren Silbersang im Raume . . .‘

Mit dem Schema ‚Pantheismus‘ kommt man diesem Weltgefühl nicht nahe; es ist vielmehr der Drang nach der ewigen Einheit, wie er in allen mystischen Seelen lebte, so daß man bald einen Neuplatoniker, bald einen Pseudodionysius, bald einen Meister Eckhart, bald den großen Cusaner, bald einen Jakob Böhme, bald einen Angelus Silesius, manchmal allerdings auch einen Spinoza zu hören glaubt. Und über all die Ewigkeitsgedanken breitet der Dichter den schimmernden Prachtmantel kunstgebundener Phantasie selbsteigener Prägung.

Unser Dichterbild wäre nicht vollständig, wollten wir an den Prosaschriften Sternbergs vorübergehen. Da sind vor allem zwei erzählende Bände: ‚Bündnisse‘, aus ziemlich früher Zeit stammend, flotte Skizzen zumeist von Liebschaften leichter Sorte handelnd, ernstere Beziehungen nur leise andeutend, aber von fesselnder sprachlicher Eleganz und geschickter Komposition; dann die rheinischen Geschichten ‚Der Venusberg‘, in denen es zwar auch an ‚freier‘ Erotik nicht fehlt, die aber in der Führung straff und streng gehalten, formenreif und von hoher Sprachkunst sind. Der Verfasser hat der Ver-

suchung widerstanden, diese ganz originalen Stücke, die sich nicht leicht unter eine gebräuchliche Etikette bringen lassen, etwa ‚Novellen‘ zu nennen, denn sie haben nichts Episches an sich, sondern bleiben ganz im gefühlgesättigten Zuständlichen, könnten also vielleicht Prosalyrik heißen, wie sie denn auch überall von Naturbelebung durchsetzt sind. Ähnliches gilt von Sternbergs Beiträgen zu dem von ihm herausgegebenen Heimatbuch ‚Der Westerwald‘ und von seinem verdienstlichen Werke ‚Limburg als Kunststätte‘ (er ist in Limburg a. d. Lahn geboren), in denen er sich als feinempfindender Kunstkenner sowie als Vertrauter des Natur- und Volkslebens erweist, wenn auch gewisse dilettantische Schwächen nicht zu verkennen sind. Weniger bedeutend ist seine Schrift über ‚Die Nassauische Literatur‘, die die organische Durchdringung vermissen läßt und nur als vorarbeitende Materialsammlung für eine nassauische Stammesliteraturgeschichte (im Sinne Nadlers) gelten darf.

Wenn man den ‚Gehalt‘ — im Sinne der neueren Literaturwissenschaft bezw. Ästhetik — der Sternbergschen Dichtung herausstellen will, so muß man davon ausgehen, daß dieser Künstler, der offenbar selber unter hartem Ringen eine schwere innere Entwicklung durchgemacht hat, nicht mit einem fertigen, in sich geschlossenen Weltanschauungsbesitz auftreten konnte, sondern daß er zu den faustischen Naturen der Grübler, Bohrer und Sucher gehört, an denen unsere Zeit, soweit sie die Realitäten der geoffenbarten Religion aufgegeben hat, so reich ist. Wir werden daher von vornherein damit rechnen, daß sein Werk nach der materiellen Seite manches in sich schließt, woran sich der positive Christ und namentlich der Katholik stößt. Er ist zweifellos eine tief und ernst ethische Natur, aber beispielsweise seine Auffassung des Erotischen, um bei ganz an der Oberfläche Liegendem zu bleiben, verträgt sich nicht mit der christlichen Moral, sein männlicher Herrenstandpunkt m. E. überhaupt nicht mit der Würde des Weibes. Gegen die Kirche ist er naiv unbewußt ungerecht, seine geschichtlichen Anschauungen sind von konventionellen Vorurteilen nicht frei. Über all das muß, wer auf den Grund seines Wesens gehen will, hinwegsehen; er wird dann finden, daß Sternberg, während so viele andere Moderne im Subjektivismus hängen bleiben, in aller ‚Not des Wandertums‘ stets redlich das eine ‚gesucht auf Weg und Steg‘. . . ‚bis ich dich in allem fände‘: die große Synthese in dem Einen und Ewigen. Wohin hat aller Realismus, Naturalismus, Impressionismus, Symbolismus, Psychologismus, Romantizismus, Expressionismus die neue Literatur geführt? Doch zu nichts anderem als zum ‚Stieren ins Sinnlose‘, um mit der unglücklichen Laura Marholm zu reden. Es konnte nicht anders sein, weil man über all dem Spezialistentum den synthetischen Blick verloren hatte. Es war Sternbergs guter Stern, daß diese Erkenntnis, als sein reiferes Schaffen begann, eigentlich am Wege lag, wenn auch von den wenigsten beachtet. Er nahm sie bewußt auf, und er konnte es um so unbehinderter, weil er sich von allem literarischen Cliquenwesen fernhielt, was für ihn dadurch erleichtert wurde, daß er weit von dem städtischen Literatentum als Amtsrichter im stillen Wallmerod auf dem einsamen Westerwald und später in Rüdesheim am Rhein lebte. Dort sind seine Dichtungen mit innerer Notwendigkeit aus drei Elementen entstanden: aus seinem Menschentum, seinem Verhältnis zur Natur und zur Welt. Hinter allen seinen Dichtungen, letzten Grundes auch hinter den Balladen, steht sein Ich, sein grüblerisches und doch auch so heldisches Ich, das sich in immer neuen poetischen Gestalten nach außen projiziert. Von ihm aus wendet er sich zur Natur, die er mit einer Art franziska-

nischer Frömmigkeit umfaßt, versteht und liebt, die er als Mythos erlebt. Darüber hinaus erhebt er sich schließlich zum Kosmischen, zum Metaphysischen, zum Ewigen, zum Göttlichen — alles Leben wird ihm Religion. So verstehen wir ungezwungen, daß für ihn die Kunst, die Dichtung nicht bloßes Spiegelbild des Lebens und der äußeren Wirklichkeit ist, sondern von sich aus zur Sprache, zur Mitteilung intuitiv geschauten höheren Lebens wird. Was seine Dichterphantasie in jenen Räumen visionären Lebens sieht, das nennt Sternberg freilich noch nicht mit den Namen, die uns Christen und Katholiken vertraut sind; aber vielleicht ist er im wesentlichsten Kern, in der fundamental religiösen Auffassung alles Seins und Geschehens, nicht so weit von uns entfernt, als die Worte den Anschein bieten. Und wenn ich mich nicht sehr täusche, ist in dieser Hinsicht seine Entwicklung noch nicht unbedingt abgeschlossen.

Wer sich vorläufig einen allgemeinen Eindruck von der Art Leo Sternbergs verschaffen will, für den ist jetzt leichte Gelegenheit dazu geboten in der unter dem Titel ‚Du schöner Lärm des Lebens' von Hanns Heinrich Bormann herausgegebenen Auswahl aus seinen Werken, die alle Arten seiner Dichtungen aus den verschiedenen Schaffensperioden umfaßt und von dem Herausgeber mit einer gut informierenden Einleitung versehen ist. Als Kostprobe kann man sie zu dem erwähnten Zweck durchaus empfehlen; dabei bleibt aber der Wunsch nach einer umfangreicheren Auslese aus Sternbergs lyrischen Gedichten, die alles Ephemere auszuscheiden hätte, bestehen; denn dieses Dichters Bedeutung liegt durchaus in seiner Lyrik.

Johannes Mumbauer.

Franz Eichert trat am 11. Febr. in sein 60. Lebensjahr. Früher im Eisenbahndienst tätig, steht er seit 1892 im literarischen Leben. Viele Jahre hat er als Leiter kleiner Volksblätter ein stilles, aber mühsames und wenig einträgliches Wirken entfaltet. Es war strenger Pflichtdienst, während Wunsch und Neigung auf dichterische Aussprache gingen. Eichert ist eine friedfertige, fromme, einfache Natur. Der ihm aufgezwungene Lebenskampf, die Tätigkeit des Journalisten, Zeitumstände und literarische Umgebung haben ihn oft gegen diese seine Natur auf den Paukboden gedrängt, wo er sich dann mit der gleichen ehrlichen Begeisterung schlug und wehrte, mit der er seine Gedichte geschrieben, der Muse gedient hat. Für weitere Kreise ist er als Schriftsteller und Polemiker erst durch die Gründung der Zeitschrift ‚Der Gral', die er auch jetzt noch leitet, hervorgetreten. Mannigfache Waffengänge, die er gegen uns mit zweifellos guter Absicht unternommen hat, können uns um so weniger in der gerechten Würdigung seiner wahren Verdienste beeinflussen, als Zeit und Wirklichkeit ihr Urteil längst gesprochen haben. Als Dichter hat Eichert sich am meisten in seiner Begabung als religiöser und vaterländischer Tyrtäus hervorgetan. Besonders unter den geistlichen Liedern sind einige, die es verdienen, seinen Namen, sei es im Gesang, sei es in Anthologien, lebendig zu erhalten. Die Sammlungen ‚Kreuzlieder' (1899), ‚Kreuzesminne' (1906), ‚Kreuz und Schwert' (1907) und ‚Der Königin Banner' (o. J.) werden dem katholischen Volke noch lange das Gefühl erheben, selbst dort, wo den Ansprüchen, den Inhalt in adäquater Weise durch das Wort gemeistert zu sehen, nicht in allewege genug getan ist. Die erste größere Gedichtsammlung ‚Wetterleuchten' (1893) hat mit nahezu 20 000 Auflage die beste Aufnahme gefunden; ihr folgten. Außer den schon genannten noch die Gedichtbücher ‚Höhenfeuer' (1901), ‚Alpenglühen' und die Kriegsgedichte ‚Schwarz-gelb und Schwarz-weiß-rot' (o. J., Tyrolia, Innsbruck). Um den Dichter

zu ehren, haben Freunde und Gönner unter dem Schlagwort ‚Volksdank' einen Aufruf erlassen, von dem wir durch den Abdruck einer der Presse zur Verfügung gestellten Notiz hier Kenntnis geben mit dem Wunsch, die darin ausgesprochenen Erwartungen möchten nicht nur erfüllt, sondern übertroffen und dem Dichter Eichert auf diese Weise die Genugtuung werden, daß sein edles und reines Sängertum im Herzen wenigstens des katholischen Volkes nicht ohne Widerhall geblieben ist. Die Notiz lautet:

‚Volksdank.' Mit einem von zwei Kardinälen, drei Bischöfen und zahlreichen Vertretern des katholischen Adels, der Vereine, der Presse und des Schrifttums unterzeichneten Aufrufe wendet sich die Vereinigung ‚Volksdank' an das katholische deutsche Volk mit der Bitte, dem Dichter Franz Eichert zu seinem 60. Geburtstage ‚den Silberkranz aus der Sechzigtausendzahl seiner Werke zu winden', das heißt durch wirksame Bemühung, die derzeit beim 53. Tausend stehende Verbreitungszahl dieser Werke auf das 60. Tausend zu erhöhen. Um eine möglichst allgemeine Beteiligung an dieser stillen Feier zu ermöglichen, hat die Vereinigung einen großen Teil der noch im Buchhandel lagernden Werke Eicherts übernommen, um sie mittels eigens aufgelegter Bestellisten, die vom ‚Gral'-verlag, Wien, XVIII/1 Klostergasse 11, umsonst zu haben sind, zu bedeutend ermäßigten Preisen abzugeben. Aus diesem Büchervertrieb soll dem Dichter, ohne daß er sich als Beschenkter fühlen müßte, eine Ehrengabe zufließen, obwohl er dabei der Gebende bleibt; denn seine Gedichte enthalten gerade für unsere Zeit Schätze edelster Art, die wir heute notwendiger als je zum Aufbau jenes neuen Lebens brauchen, das aus dem blutigen Ringen in einer schöneren Zukunft erwachsen soll.' **

Wilhelmine von Hillern, die am 27. Dezember 1916 achtzigjährig verstorbene Tochter eines namhaften Schriftstellerpaares und selber eine vielgelesene ernste Erzählerin, hat zwar den äußeren Erfolg ihrer Werke, nicht aber die Schätzung ihrer Zeitgenossen überlebt, die dem hohen Sinn dieser edlen Frau über das Grab hinaus dankbar treu bleiben wird. Denn wer immer zu Wilhelmine von Hillern, sei es persönlich, sei es durch ihre Schriften, in Beziehung getreten ist, der weiß, das Leben dieser Frau war ein unausgesetztes Ringen um die Wahrheit, ein unausgesetztes Tasten nach dem wahren Licht, ein unaufhörliches Begehren nach dem echten Frieden, ein fortwährend heißes Bemühen nach der großen Liebe, die nicht von dieser Erde ist. Wilhelmine von Hillern, geboren am 11. März 1836 zu München, war die Tochter des einst bekannten Schriftstellers Dr. Birch und dessen Frau Charlotte, geb. Pfeifer, die als fruchtbare Bühnenschriftstellerin auch heute noch ab und zu auf dem Spielplan unserer Theater erscheint. Anfänglich als Schauspielerin tätig, war Wilhelmine von 1857 bis 1882 mit dem späteren badischen Landgerichtspräsidenten und Kammerherrn Hermann v. Hillern verheiratet, siedelte fünf Jahre nach dessen Tod von Freiburg nach Oberammergau über, wo sie bis zum Jahre 1910 mit besonderer Liebe ansässig gewesen war. Zuletzt lebte sie in Hohenaschau, in der Nähe ihres besonderen Freundes, des Schloßherrn von Hohenaschau, wo sie auch starb. Als Kind protestantischer Eltern hat sie jahrzehntelang um die religiöse Wahrheit gerungen und sich schließlich nicht gescheut, der inneren Erkenntnis und Überzeugung zu folgen, einer Welt von Widerstand und Schwierigkeiten gegenüber den Schritt der Ehrlichkeit des Gewissens zu tun: sie vollzog 1906 im Kloster Ettal den Übertritt zur katholischen Kirche.

In zwölf Bänden liegt ihr literarisches Lebenswerk beschlossen. In dem Roman ‚Der Gewaltigste' (1899)

läßt sie den Helden am Schluß seines Tagewerks, eines arbeitsreichen Lebens, bekennen: ‚Nicht wie lange, sondern wie wir gelebt haben, darauf kommt es an.' Ihr Verhältnis zur Welt beschreibt sie, wenn sie ihrem ersten Roman ‚Doppelleben' (1865) das Motto voransetzt: ‚Nicht was die Welt uns ist, was wir der Welt sind, das ist maßgebend für unser Glück.' In einem anderen größeren Roman mit dem Titel ‚Aus eigener Kraft' (3 Bde. 1872) spricht sie von den verborgenen Kämpfen des Lebens, die sich in das eine harte Wort zusammenfassen lassen: ‚Kampf ums Dasein'. Da richtet sie einen glühenden Appell an alle, denen ein gütiges Geschick jenen harten Kampf ums Dasein erspart hat: ‚Wir alle müssen ein freiwilliges Hilfsheer bilden, um dort zu helfen, wo wir ein Herz bluten, eine Seele unterliegen sehen.' Und wie ein Menschenleben schal und leer ist, das nichts kennt als erdenhaftes Streben, wenn nicht Gott der große Gesichtspunkt ist, der alles beherrscht, das spricht sie wie eine Priesterin des wahren Idealismus aus in den Worten: ‚Ekel und Enttäuschung ist das Los aller, die nichts haben als — den Menschen.'

Den Frauen hat sie als Frau edelste Worte gewidmet: ‚Die höchste Aufgabe der Frau ist die, zu lieben und zu beglücken.' ‚Geht einer Frau die Liebe und Opferfähigkeit verloren, — dann ist ihr die Sonne vom Haupte gefallen.' ‚Ärzte der Seelen' sollten die Frauen sein mit ihrer Güte und stillen Treue und Aufopferung.

Hingerissen und ergriffen vom Passionsspiel in Oberammergau, schuf sie den Roman ‚Am Kreuz' (1890). Da wirft sie in dem bewegt geschriebenen Vorwort einen Blick auf die letzten Jahrhunderte zurück, in denen eine auffallende Bewegung durch die europäische Menschheit gegangen sei, eine Bewegung: Weg von Christus, weg vom gekreuzigten Gott. Aber eben diese Menschheit kommt doch nicht von der geheimnisvollen Macht dieser göttlichen Leidensgestalt los. ‚Immer wieder steht sie vor uns, die Gestalt mit der Dornenkrone und dem wehmütig fragenden Blick. Und mit einem Schlag fliegen dieser Heilandsgestalt wieder die Herzen zu; aus allem Rausch des menschlichen Erkennens und Wissens heraus wirft sich die Menschheit schluchzend nieder vor der blassen Pflanze des Nazarenertums und streckt sehnsüchtig die Arme nach dem rohen hölzernen Kreuze aus, an dem sie blüht.' Und das ist ihre heiligste Überzeugung: ‚Die, welche den Gottessohn sehen wollen, sehen ihn auch heute noch, und die ihn suchen wollen, — finden ihn heute noch.'

‚Es ist ein eitler Wahn, auf Frieden zu hoffen, wo noch eine Entwicklung stattfindet.' So schrieb sie in dem Roman ‚Ein alter Streit' (1895). Sie erklärt als eitlen Wahn, auf Erden, wo alle Dinge und das ganze Menschenleben fortwährend in Entwicklung sind, endgültigen Frieden finden zu wollen. Als sie das Leben eines Armen beschrieb, der dem Geschrei der Freiheit und der Welt nachzog und durch alle Irrungen hindurch immer wieder diesem Phantom nachjagte und die Freiheit doch nicht fand, nicht auf den lärmenden Gassen des Lebens, nicht in den lauten Versammlungen und nicht in den revolutionären Büchern, sondern erst, als er wieder zu stiller Frömmigkeit und zur Buße und zu neuem Christusglauben zurückgekommen war, da schließt sie diesen spannenden Roman ‚Ein Sklave der Freiheit' (1903) mit den Worten: ‚Wie der Jubelruf der Lerche, die der blutgetränkten Furche des Schlachtfeldes entstiegen, kommt es aus seiner Brust: Jetzt bin ich frei!'

Frau von Hillern lebte und schuf gleichzeitig mit so namhaften Vertreterinnen des Frauenromans wie der Gräfin Hahn-Hahn und ihrer Antipodin Fanny Lewald, und mit der Marlitt; dem Ernst und der Gediegenheit ihres Schaffens

nach steht sie den Erstgenannten näher als dem Abgott der Gartenlaubeleserinnen an. An Kraft des Geistes und sittlichem Ernst des Strebens hat sie die Marlitt weit überragt.

Dr. Alois Roeck.

Charlotte Lady Blennerhassett ist am 9. Februar nahezu vierundsiebzigjährig in voller Frische ihres glänzenden Geistes aus dem Leben geschieden, nachdem sie kurz zuvor ihren Freunden und der Welt noch eine literarische Gabe gereicht hatte, über die zu ihren Lebzeiten hier zu sprechen mir eine besondere Freude gewesen wäre. Nun schattet tiefe Trauer in all den vielfarbigen Glanz ihres letzten Buches, dessen Reichtum und Mannigfaltigkeit ein Abbild ist ihres in vielen Welten heimisch gewesenen Geistes. Wechselfälle des Lebens und persönliche Neigung hatten ihr, wie sie in dem Vorwort schreibt, auch die Fremde zur Heimat werden lassen. Aber sie hatte nie aufgehört, sich ‚als Deutsche zu fühlen und zu geben', am wenigsten dann, wenn sie fern dem Vaterlande gewesen. Diese charaktervolle Haltung, auch von ihren Freunden und Bekannten im Ausland geschätzt, gibt ihrem Buche, das, wie schon der Titel ‚Literarhistorische Aufsätze' (Oldenbourg, München und Berlin 1916) andeutet, sich durch stoffliche Vielseitigkeit auszeichnet, eine schöne geistige Einheit. Die tiefste und innerlichste Einheit aber, die ihr gesamtes Schaffen verklärt, stammt aus ihrer religiösen Weltanschauung, die die des kirchlichen Katholizismus war. Nicht immer vielleicht trat diese Weltanschauung so geklärt und gereift hervor, wie in den literarischen Arbeiten ihrer letzten Jahre, aber niemals hat sie sie verleugnet, was hervorzuheben gerade jetzt um so mehr Pflicht ist, als ein namhafter protestantischer Kritiker in einer Besprechung des vorgenannten Werkes den Irrtum begeht, sie als altkatholisch zu bezeichnen (‚Lit. Echo' vom 15. Febr.). Eine Studie aus berufener Feder wird das Leben Lady Blennerhassetts, das an inneren und äußeren Kämpfen, Leiden, Enttäuschungen nicht minder reich war als an Erfolgen, Glücksfällen und ungewöhnlichen Schicksalswendungen, in diesen Heften schildern und dabei auch in bezug auf die Seelengeschichte dieser ungewöhnlichen Frau die mannigfachen Mißverständnisse zerstreuen, wie sie in dem angeführten Urteil zum Ausdruck kommen. Die geistigen und geschichtlichen Horizonte, in denen Lady Blennerhassett lebte, waren in vieler Beziehung für unsere politisch wie kirchlichpolitisch eingeengte deutsche Gegenwart und jüngste Vergangenheit zu groß, als daß die offene und ungeschminkte Art, mit der sie die Dinge beim rechten Namen nannte, überall richtig hätte verstanden werden können. In warmer Freundschaft mit Döllinger verbunden, hat sie auch später, als sie auf seinem Wege nicht weiter ging, aus ihrer Anhänglichkeit und dankbaren Gesinnung nie ein Hehl gemacht, ebensowenig wie sie sich scheute, die mannigfachen geistigen Beziehungen zu Lord Acton und Franz Xaver Kraus jederzeit und aller Beargwöhnung zum Trotz zu betonen. Aber gerade diese innere Unabhängigkeit von den Meinungen und Urteilen des Parteilebens ließ ihre kirchliche Bekenntnistreue allen denen, die sie näher kannten, nur um so echter und unerschütterlicher erscheinen, wie sie denn auch im engeren Kreise ihrem Glauben oft einen vollkommen schlichten und ungewundenen Ausdruck zu geben liebte. Infolge dieser ihrer Stellung außer und über allem, was mit den äußeren Interessen des Parteiwesens zusammenhing, fehlte ihr gerade auf katholischer Seite leider jene Gefolgschaft, welche anderen, die eine um vieles geringere Macht im geistigen Leben darstellen, oft ausgiebig geleistet wurde. Ihr Denken war ausschließlich historisch gerichtet. Allem Spekulativen und Theoretischen war sie ab-

hold. Ein auszeichnender Zug ist ihre tiefe Gerechtigkeitsliebe, die sie jedoch nicht hinderte, ihren Sympathien und Antipathien starken Ausdruck zu geben. Vor wirklicher Größe empfand sie Hochachtung auch dann, wenn sie den Standpunkt nicht teilen konnte und widersprechen mußte. Diese Eigenschaften treten wohltuend gerade in ihrem jüngsten Buche, den literarhistorischen Aufsätzen, hervor. Wir haben kein deutsches Buch auf katholischer Seite, worin so gescheit, charaktervoll und überlegen zu den Größen der modernen ausländischen Literatur und Dichtung Stellung genommen ist wie hier. Lady Blennerhassett hatte Verständnis für die Widersprüche des Lebens, die gerade dort oft am meisten fühlbar werden, wo das Leben sich am glühendsten zusammendrängt, in der Brust des künstlerischen Menschen. Ihren Standpunkt pflegt sie fast nie in kontradiktorisch zugespitzten Gegenbehauptungen zu wahren, er ergibt sich vielmehr jeweils ganz unpolemisch durch die Art, wie sie charakterisiert, und durch die Grundsätze, auf denen ihr Urteil sich natürlich aufbaut. Beispiele hiezu bietet das genannte Buch in reichem Maße. Die Aufsätze über George Eliot, Gabriele D'Annunzio, über die Ethik des modernen Romans und über moderne spanische Romandichter enthalten eine Fülle feiner Bemerkungen, wie nur reiche Lebenserfahrung in Verbindung mit dem Glauben an eine verpflichtende absolute Wahrheit sie zu zeitigen vermag. Eine eindringende Würdigung dieser letzten Veröffentlichung wird dies im einzelnen demnächst dartun und das Bild ihrer literarischen Art, den Lesern des ‚Hochland' aus zahlreichen Beiträgen zu dieser Zeitschrift ohnehin bereits vertraut, ergänzen und abrunden.

Wie ich persönlich eine Freundin, so verliert das ‚Hochland' in der Verewigten eine Mitarbeiterin, wie nur seltene Umstände und die Vereinigung der glücklichsten Eigenschaften sie hervorbringen und bescheren können. Dem von ihr vorbildlich Geleisteten nachzueifern wird die beste Ehrung sein, die unsere Trauer um ihren Verlust ihr darzubringen vermag. Wie anders auch wären jetzt, wo so viel unerfüllte Zukunft ruhmlos stirbt, diejenigen zu ehren, die vollenden durften!

M.

Achim v. Arnim über die deutsche Sprache. Wohl hatte die Aufklärung zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts dazu beigetragen, daß das Grundelement des künstlerischen Erlebens vergangener Zeiten, das in sich schlicht und einfach ruhende Lebensgefühl, getragen von einem demütigen, hingebenden Vertrauen an die von einem gütigen Gott regierte Welt, sich zersplitterte, daß die Philosophie in den einzelnen Disziplinen voneinander geschieden nun auf getrennten Wegen Ergebnisse suchte. Doch gerade in den Tagen, da die Allgemeinheit, das Volk in seiner Gesamtheit, litt infolge des nationalen und politischen Zusammenbruchs, sammelte sich das zersplitterte Gefühl wieder zu einem Mittelpunkt. Hiervon zeugen als äußere Erscheinungsform einfache Volkslieder, die damals ihre Wiedergeburt erlebten. Wie es in solchen schweren Tagen immer zu geschehen pflegt, wurde die allgemeine Losung: ‚Der einzelne trete zurück, es lebe die Allgemeinheit!' Was früher jeder einzeln gedacht, gefühlt und erstrebt hatte, wurde nun einerseits unmittelbar in den Tiefen der Seelen zu einem großen Ganzen zusammengeführt, andererseits mittelbar als Zweck erlebt, um das tiefgesunkene vaterländische Gebiet zu befreien.

Arnim erkannte aus den religiösen Anzeichen der Zeit, daß das Feld bereitet werden konnte, um aus der gereiften Saat das Ergebnis eines Sieges zu ernten. Aber auch dies erkannte er, in der unbewußten Tiefe seiner Seele,

in dem Geheimnisvollen und Unerkannten, in dem sich die künstlerische Konzeption vollzieht, daß er nur durch eine sachliche Darstellung, durch eine sachliche Schilderung von Menschen und Gegebenheiten, die eben in ihrer in sich ruhenden Hingebung an das allgemeine Wohl ihre Kraft zogen, irgendwelchen Einfluß haben würde, und so vermischte sich seine Tendenz mit der vielleicht minder großen Anlage seiner Künstlerseele. Aus diesem Sinne heraus schrieb er seine ‚Kronenwächter' und stellte in den Dienst seiner von ihm so hoch aufgefaßten Aufgabe besonders die Sprache, das Wort. Wie er die deutsche Sprache und ihre Bedeutung auffaßte, geht am besten aus einigen Briefen hervor, die er an Clemens Brentano schrieb. So schreibt er am 9. Juli 1802: ‚Der erste Punkt unserer Wirksamkeit ist die Anlage einer Druckerei, für das Volk in einem Lande, wo der Nachdruck erlaubt und das Papier wohlfeil ist; Kaiser und Könige müssen uns Privilegia geben. Die einfachsten Melodien von Schulz, Reichardt, Mozart und anderen werden durch eine neuerfundene Notenbezeichnung mit den Liedern unter das Volk gebracht, allmählich bekömmt es Sinn und Stimme für höhere, wunderbare Melodien. Dies zu erreichen, wird von dem Gewinst der Druckerei eine Schule für Bänkelsänger angelegt; man errichtet Sängerherbergen in den Städten und verbindet und lehrt ihnen die Schauspielkunst, es werden nun bessere musikalische, einfache Instrumente eingeführt. Wichtiger ist die Bearbeitung der deutschen Sprache für den Gesang in einer damit enge verbundenen Schule der Dichtkunst, die, wenn es nötig ist, in dem Schlosse Laufen beim Rheinfall eingerichtet wird. Hier wird die allgemeine deutsche Sprache erfunden, die jeder Deutsche versteht und bald von allen Völkern der Erde angenommen wird. Dies gibt den Deutschen einen Ton und eine enge Verbindung; jeder Streit zwischen ihren Fürsten muß sich selbst verzehren, weil der Deutsche gegen seine Brüder nicht zu Felde zieht, die Ausländer ihrer Unterstützung gegen sie beraubt, müssen ihnen verbündet, Deutschland der Blitzableiter der Welt werden.' Und am 4. April 1803 schreibt er von Paris: ‚O mein heiliges Vaterland, daß du mich hier noch in der Fremde begeisternd anhauchst, du hebst mich, treibst mich, zu dir hin lebe ich, fühle mich leicht wie eine Feder. Die Welt dreht sich, aber nur wo der Bernstein liegt, da wird sie elektrisch, da zieht die Feder hin, alle die kleinen Stäubchen hängen sich da an, alles Leichte, Spielende verbindet sich und gibt sich die Hände; und wäre auch noch kein Vers in der Welt, der erste müßte da erzeugt werden; und gäbe es auch noch keine rechte Sprache, da müßte sie erfunden werden.'

Adolf von Hatzfeld.

Theater

Berliner Theater. Innerhalb des ‚deutschen Zyklus', den Reinhardt in dieser Spielzeit vorbereitet und dessen wir schon Erwähnung taten, ließ er nunmehr des frühverstorbenen Georg Büchner berühmtes Haupt- und Jugendwerk — er schrieb es mit 21 Jahren — in Szene gehen: ‚Dantons Tod'. Der Ruf nach Büchner erschallt in der heutigen Generation immer lauter, und manche stehen nicht an, ihn neben Kleist zu stellen. Sie gehen in ihrer Anerkennung gewiß zu weit, denn gerade dieses Werk, das man zugleich das genialste des Darmstädters nennen muß, macht uns, mehr als seine andern, ‚Leonce und Lena' und ‚Wozzek', deutlich, woran es ihm im Verhältnis zu Kleist gebricht: d. h. an der divinatorischen Fähigkeit, den dichterisch lebhaft empfundenen Stoff und die ihm zugrunde liegende Idee, daran er sich diese entwickelnd als Form herausbilden soll, in Eins

zu verschmelzen. So bleibt er eher auf dem Range der Lenz und Hauptmann, wenn auch beide, zumal mit seinem stürmisch konzipierten ‚Danton‘ weit überragend. — Wenn man aber, wie einige es wünschen, von einer speziell deutschen Dramenform reden will, und diese in den Werken des Kleist, des jungen Goethe und Schiller und Shakespeare im besonderen zu sehen geneigt ist im Verhältnis zur antiken und klassizistischen, und diese sogar mit dem Wort ‚impressionistisch‘ bezeichnet, so wird man gut tun, die vollendeten Werke dieser letzteren, denen bei scheinbar äußerer Formlosigkeit die innere Form aus der streng durchgeführten Idee wuchs, zu scheiden von den undramatischen der Lenz, Büchner, Hauptmann. Man wird dann einen ähnlichen Unterschied entdecken wie zwischen den neueren französischen Malereien und den Werken Rembrandts, die auch im Vortrag ‚impressionistisch‘ sind, doch nicht im Sinne des dürftigen Zeitgeschmackes, der diesem peinlichen Schlagwort anhaftet, vielmehr ihre scheinbare Formlosigkeit in einem gewaltigen Gleichgewicht halten, das die Folge einer tiefen Lebens- und Weltanschauung ist, die in ihnen zum Ausdruck kommt. — Die Anlage zu solcher Größe ist nun zweifelsohne im Büchnerschen ‚Danton‘ nicht zu verkennen, doch es bleibt mehr nur bei der aus dem Gefühlssturm entsprungenen Geste, und so erstaunlich klug der 22jährige auch über das Wesen der Revolution und das Leben, wie es ihm in solchem Drange scheint und nach seiner Meinung nicht sein soll, aus dem Munde der Robespierre, Danton, St. Juste, Desmoulins philosophiert, so gelingt es ihm doch nicht, das Wesen der Zeit im Schicksal der Gestalten dramatisch zu entwickeln. Seine Gestalten halten Vorlesungen auf dem Katheder, und die menschlichere Lebensanschauung Dantons scheitert schließlich an der grausam-trocken-moralischen des Tugendphilisters Robespierre, dem St. Juste wie ein fast perverser Anatom beisteht und dessen Ansicht in dem Satz gipfelt: ‚Es scheint in dieser Versammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort Blut nicht wohl vertragen können.‘ — Wie so mancher jugendlich-genial: Schwärmer nach ihm, so hat Büchner sein Herz am Wesen der französischen Revolution entzündet, sie irrtümlicherweise für eine die Freiheit der Menschheit ankündigende Tat haltend, während sie im Grunde nichts anderes war als der zusammenbrechende Abschluß einer französischen Geschichts- und Gesellschaftsepoche und aus diesem ihrem Wesen heraus dann das Leben selbst für eine Anarchie und einen Widersinn erklärt; aber er hat die Einzelvorgänge erfaßt in Bildern, wie sie nur einem großen Künstler gelingen, ähnlich der malerischen Wucht der gleichzeitigen französischen Romantik, und in mehr als einem Szenenbild wird man an die gefühlvoll-rauschende Kraft eines Géricault erinnert, dessen früher Tod ein unserem Dichter verwandtes Schicksal beschloß. — So ist die Aufführung dieses Dramas, zumal unter einer so meisterhaften Inszenierung wie der Reinhardts, immerhin als ein Verdienst und ein Genuß zu bezeichnen. — Die Inszenierung war, zumal nach der koloristischen Seite hin, eine Glanzleistung. Das, was ich mit der malerischen Kraft und Wirkung der französischen Romantik an dem Stück verglich, hatte Reinhardt ins Rembrandtsche gesteigert: Die Vorgänge waren gewissermaßen auf Schwarz-Rot-Gold gestimmt und durch Belichtung der Hauptfiguren Bilder von schreckhafter Größe und Tiefe erzeugt. — Büchners Werke werden nie in den Unvergänglichkeitsschatz der deutschen Literatur aufgenommen werden wie die Kleists, aber ein Stück unsterblicher Jugendlichkeit lebt in diesem ‚Dantonstod‘, das ihn für die Bühne lebendig erhalten könnte. — Unter den Schauspielern traten mit trefflichen Leistungen hervor: Decarli-Robespierre, Bonn-Danton, Kraus-St. Juste; die

Frauenrollen sinken daneben zu Episoden herab. — Das Stück bietet zudem seiner Anlage nach dem Regisseur mehr Gelegenheit als dem Schauspieler, seine Talente ungewöhnlich zu entfalten.

Neben dieser Revolutionstragödie des shakespearisch schwerfälligen Deutschen die heitre, südlich-sonnige, champagnerprickelnde Revolutionskomödie „Figaro" des Franzosen Beaumarchais an der gleichen Stätte; diese Liebeskomödie, in der die Rechte des Eros, die Süßigkeiten des Daseins und unter losem Gewande und Vorwande gesellschaftliche Rechte und Freiheiten nicht minder scharf, bissig und geistreich verteidigt und erstritten werden. Zwar hat das Stück seinem äußeren Zuschnitte nach etwas Burleskes, Possenhaftes, es ist wie geschaffen zum Opernlibretto, doch zeigt sich darin gerade der französische Urgeist, jener Geist, der die ganze verfeinerte Kultur des achtzehnten Jahrhunderts schuf, die die blutige Revolution in Trümmer schlagen sollte; aber von diesem Revolutionsgeist lebt schon ein gut Stück in diesem „Helden" Figaro, nur mit positiveren, lebensvolleren, fröhlicheren Zielen. Dieser Figaro ist eine so bürgerliche Verkörperung des Franzosentums, wie Molières Don Juan — dieser Gegensatz zum deutschen Faust — eine solche nach der aristokratischen ist. Aber Figaro ist vielleicht umfassender, eben weil er das Wesen der breiteren Schichten darstellt. Ohnehin nicht so tief wie Molière, ging von dem tieferen Gehalt Beaumarchais' in der allzu possenhaften Aufführung bei Reinhardt, wie nicht selten bei seinen klassischen Lustspielen, einiges verloren, zudem es ihm in der Hauptfigur an einem geeigneten Darsteller mangelte: Pallenberg ist zu schwerfällig, ihm liegt die schwarzgallige Komik des „Eingebildeten Kranken", das Mozartisch-Heitere dieser Gestalt ist ihm versagt, und so kam das Tänzerisch-Leichte des südlichen Geistes, das uns abgeht und das Nietzsche an der romanischen Kultur so anzog und uns wünschte, seinem eigensten Wesen nach nicht zur Geltung, wie es ohnehin schon in der Reinhardtschen Aufmachung ein wenig verflachte. Aber immerhin ein genußreicher Abend und belehrend als Zukunftsblick für das, was uns an positiven Lebenszielen und Lebensbejahung not tut.

Von „Figaro" zu Anton Wildgans' „Armut" ist ein Schritt wie aus dem sonnigen Vogelgezwitscher des Sinnenfrühlings in den grauen Hofwinkel eines Siechenhauses, in dem die bezahlte, nicht die freitätige Barmherzigkeit Krankensuppen kocht. Selten hat ein Stück, trotz aller unverkennbaren Begabung des Dichters, auf den Zuschauer einen so unangenehmen Eindruck hinterlassen. Das Stück ist eine Doppeltheit an Überlebtem und Zukunftsvollem in Form und Inhalt, und man ist der Empfindung, der Dichter sei identisch mit seinem jungen Helden, dem deklamierenden Gymnasiasten und Beamtensohn, dessen reich angelegte Seele in der dumpfen Atmosphäre des Unfriedens der verunglückten elterlichen Ehe die Flügel nicht zum freien Wachstum regen kann. Die Tochter eines verarmten Offiziers heiratet einen kleinen Postbeamten, der stets kränkelt und einen Teil des Einkommens für seine Krankheit verbraucht: Das erzeugt eine Strindbergatmosphäre von Reizbarkeit und Haß, nur kleinlicher, dumpfer als bei Strindberg, denn Wildgans ist nicht in der Lage, die luziferische Flamme der großen Bosheit aus den leidenden Seelen zu schlagen, begleitet vielmehr die Vorgänge mit weinerlicher Armeleute-Melodramatik. Und so gibt er noch schiefere Blicke ins Leben mit diesem Teil längst überwundener Milieuschilderung seines Werkes. Im zweiten Teil hebt er sich zum betrachtenden Dichter empor und gleitet auch formal aus der Prosa mehr und mehr in die Verssprache über, versucht, sich zum Gedankendichter aufzuschwingen. Doch bleibt er uns auch hier noch zuviel schuldig. Man ist der Emp-

findung, er selber stecke noch zuviel in diesem Stoff, der ihm vielleicht ein starkes Jugenderlebnis war, als daß er ihn bis zu der einfachen Erkenntnis überwinde: Wir sind genau so arm oder reich, wie weit die Kraft unseres Herzens reicht. Mit dieser Erkenntnis freilich wäre für den Dichter der Stoff als solcher erledigt, bedeutungslos, oder höchstens ein Vorwand, das Gegenteil voll und glänzend darzustellen. Der naturalistische Milieudichter war aber in Wildgans noch zu stark, so daß er der Schilderung der unerquicklichen und fruchtlosen Misere einen zu breiten Raum gab. Selbst der einzig Zufriedene in dem Stück, von dem etwas von der notwendigen Lebensglückssonne ausstrahlt, der leidende Vater, der unschuldige Urheber und Verschulder dieser dumpfen Kleinbürgertragik, ist kein reines Beispiel echter Lebensfreudigkeit, wie sie auch in engen Verhältnissen aus warmem Herzen blühen kann und soll. Als gestaltender Dichter wie philosophierender Denker hat der Urheber des Dramas noch zu viel von dem zweifelsohne talentvollen, aber doch nach jeder Richtung noch unreifen, deklamierenden Gymnasiasten, dem ‚Ideenträger' seines Dramas. In dem Rankenwerk der Nebenfiguren zeigt sich die Begabung nicht minder, und gerade in der für uns heute belanglosen Naturalistenart, der man um 1890, zur Zeit der ersten Hauptmann-Triumphe, gewiß lebhafte Anerkennung gezollt hätte. So gehört der Dichter, trotz seiner Jugend, mit der einen Hälfte seines Wesens einer überwundenen Zeit an und läßt mit der anderen eine reichere Zukunft ahnen, nach Form wie Inhalt; nach der Form heute schon in sichtbareren Umrissen denn an Lebensinhalt. — Gespielt wurde durchaus trefflich von den Herren Deutsch, Licho, Gregory und Rosa Bertens und auch den Vertretern der Nebenrollen.

Rudolf Klein Diepold.

Eine Literaturkomödie. Es ist wahrlich seltsam, daß der Literaturbetrieb unserer Tage noch nicht zur Satire herausgefordert hat. War der Mut zu gering? Die suggestive Macht des Anhängergeredes zu groß? Oder hat ein jeder mit der Behauptung seiner Stellung gerade genug zu tun? — In früheren Zeiten fuhren die Dichter sich doch ergötzlich oft in die Haare, und das Publikum hatte noch den Gewinn dabei, daß es die Schwächen seiner Günstlinge belehrend erleuchtet sah. Heute aber ist es sehr still in der Literatur, und man empfand diese Stille eigentlich erst, als sie **Hanns von Gumppenberg** mit seiner Komödie ‚**Der Pinsel Yings**' unterbrach. Durch ergötzliche Übertreibungen dichterischer Eigenart oder Unart hatte Gumppenberg ja schon lange ein besonders geartetes nachfühlendes Talent bekundet. Er hatte nicht den Ehrgeiz, als schöpferischer Dichter zu gelten, sondern fühlte sich eher als summende Hornisse, die den spanischen Tritt gewisser Pegasusse in ordnungsloses Ausschlagen verwandelte. Immerhin aber beweist seine Komödie, die im Januar am Weimarer Hoftheater ihre Uraufführung erlebte, daß er als geschickter Dramatiker ebensowohl eine Rolle spielen könnte wie viele andere, die zu hohen Aufführungsziffern gelangen. Nur daß dies mit der modernen Literaturkomödie in chinesischem Gewand nicht gut glücken kann. Sie verlangt ein ausgesprochen literarisches Publikum, das ja immer nur einen kleinen Teil des Theaterpublikums überhaupt bildet. Und ob man gerade in Berlin oder München unter diesem literarischen Publikum genügend Humor hat, um sich verspotten zu lassen, ist eine vor der aufklärenden Probe schwer zu entscheidende Frage. Denn Gumppenberg verschont mit seiner Satire weder den Dichter noch den Kritiker noch das Publikum. Freilich nur gewisse Dichter, gewisse Kritiker, ein gewisses Publikum. Aber wer

kann wissen, ob nicht gerade er zu diesen ‚gewissen' Leuten gehört? — Nach dem Scherzgedicht eines vor 50 Jahren gestorbenen Humoristen Adolf Ellisen hat Gumppenberg drei gute Akte gebaut, in denen folgendes geschieht: Im alten China wird eine Dichterprüfung abgehalten, an der richtend der Kaiser, die Minister, das Volk teilnehmen. Der gefeiertste Dichter bekommt die Würde eines ‚Kwangyüen' und ein Barett mit zwei Pfauenfedern. Die Bewerber lesen ihre Gedichte vor, und Tschu-fu hat das Pech, die Zuhörer mit seinem Lehrgedicht in Goldschnitt in Schlaf zu versenken. In der Wüste, die er verzweiflungsvoll fliehend erreicht, will er selber sich noch einmal an seinen erhabenen Versen begeistern, versenkt einen horchenden Drachen ebenfalls in Schlaf, und dieser Erfolg wird sein Glück. Denn der Drache bewachte den Dämon des Zufalls, Ying, der nun frei wird und aus Dankbarkeit dem Dichter eine Rohrfeder schenkt, mit der er ein einziges Mal ein gutes Gedicht schreiben darf. Dieses Gedicht erhält nun den Preis. Tschu-fu wird Kwangyüen und kann nun schreiben, was er will, Publikum und Kritik wird es immer gut finden. Ein Beispiel beweist es. Aus einigen in der Angst sinnlos zusammengestoppelten Sätzen liest das Dichtergericht den schönsten Tiefsinn heraus, jeder natürlich einen anderen Tiefsinn, und das Publikum bekommt vor Ah! und Oh! den Mund überhaupt nicht mehr zu. ‚Es muß doch etwas daran sein, wenn der Mann einmal den Schillerpreis bekommen hat!' — Das Ganze ist mit erstaunlich lockerer Hand geschrieben, voller Witz (im besten Sinne) und ist dramatisch so gut gemacht, daß eine richtige Spannung erzeugt wird, die sich zum Schluß befriedigend löst.

Herwig.

Musik

Das deutsche Kunstlied als Träger deutschen Geistes. Das Wort ‚Lied' als Bezeichnung einer musikalischen Kunstform läßt sich bekanntlich nicht in fremde Sprachen übersetzen. Mit Chanson, Canzone, Song u. dgl. erscheint seine eigentliche Bedeutung so wenig erschöpfend wiedergegeben, daß z. B. der Franzose für das Schubertsche Lied schlankweg ‚Le Lied de Schubert' sagt. Das ist eine an sich unbedeutende Äußerlichkeit; doch liegt ihr ein tiefer Sinn zugrunde, insofern nämlich das Kunstlied tatsächlich die ‚deutscheste' Form ist, die die Musik kennt. Volkslieder gibt es bei allen Nationen, aber jene stilistische Hebung, jener gesteigerte Ausbau des lyrischen Typs, der eben den Begriff des Kunstliedes ausmacht, ist in Deutschland allein zu solcher Entwicklung gelangt, daß ihm auf die Dauer führende Bedeutung für das heimische Musikleben und darüber hinaus zukam.

Wo es in der deutschen Musikgeschichte einen Wendepunkt gibt, greift das Kunstlied bestimmend ein: es steht an der Wiege kunstgemäßer Musik in Deutschland überhaupt, es wird die bevorzugte Form erster Blütezeit deutscher Tonkunst im 16. Jahrhundert, da Luthers Freund Ludwig Senfl, der ‚Franz Schubert des polyphonen Kunstliedes', seine ebenso tief empfundenen wie kunstvollen Gebilde schuf, es half zu Ende des Dreißigjährigen Krieges mit den Weisen von Heinrich Albert, dem Vater des einstimmigen begleiteten Kunstliedes, am Wiederaufbau vaterländischer Geisteskultur kräftig mit, es leitete im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts den von der italienischen Fremdherrschaft zum deutschen Klassikertum führenden Umschwung ein, der sich an die Liedschöpfungen des Sperontes und Genossen knüpft, und es festigte endlich den Höhepunkt dieses deutschen Klassikertums selbst mit den dem Schaffen Beethovens an die Seite tretenden Meisterwerken Franz Schuberts. Getreulich hat das ganze 19. Jahrhundert des Schubertschen Erbes gewaltet, und Schumann, Franz, Jensen, Cornelius, Brahms, Liszt, Wolf, Strauß

— nicht zu vergessen des Balladenmeisters Karl Löwe sowie etlicher kleinerer Talente — haben den Schatz des deutschen Kunstliedes weiter ins schier Unübersehbare bereichert.

Dieser Reichtum darf in einer Zeit, wo ‚vaterländische Kunst' die allgemeine Parole ist und sein muß, ganz besondere Wertung fordern; im deutschen Liederschaffen wurzeln heimische Geisteskräfte, die heute gewichtiger denn je zu unserm Herzen sprechen können. Leider aber fehlt es, wie in manchem Punkt unserer geistigen Mobilmachung, so auch hier an der rechten Tatkraft. Wird das deutsche Kunstlied gegenwärtig wirklich gebührend gepflegt? Ich glaube, die Antwort muß rundweg verneinend lauten. Nicht etwa deshalb, weil in den Konzerten, die nun einmal die grundlegenden Faktoren unseres Musiklebens sind, zu wenig Lieder überhaupt gesungen würden, sondern weil die ganze Art dieser Liedpflege unvollkommen, d. h. durchaus einseitig ist. Das kann leider nicht bestritten werden, selbst wenn man sich dabei von vornherein auf den Standpunkt der beschränkten Möglichkeiten der Kriegszeit stellt. Es braucht z. B. gar keine Rede zu sein von dem schon oft kundgetanen Wunsch, unsere Chorvereine möchten sich etwa des mehrstimmigen deutschen Kunstliedes der Senflzeit in umfassenderer Weise annehmen: der Verwirklichung solcher Reformgedanken mögen im Augenblick tatsächlich organisatorische Schwierigkeiten im Wege stehen, die ihre Nichterfüllung entschuldbar erscheinen lassen. Wir denken jetzt vielmehr mit Verzicht auf alle kühn weiterschweifenden Ideen ‚historischer' und ähnlicher Bereicherungen lediglich an die Pflege des einstimmigen Kunstliedes des 19. Jahrhunderts in unseren Konzertsälen. Auch dieser gegenüber bleibt der Vorwurf der Einseitigkeit durchaus zu Recht bestehen. Es ist ja schon oft darauf hingewiesen worden, aber es kann nichts schaden, gerade unter den jetzigen Verhältnissen wieder einmal den Finger darauf zu legen: was aus dem überreichen Schatze neuerer musikalischer Kunstlyrik in den Konzertsälen zum Leben erwacht, ist eine verschwindend kleine Auswahl noch nicht immer einmal des Besten. Gleichviel, ob sich's nun um Schubert oder Schumann, um Cornelius, Brahms oder Wolf, um Löwe oder Liszt handelt: was gebracht wird, sind immer nur ein Dutzend oder, wenn's hoch kommt, ein paar Dutzend ‚Lieblingsstücke', die ein Konzertgeber dem andern nachsingt und auf die das Publikum so gewissermaßen ‚geeicht' wird. Und dabei hat Schubert allein über 600 Lieder geschrieben. Man ruft nach ‚zeitgemäßer Kunst' vaterländischen Charakters und versucht sich deshalb um die Wette in Gelegenheitsliedern, von denen die eine Hälfte gut gemeint und die andere auch nicht viel besser ist. Damit ist garnichts gedient. Zeitgemäß ist heute ein Kunstwerk nicht dann, wenn es in üblen Versen und kitschigen Leierweisen von Hindenburg oder von der Vogesenfront singt, sondern zeitgemäß ist es, wenn es echte, rechte deutsche Schöpferkraft kundtut, aus deutschem Wesen geboren ist und deutsches Gefühl atmet. Macht Entdeckungsreisen in Franz Schuberts Liedern oder in Karl Löwes Balladen, da werdet ihr solche ‚zeitgemäße' Kunst in herzerfreuender Fülle finden, von der sich bisher eure bei den Müllerliedern und beim ‚Douglas' Halt machende Konzertweisheit kaum etwas träumen ließ! Wird der erfrischende Sturm, der über das Land deutscher Geisteskultur in diesen Tagen dahinfegt, auch in diesem Punkt mit alten, von Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit errichteten Hindernissen aufräumen? Erst dann kann das deutsche Kunstlied in vollem Maße als das wirken, was es ist: als Träger deutschen Geistes.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes

Die Sprache der Rumänen. Die heutige Sprache eines Volkes ist in gewissem Sinne dessen versteinerte Geschichte. Je wechselvoller und beziehungsreicher die Entwicklung eines Volkes verlaufen ist, desto buntfarbiger stellt sich der Sprachschatz dem Forscher dar. Ein besonders lehrreiches Beispiel bietet uns hiefür die rumänische oder, wie man sie früher nannte, walachische Sprache. Überblicken wir nämlich ihr heutiges Geltungsgebiet, das Königreich Rumänien (urspr. Moldau und Walachei) mit angrenzenden Teilen Ungarns und Rußlands (Beßarabiens) sowie der Balkanländer, so ziehen vor unserem rückschauenden Auge bunte Völkerbilder vorüber: Daker, Römer (101 bis 271 n. Chr.), Hunnen, Gepiden, Avaren, Slawen, Magyaren, Türken u. a.

Auf jenen ersten Einflüssen der überragenden römischen Kultur beruht das Wesen der heutigen rumänischen (romana) Sprache, als Zweig der romanischen Gruppe, zu welcher bekanntlich das Italienische, Rätoromanische (in Graubünden, Friaul u. a.), Französische, Rumänische, Provenzalische, Spanische und Portugiesische gerechnet werden. Dieser Grundzug war schon dem Papst Pius II. aufgefallen, der als Prälat (Äneas Sylvius Piccolomini) auch jene Gegenden kennen gelernt hatte. Er erklärt (ums J. 1450) die Sprache der Valachi als einen für Italiener kaum verständlichen sermo Romanus. Auch unser Opitz schreibt i. J. 1628 in seinen ‚Deutschen Poemata' (I, S. 91):

‚Doch ewre Sprach bleibt noch hier auf diesen Tag,
Darob sich dann ein Mensch gar billig wundern mag,

— — —

So nahe sind verwandt Walachisch und Latein.'

Einige Beispiele mögen dies beleuchten: an (annus) Jahr, aur (aurum) Gold, argint (argentum) Silber, cale (callis) Weg, cale ferrata Eisenbahn, saptamîna (septimana) Woche, salbatec (silvaticus im Wald lebend, franz. sauvage) wild, scrie (scribere) schreiben, pierde (perdere) verlieren, face (facere) tun. Freilich liegt die Abstammung nicht immer so offen; bes. bemerkenswert ist der Lautwechsel von ct in pt: lapte Milch, noapte Nacht, opt 8, fapta Tat, drept (directus) gerade, wie auch fürs Frz., Ital., Span., Portug. das ct unbequem war: lait, latte, leche, leite Milch. (Vgl. hiezu Betzinger, Kleine Parallelwörterbücher mit sprachgeschichtl. Fingerzeigen Bd. II roman. Spr., Verlag J. Groos, Heidelbg.) Die Liquidä l, m, n, r, erscheinen häufig vertauscht: cununa Krone, biserica (basilica) Kirche, cer (coelum) Himmel, asemenea (assimilis) ähnlich, fereastra Fenster. In fiu (filius) Sohn, muiere (mulier) Frau, iepure (leporem) Hase, ist l erweicht; in cal (caballus) Pferd, dator (debitor) Schuldner, nor (nubila, r = l) wurde b ausgestoßen.

Slawischen Ursprungs ist vor allem die bis 1870 üblich gewesene Schrift, eine Modifikation des heute noch im Russischen, Bulgarischen usf. angewandten sog. cyrillischen Alphabets, aufgestellt vom hl. Cyrillus, dem gelehrten Apostel der Slawen († 869). Heute gilt die lateinische Schrift. Dagegen erhielten sich zahlreiche Wörter slawischer Herkunft. So ist das beliebte Paradigma aller romanischen Sprachen amo, amas, amat, völlig verschwunden und durch iubì (russ. liubitj) ersetzt, was unserm Deutschen „lieb", got. „liufs" verwandt ist; auch vreme Zeit, bogat reich, vesel lustig, sluga Diener, slawa Ruhm, slab schwach (verw. mit „schlaff") u. a. stammen aus slaw. Wurzeln. Die zahlreichen slaw. Wörter der rum Liturgie erklären sich aus dem kirchenslawischen Einflusse. Dagegen hat sich das lateinische Dominus Deus im rum. Dumnezeu (Gott) erhalten, während alle slaw. Sprachen das altindische Bhagas (Zuteiler) für den

Gottesbegriff verwenden, so Bog (russ. poln.), Bouh (tschech.). Auch die Wochentage folgen der lat. Bezeichnung: Duminica, Luni, Marti (spr. zi), Miercuri, Joi, Vineri, Sîmbata.

Doch, um den Leser nicht zu ermüden, wollen wir aus den albanesischen, griechischen, türkischen und magyarischen Gästen des rumänischen Wörterbuches nur zwei Magyaren vorstellen, zugleich als Belege des rumänischen Formenreichtums: oras (spr. orasch) vom mag. város, Stadt — neben cetate (civitas) und betegos (mag. beteg) krank — neben bolnav (slaw. bolnoi). —

An die sog. agglutinierenden Sprachen erinnert die Anhängung des aus ille illi, illorum usw. entstandenen Artikels am Schlusse des Wortes: z. B. vecin (Nachbar). vecinul (der Nachbar); vecinului (des, dem N.); Plural: vecinii vecinilor. Im Femininum: stea (Stern), steaua (der Stern uff.). — Viel Freude bereiten dem Anfänger diese Deklinationsformen, deren man gegen hundert zählt, kaum — so wenig wie die Konjugationen.

Die Aussprache, deren Eigenheiten, z. B. î, ea, oa, nur mündlich darstellbar sind, ähnelt teils dem Ital. (ge, gi = dsche, dschi; ce, ci = tsche, tschi; ghe, ghi, che, chi = gje, kje usw.) teils dem Frz. (z = s; j = sch). Besondere Zeichen sind t, s mit Cédille (wie frz. portug. ç), gesprochen tz, sch. —

Es ist vielleicht dem aufmerksamen Zeitungsleser nicht unwillkommen, hier einige rumänische Zeitungstitel erläutert zu finden: Dreptatea (drept frz. droit) die Gerechtigkeit, Adevarul (verus) die Wahrheit, Seara (sera, frz. soir) der Abend, Dimineata (de mane, frz. demain) der Morgen, Steagul die Fahne, Opinia die Meinung, Libertatea die Freiheit.

Bezüglich der Literatur für den Werdegang der rumänischen Sprache gibt Dr. Zauner in ‚Rom. Spr.' (Sammlung Göschen Nr. 128, 250) gute Fingerzeige, wobei jedoch nun zu Gartner (S. 7) das Etymol. rumän. Wörterbuch von Dr. Puscariu und das Etym. roman. Wörterbuch von Prof. Meyer-Lübke nachzutragen ist. Praktischen Zwecken dienen die Lehr- und Wörterbücher des Rumänischen aus den bekannten Verlagen von J. Groos, Heidelberg und von Langenscheid, Berlin.

B. A. Betzinger.

Neues vom Büchermarkt

Literaturgeschichte und Dichtung.

Wer heute nicht vom Standpunkt des Gelehrten aus, sondern mit dem Interesse des Kulturpolitikers den Werdegang unserer Literatur betrachtet im Hinblick auf die Erfüllung ihrer gegenwärtigen und künftigen Aufgaben, dem wird hierbei die kleine Schrift **‚Deutsche Dichtung'** von Friedrich Lienhard (Nr. 150 der Sammlung ‚Wissenschaft und Bildung', Verlag Quelle & Meier, Leipzig 1917) den Dienst übersichtlicher Orientierung leisten können. Aber als das Werk eines Dichters leistet sie darüber hinaus noch mehr, indem sie, den Lienhardschen Standpunkt als richtig angesehen, auch eine Auffassung vermittelt, die sich ebensowohl auf das Wesen der Dichtung wie auch auf die Lösung der aus diesem Wesen sich ergebenden Aufgaben erstreckt. Lienhard schickt seinen Betrachtungen eine kurze Darlegung vom Wesen der Dichtung voraus. Dementsprechend ist seine Teilnahme hauptsächlich auch solchen Zeitabschnitten unserer Dichtung zugewendet, wo dieser Auffassung besondere Erfüllung wird. Ihm ist Dichtung Lebensausstrahlung, ihr Zauber einer Erklärung nicht zugänglich, Form nur das Lichtgewand, in das sich die dichterischen Erlebnisse kleiden. Nur der schulgebildete Verstand und das gelehrte ‚Literaturaufsehertum' mag die Form losgelöst vom

Inhalt betrachten. Geschichte der Dichtung ist vor allem Geschichte der dichtenden Persönlichkeit und ihrer Lebensausstrahlung. Unter diese positive und synthetische Betrachtungsweise ist der rasche Gang durch unsere deutsche Dichtung gestellt, auf dem Lienhard drei große Etappen einrichtet, die er im Gegensatz zu der bekannten Einteilung Scherers (das Jahr 600, 1200 und 1800 nach Christus) mit den alliterierenden, symbolisch gedachten Namen ‚Wartburg, Wittenberg, Weimar' bezeichnet. Auch hier sei ein Zahlenrhythmus gewahrt, indem sich die drei Epochen auf die Jahre 1200, 1500 und 1800 verteilen. Lienhard selbst empfindet, daß zwar das erste und dritte Sammelwort ohne weiteres verstanden werden, das Wort jedoch, das Luthers Auftreten und literarischen Einfluß umschreibt, nicht mit gleicher Selbstverständlichkeit zu wirken geeignet ist. Eine Verständigung ist jedoch nicht unmöglich, sobald man gewahrt, in welcher Weise Lienhard die Bedeutung dieser Epoche abgrenzt. Er läßt sie vor allem in der sprachschöpferischen Genialität Luthers und in der an sie anknüpfenden Entwicklung des Kirchenliedes und des Chorals gipfeln, wie letzterer sich in enger Verbindung mit dem Wort in den Musikschöpfungen eines Bach ausspricht. Hier muß tatsächlich jede konfessionelle Befangenheit zurücktreten vor der Erkenntnis, daß die Sprache Klopstocks, Goethes und Schillers ihre Wurzeln hat in jenem kraftvollen Deutsch, in dem das gewaltige Temperament Luthers sein gegenüber der Kirche revolutionäres Empfinden urwüchsig und echt ausströmte. —

In dieser Auffassung berührt sich der Lienhardsche Standpunkt mit demjenigen Wolfgang Golthers in dem Werk **‚Die deutsche Dichtung im Mittelalter 800—1500'** (Metzlersche Buchhandlung, Stuttgart 1912, 602 S., brosch. 6.75 M.). Auch Golther vertritt darin die Auffassung, daß für die Literaturgeschichte die altdeutsche Bibel sprachbildend keine Bedeutung hat, während die Luthers die Grundlage der neudeutschen Prosaschriftstellerei wurde. Das Golthersche Werk, durch seine gelehrte Absicht und durch die Beschränkung seines Themas mit dem Büchlein Lienhards natürlich garnicht zu vergleichen, ist ihm doch durch die ruhige und parteilose Auffassung und Darstellung in gewissem Sinne verwandt. Mit Recht hebt Golther hervor, wie die deutsche Dichtung vom Jahre 1500 an — zum Teil unter dem Einfluß der fremden Renaissanceliteraturen — jeden Zusammenhang mit dem Mittelalter verliert, bis ‚Herder und die Romantiker und die aus ihren Anregungen erwachsene Wissenschaft auch für den Dichter die alte Zeit wieder beleben'. Golther charakterisiert seine Arbeit selber durchaus richtig, wenn er sagt, daß sie die übersichtliche, zusammenhängende Erzählung der literarischen Entwicklung mit der Charakteristik der einzelnen Werke zu verbinden trachte und die wichtigsten altdeutschen Denkmäler dem Leser nach Form und Inhalt möglichst klar vor Augen stelle. Eine klare und vom modernen Gelehrtenjargon nicht belastete Sprache macht das Buch in angenehmer Weise lesbar auch für den gebildeten Laien. —

Unter den deutschen Stätten, die in der Geschichte der deutschen Dichtung durch viele Jahrhunderte hindurch eine Rolle spielten, ist Heidelberg von einem ganz besonderen Zauber dichterischer Erinnerung umwittert. Es war kein Musenhof wie die Wartburg oder Weimar, noch der Ausgangspunkt einer einmaligen, aber starken Bewegung, wohl aber ein Durchgangspunkt und eine Inspirationsquelle für viele poetische Geister durch viele Jahrhunderte hindurch. Somit konnte Philipp Witkop es unternehmen, **‚Heidelberg und die deutsche Dichtung'** (mit 6 Tafeln; Teubner, Leipzig 1916, brosch. 3,60 M.) als Titel zu wählen für einen lokal orientierten Gang durch die neuere deutsche Dichtung, von den Humanisten angefangen fast bis in die Gegenwart, die allerdings nur im Vorwort durch die Nennung einiger lebender Dichter hereingezogen ist. Der letzte in dem Buch behandelte Dichter ist Viktor Scheffel, mit dem sich das Bild der gastlichen Musenstadt geschichtlich am besten rundet. Wohl erklingt der Preis der alten Neckarstadt schon in den Liedern unserer ersten Minnesänger, wohl hat der Heidelberger Humanismus dort schon seinen Sitz aufgeschlagen mit den Dichtern Konrad Celtis, Paul Schede Melissus, wohl hat der Schlesier Martin Opitz dort schon begonnen, die deutsche Muse aus den Fesseln lateinischer Formen zu befreien und ist sie zum Geburtsort Zincgrefs, dem Herausgeber und Schildträger Opitzens, geworden; für unser modernes Bewußtsein lebendig wird dort das dichterische Leben aber doch erst, nachdem die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges und die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen ausgetobt haben und die deutsche Sturm- und Drangdichtung in einzelnen ihrer Vertreter, deren letzter und größter Schiller war, vorübergehend ihren Sitz daselbst aufgeschlagen hat. Aber erst mit Goethe, der mehrfach Heidel-

berg besucht und zuletzt dort mit Marianne Willemer, der ‚Suleika' des ‚Divans', tieferregte Tage verlebt hat, tauchen Heidelberg, seine Ruine und seine Landschaft in den Glanz der Dichtung ein. Es folgt der Höhepunkt des romantischen Dichterkreises, der mit den Namen Brentano, Arnim und Görres und in zweiter Linie Eichendorffs umschrieben wird und dem daher auch der verhältnismäßig größte Teil des Buches gewidmet wurde. Damit weitet sich auch der Gesichtskreis. Die geschichtliche Betrachtung muß notwendig über den lokalen Rahmen hinausgreifen, und es entsteht auf solche Weise ein mannigfaltiges, beziehungsreiches Bild der deutschen Dichtung jener Tage überhaupt. Die neueste Zeit, die Zeit der deutschen Freiheit von der Knechtschaft des Auslandes, hat in Max von Schenkendorff den vaterländischen Sänger geweckt, den nicht nur, wie einst Matthisson. wehmütige Trauer um die Ruine erfüllt, sondern der im Spiegel der Vergangenheit, wie sie die altdeutschen Gemälde der Brüder Boisserée darstellen, schon die Verheißung einer schöneren Wiedergeburt Deutschlands erblickt. 1817 weilte auch Jean Paul tiefergriffen von dieser Gemäldesammlung in Heidelberg. Von den späteren Dichtern, deren Leben und Schaffen mit Heidelberg verknüpft ist, führt uns Witkop außer dem bereits genannten Scheffel nur noch Lenau, Hebbel und Gottfried Keller vor. In Gedichten und Briefen, die mitgeteilt werden, kommen ihre Beziehungen zum Ausdruck. Witkops Buch liest sich leicht und angenehm, von allen genannten Persönlichkeiten ist es am wenigsten Joseph v. Görres gerecht geworden, der mit vorwiegend negativen oder einschränkenden Prädikaten bedacht ist.

In diesem Zusammenhang sei hier, einer eindringenden Würdigung vorgreifend, auf den 1. Band eines großen, stattlichen Werkes hingewiesen, das den Leser lange auf dem Heidelberger Schauplatz festhält: auf das auf zwei Bände berechnete monumentale Werk **‚Sulpiz und Melchior Boisserée als Kunstsammler'.** Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik von Eduard Firmenich-Richartz. Erster Band. Mit zwei Bildnissen in Kupferdruck (Diederichs, Jena 1916, 546 Seiten, brosch. M. 16,—). Zum ersten Male wird hier vornehmlich als Beitrag zur Kunstforschung, dann aber auch zur Erkenntnis des romantischen Geistes überhaupt das weitschichtige Material zu einer lesbaren und vielseitig anregenden Gesamtdarstellung verarbeitet. Wie damals die Romantiker ‚aus Resten auf die vorbildliche Höhe einer angestammten Kultur zurückschlossen', wie die Sammeltätigkeit insbesondere in Köln blühte, die Brüder Boisserée als ‚Urbilder eines neuen Sammlertyps' hervortreten, indem sie mit festen Grundsätzen ihre gesammelten Stücke ‚zu fortlaufenden Entwicklungsreihen' ordnen, wie Melchior sich die Förderung volkstümlicher Reproduktionen zur Aufgabe macht, wie Sulpiz mit großer Klugheit und Umsicht Goethe für seine Pläne zu gewinnen sucht, und wie es ihm gelingt, den anfangs Mißtrauischen und kühl Zurückhaltenden immer mehr für sich und für die altdeutsche Kunst warm und wärmer zu machen, wie Goethe aber doch aus seiner nun einmal dem Antiken zugewandten Geschmacksrichtung heraus nicht tief in diese christliche Kunst einzudringen vermag, dies alles und die Art, wie die Sammlung durch immer neue Stücke vermehrt, die Sammeltätigkeit selbst als Beruf und Geschäft betrieben ward, stets mit dem unerschütterlichen Glauben, aus der vollkommenen Erkenntnis altdeutscher Kunst werde ‚die Überlegenheit germanischen Wesens auf allen Gebieten' sieghaft hervorgehen, das macht den Reichtum dieses ersten Bandes aus, der, übersichtlich gegliedert, eine schnelle Orientierung ermöglicht. Der Verfasser steht der Romantik objektiv gegenüber, er sieht ihre Verdienste wie ihre Unzulänglichkeiten und Mängel mit dem Auge des Wahrheitsforschers, und so gewinnt seine fein abgewogene Darstellung den Wert eines hervorragenden ‚Beitrags zur Geschichte der Romantik', wie es im Untertitel des Werkes heißt.

Diese objektive Haltung gegenüber der romantischen Schule und ihren unmittelbaren Nachwirkungen in der späteren katholischen Romantik ist für unsere heutige Orientierung um so dringender geboten, als wir ja gegenwärtig mehr als je in der Dekadenz des romantischen Künstlerwesens drin stehen und uns nur in demselben Maße aus ihr herausarbeiten können, als wir die Mängel und Schwächen der ursprünglichen Bewegung erkennen und überwinden. Was man auch immer über den universalistischen Zug bei den Romantikern sagen mag, ihre Kunst und ihr Dichten waren impressionistisch, ihr Verhalten auch zu der ausgebreitetsten Wirklichkeit subjektivistisch, und was wir heute in unseren Tagen als sog. Neuromantik erleben, ist nur die Zuspitzung dieser Richtung ohne jene Milderungen, wie sie einerseits aus der klassischen, andererseits aus der religiösen und geschichtlichen Tradition stammen, zu der die alte Romantik sich bekannte. Alle klassische Kunst ruht auf der

Anerkennung einer Welt von objektiven Werten. Diese Welt mag zeitweilig eingeschränkt und im Hinblick auf höhere und höchste Ziele zu eng sein, aber selbst ein engbegrenzter Bestand solcher objektiven Werte gibt ihr eben jene Ruhe, Klarheit und innere Geschlossenheit, die wir als klassisch empfinden. Die Romantik als eine revolutionäre Gegenbewegung gegen unsere Klassik hat wohl den Erlebniskreis erweitert, aber dem also Erweiterten nicht im gleichen Verhältnis eine feste, objektive Grundlage zu geben verstanden; sie hat Anregungen die Fülle ausgestreut und dadurch eine Ausdehnung des früheren klassischen Horizontes bewirkt, aber sie hat auch in diesem impressionistischen Schweifen ihre bildende Kraft verzehrt und wird immer dort die gleiche Wirkung hervorbringen, wo ihre Praxis zur Theorie erhoben oder ihre Theorie in die Praxis umgesetzt wird. Diese Feststellungen scheinen uns notwendig als kritische Überleitung zu einem Büchlein von **Christoph Flaskamp**, das er unter dem Titel **‚Die deutsche Romantik'**, Ein Vortrag aus dem Jahre 1912' drucken ließ (Schnell, Warendorf; 60 S., M. 1,—). Es ist ein Manifest, keine Darstellung. Mit der Forderung einer Absage an die neueuropäische liberale Bildung sind wir vollkommen einverstanden, ohne indes der stark aprioristischen Kritik der Klassik und der Erhebung der Romantik zum katholischen Zukunftsprogramm Gefolgschaft zu leisten. Es sind geistreiche Betrachtungen, die aber zu einem guten Teil ihr Ziel verfehlen, weil sie den Ausgangspunkt nicht richtig — oder besser gesagt — ohne die notwendige Kritik gewählt haben. Jedoch allein schon eine so ernste und aktuell gerichtete Beschäftigung mit der Frage, wie wir die allseitig empfundene geistige Not unseres literarischen Lebens überwinden, verdient Anerkennung und Beachtung. Von einigen sprachlichen Schwerfälligkeiten abgesehen, liest sich der Vortrag gut, besser als frühere kritische Arbeiten Flaskamps. Auf S. 42 steht der Satz: ‚Die neueuropäische Wissenschaft und Kunst ist in metaphysischer Hinsicht vielfach einfach Götzendienst oder wenigstens (muß doch wohl heißen: höchstens!) unzulängliches Abbild der göttlichen Weisheit und Weltordnung und der irdischen Wirklichkeit.' Welche Wissenschaft und Kunst gleichviel welcher Zeit und Herkunft wäre dies letztere nicht? Der Satz ist bezeichnend für vieles andere in der Schrift: zu viel große und unbestimmte Worte, zu geringe Schärfe der Begriffe und zu wenig Klarheit in ihrer Verbindung.

Diese Liebe zu unserer deutschen Vergangenheit wurde schon längst vor dem Aufkommen der eigentlichen romantischen Bewegung durch einzelne, meist abseits vom großen literarischen Treiben lebende Männer vorbereitet, und unter ihnen hat Justus Möser schon auf den jungen Goethe in diesem Sinne eine starke Wirkung ausgeübt. Dieses Osnabrücker Staatsmannes und Patrioten Schriften sind heute in ihrer Gesamtheit nur noch von gelehrtem Interesse, doch steckt darin im einzelnen so viel kraftvoller und gesunder Sinn, so viel echte Erfahrung und Liebe zu deutschem Wesen, so viel feines Verständnis für den inneren ständisch gegliederten Aufbau deutschen Verfassungslebens, daß auch wir Heutigen noch aus der Gedankenwelt dieses knorrigen Westfalen sehr lebendige Weisheit schöpfen können. Dr. **Rudolf Schulze** hat in der Sammlung Kösel unter dem Titel: **‚Justus Möser, eine Auswahl aus seinen Schriften'** (Kempten 1914, gebd. M. 1) unter den oben angeführten Gesichtspunkten eine gute Übersicht über das literarische Schaffen dieses Mannes in Proben dargeboten, die jedem empfohlen sei, der sich mit Möser bekannt machen will.

Während wir uns immer klarer werden, daß das Hauptverdienst der Romantik vielmehr in der von ihren Dichtern aufgedeckten Grundlage deutschen Wesens und deutscher Kultur liegt als in ihren eigentlichen dichterischen Leistungen, geschweige denn in ihren literarischen Theorien, so wird es für unsere Selbstbesinnung und Orientierung doch langehin sehr wesentlich bleiben, sich mit diesen Dichtungen und Theorien auseinanderzusetzen, indem wir immer wieder auf die Zusammenhänge mit der geistig überragenden Dichtung unserer Klassiker zu sprechen kommen. Der Begriff des modernen Romans und der der romantischen Bewegung und Theorie hängen aufs engste zusammen, wie ja auch schon die Sprachwurzel andeutet. Somit führt auch eine Untersuchung: **‚Der Roman der deutschen Romantik'** von **Paula Scheidweiler** (Teubner, Leipzig 1916, 170 S., geh. 4 M.) grundsätzlich in das Problem selbst hinein.

Die Aufgabe, mit Fleiß und Umsicht unternommen, besteht darin, zu zeigen, wie der Roman der Romantik eine neue Kunstform anstrebt, die aber in sich haltlos, notwendig aus ihrem Prinzip, dem Musikalischen, heraus nach kurzer Blüte zerfällt, weil die beiden Elemente der

plastischen Gestaltung und der musikalischen Belebung auf- und ineinanderwirken bezw. sich voneinander loslösen, wodurch die Vorherrschaft des letzteren bedingt und im Roman allmählich die Auflösung aller plastischen Elemente herbeigeführt wird. Von Goethes ‚Wilhelm Meister' an, der als Zwischenglied und Übergangserscheinung gewürdigt wird, über Schlegels Lucinde und Brentanos Godwi, worin die musikalische Gestaltung noch im Sinnlich-Triebhaften verharrt, über Tiecks Franz Sternbalds Wanderungen und Novalis' Ofterdingen, bei denen das Ideelle vorwiegt, über Hölderlins Hyperion, worin das Musikalische sich rein durchsetzt, und über Eichendorffs und Arnims Romanen, wo sich die Wirklichkeit dagegen erhebt und satirisch gewendet wird bis zu E. Th. A. Hoffmann, wo diese Bewegung auf die Spitze getrieben ist, um in Immermann zur endgültigen Überwindung zu führen, zeigt die Verfasserin den Verlauf dieser Entwicklung. Die Arbeit hat den Charakter einer schulmäßigen Untersuchung, wie er den üblichen Dissertationen eignet, nicht ganz abgestreift, erhebt sich aber über die meisten dieser Leistungen durch Selbständigkeit des Urteils. u.

Bildende Kunst

Mögen auch Kunst und Kunstwissenschaft mit wechselndem Eifer neue Richtungen annehmen, das Gebiet der Künstlermonographie bleibt zwar nicht außer dem Streit, oft im Gegenteil, aber doch aller Liebhaberei offen und darum auch dem weiteren Leserkreis am nächsten. Gleich das erste Werk, das wir hier anzeigen, **‚Fra Angelico aus dem Dominikanerorden'** von P. Innozenz M. Strunk O. P., verzichtet von vornherein auf die schwierigen Fragen einer Chronologisierung der Werke des Meisters und Sonderung von den Schülerarbeiten, es möchte aber dafür in seiner Art zum Jahr 1916 als dem Jahre, da der Dominikanerorden sein siebenhundertjähriges Bestehen feiern konnte, einen Beitrag bringen und den lieblichen religiösen Meister Fra Angelico ‚mehr, als es bisher geschehen ist, aus seiner nächsten Umgebung, aus seinem Orden, aus seinem täglichen Klosterleben heraus' erklären. Dementsprechend wird Leben und Wirken des innerlich sicheren, ganz im Glauben verankerten Meisters, der in seiner künstlerischen Fähigkeit, die auflösenden Neigungen der Kunst zurückzuhalten, unübertroffen ist, in und außer der Klostermauern und an den verschiedenen berühmten Wirkungsstätten geschildert und die Schilderung durch reichliche und gute Bildbeigaben nicht nur der Werke, sondern auch von Örtlichkeiten (ein farb. Titelbild und 133 Abbildungen) unterstützt. Das Schlußkapitel ‚Verherrlichung Fra Angelicos durch die Kunst' mit Abbildungen von Darstellungen Fra Angelicos durch spätere bis zu den neuesten Künstlern mag dem Verfasser bei seiner Absicht einer Jubiläumsfeierspende besonders am Herzen gelegen sein. Mit dem Abstand von der innig wahren Kunst des Gefeierten bis zu unangenehmer Sentimentalität, besonders neuer künstlerischer Verehrer, der dadurch in die Bilder des Buches kommt, geschieht dem Gefühl aber so viel Abbruch, daß man dieses Kapitel lieber als eigenes Schriftchen wünschen möchte (M. Gladbach, B. Kühlen, 5 M.). — In den ‚Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben', die mit knappem kunstgeschichtlichen Einleitungstext, am Schluß angefügtem kritischen Apparat und Bilderverzeichnissen und im übrigen einer möglichst restlosen bildlichen, auch durch Ausschnitte verdeutlichenden Wiedergabe der Werke in ihrer Art einen Vollkommenheitstyp der Künstlermonographie darstellen, ist als letzter, 25. Band **‚Perugino'**, des Meisters Gemälde in 249 Abb. von Walter Bombe erschienen. Nach Fra Angelico ist Perugino der erste der großen Italiener, der, ebenfalls an einem Wendepunkt der Kunst, ihre Dramatisierung und den Ausbruch innerer Kräfte zurückhielt, gegenüber dem älteren Meister allerdings schon mehr im Gefühl als im Glauben, was die künstlerische Form manchmal schon schwankender macht. Beide gehören zu den wenigen Künstlern, deren Natur solch reine Formen gebar, daß ein Miterleben des geschichtlichen Kampfes dieser ihrer Kunstformen nicht zuerst nötig ist, um ihre Güte zu verstehen. Der Herausgeber gibt das kunstgeschichtlich Notwendige (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 10 M.). — In den Monographien der ‚Weltgeschichte in Charakterbildern' lag schon vor dem Krieg eine über **‚Michelangelo'** mit dem größeren Titel ‚Die Renaissance in Italien' von Walter Rothes vor. So sehr der Name Michelangelo in aller Mund ist, so fern ist doch Kern und Drama seiner Kunst allem nicht durch die Geschichte geläuterten Verständnis. Die Absicht, den Charakter dieses Künstlers auf dem großen geschichtlichen Hintergrund zu zeichnen, ist also verheißender als je. Rothes ist es allerdings nicht gelungen, den Künstler und die Zeit von innen heraus aneinander zu entwickeln und daraus das Werk und seine Form zu begreifen:

er bringt die äußeren geschichtlichen und natürlichen Gegebenheiten herzu, um sie auf den Stoff des Werkes zu verteilen. Eine Fülle von Fragen ergibt sich entsprechend diesem zentralen Thema der kunstgeschichtlichen Arbeit. Wo es am schwersten wird, in der weltanschaulichen Vollendung der künstlerischen Form, muß sich Rothes ziemlich kurz und hilflos vielfach mit Zitaten begnügen. Die Ausstattung mit 100 Abb. ist umfänglich und gut. (Mainz, Kirchheim & Co., 4,50 M.) s.

Unsere Kunstbeilagen

Ist von allen Bildern, die aus dem Erlebnis dieses Krieges stammen, heute schon eines volkstümlich geworden? Volkstümlich, wie einzelne Bilder Adolf v. Menzels und — mit dem gebührenden Abstande — Anton von Werners nach dem Krieg 1870/71 im deutschen Volke geworden sind? Die Frage ist vielleicht verfrüht, aber es ist noch immer so gewesen, daß bei solcher Volkstümlichkeit das sachliche Interesse und das im Volke lebende Gefühl für die den Ereignissen und Persönlichkeiten zukommende Bedeutung jeweils den Ausschlag gegeben hat. Nach dem letzten französischen Krieg waren es die Ereignisse nach Sedan (Bismarcks Begegnung mit Napoleon) und die Kapitulationsverhandlungen, (Moltke, die Kapitulationsbedingungen diktierend) worin das Volksempfinden entscheidende Ereignisse sah. Heute liegen solche entscheidende Ereignisse nicht vor. Aus der großen Zahl heldenhafter Kämpfe und Siege hebt sich im Volksbewußtsein einzig die Gestalt Hindenburgs hervor, dessen ruhiger und sicherer Strategie und Willenskraft das künftige Schicksal Deutschlands und seiner Verbündeten anheim gegeben ist. Mehr wie einst die Bildnisse Bismarcks und Moltkes ist Hindenburgs Bildnis bis in die letzte Hütte gedrungen und jedem Kinde sogar eine vertraute Erscheinung geworden. Was bisher fehlte, war das Bild, das den Generalfeldmarschall in der jüngsten Phase seiner Tätigkeit zeigt, das ihn dem deutschen Volke so zeigt, wie es aus der Vergangenheit her gewohnt ist, solche Dinge anzuschauen. Von solcher Art ist das hier wiedergegebene Bild, das Hugo Vogel gemalt und der Ullsteinsche Kunstverlag in Berlin in verschiedenen Formaten und Ausgaben für große und kleine Börsen als Wandschmuck herausgegeben hat. Hindenburg mit seinem Generalstabchef Ludendorff, einfach wie er ist, in einfacher Stube am Kartentisch, er selbst wie in inneres Schauen versunken, die Hand, zur Faust geballt, willensstark auf dem Tische ruhend, während Ludendorff den Blick, kombinierend und offenbar das Einzelne durchdenkend, über die Karte schweifen läßt. Das Bild mutet als künstlerische Leistung wie eine gute Wiederholung der volkstümlichsten Schöpfungen der 70er Jahre an, inhaltlich dagegen ist es die Verkörperung deutscher Schlichtheit und Willenskraft in den Gestalten zweier Heeresführer der Gegenwart.

Das Bild ‚Bruder Klaus in der Ratsversammlung zu Stans‘, das wir wie das Gedicht von Fridolin Hofer zur Erinnerung an den 500. Geburtstag des seligen Schweizer Einsiedlers Nikolaus von der Flühe bringen, zeigt ihn auf der Höhe seines äußeren Lebens als Friedensstifter zwischen den entzweiten Schweizern auf der Tagsatzung 1481 zu Stans. Der Zeichner Ferd. Fellner (1799—1859) verstand, seinen Schilderungen geschichtliche Anschaulichkeit zu geben.

Offene Briefe

Dr. Sch. in St. Sie haben recht, daß in dem Aufsatz ‚Eine chemische Arbeit von Görres' im Februarheft 1916 S. 595 im Anfang des zweiten Absatzes vom ersten zum zweiten Satz der logische Zusammenhang nicht ganz gewahrt ist. Infolge einer notwendig gewesenen redaktionellen Streichung ist das verbindende Wörtchen ‚wohl' weggefallen; es muß also heißen: ‚Görres hat sich . . . . es wohl nicht entgehen lassen.' Die ebda. S. 597 am Schluß von dem Verfasser des Aufsatzes in Aussicht gestellte ‚ausführliche Erörterung einer so rein chemischen Frage' ist übrigens kurz darauf in den ‚Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften' (von Günther und Südhoff) XV. Bd. 1916, Nr. 1, S. 5 ff., veröffentlicht worden, in denen der namhafte Mitherausgeber Prof. Günther die auf Grund jenes ‚Hochland'aufsatzes festgestellte Bedeutung von Görres für die Naturwissenschaft noch außerdem anerkannte.

Berichtigung. In dem Aufsatz über Hugo Münsterberg im Februarheft muß S. 627 die letzte Zeile dahin berichtigt werden, daß Münsterberg ‚als ordentlicher Professor an der Harvard-University in Cambridge wirkte'.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. **Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

